This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Des Landwirt's Haus- und Lesebuch

von

Christian Jenssen.

Berlin.
Verlag von Paul Parey.
1882.

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

FROM THE LIBRARY OF
COUNT EGON CAESAR CORTI

MAIN LIB.-AGRI.

Des Landwirt's

Haus- und Lesebuch.

Von

Christian Jenssen,

Oberinspektor der Invaliditäts- und Altersversicherungs-Anstalt Hannover,
vormals Generalsekretär der Königlichen Landwirtschafts-Gesellschaft in Hannover
und Herausgeber der „Hannov. land- u. forstw. Zeitung."

Berlin.

Verlag von Paul Parey.

Verlagshandlung für Landwirtschaft, Gartenbau und Forstwesen.

SW., 10 Hedemannstraße.

1892.

MAIN LIB.-AGRI.

5521
J4

Vorwort.

Das vorliegende „Haus- und Lesebuch" ist eine Frucht jahrelangen Sammelfleißes aus einer vielseitigen landwirtschaftlichen und verwandten Thätigkeit des Verfassers, zumeist in Schleswig-Holstein und Hannover. Es ist bestimmt, eine bisher vorhandene Lücke in der landwirtschaftlichen Litteratur auszufüllen und nicht nur das landwirtschaftliche, sondern auch und vor allem das ländliche Leben und Streben nach seinen verschiedenen Gliedern und Lagen, Verhältnissen und Zuständen durch ausgewählte, abgerundete Lesestücke darzustellen, wodurch nicht nur die Erkenntnis gefördert werden, sondern auch Herz und Charakter zu ihrem Rechte kommen sollen. Hierbei konnte es nicht die Aufgabe sein, die unendlich vielseitige Technik der Landwirtschaft und ihrer Nebengewerbe und Nebenzweige, wie die naturwissenschaftliche Begründung auch nur annähernd erschöpfend abzuhandeln, sondern das Ziel der Darstellung ist der Landwirt selbst, sein Beruf als solcher, und seine vielfachen Lebensbeziehungen als Träger des vornehmsten Zweiges der Urproduktion, seine Stellung und Bedeutung im eigenen Hause und der Wirtschaft, in der Gemeinschaft der Genossen und des Volkes, im Verkehr mit der Tier- und Pflanzenwelt in Haus und Stall, in Feld und Wald, im Moor und auf der Heide, sein Leben in den verschiedenen Zeiten, den Feier- und Festtagen des Jahres. Dabei durfte der Landwirt als Mensch und Christ nicht unberücksichtigt bleiben, und zum besseren Verständnis der gegenwärtigen Lage des Gewerbes und Standes mußten dem Landwirt der schnelllebigen Gegenwart ausgewählte Spiegelbilder aus der Vergangenheit seines Standes und Gewerbes geboten werden. Der jetzigen Generation, besonders der bäuerlichen Wirte, welche meiner Erfahrung nach ihre eigene Geschichte nur zu wenig kennt, mußte nicht nur das Gewordene, sondern auch das Werden selbst in charakteristischen Einzelzügen vorgeführt werden. Aus der wahrheitsgetreuen Schilderung dieses durch Jahrhunderte sich hinziehenden, oft gestörten Entwicklungsprozesses — einer wirklichen Leidensgeschichte — wird hoffentlich auch mancher außerhalb unseres Standes stehende Beurteiler desselben die richtige Erklärung für die gegenwärtigen Verhältnisse und für die Eigentümlichkeiten der Träger unseres Standes finden. So hofft „Des Landwirt's Haus- und Lesebuch" für eine gerechte Beurteilung unseres Standes und Gewerbes, unseres Wirkens und Ringens die

M749394

allein zulässigen Gesichtspunkte und Grundlagen zu bieten, ohne in das Extrem der Standesüberhebung zu fallen und das zum Schlagwort gewordene „Agrariertum" auf den Schild zu erheben. Den Wahlspruch: „Jedem das Seine!" hatte der Verfasser stets vor Augen. Er wagt zu hoffen, daß bei der Auswahl der Stücke wesentliche Beziehungen des Landwirt's nach irgend einer Seite nicht übersehen worden sind. Hierdurch ergab sich eine gewisse Vielseitigkeit des Inhaltes, eine Eigenschaft des „Haus- und Lesebuches", welche für den fruchtbringenden Gebrauch desselben in ländlichen Kreisen nicht entbehrt werden kann. Allerdings hat sich hierbei der Umfang des Buches mehr vergrößert, als dem Verfasser lieb ist; er fürchtet jedoch nicht, daß solches der Verbreitung seines „Hausbuches" hinderlich sein werde.

Zunächst und vor allem soll mein Buch ein „Hausbuch", erst in zweiter Linie ein „Schulbuch" sein. Es soll und wird allen Gliedern des ländlichen Haushaltes, Eltern und Kindern, Gatte und Ehefrau, den Herrschaften und Arbeitern, den Jungen und Alten, Armen und Reichen etwas bieten: für sie belehrend und anregend, erheiternd und versittlichend, im gewissen Sinne auch erbauend; dagegen nicht lehrhaft, moralisierend und tendenziös, sondern das Leben wie es ist wiederspiegelnd, auch in Sprache und Dialekt, Humor, Witz und Satire. Die echte Volkstümlichkeit sollte zu ihrem Rechte kommen. Die Gesichtspunkte bei der Wahl durften nur edle sein, alles Platte und Gemeine war auszuscheiden und einer Popularisierungswut im landläufigen Sinne, in der verwässernden Manier des alten „Vater Gottlieb" und Konsorten, wo „Kunstbauern" fabriziert werden, durfte und wollte der Verfasser nicht huldigen. Das „Hausbuch" reicht aus seinem Schatze Altes und Neues, Leichtes und Schweres; es hält den Bauer nicht für so dumm, als mancher ihn wohl haben möchte; es giebt auch Nüsse zum Knacken, denn „ein Buch, das man nicht zweimal liest, ist nicht wert, daß es einmal gelesen wird." Verfasser bückt sich nicht immer zum Leser herab, sondern versucht, ihn zu sich herauf zu ziehen: es ist ihm zu gut bekannt, daß dem Landwirt der Gegenwart Anrede und Darstellung in „populärem Bauernstil" früherer Zeiten anwidert, denn „andre Zeiten, andre Menschen und — andre Weisen!"

Doch keineswegs allein für den kleineren und mittleren Landwirt — den Mann mit dem Ehrennamen „Bauer" — ist dies Buch geschrieben; auch der größere wird sein Teil darin finden, sei es für die Technik, sei es in betriebs- und volkswirtschaftlicher Richtung seines Berufes, oder sei es für sein eignes Haus und sein eignes Herz. Unmöglich aber konnte das „Haus- und Lesebuch" bei der großen Verschiedenheit der landwirtschaftlichen und ländlichen Verhältnisse unseres deutschen Vaterlandes Allen alles sein und das Interesse der Fachgenossen in diesem weiten Gebiete voll und ganz in Anspruch nehmen. Verfasser mußte sich bescheiden auf einen beschränkteren Kreis des Vaterlandes, wo Land und Leute, Boden und Betrieb, Vergangenheit und Gegenwart wesentlich gleichartige Verhältnisse aufweisen. Und dieser Kreis war für ihn Norddeutschland, besonders Nordwestdeutschland, das Land der Niedersachsen und

Friesen, seine engere Heimat, die er genau kennt und innig liebt und deren Personen und Verhältnisse auf dem platten Lande er seinen Lesern recht eingehend vor Augen führen wollte, nachstrebend dem Mahnworte des Dichters: „In der Beschränkung zeige sich der Meister!"

Wenn ich hier den spezifischen norddeutschen Charakter meines Buches betone, so wird der Leser doch bald finden, daß dasselbe auch in Mitteldeutschland (und Süddeutschland) von den Fachgenossen mit großem Nutzen wird gebraucht werden können: Nord oder Süd — „de Bur is en Bur un blivt en Bur — all eens Tobak, aver gesund von Natur!"

Das „Haus- und Lesebuch" stellt sich in zweiter Linie als ein „Schulbuch" dar und hat dabei die verschiedensten landwirtschaftlichen Bildungsstätten für den kleinen und mittleren Landwirt im Auge, macht aber nicht den Anspruch darauf, ein Schullesebuch im gängigen Sinne, und für alle erwünschten Zwecke eines „Lesebuches" ausreichend zu sein. Dafür fehlen dem Buche Wissensgebiete, die mancher Lehrer nicht wohl entbehren möchte. Andererseits glaubt Verfasser aber behaupten zu dürfen, daß die landwirtschaftliche Schule in seinem Buche für Belebung, Vertiefung und Verallgemeinerung des Unterrichtes, für Veredlung des Gemütes und Charakters, ja für eine edle Standes- und Lebensanschauung überhaupt vieles finden wird, was sie in den vorhandenen landwirtschaftlichen Lehr- und Lesebüchern vergeblich sucht. Wie jedes gute Schullesebuch stellt das vorliegende „Lesebuch" sich nicht als ein „Lehrbuch" oder „Handbuch" dar; es will diese nach keiner Richtung hin ersetzen, sondern ergänzen; für den Sprach-, wie Fachunterricht abgerundete Stücke (thunlichst Musterstücke) bieten, welche Gesichtspunkte aufweisen, wodurch Verständnis und Auffassung erweitert, das Gelernte in vielseitigerem Lichte gezeigt und wichtige Momente besonders eingehend hervorgehoben werden. Dazu will das Buch durch viele hierfür besonders geeignete Stücke die so notwendige Gelegenheit bieten, den Schüler im freien Vortrag üben zu können. Die volle Verwertung eines Lesestückes für diese Zwecke hängt allerdings, wie dem Verfasser aus längerer Lehrthätigkeit an landwirtschaftlichen und anderen Schulen wohl bekannt, vor allem von der methodischen Tüchtigkeit des betreffenden Lehrers ab, und auch aus diesem Grunde ist die neuerdings getroffene Einrichtung „pädagogisch-landwirtschaftlicher Seminare" mit Freuden zu begrüßen. Je kürzer der Kursus und je enger der Lehrplan ist, je strenger die Stoffauswahl gehandhabt werden muß, desto mehr tritt auch für unterrichtliche Zwecke das Lesebuch in sein Recht; und dies ist besonders der Fall bei unseren landwirtschaftlichen Winterschulen mit ihrem nur zehnmonatigen Unterricht in zwei Winterhalbjahren und der meist sehr lückenhaften Vorbildung der Schüler.

Wenn der Verfasser nun am Schlusse seines Begleitwortes über den „roten Faden", der „Des Landwirt's Haus- und Lesebuch" durchzieht, noch einiges zu sagen hätte, so dürfte dem aufmerksamen und vorurteilsfreien Leser und Kritiker schon die Inhalts-Übersicht und die dort gegebene Gruppierung und Einteilung des Stoffes „den Geist des Buches" ersichtlich machen. Man wird erkennen, daß Standesbewußtsein und Berufsehre hoch gehalten sind, daß sowohl das Volkstümliche

ausgiebig berücksichtigt ist, als auch das patriotische Gefühl für das engere und weitere Vaterland Befriedigung findet. Der gesunde christliche Standpunkt, wie er Gott sei Dank! auf dem Lande noch nicht verleugnet wird, wurde gewissenhaft gewahrt und vor allem fand die freie Entwickelung unseres Standes und Gewerbes in Gemeinde und Staat die verdiente Würdigung.

Wer von den Lesern zu dieser Fahne schwört, dem wird, so hoffe ich, das „Haus- und Lesebuch" ein rechter Hausschatz werden und ein Hausfreund zugleich, den er gern in seine Familie aufnimmt und der ihm seinen schweren Beruf sonnig verklärt und ihm in ländlicher Abgeschiedenheit die langen Winterabende durch „Altes und Neues zum Bedenken und zur Kurzweil" verkürzt und verschönert.

Ohne Treu' in Fleiß und Pflicht
Und ohne fröhlich' Sonnenlicht
Gedeihen Feld und Landwirt nicht.

Wie alle Blüte Frucht muß geben,
Sei's auch die kleinste nur,
Und Samen für ein frisches Leben;
So fruchte auch auf dieser Flur
Mein Buch, das bald ermahnt, belehrt,
Bald heit're Stunden dir gewährt!

Hannover, Michaelis 1891.

Der Verfasser.

Inhalts-Übersicht.

(Die mit * bezeichneten Stücke sind Gedichte).

Nr.		Seite
	Erste Abteilung.	
	Der Landwirt und sein Beruf.	
	I. Berufswürde, Berufsglück und Berufsfreudigkeit.	
1	*Das Riesenspielzeug. A. von Chamisso	3
2	Aussprüche Verschiedener über Wert, Würde und Glück der Landwirtschaft. J.	4
3	*Kaiser Barbarossa in Dithmarschen. Th. Souchay	12
4	Der rechte Bauer. Dr. Fr. von Tschudi	13
5	*Schwert und Pflug. Wolfgang Müller	17
6	*„Auf Gott und eigne Kraft vertraut"! „Westf. Bauer"	18
7	Aus dem Volksmunde	18
8	Bauer, Landwirt, Meerd, Baas, Hausmann, Ökonom. Aurich 1807	19
9	*Bauernlied. Wilh. Nessel	24
10	*Zwei schöne Bauernlieder vor 100 Jahren. Matthias Claudius	25
11	*Räthsel. (Landwirt). J. Klix	26
	II. Berufsarbeit, Berufsziel und Berufssorgen.	
12	Der Dorfschulze. K. L. Immermann	26
13	*Bete und arbeite	31
14	*„Hinter ihm liegt Arbeit, vor ihm Sorge". Dr. C. H. Preller	32
15	Die drei landwirtschaftlichen Sinne. Dr. Fr. v. Tschudi	32
16	Ein Tag auf dem Marschhofe. Herm. Allmers	33
17	„*Wa hett he't sur!" Johann Meyer	37
18	Die Sparsamkeit. (Zwei Schilderungen aus dem westfälischen Landleben). „Westf. Bauer"	38
19	*Altes Gold für Bauersleute	43
20	*De Wegwiser. Johann Meyer	44
21	Die höchsten „Steuern" der Landwirtschaft. Fritz Möhrlin	45
22	*Idyll. Katharina Kasch	51
23	„*Es ist nicht leicht, ein Landwirt sein!" A. Krüger	52
24	*Es lebe hoch die Landwirtschaft!	52
25	*Nur guten Mut! Volkslied	53
26	Aussprüche Verschiedener über Berufsarbeit, Berufsziel und Berufssorgen	54
27	*Des Gutsherrn Aufgang und Niedergang. („D. landw. Pr.")	55
28	Auf der Leibzucht (dem Altenteil). Fritz Möhrlin	56
	III. Berufsbildung in der Theorie und der Praxis.	
29	Zur Ausbildung des Landwirtes. Dr. Hugo Thiel	58
30	Die Ausbildung der Töchter unseres Bauernstandes für den Beruf der ländlichen Hauswirtin. Direktor Conradi	73
31	Die Lehrzeit des Groß-Landwirtes. J.	75
32	*Agronomenlied. Prof. Nowacki	77
33	Die landwirtschaftl. Unterrichtsanstalten in Preußen bezw. Norddeutschland. J.	78

Nr.		Seite
34	Die landwirtschaftlichen Winterschulen. J.	80
35	Die landwirtschaftlichen Wander-Winterschulen in Schleswig-Holstein, dem Fürstentum Lübeck und in Oldenburg. J.	88
36	Aussprüche Verschiedener über die Ausbildung des Landwirtes in der Theorie und der Praxis	90
37	Zur Geschichte der landwirtschaftlichen und der forstwirtschaftlichen Lehranstalten. J.	92
38	*Lob der Chemie	97

IV. Berufshelfer: Dienen und herrschen.

39	*Am Sarge eines Tagelöhners. Dr. Berth. Sigismund	98
40	De Wert mutt vorup! Justus Möser	100
41	*Einem treuen Knechte. Herm. Allmers	100
42	Der Dieb. Heinr. Momsen	101
43	Das Dienen. Jer. Gotthelf	103
44	*Der fromme Knecht. Berthold Ringwaldt	108
45	*Die fromme Magd. Berthold Ringwaldt	108
46	Alte Bauernsitte. Prof. W. H. Riehl	109
47	Claas Preester. Pastor Dr. H. N. A Jensen	109
48	*Die alte Waschfrau. A. v. Chamisso	112
49	*„Herr" Michel der Knecht	113
50	Ein Kleier. „Sonntagsbote"	114
51	*Schäfers Klage. Goethe	118
52	Die Beköstigung der Arbeiter in den holsteinischen Elbmarschen. Dr. Fr. Schacht	118
53	Die Frauenarbeit in den holsteinisch. Elbmarschen. Dr. Fr. Schacht	122
54	Herrschafts-Tafel. J.	124
55	Gesinde-Tafel. J.	126
56	Knechte und Tagelöhner in den schleswig-holsteinischen Guts- u. Hofwirtschaften	128
57	Der Gutsherr und sein Beamter. A. George Voß	137
58	Über landwirtschaftliche Arbeiterverhältnisse. Dr. A. Backhaus	139
59	Die Mamsell umd der Kutscher in den schleswig-holsteinischen Hofwirtschaften	152
60	Der „Zug nach der Stadt" und die Landwirtschaft. Dr. B. Dietrich	156
61	Die deutschen Arbeiter-Versicherungsgesetze (1883—1891) J.	161
62	Arbeitslöhne auf einer Hannoverschen Domäne mit Zuckerrübenbau. J.	169

Zweite Abteilung.

Der Landwirt in Nachbarschaft und Gemeinde, im Verein und in der Volksgemeinschaft.

I. Muttersprache und Volksmund.

63	*Min Moderspraf. Klaus Groth	173
64	*Plattdütsch. Franz Poppe	173
65	Das Plattdeutsche im Herzogtum Oldenburg. Dr. J. Goldschmidt	174
66	Spruch-Tafel. J.	179
67	Wie das Volk in Norddeutschland denkt und spricht. J.	180

II. Nachbarschaft und Gemeinde.

68	Die schleswig-holsteinische Bauernschaft	188
69	Der Herr Ortsvorsteher	196
70	*Das Dorf. A. Schreiber	201
71	*Der Lehrling. Karl Weise	201
72	Nachbar-Tafel. J.	201
73	Der treue Vogt. Justus Möser	202
74	Etwas vom Grüßen	205
75	Eine holsteinische Hofschmiede. G. Hoffmann	207
76	Der Fuchsmüller. Pfarrer Karl Stöber	212
77	Die sieben Wahrzeichen eines guten Dorfes. B. Auerbach	213
78	„Mit dem weißen Stock von dannen"! Smiles-Schramm	214
79	Bi Nawerslüd. Heinrich Burmester	216
80	*In der Landstadt. Schiller	221

Nr. Seite

III. Daheim und in der Fremde.

81 Der junge Wanderer. Starke . 222
82 *Lied eines Landmannes in der Fremde. v. Salis 223
83 Die Großmutter entläßt ihren Enkel zur Wanderschaft. Jer. Gotthelf 223
84 *Wanderers Abschied. Paul Trede 225
85 *Abschied. Daniel Bartels . . . 225
86 *Willkommen! Albert Traeger . 225
87 *Der wandernde Müllergesell. Wilh. Müller 226
88 Abschiedsworte eines Vaters an seinen Sohn. Pfarr. Jul. Sturm 226
89 Abschieds-Tafel. J. 227
Da sind die alten Plätze wieder. F. W. Grimme.
Morgen muß ich fort von hier. Volkslied.
Es ist bestimmt in Gottes Rat. Ernst Freiherr v. Feuchtersleben.

IV. Verein u. Genossenschaft

90 Der Wucher auf dem Lande. J. . 229
91 Wucher-Tafel. J. 237
92 Landwirtschaft und Lebensversicherung. J. 239
93 Zur landwirtschaftlichen Vereinsorganisation. Dr. Hugo Thiel. 246
94 Die landwirtschaftlichen Centralvereine u. Centralstellen Deutschlands im Jahre 1890. J. . . 258
95 Die landwirtschaftlichen Genossenschaften. J. 261
96 Die genossenschaftliche Pferdeversicherung in Ostfriesland. Dr. Wegner 270
97 Die Feuerversicherung in Schleswig-Holstein. E. Rohde 273

V. Reichtum und Armut; das Sparen.

98 Der Pfennig in der Landwirtschaft. Heinr. Theen 277
99 Spartafel. J. 280
100 Der Rechenmeister 281
101 Die Konfiskation des Privatvermögens im sozialdemokratischem Programm. Eugen Richter . . 282

Nr. Seite

102 Die Armut. H. George und Dr. Alberts 285
103 Lob und Gefahr der Armut. Prof. Riehl 286
104 Vom Branntweintrinken. Hugo Weber 288
105 *Der arme Mann 290
106 Ein wunder Punkt in dem ländlichen Armenwesen nnd seine Heilung. Stiftsprediger W. Rothert . . 291

VI. Boden, Kapital und Arbeit.

107 Die Verteilung des ländlichen Privatgrundbesitzes in Preußen 296
108 Die Boden- oder Grundrente. M. G. Fawcett-Philippson . . 298
109 Die Landpreise. Prof. Dr. Fr. W. Dünkelberg. 302
110 Die Hypothekenbewegung i. Preußen während der Jahre 1886/87 bis 1888/89. J. 305
111 Was ist Kapital und welche Dienste leistet es der Produktion? M. G. Fawcett-Philippson 307
112 Die landwirtschaftliche Arbeit. Prof. Dr. F. W. Dünkelberg 310
113 Der Grundbesitz. Stöpel . . . 312
114 Über landwirtschaftlichen Groß- und Kleinbetrieb. M. G. Fawcett-Philippson 313

Dritte Abteilung.

Der Landwirt in Haus und Familie.

I. Das Haus und dessen Inschriften.

115 *Giebelrede. L. Uhland . . . 319
116 Unser Haus. W. Müller . . . 319
117 *Zwei Inschriften. F. W. Grimme 322
118 Hausinschriften-Tafel. J. . . . 323

II. Die Frau und Mutter des Hauses.

119 Die Hausfrau des Landwirts. Dr. Riederer 326
120 *Die Großmutter. F. W. Kritzinger 328
121 *Die Mutter. Ch. Linde . . . 329
122 Sie tanzte gut und kochte schlecht. Justus Möser 329

Nr.		Seite
123	Hausfrauenspiegel in Sprichwörtern. (P. Z.)	331
124	"Dat gift dreierlei Art von Frugens". Heinr. Burmester	332
125	Hausfrauen-Tafel. J.	333
	III. Auf Freiersfüßen und im Ehestand.	
126	Brautstands-Tafel. J.	335
127	*Der Bleicherin Nachtlied. Robert Reinick	337
128	*Das Stelldichein im Garten. J. L. Runeberg-Kath. Kasch	338
129	„Auf Abbruch heiraten". K. Sch.	338
130	Ehestands-Tafel. J.	340
131	*Die passen zusammen. F. W. Grimme	341
132	*Die arme Else. Theod. Fontane	342
133	*Ünner de Koh. Johann Meyer	342
134	*Regeln für Ehemänner und Ehefrauen	342
135	*Reichtum. F. W. Grimme	343
136	*Trennte Göder. Sophie Dethleffs	343
137	*De ole Frieer. Johannes Ehlers	343
	IV. Die Eltern und ihre Kinder.	
138	*An meinen Sohn! Pastor F. A. Feddersen	344
139	*Bi de Weeg. Johann Meyer	345
140	*Wiegenlied. Robert Claas	346
141	*Meiner Klara am Tage ihrer Konfirmation. Paul Trede	346
142	*Von der Gasse. H. Br.	347
143	*Bei dem Grabe meines Vaters. Matth. Claudius	348
144	*Der alte Landmann an seinen Sohn. L. H. Ch. Hölty	349
145	Kinder-Tafel. J.	349
146	*Der Bauernknabe	351
147	*Der Vater giebt seine Uhr dem Sohne. Rückert	351
148	Martin Luther über Schule und Haus Dr. Mart. Luther	352
149	*Das Lernen. Friedr. Rückert	354
150	*Meinem Knaben. Carl Wilh. Heer	355
151	*Ein Besuch auf dem Kirchhofe. J. N. Vogel	355
	V. Des Hauses Glück und Trauer.	
152	*Die fromme Haushaltung. K. Joh. Ph. Spitta	356
153	*Heimat. F. W. Grimme	357
154	Hausindustrie in Nordfriesland, speziell auf Sylt. C. J.	357
155	*Der Wanderer in der Sägemühle. Just. Kerner	360
156	Was ich wohl mag. Matth. Claudius	360
157	*Trost. Friedr. Baron de la Motte-Fouqué	361
158	Wiege und Sarg. Ludw. Würckert	361
159	Haus-Tafel. J.	362
160	Das häusliche Leben im sozialdemokratischen Zukunftsstaate. Eugen Richter	366
161	*Der Liebe Dauer. Ferd. Freiligrath	368
	VI. Des Hauses Sonn- und Feiertage.	
162	*Der Sonntag	368
163	Wert des Kirchenliedes. Joh. Gottf. v. Herder	369
164	*Sonntagmorgen im Winter. F. W. Grimme	369
165	Vor der Kirchzeit. Berth. Auerbach	370
166	*Schäfers Sonntagslied. Ludw. Uhland	372
167	*Die Bibel bringt Segen ins Haus	372
168	Ein heiterer Sonntag in einem Bauernhause. Jer. Gotthelf	373
169	*Das Glöckchen auf der Dorfkirche	375
170	*De düre Wiehnachstied. Sophie Dethleffs	376
171	*Wiehnachtabend. Klaus Groth	376
172	*Unterm Tannenbaum	377
173	*In der Neujahrsnacht. Wilh. Kunze	378
174	*Ostern! Emil Ritterhaus	379
175	*Pfingsten. Aug. Lansky	379
176	*Das himmlische Vaterland. Pastor Klaus Harms	380
	VII. Ernährung, Pflege u. Heilung.	
177	Die Verdauung der Speisen im menschlichen Körper. Dr. Freiherr v. Rechenberg	380

Nr. Seite

178 Das Kochen der pflanzlichen Nahrungsmittel. Dr. Freiherr v. Rechenberg 384
179 Etwas vom Bier und Biertrinken. W. O. v. Horn 386
180 Das Wasser. Dr. Freiherr v. Rechenberg 390
181 Wieviel Nahrung braucht ein Kind? Dr. Freih. v. Rechenberg . . 393
182 Verhalten bei plötzlichen Unglücks- und in dringenden Krankheitsfällen. Dr. Freih. v. Rechenberg 395
183 Die Hausapotheke. Dr. Freih. v. Rechenberg 402
184 Gesundheits-Tafel. J. 406
185 Hauswirtschafts-Tafel. J. . . . 407
186 Die Milch. J. 422

Vierte Abteilung.

Der Landwirt und die Tierwelt.

I. Die Haustiere.

187 Das Pferd. Prof. Dr. H. Landois 433
188 Pferde-Tafel. J. 436
189 Die Landstraße. Karl Schmidlin 438
190 Das Euter der Milchkuh. J. . 439
191 Rindvieh-Tafel. J. 443
192 Die Heidschnucken. Prof. Dr. H. Landois 445
193 Schweine-Tafel. J. 448
194 Zucht-Tafel. J. 449
195 Das Haushuhn. Prof. Dr. H. Landois 451
196 Der Kettenhund. G. 453
197 Hunde-Tafel. J. 455
198 Der beste Rat. B. Auerbach . . 456
199 Holsteinische Gänsemast. L. Danger 456
200 Der hochgesteigerte Instinkt der Bienen. Fr. Bahrs 458

II. Die Tierwelt in Feld und Wald.

201 Das Reh. Wunderlich 465
202 Das Feld- oder Rebhuhn. Prof. Dr. H. Landois 467
203 Der Entenfang auf den nordfriesischen Inseln. J. C. Andersen 469
204 Die Waldschnepfe. Prof. Dr. H. Landois 472

Nr. Seite

205 Die Saatkrähe. Prof. Dr. H. Landois 474
206 Der Nutzen und Schaden des Sperlings. J. 475
207 Der Storch als heiliger Vogel im Volksmunde und im Kinderliede. H. Carstens 477
208 Der Star (die Sprehe). Prof. Dr. H. Landois 478
*Das Lied von den Staren. Felix Dahn 482
209 Unsere Zugvögel in der Fremde. H. M. 482
210 Der Kuckuck. J. 485
211 *De lüttge Spinn. Johann Meyer 489
212 Unsere nächsten Freunde und Feinde aus der Tierwelt. J. . . . 489
213 Ungeziefer-Tafel. J. 493

III. Jagd und Fischerei.

214 Jagd-Tafel. J. 496
215 *Matten Haf! Klaus Groth . . 497
216 Fischzucht und Fischereiwesen auf den Stolberg-Wernigerodischen Domänen im Harz. Prof. Dr. A. Backhaus 498
217 *Der Wilddieb 500
218 Die Teichfischerei im östlichen Holstein. J. 501
219 Der Ochse und der Fisch bei Weidewirtschaft und Stallfütterung. H. Freiherr v. Schilling . . 503
220 Forellenzucht in der Lüneburger Heide 506
221 *Mondwanderung. Rob. Reinick 508

Fünfte Abteilung.

Der Landwirt in Feld und Wald, im Moor und auf der Heide.

I. Die Feldfrüchte, Saat u. Ernte.

222 Die europäischen Kornarten. Dr. Wilh. Richter 511
223 Acker-Tafel. J. 518
224 Der Mais. Dr. Wilh. Richter . 523
225 Der Buchweizen. Dr. Wilh. Richter 526
226 *Das tägliche Brot. P. H. Welcker 526
227 Dünger-Tafel. J. 527
228 *Das Guanolied. Scheffel u. Graf 528

Nr.		Seite
229	Die Predigt der Garben. Klaus Harms	529
230	Der Saatwechsel, die Saatzucht und das Saatgut. O. Beseler. Prof. Blomeyer	530
231	*Erntelied. Overbeck	537
	*Erntegesang. Weiße	537
	*Erntesegen. Jul. Diehl	537
232	Über stickstoffsammelnde Pflanzen. Prof. Dr. Wollny	538
233	*Marschbur sin Sommergedanken. Paul Trede	545
234	*Segen des Lupinenbaues	546
235	*Dei Pläugebengel	547
236	Der Huflattich. J.	547
237	*Der Flachs	552
238	*Lob des Flachses. Just. Kerner	552
239	Das Erntedankfest in alter und neuer Zeit. Heinr. Theen	552
240	Wiesen-Tafel. J.	556
241	*Kartoffelkrankheit. Dr. Paul Sorauer	558
242	Die Kartoffel. Dr. Wilh. Richter	558
243	Die Acker- oder Kratzdistel. J.	564
244	Der Zuckerrübenbau und die Rübenzuckerindustrie in Deutschland. J.	570
245	Der Mergel. J.	575
246	Geschichts-Tafel. J.	577
	II. Die Witterung; Tages-, Monats- und Jahreszeiten.	
247	Das Thermometer in der Landwirtschaft. Dr. v. Schwarz	582
248	*Börsummer. Johann Meyer	585
249	Zeit-Tafel. J.	586
250	*Das Jahr ist jung. Wilh. Brandes	588
251	Die Bauernregeln und ihre Bedeutung. H. Theen	589
252	*Sommerlied. Paul Gerhardt	595
253	Monats-Tafel. J.	596
254	*Wächterruf. Joh. Pet. Hebel	600
255	*Eines Bauersmannes Morgen- und Abendlied. Matth. Claudius	600
256	Tages-Tafel. J.	602
257	Jahreszeiten-Tafel. J.	603
258	*Das schlummernde Dörfchen im Thale. Heinr. Zeise	608
	III. Im Walde.	
259	Waldwirtschaft und Landwirtschaft. Ernst Arendt	609
260	*Lob der Tanne. Fr. Wilh. Grimme	613
261	Die Waldfläche der Provinz Hannover. Beitr. d. forstl. Verh.	614
262	Die Birke. Herm. Masius	615
263	*Waldsegen. Em. Geibel	616
264	Giftpilze. J.	616
265	Die Eiche ist die Königin aller Bäume. Th. Rümpler u. A.	619
266	Ein Gang durch die Forstparzellen des Hofes. A. Meyer	621
267	Kulturmädchen und Holzfäller in den Harzwaldungen. F. Günther	622
268	Wald-Tafel. J.	627
269	*Der Tanne Sturmlied. J. H. Fehrs	630
270	Die Heilighaltung der Wälder. Dr. König	631
	IV. Im Moor und auf der Heide.	
271	Das Moor und seine Kultivierung. J.	632
272	Moor-Tafel. J.	638
273	Das Moorbrennen und die Fehnkultur. Freese, Miquel u. A.	642
274	Die Kolonisierungs-Versuche im Bourtanger Hochmoore durch die Hannoversche Provinzial-Verwaltung. J.	647
275	Die oldenburgische Moorkolonie Elisabethfehn am Hunte-Ems-Kanal. „Der Gemeinnützige"	648
276	Der Drömmling und die Rimpau'sche Moordamm-Kultur. J.	651
277	*Auf der Heide. J. H. Fehrs	652
278	Die Poesie der Heide. Dr. Salfeld und J. M. Hutterus	653
279	Staatliche Heide-Aufforstungen im Herzogtum Oldenburg unter Benutzung des Dampfpfluges. G. Cropp	654
280	*De Heidblom. J. H. Fehrs	656
281	Eine bessere Urbarmachung von Heideland. Dr. Fr. Schacht	657
282	Heide-Tafel. J.	659
283	Der Heidekultur-Verein für Schleswig-Holstein. J.	661

Nr. Seite

Sechste Abteilung.

Landwirtschaftliche Heimats- und Geschichtsbilder.

I. Heimatsbilder.

284 *Unser Vaterland. Bernh. Wächter 665
285 Schleswig-Holstein. Nach M. Schlichting 665
286 Landzerstörung u. Landgewinnung an der schleswig'schen Westküste. Pastor Christian Jensen . . . 670
287 *Auf der Hallig. Wilhelm Johnson 673
288 Die Entstehung der Marsch; die Friesen und der Deichbau. F. Bucholtz 675
289 *Urzeit der Marschen. Hermann Allmers 680
290 *Gegenwart der Marschen. Herm. Allmers 681
291 Das westfälische ländliche Gehöft. Prof. H. Landois 682
292 Westfälische Bauern. H. Boegekamp u. A. 687
293 Naturgenuß auf der Eisenbahn. J. Tr. 691
294 Marschlandschaft an der Oldenburgischen Unterweser in Gegenwart und Vergangenheit. F. Buchholtz 693
295 Die landwirtschaftliche Kultur der Holsteinischen Elbmarschen. Dr. Fr. Schacht 699

II. Geschichtsbilder.

296 Über den Zustand der Landwirtschaft im Hannoverschen während der 50 Jahre vom 1780 bis 1830. Gustav von Gülich . . 702
297 Über die bäuerlichen Zustände auf der Geest Nordwestdeutschlands insbesondere Oldenburgs von der alten Markenverfassung bis zur Gegenwart. F. Bucholz . . 707
298 Bäuerliche Zustände im alten Bistum Hildesheim. Regierungsrat B—t 716
299 Der Adel Schleswig-Holsteins. Petersen's Lesebuch 721
300 Die bäuerlichen Lasten im Mittelalter. Dr. Wilh. Vogt . . . 723
301 Über das Verhältnis der Bauern zu ihren Gutsherren im Mittelalter (aus d. Grafschaft Stolberg-Wernigerode). Prof. Dr. Alex. Backhaus 727
302 Freiheitstafel. J. 730
303 Eine große Bauernhochzeit in Schleswig u. Holstein. A. Hansen 733
304 Die Kolonisten in Holstein. Petersen's Lesebuch 742
305 Die Aufhebung der Leibeigenschaft im Königreich Hannover. S. Sugenheim 745
306 Die Agrargesetzgebung in Preußen und d. übrigen deutschen Staaten. Fritz Hacke 748
307 Die adeligen Güter und die Leibeigenschaft in den Herzogtümern Schleswig und Holstein. J. nach den „Itz. Nachr." . . . 755
308 Die soziale Stellung des Bauernstandes im Mittelalter. Dr. Wilh. Vogt 764
309 Die Lasten und Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges in den Landen Braunschweig und Lüneburg. Dr. W. Havemann . . 768
310 Gedenktafel. J. 772
311 Die Landwirtschaft zu Anfang unseres Jahrhunderts und in ihrem jetzigen Zustande. H. Gropp 780

Erſte Abteilung.

Der Landwirt und ſein Beruf.

I. Berufswürde, Berufsglück und Berufsfreudigkeit.

1. Das Riesenspielzeug.

Burg Riedeck ist im Elsaß der Sage wohl bekannt,
Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand,
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer,
Du fragest nach dem Riesen, du findest sie nicht mehr.

Einst kam das Riesenfräulein aus jener Burg hervor,
Erging sich sonder Wartung und spielend vor dem Thor,
Und stieg hinab den Abhang bis in das Thal hinein,
Neugierig zu erkunden, wie's unten möchte sein.

Mit wen'gen raschen Schritten durchkreuzte sie den Wald,
Erreichte gegen Haslach das Land der Menschen bald,
Und Städte dort und Dörfer und das bestellte Feld
Erschienen ihren Augen gar eine fremde Welt.

Wie jetzt zu ihren Füßen sie spähend niederschaut,
Bemerkt sie einen Bauer, der seinen Acker baut;
Es kriecht das kleine Wesen einher so sonderbar,
Es glitzert in der Sonne der Pflug so blank und klar.

„Ei, artig Spielzeug!" ruft sie, „das nehm' ich mit nach Haus."
Sie knieet nieder, spreitet behend ihr Tüchlein aus
Und feget mit den Händen, was da sich Alles regt,
Zu Haufen in das Tüchlein, das sie zusammenschlägt,

Und eilt mit freud'gen Sprüngen, — man weiß, wie Kinder sind, —
Zur Burg hinan und suchet den Vater auf geschwind;
„Ei, Vater, lieber Vater, ein Spielding wunderschön!
So Allerliebstes sah ich noch nie auf unsern Höh'n."

Der Alte saß am Tische und trank den kühlen Wein,
Er schaut sie an behaglich, er fragt das Töchterlein:
„Was Zappeliches bringst Du in Deinem Tuch herbei?
Du hüpfest ja vor Freuden, laß sehen, was es sei."

Sie spreitet aus das Tüchlein und fängt behutsam an,
Den Bauer aufzustellen, den Pflug und das Gespann:
Wie Alles auf dem Tische so zierlich aufgebaut,
So klatscht sie in die Hände und springt und jubelt laut.

Der Alte wird ganz ernsthaft und wiegt sein Haupt und spricht:
„Was hast Du angerichtet? Das ist kein Spielzeug nicht!
Wo Du es hergenommen, da trag' es wieder hin,
Der Bauer ist kein Spielzeug, was kommt Dir in den Sinn!"

„Sollst gleich und ohne Murren erfüllen mein Gebot;
Denn wäre nicht der Bauer, so hättest Du kein Brod;
Es sprießt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor,
Der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor!"

(A. v. Chamisso.)
† 21. Aug. 1838.

2. Aussprüche Verschiedener über Wert, Würde und Glück der Landwirtschaft.

Unter allen Erwerbsthätigkeiten ist Landwirtschaft die beste, die lohnendste, die angenehmste, des Menschen und des freien Mannes würdigste!

(Cicero.)
† bei Rom 1. Dezbr. 43 v. Chr.

Daß der Feld- und Ackerbau vor allen andern Hantierungen und Gewerben auf Erden ein uralt, nötig, nützlich und hochlöblich Werk sei, kann mit gutem und beständigem Grund und bewahrlichen Exempeln genugsam dargethan und erwiesen werden. Denn bald nach Erschaffung der Welt und Formierung des Menschen hat Gott der Allmächtige selbst den Menschen, welchen er nach seinem Ebenbilde erschaffen, in den Lustgarten Eden, denselben ohne einige Mühe und Beschwernis zu bauen und zu pflanzen, gesetzet, auch ihm desselben Früchte zu eigen geben und eingeraumet. Wie nun dieser Stand des Feld- und Ackerbaues als der allerehrlichsten Hantierung vor dem Fall im Paradies eingesetzet und bestätiget, also ist er ebenermaßen auch nach dem Fall von den lieben Erz- und Altvätern erhalten und vermehret worden. Weil denn nun der Ackerbau ein solch uralt nötig, nützlich und lustig Werk ist, daß es von Gott selbst zur Erhaltung und Ernährung menschlichen Geschlechts gestiftet und eingesetzet, ist es hierum alles Lobes und Rühmens billig würdig. Denn wie könnte dasjenig, so Gott selbst geordnet, so also nötig, nutz und kurzweilig ist, nicht auch hohes Lobs würdig sein!

(Petrus de Crescentiis, Opus ruralium commodorum. Frankfurt a. M. 1583.)

Wo kann man eine Hantierung finden, die redlicheren Gewinn, unschuldigern Wucher und Überfluß, ohne Betrug, Übersatz und Beleidigung eines Menschen geben und leisten könnte, als eben der Ackerbau und die Viehzucht, worbey die alten heiligen Patriarchen und andere große weltberühmte Leute, ja viele Könige, hohe Potentaten und tapfere Helden ihre Freude und Lust gesucht, auch dadurch Reichtum und Wohlstand, Ruhm und guten Namen erlangt haben. Ja selbst unser Heiland und treuer Erlöser Jesus Christus hat ein sonderbares hohes Belieben getragen, seine Gleichnüssen und Lehren aus der Ökonomie zu nehmen, und sich bald wie einen Hausvatter bald wie einen Säemann, wie einen Hirten, wie einen Weingärtner und dergleichen seinen Zuhörern fürzustellen. Sollte man auch alle die Lobsprüche, Gezeugnüsse und Beschreibungen, welche nicht allein die alten Lehrer der Christlichen Kirchen, sonderlich auch die Profan-Authores, die Philosophie, Oratores und Poeten von dem Land-Leben gesprochen und ihme zugeteilt haben, würde man nicht ein kleines Volumen davon aufsetzen und verfertigen können.

(von Hohberg, Georgica curiosa oder Adeliches Landleben, aus dem Jahre 1682.)

Die Landwirtschaft ist die erste aller Künste; ohne sie gäbe es keine Kaufleute, Dichter und Philosophen; nur das ist wahrer Reichtum, was die Erde hervorbringt. (Friedrich der Große.)
† 17. Aug 1786.

Glückselig Jener, der entfernt dem Weltgeschäft,
Wie biedres Volk des Altertums,
Sein Vaterfeld mit eignen Stieren wohl durchpflügt!
(Horaz.)
† zu Rom 27. Novbr. 8. v. Chr.

In den Händen der Landwirtschaft ruht eigentlich das Vermögen, die Kraft des Staates. (Wilh. v. Humboldt.)
† 8. April 1835.

Wir können ruhig die Zerstörung schauen,
Denn sturmfest steht der Boden, den wir bauen;
Die Flamme brenne unsre Dörfer nieder,
Die Saat zerstampfe ihrer Rosse Tritt, —
Der neue Lenz bringt neue Saaten mit
Und schnell erstehn die leichten Hütten wieder. (Schiller.)
† 9. Mai 1805.

Du frommer, freier Bauernstand,
Du liebster mir von allen,
Dein Erbteil ist im deutschen Land
Gar lieblich dir gefallen.

Vom Bauernstand, von unten aus
Soll sich das neue Leben
In Adels Schloß und Bürgers Haus
Ein frischer Quell erheben.

Der Arm, der harte Erde gräbt,
Und Stiere weiß zu zwingen,
Kann wohl, vom Heldengeist belebt,
Mit jedem Feinde ringen.
(Max von Schenkendorf.)
† 11. Dezbr. 1817.

Wenn nicht das Volk der Zwerge
Schafft mit dem Pflug im Thal,
So darben auf dem Berge
Die Riesen allzumal. (Rückert.)
31. Jan. 1866.

Ruhm und Ehre jedem Fleiß,
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen.
Ehre jeder nassen Stirn
Hinterm Pfluge! — Doch auch dessen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, sei nicht vergessen.

Der Gewinn, welchen der Mensch an Größe und Schönheit einerntet, wenn er unaufhörlich dahin strebt, daß sein inneres Dasein immer den ersten Platz behaupte, daß es immer der erste Quell und das letzte Ziel alles Wirkens, und alles Körperliche und Äußere nur Hülle und Werkzeug desselben sei, ist unabsehlich. Wie sehr zeichnet sich nicht, um ein Beispiel zu wählen, in der Geschichte der Charakter aus, welchen der ungestörte Landbau in einem Volke bildet! Die Arbeit, welche es dem Boden widmet, und die Ernte, womit derselbe es wieder lohnt, fesseln es fest an seinen Acker und Herd; Teilnahme an der segensvollen Mühe und gemeinschaftlicher Genuß des Gewonnenen schlingen ein liebevolles Band um jede Familie, von dem selbst der mitarbeitende Stier nicht ganz ausgeschlossen wird. Die Frucht, die gesäet und geerntet werden muß, aber alljährlich wiederkehrt und nur selten die Hoffnung täuscht, macht geduldig, vertrauend und sparsam; das unmittelbare Empfangen aus der Hand der Natur, das immer sich aufdringende Gefühl, daß, wenn gleich die Hand des Menschen den Samen ausstreuen muß, doch nicht sie es ist, von welcher Wachstum und Gedeihen kommt, die ewige Abhängigkeit von günstiger und ungünstiger

Witterung flößt den Gemütern bald schauerhafte, bald frohe Ahnungen höherer Wesen, wechselweis Furcht und Hoffnung ein und führt zu Gebet und Dank; das lebendige Bild der einfachsten Erhabenheit, der ungestörtesten Ordnung und der mildesten Güte bildet die Seelen einfach groß, sanft und der Sitte und dem Gesetz froh unterworfen. Immer gewohnt hervorzubringen, nie zu zerstören, ist der Ackerbauer friedlich und von Beleidigung und Rache fern, aber erfüllt von dem Gefühl der Ungerechtigkeit eines ungereizten Angriffs und gegen jeden Störer seines Friedens mit unerschrockenem Mute beseelt.

(Wilh. v. Humboldt.)

Landwirtschaft ist die Anwendung von Wissenschaften auf das Gewerbe der Bodenproduktion, oder, mit anderen Worten, die Kunst, aus dem Kapital des Bodens und Betriebes die höchste Rente zu erzielen; die praktische Fertigkeit in der Landwirtschaft läßt sich nicht anders erlernen, als auf einem richtig bewirtschafteten Gut. — Beispiel und Überlieferung lehren sie. Ihre Wissenschaft aber erwirbt man durch das Studium der Naturwissenschaft neben der Praxis; und das Ziel derselben ist die Verbesserung, die Vervollkommnung der Gesamtheit des Betriebes.

(Bousssingault.)
* Paris 1802, † Paris 12. Mai 1887.

Was die menschliche Gesellschaft zusammenhält und auseinander treibt und die Nationen und Staaten verschwinden macht, das ist immer und zu allen Zeiten der Boden gewesen, auf dem der Mensch seine Hütten baut.

(J. v. Liebig.)
* 12. Mai 1803, † 18. April 1873.

Der Bauernstand ist die Wurzel des Volksbaumes. Die Blüten, Blätter und Zweige der Krone, ja selbst der Stamm können absterben, und, wenn die Wurzel gesund ist, wieder ersetzt werden. Aber, wo die Wurzel nichts taugt, da geht der ganze Baum zu Grunde.

(Prof. W. Roscher.)
* Hannover 21. Oktober 1817.

An der Scholle zu haften ist das Los des Menschen, traulich an ihr zu haften, der Ruhm des Landwirts. Das Vorrecht eines freien Geistes aber besteht darin, überall wo er den Fuß auf sie pflanzte, die Scholle zur neuen Werkstätte der Kultur zu machen, und aus dem rohen Gestein geläutertes Gold der Civilisation zu schlagen.

(Dr. Wilh. Hamm.)
† Wien 8. Novbr. 1880.

Mein höchster Wunsch war einst ein kleines Feld,
Ein Garten, eine Quelle nah am Haus,
Und etwas Wald dazu . . .

(Horaz.)

Der Zweck der thätigen Menschengilde ist die Urbarmachung der Welt,
Ob du pflügst des Geistes Gefilde, oder bestellst das Ackerfeld.

Der Grundbesitz ist das edelste Gut,
Wie die Erd' in Gottes Händen ruht.
Mögen Feinde schnauben und Stürme toben,
Der Grund bleibt unten, der Himmel oben.

Die Landwirtschaft ist nur die praktische Anwendung der Gesetze der Wissenschaften auf die Produktion; sie selbst ist keine Wissenschaft, sondern blos eine „Wirtschaft." Hat sie sich zur höchsten Spitze der Kunst erhoben, dann ist ihr Ziel erreicht.

(Dr. Wilh. Hamm.)

Alle Völker, welche nicht, den Wilden gleich, zerstreut und wenig zahlreich auf unermeßlichen Jagdgefilden ein kärgliches und wenig menschenwürdiges Dasein führen wollen, müssen notwendig durch die gemeinsame Pflege des Ackerbaues und der Viehzucht den Bedürfnissen der größeren Menge abhelfen, denen die unangebaute Natur in den meisten Gegenden der Erde eine hinreichende Befriedigung versagt.

Zu allen Zeiten haben die gesitteten Völker diejenigen als Wilde oder, wie man in früheren Tagen zu sagen pflegte, als Barbaren angesehen, welche nur durch Jagd und Fischerei ihr Leben fristeten und von den Früchten des Bodens nur solche sich zu Nutze machen konnten, die ihnen der Zufall auf ihren Streifereien darbot. Feste und dauernde Wohnsitze sind bei Völkern dieser Art nur selten und heften sich nur zuweilen an ein Gewässer, das etwa unerschöpflichen Fischfang gewährt. Selbst die Viehzucht allein, welche durch ewige Weiden unterhalten wird, und deren Pfleger dann als Hirtenvölker von einem abgeweideten Landstrich in einen anderen ziehen, verbietet die ächte Ansiedelung dem Menschen, gestattet nicht nur, sondern erzeugt sogar noch eine gewisse Rohheit der Sitten.

Erst wenn der Ackerbau anfängt, dieselbige Erdscholle in jedem Jahre von Neuem fruchtbar zu machen, und wenn die Pflege des Gartens in unmittelbarster Nähe der menschlichen Wohnung alljährlich mehrere Gewächse nacheinander auf derselben Stelle zu bauen erlaubt: erst dann beginnt das edlere menschliche Leben, in welchem jedes Bedürfnis des Leibes, des Geistes und des Herzens schließlich ein Genüge finden kann, wo der mäßige und dem ganzen Dasein wohlthätige Luxus, die vielseitige, dem Körper gedeihliche Nahrung und Pflege, die schöne Teilnahme an dem Wohlergehen des Nächsten und an den schöpferischen Werken von seiner Hand und die Beschäftigung des Geistes mit allen irdischen und himmlischen Dingen möglich ist, und nicht mehr regelmäßig, sondern nur in Zeiten allgemeinen und öffentlichen Unglücks oder durch Schuld und Unglück eines Einzelnen unterbrochen wird.

Der Ackerbau ist also die Grundlage des menschenwürdigen Daseins für uns Alle, bis zu dem begeisterten Künstler, dem tiefen Denker, ja, bis zum Träger der Krone hinauf, und aller Glanz und Reichtum der Erfindungen heutiger Zeit, welche so oft mit Gepränge und Überhebung jetzt entfaltet werden, ihres Ursprungs vergessend, sind aus dem schlichten Urquell des Landbaues entsprungen und sinken zurück in ihr Nichts ohne die stetige Wendung der Scholle mit dem Pflug und der Hacke.

Je weiser ein Mann ist oder je höher die Einsicht eines ganzen Volksstammes reicht, desto klarer werden jedesmal beide die Bedeutung des Ackerbaues erkennen und würdigen, und nur vorübergehend in der Weltgeschichte sind solche Zeiten, in welchen sich der Gelehrte, der Künstler, der Mächtige oder der reiche Müßiggänger, der dem Genusse lebt, über den einfachen Landmann erhaben dünken, oder wo man es als eine Herablassung ganz besonderer Art betrachtet, wenn ein Monarch sich um den Ackerbau seines Landes ernsthaft bekümmert und vielleicht einmal den Pflug selbst durch die Berührung seiner Hand zu ehren sucht. Der König und Kaiser, welcher der Welt dies Zeichen giebt, wie es uns von Kaiser Joseph II. von Österreich erzählt wird, verrät nur, daß er den Zusammenhang der Dinge auf dieser Erde besser erkannt und richtiger gewürdigt hat, als die Höflinge und Schmeichler, welche in dieser natürlichen Huldigung etwas Außergewöhnliches sehen und preisen.

Wenn die Völker des Altertums, namentlich die Griechen und Römer, deren hohe Bildung aus allem hervorleuchtet, was sie uns an Werken der Kunst und Wissenschaft hinterlassen haben, weniger von dem Ackerbau und seinem Werte reden, als es in gegenwärtiger Zeit geschieht, so ist das nicht ein Zeichen, daß

sie die hohe Bedeutung desselben verkannt haben, sondern vielmehr ein Zeichen davon, daß sie es für unnötig hielten, etwas Selbstverständliches oftmals zu sagen. Als ein Zeichen dessen braucht nur hervorgehoben zu werden, daß sie in gebundener und ungebundener Rede Anweisungen zum verständigen Ackerbau selbst auf uns noch vererbt haben, in denen wir an manchen Stellen mit Überraschung Aufschluß darüber erhalten, daß einzelne Künste der Wirtschaft, die wir auf naturwissenschaftlichem Wege jetzt mühsam gelernt haben, den alten Römern schon lange bekannt gewesen sind.

Das alte Rom war gewiß das Muster eines wohleingerichteten Staates und bot jedem geistig begabten Manne eine würdige Laufbahn für seine Thätigkeit dar; aber seine vornehmsten und besten Staatsmäuner hielten sich doch nicht zu gut, sich hingebend mit dem Ackerbau zu beschäftigen. Die Geschichte hat uns die Nachricht aufbewahrt, daß Attilius eben seinen Weizen säete, als ihn das Volk zum Consul, d. h. zu einem Herrscher des mächtigen Reiches, berief, und daß Cincinnatus die Hand am Pfluge hatte, als man ihn zu der mit noch höherer Macht ausgerüsteten Würde eines Dictators, d. h. eines unbeschränkten Herrschers über das ganze Land, vom Felde holte. Der berühmte Naturforscher Plinius erzählt uns, daß man zu seiner Zeit noch Ölbäume sah, welche der siegreiche Feldherr Scipio, mit dem Beinamen des Afrikaners, selbst gepfropft hatte, da er den kleinen Acker und Garten, den er sein eigen nannte, auch mit eigenen Händen zu bauen liebte.

Erst als die Zeit eintrat, daß Staatsmänner, Gelehrte und Feldherren sich zu gut hielten für den Ackerbau und denselben lediglich ihren Sklaven überließen, ging auch dieser mächtige Staat seinem Verfall entgegen, da Üppigkeit und Wohlleben an die Stelle nützlicher und wohlthätiger Beschäftigungen traten und die körperliche und geistige Kraft Derer untergruben, welche die Nachkommen der kühnsten und einsichtsvollsten Staatenbegründer waren, die es jemals gegeben hat.

(Dr. Ludw. Meyn-Uetersen.)
* 1. Okt. 1820, † 4. Nov. 1878.

Der eine dient mit Kunst, ein Andrer mit den Waffen,
Doch muß der Bauernstand uns allen Brot verschaffen.

Glücklich der Fuß, welcher über weite Flächen des eigenen Grundes schreitet; glücklich das Haupt, welches die Kraft der grünenden Natur einem verständigen Willen zu unterwerfen weiß! Alles, was den Menschen stark macht, das ist dem Landwirt zuteil geworden. Sein Leben ist ein unaufhörlicher Kampf, ein endloser Sieg. Ihm stählt die reine Gottesluft die Muskeln des Leibes, ihm zwingt die uralte Ordnung der Natur auch die Gedanken zu geordnetem Lauf. Er ist der Priester, welcher Beständigkeit, Zucht und Sitte, die ersten Tugenden eines Volkes, zu hüten hat. Wenn andere Arten nützlicher Thätigkeit veralten, die seine ist ewig, wie das Leben der Erde; wenn andere Arbeit den Menschen in enge Mauern einschließt, in die Tiefen der Erde oder die Holzplanken des Schiffes, sein Blick hat nur zwei Grenzen, oben den blauen Himmel und unten den festen Grund. Ihm wird die höchste Freude des Schaffens; was sein Befehl von der Natur fordert, Pflanze und Tier, das wächst unter seiner Hand zum eigenen frohen Leben auf. Auch dem Städter ist die grüne Saat und die goldene Halmfrucht des Feldes, das Rind auf der Weide und das galopierende Füllen, Waldesgrün und Wiesenduft eine Erquickung des Herzens; aber kräftiger, stolzer, edler ist das Behagen des Mannes, der mit dem Bewußtsein über seine Flur schreitet: dies alles ist mein, meine Kraft erschuf es und mir gereicht es zum Segen.

Die tägliche Arbeit ist sein Genuß, und in diesem Genuß wächst seine Kraft.

(Gustav Freytag.)
* 13. Juli 1816.

Es ist entschieden, daß die Bildung der Menschheit erst mit dem Ackerbau und durch denselben begonnen hat. So lange die Menschen ihre Nahrung suchten, sei es durch Jagen, Fischen und dergleichen, standen sie noch fast den Tieren gleich. Erst als sie begonnen sich die Nahrung vorzubereiten, indem sie das natürliche Wachstum beobachteten und lenkten, pflanzten und pflegten, hielten sie an einem bestimmten Boden fest, mußten sie die Gesetze der Natur erforschen und entdecken, Einfluß auf das Leben der Außenwelt und ihrer Innenwelt gewinnen. — Der Ackerbau ist die Wurzel aller Bildung in der Welt, aber die Ackerbauer haben die wenigste Frucht davon. Muß das so sein?

(Berth. Auerbach.)
† 8. Febr. 1882.

Die Landwirtschaft kann, wo sie den gewohnten Gang verlassend, weiter ausgebildet werden soll, nur unter der Devise: „Selbst ist der Mann!" geübt werden. Der wissenschaftliche Gedanke stiftet nur Segen, wenn er allmählich in den Betriebsmethoden zum Ausdruck kommt. Jede Überstürzung schadet. Die Wissenschaft wird dann nur ein Spielzeug des gentleman-farming.

(Dr. Ludw. Meyn.)

Ein Hofbesitzer ist noch lange kein Bauer! Hofbesitzer kann auch ein minderjähriges Kind, eine moralische Person, eine Kirche, ein Armen- und Siechenhaus sein; der Bauer aber muß ein ganzer Mann sein, ein Mann voll Thätigkeit und Umsicht, ein Mann voll Ehr- und Selbstgefühl, ein solcher Mann, wie jeder ihn zu sehen glaubt, wenn selbst die Ehefrau, die von ihm spricht, im Gefühle ihrer Demut ihn immer nur „den Bauern" nennt!

(Dr. Ludw. Meyn.)

In dem Ackerbau erkennen wir die Grundlage aller bürgerlichen Geselligkeit und Ordnung; in ihm die sicherste, wenn auch nicht immer die reichste Quelle des Wohlstandes im Staat und in den Familien; in ihm die treue Hut vaterländischer Tugenden; in ihm endlich eine vorzügliche Schule einer frommen, gottergebenen Gesinnung, die wir unter dem schönen Namen der Religiosität begreifen.

(J. P. Hebel.)
† 22. Septbr. 1826.

Vor allem sei du mir gepriesen, Ackerbau! In der Erde Furchenwunden streuest du siebenfältig Leben. Da hebt sich das Herz, da wächst der Geist!

(Berth. Auerbach.)

Es treten in unseren Tagen mannigfaltige Umstände zusammen, welche das Gewerbe der Landwirtschaft zu einer eigentümlichen Würde, zu der Würde, die es bei den Römern und bei allen auf der Stufe einer hohen Kultur stehenden Völkern hatte, wieder erheben und demselben die besseren Köpfe wieder zuführen. Diese entwinden es schon immer mehr den Händen der Einfältigen und Trägen, denen man es fast allein überlassen hatte. — Doch ist auch nicht zu zweifeln, daß der dem Menschen natürliche, bisher noch unterdrückte Reiz des ruhigen, unabhängigen Landlebens, daß die Idee einer hohen fruchtbringenden Kultur des Grundes und Bodens und des dadurch beförderten Seins und Lebens menschlicher und tierischer Wesen, ohne Hinsicht auf irdisches Interesse, manchen zu den heiligen Gefilden der Ceres hinleitet. Nur der, welcher so reines Herzens kommt, wird in das Innere des Heiligtums eindringen und die Gottheit des Ackers schauen.

(Albrecht Thaer.)
* 14. Mai 1752, † 26. Okt. 1828.

Die Landwirtschaft ist die Urquelle der gesamten menschlichen Kultur. Durch seine Arbeit wird der Landwirt der Schöpfer eines Paradieses, und dann kann er stolz sein Haupt erheben und sich freuen, daß seine freie Thätigkeit unabhängig vom Zufall ist, und daß sein Fleiß erschaffen kann, was vorher nicht da war. Wenn diese Wahrheit in dem Landmann ein erhebendes Selbstgefühl erregt, so legt sie ihm auch die Verpflichtung auf, seinen Beruf so zu üben, wie es die Wichtigkeit desselben erheischt.

(J. G. Koppe.)
* 21. Jan. 1782, † 1. Jan. 1863.

Ein Bauer, wie groß oder klein sein Grundbesitz sein möge, der sein Gesinde an Einsicht und besserer sittlicher Anschauung überragt, durch Wort und Beispiel ihm voranleuchtet, mit ihm arbeitet, schafft und feiert; der im deutschen Geiste als Herr der Scholle und zugleich als ein unentbehrliches Glied der Gesamtheit sich berechtigt und verpflichtet fühlt, der denkt und prüft und mit dem lebhaften Gefühl für das Gute und Anständige einen wahrhaft nationalen und gemeinnützigen Sinn verbindet: — er erscheint mir ein beneidenswerter, ein glücklicher Mann; ohne es zu wissen oder zu wollen ist er ein siegreicher Kämpfer für Recht und Wohlfahrt, Freiheit und Sitte. Heil dem Staate, dessen Bauernstand in der Mehrzahl aus solchen Gliedern besteht!

(F. A. Garbs, Hannover 1877.)

Der Landwirt steht mit seinem Berufe inmitten der Natur; er ist von ihr umgeben und sein Leben ist von ihr tausendfach um- und durchschlungen. Aber er soll die Natur nicht nur auf sich einwirken lassen in passiver Abhängigkeit, sondern er hat den Beruf, auch aktiv auf sie einzuwirken und die Kräfte derselben zu seinem Nutzen und zu dem der gesammten Menschheit in seinen Dienst zu nehmen. Dies kann er aber nur, indem er jede ihm entgegentretende Erscheinung verständig und beharrlich beobachtet, das Zufällige und Unwesentliche in derselben von dem regelmäßig Wiederkehrenden und Wesentlichen sorgfältig unterscheidet, von den erfahrungsmäßig bestätigten Thatsachen aus nach den Gesetzen forscht (wozu ihm die exacte Naturwissenschaft treulich die Hand bietet) und endlich diese anerkannten Gesetze sich dienstbar macht, indem er sie mit Umsicht und unermüdlicher Energie zur Anwendung bringt, sich und den Seinen zum Nutzen, seinen Berufsgenossen zum aufmunternden Vorbild, dem Vaterland zur Ehre und Kräftigung, der ganzen Menschheit zum Segen! — Dies sind die Gesichtspunkte, aus denen ich meinen Beruf als Landwirt ein langes Menschenleben hindurch aufgefaßt habe; sie sind es, die mich getrieben haben, dem Strom der Zeit in Wissenschaft und Praxis stets nach Kräften zu folgen; sie sind es, die mir auch oft die Feder in die Hand drängten, um auch meinerseits meine Mitarbeiter an dem großen Werk der Menschheit aufzurufen, zu ermutigen und zu stärken, gleichwie auch ich manchem teurem Manne, den jetzt schon längst der stille Hügel deckt, einen solchen Liebesdienst verdanke.

(Oberamtmann Herm. Gropp, 1883.)
* bei Braunschweig 1811, † Hannover 1887.

Glücklich der Mensch, der in friedlicher Hütte
Froh sein ererbtes Gefilde bestellt,
Immer verbleibend in genügsamer Mitte,
Ferne der wilden, verworrenen Welt. (O. Blumenthal.)

Glücklich ist, wer nicht auf Marmorstufen
Nach eines Günstlings Gunstblick hoffend schaut,
Wer sich inmitten seiner Hufen
Den Tempel der Zufriedenheit erbaut! (O. Blumenthal.)

Glückselig ist der Ackersmann, wenn er's nur recht erkennen kann.

Bauernleben ist das seligste Leben, diesem wächst alles, die anderen Stände müssen's kaufen.

(Lieblingsspruch des Kurfürsten Friedrich des Weisen von Sachsen.)
† 5. Mai 1525.

Wer lebt in seinem Vaterland ohn' Reichtum und ohn' Darben
In einem feinen Mittelstand von seinen eignen Garben;
Wer niemand dient, hat nicht viel' Knecht',
Und lebt dabei schlicht und gerecht in seinen Ehrenschranken,
Der hat ja Gott zu danken!

Mit Fug und Recht nennt man den Landbau die Mutter aller Kultur und zählt den Landwirt zu den Vorkämpfern für des Staatsbaues Verläßlichkeit und die Dauer der Nation. Denn die wahrhaft konservativen Elemente der Gesellschaft gewinnen durch ihr Zusammenwirken mit der landbaulichen Bevölkerung an Festigkeit und finden in ihr einen Hort der Vaterlandsliebe, Sittenreinheit, Einfachheit, des Fleißes und der Sparsamkeit. Daß die deutschen Landwirte bisher in überwiegender Zahl ihrer so vorgezeichneten Aufgabe treulich nachgekommen sind, wer wollte daran zweifeln, wer nicht wünschen, daß es stets so bleibe? Neue, große und früher kaum geahnte Forderungen treten heute an sie heran und harren auf Erfüllung im Geiste ausgleichender Gerechtigkeit. Der Jonathan Swift zugeschriebene Denkspruch: „Der Mann, welcher macht, daß dort zwei Halme wachsen, wo sonst einer wuchs, hat für die Wohlfahrt auf Erden mehr gethan, als alle Politiker und Philosophen," — ist als ein Paradoxon erkannt worden. Die Ernten im Vergleich mit denen zur Zeit Swift's zu vergleichen, haben wir gelernt, aber die wirtschaftlichen Leiden und sozialen Gebrechen haben trotzdem eher eine Verschärfung erfahren, als daß sie gemildert sind. Auch der dem Geiste eines andern großen Briten entstammende Gedanke, daß dem schrankenlosen Wettstreit und freien Spiel wirtschaftlicher Kräfte staatliches Gedeihen folgen müsse, hat in seinen praktischen Bethätigungen das erwartete Heil nicht gebracht: Die Unzulänglichkeit des Prinzips des Gehen- und Geschehenlassens wird heute kein Vorurteilsfreier mehr leugnen.

Schon 1830 überkam den feinfühligen v. Thünen bei der Betrachtung der sozialen Fragen, die damals erst leise, fast unhörbar an deutsche Thüren zu klopfen begannen, eine Vorahnung kommender Ereignisse. „Mir war", so schreibt er, „als ob sich plötzlich die Zukunft den Blicken öffnete, und ich sah in den kommenden Jahrhunderten einen andern furchtbaren Kampf beginnen, der zu seiner Entscheidung vielleicht ein halbes Jahrtausend voller Zerstörung und Elend bedarf. Ich meine den Kampf zwischen dem gebildeten Mittelstand und dem gemeinen Volk, oder eigentlich zwischen dem Kapitalisten und dem Handarbeiter. In der gegenwärtigen Krisis ist zwar alles durch das Volk geschehen."

Was sich der Vision v. Thünen's entzog, ist das Eingreifen der gewaltigen Kraft, welche dazu berufen war, neugestaltend auf die Geschicke unseres Vaterlandes einzuwirken. Die Wiederaufrichtung des geeinten Deutschlands, die Erfüllung des heißesten Wunsches warmfühlender Patrioten ist gewiß ein herrliches

Werk; aber vor dem Forum des Weltgerichtes wird es doch als bedeutungsvollere That des Reichskanzlers gelten, die Lösung der sozialen Frage im großen Stil nicht allein angebahnt, sondern auch in die richtigen Wege geleitet zu haben. Täusche man sich darüber doch nicht, daß das Wohl und Wehe auch der deutschen Landwirtschaft von dem ruhigen Vollzuge der gesetzgeberischen Maßregeln abhängig ist, durch welche die sozialen Fragen ihrer Schrecken entkleidet werden. Dabei mitzuwirken, ja den idealen Gedanken des Reformwerkes auch nur zu begreifen, sind Pessimisten, Materialisten und ihnen verwandte Geister unfähig. Auch aus diesem Grunde darf kein Berufener versäumen, die warnende Stimme zu erheben, daß die mit ihren Irrlehren verwebten kulturfeindlichen Gebilde sich nicht auf dem reinen Boden der deutschen Landwirtschaft einnisten.

(Dr. H. Settegast-Proskau.)
* Königsberg 30. April 1819.

---

3. Kaiser Barbarossa in Ditmarschen.

Ol Kaiser Barbarossa reis' mal dörch't dütsche Land,
Damit en jede Gegend in't Riek em würr bekannt,
Damit ok em sulln kennen all Lüd vun Angesicht,
Un, wo watt weer to klagen, da seet he to Gericht.

So tröck vun Stadt to Stadt he nu dörch de Dörper all,
Mit Fürsten un mit Grafen un mit Trumpetenschall;
Un, wo de henkeem, weeren de Städter rech devot,
Un ok de Burn begröten to Peer em un to Fot.

So keem he ok na Holstein un in de fette Marsch,
— Da sünd de goden Buren mitünner en beten barsch —
Un, as ol Barbarossa dörch Meldörp keem hendör,
Da seet ol Vader Hansen gemütlich vör sin Dör.

De Mütz much he wol afnehm, doch sitten blev he fast;
Da dachen de finen Hoflüd: „Dat is en graben Gast!"
Un as se em bedüden nu wullu, dat he wat groff,
Keek he ehr keck in't Antlitz un sä: „Wen hört dis Hof?"

„Fri bün ick hier opwussen, liefeegen bün ick nich,
„Blot ünnerdahn den Kaiser," — so sprök he trutziglich —
„Drum gev ick geern de Ehr em un treck vör em de Mütz,
„Doch — ob ick sitt, ob stah hier — dat is em wenig nütz."

As nu de Hoflüd bröchten den Kaiser düsse Mär,
Da lach he vör Vergnögen un säh: „Op Kaiserehr!"
„Dat is en rechten Landmann, son Slag den heff ick geern!
„Ick wull, dat veel son Buren in't dütsche Land noch weern!"

(Landwirt Theodor Souchay.)
* Lübeck 30. Dezbr. 1833.

---

4. Der rechte Bauer.

„Kein Beruf hat das Nachdenken notwendiger, als der Landwirt." (E. v. Fellenberg.)

Schon von Alters her galt der Bauernstand nicht nur für einen ehrenwerten und wichtigen, sondern auch für einen glücklichen Stand. Wer als freier Mann auf seinem Eigentum wohnt, mit seiner Familie sein Land bauet oder seine Herden pflegt, sein eigen Brot ißt, Herz und Geist im Umgange mit der Natur und der vielfach wechselnden Arbeit frisch erhält und sein Glück nur von Gottes Segen abhängig sieht, der kann wohl ein zufriedener und glücklicher Mann sein. Das Leben der Städter bringt viele Sorgen, Versuchungen und Unruhen mit sich, von welchen der Landmann frei bleibt, und mancher große Mann, selbst ein mächtiger Kaiser, hat sich am Ende eines arbeitsvollen und bewegten Lebens fern aufs Land und zu ländlicher Beschäftigung zurückgezogen, um hier das stille Glück der Zufriedenheit zu finden, welches er in der großen Welt vergeblich gesucht hatte.

In früheren Zeiten freilich fehlte dem Bauer viel zu seinem Glücke. Der Boden, den er baute, war nicht sein freies Eigentum. Schwere Lasten, Rechte, Abgaben aller Art hafteten auf demselben und verzehrten den größten Teil seines Ertrages. Der ganze Stand versank nach und nach in Armut, Unwissenheit und Roheit. Er wurde den übrigen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft pflichtig und von diesen verachtet. In manchen Ländern ist er in diesem Zustand der Knechtschaft geblieben; bei uns (Schweiz) dagegen ist er seit dem Beginne unseres Jahrhunderts frei geworden und zu seinem ursprünglichen Rechte gelangt. Es hängt nur von ihm selbst ab, sich eine würdige und geachtete Stellung zu sichern.

Der rechte Bauer ist einer der glücklichsten und unabhängigsten und freiesten Männer; aber er muß auch ein rechter Bauer sein, und was dazu gehört, wollen wir näher erläutern.

Wir stellen voran: ein frommes Herz und einen einfachen, bescheidenen Sinn. „An Gottes Segen ist Alles gelegen". Dieses Sprüchlein empfindet wohl niemand häufiger in seiner ganzen Wahrheit und Bedeutung als der, der zwar säen und arbeiten, aber die Ernte nicht machen kann, sondern sie hinzunemhen hat, wie Gott sie ihm auf dem Felde giebt. Zum Danke gegen Gott und zum Lobe Gottes fordert ihn die ganze Natur, in der er lebt, auf: die goldene Morgensonne, die auf seine Tagesarbeit herniederleuchtet, das Loblied der Vögel des Feldes, das freudige Gedeihen der Saaten, der funkelnde Sternenhimmel mit seiner Pracht, die lachenden Ernten, der ganze Segen des Jahres. Wohl dem Manne, der diese leise Sprache der Natur versteht, der seine Hoffnung auf Gott setzt und ihm jeden Tag in seinem Herzen dankt für Alles, was er an ihm thut! Die Sorgen und die Unfälle des Lebens, von denen ja kein Mensch ganz verschont bleibt, werden ihn nicht so leicht niederbeugen und verzagt machen wie den, der mit seinen Gedanken ferne von Gott bleibt.

Ein frommer, bescheidener Sinn ist mit Wenigem zufrieden. Der Landmann ist in der Regel kein reicher Mann und hat auch nicht die Aussicht, es in kurzer Zeit zu werden. Er hat weniger Bedürfnisse als der Städter und kann ein einfacheres Leben mit allen Ehren führen. Im Bauernhofe ist kein Luxus und im Bauernkleide keine Hoffart nötig. Reinlichkeit und Ordnung sind ihr schönster Schmuck. Wenn die einfache Sitte vom Hofe weicht, wenn es der Bauer mit Essen und Trinken, mit Wirtshaussitzen und Spielen, mit kostbarem Hausgeräte und Kleide dem Stadtbewohner gleich thun will, so stürzt er sich leicht in Ausgaben und Sorgen, von denen der schlichte Landmann nichts weiß, und sein ganzes Gewerbe leidet darunter. Schon mancher wohlhabende Bauer hat sich durch solche Vornehmthuerei und unvernünftigen Aufwand zu Grunde gerichtet. Das Kaufen unnötiger Dinge zwingt oft am Ende zum Verkaufen der nötigen. Mancher auch ist arm und unglücklich geworden, wenn der Hochmut über ihn kam, über seine Kräfte groß zu thun, sein Vermögen in kostbares Vieh zu stecken oder große Güter zu kaufen, die er nicht gehörig zu bauen vermochte und die seine Hülfsmittel verschlangen. Das Sprichwort sagt: „Der Stolz frühstückt mit dem Überfluß, hält Mittag mit der Armut und ißt zu Nacht mit der Verachtung".

Zu einem rechten Bauer gehört zweitens Fleiß, ein ehrlicher, ausdauernder, unermüdlicher Fleiß. „Bete und arbeite". Bete, als hülfe dein Arbeiten nichts, und arbeite, als hülfe dein Beten nichts! Die Arbeiten des Bauern sind unzählig; eine hängt an der andern. Vom Sonnenaufgang bis zum Untergang und vom Jänner bis zum Christmonat rufen ihn nötige und nützliche Geschäfte in Haus und Feld, in Stall und Scheuer, in Wald und Weide, und oft weiß er kaum, wo es am dringendsten ist, anzugreifen. Da gehört nicht nur Fleiß und guter Wille, sondern auch Verstand und Überlegung dazu, die Arbeit gehörig zu ordnen und so einzuteilen, das Alles zur rechten Zeit und in passender Weise gethan wird. Ist der Hausvater in rechter Art fleißig, so werden auch seine Kinder und seine Dienstboten um so lieber arbeiten und um so mehr Ausdauer und Verstand beweisen; fehlt's aber am Hausvater, so fehlt es gewöhnlich überall. Im redlichen Fleiße liegt ein großer Segen, und nicht leicht fühlt sich ein Mensch glücklicher, als wenn er seine Arbeit nach bestem Vermögen gethan hat. Die Arbeit hält den ganzen innern Menschen zusammen; sie giebt nicht nur Gesundheit und Kraft des Leibes, sondern auch der Seele und bewahrt vor vielen Abwegen. Überdies ist die Arbeit des Landmannes eine so mannigfaltige, daß sie schon durch ihre Abwechslung Erholung und geistige Anregung mancher Art gewährt. Sie hat aber auch wie das Handwerk einen goldenen Boden. Der Fleiß hilft vorwärts und hat schon Tausende von armen Bäuerchen wohlhabend gemacht. Wer vom Pfluge reich werden will, muß ihn fleißig selber führen. Sauer erworbenes Gut wird nicht leicht vergeudet, und der schönste Reichtum ist doch der, der mit der eigenen Hand und mit der eignen Kraft erarbeitet wird. Bringst du es aber mit deinem

Fleiße auch nicht zum Reichtum, so gewinnst du dir doch die Achtung deiner Mitmenschen, und das ist auch ein großes Gut im Glück und in der Not.

Es gehört zu einem rechten Bauer noch mancherlei; ich will hier nur Eines hervorheben, was heutzutage unumgänglich notwendig ist, nämlich eine ordentliche Schul- und Verstandesbildung.

So lange der Bauer unwissend und roh war, war er unterdrückt, arm, verachtet. Erziehung und Bildung haben auch den Bauerstand in mancher Beziehung frei gemacht. Die Einführung der Volksschulen, in denen alle Kinder einen angemessenen Unterricht empfangen, ist gerade für die Landbevölkerung eine unermeßliche Wohlthat geworden und hat sie auf die Stufe der Gleichberechtigung mit den früher bevorzugten Klassen gehoben. Zwar meinen heute noch Manche, es brauche nicht viele Kenntnisse und Unterricht, um Bauer zu werden; aber es kommt darauf an, was man unter einem „Bauern" versteht. Zu einem gedankenlosen, maschinenmäßigen Arbeiten braucht es allerdings nicht viel Verstandesbildung. Wer nur leben und schaffen will, ist eben kein rechter Bauer, und wer nichts weiter kennt und befolgt, als was alter Brauch und Gewohnheitssache ist, der kann heutzutage nicht mehr vorwärts kommen, ja kaum noch bestehen. Wie's der Vater und Großvater gemacht hat, das hat vielleicht ausgereicht zu ihrer Zeit; unsere Zeit aber ist eine andere und stellt auch andere Anforderungen an den Landwirt wie an den Handwerker.

Wer das nicht glauben will, der sehe nur auf die großen Fortschritte, welche die Landwirtschaft im Laufe der letzten hundert Jahre gemacht hat. Ich will sie in Kürze andeuten: Die allgemeine Verbreitung des Kartoffelbaues, welchem Millionen ihren Lebensunterhalt verdanken; die Einführung der Stallfütterung mit dem Klee-, Luzerne-, Esparsetten- und Runkelrübenbau, wodurch sich der Viehstand verdoppelt und verdreifacht hat; die Einführung leichterer und besser arbeitender Pflüge; die Verwendung von Säe-, Mäh- und Dreschmaschinen, von Pferderechen, Häufelpflügen, Pferdehacken, durch welche viele Menschenhände erspart und wohlfeile Arbeit erzielt wird; die Verbreitung der Bodenentwässerung durch Drainröhren, wodurch unermeßlich viel Land verbessert und anbaufähig gemacht wird; die Verbesserung der Düngerstätten und der Düngerbereitung; die Einführung vorteilhafter neuer Düngmittel, wie Kalisalze und Superphosphate u. s. w., wodurch sich die Erzeugung verschiedener Bodenprodukte bedeutend gehoben hat; die Verbesserung der Fruchtfolge; die Einführung neuer einträglicher Wirtschaftszweige, wie Zuckerrübenbau, Tabaksbau, Hopfenbau, Seidenzucht; die Veredlung der Viehzucht; die Hebung der Bienenzucht und vieles Andere. Ja, man darf mit Recht sagen, daß es kaum einen Teil der Landwirtschaft gebe, in dem nicht wesentliche mittelbare oder unmittelbare Fortschritte gemacht worden sind.

Und woher kamen und kommen noch alle diese Fortschritte? Wahrlich nicht aus der Unwissenheit, Gedankenlosigkeit und dem zähen Hangen am alten Brauch, sondern aus dem Nachdenken, Überlegen und Berechnen. Zu Großvaters Zeiten mochte der Bauer sein Auskommen finden

ohne viel Studierens. Die Landwirtschaft stand im allgemeinen auf einer niedrigen Stufe; die Güter waren wohlfeil, die Pachte und Zinse leicht zu erschwingen, die Tagelöhne, die Preise der meisten Lebensbedürfnisse niedrig. Das Alles ist anders geworden. Die Bodenpreise, Tagelöhne u. s. w. stehen heute zwei- bis dreimal so hoch als früher. Daraus folgt, daß auch ein ungleich höherer Nutzen dem Boden abgewonnen werden muß, wenn der Landmann sein Auskommen finden soll. Sein ganzes Streben muß also dahin gehen, auf dem möglichst entsprechenden Wege nachhaltig die möglichst größten und wertvollsten Ernten zu erziehen. Dazu ist viel Nachdenken, Beobachten und Nachrechnen nötig, ja gewiß viel mehr, als ein Fabrikarbeiter oder gewöhnlicher Handwerker für seinen Beruf bedarf. So muß der rechte Bauer vor allem seinen Boden nach Bestandteilen und Zusammensetzung genauer kennen, um diejenigen Pflanzungen ermitteln zu können, welche auf demselben am reichlichsten gedeihen. Hiernach bestimmt sich auch die Art der Fruchtfolge und deren Bestellung, die Art der Bodenbearbeitung, der Düngung, der Bodenverbesserung. Jede Gegend hat hierin ihre Eigentümlichkeiten, welche gekannt sein müssen, um Vorteil daraus zu ziehen, wie jede Pflanzenart wieder ihre besonderen Bedürfnisse anzeigt und nur dann den höchsten Nutzen bringt, wenn diese gehörig beobachtet werden.

Der rechte Bauer weiß, daß das Gedeihen und Emporkommen der ganzen Wirtschaft wesentlich darauf beruht, daß möglichst viel Futter für das Vieh erzeugt wird. Viel Futter bringt viel Dünger, und der Dünger ist die Macht des ganzen Betriebes. Der gute alte Schlendrian begnügt sich noch immer mit dem kargen Futter geringer Wiesen, mit magern Weiden und der Brache. Der denkende Bauer aber rechnet aus, daß er auf einem Acker, den er mit Klee, Runkelrüben und Futtermais bestellt, mehr Heuwert gewinnt, als auf einem gleich großen Stück Wiesboden, und daß er also im Verhältnis mehr Vieh zu erhalten vermag und mehr Dünger gewinnen und verwenden kann. Er rechnet — das ist der Prüfstein des verständigen Landwirts. Ohne Rechnen, Messen und Wägen ist keine genaue Beobachtung, kein klarer Einblick in den Stand und Gang der eigenen Wirtschaft möglich. Fängt er aber an zu rechnen, so wird er auch bald anfangen, sich die Fortschritte der neuen Zeit in der Landwirtschaft zu Nutze zu machen. Der Schlendrian hat keinen schlimmeren Feind, und die Neuerungen haben keinen zuverlässigeren Prüfstein als das Rechnen. Rechnet der Bauer aus, daß ihm ein verbesserter Pflug bei schöner Arbeit so und so viel an Zeit und an Zugkraft erspart, so wird er bei aller Sparsamkeit finden, daß die größere Ausgabe gewagt werden darf, weil sie sich bald wieder einbringt. Er wird finden, daß die Kosten für verbesserte Düngerstätten, für Ankauf von Gips und Hülfsdünger, für Drainierung der Felder, für Vertiefung der Ackerkrume, für allerlei verbesserte Geräte, ja sogar für ein gutes landwirtschaftliches Buch oder eine landwirtschaftliche Zeitung wohlangelegte Posten sind, die sich mit reichen Zinsen wieder heim-

zahlen. Zwar ist der Bauer in der Regel kein Freund des Lesens und hat auch nicht viel Zeit dazu; aber ein freies Stündchen findet sich doch hin und wieder, und ein nachdenkender Mann sucht auch auf diesem Wege Belehrung zu schöpfen und die Erfahrungen Anderer kennen zu lernen.

Zu allem dem gehört nun eben eine ordentliche Schul- und Verstandesbildung. Die macht den Bauer erst recht zum Herrn seines Geschäftes. Wie der Knabe, der sich zum Handwerker bilden will, zu einem tüchtigen Meister in die Lehre gethan wird, so wäre es wohl zu wünschen, daß auch Knaben, die sich der Landwirtschaft widmen wollen, ihre Lehre bei einem tüchtigen Landwirte machen könnten, und daß sie dann nach Vollendung derselben ein paar Jahre auf die Wanderung gingen, um den landwirtschaftlichen Betrieb anderer Gegenden kennen zu lernen und mit reichen Erfahrungen auf den eigenen Hof zurückzukehren. Für wohlhabende Bauernsöhne ist aber der Besuch einer landwirtschaftlichen Schule von großem, lebenslangem Vorteil. Sie lernen daselbst ihren Beruf denkend auffassen, sammeln die notwendigen Naturkenntnisse und lernen alle wichtigen Verbesserungen und Fortschritte in der Landwirtschaft aus eigener Anschauung kennen und verwerten. Ist aber der Besuch solcher Schulen den zukünftigen Landwirten nicht möglich, so sollten sie wenigstens keinen Anlaß versäumen, um Belehrung über ihren künftigen Beruf und über das mannigfaltige und wunderbare Wesen und Leben der Natur, welche die Werkstätte ihrer Arbeit sein wird, zu gewinnen. Ein rechter Knabe wird alles aufbieten, einmal ein rechter Bauer zu werden, denn ein rechter Bauer ist ein einsichtiger, freier und glücklicher Mann!

(Dr. Friedrich von Tschudi, „Landwirtschaftliches Lesebuch." 1888.)

---

5. Schwert und Pflug.

Einst war ein Graf, so geht die Mähr',
Der fühlte, daß er sterbe;
Die beiden Söhne rief er her,
Zu teilen Hab' und Erbe.

Nach einem Pflug, nach einem [Schwert
Rief da der alte Degen,
Das brachten ihm die Söhne wert,
Da gab er seinen Segen:

„Mein erster Sohn, mein stärkster Sproß,
Du sollst das Schwert behalten;
Die Berge mit dem stolzen Schloß
Und aller Ehren walten."

„Doch dir nicht minder, liebes Kind,
Dir sei der Pflug gegeben;
Im Thal, wo stille Hütten sind,
Da magst du friedlich leben." — —

So starb der lebensmüde Greis,
Als er sein Gut vergeben;
Die Söhne hielten das Geheiß
Treu durch ihr ganzes Leben.

Doch sprecht, was ward dann aus dem [Stahl,
Dem Schlosse und dem Krieger?
Was ward denn aus dem stillen Thal,
Was aus dem schwachen Pflüger?

O, fragt nicht nach der Sage Ziel,
Auch künden rings die Gauen:
Der Berg ist wüst, das Schloß zerfiel,
Das Schwert ist längst zerhauen.

Doch liegt das Thal voll Herrlichkeit
Im lichten Sonnenschimmer,
Da wächst und reift es weit und breit,
Man ehrt den Pflug noch immer.

(Wolfgang Müller.)

6. „Auf Gott und eigne Kraft vertraut!"

Das sei des Mann's Parole.
Den Weichling, der in Federn liegt,
Daß ihn der Kukuk hole!
Ob du am Pflug im Sonnenbrand
Durch tiefe Furchen schreiteſt,
Ob du im Schweiß des Angesichts
Die Garben zubereiteſt;
Ob auf der Tenne, ob im Feld
Die Tropfen perlend fielen, —
Du biſt ein Mann! voll Stolz weiſ' her
Die Hände voller Schwielen!

Doch denke bei der Arbeit auch
Und rechne klug und weiſe!
Dann bleibt dein „Soll" und „Haben"
Im richtigen Geleiſe.
Sei ſparſam! Dreh' den Thaler um,
Eh' du ihn ausgiebſt, dreimal;
Und haſt du wicht'ge Sachen vor,
So ſchlafe drüber zweimal.

Was Gutes dir die Neuzeit beut,
Nicht weiſ' es ſchroff zurücke.
Nicht Stillſtand, nein, das Vorwärtsgehn
Bahnt dir den Weg zum Glücke.
Sei friedlich dann, bedenke ſtets:
„Die Einigkeit giebt Stärke!"
Noch nie ſchuf Zwietracht, glaub es mir,
Auf Erden große Werke.

Sei heiter, fröhlich, brav und gut!
Und ging's auch noch ſo ſauer,
Bleib' aber immer, — immer nur:
Ein wahrer, rechter Bauer!

(„Weſtf. Bauer.")

---

7. Aus dem Volksmunde.

Der Bauer iſt ſo ſtolz auf ſeinem Miſte, wie der Junker auf ſeinem Schloß.

Wird der Bauer ein Edelmann,
Guckt er den Pflug mit der Brille an.

Bauer werden iſt nicht ſchwer, Bauer bleiben iſt eine Ehr!

Ein Ackermann — ein Wackermann.

En Bur bliwt alltied en Bur,
Un is en Schelm von Natur.

Wenn der Bauer nicht muß, rührt er weder Hand noch Fuß.

Bauern und Schweine haben immer etwas zu grunzen.

Der Bauer und der liebe Gott liegen ſtets im Streit.

Wohl dem, der unſeren Herrgott täglich und ſeinen Gutsherrn nur jährlich einmal ſieht!

Das iſt ein fauler Bauer, der das Fleiſch vom Metzger kauft und in ſeinen Schornſtein hängt.

„Man muß essen, was man hat", sagte der Bauer, und bestrich Speckschnitten mit Butter.

Bauern lieben lange Mettwürste, aber kurze Predigten.

Wenn de Bur de Hahn slacht, so is de Bur oder de Hahn krank.

(J.)

---

8. Bauer — Landwirt — Weerd — Baas — Hausmann — Ökonom.

(Aus den „Gemeinnützigen Nachrichten für die Provinz Ostfriesland". — Aurich 1807.)

Das ist eine Menge verwandter Wörter, von deutscher, plattdeutscher, holländischer und sogar griechischer Abkunft, die insgesamt so ziemlich dasselbe bedeuten und alle das Bürgerrecht bei uns erhalten haben; nur mit dem Unterschiede, daß einige davon sich einen höhern Rang anmaßen. Ob diese Anmaßung auf gutem Grunde beruht, oder blos leidige Eitelkeit sei, das wollen wir hier erörtern, und den wahren Wert eines jeden an ihnen würdigen; nebenher aber auch etwas über den Stand, den sie bezeichnen, beifügen. Unser Urteil geht zunächst dahin, daß „dem Bauer" die erste Stelle gehöre. Also zuerst von diesem.

1. Bauer.

Bauer, Buur, agricola; der den Acker bauet. Sehr passende Benennungen: denn sie beziehen sich auf das eigentliche Geschäft der Bürgerklasse, welche sie bezeichnen. Landmann, rusticus, paisan sind weit geringern Gehalts: denn ihr Wortsinn führt nur auf den Ort und Aufenthalt dessen, den man damit bezielet.

Unser „Bauer" bauet entweder in eigner Person sein Land, oder läßt es nach seiner Anordnung und unter seiner Aufsicht durch Knechte thun: in beiden Fällen heißt er mit Recht Bauer. Denn was auf Euren Befehl geschieht, das schreibt man Euch zu. Diese Benennung kommt ihm also vom ganzen Landbezirk zu, den er selbst bauet, oder durch andere bauen läßt. Daher rührt der unserm Buur oder Bauer zugehörige Nebenbegriff, daß es einen Mann bezeichnet, der für eigene Rechnung ein Landgut benutzt. Zwar im Worte „bauen" selbst liegt diese Nebenbedeutung nicht. — Daß aber unser Buur diesen Sinn recht passend habe, wird hieraus klar sein. Keineswegs; wendet uns der Städter ein, Bauer ist ein Mensch, der auf dem Lande wohnt; denn Bürger und Bauern sind einander bekanntlich entgegengesetzt. — Wohl möglich, mein bürgerlicher Freund, daß euer Sprachgebrauch sonderbar ist. Vielleicht denkt ihr euch noch einen unbehobelten, unwissenden und einfältigen Menschen hinzu, wenn ihr „den Bauer" nennt; so wie etwa eure Idyllenleser sich lauter unschuldige Einfalt, Liebe, Gutmütigkeit u. s. w. bei den Bauern vorstellen. Aber bei uns spricht man nicht so wunderlich. Buur ist hier, der das Land bauet. „Min Buur" sagt der Knecht, wenn er von seinem Gebieter spricht; „Unse Buur" die Arbeiter, die in seinem Dienste sind; Bauern und Warfsleute, Häuslinge, Handwerker u. s. f. stehen sich hier entgegen. Und wäre es nicht Schade um das edle Wort, wenn wir seinen wahren Sinn so verdrehen und herabwürdigen wollen? Landmann mögt ihr alles nennen, was vom Lande zu euren Thoren eingeht; aber Bauer sei euch nur der respektable Landmann, der ein Landgut bewirtschaftet.

Bauer ist also die sehr bedeutsame Benennung eines Mannes aus einer der wichtigsten Klassen von Staatsbürgern, der Ostfriesland insbesondre fast seine

ganze Wohlfahrt verdankt. Aber dieser Standsname gebühret bei uns nur dem, der für eigene Rechnung einen Platz oder Hof benutzt. Denn Verwalter, wenn sie hier auch wären, könnten die Ehrenbenennung „Buur" ebensowenig erhalten, als „der Weerdknecht", welcher den Ackerbau eines Plaazes, auf welchem eine Frau waltet, besorgt. — Woferne aber der Inhaber eines Landguts dasselbe nur für seine eigene Rechnung bearbeitet, so kommt ihm auch der Name „Buur" mit vollem Rechte zu; er mag übrigens einen Sand- oder Kleiplatz, einen großen oder kleinen Hof bewohnen; ja er sei eigentümlicher Besitzer, oder Erbpächter, oder Heuermann.

Der Bauer ist also *Herr* des ganzen Bezirks, der zu seinem Plaaz gehört, Herr in seinem Hause, nach dessen Befehlen sich Knechte, Mägde und Arbeiter zu richten haben: ein bedeutender Mann! Wohl ihm, wenn er *ganz* ist, was er sein soll! Da wird er selbst Hand an das Werk legen, und in eigner Person den Pflug führen, wär' es auch nur, um seinen Leuten ein Beispiel zu geben und ihnen zu zeigen, daß er die Arbeit sehr gut verstehe. Er wird sich mancherlei kleine Geschäfte machen, nicht sowohl um dadurch viel auszurichten, als vielmehr dabei seine Knechte unter Aufsicht zu halten, ohne Langeweile zu haben. Wenn zu dieser Sorgfalt des Bauers sich noch die treue Geschäftigkeit seiner „*Weerdinn*" gesellt, dann steht es ganz herrlich mit der Wirtschaft! Daß Küche und Keller sauber gehalten, die Speisen wohl zubereitet, zu rechter Zeit auf den Tisch gebracht, das Milchwesen reinlich und genau besorgt, die Kühe wohl ausgemolken, die Gartenfrüchte gut gewartet, die Flachsarbeiten zu rechter Zeit verrichtet, Kälber, Schafe, Schweine u. s. w. gut gepflegt und gefüttert werden, und dergleichen mehr, gehört in ihr Fach und ist ihrer Aufsicht anvertraut. Sie siehet auf alles, was im Hause zu thun ist, weiß, wie ein jedes geschieht, und tadelt die Nachlässigen.

Der Bauer und seine Ehegenossin befinden sich bei einer solchen wohlüberlegten und sorgfältigen Aufmerksamkeit auf dem Ackerbau und den damit verbundenen Geschäften sehr wohl. Ihr Wohlstand ruht auf einem festen Grunde und muß sich, in der Regel, immer verbessern. Wahre Achtung bei ihrem Gesinde, bei denen, die sie kennen, und bei vielen, denen sich ihr Überfluß mitteilt, kann ihnen nicht fehlen, denn ihre Wirtschaftlichkeit macht sie ehrenwert. Die Arbeiten des Gesindes geschehen williger, fleißiger, besser, als in einer Wirtschaft, in der ein nachlässiger Bauer waltet. Das Gesinde merkt bald, daß es dem Bauer ernst mit seinen Geschäften sei. Der Wirt geht ja voran, und sieht der Arbeit eines jeden zu. Ihm wird sein Werk nicht vernachlässigt, sein Vieh nicht übertrieben, sein Geräte nicht verwahrloset. So muß denn ja die Wirtschaft vorwärts gehen.

Der Bauer, der so ganz Bauer ist, gewinnt sodann auch, eben durch die sorgfältige Ausübung seines Berufs, *Liebe* zu seinem Platz, zu seinen Geschäften, und was dem angehörig ist. Sollte ihm das Haus nicht wert sein, in welchem er erzogen ward oder doch lange wohnte? Nicht das Ackerfeld, das er verbesserte und vom Unkraut reinigte? Nicht das Vieh, das er wartete und erzog? — Ja, er freut sich des wohl bearbeiteten Ackers, der keimenden und aufwachsenden Frucht, der reichen, erfreulichen Ernte. Mit Vergnügen wandelt er nebst Weib und Kindern, um seinen herrlichen Viehstand zu besuchen, sein Rapssaatfeld im schönen Blütenkleide zu übersehen, und sich an dem üppigen Wuchs der mancherlei Saaten zu ergötzen. Selbst im rauhen Winter gewährt ihm seine Scheune Unterhaltung und Beschäftigung, und dem Absatz seines Überflusses, und der Berichtigung seines Rechnungswesens werden die übrigen Stunden gewidmet.

Dies sind die Mittel, welche ihn vor der drückenden Langenweile bewahren, welche so manchen auf Unwege treibt. Er hat es nicht nötig, seine Zuflucht zu der Branntweinflasche zu nehmen, oder sich in den Schenken die Zeit zu verkürzen,

oder das Karten- und andere Spiele aufzusuchen, um seines Lebens froh zu werden. Diese geraden Wege, den Körper und Geist und das Hauswesen zu verderben, bleiben ihm fremd: Sein Haus ist sein Königreich! Ist es nicht schade, daß man diesem edlen, und den Stand, den es bezeichnen soll, recht passend ausdrückenden Worte unedle Nebenbegriffe angehängt hat? Das sollte nicht sein! Die Benennung des ersten und notwendigsten Standes sollte in Ehren bleiben, wie er selbst!

2. Landwirt (Weerd).

Wir setzen den Landwirt und Weerd, als nahe Anverwandte, zusammen, und lassen sie sogleich dem Bauer folgen.

Der Wortsinn des „Landwirt" leitet allerdings einigermaßen zu dem Begriff, der dadurch bezeichnet werden soll; wiewohl man es diesem Worte sogleich ansehen wird, daß es das Hauptgeschäft des Bauers, den Ackerbau, gar nicht enthalte. Denn das Wörtchen „Land" führt uns zwar aus der Stadt, und von den städtischen Gewerben und Verhältnissen zu den stillen und einsamen Wohnungen und den Arbeiten des Bauers; giebt aber eigentlich nichts weiter, als die Gegend an, in welcher etwas ist, oder geschieht. Es frägt sich also, wie viel von der völligen Idee des „Bauers" in dem angefügten „Wirt" enthalten sei? —

Wirt heißt der, welcher andere bewirtet, d. i., sie mit Speise und Trank, und allem, was sie zu ihrer Erquickung nötig haben, versiehet.

„Frau Wirtin, Dank für euer Essen!
„Herr Wirt, habt Dank für euren Wein!"

Dem Wirte liegt also ob, für die Leibesbedürfnisse derer zu sorgen, für welche er Wirt ist: des Gastwirts Pflicht ist es, seinen Gästen, des Hauswirts, seinen Hausgenossen das zur Erquickung Nötige darzureichen; und der Landwirt? — — Halt! Diesem liegt mehr ob, als die bloße Bewirtung! — Er ist nicht nur Wirt seines Landes, d. i. seines Landguts oder Plaazes, der seiner Leute Leibesnotdurft besorgt, und etwa nur im Hause regiert; sondern auch Herr auf seinem Plaaze, nach dessen Befehlen sich alle richten, und der alles anordnet und besorgt, was auf seinem Landgute zur guten Bestellung erforderlich ist. — Im Worte „Landwirt" liegt also ein weiterer Sinn, als es seinem Ursprunge nach haben kann.

„Der Landwirt" ist deutschen Stammes, und also unserm plattdeutschen Dialekt ganz fremd. Nur in deutschen Schriften und Unterredungen kann diese Benennung bei uns gebraucht werden; und bis jetzt ist es nicht üblich, unsern „Weerd" in diese Verbindung zu setzen. Indeß bedient man sich dieser Benennung gern, um das mit Unrecht herabgewürdigte „Bauer" zu vermeiden.

Sein höheres Ansehen verdankt dies Wort, nach unserer Meinung, zuerst seinem spätern Ursprung. Man bauete den Acker früher, als man Landwirtschaft trieb. Das Alte aber und das Gewöhnliche verliert bekanntlich seinen Wert. Dem Landwirte, einem Fremden, könnte man bei uns auch den Vorzug nicht wohl versagen. —

Ferner hat man durch „den Landwirt" die erniedrigenden Nebenideen, die man dem „Bauer" so unbillig angehängt hat, vermeiden wollen.

Wir können hierbei den Wunsch nicht unterdrücken: daß es unsern Landwirten gefallen möge, mehr, als gewöhnlich, Bauern, d. i. Mitarbeiter, zu sein! Dies würde ihnen nicht nur in der Wirtschaft, sondern auch häuslichen und moralischen Vorteil gewähren.

„Weerd" bezeichnet bei uns zuerst den Gastwirt; und wird nur in etlichen Gegenden unserer Provinz insofern vom Bauer gebraucht, als die Hausfrau von

ihrem Hausherrn, und das Gesinde von seiner Herrschaft spricht: Unse Weerd un Weerdin sünd ut, und in ähnlichen Redearten bedient man sich derselben. Allenfalls fragt auch wohl ein Fremder: Is jo Weerd to Hus? u. s. w.

Diese Benennung scheint ein Nothelfer zu sein, um das gehässige „Herr" zu vermeiden, und doch irgend ein Wort zu haben, daß den Abstand vom Herrn zum Gesinde angeben könne. —

Der künftige Bauer lebt nicht selten in der Jugend mit seinem künftigen Knechte, u. s., auf einem sehr vertrauten Fuß; und bis zum männlichen Alter findet wenig Unterschied statt. Wie sollte dieser jenen seinen Herrn nennen können? Entweder bedient er sich daher seines Namens, oder er braucht das Gelindere: „Min Weerd", als einen schicklichen Ausweg, um das unleidliche „Herr" zu vermeiden. Und dieser freut sich ebenfalls „Weerd" betitelt zu werden, weil es doch besser ist, etwas, als garnichts zu haben. — Es liegt denn doch in diesem Worte, daß der dadurch Bezielte der Erste des Hauses, und der sei, unter dem alle Hausgenossen stehen, und von dem sie ihre Bedürfnisse erhalten. — Wegen dieses Vorzugs, den es ausdrückt, giebt man auch den Stellvertretern des Herrn und der Frau den Namen: Weerdknecht un Weerdinmagd.

3. Baas.

Aber was fangen wir mit dir an, edeler Baas? Du bist zwar nicht aus fernen Landen hergezogen, aber doch ein Ausländer, der sich über die Grenzen hereingeschlichen hat; und solltest du eigentlich hinten an stehen, weil du nach unserm Gefühl den Bauer unschicklich bezeichnest.

Baas stammt wohl eigentlich aus dem Niederlande her, und bedeutet den Meister bei den Handwerkern. So braucht man dieses Wort auch häufig in unserer Provinz. Dies hat man auf den Bauer übertragen; und wir wollen zugeben, daß zwischen dem Meister und Landwirt insofern einige Ähnlichkeit sei, als beide Anführer und Gebieter ihrer Knechte oder Gesellen sind. Aber durchaus will es uns nicht gefallen, daß der Bauer einen Titel vom Handwerker entlehne; denn jener ist von größerer Wichtigkeit als dieser. Der niederländische Buur fand diese seine richtige Standesbenennung ebenfalls durch den Eigendünkel der Städter beschmutzt; sah manchen Baas von Bedeutung, der sich viel auf diesen Titel einbildete, und seine Eitelkeit wurde auch lüstern darnach. Der Sprung vom Buur zum „Myn Heer" schien ihm wohl gar zu groß und gewagt zu sein: deswegen wählte er diesen Mitteweg. Diesemnach wäre der Baas auch ein Nothelfer, erzeugt von der Eitelkeit, um sich des fatalen Buur zu entledigen.

4. Hausmann; Ökonom.

Sehet da noch ein Zwillingspaar, die einander so ähnlich sehen, wie Castor und Pollux, und sich fast über alle ihre vorhergenannten Brüder merklich erheben. Uns ist es gar nicht zweifelhaft, daß sie ebenfalls Geburten der Eitelkeiten sind.

Hausmann; — wer sieht es diesem Worte wohl sogleich an, daß es einen Landwirt bedeutet?

Hausmann steht dem Warfsmann gegenüber. Dieser ist der Mann eines Warfes, d. i. eines kleinen etwas erhabenen Plätzchens, worauf er seine kleine Wohnung erbaut hat, nnd das übrige Fleckchen zu Gartenfrüchten benutzt. Der Warf ist gewöhnlich von irgend einem Plaaze dem Inhaber, oder seinem Vorfahren, für eine jährliche Grundpacht abgetreten, welche also dem Mann des Hauses zu entrichten ist. „Haus" ist also in dieser Verbindung für ein Kraftwort zu nehmen, und hat fast den eminenten Sinn, wie in dem: „Haus Midlum"; „Haus Dornum". Hausmann wäre demnach der Mann des Haupt-

sitzes, des Landguts, von welchem der Warf ein Annex, und dem der Warfsmann verpflichtet ist. — Das „Haus" wäre so gerettet, aber wie ist dem „Mann" zu helfen? — Auf eben dem Wege. Gebt ihm nur einen höheren Sinn, etwa wie wenn ihr sagt: „Er zeigt sich als einen Mann! Ein Wort, ein Mann!" und ihr erblickt in dem Mann einen Herrn, einen Gebieter; und der Hausmann ist auch: Herr eines Landguts.

Im Lande Hadeln giebt es keine Bauern, sondern lauter „Hausleute" heißt es irgendwo. — Mit nichten bloß im Lande Hadeln, setzen wir hinzu, auch in Ostfriesland giebt es deren sehr viele! — Es ist möglich, daß die Kleibewohner an der Nordsee, die friesischen Ursprungs sind, sich sehr allgemein diese Benennung gegeben haben.

Hausmann kann also den Herrn eines Plaazes bedeuten, und wir müssen uns diese Benennung so erklären, wofern etwas Geschiedtes daraus werden soll. Indessen bleibt es doch ein unpassendes Wort, zu welchem wir das eigentliche Geschäft des Bauers erst hinzudenken müssen. — Das „Hausmann" ist schon sehr lange bei uns einheimisch, und wohl ihm, daß es dies ist!

Ökonom. — Nicht der: Unus est Oeconumus, qui gubernat in culina nostra; auch nicht: „Ein guter Ökonom", sondern „Ökonom" schlechthin. Es ist klar, daß wir uns wohl umzusehen haben, um diesen Fremdling richtig zu fassen. Überdies ist er von griechischer Abkunft und gebietet Respekt. — Das Sicherste wäre nun freilich, ihn ganz zu übergehen; allein er gehört nun einmal mit zur Familie, und würde es übel nehmen, wenn wir ihn ausließen. — So müssen wir denn wohl einen Versuch wagen! Ökonom ist das griechische σκονωμοσ und hat seinen Ursprung von οἰνος, das Haus, und νεμω, ich verteile, weide das Vieh, regiere. Daher bedeutet es den Mann oder Regenten des Hauses, und ist also, dem Wortsinne nach, ziemlich eins mit dem „Hausmann."

Bei den Griechen bedeutete er allerdings einen Landwirt, und von diesen hat es der Deutsche in gleicher Bedeutung übernommen. Doch braucht man es jetzt auch in einem weiteren Sinne und nennt „einen guten Ökonomen" jeden Hauswirt, der seinem Hauswesen wohl vorsteht.

Nur sehr wenige Hausleute oder Landwirte nennen sich bei uns Ökonomen. Die es aber thun, sind solche Landwirte, die sich nicht von Jugend auf dem Bauernstande widmeten, sondern als angehende Männer aus Neigung oder durch besondere Veranlassung diesen Stand erwählten. Zum Teil studierten sie die Landwirtschaft nach Anleitung wirklicher Lehrer, oder doch aus Büchern. Wie also, wenn wir den Ökonom einen theoretischen, und den Hausmann einen praktischen Bauer nennten?

Dieser ist von Jugend auf dem Lande, den ländlichen Geschäfteu, Menschen, Tieren, Geräten u. s. f. nahe gewesen, hat sich stets unter diesen Gegenständen, mit welchen er einst leben, nnd die er brauchen wird, herumgetrieben, und ist durch eignes Anschauen und eigne Erfahrung von allem gründlich belehret worden; jener hingegen weiß hievon, wenn er in der Stadt erzogen ward, wenig, und fast nur von Hören-Sagen; und kennt es, selbst wenn er seine Jugendzeit auf dem Lande zubrachte, lange nicht so genau. — Der Praktiker diente von unten auf, und ging durch alle Grade der Landarbeiten, lernte dadurch nicht nur die Geschäfte selbst, sondern auch den Boden, die Güte, Fehler, Krankheiten u. s. f. des Viehes, und was ihm sonst bei seiner Wirksamkeit vorkam, durch Ausübung und Beschäftigung mit demselben kennen, und erhielt durch Verkehr mit Landleuten täglichen Unterricht; jener hingegen lernte nur durch mündliche oder schriftliche Belehrung; die Erde, die er bauen, das Vieh, das er benutzen, die Arbeiten, welche er verrichten will, sind ihm ziemlich fremd; und von vielen Kleinigkeiten, die der Praktikus, ohne es selbst zu wissen, bemerkt und gelernt hat, kann er nichts wissen, weil sie nur durch täglichen Verkehr gelernt werden.

Der Praktiker kennt den Charakter, die Sitten u. s. f. derer, mit welchen er zu thun hat, und weiß, wie er sie behandeln muß, und was er von ihnen erwarten kann; der Theoretiker blieb mehrenteils von den Leuten entfernt, seine Sitten, seine Lebensweise stimmten nicht zu den ihrigen: sie sind daher verschlossen gegen ihn und täuschen ihn leicht. — Wehe ihm aber, wenn er sogar seine Begriffe vom Landvolk blos aus dem Theokrit und Gesner entlehnte!

Es kann daher nicht anders sein, der „Ökonom" muß es anfänglich häufig versehn, viele Mißgriffe thun und gewaltig viel Lehrgeld geben. Es geht ihm wie dem blos theoretischen Schiffer, der die Steuermannskunst erlernt hat, Geographie, Land- und Seekarten u. s. w. versteht, aber nie ein Schiff betrat, Wind und Wasser, Küsten und Inseln nicht kennt, und natürlich beim ersten Versuch sein Schiff auf den Strand setzt, wofern nicht ein kundiger und erfahrener Steuermann die Gefahr ablenkt. — Indessen wird der verständige Ökonom bald gewitzigt werden, beobachten, Erfahrungen einsammeln und Theorie und Praxis dann mit einander verbinden.

Nach unserm Gefühl sollten also die Besitzer und Nießbraucher unserer Landgüter sich am liebsten mit dem angemessenen „Bauer" benennen lassen. Aber doch glauben wir nicht, daß dieses Wort je wieder zum vollen Besitz gelangen werde: da das „Hausmann" sich so festgesetzet, und auch der Fremdling „Landwirt" ein großes Ansehen bekommen hat. —

Doch was kümmert uns am Ende der Name? Er mag Bauern- oder Hausmannsstand heißen; stets bleibt er ehrenwert! Er blühe und vervollkommene sich! Der Landwirt mag nach wohlerworbener praktischen Kenntnis auch etwas Theorie sich verschaffen; aber er setze nie seinen Wert in äußerlicher Politur, sondern vielmehr in sorgfältiger Aufsicht, Ordnung und Häuslichkeit: Auf, daß es ihm und uns wohl gehe!

---

9. Bauernlied.

Ich lobe mir den Bauernstand,
Kein and'rer ist ihm gleich!
Mein Weib ist meine Königin,
Das Feld mein Königreich.

Früh morgens, wenn der Tag erwacht,
Da muß ich schon hinaus;
In Nebel liegt noch eingehüllt
Mein liebes Bauernhaus.

Der Vogel singt, die Winde weh'n,
Der Morgenstern verglüht,
Da streu' ich meine Körner hin
Und sing' dabei mein Lied.

Der Tag ist lang, die Sonne heiß,
Gar viele giebt's der Müh'n,
Doch Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Aus ihm wird Frucht erblüh'n. —

Erst wenn das letzte Abendrot
Umsäumt die fernen Höh'n,
Kann ich in's graue Dorf zurück
Zu meinen Lieben geh'n.

Mein Weib bringt mir ein einfach Mahl,
Wie es der Bauer liebt,
Ein Stückchen Brot, ein Krüglein Milch,
Was uns die Wirtschaft giebt.

Längst schlummert unser Töchterlein
Der Mutter Ebenbild,
So hold wie die und gut wie die
Und auch wie die so mild.

Am Himmel blinkt der Abendstern,
Auch wir geh'n dann zur Ruh,
Und leben einer andern Welt:
Der Welt der Träume zu. —

Und wenn die Nacht vergangen ist,
Die immer rasch vergeht,
Dann fängt das Werk von neuem an
Mit Lied und mit Gebet.

So flieht der ganze Sommer hin,
Und jeder Tag bringt Müh', —
Der Herbst, ein reicher Edelmann,
Der aber lohnet sie.

Mein Haus ist nur mit Stroh gedeckt,
Und doch ist's mein Palast;
Wer's gut und deutsch und redlich meint,
Der sei mein lieber Gast.

So leb' ich froh das ganze Jahr,
Bin stolz auf meinen Stand,
Um Nichts, um Nichts vertauschte ich
Mein heilig Ackerland!

(Wilhelm Ressel.)

10. Zwei schöne Bauernlieder vor 100 Jahren.

(Vom „Wandsb. Boten", Matthias Claudius, * 15. Aug. 1740 zu Reinfeld in Holstein, † 21. Jan. 1815 zu Hamburg.)

Der glückliche Bauer.

Der Bauer leb', er lebe hoch!
Ihr seht es mir nicht an;
Ich habe nichts und bin wohl doch
Ein großer reicher Mann.

Früh morgens, wenn der Thau noch fällt,
Geh' ich, vergnügt im Sinn,
Gleich mit dem Nebel 'naus aufs Feld,
Und pflüge durch ihn hin,

Und sehe, wie er wogt und zieht,
Rund um mich nah und fern,
Und sing' dazu mein Morgenlied
Und denk' an Gott, den Herrn.

Die Krähen warten schon auf mich
Und folgen mir getreu
Und alle Vögel regen sich
Und thun den ersten Schrei;

Indessen steigt die Sonn' herauf
Und scheinet hell daher,
Ist so was auch für Geld zu Kauf,
Und hat der König mehr?

Und wenn die junge Saat aufgeht,
Wenn sie nun Ähren schießt,
Wenn so ein Feld in Garben steht,
Wenn Gras gemähet ist —

O, wer das nicht gesehen hat,
Der hat deß nicht Verstand.
Man trifft Gott gleichsam auf der That,
Mit Segen in der Hand,

Und sieht's vor Augen, wie er frisch
Die volle Hand ausstreckt
Und wie er seinen großen Tisch
Für alle Wesen deckt.

Er deckt ihn freilich, Er allein;
Doch hilft der Mensch und soll
Arbeiten und nicht müßig sein —
Und das bekommt ihm wohl.

Denn nach dem Sprüchwort „Müßiggang
Ist ein beschwerlich Ding
Und schier des Teufels Ruhebank
Für Vornehm und Gering."

Das Bauernlied.

Im Anfang war's auf Erden
Nur finster, wüst und leer;
Und sollt' was sein und werden,
Mußt' es wo anders her.

So ist es hergegangen
Im Anfang, als Gott sprach;
Und wie sich's angefangen,
So geht's noch diesen Tag.

Wir pflügen und wir streuen
Den Samen auf das Land;
Doch Wachstum und Gedeihen
Steht nicht in unsrer Hand.
Alle gute Gabe
Kam oben her, von Gott,
Vom schönen blauen Himmel herab.

Der thut mit leisem Wehen
Sich mild und heimlich auf,
Und träuft, wenn wir heim gehen,
Wuchs und Gedeihen drauf.

Der sendet Thau und Regen,
Und Sonn- und Mondenschein;
Der wickelt Gottes Segen
Gar zart und künstlich ein.

Und bringt ihn denn behende
In unser Feld und Brodt;
Es geht durch seine Hände,
Kömmt aber her von Gott.

Was nah ist und was ferne,
Von Gott kömmt alles her!
Der Strohhalm und die Sterne,
Der Sperling und das Meer.

Von Ihm sind Busch' und Blätter,
Und Korn und Obst von Ihm
Von Ihm mild Frühlingswetter,
Und Schnee und Ungestüm.

Er, Er macht Sonnaufgehen,
Er stellt des Mondes Lauf,
Er läßt die Winde wehen,
Er thut den Himmel auf.

Er schenkt uns Vieh und Freude,
Er macht uns frisch und rot,
Er giebt den Kühen Weide,
und unsern Kindern Brot.

Mir macht der Böse keine Not;
Ich dresch' ihn schief und krumm
Und pflüg' und hau' und grab' ihn tot
Und mäh' ihn um und um.

Und täglich fang' ich fröhlich an
Für Frau und Kind; für sie,
So lang' ich mich noch rühren kann,
Verdrießt mich keine Müh'.

Ich habe viel, das mein gehört,
Viel Gutes hin und her. —
Der liebe Gott hat mir's bescheert,
Und giebt mir wohl noch mehr.

Auch Frommsein und Vertrauen,
Und stiller edler Sinn,
Ihm flehn und auf Ihn schauen,
Kömmt alles uns durch Ihn.

Er gehet ungesehen
Im Dorfe um und wacht,
Und rührt, die herzlich flehen,
Im Schlafe an bei Nacht.

Darum, so woll'n wir loben,
Und loben immerdar
Den großen Geber oben
Er ist's und Er ist's gar!

Rätsel.

Das erste dehnt sich weit,
Bis hin an seine Grenzen,
Du siehst, wenn es gedeiht
Darin die Pflugschar glänzen.

Das zweit' ist auf der Reise,
Wo müd' Du Einkehr hältst.
Es wird geehrt nach alter Weise,
Und froh bist Du es selbst.

Das Ganze nährt das erste
Und gar das zweite auch,
Seit einst die Göttin lehrte
Des Eisens beff'ren Brauch. (J. Klix.)

II. Berufsarbeit, Berufsziel und Berufssorgen.

11. Der Dorfschulze.

Im Hofe zwischen den Scheuern und Wirtschaftsgebäuden stand mit aufgekrämpten Hemdärmeln der alte Hofschulze und schaute achtsam in ein Feuer, welches, zwischen Steinen und Kloben am Boden entzündet, lustig flackerte. Er rückte einen kleinen Amboß, der daneben stand, zurecht, legte sich Hammer und Zange zum Griffe bereit, prüfte die Spitzen einiger großen Radnägel, die er aus dem Brustfstücke des vorgebundenen Schurzfells zog, legte die Nägel auf das Bodenbrett des Leiterwagens, dessen Rad er ausbessern wollte, und drehte die Stelle des Rades, von welchem ein Stück Schiene abgebrochen war, achtsam nach oben, worauf er durch untergeschobene Steine das Rad in seiner Stellung festigte.

Nachdem er wieder ein paar Augenblicke in das Feuer gesehen hatte, ohne daß seine hellen und scharfen Augen davon zu blinzeln begannen, fuhr er rasch mit der Zange hinein, hob das rotglühende Stück Eisen heraus, legte es auf den Amboß, schwang den Hammer darüber, daß die Funken sprühten,

schlug das noch immer Glutrötliche um das Rad, da wo die Schiene fehlte, schlug und schweißte es mit zwei gewaltigen Schlägen fest, und trieb dann die Nägel, welche es in seiner weichen Dehnbarkeit noch immer leicht hindurch ließ, an ihre Plätze. Einige der stärksten und heftigsten Schläge gaben dem eingefügten Stücke das letzte Geschick. Der Schulze stieß mit dem Fuße die vor das Rad gelegten Steine hinweg, faßte den Wagen bei der Stange, um das geflickte Rad zu prüfen, und zog ihn ungeachtet seiner Schwere ohne Anstrengung quer über den Hof, so daß Hühner, Gänse und Enten, welche sich ruhig gesonnt hatten, mit großem Geschrei vor dem rasselnden Wagen entflohen, und ein paar Schweine aus ihrem eingewühlten Lager grunzend auffuhren.

Zwei Männer, von denen der Eine ein Pferdehändler, der Andere ein Rendant war, hatten, unter der großen Linde am Tische vor dem Wohnhause sitzend und ihren Trunk verzehrend, der Arbeit des alten rüstigen Mannes zugesehen. „Das muß wahr sein", rief jetzt der Eine, der Pferdehändler, „Ihr hättet einen tüchtigen Schmied abgegeben, Hofschulze!"

Der Hofschulze wusch in einem Stalleimer voll Wasser, welcher neben dem kleinen Amboß stand, sich Hände und Gesicht, goß dann das Feuer aus und sagte: „Ein Narr, der dem Schmied giebt, was er selbst verdienen kann." Er nahm den Amboß, als sei er eine Feder, auf und trug ihn nebst Hammer und Zange unter einen kleinen Schoppen zwischen Wohnhaus und Scheune, in welcher Hobelbank, Säge, Stemmeisen, und was sonst zu Zimmer- und Schreinergewerk gehört, bei Holz und Brettern mancher Art stand, lag oder hing. Indem der Alte sich unter dem Schoppen noch zu schaffen machte, sagte der Pferdehändler zu dem Rendanten: „Wollen Sie glauben, daß der auch alle Pfosten, Thüren und Schwellen, die Kisten und Kasten im Hause mit eigener Hand flickt, oder, wenn das Glück gut ist, auch neu zuschneidet? Ich meine, wenn er wollte, könnte er auch einen Kunstschreiner vorstellen und würde einen richtigen Schrank zu Wege bringen."

„Da seid ihr im Irrtum", sprach der Hofschulze, der das Letzte gehört hatte und, das Schurzfell jetzt abgethan, im weißleinenen Kittel aus dem Schoppen trat. Er setzte sich zu den beiden Männern an den Tisch, eine Magd brachte ihm auch ein Glas, er that seinen Gästen Bescheid und fuhr dann fort: „Zu einem Pfosten, zu einer Thür und Schwelle gehören nur ein Paar gesunde Augen und eine feine Faust, aber ein Schreiner braucht mehr. Ich habe mich einmal vom Hochmut verleiten lassen und wollte, wie Ihr es nennt, einen richtigen Schrank zu Wege bringen, weil mir Hobel und Meißel und Reißschiene auch bei dem Zimmerwerk durch die Hände gegangen waren. Ich maß und zeichnete und schnitt die Hölzer zu, auf Fuß und Zoll hatte ich Alles abgepaßt; ja, als es nun an das Zusammenfügen und Leimen gehen sollte, war Alles verkehrt. Die Wände standen windschief und klafften, die Klappe vorne war zu groß, und die Kasten für die Öffnungen zu klein. Ihr könnt das Gemächt noch sehen, ich habe es auf dem Sill stehen lassen, mich vor Versuchung künftig zu wahren, denn es thut

dem Menschen immer gut, wenn er eine Erinnerung an seine Schwachheit vor Augen hat.

In diesem Augenblicke ließ sich ein lustiges Wiehern aus dem Pferdestalle gegenüber vernehmen. Der Pferdehändler räusperte sich, spuckte aus, schlug sich Feuer an, bließ dem Rendanten eine starke Dampfwolke in das Gesicht, sah sehnsüchtig nach dem Stalle und dann gedankenvoll vor sich nieder. Hierauf spuckte er nochmals aus, nahm den lackierten Hut vom Kopfe, strich mit dem Arm über die Stirn und sagte: „Noch immer eine schwüle Witterung". — Dann schnallte er seine lederne Geldkatze vom Leibe, warf sie mit Getöse auf den Tisch, so daß der Inhalt klang und klirrte, löste die Riemen und zählte zwanzig blanke Goldstücke hin, bei deren Anblick die Augen des Rendanten zu funkeln anfingen, und nach denen der alte Hofschulze gar nicht hinsah. „Hier ist das Gold!" rief der Pferdehändler, die Faust geballt auf den Tisch stemmend, „krieg ich die braune Stute dafür? Sie ist, weiß Gott nicht einen Heller mehr wert.

„Dann behaltet Euer Gold, damit Ihr nicht zu Schaden kommt", versetzte der Hofschulze kaltblütig. „Sechsundzwanig, wie ich gesagt habe, und keinen Stüber darunter. Ihr kennt mich nun die Jahre her, Herr Marx, und solltet daher wissen, daß das Dingen und Feilschen bei mir nichts verschlägt, weil ich nie von meiner Sprache abgehe. Ich begehre, was mir eine Sache wert ist, und thue niemals vorschlagen, und so könnte ein Posaunenengel vom Himmel daher gefahren kommen, er kriegte die Braune nicht unter sechsundzwanzig".

„Aber Sackerlot", schrie der Pferdehändler erbost. „aus Fordern und Bieten besteht doch der Handel, und meinen eigenen Bruder überfrage ich, und wenn kein Vorschlagen mehr in der Welt ist, so hört alles Geschäft auf!"

„Im Gegenteil", erwiderte der Hofschulze, „das Geschäft kostet dann weit weniger Zeit und ist schon um deshalb profitlicher; aber auch außerdem haben beide Teile von einem Handel ohne Vorschlagen vielen Nutzen. Ich habe es immer erlebt, daß, wenn vorgeschlagen wird, sich die Natur erhitzt, und zuletzt Niemand mehr recht weiß, was er redet oder thut. Da läßt der Verkäufer, um nur dem Gehader ein Ende zu machen, die Waare oft unter dem Preise, den er im Stillen bei sich festsetzte, und der Käufer seinerseits in der Begierde und Brunst des Bietens verthut sich eben so oftmals. Ist aber gar keine Rede von Ablassen, dann bleiben Beide schon ruhig und wahren sich vor Schaden."

„Da Ihr so vernünftig redet, so werdet Ihr meinen Antrag jetzt besser erwogen haben," hob der Rendant an. „Wie gesagt, die Regierung will alle Korngefälle der Höfe in hiesiger Gegend in Geld umwandeln. Sie hat allein den Schaden davon, denn Korn bleibt Korn, aber Geld ist heute so viel und morgen so viel wert; indessen ist es nun einmal ihr Wille, um der Last des Aufzeichnens quitt zu werden. Ihr thut mir also den Gefallen und unterschreibt diese neue, auf Geld lautende Urkunde, die ich da zu diesem Behufe mitgebracht habe."

„Durchaus nicht," antwortete der Hofschulze eifrig. „Es ist ein alter Glaube hier zu Lande, daß, wer seinem Hofe eine Last auferlegt, dafür zur Strafe nach seinem Tode umgehen muß. Ich weiß nicht, wie es damit beschaffen ist, aber das weiß ich: Vom Oberhofe sind seit vielen hundert Jahren nur Körner an die Gotteszelle gegeben worden, und damit wolle sich also das Rentamt begnügen, wie das Stift sich damit begnügt hat. Wächst Geld darauf? Nein! Korn wächst darauf! Woher wollen Sie also das Geld nehmen?"

„Ihr sollt ja nicht übervorteilt werden!" rief der Rendant.

„Es muß Alles beim Alten bleiben," sagte der Hofschulze feierlich. „Das war noch eine gute Zeit, als die Tafeln mit den Verzeichnissen der Lasten und Abgaben der Bauerschaft in der Kirche hingen. Dazumalen stand alles fest und kein Gezänk hat sich nimmer darüber begeben, wie neuerdings nur gar zu oft. Hernacher hieß es, die Tafeln mit den Hühnern und Eiern und Maltern und Lämmern schadeten der Andacht, und sie wurden hinweggethan Im Gegenteil, sie hatten immer zu Predigt und Gesang gehört, wie Amen und Segen; ich für mein Teil, wenn ich sie ansah, besonders beim dritten Teil oder der Nutzanwendung, hatte die erbaulichsten Gedanken bekommen, zum Exempel: Überhebe Dich nicht, denn da steht geschrieben, wie viel Zinsroggen und Schloßhafer Du geben mußt; oder auch so: Wenn Du draußen Lasten zu tragen hast, hier im Gotteshause bist Du frei, und was dergleichen mehr war. Nun aber, als man auf die leeren Stellen hinsah, gingen die Gedanken immer wandern und suchten nach den Tafeln, und es dauerte geraume Zeit, ehe und bevor die Menschheit wieder recht auf den Pastor hinhörte."

Er ging in sein Haus. — „Das ist ein alter Racker!" rief der Pferdehändler, als er seinen Handelsfreund nicht mehr sah, indem er den lackierten Hut verdrießlich wieder auf den Kopf stülpte. „Wenn der nicht will, so bringt ihn der Teufel nicht herum Das Schlimmste ist, daß der Kerl die besten Pferde zieht und sie im Grunde sozusagen billig genug losschlägt."

„Ein starres, widerhaariges Volk hier zu Lande", sagte der Rendant. „Ich bin erst vor Kurzem aus Sachsen her versetzt und merkte den Abstand. Dort wohnen die Leute zusammen, und deshalb müssen sie schon höflich und nachgiebig und bethulich miteinander sein. Aber hier sitzt ein Jeder auf seinem Kampe, hat sein Holz, sein Feld, seinen Wiesenwachs um sich, als gäbe es sonst Nichts auf der Welt. Darum halten sie auch auf ihre alten Schnurren und Faxen so steif, die anderwärts abgekommen sind. Was für Mühe habe ich schon mit den andern Bauern wegen der dummen Umschreibereien gehabt, aber dieser hier ist doch der Schlimmste."

„Das kommt daher, Herr Rendant, weil er so reich ist", bemerkte der Pferdehändler. „Mich wundert, daß Sie es mit den andern in der Bauerschaft ohne ihn durchgesetzt haben, denn der hier ist ihr General und Advokat und Alles, sie richten sich in jeglicher Sache nach ihm. Er bückt sich vor keinem. Vor'm Jahr kam ein Prinz hier durch; wie er den Hut vor dem

abnahm, war es wahrhaftig, als wollte er sagen: Du bist der und ich bin der. Der Lümmel! für die Stute sechsundzwanzig Pistolen haben zu wollen! Aber das ist das Unglück, wenn der Bauer zu viel Vermögen kriegt. Wenn Sie dort durch das Eichholz hindurch sind, gehen Sie eine geschlagene halbe Glockenstunde durch seine Felder. Und alles bestellt, daß es nur so eine Art hat. Ich bin mit meiner Koppel vorgestern durch den Roggen und Weizen geritten, und Gott strafe mich, wenn was Anderes als die Köpfe von den Pferden über die Ähren hinübersahen. Ich dachte, ich würde ersaufen."

„Woher hat er's denn?" fragte der Rendant.

„O!" rief der Pferdehändler, „da liegen hier mehrere solcher Höfe herum, man heißt sie Oberhöfe; wenn die nicht manchen Edelmann ausstechen, will ich nicht Marx heißen. Das Erdreich ist von uralter Zeit zusammengeblieben. Und sparsam und fleißig ist der Nichtsnutz von jeher gewesen, das muß man ihm lassen. Sie sahen ja, wie er sich abäscherte, nur um dem Schmidt die paar Groschen Verdienst zu nehmen. Jetzt freit seine Tochter einen andern jungen Goldschlingel; die kriegt mit! Ich bin an der Leinwandkammer durchgegangen, der Flachs und das Garn, das Gebild, die Wäsche und alle mögliche Kramerei ist bis unter die Decke gestopft. Und dazu giebt ihr der alte Schabhals noch bare sechstausend Thaler mit. Blicken Sie um sich; ist es nicht hier, als ob man bei einem Grafen wäre?"

Während der letzten Reden hatte der verdrießliche Pferdehändler sacht in die Geldkatze gegriffen und den zwanzig Goldstücken, gleichsam gleichgültig thuend, noch sechs hinzugefügt. Der Hofschulze trat wieder in die Thür und der andere sagte brummend, ohne ihn anzusehen: „Da liegen die sechsundzwanzig, weil es einmal nicht anders sein soll." Der alte Bauer lächelte schalkhaft und sprach: „Ich wußte wohl, daß Ihr das Pferd kaufen würdet, Herr Marx, denn Ihr sucht für den Rittmeister Unna eins zu dreißig Pistolen, und mein Braunchen paßt Euch dazu, wie bestellt. Ich ging auch nur in das Haus, um die Goldwage zu holen, und konnte vorher sehen, daß Ihr Euch unterdessen besonnen haben würdet."

Der Alte, welcher in seinen Bewegungen bald etwas ungemein Rasches, bald die größte Bedächtigkeit zeigte, je nachdem das Geschäft war, das er trieb, setzte sich an den Tisch, wischte langsam und sorgfältig seine Brille ab, spannte sie über die Nase und fing nun an, die Goldstücke genau zu wägen. Zwei oder drei musterte er als zu leicht aus, worüber der Pferdehändler ein heftiges Gezeter erhob, welchem der Hofschulze schweigend und kaltblütig, die Wage in der Hand behaltend, zuhörte, bis der andere statt der verworfenen vollwichtige hervorholte. Endlich war die Sache beendigt, der Verkäufer packte bedächtig das Geld in ein Papier und ging mit dem Pferdehändler nach dem Stalle, um ihm das Pferd zu überliefern.

Der Rendant wartete die Rückkunft der beiden nicht ab. „Mit solchem Klotz ist nichts anzufangen", sagte er; „aber wenn du uns nur nicht so ordentlich auf den Terminen bezahltest, wir wollten dich!" — Er fühlte nach seinen ur-

kundlichen Papieren in der Tasche, merkte an ihrem Knittern, daß sie noch darin seien, und schlich vom Hofe.

Aus dem Stall traten der Roßkamm, der Schulze und ein Knecht, welcher zwei Pferde, das des Roßkamms und die erkaufte Stute, hinter sich herführte. Der alte Schulze sagte, indem er letztere zum Abschied streichelte: Es thut einem immer leid, wenn man eine Kreatur, die man aufzog, losschlägt, aber wer kann dawider? — Nun halte Dich brav, Brauchen! rief er und gab dem Tiere einen herzhaften Schlag auf die runden, glänzenden Schenkel.

Der Pferdehändler war indessen aufgestiegen und sah mit seiner langen Figur und der kurzen Schoßjacke unter dem breitkrämpigen, lackierten Hute, mit seinen erbsengelben Hosen über den dürren Lenden und den hochhinaufreichenden ledernen Gamaschen, mit seinen Pfundspornen und mit seiner Peitsche wie ein Wegelagerer aus. Er ritt, ohne Lebewohl zu sagen, fluchend und wetternd davon, die Braune am Leitzaume nachziehend. Keinen Blick wandte er nach dem Gehöfte zurück; die Braune hingegen drehte mehrere Male den Hals und wieherte wehmütig, als wollte sie klagen, daß ihre gute Zeit nun vorüber sei. Der Hofschulze blieb, die Arme in die Seite gestemmt, mit dem Knechte stehen, bis der Zug durch den Baumgarten verschwunden war. Dann sagte der Knecht: „Das Vieh grämt sich.“ „Warum sollte es nicht?“ erwiderte der Hofschulze, „grämen wir uns doch auch. Komm auf den Futterboden, wir wollen Hafer messen.“

(K. L. Immermann, „Der Oberhof“.)
† 25. August 1840.

13. Bete und arbeite.

Auf seinen Knie'n liegt im Gebet
Der träge Märten früh und spät.
Sein Feld ist verwildert, im Hause kein Brod,
Es schmachten die Kinder in Jammer und Not.
Er aber steht da mit müßiger Hand,
Das Auge nur stets nach den Wolken gewandt.
Er denkt: „Der liebe Gott wird's versehn,
Drum laß ich den Pflug und den Spaten stehn!“
Er will nicht säen, nur ernten allein.
Gott aber spricht: „Das darf nicht sein!
Erst zeige Fleiß und guten Willen,
Dann will ich Dein Gebet erfüllen!“

Dort sieh' einen Andern, der plagt sich sehr,
Treibt Handel, weit über Land und Meer,
Sitzt früh am Pult und abends spät,
Doch denkt er nie an ein kindlich Gebet.
Er meint, wenn Schiffahrt und Handel flott,
So brauche man nicht den lieben Gott.
Schon glaubt er der Reichste im Lande zu sein,
Da tritt ein Unglücksbote herein:
„Herr, Eure Schiffe — so sagt man aus —
Sind untergegangen mit Mann und Maus.
So sehr Ihr mit Arbeit und Müh' Euch gequält:
Der himmlische Segen, er hat gefehlt!“

O sehet, da kommt ein liebliches Bild,
Hier wird der Wille des Herrn erfüllt:
Erst wird der göttliche Segen erfleht
Mit kindlichem Herzen und gläub'gem Gebet.
Dann regt sich alles im ganzen Kreis
Und geht zur Arbeit mit regem Fleiß,
Das spinnt, das säet, das zimmert, das drischt,
Bis das fröhliche Mittagsmahl aufgetischt.
Gottlob! Stets kehret der Segen ein,
Wo Beten und Arbeiten im schönsten Verein!

14. „Hinter ihm liegt Arbeit, vor ihm Sorge".

Auf dem Landweg, zwischen zwei Gebüschen
Geht ein Mann in einem grünen Tuchrock.
Langsam geht er, und die Sonne brennt ihm
Auf den Rücken und der Staub beschwert ihn.
Fünfzig Jahr mag er etwa zählen,
Seine Kindheit hat er längst durchmessen,
Seine mühevolle Jugend auch längst.
Werktags hat er stets viel Schweiß vergossen,
Sonntags ist er manchmal — froh gewesen.
Wie er langsam geht, und so bedächtig
Seine Pfeife raucht im heißem Wetter!
Denken mag er wohl an Korn und Rindvieh,
Die sind immer sein Erwerb gewesen,
Auf's Erwerben war er angewiesen. — —
Noch ist er zu sehn! wie geht er langsam! —

Hinter ihm liegt Arbeit, vor ihm Arbeit,
Hinter ihm liegt Sorge, vor ihm Sorge,
Hinter ihm Gespielen, vor ihm Erben —
Warum soll er große Schritte machen?

(Dr. Carl Heinrich Preller, † Hamburg 1890.)

15. Die drei landwirtschaftlichen Sinne.

Unter den Sinnen, welche der Landwirt in hohem Grade zum Gedeihen seines schönen Berufes bedarf, stelle ich den Ordnungssinn obenan. Ohne Ordnung besteht kein Geschäft, am allerwenigsten die Landwirtschaft. Oberflächlich betrachtet, gewährt sie freilich das Bild einer scheinbaren Unordnung und Regellosigkeit im Verhältnis zur Industrie, wo alles nach einer bestimmten Regel eingehalten werden kann. Die Ordnung in der Landwirtschaft besteht darin, daß trotz aller sich kreuzenden Arbeiten und drängenden Umstände nichts Wesentliches versäumt werde, daß z. B. nicht das Füttern des Viehes unterbleibe, weil die Zeit günstig ist zum Einbringen der Ernte; daß der Acker nicht schlechter gepflügt

werde, weil seine Bearbeitung drängt. Dazu braucht der Landwirt in mißlichen Jahrgängen Kopf und Hände, d. h. Verstand und Arbeiter; außerdem aber den ordnenden Sinn, der klar, richtig und sicher den zu gehenden Weg verfolgt.

Mit dem Ordnungssinn ist der Reinlichkeitssinn nahe verwandt. Beide sind leibliche Geschwister, die immer unzertrennlich bleiben. In früheren Zeiten war der Begriff eines Bauern mit dem Begriffe eines unreinlichen Menschen eng verbunden. Leider giebt es heute noch viele Bauern, welche sich des Sprichwortes: „Mit der Arbeit, mit der man umgeht, besudelt man sich" getrösten, und in manchen Gegenden tragen sie den Schmutz ihres Viehes wochenlange an ihren Kleidern und halten ihre Wohnungen wie Schweinställe. Das ist eine schlimme, faule Wirtschaft! Ein rechter Bauer hält strenge auf Reinlichkeit in allen Dingen. Er stellt das gebrauchte Geräte nicht ungereinigt, zerbrochenes nicht unrepariert an seinen Ort, hält Stall und Vieh, Haus und Hof, und vor allem auch den eigenen Leib und das unscheinbare Kleid sauber und ordentlich. Gut, wer von Jugend auf an Ordnung und Reinlichkeit gewöhnt ist. Wer sich als Knabe die Haare nicht kämmt, wird sicherlich als Bauer wenig Kehrbesen verbrauchen.

Der dritte Sinn, den ich jedem Landwirte wünsche, ist der Geschäftssinn. Er ist der eigentliche geldmachende oder Erwerbs- und Gewerbssinn, der aus der Erdscholle, als Holz und Stein, Gold zu machen versteht. Wie der Chemiker den Rauch, das Salz, das Wasser und anderes, was die Landleute als einfache Dinge nehmen, in zwei, drei und mehrere Bestandteile auflöst, so kann auch der Geschäftssinn in mehrere einzelne Fähigkeiten aufgelöst werden, als da sind: Kenntnisse, Vorsicht, Voraussicht, leichter und schneller Überblick, richtiger Takt, schneller Entschluß, Beurteilungskraft, Berechnung, Scharfsinn u. s. w. Viele glauben, zum Geschäftssinn gehöre auch ein bischen Unredlichkeit, Hartherzigkeit und Engherzigkeit; Unredlichkeit, um beim Handel und Wandel den Nebenmenschen ein wenig zu übervorteilen; Hartherzigkeit, um nicht durch Mitleiden mit Armen und Notleidenden den Geldbeutel anzugreifen, und Engherzigkeit um nicht durch Teilnahme an gemeinnützigen Bestrebungen die eigenen Interessen zu verkürzen. Allein das ist alles falsch! Der Unredliche und Tirler ist verachtet wie der Geizhalz, und wer sich von dem zurückzieht, was zum gemeinen Besten dient, der schadet sich selbst am meisten.

Der wahre Geschäftssinn ist der, der jedes an seinen Ort weist, der alles einzelne im richtigen Verhältnis zum ganzen ordnet und alles so einzurichten versteht, daß er den höchsten Nutzen daraus zu ziehen vermag. Er stellt die passendste Art der Bewirtschaftung seiner Grundstücke, die Fütterung und Haltung des Viehes, der Verwertung der Produkte u. s. w. fest; — er macht den tüchtigen Landwirt aus.

Soweit ich mich umgesehen habe in der Welt, habe ich stets gefunden, daß Landwirte, welche diese drei Dinge besaßen und walten ließen, wacker vorwärts gekommen sind.

(Dr. Friedrich von Tschudi., „Landwirtschaftliches Lesebuch." 1888.)

---

16. Ein Tag auf dem Marschhofe.

Es ist frühmorgens. Die alte Hausuhr im Vorplatze, deren hohes schnörkelreiches Holzgehäuse im Laufe der Jahre fast ganz schwarzbraun geworden ist, und die dem Hause schon manche frohe und traurige Stunde gemeldet hat, schlägt eben fünf; aber seit länger als einer Stunde herrscht schon überall das rührigste Treiben. Auf der Diele dreschen eben vier Tage-

löhner das letzte Korn, eine Magd schlägt die Garben um und schwingt dann und wann auch wohl selbst rüstig den Flegel. Die andere Magd hat eben gemolken und trägt die Milch in die Küche, wo die zwanzigjährige, älteste Tochter des Hauses, ein umsichtiges und still emsiges Mädchen, sie in Empfang nimmt und durch ein blankes Messingsieb mit eingelegtem Tuche in flache Baljen (hölzerne Bütten) seihet. Auf dem Herde aber flammt schon unter dem Kessel mit der Morgensuppe ein lustiges Feuer. Im Oldenburgischen ist meistens Buttermilchsuppe, in Osterstade aber Grütze oder heiße süße Milch, in welche Schwarzbrot gebrockt wird, die gewöhnliche Morgenkost.

Aus dem Pferdestalle dringt Lärm, Wiehern und Schlagen der Ackerpferde, dann lautes Schelten des Großknechtes mit dem vierzehnjährigen „Schwöpenjungen" (wörtlich Peitschenjungen, — wie die Buben, welche man auf den Marschhöfen nur zum Fahren mietet, genannt werden); denn schon seit zehn Minuten hat die alte, braune Lotte kein Futter mehr in der Krippe. Auch der Sohn des Hausherrn, der unterdes aufgestanden, tritt in den Stall, sieht alles nach und nimmt endlich am Schelten teil.

Aber plötzlich ertönt ein Zauberwort, das allem Leben und Treiben eine andere Gestalt giebt. Aus der halb geöffneten Vorplatzthür steckt nämlich die eine Magd ihren Kopf und ruft laut und mit heller Stimme die Diele hinab: „Rinkamen! — Wat eten!" Noch ein paar Schläge und das Geklapper der Drescher verstummt. Schnell wird noch einigen Pferden neues, wohlgenäßtes Häcksel eingeschüttet, und in wenigen Minuten sitzt alles um die große dampfende Zinnschüssel und wartet, bis der vorsitzende Großknecht, der eben mit gewaltiger Arbeit vom mächtigen Schwarzbrot daumdicke Schnitte „knigt", mit seinem Werke fertig ist. Schnell ist die Schüssel vollgebrockt und nun alles in vollem Essen; kaum ein Wort wird gewechselt; noch eine halbe Stunde und man ist satt. Was noch in der Schüssel blieb, bekommt der mächtige Hofhund. Die hölzernen und zinnernen Löffel werden jetzt am Tischtuche abgewischt und mit Gepolter bricht man auf.

Der Sohn des Hauses hat indes seine Morgenkost allein verzehrt; denn nur im Felde ißt er mit den Leuten. Und wieder geht's zum Stall. — Die Krippen sind alle leer gefressen. Jetzt die Pferde heraus und angeschirrt! Zwei werden vor den Wagen gespannt, auf den man eben ein paar Eggen und Säcke mit Saatgerste gelegt hat; der Sohn fährt, der Großknecht und zwei Jungen reiten hinterdrein dem unfernen Ackerfelde zu, wo gepflügt und gesät werden soll.

Der Sohn hält den einen, der Knecht den anderen Pflug, jeder mit vier Pferden bespannt, die ein Junge treibt. Zu Hause haben auch die Drescher wieder begonnen, und ein Knecht mistet den Stall. Eine Magd arbeitet am Butterfasse und eine andere kleine wäscht erst die Baljen und geht dann in der Küche der Tochter zur Hand. Diese bereitet den Kaffee; denn auch die Alten haben sich jetzt erhoben und beide machen ihren morgendlichen Beaufsichtigungsgang; er im Hausrock, in gewirkter Schlafmütze und Pantoffeln durch Diele, Stall und Scheunen; die gute Mutter aber, angethan

mit sauberem, dunkelfarbigem Morgenrock von Kattun, durch Küche und Keller, Milch- und Speisekammer, bis der duftende Kaffee, in blanker Messingkanne auf dem Sofatische stehend, Eltern und Tochter auf ein halbes behagliches Stündchen in der sauberen und sehr einfachen Wohnstube wieder vereinigt. Schließlich langt der Alte nach seiner langen Morgenpfeife, die letzten Zeitungen und Anzeigeblätter hervorsuchend, die Mutter aber bereitet mit ihrer Tochter den Mittagstisch.

Wieder eine Weile später — und die gute Mutter hat sich an's Spinnrad gesetzt und spinnt weiche Wolle, zu warmen Socken für den lieben Sohn bestimmt; die Tochter ist in der Küche und den Vater sehen wir mit langem „Klubenstocke" auf der Schulter das Haus verlassen.

Eine stattliche, achtunggebietende Erscheinung ist der Alte. Milde, herzgewinnende Treuherzigkeit schauen ihm aus den Augen, aber doch gepaart mit dem würdigsten Ernst. — In seiner Jugend, ja bis an sein vierzigstes Jahr, war er der tüchtigste Arbeiter; oft und gern redet er davon, wie er habe schaffen müssen; wie strenge er von seinem sel'gen Vater in Zucht gehalten worden, wie kein Anderer im Dorfe so genau habe pflügen können. Aber nun hat er seit langen Jahren keinerlei Arbeit mehr angerührt. Folgen wir jetzt seinen Schritten.

Er springt mit dem Klubenstocke zwar behutsam, indes trotz seiner sechszig Jahre noch immer recht behende über ein paar Gräben und wendet sich zuerst nach seinen Weiden.

Allerlei Jungvieh ist bereits draußen; aber seine dreijährigen Ochsen, die nächsten Herbst, so Gott will, ihm in England gute Guineen lösen sollen, und die Milchkühe und jungen Kälber sind noch im Stalle. Aber prächtiges Gras schon und ein herrliches Wetter — wenn das noch etwas anhält, denkt er, will er vor Maitag alles „hinausjagen". Er springt wieder über einige Gräben und kommt zu seinem Acker, wo sein Sohn sät, und der Knecht gerade beim letzten Stück zu pflügen ist.

„Na, wo geit't jo dermit?" fragte er.

„Got, Herr, dat Land ward fein," antwortet freundlich und kurz der blonde kräftige Knecht, ohne aufzuhalten, „vor Middag krieg ick't rum." — „Paßt man got op." — „Ja, Herr!"

Jetzt redet er mit seinem Sohne, der eben das Stück voll gesäet hat und sich nun kräftig und gewandt auf eins der Pferde schwingt, die vor die Egge gespannt sind. Fort geht's wieder und der Junge mit der zweiten Egge hinterdrein.

Lange schaut der Alte dem Sohne nach. Er mag sich wohl still in der Seele freuen, zu sehen, wie der schlanke und kraftvolle Junge so fein und stattlich zu Pferde sitzt; wie frisch und arbeitsfreudig er von früh bis spät drauf und dran ist, und wie er gepflügt und die Furchen gelegt hat, eine um nichts breiter als die andere, und alle so schnurgerade, daß man mit Haarbreite eine Büchsenkugel an jeder hinschicken könnte; vor allem aber, wie brav und wacker er ist, welch ein Herz in ihm steckt! — Ja, das weiß

er sicher, der wird dem uralten, unbefleckten Namen seiner Familie keine Schande machen.

„Na, ade, Kinners! seht to, dat jy't got kriegt," so ruft er zum Abschiede. — „Ade, Herr," ruft der Großknecht zurück.

So verläßt er seinen Acker, sich wieder dem Dorf zuwendend.

Aber nach Hause geht's noch nicht gleich. Zuvor wird noch ein Stündchen im Wirtshause geplaudert und ein Magenbittern zur Erhöhung der Eßlust genossen. Da kommt denn gleich die Rede auf Wettermutmaßungen, auf den Stand des Winterkornes, auf die schöne Saatzeit, auf Land, Vieh und Kornpreise, auf die letzten Verordnungen des Amtes und der Wasserbaubehörde ꝛc. Oft wird auch ein Handel abgeschlossen, sodaß man diese Morgenzusammenkünfte recht wohl die Börsenstunde der Hausleute nennen könnte. Dagegen wird von Politik im weiteren Sinne nur selten gekannegießert. Mit der heranrückenden Mittagsstunde geht die Versammlung regelmäßig auseinander; denn um zwölf Uhr ist in jedem Hause stehende Essenszeit.

Seit einer halben Stunde sind auch die Pflüger heimgekehrt, und eifrig wühlen die Pferde in den vollen Krippen. Von den Lippen einer Magd ertönt abermals der herzerfreuende Ruf: „Rinkamen! — Wat eten!" — Alles eilt an den „Soot" (Brunnen), Hände und Gesicht zu waschen, und dann in die Gesindestube, wo auf blanker, mächtiger Zinnschüssel ein wahrer Berg von „Klützen" (Klößen), Kartoffeln und Wurzeln, und dabei auf einer anderen Schüssel ein paar dicke, leckere Speckstreifen dampfen. Der Großknecht führt, wie immer, den Vorsitz, er schneidet Brot und teilt den Speck; ihm zunächst sitzt der zweite Knecht, dann die Jungen, dann die Tagelöhner, und an der anderen Seite die Mägde nach ihrer Dienstzeit im Hause.

In der Wohnstube ißt die Familie des Hauses ebenfalls sehr einfache derbe Kost, oft dasselbe, was die Leute bekommen, mitunter und teilweise etwas feiner zubereitet.

Bis zwei Uhr ist Rastzeit, denn die Pferde müssen mit Ruhe fressen. Die Mägde waschen die Schüsseln, die andern Leute ruhen und schleudern umher; Vater und Mutter schlafen ein Stündchen, und der Sohn nimmt vielleicht ein Buch zur Hand.

Bald ist alles von neuem in Thätigkeit. Die Diele dröhnt wieder vom Takt der Drescher, später vom rollenden Getöse der Staubmühle, denn noch heute soll das letzte reine Korn auf den Boden.

Vater und Mutter sind auch wieder da; gegen drei Uhr bringt die Tochter den Kaffee und nimmt eine weibliche Handarbeit vor. Neben ihr sitzt die wieder emsig spinnende Mutter, der Alte schlürft behaglich zur langen Pfeife den duftigen Inhalt seiner großen Geburtstagstasse, schlendert hierher und dorthin und steht wohl mit Kreide und Streichholz in der Hand auf der Diele, das Getreide „aufmessend". —

So wird's Abend, das Pferdegetrappel meldet die heimkehrenden Ackerer, und bald sitzen die Leute wieder um ihre Schüssel mit der Abendmilchsuppe.

In Osterstade besteht diese Mahlzeit fast täglich aus Gerstengraupen in Buttermilch dick gekocht und mit süßer Milch übergossen, aus der sog. „Schälgerste". Wie schon vom Mittagsmahle regelmäßig ein paar arme Kinder des Dorfes ihr Teil erhielten, so sehen wir auch jetzt wieder einige derselben in der Küche oder auf dem Vorplatze ihre Teller leeren. Auch ein Töpfchen voll süßer Milch bekommen sie mit nach Hause für ihre Eltern, denn jeder ordentliche Bauernhof hat immer einige bestimmte Arme, die sich auf ihn stützen und tausend Wohlthaten von ihnen genießen.

Der kleine Rest des Abends wird auf verschiedene Weise hingebracht. Die Tagelöhner verlassen den Hof; in behaglicher warmer Gesindestube sitzen die Mädchen beim schnurrenden Spinnrade; der Junge schält für morgen Kartoffeln oder schneidet Futterrüben; der Großknecht, nachdem er draußen sein Teil Häcksel geschnitten, nimmt vielleicht noch eine Drehspindel zur Hand und dreht mit Hülfe des anderen Jungen Stricke von „Hede" (Werg) zum häuslichen Gebrauch, oder er sitzt mit der dampfenden Pfeife bei einem Buche voll schöner Geschichten oder singt mit den andern ein Volkslied.

Auch in der Wohnstube drüben sitzt man traulich um die Lampe des Tisches; auch dort tönt die Stimme eines Vorlesers, denn man benutzt fleißig die Volksbibliotheken. Doch der Alte ist nicht immer zugegen, denn gar zu gern macht er im Wirtshaus eine Partie Whist oder L'hombre und hat auch oft genug Gemeinde-Versammlungen, in welcher das Wohl und Wehe des Dorfes beraten wird; vielleicht ist er im Ausschuß oder im Vorstand, wenn nicht gar in eigner Person Vogt des Ortes. Zum Abendessen ist er daheim, mit dem Schlage zehn begiebt sich alles zur Ruhe, und tiefe Stille herrscht alsdann im ganzen weiten, sonst so rührigen Hause. Nur die gute, sorgsame Mutter macht noch einen späten Rundgang durch die Räume, überall nach Feuer und Licht schauend. — Ein Mutterauge ist scharf und wacht immer am längsten. —

Das ist ein Tag auf dem Marschhofe — ein Stück norddeutschen Bauernlebens.

(Hofbesitzer Herm. Allmers-Rechtenfleth.)
* 11. Februar 1821.

---

17. „Wa hett he't sur!"

Wat vörn Geduldsack is son Bur!
Wa hett he't sur! wa hett he't sur!
Denn nu dat Seien antosehn!
Un denn vört Opkam nich to bedn!
Un denn in Winder in den Snee
Nix dohn to künn', as „Dre-Blatt-Dre,"—
Un Vörjahrs wedder losstudeern
An't Smöken und Gras-wassen-hörn:
Ne, ne, de Weg is lang to fahrn
Bet tokum Harst de Wetenahrn!
Un denn noch reisen to verkopen,
Un Geld to telln bi ganze Hupen. —
Wat kost dat Mög an Kopp und Rügg,
Ehr mal de Möller Weten krigg!
Denn weder stöben, mahlen, sichen,
Utwegen, kopen und anrichen —
Bet man dat endlich smort un braden
To'n Korf rutkriggt as fetten Fladen!

(„Dre-Blatt-Dre" = ein Kartenspiel. „Fladen" = Pfannkuchen.) (Klaus Groth-Kiel.)
* 24. April 1819.

De arme Bur, wa hett he't sur!
Mit de Gabel in de Handn in'n Grotvaderstohl
Achtern Disch vör de Pann voll Klütjen un Kohl,
Un en Stücker söbn vun'n doppelten Köm; —
De arme Bur, wa hett he't sur!

(Johann Meyer-Kiel.)
* 5. Januar 1829.

---

18. Die Sparsamkeit.

(Zwei Schilderungen aus dem westfälischen Landleben.)

I.

Fritz Schulte R. war ein tüchtiger Bauer und hatte ein ansehnliches Besitztum. Summa Summarum, er war ein braver Kerl, nur ein wenig zu „flott". Equipage und ein Reitpferd, guter Wein bei jeder Gelegenheit und ein halbdutzendmal im Jahr Champagner! Das war sein Ideal! Nun, der Hof konnte es ja leiden, und als junger Bursch habe ich selbst bei Fritz manchen guten Tropfen mitbekommen.

Das war vor etwa 15 Jahren. Seitdem bin ich in der Welt herum gewirbelt worden und kam erst kürzlich wieder heim. Manches finde ich verändert, auch meinen guten Freund Fritz.

Als ich eines Sonntagsnachmittags gegen 5 Uhr — Kaffeevisiten verschmähe ich — bei ihm eintrat, empfing er mich mit freundlichem Gesicht. Gesundheit und Heiterkeit schienen keine Einbuße bei ihm erlitten zu haben. Aber — ich muß eine Zwischenbemerkung machen, um ein ehrlich Geständnis abzulegen: ich war zwischenzeitlich in Ländern gewesen, wo guter Wein wächst. Und wenn ich auch zu Hause aus „gewissen Rücksichten, über welche der Mensch keine Gewalt hat," ein Glas Bier vorziehe (meine Frau hat auch gegen diese Wahl nichts einzuwenden), so ist mir's nachgerade doch ganz recht, wenn ein guter Freund auf die Idee kommt, einen guten Rheinischen vorfahren zu lassen. Kommt's mir ja im umgekehrten Falle auch nicht darauf an, und macht doch selbst meine Frau ein zufrieden Gesicht dazu, wenn der Besuch nicht etwa ein Bummelinsky ist, den man aus alter Bekanntschaft nur nicht gerade vor die Thüre setzen kann. Fritz aber holte an diesem sonnigen und sonntäglichen Nachmittage kaltblütig einige Flaschen Bier heran und entkorkte sie mit einem so breiten Lächeln, als wenn der bevorstehende Genuß durchaus kein alltäglicher für ihn sei.

Eine bald darauf folgende Durchmusterung des Hofes ergab eine gar bedeutende Beschränkung der Luxusartikel. Zwei Ackergäule, als solche allerdings nicht schlecht, versahen, wie sich herausstellte, Sonntags den Ehrendienst als „Kutschpferde im Nebenamt," und von den Equipagen war nur eine geblieben, ziemlich geeignet für Massentransport und einige Ähnlichkeit mit einem soliden Leiterwagen verratend.

Ob sich einiges Erstaunen in meinem Gesichte spiegelte? Beinahe glaub' ich es.

„Nun, Dokter, hub Fritz an, „findest Du nicht, daß ich bedeutend zurückgegangen bin?"

„Hm, hm, Du — Du — bist so munter wie je."

„Nicht ausgewichen, Dokter! Du verstehst meine Frage ganz gut!"

Ich lachte. „Nun Fritz, Du hast Dich allerdings so ein wenig — reduziert."

Er nickte.

„Hast doch nicht in Zuckerfabriken oder dergleichen spekuliert?"

„Einigermaßen doch, und zwar mit Glück."

„Mit Glück? hm! Hast auch keine Seuche im Viehstall gehabt?"

„O, was das betrifft! Mein Vieh ist in der Ortsversicherung."

„Aber —"

„Ich will Dich nicht weiter raten lassen," sagte Fritz gutmütig. „Die einzige Schuld an der „Reduktion" trägt nichts anders als — die Landgüterrolle." (Das Höfegesetz.)

„Die Landgüterrolle! Ich glaube, ich habe von dem — dem Ding mal gehört oder gelesen."

„Ich sehe, entgegnete Fritz, „ich muß mich einmal wieder Deiner annehmen, denn wenn Du auch ein Doktor und praktischer Arzt bist, so bist Du doch vielfach recht unpraktisch und verstehst von manchen Sachen nicht so viel, wie mein — nun, ich hätte bald was gesagt."

„Wie mein Pferdejunge, weiser Schulte, wolltest Du sagen. Na, Recht hast Du!"

Auf seinen Vorschlag gingen wir ins Haus und steckten uns eine neue Pfeife an.

„Ich will Dir die Sache kurz auseinandersetzen, so gut ich kann," hub Fritz alsdann an zu reden. „Aber es ist ein ernstes Kapitel, deshalb unterlasse jede „lachhafte" Zwischenbemerkung! Ich trat, wie Du weißt, sehr früh den Hof an. Und da hat man denn noch keine rechten Begriffe. Wir Bauern haben großenteils überhaupt die rechten Begriffe über unsere Stellung verloren. Ich meinerseits, wenn ich überhaupt rechnete, rechnete ungefähr so: der Schulte R'sche Hof ist Dein Eigentum. Und der Schulte R'sche Hof ist leidlich groß und hat gute Äcker und Weiden und einen recht guten Eichenkamp. Was der Schulte R'sche Hof abwirft, kannst Du verzehren. Wenn Du stirbst, so reicht der Hof aus für Deine Kinder. Ich selbst war ja zufällig das einzige am Leben verbliebene Kind meiner Eltern, und erbte das Ganze. Daß aber Großvater und Urgroßvater den Hof zusammengehalten, wußte ich kaum."

„Und was denkst Du jetzt? Als Eigentümer des Schulte R'schen Hofes betrachtest Du Dich doch wohl auch heute noch?"

„Nein," war die kurze Antwort.

„Nein?" rief ich verwundert. „Da hören meine Begriffe auf."

„Nein," wiederholte er. „Ich betrachte mich als Lehnsträger, nicht als Eigentümer. Und das ist eine alte deutsche, wenigstens eine alte

niedersächsische und somit auch westfälische Anschauung. Einem meiner Söhne muß ich das Gut überliefern, wie ich es von den Vorvätern überliefert erhielt."

„Wenn ich, wie früher, weiter wirtschaftete," fuhr er fort, „so konnte ich in alten Tagen allerdings für meine sämtlichen Kinder noch einigermaßen sorgen, wenn ich das Besitztum zerstückelte oder unmäßig belastete. Wenn meine Kinder nach etwa 50 Jahren dann nach denselben Grundsätzen verführen, so hätte jedes meiner Enkel von dem schönen Anwesen noch eine Taglöhner-Parzelle und mehr nicht, und der Familie wie dem Gemeindewesen, welches ohne leistungsfähigen Bauernstand nicht existieren kann, wäre schwer Unrecht geschehen. Nein, das läßt sich nicht verantworten. Mein ältester Sohn soll den Hof bekommen, schuldenfrei oder mit Schulden, die er ohne Beschwer tragen kann."

„Aber —"

„Aber?"

„Wie fahren die andern Kinder dabei, die doch auch „Vater" zu Dir sagen?"

„Da kommen wir zum Treffpunkt. Als Vater habe ich gewiß auch Verpflichtungen gegen die übrigen Kinder. Sieh', seitdem ich den Hof in die Güterrolle habe eintragen lassen, fühle ich doppelt diese Verpflichtungen. Deshalb spare ich jetzt an meiner eigenen werten Person und durch einfachere Lebensweise meiner Familie jährlich etwa Mk. 2000 gegen früher und die wandern in die Lebensversicherung als Prämie, um die Nebenerben in meinem Todesfalle abzufinden. — Schau, Freund, wenn Gott will, ist für alle besser gesorgt, als wenn ich meine frühere Idee behielt und mich als unbeschränkten Eigentümer betrachtete. Die Güterrolle hat mich zum Nachdenken gebracht. Aber — eine Flasche Wein für heute Abend ist darum für Dich doch noch im Keller."

„Nein, bleiben wir ruhig beim Biere!" antwortete ich, „es freut mich sehr der Umschwung Deiner ökonomischen Ansichten. Denn ich meine auch, alle Klagen der Bauern helfen wenig, wenn sie sich nicht selbst zu helfen suchen, und der erste Anfang der Selbsthülfe muß in der Einschränkung der Ausgaben bestehen, d. h. in vernünftiger Sparsamkeit."

„Ja, so ist es," sagte Fritz.

II.

Die Sonne neigte sich zum Untergange. Nach einem tüchtigen Marsche, den ich durch die gesegneten Fluren einer westfälischen Landschaft gemacht, erreichte ich ein freundliches Dörfchen, das von einem Kranze stattlicher Nußbäume eingeschlossen war, deren breite, verwitterte Stämme und weitausgedehnte Äste auf ein hohes Alter schließen ließen. Der Tag war heiß gewesen, denn kein Wölkchen hatte den blauen Himmel getrübt, und die Sonne hatte eine solche Kraft entwickelt, als sei es ihre Absicht gewesen, das in den letzten Wochen Versäumte nachzuholen. Die Hitze hatte meine Zunge ausgetrocknet,

und mit wahrem Behagen trank ich mehrere Gläser Milch, welche ein altes Mütterchen mit einem freundlichem „Wohlbekomm's" reichte. Ich ließ mich auf einer Bank vor dem Häuschen nieder, das sich durch Sauberkeit vor den übrigen Häusern des Dorfes auszeichnete, und mein Blick umspannte mit Befriedigung das schöne Panorama, das sich vor meinen Augen ausbreitete.

Es war ein glückliches Fleckchen der Erde. Die zu beiden Seiten von teils verwitterten, teils neuaufgeführten Wohnungen, Stallungen und Scheunen eingefaßte Dorfstraße fand ihren scheinbaren Abschluß durch eine altersgraue Kirche, deren Pfeilermassen breit vorsprangen und deren gewaltiger Turm schon den Wettern von Jahrhunderten getrotzt hatte. In dem kupfernen Hahn spiegelte sich die sinkende Sonne und die bunten Glasfenster flammten unter dem Feuerkuß der Himmelsperle wie lauter Gold und Purpur; selbst die alten steinernen Heiligenbilder neben dem Eingang der Kirche waren von rosigem Schimmer überhaucht, und es schien mir, als würden sie lebendig und als erhöben sie segnend die Hände über das silberhaarige Bäuerlein, welches ihnen zu Füßen an einem schlichten Grabhügel kniete. Zur Rechten zweigte sich eine schnurgerade Pappel-Allee ab, welche nach einem großen burgähnlichen Gebäude führte, das von mehreren Türmchen flankiert war, und dessen roten Schindeldächern die Zeit und der Regen einen grünlichen Anstrich gegeben hatten. Ein breiter Weiher umschloß diesen alten Edelsitz, und auf dem Wasser, das von einem klaren Bächlein gespeist wurde, tummelten sich bunte Enten und Gänse. Zur Linken aber dehnte sich, soweit das Auge reichte, eine saftig grüne Wiese, die von tausend bunten Blümchen durchstickt war. Kühe und Ziegen grasten an dem Rande des Bächleins, und der leichte blaue Duft, der von den Sonnenstrahlen durchglitzert auf der Wiese lag, erinnerte an den Dampf, der aus einer Riesen-Opferschale zum Lobe und Preise des Allmächtigen aufstieg.

Das war Poesie! Hier gab's zwar keine schroffen, waldgekrönten Felswände, keine wilde Romantik mit sagenumsponnenen Ruinen und Wasserfällen, und doch war alles so herrlich und lieblich hier, daß ich das Bild nimmer vergessen werde. Nur der Unverstand kann dem Flachlande seine Reize und Schönheiten absprechen, und mit vollstem Rechte haben unsere Dichter Grimme und Brill die Wiesen, die fruchtbaren Gefilde Westfalens und die braune Hochlandsheide verherrlicht.

Nach einer Weile trippelte das Mütterchen wieder aus dem Hause und ließ sich an meiner Seite nieder. Das gelbe Pergamentgesicht mit den unzähligen Falten und Runzeln war von einer blütenweißen Haube umrahmt, welche an der Stirn silberne graue Haarsträhne durchschimmern ließ. Der Mund war zahnlos und eingefallen, aber das blaugraue Auge blitzte noch hell und seine Lebhaftigkeit strafte das hohe Alter der Frau Lügen. Das Gefühl, mit welchem ich die Frau betrachtete, war ein Gemisch von Ehrfurcht und Mitleid, denn der gekrümmte Rücken und die schwieligen Hände der Frau sagten mir, daß sie ein schweres, arbeit- und sorgenreiches Leben hinter sich hatte.

„Sind Sie die Besitzerin dieses Häuschens?“ fragte ich, indem ich mit Wohlgefallen mein Auge auf dem epheuumrankten Steingiebel, den grünen Fensterläden und dem wohlgepflegten Gärtchen ruhen ließ. „Ja, Herr,“ versetzte sie stolz und ihr Blick leuchtete hell auf, „das Haus und der Stall mit der Kuh drin sind mein Eigentum, aber an jedem Steine kleben schwere Schweißtropfen.“ — „Daß Sie wacker zugegriffen haben, beweisen die Schwielen in Ihren Händen,“ entgegnete ich, „und der liebe Gott hat Ihre Mühe belohnt.“ — „Das hat er, Herr, denn der Grundsatz meines seligen Mannes, der nun schon sechs Jahre in der Erde ruht, war: Fleiß, Sparsamkeit und Gottvertrauen.“ — „Ich freue mich stets, liebe Frau, wenn ich betagte Leute antreffe, die mit Befriedigung auf ihr Leben zurückblicken dürfen und deren Mühen und Sorgen von Erfolg gekrönt worden. Es kommt nicht auf die Größe dieses Erfolges an, denn dieser Begriff ist ebenso dehnbar, wie der des sogenannten Glückes. Es genügt, wenn wir uns eines heitern und möglichst sorgenfreien Lebensabends erfreuen, denn in kleinen bescheidenen Verhältnissen treffen wir weit glücklichere Menschen an, als in großen. Ich meine, es könnte kein stolzeres und befriedigenderes Gefühl für uns geben, als wenn wir uns sagen dürfen, daß wir das, was wir errungen haben und besitzen, der eigenen Kraft und dem eigenen Fleiße verdanken.“

Die alte Frau nickte und lächelte zustimmend, „Wenn Sie meine Geschichte hören wollen,“ sagte sie, „will ich sie Ihnen erzählen; sie ist zwar einfach genug, aber sie bestätigt das, was Sie soeben sagten.“ — „Recht gern“, versetzte ich. — „Mein seliger Mann und ich“, hub das Mütterchen an, „waren junge, gesunde und starke Leute, als wir uns die Hand reichten und Treue gelobten. Die Herzen waren reich voll Liebe, aber die Taschen so arm wie eine Kirchenmaus; wir besaßen nichts als Fleiß und guten Willen, und Beide hatten wir das ernstliche Bestreben, uns nicht blos ohne Schulden voranzubringen, sondern womöglich auch noch einen Notpfennig zurückzulegen. Das geschah denn auch von der ersten Woche unserer Ehe an, so hart und sauer es uns auch manchmal wurde, denn das Verdienst meines Mannes war ein recht knappes. Wir lebten höchst einfach, von Milch, Brod und Kartoffeln, und sparten, wo es eben anging. Bedürfnisse hatten wir keine; die Wirte wurden von meinem Manne nicht reich, und höchstens an den Kirchweihfesten erlaubten wir uns eine kleine Freude. Nach dem ersten Jahre konnten wir uns von den Sparpfennigen ein Schweinchen anschaffen das wir mästeten, schlachteten und das uns mit Fleisch versorgte, und gottlob haben wir dies jedes Jahr thun können Nach einigen Jahren — es waren schon zwei Kinder da, die viel kosteten, und von Krankheiten blieben wir auch nicht verschont — erhielt ich die fröhliche Nachricht, daß eine Tante mich in ihrem Testamente bedacht hatte; es war nicht viel, aber die 25 blanken Thaler, die mir ausbezahlt wurden, waren für unsere Verhältnisse ein großer Schatz. „Franz“, sagte ich zu meinem seligen Manne, „jetzt wollen wir einmal nachzählen, wie groß unser

Vermögen im ganzen wohl ist." Ich holte den alten Strumpf, der das enthielt, was wir uns am Munde abgespart hatten, unter dem Strohsacke des Bettes hervor und schüttete den Inhalt auf die Tischplatte. Unser „Schatz" bestand meist aus kleinen Silbermünzen, aber es waren auch einige Thaler darunter, und als wir nachzählten, hatten wir mit der Erbschaft die Summe von 109 Thalern! Meinem guten Franz traten die Thränen in die Augen,. und die Frage, die er auf den Lippen hatte, beantwortete ich damit, daß ich sagte: „Wir kaufen uns eine Kuh". Der Franz nickte und drückte mir die Hand. Wir kauften eine prächtige Kuh. Wir gingen aber nicht zu einem Viehverleiher und Wucherer, sondern zu einem reellen Geschäftsmanne. Als wir das Tier im Stalle hatten, da gings besser. Wir hatten Milch in Hülle und Fülle, und die Butter, die ich auf dem Markte in M. verkaufte, brachte nettes Geld ein. Die Leute im Dorfe sagten, „wir machten uns", denn wir hatten keine Schulden, und da man unsern Fleiß und unsere Sparsamkeit auch anerkannte, so gönnte man uns, daß es uns gut ging.

Aber wir sparten weiter, denn wenn einmal ein kleines Fundament da ist, dann baut man gerne darauf fort, da auch die kleinste Errungenschaft Mut und Lust giebt. „Wir müssen ein eigenes Häuschen haben", sagte mein Mann, der noch immer jeden Pfennig zurücklegte, anstatt ihn ins Wirtshaus zu tragen, wie es viele seiner Bekannten thaten, und als ich ihn groß dabei ansah, lächelte er und meinte, es würde sich schon machen. Und es machte sich. Nach zwölf Jahren hatten wir soviel im Strumpf und auf der Sparkasse, daß wir daran denken konnten, dieses Häuschen zu bauen, und nach zehn weiteren Jahren waren die Kosten gedeckt. Unsere Kinder, ein Junge und Mädchen, sind brave Menschen geworden, und die Wirtschaft führt jetzt mein Tochtermann. Mein guter Franz, dessen einziges Vergnügen sein Pfeifchen war, hat einen sorglosen alten Tag gehabt, und auch ich lebe zufrieden und glücklich, denn die Sparsamkeit in den frühern Jahren hat tausendfältige Zinsen getragen . . ."

Ich saß stumm neben der wackern Frau und drückte ihr warm die Hand; wenn alle Menschen nach diesen Grundsätzen handelten und lebten, dachte ich, gäbe es viel weniger Not und Elend in der Welt. Der letzte Strahl der Abendsonne traf das runzelvolle Gesicht der alten Frau und ich las darin nur Glück und Frieden. („Westf. Bauer.")

---

19. Altes Gold für Bauersleute.

1. Es ist kein Wässerchen so klein,
   Es bringt einen Zentner Heu dir ein.
2. Nur dem wird die Kette vom Wagen gestohlen,
   Der zu faul ist, sie abends ins Haus zu holen.
3. Das Wetter kennt man am Wind,
   Den Vater am Kind, den Herrn am Gesind'.

4. Beim Pferdehandel und Rinderkauf
Thu' die Augen oder den Geldbeutel auf.

5. Gilt's um ein Huhn zu rechten, sei geschеidt,
Nimm ein Ei dafür und laß den Streit.

6. Prozesse, Karten und Wirtshaus
Bringen den Bettelsack in's Haus.

7. Der Mann fährt mit Wagen nicht so viel in's Haus,
Als die Frau mit der Schürze kann tragen hinaus.

8. Der rote Hahn' mal auf'm Dach ist nicht so schlimm,
Als immer ein Faß Branntwein im Keller drin.

9. Treibst du auf schlechte Weide die Kuh,
Verdirbst du die Milch und den Mist dazu.

10. Ein einziges Laster kostet so viel,
Daß man drei Kinder dafür groß kann zieh'n.

11. Der Bauer ist ein großer Sünder,
Der mehr an sein Vieh denkt, als an seine Kinder.

12. Gute Schulen am rechten Platz,
Sind für die Gemeinden ein großer Schatz,
Aber zu Hause gute Zucht,
Die bringt erst die rechte Frucht.

---

20. De Wegwiser.

Weest, wo de Weg na't Mehlfatt is?
In't Morgenrot herut to Strat,
Mit Plog un Hack döer't Weetenfeld,
Bit Abnds de Steerns an'n Himmel staht.

Weest, wo de Weg to'n Daler is?
Bi'n roden Penning neeg hinlank;
Un de nich op'n Penning paßt,
Kummt nümmermehr to'n Daler blank.

Wo is de Weg na d'Sünndagsfreud?
Gah Warkeldags smuck fliedig man
De Warkste' döer un't Ackerfeld,
De Sünndag kummt vun sülbn all an.

Weest, wo de Weg in' d'Armot geiht?
Na't Weertshus 'rin, man jümmers frisch!
En lüttjen Snapps, — en lütt' Glas Beer,
Un Kaarten li't dar op'n Disch.

In't letzte Weertshus liggt en Sack,
Hang'n um! de is föer di alleen!
Du ole Lump! wa lett di doch
De Bettelsack so wunderschön!

Wo ist de Weg na Fred un Ehr
Un na en gudes Öller hin?
Lik vöer di ut, in Mäßigkeit
Un Recht, — un mit en braven Sinn!

Wo mag de Weg na'n Karkhoff gahn?
Wat fragst noch lang?! — de's licht to finn!
Na't stille Graff in'n kolen Grund
Bringt alle Weg toletz die hin.

Doch gah em smuck in Gottesfurcht
Bit ganz to Enn — dat ra' ick di!
In't Graff is noch en heemlich Döer,
Un wat darachter, — weest du ni!

(Johann Meyer nach Joh. Pet. Hebel.)

---

21. Die höchsten „Steuern“ der Landwirtschaft.

Wer das Kleine nicht achtet, dem soll
Kleines bei Kleinem zu Grunde gehen.

Ein Freund der Landwirtschaft, G. Böck, rechnet den Landwirten, welche sich immer über geringe Erträge und hohe Steuern beklagen, vor, daß sie jährlich Hunderte von Mark ersparen könnten, wenn sie sich eine Sparsamkeit und richtige Verwendung in vielen Dingen aneignen wollten, die sie keinen Pfennig kosten würde. Damit soll nicht etwa geleugnet werden, daß die Landwirtschaft das höchstbesteuerte Gewerbe sei und unter dem Drucke von Staats- und Gemeindesteuern schwer zu leiden habe; aber diese selbstauferlegten indirekten Steuern fallen noch viel schwerer ins Gewicht als jene, und über dem Klagen sollte der Landwirt nicht vergessen, sich im eigenen Haushalte umzuschauen und dieser Steuern, welche er seiner Unkenntnis, Faulheit und Gleichgültigkeit bezahlt, sich möglichst zu entledigen.

Unter diesen Steuern verstehen wir nicht den Luxus in Gebäuden, Wohnung und Kleidung, Vergnügungsreisen, Wohlleben, Spiel, kostspielige Liebhabereien, welche nur von einzelnen Personen getragen werden; sondern solche, welche sich auch der Arbeitsame und Sparsame auferlegt und welche ihre Entstehung der Unwissenheit, der Gewohnheit und dem Schlendrian verdanken.

Wie billig eröffnen wir die Listen der freiwilligen indirekten Steuern mit unserem Düngerwesen. Das Verrotten oder „Verbrennen“ oder Auslaugen des Düngers bei zu langem oder unbeschütztem Liegenlassen desselben auf der Dungstätte oder in großen oder kleinen Haufen auf dem Felde ist eine Steuer an die Luft, die oft ein Drittel oder gar die Hälfte des ganzen Düngerquantums kostet. Berechnen wir nur, was wir für die auf diese Weise verloren gegangenen 20 oder 30 Fuder bezahlen müßten, wenn wir sie kaufen wollten, oder was uns eine entsprechende Menge Guano oder Knochenmehl kostete, so macht das häufig allein so viel aus als die ganze direkte Grundsteuer. Liegt nun aber der Dünger noch in Löchern mit reichlichem Zu- und Abfluß von Wasser, so wird seine Masse zwar weniger verringert, aber desto mehr sein Wert.

Das lange Liegenlassen des Düngers in kleinen Haufen auf dem Felde erzeugt schädliche Geilstellen, weil die übrige Fläche nur Stroh erhält. Nicht weniger ist dieses der Fall, wenn der Mist ohne entsprechende Unterlage in großen Haufen längere Zeit auf dem Felde liegt. Es sollte deshalb nie versäumt werden, dieselben auf eine Schichte Erde, oder noch besser Moorerde zu setzen und ihn mit solcher zu bedecken. Trotz hundertfacher Mahnungen sieht man ferner immer noch bei Regenwetter die bekannten braunen Düngerbächlein mit dem „Bauernblut“ durch die Dorfgassen fließen, die als Steuer der Gemeinde sich in einen Bach oder Teich ergießen oder auf einer Wiese eine Versumpfung oder ein Vergeilen herbeiführen, so daß sie mehr Schaden als Nutzen anrichten.

Mit der Düngerverschwendung geht meist auch eine Streuverschwendung Hand in Hand, trotzdem uns, des vermehrten Futterbaues wegen, keine so großen Strohmengen mehr zu Gebote stehen und wir meist nur so viel Getreide bauen, daß wir damit unseren Streubedarf decken können. Die Winterstrohsorten sind wegen der glasähnlichen Härte ihrer dünnen Wandungen weniger geeignet zur Aufsaugung der Jauche, jedoch können wir diese Fähigkeit durch mehrmaliges Abschneiden bedeutend erhöhen und ersparen dadurch nicht nur an Streumaterial, sondern gewinnen auch einen besseren, gleichmäßigeren Mist, der seine Gährung auf der Miststätte besser durchmacht und sich auf dem Felde besser verteilen läßt. Die Benutzung von Moorerde (Torfstreu) als Streumittel trifft man bei uns leider noch selten, trotzdem diese die Eigenschaft, Flüssigkeit und Ammoniak aufzusaugen und festzuhalten, in hohem Grade besitzt und deshalb zugleich die Luft im Stall und Hof gesund erhält. Dadurch schützt Torfstreu die Tiere sowohl vor Fußkrankheiten, wie z. B. Hornspalt, Hufentzündung, Klauenseuche, Mauke u. s. w., als auch vor Augenkrankheiten. Außerdem wirkt Torfmist auf manche Bodenart außerordentlich verbessernd. Wer also genügend Torf in der Nähe hat, der kann den größten Teil seines Streustrohs verkaufen oder verfüttern und dafür Torf einstreuen.

Der Viehstall zahlt meist noch weit reichlichere indirekte Steuern. In erster Linie ist hier die mangelhafte Ernährung des Viehes zu nennen. Bei einer solchen erreicht die Nachzucht weder die entsprechende Größe, Kraft, Schönheit und Gebrauchsdauer, noch ist sie imstande, den höchsten Nutzen abzuwerfen, und doch ist eine solche Aufzucht viel teurer, weil sie viel länger dauert, bis man ein nutzbares Stück Vieh erhält, als bei guter Fütterung, wodurch eine bedeutende Futterverschwendung stattfindet. Wir wissen zur Genüge, daß bei geringer Fütterung der größte Teil des Futters als Erhaltungsfutter, d. h. zur Erhaltung des Lebens der Tiere, verwendet wird und nur wenig sich wirklich verwertet, so daß also bei solcher Fütterung verhältnismäßig viel mehr Erhaltungsfutter verbraucht wird, als bei einer reichlichen. Bei ungenügender Fütterung zieht das Pferd und der Ochse wenig, milcht die Kuh schlecht, bleibt die Schafschur leicht, liefert das Schlachtvieh wenig Fleisch und Fett und legt das Federvieh wenig Eier. Es giebt leider noch viele Landwirte, welche aus der Haushaltung vom Vieh so gut wie gar keinen Gewinn zu ziehen verstehen, sondern dieselbe für ein notwendiges Übel, für eine verdrießliche Last halten. Wer also nicht durch Zukauf von Kraftfutter eine höhere Ausnützung seines Futters überhaupt und eine sich gut rentierende Vermehrung seines Betriebskapitals erzielen will, der halte wenigstens nicht mehr Vieh, als er mit seinem Futter vollkommen ernähren kann.

Mit der schlechten Fütterung ist meist auch noch eine anderweitige Futterverschwendung verbunden: es fehlt die Einteilung, so daß die Tiere z. B. beim Beginn der Grünfütterung im jungen Klee viel mehr wertvolles Eiweiß erhalten, als für ein richtiges Nährstoffverhältnis erforderlich

ist und dieser Überfluß verloren geht, während sie im Winter Mangel daran haben und infolge dessen abmagern, so daß sie geraume Zeit brauchen, um sich bei besserem Futter wieder zu erholen und leistungsfähig zu werden. Wer so seine Tiere mehreremale im Jahre mager werden läßt, der wird einsehen, daß die Futtermengen, welche das verlorene Fleisch gekostet hat, rein hinausgeworfen sind und daß nur eine möglichst gleichmäßige Verteilung des Futters über das ganze Jahr, sowohl nach Menge als nach Zusammensetzung, vor dieser hohen Steuer schützen kann. Nicht weniger ist es eine Futterverschwendung, wenn in manchen Stallungen die Pferde förmlich gemästet werden, denn das erhöht deren Leistungsfähigkeit nicht, sondern macht sie zu allerlei Entzündungskrankheiten geneigt, veranlaßt sie zum Durchgehen und hat nicht selten bedeutende Beschädigungen, wenn nicht gar den Tod zur Folge.

Die Verwertung des Futters ist nicht selten eine geringe infolge der Haltung von wenig Nutzen bringendem Vieh. Fast in jedem Stalle stehen eine oder mehrere alte Kühe, welche wenig Milch mehr geben, und trotzdem noch jahrelang gehalten werden, weil man den Aufwand scheut, um junge Tiere an deren Stelle zu setzen. Man begnügt sich mit dem geringeren Ertrage, ohne zu bedenken, daß die Mehrkosten einer guten Kuh in kurzer Zeit durch den höheren Ertrag ersetzt würden. Aus falscher Sparsamkeit wird oft nur geringwertiges Vieh angeschafft, welches sein Futter schlecht bezahlt macht, und ebenso dürfen wir nicht vergessen, daß die Verwertung der Vieherzeugnisse, namentlich der Milch, an den Orten, wo dieselbe nicht direkt verkauft oder an Käsereien abgeliefert werden kann, häufig eine schlechte ist.

Die Haltung von zu wenig ausgenützten oder aus falscher Sparsamkeit zu billigen, zu jungen und schlechten Sprungstieren bildet ferner einen gewichtigen Posten in der Selbstbesteuerung der Landwirte, denn damit ist nicht nur der Anspruch auf eine gute Nachzucht verwirkt, sondern das Sprunggeld kommt auch teurer, wenn, wie es nicht selten vorkommt, 3 oder 4 schlechte Rinder ernährt werden müssen, wo vielleicht zwei gute genügen würden.

Müßigstehendes Zugvieh (namentlich Pferde) verzehrt ebenfalls einen großen Teil seines Futters umsonst und richtet nicht selten beim langen Stehen im Stalle noch allerlei Schaden an. Wer deshalb nicht Gelegenheit hat, seine Pferde das ganze Jahr hindurch zu beschäftigen, solle sie möglichst durch Ochsen zu ersetzen suchen. In kleineren Wirtschaften ist es nicht immer und überall möglich, die Pferde bei den Wirtschaftsarbeiten durch Kühe zu ersetzen, dagegen aber häufig die Ochsen. Erfahrungsgemäß verlieren die Kühe bei mäßiger Anstrengung nichts oder sehr wenig an ihrer Milchergiebigkeit, gewinnen aber jedenfalls dabei an Gesundheit. Die Kühe sind weit gelehriger, folgsamer und ruhiger, dabei aber flinker und schnelleren Schrittes als die stärkeren, schweren und störrischen Ochsen. In größeren Wirtschaften können die Kühe wenigstens zum Einfahren des Grünfutters

benutzt werden, und läßt sich damit dann auch leicht ein Paar Ochsen ersparen.

Im Feldbau findet nicht weniger Verschwendung statt als im Stalle. Ganz abgesehen von mangelhaften Werkzeugen und nachlässiger Bodenbearbeitung wird häufig eine große Arbeitsverschwendung durch unrichtige Behandlung des Bodens herbeigeführt. Leichte Böden werden meist viel zu häufig gepflügt, anstatt daß man ihnen durch abwechselnde Bestellung mit Blattpflanzen Gelegenheit giebt, den Zustand der Gahre zu erreichen, welcher den Boden mürb und die Nahrungsstoffe desselben löslich macht. Bei einer richtigen Fruchtfolge, welche den obigen Wechsel einhält, wird auch die Vertilgung der Unkräuter ohne alle Arbeit viel besser bewirkt, als es mit Pflug und Egge möglich ist. Es folge z. B. Roggen nach Rübsen, Erbsen oder Grünwicken; Gerste nach Raps; Bohnen, Lein, Klee und Luzerne geraten besser nach einer Pflugfurche als nach zweien. Je schneller nach der Ernte der Boden wieder bestellt und besäet wird, desto mehr Pflugarbeit erfordert er. Die Brache könnte in weitaus den meisten Fällen ganz vermieden werden, wenn man zwischen zwei Halmfrüchte je eine Blattfrucht einschöbe. Anstatt daß man bei Ausführung derselben mit der Wiederholung der Pflugfurchen stets so lange zuwartet, bis der Boden sich wieder gesetzt und den Gahrzustand erreicht hat, wird derselbe oft in kurzen Zwischenräumen mit dem Pfluge gequält, so daß er zuletzt wie Pulver und Asche wird und totgepflügt ist. Was kostet das für Mühe, Zeit und Geld, und was für erbärmliche Ernten sind der gerechte Lohn dafür!

Sehr häufig baut man auch Früchte an, denen weder der Boden, noch der Düngungszustand entspricht und erhält schlechte Erträge, während man eine viel bessere Ernte gemacht hätte, wenn man z. B. Hafer statt Gerste, Roggen statt Weizen gebaut hätte. Man lasse sich von keinerlei falscher Gewinnsucht verleiten, andere Gewächse anzubauen als die, welche dem Boden, Klima und Düngungszustande am angemessensten sind. Wenn wir das beobachten, so werden wir stets höhere Reinerträge erzielen, als wenn wir erzwingen wollen, was naturgemäß nicht hergehört.

Auch eine Samenverschwendung findet in sehr vielen Fällen statt, denn es giebt noch unverständige Landwirte genug, welche meinen, einen Profit zu machen, wenn sie nur leichte Frucht säen und die gute verkaufen, was erwiesenermaßen die größte Verschwendung ist, denn die geringen Samenkörner gehen teils gar nicht auf, teils liefern sie nur schwächliche Pflanzen, während nur die vollkommenen Körner sich zu kräftigen Pflanzen entwickeln. So verwerflich es daher ist, leichte Frucht zu säen, so thöricht ist es, wenn man nicht alle leichten Körner absondert und bloß schwere sät; denn durch gemischte Saatfrucht entsteht auch ein sehr ungleicher Pflanzenstand, es muß viel dichter gesät werden und alle leichten Körner sind als hinausgeworfen anzusehen. Wer daher seine Saatfrucht von allen leichten Körnern reinigt, erhält nicht nur einen viel besseren Pflanzenstand, sondern er gewinnt in der leichten Frucht einen wertvollen Zuschuß für seine Viehfütterung, der ihn

gar nichts kostet. Eine große Ersparnis an Samen findet bekanntlich bei der Anwendung der Reihensaat gegenüber von der Handsaat statt. Die Anschaffung einer Reihensäemaschiene (Drillmaschiene) durch mehrere Besitzer kleinerer Güter macht sich schon im ersten Jahre durch die Samenersparnis bezahlt, ganz abgesehen von den übrigen Vorzügen. Ein kräftiges, wohlvorgearbeitetes Land und die gleichmäßige Unterbringung der Saat erlauben ebenfalls eine bedeutende Samenersparnis.

Die Reinigung der Marktfrüchte ist häufig noch höchst mangelhaft und zwar sehr zum Schaden für die Landwirte, wenngleich dieselben glauben, daß ihnen bei der schlecht gereinigten Frucht die leichten Körner, der Unkrautsamen, Staub und Schmutz auch für gute Waare bezahlt werden. Dieses ist aber eine arge Täuschung, denn der Händler versteht die Güte der Frucht noch viel besser zu beurteilen als der Bauer und läßt sich die Mühe und die Unkosten, welche das nachträgliche Reinigen derselben erfordert, ganz gut bezahlen und zwar nicht von demjenigen, an welchen er verkauft, sondern von dem, welchem er abkauft, indem er für schlechtgereinigte Frucht viel weniger bezahlt, als der durch die Verunreinigung entstehende Gewichtsausfall ausmacht; denn dieser ist lange nicht so groß, als man gewöhnlich glaubt, und beträgt bloß 4—5 Prozent des ganzen Gewichtes. Unterziehen wir die Marktfrucht einer gründlichen Reinigung, so wird uns in dem höheren Preise nicht nur der Ausfall an Gewicht, sondern auch der Arbeitsaufwand bezahlt und wir haben den Abfall an leichter Frucht ꝛc. umsonst.

Dieses saubere Putzen der Frucht hat aber nicht nur den hier angeführten Vorteil, sondern es empfiehlt auch den Markt, auf welchen dieselbe gebracht wird; man kauft lieber dort, und die vermehrte Nachfrage veranlaßt höhere Preise. Allerdings kann hier der Einzelne nur wenig thun, weil dem Händler mit einigen Fuhren reiner Frucht nur wenig gedient ist, aber es sollten sich viele Landwirte zusammenthun und in Gemeinden und Bezirken dahin wirken, daß nur gute Ware auf den Markt kommt, welche dann sicher von Händlern bald gesucht wird. Dadurch würden auch die niedrigsten Marktpreise steigen, auf welche sich die Händler so gerne stützen und unter solchen Umständen selbst für gute Ware wenig mehr bieten. Unbedingt erforderlich ist eine gute Reinigung bei der Gerste, aber auch bei Hafer, Roggen und Weizen wird sehr auf eine solche gesehen, und jeder Landwirt wird sicher bald finden, um wie viel besser er daran ist, wenn er nur reine Ware zu Markte bringt. In dieser Richtung empfiehlt sich die gemeinschaftliche Anschaffung guter Putzmühlen, Trieurs, deren Benützung durch eine größere Anzahl von Landwirten leicht zu bewerkstelligen ist.

Die Verkaufskosten der landwirtschaftlichen Erzeugnisse verschlingen meist einen unverhältnismäßigen Teil des Erlöses. Die Marktfahrt, die Verköstigung des Bauern und seiner Pferde, die Marktkosten, die Trinkgelder und die Gebundenheit an den jeweiligen Markttag — wenn man sich nicht durch Stehenlassen bis zum nächsten Markttag noch weitere

Unkosten machen will — das alles legt dem Landwirte noch eine bedeutende Steuer auf, bevor er den oft mageren und lange herbeigesehnten Erlös in seine Tasche schieben kann. Bei dem Verkaufe an den hausierenden Händler herrscht die Unsicherheit über den laufenden Preis und man ist nicht vor Übervorteilung geschützt, während der genossenschaftliche Verkauf den Vorteil bietet, daß man ein größeres Quantum auf einmal liefern und sich über einen anständigen Preis einigen und damit die Marktkosten vermeiden kann. Die Grundbedingung ist aber, daß von allen Teilnehmern an der gemeinschaftlichen Lieferung nur ganz reingeputzte Früchte geliefert werden. Ähnlich ist es mit dem Verkaufe von Vieh, namentlich von Masttieren, wobei der Einzelne auf dem Markte nicht selten übervorteilt wird, während bei einem genossenschaftlichem Verkaufe nach dem Gewichte höhere Preise und ein besserer Absatz zu erzielen sind, weil man Lieferungsverträge mit soliden Käufern abschließen kann.

Die unnütze Arbeitsverschwendung ist ebenfalls eine hohe Steuer für die Landwirtschaft. Der Landwirt legt vieles Geld auf Dinge an, welche ihm keine Zinsen tragen, und damit bezahlt er auch unnötige Steuern. Wir wollen hier ganz von den Dingen absehen, welche nur seiner Eitelkeit dienen, wie Kutschwagen und schöne Geschirre, schöne Wohnungen u. s. w., sondern nur die unnützen Zinsenverluste hervorheben, welche durch das Bauen massiver Wirtschaftsgebäude, besonders aber von Scheunen mit durchweg gleichdicken Wänden entstehen. 50—60 cm starke Pfeiler mit $3^1/_2$ m Abstand mit 20 cm starken Zwischenräumen von Ziegeln thäten den gleichen Dienst. Die dadurch entstehende Vergeudung an Steinen, Kalk, Baukosten und Fuhren macht ein bedeutendes Kapital aus, das hohe Zinsen verschlingt. Ebenso herrscht auf dem Lande noch häufig die irrige Meinung, daß ein massives Gebäude billiger sei, als ein solches mit Riegelwänden oder mit Bretterverschlag, weil ersteres eine viel längere Dauer habe und weniger Reparaturen bedürfe, als letzteres. Dies ist aber sehr unrichtig, denn wenn ein Gebäude in der ersteren Art 10 000 Mk., und eines der letzteren Art, das aber den gleichen Zweck erfüllt, bloß 6000 Mk. kostet, so ersparen wir bei diesem jährlich 200 Mk. Zinsen zu 5 Prozent. Wenn auch das billige Gebäude bloß 40 Jahre dauert, so ersparen wir in dieser Zeit doch etwa 10 000 Mk. Zinsen gegenüber von dem teureren und können dann nicht nur wieder ein neues Gebäude bauen, sondern haben noch 4000 Mk. übrig. Solche Ersparnisse kommen um so mehr in Betracht, wenn wir das unnütz verbaute Kapital in unseren Betrieb stecken und daraus Zinsen von 6, 8 und mehr Prozent ziehen könnten.

(Fritz Möhrlin-Stuttgart.)

22. Idyll.

(Aus dem Schwedischen von Katharina Kasch-Plön.)

Hoch auf Saarijärvi's Heiden wohnte
Bauer Pavo; frostig war die Heimat.
Er bebaut' mit fleiß'gem Arm die Erde,
Doch vom Herrn erwartete er Wachstum.
Und er wohnte da mit Frau und Kindern,
Aß im Schweiß sein knappes Brod mit ihnen,
Grub die Deiche, pflügte dann und säte. —

Frühling kam, im Thauwind schmolz der Schnee hin,
Und er nahm die Hälfte von der Saat mit;
Sommer kam, es kam ein Hagelwetter,
Und es schlug die Hälfte ab der Ähren,
Und im Herbste nahm der Frost, was übrig.

Pavo's Hausfrau flocht ihr Haar und sagte:
„Pavo, Greis, zum Unglück nur geboren,
Nimm den Stab, denn Gott hat uns verstoßen!
Schwer ist betteln, schwerer noch, zu hungern."
Pavo faßte ihre Hand und sagte:
„Unser Herrgott prüft nur, er verstößt nicht.
Mische Du in's Brod zur Hälfte Rinde;
Ich will doppelt viele Deiche graben,
Doch vom Herrn erwarte ich das Wachstum."

Rinden buk die Frau in's Brod zur Hälfte,
Doppelt viele Deiche grub der Alte,
Er verkaufte Schafe, und er kaufte
Dafür Roggen, pflügte dann und säte. —

Frühling kam, im Thauwind schmolz der Schnee hin,
Und er nahm die Hälfte von der Saat mit,
Sommer kam, es kam ein Hagelwetter,
Und es schlug die Hälfte ab der Ähren,
Und im Herbste nahm der Frost, was übrig.
Vor die Brust schlug Pavo's Weib sich, sagte:
„Pavo, Greis, zum Unglück nur geboren,
Laßt uns sterben, Gott hat uns verstoßen!
Schwer ist sterben, schwerer doch zu leben."
Pavo faßte ihre Hand und sagte:
„Unser Herrgott prüft nur, er verstößt nicht.
Mische doppelt Rinde Du in's Brod nur,
Ich will doppelt große Deiche graben,
Doch vom Herrn erwarte ich das Wachstum."

Rinden buk die Frau ins Brod nun doppelt,
Doppelt viele Deiche grub der Alte,
Er verkaufte Korn und darauf kaufte
Roggen er, und pflügte dann und säte. —

Frühling kam, im Thauwind schmolz der Schnee hin.
Doch es ward kein Körnchen fortgespület;
Sommer kam, es tobt' ein Hagelwetter,

Keine Ähre ward von ihm zerschlagen,
Und es kam der Herbst und Frost, doch golden
Stand das Kornfeld auf den Schnitter wartend.

Da fiel Pavo auf die Knie und sagte:
„Unser Herrgott prüft nur, er verstößt nicht."
Freudvoll sprach zum Greis die Hausfrau also:
„Pavo, Pavo, nimm vergnügt die Sichel,
Zeit ist's, frohe Tage nun zu leben,
Nun ist's Zeit die Rinde fort zu werfen,
Und das Brod von Roggen nur zu backen."
Pavo faßte ihre Hand und sagte:
„Weib, o Weib, nur der wird blos geprüfet,
Der im Glück den Nächsten nicht verstößet.
Mische Du in's Brod zur Hälfte Rinde,
Denn erfroren steht des Nachbarn Acker."

(Nach J. L. Runeberg.)
† 1877 Helsingfors, Finnland

---

23. „Es ist nicht leicht, ein Landwirt sein!"

„Ei! ei! Herr Nachbar!" spricht er dann,
„Vertrauensse'ger lieber Mann!
Es ist nicht leicht, ein Landwirt sein,
Zieht Not und Sorge bei ihm ein."

„Wie hat's doch ein Rentier so leicht!
Sobald der Geldtag ist erreicht,
Setzt er die große Scheere an; —
Dann ist die Arbeit abgethan!"

„Koupons zu scheiden lernt sich bald,
Ein leichtes Werk für Jung und Alt.
Zwar Landwirt werden ist nicht schwer,
Doch Landwirt bleiben, das ist mehr!"

(A. Krüger in „Amtmann Rübheim".)

---

24. Es lebe hoch die Landwirtschaft!

(Gesungen bei der gemütlichen Zusammenkunft der Akademischen landwirtschaftlichen Vereine Halle, Leipzig, Jena.)

Es gründet sich die Landwirtschaft,
Juchheidi, Juchheida,
Als eine Kunst und Wissenschaft,
Juchheidi, heida,
Wohl auf Physik und auf Chemie
Und die National-Ökonomie,
Juchheidi, Juchheida, Juchheidi,
Juchheida, Juchheidi heidi heida,
Juchheidi heida.

Physik, das heißt zu Deutsch Natur,
Juchheidi, Juchheida,
Das Gegenteil nennt man Kultur,
Juchheidi, heida,
D'rum ist auch von dem flachen Land
Die städtische Kultur verbannt;
Juchheidi, Juchheida, Juchheidi,
Juchheida, Juchheidi, heidi, heida,
Juchheidi heida.

Chemie, das heißt zu Deutsch „gemischt“,
Sonst bringt's der Landwirt auch zu nischt:
Der Wissenschaft ist er ja froh,
Gießt in die Milch viel H_2O;
Juchheidi ꝛc.

Und CO_2, den sauren Wind,
Die Pflanze aus der Luft gewinnt,
Carbonicum so viel es will
Zerlegt daraus das Chlorophyll;
Juchheidi ꝛc.

Das Chlorophyll kann's nicht allein,
Die Sonne muß behilflich sein.
Ein andrer kann's auch ohne Licht,
Das Chlorophyll vermag es nicht;
Juchheidi ꝛc.

Wie's Thermometer, hier, o weh!
Der Arbeitslohn steigt in die Höh',
Es streikt gar gern der Arbeitsmann,
Wenn man ihn nicht entbehren kann;
Juchheidi ꝛc.

Damit er sicher kalkuliert,
Der Landwirt doppelt Bücher führt,
Er thut's, daß wenn er was vergißt,
Das andre dafür doppelt ist;
Juchheidi ꝛc.

Die National-Ökonomie,
Die macht uns weiter keine Müh',
Denn jeder weiß was von „Nation“
Und „Ökonomen“ sind wir schon;
Juchheidi ꝛc.

Der Darwinismus, ei herrje,
Der bringt die Tierzucht in die Höh',
Das merschte thut, flotschwenzelenz,
Die Individualpotenz;
Juchheidi à la Settegast ꝛc.

Weiß man ein bischen mehr erst nur
Vom Sperma und der Einatur,
So kreuzen wir in guter Ruh'
Den Esel mit dem Kakadu;
Juchheidi ꝛc.

Das Vieh zu füttern ist ganz leicht,
Wenn man in Wolff's Tabellen steigt;
Denn stickstoffhaltig, stickstofflos,
Mischt man wie 1 zu 5e blos;
Juchheidi ꝛc.

Doch füttern just als wie das Tier
Ingleichen auch die Pflanzen wir,
Durch Kali, Stickstoff und Phosphat
Gedeiht vorzüglich jede Saat;
Juchheidi ꝛc.

Doch mit durch Kunst gemachten Dung,
Wirkt man allein noch nicht genung.
Trotz alledem der beste ist
Der mit dem Vieh gemachte Mist;
Juchheidi ꝛc.

Und wenn der Gutsherr in der Stadt,
Sein Korn recht schlecht verhandelt hat,
Damit er seinen Schaden deckt,
Ißt Austern er und kneipt in Sekt;
Juchheidi ꝛc.

Und der dies schöne Lied gemacht,
Der wollte der Studentenschaft
Beweisen, daß die Landwirtschaft
Ist eine Kunst nnd Wissenschaft;
Juchheidi ꝛc.

Singt mit Kraft, daß es pafft,
Es lebe hoch die Landwirtschaft!
Singt mit Kraft, daß es pafft,
Es lebe hoch die Landwirtschaft!
Juchheidi ꝛc.

---

25. Nur guten Mut!

Ein Herz, das sich mit Sorgen quält
Hat selten frohe Stunden;
Es hat sich schon sein Teil erwählt,
Die Hoffnung ist verschwunden.
:|: Nur glücklich ist, wer das vergißt
Was einmal nicht zu ändern ist. :|:

Die Sonne, die zu frühe lacht,
Sieht man am Mittag weinen;
Das Glück, was man zuweilen macht,
Kann eine zeitlang scheinen.
:: Es bleibt dabei, wer warten kann,
Der sieht sein Glück noch einmal an. ::

Obschon mein Schiff vor Anker liegt,
Bei ganz konträrem Winde,
So hab ich doch die Hoffnung noch,
Daß ich den Hafen finde.
:|: Den Hafen, wo die Freundin ruht.
Was lange währt, wird endlich gut. :|:

Drum auf mein Herz ermuntre dich,
Und sei dein eigner Meister!
Was quälst du dich so jämmerlich
Hier um die Lebensgeister?
:|: Wer weiß, wo man noch Rosen bricht,
Drum sei vergnügt und sorge nicht. :|:

(Volkslied.)

---

26. Aussprüche Verschiedener über Berufsarbeit, Berufsziel und Berufssorgen.

Landwirtschaft ist die Anwendung einer Summe von wissenschaftlichen Erkenntnissen auf die Hervorbringung der menschlichen Nahrungsstoffe, überhaupt Bedürfnisse organischer Natur. — Die eigentliche Landwirtschaft ist reine Urproduktion. (Dr. Wilh. Hamm.)

Die Landwirtschaft hat ihre eigene Technik — eine Technik, die zwar nichts ist, als der angesammelte Niederschlag des gesunden Menschenverstandes unzähliger Individuen — die aber doch nur von demjenigen richtig beurteilt werden kann, der sich die Mühe giebt, dieselbe kennen zu lernen.

(Prof. Dr. Backhaus-Kiel.)

„Das goldene Zeitalter des Landbaues." — So träumten wir vor 30 Jahren, wenn die bäuerlichen Lasten vollends beseitigt, die Freiheit des Grundeigentums durchgeführt sei und die rationelle Landwirtschaft gesiegt habe, — dann breche das goldene Zeitalter des Landbaues an. Jetzt sind wir in der Hauptsache so weit — und die Landwirtschaft ist weiter als je von dieser glückverheißenden Prophezeihung entfernt. (Prof. Schmoller.)

* 24. Juni 1838.

Alle Gestaltung der Praxis nach den Grundsätzen der Wissenschaft muß den Männern der Wissenschaft allein überlassen werden.

(Dr. Ludw. Meyn.)

Wer eine einzige Tonne Land hat, die nicht ist, wie sie sein sollte, oder eine einzige Ecke Landes, die noch nicht urbar gemacht ist, oder einen leeren Platz, wo ein Baum stehen könnte, ohne daß er bis jetzt gepflanzt ist, oder eine Wiese, die von Dürre oder Nässe und schlechten Gräsern leidet: der ist ein schlimmer Ökonom, wenn er Geld auf Zinsen legt und durch Vergötterung des blanken Metalles an der richtigen Kenntnis seines Gewerbes gehindert wird.

(Dr. Ludw. Meyn.)

Den Kohl, den Du Dir selbst gebaut,
Darfst Du nicht nach dem Marktpreis schätzen:
Du hast ihn mit Deinem Schweiß betaut,
Die Würze läßt sich durch nichts ersetzen.

Der Landwirt stelle sich die Frage:
Was führt zum höchsten Reinertrage?
Und wenn er darin klar gesehn,
Mag er mit Gott zum Werke gehn.
(F. W. Forke-Braunschweig.)

Wer eine Wirtschaft hat, der treibe sie, oder sie treibt ihn — fort.

Je höher die Kultur, desto ehrenvoller wird die Arbeit.

27. Des Gutsherrn Aufgang und Niedergang.

Daß einst auch ich das Glück genossen,
Der Herr zu sein auf eignem Land —
War's nur ein Traumbild, lichtumflossen?
War's Wirklichkeit, die mir entschwand?

Ja doch, es war! Dem Geiste schweben
Vorbei die Jahre schön und reich,
Wo keiner kam im stolzen Streben
An froher Zuversicht mir gleich.

Mit den Erfolgen wuchs das Wagen,
Es dehnte weithin sich mein Gut.
Je mehr ich ward emporgetragen,
Beseelte kühner mich der Mut.

Die Fluren wiesen reich Gedeihen,
Die Ställe füllte edler Schlag.
Es stieg der Rauch der Brennereien,
Es ging das Sägwerk Nacht und Tag.

Ein Park im Schmuck der alten Eichen,
Auf grüner Höh' ein schimmernd Haus. —
Wie ging mit Plänen hoffnungsreichen
Der junge Gutsherr ein und aus.

O schöne Zeit, in der Gelingen
Sich mit des Mannes Arbeit eint,
Wo nicht vergebens ist das Ringen
Und wolkenlos die Sonne scheint.

Und ihr auch, selig frohe Tage,
Wie lacht ihr wunderhold mich an,
Wo eine ernste Schicksalsfrage
Mit zagem Herzen ward gethan —

Wo mir ein süßes Wort erklungen
Und wo zur Zeit der jungen Saat,
Das Herz von Sehnsucht heiß durchdrungen,
Ein Paar dem trauten Heim genaht —

So hat erfüllt sich mein Geschick —
Zerbrochen ist, was ich gebaut!
Du schönes Gut, mir lieb und traut,
Es fällt auf dich mein letzter Blick.

Ihr langbehaarten Hunde mein,
Ihr schaut mich an, treuherzig mild,
Nun bin ich selbst gehetztes Wild —
Nicht länger könnt ihr bei mir sein.

Ade ihr meine Pferde all'
Aus feurigem Trakehnerblut!
Wie trugt ihr sicher mich und gut —
Nun kam ich Ärmster doch zu Fall!

Von allen Wänden schauen her
Die Gegenstände heitrer Kunst.
Wie seid ihr Rauch mir jetzt und Dunst —
O wären schon die Wände leer!

Du anmutreiches Gartenland,
Du Park mit deinem Eichenhain,
Du Flur und Feld, du Wald und Rain,
Bald schirmt euch eine and're Hand....

Doch als in bitt'rem Schmerz ich rang,
Umfaßte mich ein weicher Arm,
Und eine Stimme mild und warm
Mit Trostesworten so erklang:

„Du hast gerungen stark und gut,
Wie's eines Mannes würdig war;
In Kämpfen ist ergraut Dein Haar,
Doch nicht gebrochen ist Dein Mut."

„Kein Vorwurf drück' die Seele Dein,
Dich traf ein übermächt'ger Schlag.
Und was auch Schlimmes folgen mag —
Es wird Dein Los das meine sein."

Wo in die Arme zitternd sank mir
Mein Lieb, wo leise sprach mein Mund:
O Glück, so groß! o Gott, ich dank' Dir,
Gieb Segen Du zu unserm Bund!

(„D. landw. Pr.") ***

„Wir waren reich, nun sind wir arm —
Doch ist auch jäh das Schiff zerschellt,
Es ist geräumig ja die Welt,
Laß neu uns bauen sonder Harm!"

Und als die Stimme mild verklang,
Drückt' ich der Sprech'rin fest die Hand.
„Ging mir verloren auch das Land,
Da Du mir bliebst, ist mir nicht bang'."

„Zertrümmert liegt des Lebens Steg,
Doch mutlos soll mich niemand schau'n.
Gott und der eig'nen Kraft Vertrau'n
Wird weisen mir den neuen Weg."

(„D. landw. Pr.") ***

28. Auf der Leibzucht (dem Altenteil).

Der Ausding heißt der kleine Anbau am Hofe, aus welchem heute der alte Bauer zum ersten male herausschaut. Bei dem Anblicke des Lebens und Treibens auf dem Hofe vergißt er jedoch, daß er das Gut übergeben und nichts mehr zu befehlen hat. „Ei, Marie," schreit er nach dem Brunnen zu, „hau doch die Kuh nicht unnötig und laß sie in Frieden saufen, kannst doch die anderen zurückhalten, bis die ersten genug haben; denn so verdrängen sie einander und die Hälfte geht durstig in den Stall." Die Magd thut, als höre sie ihn nicht. „Karl," ruft nun der Alte wieder, „mach' doch dem Schimmel die Zugstricke länger, er muß ja den ganzen Wagen allein ziehen und der faule Braune geht leer nebenher!" Der Knecht dreht sich um, schaut ihm ins Gesicht und lacht. Der Schwiegersohn, der seit gestern das Gut hat, will heute wieder mähen lassen. Der Alte jedoch meint, er möge das Gemähte erst einfahren. Kurz antwortet der Schwiegersohn: „Laßt jetzt nur mich machen, so wie ich Euch früher machen ließ!"

Verdrießlich wirft der Alte das Fenster zu und denkt: „Der Schwiegersohn hat eigentlich recht, ich habe ja mein Gut an ihn abgetreten und mir das kleine Auszugsstübchen vorbehalten; er ist ein fleißiger, sparsamer Mensch und wird schon allein auf die rechte Fährte kommen, wenn er auch anfangs manches verkehrt macht; er war zwar grob, hat's aber gewiß nicht böse gemeint." So denkt er, und dann steigt er hinab in den Hof, um zu sehen, wo er sich irgendwo nützlich machen kann. Er geht in die Scheune und macht Strohseile; denn die kann man immer brauchen, denkt er. Über seiner Arbeit legt sich vollends die Aufregung. Auch bei dem Schwiegersohn verschwindet sie. Er denkt: „Er ist doch meines Weibes Vater, und das Gut kommt von ihm; aber wer kann die Worte genau auf die Goldschale legen, wenn man den Kopf voll hat. Recht hat er im Grunde auch gehabt, das Wetter ist zweifelhaft und man thäte besser, das in Sicherheit zu bringen, was schon gehauen ist." Er ist in unschlüssiger Stimmung in den Hof zu-

rückgegangen und ist angenehm erfreut, daß er den Schwiegervater hinter einem stattlichen Haufen Strohseile erblickt.

Von der Stunde an haben sich die beiden verstanden. Der Schwiegersohn hat den alten Bauern stets zu Rate gezogen und ihn vor den Dienstboten geachtet, und dieser schwört nicht höher, als auf seinen Schwiegersohn. Er ist ihm stets behilflich bei seinen Arbeiten, daß er oft wehren muß: „Vater, daß ist nicht mehr für Euer Alter, strengt Euch nicht mehr an!“ Er geht oft durch die Fluren und betrachtet die Saaten und die schönen Kleeäcker mit größerem Stolze, als ehedem die eigenen. Auch die Dienstboten haben es bald gemerkt, daß zwischen den beiden die größte Eintracht herrscht, und nicht mehr gelacht, wenn der Alte etwas tadelte; denn sie wußten, daß sie bei dem Jungen übel ankommen würden. Uud als nach Jahr und Tag ein Kindlein in der Wiege schrie, wurde er die fleißigste und besorgteste Kindesmagd, denn er sah hier den alten Baum neue Sprossen treiben und das ist fröhliche Hoffnung, welche selbst über das Grab hinausgrünt. Wir können ihn an manchem Sommer-Nachmittage beobachten, wie er daheim, die Fliegenklatsche in der Hand, an der Wiege eingenickt sitzt, während die anderen draußen auf dem Felde arbeiten, oder wie er stolz dareinschaut, wenn der Erstgeborene an seiner Hand die ersten Schritte macht. Wie schön ist es, wenn so das Alte mit dem Rat und die Jugend mit der That froh zum gemeinsamen Werke schreitet, wenn die alten Leute im Kreise der Kinder und Enkel leben, theilnehmend an allen ihren Freuden und Leiden!

Leider ist es nicht überall so, und in manchem Auszugsstübchen ertönen Seufzer und Klagen. Der sogenannte Auszug (die „Abnahme“, das Leibgedinge), die Bezüge an Kartoffeln, Mehl, Butter, Schmalz, Eier, Speck und Fleisch ꝛc., welche die alten Leute vertragsmäßig von ihren Kindern zu erhalten haben, giebt nur zu oft Anlaß zu Unzufriedenheiten. Auf der einen Seite zeigen sich Neid und Geiz, auf der anderen Mißtrauen und Klagen. Wie bitter muß den alten Auszüglern das Brot im Munde aufquellen, wenn sie denken müssen: Es ist uns nicht gegönnt von unsern Kindern, oder: unsere Kinder waren froh, wenn es nicht mehr lange währte; oder wenn sich gar Streit und üble Nachrede an ein solches Verhältnis knüpfen und es unerträglich machen! Es ist darum nicht gut, wenn die Eltern den Kindern die Übernahme des Gutes zu leicht machen, alles aus den Händen geben und in eine zu große Abhängigkeit von den Kindern geraten. Die Kinder werden ihnen viel mehr Liebe erweisen, wenn sie wissen, daß die Eltern unabhängig von ihnen sind, und daß sie noch einmal etwas zu erwarten haben.

Traurig ist es aber da, wo die Eltern nichts vor sich gebracht haben, wo man nicht übergeben kann, und noch immer das Leitseil führen muß, wenn man längst Ruhe bedürfte. Steht es aber so, daß die Kinder mit aller Arbeit und Sparsamkeit kaum das tägliche Brot für sich und ihre Nachkommen auftreiben und damit auch noch die arbeitsunfähigen Eltern

erhalten sollen, welche eine Last mehr für sie sind, so daß sie an jedem Morgen ein Vorwurf trifft, daß sie noch am Leben sind; so ist das wohl der traurigste und beklagenswerteste Zustand, zumal wenn das der Lohn für ein arbeitsvolles Leben ist und ihnen der Tod als einziger Erlöser willkommen sein muß.

Es sehe sich daher jeder wohl vor, daß er sich in seiner Jugend einen Stecken schneide, und daß bei der Übergabe keine Mißverhältnisse eintreten, die dem guten Einvernehmen zwischen Eltern und Kindern gefährlich werden. Wer aber seine Kinder mit Liebe und Strenge zum Guten erzog, dem werden sie auch durch Dank und Anhänglichkeit das Alter verschönen.

(Nach Fritz Möhrlin-Stuttgart.)

III. Berufsbildung in der Theorie und der Praxis.

29. Zur Ausbildung des Landwirtes.

Man würde fehlgehen, wenn man glauben wollte, die landwirtschaftliche Produktion hänge ausschließlich von der technischen Fähigkeit der in ihr thätigen Personen ab, und mit einer Vermehrung des technischen Wissens sei auch schon die erhöhte Produktion gegeben. Der Erfolg der Thätigkeit des einzelnen Landwirts, so weit er überhaupt in der Hand des Menschen liegt, hängt ja mindestens ebensoviel von den Charaktereigenschaften der betreffenden Person als wie von ihrem technischen Wissen ab. Vom geringsten Knecht bis zum höchstgestellten Großgrundbesitzer muß zu der technischen Ausbildung, zu dem Wissen und Können, auch noch der entschiedene Wille zur Bethätigung der erworbenen Fähigkeiten hinzutreten, um die wirtschaftliche Leistung zustande zu bringen, und selbst der richtig geleitete Fleiß bleibt unfruchtbar, wenn nicht seine Resultate durch Sparsamkeit und Wirtschaftlichkeit zusammengehalten werden. Grade in der Landwirtschaft, deren Rente allermeist nicht in glücklichen größeren Spekulationsgewinnen oder dem Erfolg genialer Ideen, sondern in den kleinen Kostenersparnissen und sorgsamer Achtung aller kleinen Mehrerträge liegt, spielen diese moralischen Eigenschaften eine so wichtige Rolle, daß man, vor die Wahl gestellt zwischen den tüchtigsten Fachkenntnissen oder Fleiß, Sparsamkeit und wirtschaftlicher Energie, den letzteren Eigenschaften immer noch den Vorzug geben müßte.

1. Wer soll überhaupt Landwirt werden?

Es hängt diese Frage mit der nach der besten Berufsbildung ja innig zusammen, denn wer überhaupt keine Neigung zu einem bestimmten Fache

hat, oder wem die nötigen Erfordernisse persönlicher und materieller Natur dazu fehlen, für den ist auch ein geeigneter Bildungsweg kaum aufzustellen. Zum Glück ist nun diese Frage nur für einen kleinen Teil der zukünftigen Landwirte überhaupt eine Frage, in den allermeisten Fällen ist das Verbleiben der Kinder in dem landwirtschaftlichen Stande der Eltern so selbstverständlich, weil angeborene Neigung zum Landleben und zur landwirtschaftlichen Beschäftigung mit den materiellen Gründen zur Fortführung des väterlichen Geschäfts energisch zusammenwirken, daß es zu einer schwankenden Überlegung selten kommt. Anders liegt es mit dem verhältnismäßig kleinen Bruchteil der städtischen Bevölkerung, welcher sich der landwirtschaftlichen Laufbahn zuwendet. Bei den Söhnen wohlhabender Familien, denen andere Berufe verschlossen geblieben sind und die durch den einfachen Weg des Gutsankaufs ganz andere Zwecke erreichen wollen, ist die Landwirtschaft nur ein Nebenzweck, um eine äußere Stellung zu erreichen, die der städtische Rentier erst genießt oder wenigstens erst genießen sollte, wenn er nicht als solcher schon geboren, sondern nach längerem arbeitsvollen Leben dazu geworden ist.

Mehr am Herzen liegen uns jene braven Jungen, die teils aus wirklicher Neigung zu einem Leben in und mit der Natur, teils, um den öden Schulbänken mit der ewigen Grammatikquälerei zu entfliehen, den angeblich so idyllischen Beruf der Landwirtschaft ergreifen, wozu noch der Teil kommt, bei welchem schlecht beratene Eltern glauben, daß in der Landwirtschaft ein geistiges Defizit durch einen gesunden Körperbau ausgeglichen werden könne oder daß umgekehrt die landwirtschaftliche Beschäftigung dazu dienen werde, die schwächliche körperliche Hülle eines sonst genügenden Geistes entsprechend zu stärken. Man kann nun im allgemeinen allen Städtern aus gebildeten Kreisen nicht dringend genug widerraten, sich der Landwirtschaft zu widmen, wenn sie nicht über ein genügendes Vermögen verfügen, um sich eine selbstständige Existenz später schaffen zu können. Die Verwalterlaufbahn bietet bei der geringen Anzahl größerer Administrationen in Deutschland gerade für solche Personen wenig verlockende Aussichten, welche inbezug auf soziale Position und Einkommen etwas größere Ansprüche machen. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß bei sehr vielen Söhnen aus gebildeten Familien die anfängliche Begeisterung abnimmt, und daß die Zufriedenheit mit der gegenwärtigen Lage der landwirtschaftlichen Beamten und seine Aussichten für die Zukunft hierdurch gerade nicht erhöht wird. Kommt dann vielleicht noch ein Jahr akademischer Studium's mit den Reizen des freien Studentenlebens hinzu, dann gehört schon ein sehr fester und bescheidener Charakter dazu, um nachher wieder ruhig und zufrieden in der Verwalterlaufbahn zu bleiben. Manche versuchen dann auch, sich der Theorie ihres Faches zu widmen und Stellungen als Dozenten der Landwirtschaft, Landwirtschaftsschul- oder Ackerbauschullehrer, oder als landwirtschaftliche Wanderlehrer zu erstreben, oder schließlich in der landwirtschaftlichen Staatsverwaltung, oder bei den landwirtschaftlichen Vereinen unterzukommen. Doch auch hier ist die Anzahl solcher Stellungen beschränkt, und aus diesen Stellungen später wieder

in die Praxis zurückzukehren, ist meistens recht mißlich, da selten das erforderliche Vermögen vorhanden ist. Wer also in der Stadt geboren und erzogen ist, und wer nicht soviel Vermögen besitzt, um sich später eine, wenn auch bescheidene, so doch selbständige Existenz schaffen zu können, der überlasse die Verwalterlaufbahn besser denjenigen, welche auf dem Lande geboren sind und als Söhne von landwirtschaftlichen Beamten, Landschullehrern ꝛc. von Jugend auf an die Verhältnisse gewöhnt sind, in denselben ihre Befriedigung, ja unter Umständen die Gelegenheit zu einer Laufbahn finden, welche sie noch weit über die Verhältnisse ihres Elternhauses erhebt. Sollte aber der junge vermögenslose Städter eine unbezwingliche Neigung zu der landwirtschaftlichen Beschäftigung haben und dabei mit einer guten Gesundheit eine vor keinen Entbehrungen zurückschreckende Energie verbinden, dann mag er in Gottes Namen, nachdem er sich tüchtige praktische landwirtschaftliche Kenntnisse erworben, sein Glück irgendwo im Auslande versuchen, wenn er sich nicht scheut, jahrelang auf alle Genüsse der Civilisation zu verzichten, zuerst auch selbst Knechtsarbeit zu verrichten, wenn sich kein anderer Weg zu höheren Stellungen ihm eröffnet.

2. Die Ausbildung des Bauernstandes.

So verschieden, wie in den einzelnen Provinzen unseres Vaterlandes die Lebenshaltung unseres Bauernstandes, so verschieden werden auch die Ansprüche sein, die man an seinen Bildungsgang stellen kann. Allgemein gültige Angaben lassen sich also hier nicht aufstellen. Für die überwiegende Mehrzahl der ländlichen besitzenden Bevölkerung bis weit in den wohlhabenden Bauernstand hinein ist die Elementarschule (Volksschule) bis jetzt die einzige Quelle theoretischer Bildung, wie die väterliche Wirtschaft die Stätte der praktischen Ausbildung. Weitere Anregungen werden nur vereinzelt durch Fortbildungsschulen, in höherem Maße aber durch die Einflüsse des Dienstes bei der Armee, sowie durch das landwirtschaftliche Vereinswesen, Ausstellungen, Wanderlehrervorträge und ähnliche Veranstaltungen gegeben. Recht gering ist im ganzen noch immer der Prozentsatz derjenigen Bauernsöhne, welche eine landwirtschaftliche Winterschule, eine Ackerbauschule oder gar eine Landwirtschaftsschule besuchen. Die geistigen Fähigkeiten, welche die Elementarschule verleiht, würden in den meisten Fällen auch ganz genügen, wenn sie nur gehörig benutzt würden. In dieser Beziehung ist die traurige Thatsache zu konstatieren, daß von den in der Schule erworbenen Kenntnissen durch mangelnde Übung häufig soviel wieder verloren geht, daß selbst das Lesen und Schreiben nicht mehr mit Leichtigkeit getrieben werden kann und daher statt eines Vergnügens und einer Erholung zu einer mühsamen Arbeit werden. Ist es aber erst so weit gekommen, so wird auch kein Buch in die Hand genommen, keine Feder angerührt, wo es nicht absolut erforderlich ist, und daher erklärt es sich auch, daß in unserem Lande des obligatorischen Schulunterrichts verhältnismäßig so wenig gelesen wird und daß alle Bemühungen, selbst die einfachsten Formen der geschäftlichen Buchführung, sei es auch nur in der Form von Kalendernotizen, einzuführen,

so wenig Erfolg aufweisen. Da nun jenes Vergessen des in der Schule Erlernten vornehmlich in den auf den Schulbesuch direkt folgenden Jahren eintritt, wo die jungen Leute noch nicht genügende Einsicht in den Nutzen tüchtiger Kenntnisse und noch nicht genügende Willensstärke gegenüber dem Wegfall jedes äußeren Zwanges besitzen, so wäre es sehr wünschenswert, wenn durch eine größere Ausdehnung des Fortbildungsschulwesens die der Schule entlassene Jugend so lange vor dem Verluste der in der Elementarschule erworbenen Kenntnisse bewahrt bliebe, bis das eigene Verständnis für den Wert dieser Schätze besser geweckt ist oder bis die Militärdienstzeit mit ihrem bildenden Einflusse so nahe gerückt ist, daß in der Zwischenzeit ein erheblicher Verlust an Kenntnissen und Fähigkeiten nicht mehr zu befürchten steht. Das Widerstreben, welches sich vielfach noch gegen die Fortbildungsschulen und speziell gegen jeden Zwang zu denselben geltend macht, würde gewiß an Intensität verlieren, wenn man weniger sich durch den Namen verführen ließe, an Fortbildung und an die damit verknüpfte Gefahr der Überbildung zu denken, sondern wenn man diese ganze Frage mehr aus dem Gesichtspunkte der einfachen Erhaltung der in der Elementarschule mühsam erworbenen Kenntnisse und der disziplinarischen Einwirkung betrachtete, welche für die ungebunde Jugend in der Verpflichtung zu einem wenn auch pro Woche noch so kurz bemessenen Schulbesuch liegt.

Was einem großen Teile unserer ländlichen Bevölkerung noch fehlt, ist eine genügende geistige Regsamkeit, um gegenüber den veränderten Verhältnissen und Ansprüchen auch einen besseren praktischen Betrieb einzuführen. Neuerungen finden in die bäuerliche Praxis am ehesten durch das Beispiel Eingang; um aber gute Beispiele erkennen und benutzen zu können, muß der Geist soweit geweckt sein, daß ihm das Beharren in dem alten Schlendrian, bloß, weil es so hergebracht ist, nicht genügt. Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß deutsche Bauern, denen es hier nie eingefallen wäre, an ihrer Wirtschaftsweise etwas zu ändern oder nur darüber nachzudenken, ob das Alles auch noch so richtig sei, wie es von Alters her geschehe, die daher in ihrer Heimat gar nicht besonders prosperierten, nach ihrer Auswanderuug in Amerika meistens recht gut fortkommen und sich durch gute und intelligente Wirtschaft auszeichnen. Viel mag dazu der harte Zwang der Notwendigkeit in jenem Lande beitragen, wo es kämpfen oder rettungslos untergehen heißt, aber gewiß würde die harte Arbeit nicht so lohnend sein, wenn sie nicht auch eine rationelle wäre, und daß sie letzteres ist, verdankt sie wohl hauptsächlich dem Umstande, daß der Auswanderer in den gänzlich neuen Verhältnissen von seiner Tradition im Stich gelassen, gezwungen ist, nun selbst darüber nachzudenken, wie die Sache wohl am besten anzufangen sei. Hiermit dürfte der Beweis erbracht sein, daß es ihm an der Fähigkeit, über den landwirtschaftlichen Betrieb nachzudenken und das für ihn Richtigste zu treffen, gewiß nicht fehlt und wenn wir erst unsere ländliche Bevölkerung dahin bringen könnten, daß sie eine gleiche Summe von harter Arbeit und eigenem Nachdenken ihrem Berufe hier widmete, wie

sie drüben gezwungen thut, so würden gewiß Viele sich hier noch eine bessere Existenz wie im Auslande schaffen können. Zur Verbesserung der bäuerlichen Betriebsweise würde es sodann sehr viel beitragen, wenn alle diejenigen bäuerlichen Wirte, welche die Arbeitskraft ihrer Kinder nur einigermaßen entbehren können, ihre Söhne und Töchter eine zeitlang in guten herrschaftlichen Wirtschaften als Gesinde vermieten wollten. Damit wäre nicht nur den Bauern, sondern auch den betr. Gutsbesitzern geholfen. Die ersteren würden eine rationelle Praxis in der Ackerbestellung, Düngung und Pflege der Kulturen wie in der Viehhaltung und dem Molkereiwesen und verwandten Zweigen des landwirtschaftlichen Betriebes kennen lernen, letztere würden den guten Einfluß solch' besserer Elemente unter ihrem Gesinde ebenso wahrnehmen, wie in der Armee die Freiwilligen den Geist der ganzen Truppe hochhalten helfen. Die Vorbedingung solcher Einrichtungen ist freilich eine entsprechende Behandlung der Dienstboten, welche den besseren Elementen eine solche praktische Lehrzeit nicht verleidet. In Dänemark hat man mit dem besten Erfolge versucht, einem solchen Dienstverhältnis der Bauernsöhne einen, man könnte sagen, ehrendienstlichen Charakter zu geben und den Ausbildungszweck mehr in den Vordergrund zu stellen, auch bei uns dürften auf diesem Gebiete noch lohnende Aufgaben für die landwirtschaftlichen Vereine liegen.

Unter den Schulen, welche dem Bedürfnis des eine bessere Ausbildung erstrebenden Bauernstandes entgegen zu kommen bestimmt sind, nehmen in letzterer Zeit die landwirtschaftlichen Winterschulen die hervorragendste Stellung ein. Von der Ansicht ausgehend, daß die Praxis genügend nur in der Praxis selbst gelehrt und geübt werden könne, hat man den Unterricht an ihnen rein theoretisch gestaltet und um den Besuch dieser Schulen möglichst zu erleichtern, ist der Unterricht auf das Winterssemester beschränkt. Auf diese Weise kann selbst der auf die Ausnutzung der Arbeitskraft seiner Söhne angewiesene, weniger bemittelte Bauer denselben eine bessere Bildung ohne zu große Kosten verschaffen. Vom Südwesten Deutschlands ausgehend, und in Baden zuerst zu einer organischen, über das ganze Land sich erstreckenden Einrichtung ausgebildet, haben diese Winterschulen sich immer weiter verbreitet und funktionieren jetzt in Schlesien und Preußen gerade so gut wie in den westlichen Provinzen. Zuerst in der Rheinprovinz und dann auch in mehreren anderen Provinzen hat man die Winterschulen mit der Wanderlehrer-Institution dadurch in die engste Verbindung gebracht, daß man die Wanderlehrer zu Direktoren dieser Schulen machte. Hierdurch erreichte man den doppelten Vorteil, einmal dem Wanderlehrer einen bestimmten Distrikt und eine bestimmte Wirksamkeit anweisen zu können, welch' letztere ihn auf die Dauer mehr befriedigen konnte, wie die ausschließliche Reisepredigerthätigkeit, sodann befördert man wieder den Besuch der Winterschulen, indem der Direktor als Wanderlehrer in die engsten Beziehungen zu den bäuerlichen Wirten seines Distrikts tritt und dadurch auf die Beschickung der Schule durch die Söhne seiner Distrikts-Eingesessenen am ehesten einzuwirken imstande ist. Auch hier stehen wir nur in den An-

fängen der Bewegung, welche erst als abgeschlossen betrachtet werden kann, wenn ein ganzes Netz von Winterschulen und Wanderlehrdistrikten in allen Provinzen eingerichtet sein wird. Dies Ziel wird um so eher erreicht werden, je mehr die betr. Direktoren und Wanderlehrer die Klippen zu vermeiden lernen, welche sowohl in einem zu weit gehenden theoretischen Unterricht besonders in den Hülfswissenschaften der Landwirtschaftslehre, als wie in einem fast ausschließlichen Beschränken auf spezielle Ratschläge in der Praxis der einzelnen Landwirte liegen. Auf jeden Fall gehören zum erfolgreichen Verschreiben von Rezepten zur direkten Anwendung so gründliche praktische Erfahrungen und ein so gründlich praktischer Blick, wie sie zumal den Anfängern auf diesem Gebiet selten zu Gebote zu stehen pflegen. Diejenigen Ackerbauschulen, welche mit dem praktischen Unterricht gleichzeitig praktische Unterweisung in einer mit der Schule verbundenen Wirtschaft betreiben, sind an Zahl beschränkt und auch in der Zahl der Schüler, welche sie aufnehmen können, durch die Zahl der betr. Gutswirtschaften in engen Schranken gehalten. Denn wenn die Zahl der Schüler zu der Größe der betr. Wirtschaft und der dadurch gegebenen vorteilhaften Arbeitsgelegenheit in ein zu großes Mißverhältnis tritt, so liegt die Gefahr nahe, daß die praktische Beschäftigung in eine Spielerei ausartet, wobei nicht nur keine ordentliche Praxis gelernt, sondern im Gegenteil noch der Sinn für ernste, tüchtige Arbeit geschädigt wird.

Abgesehen von einigen auf ein kaum mehr bäuerliches Publikum berechneten Anstalten dürften die bestehenden theoretisch-praktischen Ackerbauschulen besonders im Osten der Monarchie mehr der Ausbildung von Hofmeistern, Vögten und niederen Verwaltern, als wie der Erziehung später selbstwirtschaftender Bauergutsbesitzer dienen. Schließlich muß hier auch noch der Landwirtschaftsschulen gedacht werden, obgleich dieselben für den eigentlichen Bauernstand, d. h. den noch durchaus bäuerlich lebenden selbstarbeitenden mittleren Bauern kaum bestimmt sind, sondern mehr die Söhne derjenigen Landwirte aufnehmen sollen, welche, wenn nicht schon ganz und gar dem Gutsbesitzer- und Gutspächterstande angehörig, doch auf der Grenze stehen, wo die Unterschiede zwischen Bauer und Gutsbesitzer nicht mehr scharf aufrecht zu erhalten sind.

Es wäre in der That zu bedauern, wenn diese Schulen Veranlassnng gäben, dem mittlern Bauernstande Elemente zuzuführen, welche durch die längeren theoretischen Studien und durch den Genuß des in der Schule erworbenen Einjährig-Freiwilligen-Rechtes den einfachen Lebensverhältnissen und der Notwendigkeit eigener praktischer Arbeit, unter welchen Bedingungen diese Klasse von Bauern heutzutage nur noch bestehen kann, entfremdet worden sind. Eine gründlichere theoretische Geistesbildung und die Gewöhnung an feineren Lebensgenuß sind gewiß an ihrem Ort nicht schädlich, im Gegenteil häufig recht wertvolle, ja unentbehrliche Antriebe zu angestrengter nnd erfolgreicher Thätigkeit, allein dies doch nur da, wo auch die Vorbedingungen zur Verwertung höherer geistigen Kräfte und zur Führung

einer entsprechenden Lebenshaltung ausreichend gegeben sind. Schon unsere Gutsbesitzer leiden häufig unter dem Mißverhältnis zwischen ihren Mitteln und ihren Ansprüchen an das Leben, noch viel mehr würde unser Bauernstand geschädigt werden, wenn ihn die anscheinende Ersparung durch die verkürzte Dienstzeit verlockte, seinen Kindern geistige und materielle Bedürfnisse anzugewöhnen, welche sie in ihrem späteren Berufsleben doch nicht befriedigen können. Die Landwirtschaftsschulen selbst tragen an einer solchen Verlockung gewiß keine Schuld, denn die Erlangung des Einjährig-Freiwilligen-Rechtes ist bei ihnen viel schwieriger, als wie in andern Schulen, von den speziellen sog. Pressen ganz abgesehen, und zudem ist die Mehrzahl von ihnen noch mit theoretischen Kursen verbunden, welche auch denjenigen Bauernsöhnen, welche das Einjährig-Freiwilligen-Recht nicht begehren, einen gründlichen Unterricht in der Landwirtschaft und ihren Hülfswissenschaften sichern, so daß also eine Nötigung, jenes Recht zu erwerben, um nur überhaupt zu einer guten Fachbildung gelangen zu können, allermeist nicht vorliegt.

Wir können die Frage der Ausbildung des Bauernstandes nicht verlassen, ohne auch der besseren wirtschaftlichen Ausbildung des weiblichen Teiles der ländlichen Bevölkerung zu gedenken. In dem Maße, wie die ganze Wirtschaft mehr oder minder auf den Schultern der Familienmitglieder ruht, wie Eltern und Kinder mitanzufassen genötigt sind, und wie noch Verhältnisse vorwalten, wo die geringere Anzahl von Gesinde und fremden Arbeitern mit zur Familie gerechnet und entsprechend behandelt wird, — in dem Maße ist die wirtschaftliche Tüchtigkeit der Frau entscheidend für den Erfolg der ganzen Wirtschaft. Ihre Thätigkeit kann hier nicht wie in größeren Gutswirtschaften durch besondere Organe für die einzelnen Zweige des Haushalts ersetzt werden, von ihren Leistungen hängt nicht nur die ganze Verpflegung der Familie und des Gesindes, die Zufriedenheit und das Wohl des Hauses, sondern auch die Rente der Viehhaltung und des Molkereiwesens in erster Linie ab. Die hierzu erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten sollte das junge Mädchen von Rechtswegen am besten in dem elterlichen Hause selbst erwerben, ein Mehreres kann auch eine vorübergehende dienende Stellung, nicht in der Stadt, wohl aber in einer in bezug auf Küche und Molkerei gut geführten Gutswirtschaft erreichen helfen; nur scheint es, daß die Sitte, die Töchter in solche Stellungen zu schicken, in vielen Gegenden in der Abnahme begriffen ist. Da nun leider auch das elterliche Haus nicht immer die musterhafte Anleitung bietet, wie sie wohl sein sollte, so hat man auch auf diesem Gebiete zu einem Surrogate greifen müssen, indem man neben den speziellen Molkereischulen auch noch Haushaltungsschulen eingerichtet hat. Dieselben können, wenn verständig geleitet und nicht mit angeblich tiefgehender wissenschaftlicher Erklärung praktischer Regeln überlastet, gewiß immer noch Besseres leisten, wie die mangelhafte häusliche Erziehung, und mögen so lange bestehen, bis ihre Schülerinnen alle selbständige Hausfrauen geworden, nun das Haus selbst in seine Rechte wieder einsetzen und was sie in der Schule gelernt, dann weiter vererben können.

ein Surrogat bleiben sie doch, und wer seine Kinder lieber in eine Schule wie in einen Dienst schickt, der sollte bedenken, daß die Schule nie die Verhältnisse des wirklichen Lebens ersetzen und vor allem nie die wertvollen eigenen Erfahrungen geben kann, die für die zukünftige Herrin des Gesindes darin liegen, daß *sie selbst* die Leiden und Freuden des dienenden Standes durchgemacht hat.

3. Die Ausbildung des angehenden Gutsbesitzers.

Das hier Ausgeführte gilt auch für diejenigen *landwirtschaftlichen Beamten*, welche neben der praktischen und theoretischen Fachbildung auch eine genügende allgemeine Bildung anstreben. Oft hört man den Einwand, daß Leute, die ohne jede regelmäßige Vorbildung, ja aus ganz anderen Berufen zur Landwirtschaft übergegangen, gerade die tüchtigsten Landwirte geworden seien. Es trifft dies sicher für einzelne Ausnahmen zu, jedoch in den meisten Fällen sind durch solchen Übergang große Vermögensverluste entstanden. Einzelne besondere Talente finden überall ihren Weg; hier muß aber die große Menge der Durchschnittsmassen berücksichtigt werden, welche in der Regel ihr Ziel nur nach sorgfältiger Vorbereitung zu erreichen imstande sind.

Welche *Schulbildung* muß der junge Landwirt am besten zu seinem Berufe mitbringen? Leider sind die Eltern auf dem Lande gezwungen, ihre Kinder schon früh und auf längere Zeit ihrer Ausbildung wegen aus dem Hause zu geben und es ist daher auch leicht erklärlich, daß bei der Auswahl der Schule und der Dauer des Schulbesuchs häufig äußere Verhältnisse mehr bestimmend einwirken, wie innere Motive. Es ist nicht richtig, den Schulbesuch möglichst abzukürzen, in dem Wahne, daß langes Schulgehen für praktische Dinge unbrauchbar mache, und daß die Art der geistigen Begabung, die man für die Landwirtschaft brauche, durch Sprach- und ähnliche Studien nicht erworben werden könne. Die Schule verleiht eben die geistige Schärfe, ohne die in keinem Berufe etwas Wesentliches zu erreichen ist.

Nicht so wichtig, als man gemeinhin glaubt, ist die Frage, *welche Art der Schule* die beste sei, ob Gymnasium, Realschule, höhere Bürgerschule, Gewerbeschule u. s. w. Die Hauptaufgabe aller dieser Schulen wird immer die geistige Schulung, nicht der Erwerb von Fach- oder für das Fach nützlichen Kenntnissen sein, und diese geistige Schulung kann an den verschiedenen Materien erworben werden, wenn die Schule selbst nur eine gute ist. Viel wichtiger ist die Frage, ob der Schüler den *bestimmten Kursus ganz durchmacht*, oder ob er die Schule aus äußeren Motiven schon vor der Erreichung des eigentlichen Schulzieles verläßt. Leider weisen die Gymnasien und Realschulen zahlreiche Schüler auf, die einerseits zum großen Schaden ihrer Ausbildung gerade dann die Schule verlassen, wenn die Ernte der Vorbereitung in den unteren Klassen in den Oberklassen eingeheimst werden sollte und die auch andererseits die Schule selbst schädigen, indem sie

dieselbe mit einem Ballast von Schülern belasten, denen die eigentlichen Lehrziele der Schule durchaus fremd sind. Die Schüler also, welche ein Gymnasium oder eine Realschule nicht ganz absolvieren wollen oder können, sollten daher sich lieber solchen Schulen zuwenden, welche in einem längeren Kursus ein in sich abgeschlossenes Ganzes darbieten. Als solche Schulen bieten sich ihnen in erster Linie die Landwirtschaftsschulen dar. Man faßt sie häufig noch als Vorbereitungsschulen für den späteren Besuch höherer landwirtschaftlicher Lehranstalten auf. Das sollten sie eigentlich nicht sein. Wer seine theoretische Fachbildung sich später noch auf einer landwirtschaftlichen Akademie erwerben will, für den ist es mindestens ebenso gut, wenn er seine Schulbildung durch Absolvierung eines Gymnasiums oder einer Realschule erwirbt. Die Landwirtschafsschule ist vorzugsweise bestimmt für die große Anzahl von Landwirten, welche nur ein mittleres Maß von Schulkenntnissen erwerben können und deren Fachbildung später eine ausschließlich praktische sein wird. Ihre Zwecke würde die Landwirtschaftsschule vielleicht noch vollkommener erreichen können, wenn sie nicht durch die mit der Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst verknüpften Anforderungen in der eigenartigen Ausbildung ihres Lehrplanes wesentlich beschränkt wäre.

Nach der Schulzeit folgt herkömmlich die landwirtschaftliche Lehrzeit. Für diese Einrichtung spricht der Umstand, daß man in jüngeren Jahren sich eher in die Stellung eines Lehrlings findet und noch nicht soviel Selbstgefühl entwickelt, wie mit vielen dem Lehrling zugemuteten Arbeiten schlecht verträglich ist, auch empfindet man in diesen Jahren die Langweiligkeit des kleinen Dienstes nicht so sehr, wie in späteren Zeiten. Gleichzeitig hat eine frühere Lehrzeit den Nutzen, daß sich möglichst früh herausstellt, ob der Betreffende überhaupt zur Landwirtschaft taugt, ob die nötigen körperlichen und geistigen Gaben vorhanden sind und ob die Neigung zum Fach groß genug ist, um Wind und Wetter und den Tagen einförmigster Beschäftigung Stand zu halten. Wenn nicht, dann ist doch immer ein Umsatteln eher möglich, als wie in vorgerückteren Jahren. Gegen eine frühe Lehrzeit spricht die Schwierigkeit, nach längerer praktischer Beschäftigung später wieder theoretische Studien aufzunehmen und sowohl die mehr äußere Eigenschaft des nötigen Sitzfleisches wie die innere Gabe dauernd angestrengter geistiger Konzentration auf abstrakte Wissenschaftszweige wieder zu erlangen. Desgleichen kann nicht geleugnet werden, daß viele Lehrlinge mangels der nötigen naturwissenschaftlichen und landwirtschaftlichen Kenntnisse, wenn ihnen nicht ein besonders gut unterrichteter und für sie besorgter Lehrherr zur Seite steht, gar nicht recht wissen, worauf es bei ihrer Thätigkeit eigentlich ankommt und abgesehen von der Erwerbung praktischer Routine viel weniger von der Lehrzeit profitieren, als wenn ein vorhergehender theoretischer Unterricht sie auf die wichtigsten Punkte aufmerksam gemacht hätte. Für diejenigen Landwirte, welche später in jedem Falle eine höhere landwirtschaftliche Lehranstalt besuchen wollen, ist daher die Frage nicht ohne weiteres von der

Hand zu weisen, ob sie nicht besser thäten, das akademische Studium gleich an den Schulbesuch anzuschließen und dann erst zur Praxis überzugehen, wie dies in den meisten anderen gebildeten Berufen auch der Fall ist. Für den Kandidaten der Landwirtschaft, welcher aus städtischen oder sonstigen nicht-landwirtschaftlichen Kreisen stammt, überwiegt die Wichtigkeit, zunächst den Betreffenden in die Landwirtschaft überhaupt einzuführen, ihm die elementarsten Begriffe derselben beizubringen und überhaupt die Probe mit ihm zu machen, ob und wie er zur Landwirtschaft paßt. Anders liegt die Sache schon mit den Söhnen von Landwirten, die, von Jugend auf mit der Landwirtschaft vertraut, über ihre Neigung und Befähigung zum landwirtschaftlichen Betrieb und Landleben keine Zweifel hervorrufen und die recht wohl schon während ihrer Schulzeit, und sei es auch nur in den Ferien, den größten Teil der mechanischen Fertigkeiten und praktischen Anschauungen gewonnen haben können, die der nicht als Landwirt Geborene erst in der Lehre erwerben muß.

In solchen Fällen dürfte es nicht nur unbedenklich, sondern sogar vorzuziehen sein, von der Gewöhnung an theoretische Studien zu profitieren und den jungen Landwirt *direkt von der Schule auf die Akademie* zu schicken. Zwei Einwände wird man freilich gegen diesen Plan erheben können. Zunächst die Befürchtung, der absolvierte Akademiker werde dann keine Neigung mehr haben, noch in ein eigentliches Lehrlings-Verhältnis einzutreten und ohne eine ordentliche Lehrzeit sei doch eine tüchtige praktische Ausbildung nicht zu erreichen, auch liege die Gefahr nahe, daß ein solange der Praxis entfremdeter und nur theoretischen Studien hingegebener Mensch dadurch zu einem vielleicht sehr gelehrten, aber durchaus unpraktischen Landwirte geworden sei. Gewiß ist das Durchmachen einer gründlichen Lehre von höchstem Wert für die Erlangung praktischer Tüchtigkeit, aber wenn wir auf die Sache selbst und nicht auf die Äußerlichkeiten sehen, so wird ein verständiger Lehrherr auch den erwachsenen Lehrling eine ganz angemessene Stellung bereiten können, sodaß dessen Selbstgefühl, soweit es schon berechtigt ist, gewiß nicht gekränkt zu werden braucht, ist doch jetzt schon häufig zwischen der Stellung eines Lehrlings und der eines unbesoldeten Verwalters kein Unterschied zu statuieren. Voraussetzung ist freilich, daß der studierte Lehrling, um ihn so zu bezeichnen, Einsicht und Charakter genug hat, um alle, selbst die niedrigste Arbeit für ehrenvoll zu halten und murrenlos zu übernehmen, wenn sie zu seiner Ausbildung notwendig oder in der Organisation seiner Stellung geboten ist. Was aber die Befürchtung des *Unpraktischwerdens* anbetrifft, so ist eine wirklich praktisch angelegte Natur so leicht nicht zu ruinieren, wie ebenso auf der anderen Seite ein wirklich unpraktischer Mensch auch dadurch nicht ein praktisches Genie wird, daß man ihn von früh an in die Praxis steckt. Hierbei entscheidet die Anlage viel mehr wie der Bildungsgang.

Der *zweite Einwand* bezieht sich darauf, daß zwar für die naturwissenschaftlichen Studien der Übergang direkt von der Schule zur Akademie vorteilhafter sein könne, um in der Kontinuität der geistigen Arbeit zu bleiben, daß aber für die eigentlich wirtschaftlichen Fragen aus dem Gebiete der

National-Ökonomie und der speziellen landwirtschaftlichen Betriebslehre erst dann ein fruchtbringendes Verständnis vorhanden sein könne, wenn mindestens die landwirtschaftliche Lehrzeit den Studien vorhergegangen sei. Es ist zuzugeben, daß der Mehrzahl der heutigen Besucher der landwirtschaftlichen höheren Lehranstalten das für die Beurteilung vieler sehr wichtiger Fragen der speziellen Wirtschaftspolitik erforderliche Maaß praktischer Anschauung fehlt. Denn dies eigne Urteil erwirbt man sich hauptsächlich doch nur in den Stellungen, wo man, mehr als Rad in der Maschine, sich für bestimmte Wirtschaftspinzipien entscheiden und die Konsequenzen dieser Entscheidung mittragen muß. Doch sind die Vorlesungen über Wirtschaftslehre den Akademikern nicht nutzlos; legen sie doch die Gesichtspunkte dar, auf welche es ankommt, schildern die verschiedenen Systeme nach ihren guten und schlechten Seiten und tragen so dazu bei, dem Studierenden, wenn er später in die Lage kommt, selbst Erfahrungen wirtschaftlicher Natur zu machen, die Erkenntnis des für ihn Richtigen zu erleichtern.

Kehren wir nun zur praktischen Ausbildung, einerlei in welche Zeit sie gelegt werde, zurück, so brauchen wir wohl nicht noch besonders zu betonen, daß wir einem festen an bestimmte Pflichten gebundenen Lehrverhältnis den Vorzug geben. Für die Söhne aus landwirtschaftlichen Familien handelt es sich ja hierbei weniger um den Erwerb mechanischer Fertigkeiten, als wie um die Gewöhnung an den landwirtschaftlichen Dienst, der wahrlich nicht immer reizvoll und abwechselnd ist, und an die Erlernung der nicht leichten Kunst, die Arbeiter und das Gesinde richtig zu behandeln, ihre Leistung richtig zu beurteilen und zu kontrollieren.

Die zu einem tüchtigen Landwirt nötigen Charaktereigenschaften und Fähigkeiten wird man am besten in der strengen Zucht eines an bestimmte Pflichten gebundenen verantwortungsvollen Verhältnisses erwerben, und deshalb ist jedes Lehr- und Beamten-Verhältnis auch dem Besuch von Schulen mit praktischem Unterricht oder allen Volontair-Stellungen vorzuziehen. Nach dem, was vorhin über den Nutzen des theoretischen Studiums vor der praktischen Ausbildung gesagt ist, könnte es zwar scheinen, als wenn die theoretisch-praktische Ackerbauschule grade die beste Vorbereitungsanstalt für den jungen Landwirt sein müßte, indem hier ja die praktische Ausbildung mit der theoretischen Darlegung der Gründe der einzelnen Operationen und der Erklärung der dabei mitwirkenden naturwissenschaftlichen Vorgänge Hand in Hand gehen soll. In dieser Beziehung besitzt eine gut geleitete Ackerbauschule auch manche Vorzüge, allein sie kann durch diese günstige Gelegenheit zur Vermehrung der Einzelkenntnisse nie den großen Mangel ersetzen, den sie vermöge ihrer Organisation für den gleichzeitigen Unterricht einer Mehrzahl von Schülern durch den fast gänzlichen Wegfall aller Verpflichtung zu hartem verantwortungsvollen Dienst und Gelegenheit zur Schulung als Dienstherr aufweisen muß. Die Ackerbauschule wird daher immer nur ein Aushülfemittel an Stelle einer guten Lehre sein können, womit freilich nicht gesagt sein soll, daß sie entbehrlich sei, denn leider werden

in neuerer Zeit diejenigen Landwirte immer seltener, welche Befähigung und Neigung haben, als Lehrherren zu fungieren. Auch hier wäre noch eine besondere Aufgabe für die landwirtschaftlichen Vereine, auf die Beschaffung genügender Lehrstellen und die gute Ausbildung der Lehrlinge durch moralische und materielle Mittel einzuwirken. Die Verdienste guter Lehrherren um den ganzen landwirtschaftlichen Beruf sind gewiß mindestens ebenso der öffentlichen Anerkennung wert, wie sonstige landwirtschaftliche durch äußere Ehrenbeweise anerkannte Leistungen, und die Lehrlinge selbst könnten recht gut nach absolvierter Lehre einer Prüfung unterzogen werden. Dies würde ihren Ehrgeiz anregen und sie zu größeren Leistungen anspornen, damit ein gutes Zeugnis ihnen wieder zur Erlangung einer guten Verwalter-Stelle behülflich sei. Die Prüfung müßte so organisiert sein, daß jeder nächstwohnende tüchtige Landwirt sie abhalten kann, und wenn sie vor allem auf die praktische Leistungsfähigkeit des Lehrlings, nicht auf theoretische Erörterungen gerichtet wird, dann müßte es schließlich doch gelingen, hier einen wichtigen Fortschritt anzubahnen.

Die Gründe, warum eine Volontärstellung nie eine ordentliche Lehre ersetzen kann, sind naheliegend, da eben dem Volontär keine Verpflichtung und keine Verantwortlichkeit obliegt. Für den schon praktisch wie theoretisch gebildeten Landwirt kann eine Volontärstelle in einer interessanten und vielseitigen Wirtschaft sehr bildend sein, wenn er Interesse und Charakter genug besitzt, um sich die guten Seiten der freien Stellung zu Nutze zu machen und die Gefahren derselben zu vermeiden. Er kann dann in verhältnismäßig kurzer Zeit viel lernen und durch den in seinem Belieben stehenden Wechsel der Beschäftigung unbehindert durch für den gewöhnlichen Dienst des Verwalters unentbehrliche Verpflichtungen zu bestimmten Funktionen, stets den Teil der Wirtschaft kultivieren, wo gerade Gelegenheit zu besonderer Information geboten ist. Die meisten Volontäre ohne genügende Vorbildung und ohne großes Interesse für das Fach sind besten Falls angenehme Bummler, deren Hauptnutzen darin besteht, daß sie dem betr. Gutsbesitzer ein hohes Kostgeld zahlen und ihm die langen Winterabende Gelegenheit zum Skatspiel oder sonstige häusliche Unterhaltung geben.

Soll schließlich noch ein Wort über die zur Lehre passendsten Güter gesagt werden, so könnte das um deswillen fast überflüssig erscheinen, als die Auswahl selten eine sehr große sein wird und man sehr froh sein muß, einen tüchtigen Lehrherrn zu finden. Hat man aber ausnahmsweise die Auswahl, dann sind kleinere und nicht einseitige auf irgend einen Spezialzweck eingerichtete Wirtschaften gewiß vorzuziehen. In solcher Wirtschaft hat der Lehrling am ehesten Aussicht, sich der persönlichen Einwirkung des nicht so sehr wie in einer Großwirtschaft von dem Getriebe der Wirtschaftsleitung in Anspruch genommenen Lehrherrn zu erfreuen und hat er auch am ehesten Gelegenheit, an alle Dienstzweige in Feld und Hof, in Stall, Boden und Scheuer gründlich heranzukommen. Hat man sich einmal dafür entschieden, das theoretische Studium auf die praktische Ausbildung folgen zu lassen, so

sollte auch nach der mindestens zweijährigen Lehre dann noch eine mehrjährige Thätigkeit als Verwalter folgen, um dann wenigstens eine einigermaßen gefestigte praktische Grundlage für das Studium zu gewinnen.

Ob man aber *überhaupt* zu einem *theoretischen Studium* übergehen soll, hängt, abgesehen von den persönlichen Verhältnissen des Einzelnen, von der Art und Weise, wie man das Studium betreiben will, sowie von der Dauer desselben, also von den voraussichtlichen Resultaten dieses Aufwandes an Zeit, Geld und geistiger Anstrengung inbezug auf innere Förderung und spätere Stellung ab. Gar kein theoretisches Studium ist unter den meisten Umständen besser wie ein zu kurzes und nicht gut geleitetes. Wer mit einer guten Schulbildung in die Praxis kommt und in derselben die Augen offen behält, sich eifrig bestrebt, durch eigene und fremde Erfahrung zu lernen, der kann, wie wir alle Tage sehen, ein recht guter Landwirt werden und braucht deshalb der Nutzbarmachung auch der wissenschaftlichen Fortschritte seines Berufs nicht fern zu stehen. Denn das dürfte doch ein Irrtum, wenn auch ein weitverbreiteter, sein, daß man, um die Resultate der wissenschaftlichen Forschung praktisch verwerten zu können, selbst die Wissenschaft ganz beherrschen muß. Wo sollte sonst in der Landwirtschaft aller Fortschritt der Bauerwirtschaften herkommen. Auf keinen Fall steht der tüchtig praktisch gebildete Landwirt hinter dem zurück, der seine praktische Ausbildungszeit auf ein oder zwei Semester unterbrochen hat zum Besuch einer höhern Lehranstalt, um im günstigen Fall ohne besondern Plan naturwissenschaftliche, staatswissenschaftliche und landwirtschaftliche Vorlesungen durcheinander zu hören, ohne alle diese Materien wirklich wissenschaftlich zu erfassen und zu verdauen, im ungünstigen Falle aber, um sich mehr dem heiteren Studentenleben als wie den Vorlesungen zu widmen. Die betreffende Zeit ist dann nur der praktischen Ausbildung verloren gegangen, ohne auf der anderen Seite einen wesentlichen Gewinn zu bringen, ja oftmals hat sie nur dazu beigetragen, den jungen Landwirt von der Einfachheit der Lebensgewohnheiten und dem Zwang zu regelmäßiger Pflichterfüllung, welche einmal den Landwirt auszeichnen müssen, in wenig günstiger Weise abzubringen. Auch nach *der* Seite verdient der Aufwand von Geld und Zeit für das Studium eine gewisse Beachtung, daß diese Kosten in dem richtigen Verhältnis zu der späteren Stellung und ihrem Einkommen stehen sollten. Die größern Besitzer werden aber erst dann anfangen, wissenschaftlich gebildete Beamte auch besser zu bezahlen wie die rein praktischen Routiniers, wenn sich die Überlegenheit der ersteren *in wirtschaftlicher Beziehung* gezeigt hat, und das ist nur möglich, wenn das Studium ein erschöpfendes oder wenigstens bei Zeit- und Geldmangel ein auf bestimmte Ziele beschränktes war. Darin wird jetzt noch von den meisten Besuchern der höheren Lehranstalten gefehlt, daß sie die an und für sich dem Studium gewidmete zu kurze Zeit noch dadurch weniger gut verwerten, daß sie nicht ausschließlich, sei es die naturwissenschaftliche, sei es die praktische Seite, kultivieren, sondern wahllos, wie gerade die Stunden beliebter Dozenten liegen, beiderlei Kollegien

durcheinander hören und so von allem nur Bruchstücke erhalten. Dabei ist allermeist noch der Stundenplan der Einzelnen so überladen, daß von einem eigentlichen eigenen Studium mit Benutzung der Litteratur keine Rede sein kann; wer ein Kollegienheft nachschreibt oder gar ausarbeitet, glaubt schon das Höchste erreicht zu haben. Wenn man nun bedenkt, daß der studierende Landwirt sich ein nicht unbeträchtliches Maß chemischer, physikalischer, botanischer, zoologischer, mineralogischer, pflanzen- und tierphysiologischer Kenntnisse erwerben und dazu noch National-Ökonomie und einzelne Kapitel der Rechtslehre studieren soll, um, auf diese Vorbereitungen gestützt, wirklich wissenschaftlich gehaltene Vorlesungen über Ackerbau, Viehzucht und Betriebslehre zu hören und in den betreffenden Laboratorien zu arbeiten, dann wird man zugeben, daß zu diesen Studien 4 Semester nur als ein unzureichendes Minimum bezeichnet werden können. Bei den Landwirten, bei welchen der spätere wirtschaftliche Erfolg ihres Besuches einer höheren landwirtschaftlichen Lehranstalt nicht zu verspüren ist, sollte man daher zuerst immer fragen, in welchem Umfange und *in welcher Weise* sie überhaupt studiert haben. Will man aber die zu großen Kosten eines längeren Studiums vorschieben, so dürfte hierauf nur zu erwiedern sein, daß man auch nur von denjenigen eine wirklich wissenschaftliche Durchbildung verlangen sollte, deren spätere Lebenstellung einen solchen Aufwand ebenso rechtfertigt, wie wenig fühlbar macht. An diesem Maßstab, der vielfach auch ein solcher für die Vorbildung ist, gemessen, zeigen unsere höheren landwirtschaftlichen Lehranstalten freilich noch manche Schüler, die richtiger ausschließlich in der Praxis verblieben wären.

Während sich solchergestalt manche Elemente zu den höheren Lehranstalten drängen, die kaum dazu berechtigt sind, ist es eine ganz eigentümliche Erscheinung, wie eine gerade in unserer Zeit so hochwichtige Seite der landwirtschaftlichen Ausbildung fast vollständig vernachlässigt wird. Wir meinen *die kaufmännische Seite des landwirtschaftlichen Berufs*. Bei der großen Abhängigkeit der ganzen Rente der Landwirtschaft von einer geschickten Benutzung der Markt- und Geschäfts-Verhältnisse für Ein- und Verkauf, bei dem kaufmännischen Charakter, den die sich täglich ausdehnenden Fabrik-Wirtschaften mit ihrem großen Kapitalumschlag notwendig annehmen müssen, sollte man meinen, daß es für einen jungen Landwirt nichts nützlicheres geben könne, als wie ein oder zwei Jahre in einem Bank- oder Landesprodukten-Geschäft oder ähnlichen kaufmännischen Unternehmung zu arbeiten. Die genaue Kenntnis des Wechselverkehrs und des Börsenkomments ist gewiß in unserer Zeit doch viel nützlicher, als wie das Eindringen in die Mysterien des Kneipkomments unserer akademischen Vereine. Und doch dürften *die* Landwirte an den Fingern aufzuzählen sein, welche einen solchen Extrakursus durchgemacht haben. Die Absolvierung eines solchen würde aber neben der Geschäftskenntnis und Gewandheit auch noch den indirekten Nutzen bringen, daß die Einsicht in den *Nutzen einer exakten Buchführung* und die Befähigung dazu erworben würde, was

wiederum auf die Gestaltung der Kreditverhältnisse von dem günstigsten Einfluß sein würde, denn die mangelhafte Entwicklung der ländlichen Kreditinstitutionen im Gegensatz zu den für Handel und Industrie berechneten beruht ganz wesentlich auf dem Umstand, daß bei den meisten Landwirten die erste Vorbedingung eines flotten Kreditverkehrs, die jeden Augenblick mögliche genaue Konstatierung der Geschäftslage auf grund einer exakten Buchführung nicht in genügender Weise gegeben ist.

Zum Schluß sei dann noch der besonderen Ratschläge gedacht, welche man für die Ausbildung der zukünftigen Großgrundbesitzer geben könnte. Wo nicht eine ganz spezielle Neigung und Begabung sich zeigen sollte, wird hier immer die Grundbesitzerqualität den Vorrang vor der landwirtschaftlichen behaupten und demgemäß die technische Ausbildung hinter der allgemeinen Standesbildung zurücktreten können. Abgesehen von dem Durchgang durch die Militärcarrière, die in vielen Familien durch die alte Tradition geboten und für unser Vaterland in anderer Beziehung so wertvoll ist, liegt die juristische Ausbildung und auch Bewährung, wenigstens in den ersten Stufen des staatlichen oder kommunalen Verwaltungsdienstes, hier am nächsten. Gerade in unserer Zeit ist sie für den Großgrundbesitz um so naturgemäßer, ja eigentlich ganz unentbehrlich, weil sie allein die Möglichkeit bietet, politischen Einfluß zu gewinnen. Wenn in der Gesetzgebung unserer parlamentarischen Epoche die landwirtschaftlichen Interessen nicht immer die Berücksichtigung erfahren haben, welche sie nach ihrer wirklichen Bedeutung im Staatsleben wohl beanspruchen können, so rührt das nicht zum kleinsten Teil davon her, daß die parlamentarische Vertretung dieser Interessen teils numerisch zu schwach, teils geistig den gewandten Anwälten der städtischen Interessen nicht gewachsen war, so daß selbst, wenn einmal die Majorität bei den Parteien war, welche wesentlich in der Landbevölkerung ihren festen Halt haben, nicht immer die Tragweite der vorgeschlagenen Gesetze oder Amendements für die landwirtschaftlichen Interessen richtig beurteilt wurde. Hier kann nur eine größere, am besten durch nationalökonomische und juristische Studien erworbene allgemeine geistige Bildung und spezielle politische Gewandtheit helfen, und da der Großgrundbesitz wesentlich berufen sein dürfte, in diesen Kämpfen um die landwirtschaftlichen Interessen die Führung zu übernehmen, so ist hiermit für ihn auch der Bildungsweg gegeben, selbst auf die Gefahr hin, daß seine technische Qualifikation zur Bewirtschaftung seiner Güter hierunter etwas leiden sollte. Zum Glück ist gerade für den Großgrundbesitz die technisch-landwirtschaftliche Qualifikation nicht so unbedingt erforderlich wie für den selbstwirtschaftenden kleineren Gutsbesitzer. Die Fähigkeit, eine größere Administration einzurichten und in ihrer Funktion zu übernehmen, ist hier wichtiger wie die landwirtschaftliche Detailkenntnis.

(Dr. Hugo Thiel-Berlin.)

30. Die Ausbildung der Töchter unseres Bauernstandes für den Beruf der ländlichen Hauswirtin.

Die Landwirtin ist, im Gegensatz zu der Frau der meisten andern Gewerbetreibenden, nicht allein berufen, die Erhalterin des gemeinsamen Besitzes zu sein, sondern sie soll als die Miterwerberin desselben eine kräftige Stütze ihres Mannes hierin sein, wobei ihr manche Arbeiten zufallen, von denen viele Städterinnen keine Ahnung haben. Die Erhaltung des Ererbten und Erworbenen hängt aber auch in erheblich höherem Maße von der hauswirtschaftlichen Thätigkeit, von den Lebensgewohnheiten und Ansprüchen der Frau ab. In früherer Zeit war der Bildungsgang der bäuerlichen Wirtinnen der nämliche, wie derjenige der zukünftigen Bauern. Das junge Mädchen besuchte die Volksschule, wurde später unter Leitung der Mutter in der eigenen Hauswirtschaft angelernt und verblieb fast ausnahmslos bis zu seiner Verheiratung in der elterlichen Wirtschaft. Die bessere allgemeine Bildung, die damit verbundenen höheren Ansprüche an's Leben, die Übertragung vieler städtischer Sitten ins ländliche Leben haben es mit sich gebracht, daß man in den Kreisen der bemittelteren Bauern seit langer Zeit auf verschiedenen Wegen versucht hat, den Töchtern eine den größeren wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ansprüchen entsprechende Ausbildung zu verschaffen.

Wenig ist es zu billigen, wenn die zukünftige bäuerliche Wirtin sich als „höhere Tochter" für das Leben vorbereitet, sie bringt nur zu häufig Lebensanschauungen und Gewohnheiten auf das Land mit, welche ihrem zukünftigen Beruf nichts weniger als angenehm sind. Aber es wird Niemand leugnen, daß auch für die bäuerliche Landwirtin eine gute allgemeine Bildung notwendig ist. Das ist allein schon in Rücksicht auf die Stellung gegenüber dem Gesinde wünschenswert. Kein Mensch wird seinen Vorgesetzten achten, wenn selbiger ihm nicht wirklich geistig überlegen ist. Ebenso werden Dienstboten und Tagelöhner eine Herrschaft weniger achten, die ihnen geistig gleich, wenn nicht gar, wie es nicht selten vorkommt, untergeordnet ist. Eine wirklich solide Volksschulbildung, wo möglich durch Privatunterricht erweitert, ist eine unbedingte Forderung für die Heranbildung des Kindes.

Nach zurückgelegter Schulzeit tritt das junge Mädchen fast ausnahmslos in die Lehre der eigenen Mutter. Ist diese eine erfahrene, fleißige, sparsame und im Unterweisen tüchtige Hausfrau, so ist die Tochter für die erste Lehre in guteu Händen. Andernfalls ist es Pflicht, eine bessere Lehrmeisterin zu suchen. Diese erste Lehrzeit soll mindestens zwei Jahre dauern. Daß während derselben auf die körperliche Entwickelung Rücksicht genommen werden muß, ist selbstverständlich. Aber wenn die Tochter auch nicht alle Mägdearbeit verrichtet, so soll sie doch erlernen und mitarbeiten, was die Wirtschaft im Hause zu thun bringt. Einsichtige Eltern werden auch durch Anregung zu wirklich guter Lektüre der Tochter die Freude an diesem Genuß für das ganze Leben erhalten. Und das ist bei der Einsamkeit des Landlebens ein Gewinn, der gar nicht hoch genug geschätzt werden kann.

Nach beendigter Lehrzeit in der elterlichen Wirtschaft wird die Tochter in vielen Fällen, „vom Hause" gegeben. Gerade nun kommt die Zeit, wo bei der Ausbildung unserer Bauerntöchter die gröbsten Fehler gemacht werden. Der verkehrteste Schritt ist jedenfalls der, daß die zukünftige bäuerliche Wirtin, „um Kochen zu lernen", in ein Hotel, und gar nicht selten in ein großes gesandt wird. Auch mit den „Kochschulen", wie sie neuerdings in einzelnen Hotels eingerichtet sind, kann sich der Verfasser für die Töchter unsers Bauernstandes nicht befreunden. Andere Eltern schicken die Töchter als s. g. „Stütze" in eine städtische Familie. Hier handelt es sich vor allen Dingen darum, daß sich das junge Mädchen einen gewissen „Schliff", d. h. gute gesellschaftliche Manieren, erwerben soll. Wenn

die Eltern bei der Auswahl der betreffenden Familie die pflichtgemäße Vorsicht haben walten lassen und das Stadtleben nicht so lange dauert, daß das junge Mädchen den Geschmack an ländlichen Sitten und Gewohnheiten und an landwirtschaftlicher Hausarbeit verliert, und wenn Sorge getragen wird, daß der Aufenthalt in der Stadt auch für die weitere geistige Ausbildung der Tochter durch Besuch von Theater, Konzert, Museen u. s. w. in zweckentsprechender Weise ausgenutzt wird, dann wird die Tochter ihr Leben lang „gut davon" haben. — Andere Eltern halten es für richtiger, die Tochter auf ein größeres Gut zu senden. Es bietet sich hier Gelegenheit, den Gesichtskreis in allen hauswirtschaftlichen Dingen zu erweitern, Voraussetzung ist dabei aber, daß das junge Mädchen es später versteht, sich wieder in den kleineren Verhältnissen der bäuerlichen Wirtschaft zurecht zu finden, d. h. wieder mit 10 Mk. zu rechnen, wo im Großbetriebe vielleicht mit 100 Mk. gerechnet wurde. Auch muß hier der Anschluß an die Familie in Wirklichkeit gewährt werden.

Der leider recht wenig beschrittene Weg zur weiteren praktischen Ausbildung unserer Bauerntöchter ist der, dieselben auf längere oder kürzere Zeit in eine andere bäuerliche Wirtschaft zu senden. Dieses Vorgehen bietet jedenfalls die meisten Garantien, daß das junge Mädchen seine weitere Ausbildung an einer solchen Wirkungsstätte empfängt, welche seiner späteren Thätigkeitssphäre am meisten entspricht. Daneben läßt sich nicht leugnen, daß es in diesem Falle sehr häufig nur zu einer Ausnutzung der Arbeitskräfte des jungen Mädchens kommen wird, daß dasselbe kaum etwas mehr sieht, als die elterliche Hauswirtschaft bietet und daß es sehr häufig leider an jeder geistigen Anregung und Weiterbildung fehlt.

Daß die erwähnten eingeschlagenen Wege von Übelständen, teilweise recht bedenklicher Natur, begleitet waren, hat man frühzeitig eingesehen und aus dieser Erkenntnis hat sich dann sehr bald das Bedürfnis entwickelt, besondere Bildungsstätten zu besitzen, an welchen unsere Landwirtinnen sich eine nach jeder Richtung hin befriedigende Ausbildung für ihren zukünftigen Beruf erwerben können. Im Wesentlichen sind es zwei Richtungen, welche bei Einrichtung solcher Anstalten hervorgetreten sind. Die eine Richtung wird vertreten durch die in Hannover vorhandenen Molkerei- und Haushaltungsschulen. Die praktische Ausbildung in Molkerei und Haushalt auf einem Hof mit 40 Milchkühen, sowie die Anleitung zu weiblicher Handarbeit war von einer theoretischen Fach- und Fortbildungsschule begleitet. Es wurde hier auf gute Erlernung des Deutschen, besonders angemessene Lektüre, Rechnen und Buchführung, Geographie, vaterländische Geschichte und Zeichnen gesehen. In der praktischen Arbeit galt für die Behandlung der Milch als Ziel eine thunlichst hohe Verwertung durch sorgsame Verarbeitung auf Butter und Käse und Verwendung der anderweitigen Rückstände durch Schweinemast. Gleich wie der Molkerei, so ward auch den übrigen Zweigen des inneren Haushalts besondere Beachtung zu teil und ward ein den wirtschaftlichen Verhältnissen entsprechender Gartenbau, sowie nutzbringende Federviehzucht ausgeführt. Auf eine dem Alter entsprechende gute Erziehung ward besonders geachtet und auf solide Einfachheit im täglichen Leben großes Gewicht gelegt.

Eine andere Richtung, welche einen mehr schulmäßigen Charakter besitzt und ihre Anstalten nicht an einen landwirtschaftlichen Betrieb schließt, ist hauptsächlich in Baden und Württemberg vertreten. Die praktische Unterweisung umfaßt alle Thätigkeitsgebiete einer ländlichen Hausfrau mit Ausnahme der Feldarbeit. Dahin gehören u. A.: Kochen, Braten, Vorbereitung des Fleisches und der sonstigen Rohmaterialien, Gemüsezurichten, Fertigmachen der Speisen, Tischdecken, Servieren, sodann Spülen u. s. w., Backen (gutes Schwarz- und Weißbrot, wie für besondere Feiertage süßes Gebäck), Einsalzen und Räuchern des

Fleisches, Wurstmachen, Einmachen von Gemüse und Obst, Aufbewahren der Vorräte, Milchbehandlung, Aufrahmen, Buttern, Herstellung verschiedener für den Kleinbetrieb geeigneter Käsesorten, weibliche Handarbeiten, auch Herstellung verschiedener Kleidungsstücke, wie eines einfachen Frauenkleides, Maßnehmen, Zuschneiden, Waschen, Mangeln, Bügeln, Fleckenausmachen; Gartenbau, besonders Gemüsebau, Krankenpflege in einigen Demonstrationsstunden, Hausarbeiten aller Art, wie: Betten machen, Waschtische ordnen, Öfen richten und anheizen, Lampen zurichten, Zimmer reinigen, abstäuben, lüften und ordnen; Füttern und Pflege der Schweine und des Geflügels. — Der wissenschaftlichste Unterricht umfaßt: die notwendigsten naturwissenschaftlichen Vorbegriffe, die Wohnung (innere Einrichtung, gesundheitliche Anforderungen, Instandhaltung, hauswirtschaftliche Geräte, Möbel, Betten, Küchen- und Tischgeräte, Heizung und Beleuchtung), die menschliche Ernährungslehre, soweit sie für Zubereitung der Speisen und für die Gesundheitspflege notwendig, die Nahrungsmittel (Erkennung ihrer Güte, Nährwert, Kosten, Zubereitung, Einteilung und Aufbewahrung), die Genußmittel (Wein, Kaffe, Thee und Chokolade), Kleidung und Wäsche, Gesundheits- und Krankenpflege, Schweine- und Geflügelhaltung, die Haushaltungsführung und hauswirtschaftliche Buchhaltung, sowie Rechnen und Singen. — Die Haushaltungsrechnung wird allmonatlich mit den Schülerinnen abgeschlossen, das Kostgeld für den Tag berechnet und hiernach allerlei geeignete Betrachtungen und Belehrungen über Haushaltungsführung darangeknüpft, was ein sehr wirksames Lehrmittel für die Schülerinnen ist.

Es steht zu hoffen, daß diese Erörterungen hier und dort in beteiligten Kreisen Veranlassung geben werden, die Ausbildung der Töchter unseres Bauernstandes in nähere Erwägung zu ziehen. Der Rückgang gar manchen landwirtschaftlichen Haushalts ist auf die mangelnde Tüchtigkeit der Frau zurückzuführen. Sorge man dafür, daß die Frau den Landmann bei der Herabminderung der Wirtschaftskosten, dem vielleicht hervorragendsten Mittel, um den schlechten Zeiten zu begegnen, nach Möglichkeit zu unterstützen vermöge. Das Sprichwort ist wahr: „Eine Frau kann mit der Schürze mehr aus dem Hause hinaustragen, als der Mann mit vier Pferden hineinfährt!"

(Direktor Conradi-Hohenwestedt.)

---

31. Die Lehrzeit des Groß-Landwirtes.

„Gesucht ein Ökonomie-Eleve auf bestem Rübenboden. Pensionspreis 1200 Mark p. a. Auf Wunsch kann Reitpferd gehalten werden; ein guter Skatspieler bevorzugt."

(„D. Landw. Presse", 1885 Nr. 8.)

Jeder Landwirt von einiger Erfahrung weiß, welche Stellungen die Lehrlinge in den meisten Wirtschaften einnehmen, und wie sie in vielen Fällen das nicht sind, was sie sein sollen, nämlich Jünglinge, die mit ernstem Streben befleißigt sind, sich diejenigen Kenntnisse und Fertigkeiten in ihrem Berufe zu erwerben, die erforderlich sind, um sie einst als tüchtige Fachleute anerkannt zu sehen. Wenngleich hiervon die Schuld oft ganz bei der eigenen Unlust des Lehrlings zu ernsterem Nachdenken, bei seinen beschränkten Fähigkeiten und dem mangelnden Verständnisse für die verschiedenen an ihn herantretenden Erscheinungen, sowie bei der Genußsucht zu suchen ist;

so muß doch andererseits der häufig zu Tage tretende Indifferentismus der Lehrherren selbst für diese Erscheinung mit verantwortlich gemacht werden. Leider sind die Fälle noch häufig, wo der Lehrling mit Reitpferd, Jagdhund und Jagdgewehr in die Lehre zieht und nun als „Herr Eleve" ein sehr angenehmes Leben führt. In Norddeutschland, besonders im Osten, wird meist der Fehler begangen, daß der Lehrling gleich als Aufsichtsperson verwandt wird — als einfache Maschine —, während in Süddeutschland auf eine gründliche Erlernung aller landwirtschaftlichen Arbeiten Wert gelegt wird und das damit nicht gut zu vereinbarende Aufsichtführen weniger in Gebrauch ist. Vielfach werden auch Lehrlinge in ganz einseitige Wirtschaftsbetriebe aufgenommen, weshalb sie auch nur einseitig ausgebildet werden. Leider giebt es recht viele Lehrherrn, welche die große Verantwortung den Lehrlingen gegenüber nicht fühlen und die künftige Wohlfart des Jünglings nur als Nebensache, das Pensionsgeld aber als Hauptsache betrachten. Viele ahnen nicht, daß Lehrherren auch zu lehren haben, den Eleven nicht nur gelegentlich einmal bei Seite nehmen, um ihm dies oder jenes klar zu machen, sondern ihn systematisch unterweisen, mit ihm die Felder durchgehen und ihm begreiflich machen, weshalb auf diesem Schlage dies und auf jenem Schlage jenes gerade so und nicht anders gemacht werde; weshalb jetzt hier gepflügt, dort geeggt und weiter hinten Weizen und nicht Roggen, hier Erbsen und nicht Hafer als sonst was gesäet werde; warum gerade in diesem Jahre auf Schlag A und nicht auf Schlag B gedüngt werden müsse; ihnen eine anschauliche Idee über richtige Fruchtfolge und gehörige Bearbeitung des Bodens beibringen u. s. f. — Ferner wird sehr oft die Fortbildung des Lehrlings in gesellschaftlicher und sittlicher Beziehung vernachlässigt und ein wirklicher Familienanschluß, wie versprochen, nicht gewährt. Die persönliche Behandlung ist auf manchen Stellen auch keine beneidenswerte. Recht vielfach wird der Lehrling nur als Werkzeug betrachtet. Seine ganze Thätigkeit in solchen Wirtschaften beschränkt sich darauf, in frühester Morgenstunde aufzustehen, das Gesinde bei den Füttern und Putzen der Pferde und des Rindviehs zu beaufsichtigen; dann, sobald die Zeit zum Beginn der Tagesarbeit herangekommen, mit den ihm angewiesenen Leuten auf das Feld zu gehen oder dieselben in Scheunen und Ställen bei ihren Arbeiten zu beaufsichtigen. Nach einer meist einstündigen Mittagspause begiebt der Lehrling sich mit seinen Leuten wieder an die Arbeit und hat hier teils als Aufseher, teils, je nach seiner besonderen Stellung, auch als Mitarbeiter bis zum Sonnenuntergange zu verweilen. Später schließt er die Scheunen, Ställe, Böden, Keller ꝛc. zu und beendet sein monotones Tagewerk mit einem Ableuchten der sämtlichen Viehställe. Erschöpft und müde legt er sich dann nieder, um am frühen Morgen des nächsten Tages dieselbe Thätigkeit wieder aufzunehmen.

Es soll nicht geleugnet werden, daß die Geduld des Lehrherrn oft auf eine sehr harte Probe gestellt wird und daß dadurch der Ausbruch einiger Leidenschaftlichkeiten wohl verzeihlich wird; auch ist der Umstand nicht zu verkennen, daß die Alles kultivierende Zeit auch speziell nach dieser Richtung

hin eine Besserung gebracht hat und die heutigen „jungen Herren" im Vergleich zu früheren Zeiten, wo die „Alten" die „handgreiflichen Liebenswürdigkeiten" des Herr voll und ganz genossen, ohne murren zu dürfen — mit Glaceehandschuhen angefaßt nach der anderen Richtung nur zu oft verwöhnt und verdorben werden.

Gottlob giebt es auch eine große Anzahl Lehrherrn, die sich der ernsten Aufgabe wohl bewußt sind, die sie mit dem Eintritt des jungen Mannes in Wirtschaft und Haus auf sich nehmen, und die mit strenger Gewissenhaftigkeit bemüht sind, ihrem anvertrauten Zöglinge in vollem Maße diejenige Ausbildung angedeihen zu lassen, die derselbe von ihm zu erwarten und zu verlangen berechtigt ist. Es giebt, Gott sei Dank! noch Männer, die mit edler Güte, mit gewinnender Humanität und in wahrer Frömmigkeit den jungen Mann nicht allein darauf hinweisen, was sein Beruf jetzt und einst von ihm fordert, sondern die auch auf das sonstige Verhalten desselben prüfend ihren Blick richten und ihn nötigenfalls mit liebevoller Strenge zurechtweisen und ihn auf jene Bahnen zu lenken suchen, die ihn zu jener sonnigen Höhe führen, von welcher herab er, — möge das Leben auch noch so verschieden sich gestalten — mit dem schönen stärkenden Bewußtsein in die Vergangenheit hinabschauen kann, stets und zu jeder Zeit seine Pflicht und Schuldigkeit nach bestem Wissen und Vermögen gethan zu haben. Recht viele Lehrherrn sind auch väterlich bemüht, den Zögling — dem so viele Klippen drohen — ein schönes und vortreffliches Fundament in die Seele zu legen, und sie nicht nur zu tüchtigen Landwirten, sondern auch zu edlen Menschen und gottesfürchtigen Christen heranzubilden! (J.)

---

32. Agronomenlied.

(Nach bekannter Melodie zu singen.)

Was muß ein Agronome hier für Wissen in sich stopfen,
Was muß er leisten in dem Stoff von Wasser, Malz und Hopfen!
Dabei vergeht der frohe Mut,
Der Kopf wird dick und auch das Blut.
O, jerum, jerum, jerum, o quae mutatio rerum.

Drum hab' ich das Studieren satt und dieses Bänkedrücken,
Acht Stunden täglich ins Colleg, das kann mich nicht beglücken.
Die Praxis ist ein ander Ding;
Da bin ich freier Mann und sing:
O, jerum etc.

Gemach, College, nur gemach, es wird Dich schon gereuen,
Wenn früh um drei der Hahn Dir wird süß in die Ohren schreien:
Steh' auf, steh' auf, mach' Lärm im Haus,
Geh' in den Stall, gieb Futter 'raus!
O, jerum etc.

Schon kräht der Hahn zum zweiten mal, noch liegst Du in den Posen,
Da zieht Dein Herr den Klingelzug, nun schleunigst in die Hosen! —
Ist Ochs nun satt und Pferd und Schwein,
Dann nimmst Du auch den Kaffee ein.
O, jerum, etc.

Drauf steckst Du Pfeif' und auch Tabak in Deines Mantels Tasche,
Dazu 'nen derben Knacken Brod und die gefüllte Flasche;
So ziehst Du auf den Rübenschlag,
Um zuzusehn, wie 'n Jeder hackt.
O, jerum, etc.

Des Mittags geht es Trab nach Haus, um nicht zu spät zu kommen,
Gewöhnlich giebts nur Hammelfleisch von Drehern und von Dummen.
Du denkst, es könnt auch weicher sein,
Der Hunger aber treibt's hinein.
O, jerum, etc.

Am Abend trägst Du Dein Gebein auf Deinem Stock nach Hause,
Besorgst noch dies, besorgst noch das und kommst in Deine Klause,
Hier wechselst Du die Zellmembran,
Um würdig Deinem Herrn zu nahn.
O, jerum, etc.

Beim Essen spricht die gnäd'ge Frau vom Futter für die Hühner,
Der „Alte" sagt der Wünsche viel und Du: — „Ergeb'ner Diener!" —
Dann leuchtest Du die Ställe ab,
Ob auch ein Tier Beschwerden hat.
O, jerum, etc.

In Deinem Zimmer ordnest Du das Feld- und Lohnregister,
Die andern Bücher siehst Du nicht, denn Du bist jetzt Philister. —
Dann gehst Du allgemach zur Ruh'
Und rufst den fernen Brüdern zu:
O, jerum, etc.

(Prof. Nowacki-Zürich.)

---

33. Die landwirtschaftlichen Unterrichtsanstalten in Preußen, bezw. in Norddeutschland.

Dieselben gliedern sich in höhere, mittlere und niedere Anstalten. — Im Jahre 1891 waren vorhanden:

1. Höhere landwirtschaftliche Unterrichtsanstalten: 7, und zwar in Verbindung mit den Universitäten: Königsberg i. Pr. (eröffnet 1876), Breslau (1881), Halle (1863), Kiel (1872), Göttingen (1872), Berlin (landwirtschaftliche Hochschule; 1881), Akademie Poppelsdorf bei Bonn (1847). Die stärkste Frequenz haben Berlin und Halle, die schwächste hat Kiel aufzuweisen.

2. Mittlere landwirtschaftliche Lehranstalten: 16 Landwirtschaftsschulen mit der Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen-Militärdienst. Provinz Ostpreußen: Heiligenbeil (begründet 1879), Marggrabowa mit Vorschule (1880); — Pr. Westpreußen: Marienburg mit Vorschule (1875); — Pr. Brandenburg: Dahme mit Ackerbauschule (1876); — Pr. Pommern: Eldena bei Greifswald (1877), Schivelbein mit Vorschule (1878); — Pr. Posen: Samter

mit Vorschule (1877); — Pr. Schlesien: Brieg mit Vorschule (1872), Liegnitz mit Vorschule (1875); — Pr. Schleswig-Holstein: Flensburg (1875); — Pr. Hannover: Hildesheim mit Ackerbauschule (1858); — Pr. Westfalen: Herford mit Ackerbauschule (1868), Lüdinghausen mit Vorschule; verbunden mit einer Rektoratsschule (1869); — Pr. Hessen-Nassau: Weilburg a. Lahn mit Vorschule (1876); — Rheinprovinz: Cleve mit Vorschule (1868), Bitburg mit Ackerbauschule, Obst- und Gemüsebauschule und seit 1884 einer „theoretisch-praktischen Abteilung" (1873).

3. Niedere landwirtschaftliche Lehranstalten: 26 Ackerbauschulen und 53 landwirtschaftliche Winterschulen: Prov. Ostpreußen (7): Ackerb. Ragnit (1850), A. Spitzings b. Waldau (1852), A. Altstadt b. Gilgenburg (1874), Winterscb. Gumbinnen (1874), W. Angerburg (1877), W. Wehlau (1879), W. Braunsberg (1886); — Pr. Westpreußen: (3): W. Marienburg (1888), W. Zoppot (1889), W. Schlochau (1885); — Pr. Brandenburg (5): A. Schöllnitz b. Alt-Döbern (1874), A. Oranienburg (1871), A. Wittstock mit Obstbauschule (1885), A. Königsberg i. Neumark (1889), W. Dahme (1876); — Pr. Pommern (2): A. Schellin b. Greiffenberg (1845), W. Demmin (1887); — Pr. Schlesien (5): A. Popelau b. Rybnick (1857), W. Neisse (1876), W. Schweidnitz (1876), W. Oppeln (1884), W. Görlitz (1885); — Pr. Sachsen (7): A. Badersleben (1846), W. Merseburg (1869), W. Wittenberg (1871), W. Erfurt (1872), W. Arendsee (1875), A. Quedlinburg (1877), W. Worbis (1880); — Pr. Schleswig-Holstein (4): A. Kappeln, Schleswig mit Winterschule (1868), A. Hohenwestedt mit Winterschule (1870), A. Schönberg i. Propstei (1890), W. Heide in Holstein (1890); — Pr. Hannover (12): A. Ebstorf (1855, reorg. 1865 und 1872), A. Nienburg i. W. (1857), A. Meppen (1872), A. Quakenbrück (1874), A. Bremervörde (1875), A. Norden (1875), W. Meinersen (1888), W. Bassum (1888), W. Diepholz (1888), W. Northeim (1888), W. Peine (1888), W. Visselhövede (1890); — Pr. Westfalen (13): A. Hausfüchten bei Neheim (1875), A. Brüggestraße (1886), W. Billerbeck (1883), W. Dortmund (1886), W. Elspe (1880), W. Frekenhorst (1882), W. Fretter (1880), W. Baasphe (1884), W. Welbergen (1885), W. Minden i. W. (1882), W. Warburg (1885), W. Werl (1885), A. Strombeck i. W. (1890); — Pr. Hessen-Nassau (3): landw. Institut zu Hof-Geisberg, W. Marburg (1877), W. Hofgeismar (1889); — Rheinprovinz (16): A. Saarburg (1872), W. St. Wendel (1869), W. Simmern (1871), W. Wittlich (1879), W. Imgenbroich (1879), W. Heddesdorf (1880), W. Wülfrath (1879), W. Zülpich (1880), W. Odenkirchen (1882), W. Geilenkirchen (1882), W. Mörs (1882), W. Obergleis (1882), W. Lutzerath (1882), W. Lennep (1888), W. Saarburg (1865), W. Hillesheim (1888); — Hohenzollern'sche Lande (2): A. zu Domäne Bauhof bei Sigmaringen (1865), W. Bauhof (1874). — In obiger Zusammenstellung sind die mit den anderen schon aufgeführten landwirtschaftlichen Anstalten verbundenen Ackerbau- bezw. Winterschulen nicht enthalten.

Die ländlichen bezw. landwirtschaftlichen Fortbildungsschulen sollen laut Ministerial-Verfügung vom 2. Juli 1876, auf Grund eines bezüglichen Beschlusses des deutschen Landwirtschaftsrates, die Fachschule nicht ersetzen, was auch schon in Rücksicht auf Zeit, Lehrmittel und Lehrkräfte nicht möglich sein würde. In Preußen befinden sich z. Zt. 510 derartige Fortbildungsschulen, die sehr ungleichmäßig in den verschiedenen Provinzen verteilt sind. Die meisten befinden sich in der Rheinprovinz (250), Hessen-Nassau hat 145, in Hohenzollern sind 56, Schleswig-Holstein 16, Schlesien 22, Hannover 9, Westfalen 6, in Sachsen 5 und in Pommern 1. Die Provinzen Ost- und Westpreußen, Brandenburg und Posen besitzen überhaupt keine landwirtschaftlichen Fortbildungsschulen. —

Zum Schluß geben wir eine gedrängte Übersicht über die landwirtschaftlichen Lehranstalten in den norddeutschen Staaten außer Preußen.

1. Königreich Sachsen: Landwirtschaftliches Institut der Universität Leipzig (begründet 1869), Landwirtschaftsschule zu Döbeln (1872); landwirtschaftliche Schulen, meist Winterschulen, zu Freiburg (1877), Meissen (1879), Wurzen (1878), Chemnitz (1877), Rochlitz (1877), Annaberg (1882), Auerbach im Vogtlande (1876), Bautzen (1875).

2. Mecklenburg-Schwerin: Landwirtschaftliche Professur an der Universität Rostock (—); Ackerbauschule zu Dargun (1873) und Zarrentin (1876).

3. Sachsen-Weimar-Eisenach: Landwirtschaftliche Lehranstalt an der Universität Jena (1826), Ackerbauschule zu Zwätzen (1856) und München bei Berka.

4. Oldenburg: Landwirtschaftsschule Varel mit Winterschule (1879); Ackerbauschule zu Cloppenburg.

5. Braunschweig: Landwirtschaftsschule Helmstedt (1869); Ackerbauschule zu Holzminden (1888).

6. Sachsen-Meiningen-Hildburghausen: Winterschule zu Hildburghausen (1882).

7. Sachsen-Altenburg: Ackerbauschule Altenburg.

8. Waldeck: Winterschule Arolsen (1889).

9. Reuß jüngere Linie: Landwirtschaftliche Schule Köstritz mit Winter- und Obst- und Gartenbauschule (1881).

10. Schaumburg-Lippe: Winterschule zu Stadthagen (1889).

(J.)

---

34. Die landwirtschaftlichen Winterschulen.

Man lege die Bildungsgelegenheit dem Bildungsbedürfnis so nahe wie möglich. — „Der Landwirt lernt nie aus!"

Unter den verschiedenen Formen, in welchen sich die niedere landwirtschaftliche Schule darstellt: theoretisch-praktische Ackerbauschule, rein theoretische Ackerbauschule, teilweise auch „landwirtschaftliche Lehranstalt" genannt, und landwirtschaftliche Winterschule, ist die erstgenannte Form die älteste, die letztgenannte die jüngste, während sich die rein theoretische Ackerbauschule schon vor längerer Zeit allmählich aus der theoretisch-praktischen entwickelt hat, da diese gar mancherlei Unzuträglichkeiten, wie langer Kursus, bedeutende Unterhaltungskosten und aus den Launen der Witterung resultierende Unregelmäßigkeiten und Störungen in der Innehaltung des Stundenplans mit sich verband. Sie mag zur Zeit unter gewissen Verhältnissen trotzdem noch ihre Berechtigung haben, im großen und ganzen ist aber ihre Doppelnatur den gegenwärtig auf dem Gebiete des landwirtschaftlichen Unterrichts herrschenden Ansichten nicht mehr entsprechend. Schulen dieser Art sind daher auch nur noch wenige (12) vorhanden. Die rein theoretischen Ackerbauschulen verlegen ihre Thätigkeit ausschließlich auf den theoretischen Unterricht, der, von Fachmännern erteilt, allerdings in allen Richtungen an die landwirtschaftliche Praxis anzuknüpfen, d. h. die Theorie nicht als Selbstzweck zu betrachten hat, von der gewiß richtigen Ansicht ausgehend, daß die

praktische Landwirtschaft in ihrem mechanischen Teil nur in der Praxis selbst zu erlernen und es lediglich Aufgabe der Schule sein könne, das „Warum und Weil" oder die verstandesmäßige Erläuterung zu jenen Arbeiten zu liefern.

In welcher Weise wird aber der mittlere und kleinere Grundbesitzer meistens für seinen Beruf vorgebildet? Nach der Konfirmation wird der junge Mann mit den laufenden Arbeiten in der Wirtschaft beschäftigt; diese, sowie auch den Gang der Wirtschaft lernt er gewöhnlich gründlich kennen, dabei entschwinden die in der Volksschule erworbenen Kenntnisse mehr und mehr, bis Lesen und Schreiben zu anstrengenden Arbeiten werden, die geistige Thätigkeit wird erstickt und das Interesse für Neuerungen gelähmt. Die Urteilsfähigkeit geht nicht über die Verhältnisse der Nachbarschaft hinaus und man glaubt, es muß unbedingt Alles praktisch und richtig sein, was hier gemacht wird, weil man keine Gelegenheit hatte, andere Verhältnisse kennen zu lernen. Die nächste Folge dieser Ausbildung besteht darin, daß die Wirtschaften nach altem Brauch und Herkommen weiter geführt werden und daß die zahlreichen Verbesserungen und Hülfsmittel, welche der Landwirtschaft heute zu Gebote stehen, für solche Landwirte verloren gehen. Es ist daher höchst bedauerlich, wenn Landwirte, welche das Mangelhafte der eigenen Ausbildung jeden Tag deutlich fühlen, sich für die besten Lehrmeister ihrer Söhne halten und einen gewissen lächerlichen Stolz darin setzen, daß der Junge nur ja nicht klüger wird als sein Vater! Sie sehen nicht ein, daß die Zeit eine andere geworden ist, als die der Väter und daß sie sich in die Zeit schicken und mit der Zeit fortgehen müssen. Die Zeit hat dem Landwirt vermehrte Bedürfnisse und höhere Abgaben und Löhne gebracht, darum kann er auch nichts schaffen, wenn er sein Geld nach der neuen Mode ausgiebt und seinen Hof nach der alten Mode bewirtschaftet.

Die landwirtschaftliche Winterschule, wie sie sich uns gegenwärtig zeigt, besteht eigentlich, abgesehen von unterscheidenden Einzelheiten, aus zwei Hauptarten, der landwirtschaftlichen Fortbildungsschule und der Fachwinterschule, je nachdem ihr Zweck lediglich der Vertiefung und Erweiterung der in der Volksschule (Elementarschule) gewonnenen Kenntnisse und Fertigkeiten, oder vorwiegend die Einführung in die landwirtschaftlichen Fachlehren nebst den vorbereitenden Naturwissenschaften ist. Der Unterricht zerfällt also naturgemäß in den Fortbildungsunterricht und den Fachunterricht, der sich in zwei Wintersemester teilt, während in dem dazwischen liegenden Sommerhalbjahr der Schüler in der väterlichen Wirtschaft oder bei anderen Landwirten praktisch thätig ist.

Der Fortbildungsunterricht ist um so notwendiger, je mangelhafter die Vorbildung der Schüler ist; an manchen Schulen werden demselben 12 Stunden wöchentlich eingeräumt. Besser vorgebildete Schüler können an manchen Anstalten von diesem Unterrichte befreit werden, wenn sie nachweisen, daß sie thatsächlich das zu absolvierende Pensum mit Sicher-

heit beherrschen. Der Fortbildungsunterricht erstreckt sich meist auf Deutsche Grammatik, Rechtschreibelehre, Schönschreiben, Rechnen, Geographie und vaterländische Geschichte. Mit Recht legt man auch auf dem Lande auf diesen Unterricht ein Hauptgewicht und man sollte sich daher mit den meistens sehr lückenhaften Kenntnissen in den erwähnten Fächern nicht begnügen; dieselben schrumpfen außerdem nach der Konfirmation immer mehr zusammen, weil sie nicht geübt werden. Hier kann die Winterschule bei dem gereifteren Verstande und der besseren Einsicht ihrer Schüler erfolgreich eingreifen; durch den Unterricht im Rechnen und Schreiben, sowie durch die vielen sonstigen Ausarbeitungen werden die Schüler ununterbrochen in Übung erhalten, die Regeln und Formeln prägen sich leichter und sicherer ein als in den eigentlichen Schuljahren, so daß die begabteren Schüler in dem Gebrauch der Feder und des Rechenstiftes sehr befriedigende Fortschritte machen. Vorausgesetzt wird allerdings, daß die Schüler zwei Winter an diesem Unterrichte teilnehmen.

Der Fachunterricht, zu welchem wir hier auch die Naturkunde rechnen, soll die Schüler bekannt machen mit den erprobten Fortschritten im landwirtschaftlichen Gewerbe und mit der Begründung derselben. Die Schüler lernen in diesem Unterrichte die bewährten Verbesserungen kennen und würdigen und kommen zu der Einsicht, daß auch in der eigenen Wirtschaft noch manches vorteilhafter eingerichtet werden kann. Durch eingehende Begründung der neuen Methoden werden dieselben andererseits vor dem gedankenlosen Nachahmen bewahrt. Wie teuer kommt dieses Nachahmen ohne gründliche Prüfung der örtlichen Verhältnisse oft zu stehen, wie viel Geld wird nutzlos ausgegeben für Meliorationen, Kunstdünger, Saatgut, Kraftfutter, Geräte und Maschinen u. s. w., weil dem betreffenden Landwirt die nötigen Fachkenntnisse fehlen!

Wie kann man ferner von dem Landwirt erwarten, daß er die Brandkultur und das Raubsystem auf seinen Moorflächen mit der Dammkultur oder einer rationellen Bewirtschaftung des Hochmoores vertauscht, wenn ihm die im Moor schlummernden Kräfte und die zum Ziele führenden Kulturmethoden unbekannt sind; wie viel Überlegung erfordert es, bis er sich zu notwendigen Ent- und Bewässerungen entschließt, wenn er nicht gelernt hat, die Rentabilität derselben zu schätzen; wie kann er seinen Stalldünger richtig behandeln, wenn er die Eigenschaften der darin enthaltenen Stoffe nicht kennt, wenn er nicht weiß, worauf die Wirkung desselben beruht und wenn er sich keinen Begriff von den Verlusten macht, die dieser wertvolle Dung bei mangelhafter Pflege erleidet? Wie kann man eine richtige Anwendung der Kunstdünger voraussetzen, ohne genaue Kenntnisse über die Zusammensetzung und Wirkung derselben, sowie über die Ernährungs- und Wachstumsbedingungen der Pflanzen; wie soll der Landwirt zu einer rationellen Bodenkultur kommen, wenn er unpraktische Geräte verwendet und ohne Rücksicht auf die Naturkräfte und den Bodenzustand in althergebrachter Weise schablonenmäßig pflügt, eggt und walzt; wenn er die kostbaren Vor-

teile des Fruchtwechsels und den günstigen Einfluß beschattender und tiefwurzelnder Gewächse auf die Verbesserung der physikalischen Eigenschaften des Bodens nicht kennt? Wie kann der Landwirt aus der Viehzucht die höchsten Erträge erzielen, wenn er in dem Wahne befangen ist, daß ein Bulle so gut wie ein anderer ist; wenn er die Vererbungsgesetze nicht kennt, wenn ihm die Bedeutung der gleichmäßigen Ernährung unbekannt ist, und wenn er den Grundsatz: „Gut geputzt ist halb gefuttert" nicht in die Praxis überträgt — oder wenn er auf Grund der Futtertabellen nicht berechnen kann, ob es bei den jeweiligen Marktpreisen vorteilhafter ist, einen Teil des Getreideschrotes durch käufliche Kraftfuttermittel zu ersetzen und welche Vorteile die verschiedenen Ölkuchen für die Ernährung des Milch- und Mastviehs besitzen? Welchen Einbußen und Übervorteilungen ist besonders der kleinere Landwirt ausgesetzt, wenn ihm die im Genossenschaftswesen und in den Versuchs- und Kontrollstationen gebotenen Hülfsmittel unbekannt bleiben, und wie kann sich schließlich ein Landwirt über die Rentabilität der Wirtschaft am Jahresschlusse Rechenschaft geben, wenn ihm nicht eine zuverlässige, einfache Buchführung den erforderlichen Anhalt giebt?

Durch die Verbindung eines solches Fachunterrichtes mit dem Fortbildungsunterricht kann die Winterschule am sichersten ihr Ziel erreichen. Dieses Ziel besteht in der Heranbildung von Landwirten, welche:

1. ihren Besitz nach dem heutigen Stande der Landwirtschaft bewirtschaften können,
2. für die Fortschritte der Landwirtschaft Verständnis und Interesse haben,
3. vermöge ihrer besseren allgemeinen und fachlichen Ausbildung sich eine geachtete Stellung ihren Berufsgenossen und anderen Ständen gegenüber verschaffen können.

Die Erreichung dieses Zieles ist an folgende Bedingungen geknüpft:

1. Die Schüler müssen vor ihrem Eintritt in die Schule den praktischen Betrieb gründlich kennen gelernt haben.
2. Sie müssen eine wenigstens mittelmäßige Elementarschulbildung mitbringen.
3. Mit ernstem Streben müssen sie großen und anhaltenden Fleiß verbinden.
4. Der Besuch der Schule muß sich auf zwei Winter erstrecken, weil, wie aus den Lehrplänen ersichtlich ist, in einem Winter nur ein Teil der Fachwissenschaften gelehrt wird und weil die Schüler aus dem Fortbildungsunterricht erst im zweiten Winter den Hauptnutzen ziehen können.

Die Erfüllung dieser Bedingungen vorausgesetzt, gewährt die landwirtschaftliche Winterschule folgende Vorteile:

1. In der kurzen Zeit von zwei aufeinander folgenden Winterhalbjahren vermittelt sie ihren Schülern eine bessere allgemeine Bildung, sowie die für

den zeitgemäßen Betrieb kleinerer Wirtschaften erforderlichen theoretischen Kenntnisse.

2. Die Schüler können während des Sommers in der Wirtschaft beschäftigt werden und behalten dadurch stets Fühlung mit der Praxis.

3. Dieselben werden dem Hauswesen und den einfachen ländlichen Verhältnissen nicht entfremdet.

4. Die Wintermonate werden in der denkbar nützlichsten Weise verbracht.

Über den Lehrplan solcher zweisemestriger Winterschulen wäre das Folgende zu bemerken. Der Unterricht in der Landwirtschaftslehre (Fachunterricht) zerfällt naturgemäß in die Teile: Ackerbaulehre, landwirtschaftliche Tierlehre und landwirtschaftliche Betriebslehre. Den ersten beiden Zweigen hat ein naturwissenschaftlicher Unterricht, für die allgemeine Ackerbaulehre in der Chemie, für die spezielle Ackerbaulehre (den Pflanzenbau) in der Botanik, für die landwirtschaftliche Tierlehre in der Zoologie voranzugehen. Dies wird am zweckmäßigsten erreicht, wenn die Grundlehren der betreffenden Naturwissenschaften nicht selbständig neben der Landwirtschaft gelehrt, sondern als Einleitung zu den betr. Fächern behandelt werden. Bei der Verteilung auf zwei Winterhalbjahre wird man am besten so verfahren, daß in dem einen Winter allgemeine Ackerbaulehre (vorweg Grundlehre der Chemie) und spezielle Ackerbaulehre (vorweg Grundlehren der Botanik) gelehrt werden; im zweiten Winter danach landwirtschaftliche Tierlehre (vorweg das Nötigste aus der Zoologie) getrieben wird. Die Betriebslehre läßt sich in zwei selbständige Teile zerlegen; zwei andere Naturwissenschaften können ohne Bedenken neben der Landwirtschaftslehre gelehrt werden: Physik und Gesteinskunde. Die Physik läßt sich auf beide Halbjahre verteilen, die Grundbegriffe sind in jedem Semester zu wiederholen. Die Gesteinskunde (mit Bodenkunde) fordert Kenntnis in der Chemie, diese muß also, einleitend behandelt, der Gesteinskunde vorangehen. Bei der Wichtigkeit der Chemie empfiehlt es sich, die Grundlehren derselben in jedem Semester zu wiederholen; hieran schließt sich dann in dem einen Winter allgemeine Ackerbaulehre in dem anderen Gesteins- und Bodenkunde.

Die Verteilung des Stoffes („in der Beschränkung zeiget sich der Meister!") ist so einzurichten, daß es für den Schüler gleichgültig ist, mit welchem Winter er beginnt. In der Rheinprovinz stehen dem Fachunterricht wöchentlich 22 Stunden zur Verfügung; dort rechnet man jeden Winter auf Physik 3 und auf Betriebslehre 5 Stunden; den Rest von 14 Stunden in dem einen Winter mit 7 Stunden auf Chemie und allgemeine Ackerbaulehre, mit 7 Stunden auf Botanik mit spezieller Ackerbaulehre; in dem anderen Winter mit 7 Stunden auf Chemie und Gesteinskunde, mit 7 Stunden auf Naturgeschichte des Tierreiches (Zoologie) und landwirtschaftliche Tierlehre.

In Westfalen entfallen auf die Naturwissenschaft (Physik, Chemie, Pflanzenkunde) 4 Stunden, auf Betriebslehre 4, Ackerbaulehre 8, landwirt-

schaftliche Tierlehre 5, zusammen 21 Stunden. Bei dieser Verteilung wird nicht nur die Physik, sondern auch Chemie und Pflanzenkunde selbständig neben dem landwirtschaftlichen Unterricht fortlaufend behandelt.

In den Winterschulen Hannovers ist (ähnlich der Rheinprovinz) im wesentlichen der folgende Lehrplan maßgebend.

Erster Winter.

Deutsche Sprache (Grammatik, Rechtschreibelehre, Lesen, Aufsatz)	5	Stunden
Schönschreiben	1	„
Rechnen	4	„
Geometrie (Feldmessen und Nivellieren)	2	„
Geographie	1	„
Geschäftsaufsätze	1	„ = 14 Stunden
Physik (I. Teil)	1	Stunde
Anorg. Chemie	3	„
Landw. Pflanzenkunde	1	„
Bodenkunde	2	„
Allgem. Ackerbau u. spez. Pflanzenbau	5	„
Maschinen- und Gerätekunde	1	„
Düngerlehre (I. Teil)	2	„
Haltung u. Pflege der landw. Nutztiere	1	„
Betriebslehre (I. Teil)	2	„
Tierärztlicher Unterricht	1	„ = 19 Stunden
	Zus. 33	Stunden.

Zweiter Winter.

Deutsche Sprache (Grammatik, Rechtschreibelehre, Lesen, Aufsatz)	5	Stunden
Schönschreiben	1	„
Rechnen	4	„
Geometrie (Feldmessen und Nivelliren)	2	„
Geschichte	1	„
Geschäftsaufsätze	1	„ = 14 Stunden
Physik (II. Theil)	2	Stunden
Organ. Chemie	2	„
Zoologie	2	„
Allgem. und spez. Tierzucht	5	„
Molkereiwesen	1	„
Düngerlehre (II. Teil)	2	„
Wiesenbau und Drainage	2	„
Betriebslehre (II. Teil)	1	„
Buchführung	1	„
Tierärztlicher Unterricht	1	„ = 19 Stunden
	Zus. 33	Stunden.

Was die finanzielle Seite der Winterschulen betrifft, so ist mitzuteilen, daß dieselben durch Geldmittel unterstützt werden von den Kreisvertretungen, landwirtschaftlichen Bezirks- und Centralvereinen, Gemeinden, Sparkassenverwaltungen und Provinzialverwaltungen. Die erforderliche

Räumlichkeit (oft gleichzeitig mit Heizung und Beleuchtung) liefert die Verwaltung des Sitzes der Schule meist unentgeltlich. Für die provinzielle Unterstützung nachsuchenden Winterschulen der Provinz Hannover ist vom dortigen Provinzialausschuß im Jahre 1888 das folgende

Regulativ für die Unterstützung landwirtschaftlicher Winterschulen in der Provinz Hannover

erlassen.

§ 1. Die innerhalb der Provinz von einem Verbande, einer Gemeinde oder einer Privatperson errichteten oder zu errichtenden, als einklassige Fachschulen mit einem mindestens zwei Winterhalbjahre umfassenden Lehrkursus zu organisierenden landwirtschaftlichen Winterschulen sollen aus Mitteln der Provinz und des Centralausschusses der Königlichen Landwirtschaftsgesellschaft unterstützt werden, wenn sich die seitens der Provinzialverwaltung und des Centralausschusses eingesetzte Schulkommission mit ihrer Errichtung einverstanden erklärt hat und sich die Schule für die Dauer der Aufsicht dieser Kommission unterstellt.

§ 2. Die Schulkommission hat sich mit der Errichtung der Winterschule nur dann einverstanden zu erklären:

a. wenn dieselbe ein Bedürfnis zur Errichtung einer landwirtschaftlichen Winterschule für den geographischen Bezirk, für welchen sie bestimmt ist, namentlich auch im Hinblick auf die bestehenden Ackerbauschulen der Provinz, anerkennt,
b. wenn der Schulunternehmer finanziell genügend gesichert erscheint und
c. wenn die Schule den von der Schulkommission für die landwirtschaftlichen Winterschulen festgestellten Lehrplan — einschließlich der in denselben aufgenommenen Lehrbücher — als Norm für den zu erteilenden Unterricht annimmt.

§ 3. Behuf fortlaufender Beaufsichtigung der Schule werden der Schulkommission folgende Rechte eingeräumt:

a. die Zusammensetzung des Schulkuratoriums bedarf ihrer Genehmigung;
b. sie ist berechtigt, ein Mitglied in das Schulkuratorium zu entsenden, welches an den Verhandlungen mit vollem Stimmrecht teilnimmt;
c. die Anstellung des Direktors bedarf ihrer Genehmigung;
d. etwaige nach den örtlichen Verhältnissen wünschenswerte Abweichungen von dem Normallehrplan bedürfen der Genehmigung;
e. es sind ferner alle Mitglieder der Schulkommission, nicht weniger auch die der Kommission etwa nicht angehörenden Mitglieder des Landesdirektoriums berechtigt, an Ort und Stelle von den Einrichtungen der Schule Kenntnis zu nehmen und dem Unterrichte beizuwohnen;
f. die Schulkuratorien haben alljährlich nach Ablauf der Schulzeit der Kommission einen Jahresbericht einzusenden und sind daneben auch gehalten, auf Erfordern ihre Sitzungsprotokolle in Abschrift vorzulegen.

§ 4. Die Schulkommission besteht aus zwei Abgeordneten der Provinzialverwaltung (Provinzialausschuß, Landesdirektorium), dem Direktor der Königlichen Landwirtschaftsgesellschaft und zwei Abgeordneten des Centralausschusses.

Auch soll ein technisches Mitglied des Königlichen Provinzial-Schulkollegiums aufgefordert werden, der Kommission als Mitglied beizutreten.

Der Direktor der Königlichen Landwirtschaftsgesellschaft führt den Vorsitz. Ein Stellvertreter wird aus der Zahl der Abgeordneten gewählt.

§ 5. Die Kommission hat ihren Sitz in Hannover. Sie regelt ihre Geschäftsführung durch eine Geschäftsordnung, welche der Genehmigung des Provinzialausschusses und der Zustimmung des Centralausschusses Königlicher Landwirtschaftsgesellschaft unterliegt.

§ 6. Die Schulkommission stellt alljährlich bei dem Landesdirektorium ihre Anträge wegen Bewilligung von Mitteln zur Unterstützung der landwirtschaftlichen Winterschulen aus dem Provinzialfonds für das kommende Etatsjahr (vom 1. April bis 31. März) und beschließt über die Verteilung der aus dem Provinzialfonds bewilligten Mittel ebenso wie der von dem Centralausschuß der Königlichen Landwirtschaftsgesellschaft zur Verfügung gestellten unter die einzelnen Schulen.

Soweit es sich um die provinziellen Mittel handelt, steht jedem der beiden Abgeordneten der Provinzialverwaltung ein Einspruchsrecht gegen die beabsichtigte Verteilung zu.

§ 7. Die Schulkommission erstattet alljährlich bis zum 1. August dem Landesdirektorium und dem Centralausschusse der Königlichen Landwirtschaftsgesellschaft einen Bericht über den Zustand und die Wirksamkeit der im abgelaufenen Jahre aus Provinzialmitteln unterstützten landwirtschaftlichen Winterschulen. —

Die landwirtschaftlichen Winterschulen sind *süddeutscher Abstammung* und haben sich zunächst in den stark bevölkerten Gegenden mit vorwiegendem Kleingrundbesitz entwickelt, sind dann allmählich mehr nach Norden vorgedrungen, und in neuerer Zeit (seit 1888) auch in Hannover und ganz neuerdings (seit 1890) in Schleswig-Holstein eingerichtet. Die ältesten Winterschulen, und zwar vorwiegend mit einsemestrigem Kursus weist *Baden* auf: 1864 zu Heidelberg und Karlsruhe, bis 1868 je eine Schule in den 12 Kreisen. Vorangegangen war die Einrichtung eines landwirtschaftlichen Winterkursus zu Darmstadt im Jahre 1848. — Dem folgen (in Preußen) die Provinz *Sachsen* 1869 (jetzt 5 Schulen) und die *Rheinprovinz* 1869 (15); hierauf kommen *Ostpreußen* 1874 (4), *Hohenzollern* 1869 (1), *Schlesien* 1876 (4), *Brandenburg* 1876 (1), *Hessen-Nassau* 1877 (2), *Westfalen* 1880 (10), *Westpreußen* 1885 (3), *Hannover* 1888 (6), *Schleswig-Holstein* 1890 (1). — Im außerpreußischen Norddeutschland begann die Errichtung derartiger Schulen das *Königreich Sachsen* im Jahre 1872 (jetzt 8), dann folgte *Oldenburg* 1879 (1) und endlich *Waldeck*, *Schaumburg-Lippe* 1889, Hansestadt *Lübeck* 1891 (je 1). — Es besitzen z. Z. noch *keine* Winterschulen: Mecklenburg, Braunschweig, Lippe-Detmold, Anhalt, Sachsen-Weimar-Eisenach, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Koburg-Gotha, Schwarzburg-Rudolstadt und -Sondershausen, Reuß ält. L. und die freien Reichsstädte Bremen und Hamburg.

Nach der ministeriellen Statistik von 1888 bestanden in *Preußen* unter 64 Winterschulen 4 mit einem halbsemestrigen, 9 mit einsemestrigem, 50 mit zweisemestrigem und 2 mit dreisemestrigem Kursus. In *Baiern* waren von 9 Winterschulen 3 mit einsemestrigem, 6 mit zweisemestrigem Kursus, in *Baden* von 12 Winterschulen 11 mit einsemestrigem und 1 mit zweisemestrigem Kursus; alle übrigen Winterschulen Deutschlands hatten nur zweisemestrigen Kursus. —

Die landwirtschaftlichen Winterschulen sind als ein notwendiger Ausfluß des mit der Zeit fortgeschrittenen landwirtschaftlichen *Wanderlehrertums* anzusehen. Im Zusammenhang mit diesem bilden sie erst eine vollendete Institution, die durch Belehrung und praktisches Eingreifen das landwirtschaftliche Kleingewerbe zu heben vermag. Der Direktor (Landwirtschaftslehrer) der Schule (in der Rheinprovinz) erteilt während der 5 Wintermonate vom 1. November bis 1. April den Unterricht in Naturwissenschaft und Landwirtschaft in seiner Schule und fungiert während der übrigen 7 Monate des Jahres als *Wanderlehrer* in seinem Schulbezirk. Als

solcher hat er den Schulbezirk zu durchwandern und seine Vorträge zu halten, die bestehenden wirtschaftlichen Zustände zu studieren, die fehlerhaft befundenen vor den Landwirten aufzudecken, sie über die Gründe der Fehlerhaftigkeit aufzuklären und die Mittel und Wege anzugeben, wie sie gebessert werden können. Er hat darauf hinzuarbeiten und darüber zu wachen, daß diese Besserung in Angriff genommen und durchgeführt werde. Er hat die Eltern zu ermuntern, ihre Söhne in den Winterkursus zu schicken; er hat die im Kursus ausgebildeten und in ihre Heimat zurückgekehrten jungen Kräfte bei diesem Rundgange aufzusuchen und in der Kulturarbeit für ihre Gemeinde mit anzuspannen und anzueifern. Er hat die Landwirte zur Bildung von genossenschaftlichen Vereinigungen aller Art anzuregen und Beispiele anzuführen. Das landwirtschaftliche Publikum ist über Zweck und Nutzen des Vereinswesens und seiner Schutz- und Hülfseinrichtungen aufzuklären und dadurch zu bestimmen, die richtige Beteiligung an diesen Einrichtungen zu bethätigen. Er hat in seinem Jahresbericht oder in Sonderberichten Vorschläge zu machen über seitens des landwirtschaftlichen Centralvereins zu ergreifende Maßregeln zur Besserung vorgefundener unwirtschaftlicher Zustände. Über seine Wanderungen und die wesentlichsten Momente seiner dabei gemachten Verbesserungen, Wahrnehmungen und vorgenommenen Arbeiten hat er ein Tagebuch zu führen und an den Vorstand des Centralvereins mit seinem Wanderbericht einzureichen. (J.)

35. Die landwirtschaftlichen Wander-Winterschulen in Schleswig-Holstein, dem Fürstentum Lübeck und in Oldenburg.

Die gute alte Zeit, wo „der dümmste Bauer die dicksten Kartoffeln erntete," kehrt nicht mehr wieder. Eine neue Zeit ist angebrochen, die von demjenigen, der die Landwirtschaft nicht zum Vergnügen, sondern als Gewerbe betreibt, hohe Leistungsfähigkeit fordert. Der Kampf, den der Landwirt seit einer Reihe von Jahren gegen ungünstige Einflüsse verschiedenster Art zu bestehen hat, verlangt ausdauernde Anspannung aller Kräfte und sorgfältige Ausnutzung aller erprobten Hülfsmittel der Gegenwart. Die Entwickelung des Verkehrs hat eine Höhe erreicht, welche den deutschen Landwirt dem Mitbewerbe der ganzen Welt aussetzt, und diese Konkurrenz wird sich steigern mit jedem neuen Kanal, jeder neuen Landstraße, Eisenbahn, Dampferlinie oder Telegraphenverbindung. Diesen Nachteilen stehen aber auch große Vorteile gegenüber, jedoch nur für Denjenigen, der dieselben erkennt und benutzt. Heute hat der deutsche Produzent Gelegenheit, mit seinen Erzeugnissen den Weltmarkt aufzusuchen, früher war es ihm zeitweise unmöglich, das erforderliche Bargeld zu verschaffen, obgleich er die Scheunen voll Korn und schönes Vieh im Stalle hatte.

Die erstaunliche Steigerung der Preise für Tiere und tierische Produkte aller Art beweist, daß unsere Landwirte es zum Teil verstanden haben, sich die Errungenschaften der Neuzeit dienstbar zu machen. Freilich steht der Steigerung der Preise eine Erhöhung der Anforderungen des Staates, des Kreises, der Gemeinde, wie des eigenen Haushalts gegenüber, doch wird derjenige Landwirt, welcher es versteht, wertvolle Produkte auf den Markt zu bringen, von der Not der Zeit wenig berührt, vorausgesetzt, daß sein Hof nicht übermäßig verschuldet

ist. Freilich ist der Prozentsatz derjenigen Landwirte, welcher durch vervollkommnete Ausübung des landwirtschaftlichen Gewerbes höhere Reinerträge zu erzielen weiß, nicht so groß, als erwünscht, weshalb denn auch die Klagen über die ungünstige Lage der Landwirtschaft trotz hoher Schutzzölle nicht verstummen wollen. Eine andere Erklärung für diese betrübende Erscheinung geht dahin, daß noch sehr viele Landleute ihre Wirtschaft nicht als Gewerbe, sondern zum Vergnügen betreiben. Die Konkurrenz und der mangelhafte Wirtschaftsbetrieb dieser zahlreichen Klasse von Landleuten, welche sich mit den von den Vätern ererbten Schätzen auf einem Landgute festsetzen und hier zufrieden von ihren Zinsen leben, gleichgültig, ob ihr Betrieb Werte schafft oder verzehrt, ist für die eigentlichen Landwirte schädlicher als die Konkurrenz des amerikanischen Farmers, der auch sehr zufrieden wäre, wenn er für seine Erzeugnisse etwas höhere Preise erzielen könnte, als das heute der Fall ist. — Die Erzählung von dem reichen Grundbesitzer, der seinen Gästen gleichzeitig Sekt und Buttermilch mit der Erläuterung vorsetzte, daß ihm die Buttermilch ebenso teuer zu stehen komme, wie der Champagner, ist ja ganz niedlich. Die Erzähler vergessen aber, daß es viele Landleute giebt, welche ohne Rücksicht auf Reinertrag Land bebauen, und daß solche Landleute ihre Berufsgenossen schädigen, ebenso gut wie der Schuster, der in der Lotterie gewinnt, sein Geschäft aber unter erheblicher Zubuße fortsetzt, zur Freude seiner Kunden, aber zum Nachteil der übrigen Dorfschuster.

Von solchen Landleuten werden sogar allerhand sogen. Verbesserungen ins Leben gerufen, die glücklicherweise — trotz mannigfaltiger Empfehlung — von den eigentlichen Landwirten nicht nachgeahmt werden. Hin und wieder fällt freilich ein „lateinischer Bauer" herein, der mit leidlich ausgestattetem Portemonnaie auf die Welt kam, aber beim Studium der fremden Sprachen verlernte, wie man den Hund hinterm Ofen hervorlockt. Die Erziehung solch „lateinischer Bauern" wird denn auch wohl den Ackerbauschulen vorgeworfen. Die betreffenden Schwätzer vergessen aber ganz, daß eine Schule in 1—1½ Jahren, von denen noch ein großer Teil bei den Eltern verbracht wird, einen „klugen Jungen nicht dumm machen kann!" — Fachbildung wird für die Söhne reicher Landwirte deshalb oft für überflüssig erachtet, weil sie in der Lage sind, das erforderliche Lehrgeld in der Wirtschaft zu zahlen. Und doch halten wir auch für diese vom Glück Bevorzugten eine gute Ausbildung erforderlich, damit sie einsehen, daß sie durch unvernünftige Steigerung der Kauf- und Pachtpreise des Bodens, durch eine Wirtschaft, bei der sie jahraus, jahrein baares Geld zusetzen, ihre Berufsgenossen, die eigentlichen Landwirte, erheblich schädigen und ihnen den Kampf ums Dasein unnötig erschweren. — Die Steigerung der Bodenwerte, die auch durch die Konkurrenz des Auslandes nicht aufgehalten wird, bedingt eine Steigerung der Reinerträge; diese aber läßt sich nur erreichen durch vernünftigere Wirtschaft auf Grundlage einer besonderen Fachbildung. Die außerordentliche Vermehrung der landwirtschaftlichen Lehranstalten aller Art in ganz Deutschland beweist, daß man die Notwendigkeit der vernünftigeren Wirtschaft klar erkannt hat, und daß die Zahl derjenigen, welche eine fachliche Ausbildung des Landwirts erstreben, in der Zunahme begriffen ist.

Für die verschiedensten Bedürfnisse sind hier Anstalten vorhanden oder in der Einrichtung begriffen. Besonders ist das niedere landwirtschaftliche Bildungswesen in erfreulichem Aufschwung begriffen, wenn auch noch sehr viel zu thun übrig bleibt. Seit 1885 ist in Schleswig-Holstein eine eigenartige Organisation der landwirtschaftlichen Winterschulen eingeführt, zuerst im landwirtschaftlichen Provinzialverein des Fürstentums Lübeck zu Eutin. Diese Organisation sollte den bäuerlichen Wirten vor allem ermöglichen, die den Unterricht besuchenden jungen Leute in der väterlichen Wirtschaft zu belassen. Dazu kam, daß der Provinzialverein über nur beschränkte Mittel verfügen kann. Im Herbst 1885

wurden zu diesem Zweck in drei an der Bahn Eutin-Lübeck belegenen Orten Unterrichtsstationen eingerichtet, wo durch den Generalsekretär des landwirtschaftlichen Vereins seitdem wöchentlich an je einem bestimmten Tage von frühmorgens bis abends über die wichtigsten landwirtschaftlichen Gegenstände Unterricht erteilt wird. In anbetracht dortiger guter Volksschulen konnte von einem Fortbildungsunterricht in den Volksschulfächern abgesehen und die ganze Zeit auf den Fachunterricht verwandt werden. Der Lehrstoff ist auf 3 Winter verteilt (I. Ackerbau und Pflanzenbau; II. Allgemeine und spezielle Tierzucht und Tierhaltung; III. Betriebslehre; Wirtschafts-Organisation; Buchführung ꝛc.). Die Schüler erhalten häusliche Aufgaben, deren Lösung in der folgenden Stunde durchgesprochen wird. Am Schluß jeden Halbjahrs findet eine gemeinsame Prüfung aller drei Schulen statt, wo Regierung und Verein vertreten sind. Im ersten Winter besuchten 24, im zweiten 44 Schüler diese Kurse und bislang hat sich die Frequenz auf ca. 30 Schüler gehalten. Das Schulgeld beträgt für jeden Winter 10 Mark; für Lokalmiete und Heizung ist bislang nichts bezahlt worden. Die ganze Einrichtung erfordert also wenig Geldmittel, ist aber auch nur dort zu empfehlen, wo sich Winterschulen oder Ackerbauschulen nicht errichten lassen.

Ähnlichen Wanderunterricht hat der landwirtschaftliche Bezirksverein Lindau im Herzogtum Oldenburg seit Herbst 1889 in der Art eingerichtet, daß von einem angestellten Landwirtschaftslehrer in den Wintermonaten in jedem größeren Dorf des Bezirks wöchentlich je einmal während etwa 2 Stunden Unterricht erteilt wird und der Vortragsstoff so zur Verteilung kommt, daß derselbe in zwei Wintern erledigt ist. Bislang nahmen nur ausübende Ökonomen an diesem Kursus, der sich mehr der Vortrags- als der Unterrichtsform nähert, teil.

Die landwirtschaftlichen Wander-Winterschulen in der Landschaft Angeln, Schleswig, wurden 1886 eingerichtet und der Unterricht derzeit zunächst von Lehrern der Ackerbauschule zu Kappeln erteilt. Jetzt ist ein Lehrer der Landwirtschaft für diesen Zweck besonders angestellt, der in Kappeln seinen Wohnsitz hat. Der Unterricht wird wöchentlich zweimal je 3—4 Stunden an vier Ortschaften der Landschaft, ähnlich wie im Eutin'schen, erteilt. Der Unterrichtsstoff ist auf zwei Winterhalbjahre verteilt. Die Gesamtzahl der Schüler beträgt von 60—70. (J.)

---

36. Aussprüche Verschiedener über die Ausbildung des Landwirtes in der Theorie und der Praxis.

An den Pforten dieses Jahrhunderts stehen die beiden Männer, Theodor v. Saussure und Albrecht Thaer, von denen der erstere uns zuruft: „So muß man mit der Natur verkehren, um Erlaubnis von ihr zu erhalten, einen Blick in die innere Werstätte zu thun, in der sie die Wunder der Pflanzenwelt erbaut;" der andere aber: „So muß man der wirkenden Macht der Natur die Poren des Erdreichs verschließen, damit sie uns durch reichere Ernten erfreuen kann ...." Was Thaer erstrebt und erreicht, wer wüßte das nicht? Er führte das Denken in die deutsche Landwirtschaft ein und fügte aus den vereinzelten Bausteinen des In- und Auslandes eine neue Wohnung für selbige zusammen, in der sie nicht bloß gesünder wohnen, sondern auch sich mehren und nach allen Seiten hin ausbreiten konnte. Spricht das Denkmal von Erz, das ihm die deutschen Landwirte in Leipzig errichtet, die Anerkennung vernehmlich genug aus, welche diese ihm zollen, so wird auch die gleichzeitig dabei mit befruchtete Versuchsanstalt von Möckern, und gewiß noch mehr im Sinne des Verewigten, ihren Dank durch Früchte zu bethätigen wissen, die der Meister selbst als die erwünschesten und notwendigsten bezeichnete ...

(Adolph Stöckhardt-Tharandt im ersten Heft seines „Chemischen Ackermanns" 1855).
† 1. Juni 1886.

Man klagt die Landwirtschaft an, daß sie nicht mehr wie früher lohne, man hadert mit der Zeit und schiebt die Schuld unzulänglicher Ergebnisse des Wirtschaftsbetriebes auf mannigfaltige Verhältnisse, die sich dem Landwirte feindselig entgegenstellen sollen; aber den grimmigsten Feind, die Unzulänglichkeit des Wissens und den Mangel gründlicher Ausbildung, läßt man unangefochten. (Dr. H. Settegast-Proskau.)

Die tüchtige praktische Ausbildung ist das Fundament der Zukunft des jungen Landwirtes, die wissenschaftliche Erkenntnis wird nur dann ihm volle Frucht bringen, wenn er jene unerläßliche Grundlage seines Berufes sich angeeignet hat. (Prof. Julius Kühn-Halle.)
* 23. Oktober 1825.

Die Erfahrungen der praktischen Landwirtschaft sind und müssen das Erz bleiben, aus welchem die Wissenschaft das edle Metall von dem trüben Gestein zu scheiden hat. (Justus v. Liebig.)

Die Zeiten sind vorbei, wo man auch ohne spezielle fachliche Vorbildung Landwirtschaft mit Erfolg zu betreiben vermag, und der Husarensattel oder die Gerichtsstube noch eine angemessene Vorschule für den Landwirt zu bieten vermochte. Denn den heutigen Anforderungen gewachsen zu sein, muß der Landwirt vielmehr eine gründliche praktische Schulung von unten auf durchmachen und außerdem theoretisch genügend vorgebildet werden, um die Fortschritte der Technik und Wissenschaft, die praktischen Erfahrungen im In- und Auslande verwerten zu können. Außerdem ist in ganz anderer Weise wie früher für den Gutsbesitzer eine kaufmännische Bildung und Betriebssamkeit erforderlich, ohne welche auch der tüchtigste praktische Landwirt keine Seide mehr spinnen wird; ferner verlangt die Landwirtschaft jetzt eine Konzentrierung des Interesses, eine Arbeitssamkeit und Anspruchslosigkeit, wie sie nur bei dem erwartet werden kann, der schon im jugendlichen Alter ganz in den Beruf eintritt und nur in ihm seine Lebensaufgabe sucht. So lange unsere Gutsbesitzer glauben, ihren Söhnen die letzte Vorbereitung für die spätere Aufgabe, das ererbte Gut zu bewirtschaften, dadurch zu gewähren, daß sie dieselben einige Jahre Offizier werden oder Jura studieren lassen, so lange werden auch die höchsten Schutzzölle nicht genügen, um ihnen eine angemessene Rente zu sichern. (Professor J. Conrad-Halle.)
* 28. Februar 1839.

Ein Hofrat sprach: „Mein Sohn ist dumm,
Wird deshalb Ökonom,
Hat derohalben und darum
Zum Landwirt ein Diplom."
Ein Landwirt drauf: „Ich meine doch,
Ist's mit ihm so bestellt,
Käm' er gewiß viel besser noch
Als Hofrat durch die Welt." (F. W. Forke.)

Hat der Landwirt nun recht, der unter zwei Söhnen den gescheitesten zum Studieren als Pastor, Doktor oder doch Schulmeister bestimmt und von dem dummen behauptet, der sei zum Bauer gut genug?

Setzt er damit nicht sich selbst und seinen Stand herab, geradeso wie der Handwerksmeister oder Kaufmann, dem das eigene Geschäft für seinen Sohn zu schlecht und niedrig ist, der den Jungen deshalb „höher hinauf" haben will und dabei häufig sich und seinen Sohn plagt, ohne irgend welchen Erfolg?

Die besten Köpfe für die Landwirtschaft, ausgerüstet mit einer gewissen Summe von Wissen und Können, als Fundament alles Erwerbes, die sind es,

welche die Landwirtschaft weiter bringen und befruchtend auf ihre ganze Umgebung wirken. Wenn dann durch den Staat die Veranstaltungen getroffen werden, welche der Einzelne oder eine kleinere oder größere Gemeinschaft zur Förderung der Sache oder Wegschaffung von Hindernissen nicht treffen können, dann muß der gewünschte Erfolg kommen, dann werden Schädigungen, welche nie ganz ausbleiben, in ihren Folgen gemindert, gemildert und bald ausgeheilt.
(Direktor Burgtorf-Herford.)

„Als die Jungen sechszehn bis zwanzig Jahre alt waren, wußten sie mehr als ich", sagte ein alter Landwirt; „mit fünfundzwanzig Jahren wußten sie ebensoviel; mit dreißig Jahren waren sie willens, zu hören, was ich zu sagen hatte; mit fünfunddreißig Jahren fragten sie mich um Rat; und ich vermute, wenn sie vierzig sein werden, so werden sie anerkennen, daß das Alter wirklich auch etwas versteht."

Unter allen Beschäftigungen des Menschen ist die Landwirtschaft diejenige, welche den höchsten Grad des Wissens erheischt. (H. Ch. Carey.)
* Philadelphia, Nordamerika 15. Dezember 1796,
† 13. Oktober 1879.

Aus einer Sitte und Gewohnheit ist die Landwirtschaft eine Kunst, Industrie und Wissenschaft geworden. (Prof. W. Roscher.)

Wer sich Wohlstand schaffen will und erhalten,
Muß sein Wissen und Können praktisch gestalten!

Garnichts geleistet — doch alles probiert . . .
Jetzt sitzt er im Wirtshaus und renomiert.

Willst Du nicht lernen Latin, Latan,
So mußt du lernen Spann-ut, Spann-an!

Mancher lernt spielend, hat Gaben zu Allem, Lust zu Vielem, Ausdauer zu Nichts. Aus diesen Faktoren bilden sich die Tagediebe, die als Genius ein Monopol nicht bloß der Freiheit, sondern der Frechheit zu haben glauben, zumal auf fettem Boden. (Louise von François.)

Jedes Talent, das die Natur gab, ist nur eine größere Verpflichtung zum Fleiß und zur mühsamen Ausbildung. (S. A. Mahlmann.)

Ein Charakter ist mehr wert als ein Talent.

37. Zur Geschichte der landwirtschaftlichen und der forstwirtschaftlichen Lehranstalten.

1. Höhere landwirtschaftliche Lehranstalten.

1770 Errichtung eines Lehrstuhles für Landwirtschaft an der Universität Göttingen unter Joh. Beckmann.

1851 Einrichtung eines vollständigen landwirtschaftlichen Lehrkursus an der Universität Göttingen unter Prof. Hanssen und Griepenkerl.

1857 Verbindung des Lehrkursus mit dem Klostergut Weende und der dortigen landwirtschaftlichen Versuchsstation (Prof. W. Henneberg) unter der Bezeichnung: Landwirtschaftliche Akademie Göttingen-Weende.

1872 Eröffnung des landwirtschaftlichen Instituts an der Universität Göttingen; 1874 Übersiedelung der Versuchsstation von Weende nach Göttingen.

1777 Landgraf Ludwig IX. von Hessen begründet an der Universität Gießen eine eigene 5. Fakultät, die „ökonomische".
1871 Eröffnung des landwirtschaftlichen Instituts an der Universität Gießen unter Prof. Dr. Albr. Thaer.

1777 Gründung einer landwirtschaftlichen Lehranstalt, sogenannten Cameralschule, zu Kaiserslautern in der Pfalz unter Medicus und Suckow.

1727 Gründung der ersten Lehrkanzel für Landwirtschaft an einer Universität, zu Halle a. S.
1770 Thomasius liest an der Universität Halle Kameralia und Landwirtschaft.
1863 Gründung des landwirtschaftlichen Institutes der Universität Halle a. S. (zunächst als Privatunternehmen) unter Professor Dr. Julius Kühn.

1802 Zum Leibmedikus Albrecht Thaer in Celle, der 1785 ein ca. 16 Morgen großes Grundstück nahe Celle, und später nach und nach 126 Morgen Acker und Wiesen zukaufte, und hier seine landwirtschaftliche Thätigkeit begann, kamen mehrere junge Männer (darunter v. Thünen), um sich zur Beobachtung von Thaer's Methode und der Wirkung seiner Bestellungsart den Sommer in Celle aufzuhalten. Um diese nun auch zu beschäftigen, entschloß sich Thaer, ihnen wissenschaftliche Vorträge über Landwirtschaft zu halten und Unterricht in den naturkundlichen Fächern zu geben. Das war der Anfang seines landwirtschaftlichen Instituts in Celle. — Im Jahre 1804 ging er jedoch nach Preußen und begründete 1806 die Lehranstalt zu Möglin.
1806 Albrecht Thaer aus Celle errichtet ein landwirtschaftliches Lehrinstitut zu Möglin bei Wriezen, Prov. Brandenburg, das seit 1824 die Bezeichnung „Königliche akademische Lehranstalt des Landbaues" führte. Das zugehörige Gut umfaßte ca. 1100 Morgen, Wechselwirtschaft mit Stallfütterung. (Auch Koppe und v. Wulffen waren hier Zuhörer). Im Jahre 1810 ging Thaer als vortragender Rat nach Berlin, kehrte aber schon 1811 wieder nach Möglin zurück und begründete hier eine Merino-Stammherde. † 1828.
1861 Aufhebung der von A. Thaer begründeten Landbau-Akademie zu Möglin nach 55jährigem Bestehen.

1803 Gründung der land- und forstwirtschaftlichen Lehranstalt zu Weyhenstephan in Bayern unter Schönleutner.
1825 Verlegung der Anstalt von Weyhenstephan nach dem Staatsgut Schleißheim.
1852 Eröffnung der landwirtschaftlichen Centralschule zu Weihenstephan (verlegt von Schleißheim) unter Direktor Helferich.

1810—1818 Albrecht Thaer aus Celle in Hannover liest als Professor der Landwirtschaft an der Universität Berlin.
1862 Eröffnung des landwirtschaftlichen Lehrinstituts zu Berlin in Verbindung mit der Universität.
1881 Eröffnung des reorganisierten landwirtschaftlichen Instituts als landwirtschaftliche Hochschule zu Berlin.

1818 Gründung der höheren landwirtschaftlichen Lehranstalt zu Hohenheim bei Stuttgart durch König Wilhelm und seine Gemahlin Katharina von Württemberg unter der Direktion von J. N. Schwerz.

1826 Festlicher Aktus zur Eröffnung des landwirtschaftlichen Institutes in Jena, des ersten in Verbindung mit einer Universität, unter F. G. Schulze (in dessen Privatbesitz).

1851 Feier des 25jährigen Bestandes des landwirtschaftlichen Instituts zu Jena unter Schulze's Leitung; Gründung einer Wehrlischule (landwirtschaftliche Armenschule) zu Zwaetzen.

1829 Vereinigung einer landwirtschaftlichen Abteilung unter Schweitzer mit der Forstakademie Tharand; neu eröffnet als „Königliche Akademie für Land- und Forstwirtschaft."

1869 Aufhebung der landwirtschaftlichen Abteilung der Akademie zu Tharand und Errichtung eines landwirtschaftlichen Institutes an der Universität Leipzig unter Ad. Blomeyer. † 1889.

1835 Feierliche Eröffnung der staats- und landwirtschaftlichen Akademie zu Eldena bei Greifswald in Preußen unter Direktion von Schulze-Jena. (Institutsgut 510 ha.)

1860 Feier des 25jährigen Bestandes der landwirtschaftlichen Akademie Eldena bei Greifswald.

1876 Auflösung der landwirtschaftlichen Akademie Eldena. (Errichtung einer Landwirtschaftsschule daselbst.)

1835 Organisation einer landwirtschaftlichen Abteilung am Collegium Carolinum in Braunschweig.

1847 Eröffnung der landwirtschaftlichen Akademie zu Poppelsdorf bei Bonn unter der Direktion von Dr. Schweitzer.

1847 Eröffnung der landwirtschaftlichen Lehranstalt, später höhere landwirtschaftliche Lehranstalt, darnach landwirtschaftliche Akademie Proskau in Schlesien unter Direktor Heinrich. † 1863.

1872 Feier des 25jährigen Bestehens der Akademie Proskau, bis dahin 1469 Studirende (darunter 247 Ausländer) ausgebildet.

1880 Auflösung der landwirtschaftlichen Akademie Proskau; zum Teil nach Breslau, zum Teil nach Berlin verlegt: der letzte Direktor, Dr. H. Settegast, siedelt zur neugebildeten landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin als Dozent über.

1858 Eröffnung der landwirtschaftlichen Akademie zu Waldau bei Königsberg i. Pr. unter Settegast, bis 1863, dann unter Ökonomierat Wagner bis 1868, der Auflösung der Akademie.

1872 Das landwirtschaftliche Institut an der Universität Kiel wird unter Prof. H. Backhaus eröffnet.

1872 Eröffnung des landwirtschaftlichen Instituts als landwirtschaftliche Abteilung an der technischen Hochschule zu München unter Prof. Dr. Julius Lehmann bis 1874, dann als Vorstand Dr. Karl Leisewitz bis 1880, darnach Prof. Dr. Wollny bis 1889, jetzt Prof. Dr. Fr. Soxhlet, gewählt bis 1892. (Einzige Verbindung der Landwirtschaft mit der technischen Hochschule.)

1876 Das landwirtschaftliche Institut an der Universität Königsberg i. Pr. wird unter Prof. Freiherrn v. d. Goltz eröffnet.

1881 Das landwirtschaftliche Institut an der Universität Breslau wird (nach geschehener Aufhebung der landwirtschaftlichen Akademie Proskau) eröffnet.

1727 Erlaß des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen, womit er allen Universitäts-Studenten anempfiehlt, die Wissenschaft der Ökonomie zu pflegen.

1773 Verordnung für das Königreich Hannover, welche allen Studierenden der Universität, die auf Staatsanstellung reflektieren, das Studium der Landwirtschaft, der Naturkunde und der Mathematik zur Bedingung macht.

1863 Regulativ über die Diploms-Prüfungen bei den landwirtschaftlichen Akademien im Königreiche Preußen.

2. Mittlere landwirtschaftliche Lehranstalten.

Dieselben bilden eine Mittelstufe zwischen Ackerbauschulen und landwirtschaftlichen Hochschulen und führen die amtliche Bezeichnung „Landwirtschaftsschulen". Eine generelle Regelung erfuhren diese Anstalten durch die preußischen Reglements vom 10. August 1875 und 9. Mai und 17. November 1877. Das Abiturientenzeugnis berechtigt zum einjährigen Militärdienst. In Preußen befinden sich z. B. 16 Landwirtschaftsschulen; in Oldenburg, Braunschweig und im Königreich Sachsen je 1.

3. Niedere landwirtschaftliche Lehranstalten.

a) In Schleswig-Holstein.

1797 Luc. Andreas Staudinger aus Ansbach in Bayern errichtet auf einem Pachthofe des Staatsrates v. Vogt zu Gr. Flottbeck bei Hamburg die erste landwirtschaftliche Lehranstalt. Die Wirtschaft wurde nach englischem System eingerichtet; beigegeben waren ein Obst- und Gemüsegarten, ein kleines Versuchsfeld, chemisches Laboratorium in Kl. Flottbeck; eine reiche Modellsammlung aus England und Schottland. Zu Anfang 3 Schüler, bald steigend, 1809—11 die höchste Frequenz von 20 (auch v. Thünen war hier Schüler).

1815 Die Lehranstalt zu Gr. Flottbeck wird aufgelöst.

1841 gab Staudinger die Pachtung Gr. Flottbeck ab und gründete dort eine Ackerbauschule, starb aber schon im folgenden Jahre.

1842 wird in Rendsburg eine „höhere Volksschule" unter Direktor J. Lüttgens aus Segeberg mit landwirtschaftlicher Abteilung unter Klaus Kühl (später Hardesvogt in Schleswig) begründet. Der Kursus (in 2 Klassen) war zweijährig; durchschnittlich von 40 Schülern besucht.

1848 Die höhere Volksschule in Rendsburg geht ein.

1845 Errichtung einer „Bauernschule" zu Oersberg, Kirchspiel Töstrup in Angeln, Schleswig, durch den dortigen Volksschullehrer Jürgensen; anfänglich mit praktischen Übungen. Anfangs 2 Lehrer mit 9 Schülern, bald 5 Lehrer; 2jähriger Kursus. 1848 die höchste Schülerzahl (36); 1851 starb der Gründer.

1856 Die landwirtschaftliche Lehranstalt zu Oersberg geht ein.

1854 Errichtung der landwirtschaftlichen Lehranstalt zu Woltersmühle bei Gleschendorf, als Privatinstitut unter Direktor Gohrbandt, mit 3 Lehrern und 3 Schülern; später 43 Schülern;

1879 Feier des 25jährigen Bestehens des Anstalt Woltersmühle;

1883 geht die Schule mit dem Tode des Gründers ein.

1867 Begründung der landwirtschaftlichen Lehranstalt (Ackerbauschule) zu Preetz durch Dr. Gronemeyer. Da die Schülerzahl zu sehr abnahm, ging die Anstalt im Jahre 1875 ein und der Direktor siedelte als Direktor der neuorganisierten landwirtschaftlichen Lehranstalt zu Kappeln über. Dort starb er 1880.

1868 Errichtung der landwirtschaftlichen Lehranstalt (Ackerbauschule) zu Kappeln an der Schlei, unter Direktor Liedke bis 1875. Danach die Direktoren Dr. Gronemeyer, Dr. Brümmer und Dr. Fuchs.

1870 Gründung der landwirtschaftlichen Lehranstalt (Ackerbauschule) zu Hohenwestedt unter Dr. Giersberg; danach Direktor Conradi.

1890 Errichtung der Ackerbauschule (bezw. landwirtschaftlichen Winterschule) zu Schönberg i. Propstei unter Dr. Plönnis.

1891 Erweiterung der landwirtschaftlichen Fortbildungsschule zu Heide in Holstein zu einer landwirtschaftlichen Winterschule, unter Zürn und Sierks.

b) In Hannover.

1850 Eröffnung der ersten (praktisch-theoretischen) Ackerbauschule auf der Domäne Pattensen bei Hannover unter Stromeyer.

1854 Gründung der Wiesenbau- und Fortbildungsschule zu Suderburg in Lüneburg von dortigen Wiesenbauern.

1855 wurde in Ebstorf-Lüneburg von Dr. Ed. Fischer, dem Pächter des dortigen Krongutes, die erste größere landwirtschaftliche Lehranstalt begründet; 1864 als Königliche Ackerbauschule („Georgsanstalt") organisiert und 1876 von der Provinzial-Verwaltung übernommen.

1857 Eröffnung der Ackerbauschule Nienburg a. W. unter dem Lehrer Eberhardt; 1866 durch Dr. Schröder übernommen.

1858 begründet Dr. Konr. Michelsen, Gymnasiallehrer aus Hadersleben, Schleswig, in Hildesheim die erste theoretische Ackerbauschule. Nach dem Tode des Begründers 1862 übernahm dessen Sohn Ed. Michelsen (in Gemeinschaft mit F. Burgtorf, jetzt Direktor in Herford) die Leitung bis 1865; seitdem ist der Sohn alleiniger Direktor. Die Anstalt wurde 1877 von der Königlichen Landwirtschafts-Gesellschaft, Centralverein für die Provinz Hannover, übernommen und erhielt (als Landwirtschaftsschule) 1878 für die Abiturienten die Berechtigung des einjährigeu freiwilligen Militärdienstes. — Mit der Landwirtschaftsschule ist eine Ackerbauschule verbunden.

1865 Eröffnung der Ackerbauschule Bremervörde, Reg.-Bez. Stade, mit 23 Schülern.

1872 Eröffnung der Ackerbauschule Meppen im Herzogtum Arenberg des Reg.-Bez. Osnabrück.

1874 Errichtung der Ackerbauschule zu Quakenbrück, Reg.-Bez. Osnabrück.

1875 Eröffnung der Ackerbauschule zu Norden in Ostfriesland unter Dr. Wegner.

1888 Errichtung der zweisemestrigen landwirtschaftlichen Winterschulen zu Meinersen, Bassum, Diepholz, Northeim und Peine.

1890 Eröffnung der landwirtschaftlichen Winterschule zu Visselhövede.

4. Forstliche Lehranstalten.

1765 begründete der Oberforstmeister Zanthier in Ilfenburg im Harz eine Forstschule, sog. Meisterschule.

1770 wird die erste öffentliche Forstschule durch den Minister v. Hagen zu Berlin in's Leben gerufen, unter dem einzigen Lehrer Botaniker Gleditsch. Die Schule ging 1802 ein, und bis 1821 bestand in Preußen keine öffentliche Forstlehranstalt.

1821 Errichtung der Forstakademie an der Universität zu Berlin unter Fr. W. L. Pfeil.
1830 wurde diese Akademie nach Neustadt-Eberswalde, Reg.-Bez. Potsdam, verlegt.

1785 Errichtung der forstlichen Mittelschule zu Kiel unter Aug. Niemann; für das dänische Jägerkorps.

1790 begründet der Oberförster v. Uslar zu Harzburg eine Forstschule, sog. Meisterschule.

1808 Gründung der König'schen Meisterschule zu Ruhla in Thüringen, welche als großherzoglich sächsische Forstlehranstalt 1830 nach Eisenach verlegt wurde.

1816 Gründung der Forstakademie zu Tharand in Sachsen, hervorgegangen aus dem 1811 errichteten Privat-Lehr-Institute Heinrich Cotta's; wurde 1829 mit einer landwirtschaftlichen Abteilung unter Schweitzer verbunden und neu eröffnet als „Königliche Akademie für Land- und Forstwirtschaft".

(Heinr. v. Cotta, † 1844.)
1866 Festfeier des 50jährigen Bestehens der Akademie Tharand.

1821 Eröffnung der Forstschule zu Klausthal im Harz; 1844 nach Hannoversch-Münden verlegt.
1868 Gründung der Forstakademie zu Hannoversch-Münden, der zweiten Forstakademie Preußens.

1825 Errichtung einer Forstlehranstalt in Gießen, welche 1831 mit der Universität verbunden wurde.

1838 Errichtung der Forstschule am Polytechnikum zu Braunschweig unter Th. Hartig; 1877 wurde diese Forsthochschule aufgehoben.

(1778: Unter Aufsicht des Oberstallmeisters wurde in Hannover eine „Pferdearzneischule" errichtet, die sehr bald auf die ganze Vieharznei ausgedehnt wurde, um dem Lande tüchtige Tierärzte und Hufschmiede zu liefern. 1793 wurden die Gebäude dort gebaut, wo sie noch jetzt stehen; damals 2 Lehrer und 1 Hufschmied; 2 Semester, von Michaelis zu Michaelis; 1825 ein neues besseres Gebäude gebaut, damals ca. 20 Schüler. Jetzt hat die Anstalt mehr als 200 Studierende, neben etwa 80 Schülern der Instruktionsschmiede, 7 ordentliche und 3 außerordentliche Lehrer und 2 Repetitoren; seit einigen Jahren zur Hochschule erhoben. Das Studium dauert $3^1/_2$ Jahre. (In der Klinik der Anstalt werden alle Haustiere behandelt.) (J.)

38. Lob der Chemie.

Seitdem Chemie mit Mut und Kraft,
Was Not uns thut, erkannt hat,
Und „Seele" ihn „der Landwirtschaft",
Den guten Dung genannt hat;
Seitdem der Statik Theorie
Den Weg durch's Land sich bahnte,
An Phosphorsäure, Alkali
Und Stickstoff uns gemahnte;

Seitdem wir sah'n des Raubbau's Spuk
Auf unsern Feldern schweben,
Und schlechter Ernten schweren Druck
Als Folge sich ergeben —
Wie anders schätzen wir seitdem
Des Dünger's heilvoll Walten,
Dess' wir so lang', sorglos, bequem,
Nicht achteten, wir Alten.

Nun lassen wir verständnisvoll
Die „Grube“ dicht verschließen.
Kein Tröpfchen darf, bei unsrem Groll,
Mehr in den Boden fließen.
Und wenn das Ammoniak entweicht
Und zieht sich in's Gemäuer,
So wird als Streu der Torf gereicht
Für unsre Wiederkäuer.

Doch will sich nicht — zu unserm Tort —
Des Bodens Armut heben —
Weil mit den Ernten wandert fort
Mehr, als zurück wir geben —
Dann weisen hin beredten Mund's
Der Wissenschaften Väter,
Daß weiter nötig sei für uns
Guano und Salpeter.

Nicht minder wird verheißungsvoll
Uns das Phosphat gepriesen,
Wenn anders aus dem Fruchtbau soll
Ein Mehrerträgnis fließen.
Schließt man gar eine Mischung ein
Von Salzen, kalireichen,
Soll nichts auf Erden dem Gedeih'n
Von unsern Pflanzen gleichen.

Doch was das Herz am höchsten schwellt,
Was uns zumeist soll stärken,
Die Schlacke ist es, die entfällt
Von unsern Thomaswerken.
Es wirkt, so lehrt man, wundergleich
Des Thomasmehl's Gebilde,
Auf Moorland selbst, an Säure reich,
Und ähnlichem Gefilde.

Chemie, du hast es weit gebracht
Mit Kolben und Retorten,
Gelichtet hast du Irrtum's Nacht,
Erschlossen neue Pforten.
Der Zweifler wird, der arme Wicht,
Verrosten und versauern,
Wir aber wandeln hin zum Licht,
Wir echte Fortschrittsbauern!

(„D. landw. Pr.“) ***

IV. Berufshelfer: dienen und herrschen.

---

39. Am Sarge eines Tagelöhners.

(„Dichtergrüße“ von Elise Polko, Leipzig. C. F. Amelang's Verlag.)

Du altes, ehrliches Gesicht,
Da liegst Du nun und kennst mich nicht,
Du falteſt Deine rauhen Hände
Zur süßen Ruhe ohne Ende.

Behaglich, Alter, liegest Du,
Wie bei der kurzen Ernteruh',
Wenn hinter einem Garbenhaufen
Du Dich gelagert, zu verschnaufen;

Behaglich, wie am Nachmittag
Des Sonntags Du am grünen Hag
Verspotteteſt die jungen Leute
Die statt der Ruh' der Tanz erfreute;

Behaglich, wie — Gott wird's verzeih'n —
Du in der Kirche ſchliefeſt ein,
Trotz Deines Strauße, der den Alten
Zur Predigt ſollte munter halten.

Du treuer Knecht im Weinberg haſt
Getragen ſaurer Jahre Laſt,
Getagelohnt Dein langes Leben;
Nun wird zum Lohn Dir Ruh' gegeben.

Einen Roſenſtrauß ich für Dich band,
Den will ich Dir in Deine Hand
Mit aller Vorſicht heimlich ſtecken,
Um Dich nicht aus der Ruh' zu wecken.

(Dr. med. Berth. Sigismund-Rudolſtadt † 1864.)

40. De Wert mutt vorup!

Ordnung im Haushalt ist keine Hexerei, und ich habe ein so sicheres Mittel, meine Leute vom Schlampampen abzuhalten, daß ich Alles in der Welt darauf wetten will, es fällt ihnen gar nicht ein. Das Schnackigste aber ist, daß ich dieses Mittel von meiner Viehmagd gelernt habe. Diese wollte, wie ich meinen Mann geheirathet hatte und wir unsere Pachtung antraten, nicht früh genug aufstehen, und wie ich sie darüber zur Rede stellte, gab sie mir zur Antwort: „By us mutt de Wert vorup." Dies schallte mir durch die Ohren und ich fühlte die ganze Wahrheit, daß Alles in der Haushaltung durch einen guten Vorgang müsse erzwungen werden, und daß es eine Thorheit sei, sich um 8 Uhr aus dem Bette zum Kaffe wecken zu lassen und von dem Gesinde zu fordern, daß es um 3 Uhr an der Arbeit sein und sich nicht auch eine verstohlene Freude machen sollte. Wie es des andern Morgens 3 Uhr schlug, sagte ich daher zu meinem Manne: „Der Wirt muß vorauf," und so wie er das einige mal gethan hatte, war alles Gesinde so schnell bei der Hand, daß ich seit der Zeit nicht nötig gehabt habe, ein einziges mal den langen Schlaf der Viehmagd zu schelten.

Das ist das ganze Geheimnis, und wer dasselbe wohl anwendet, wird nicht nötig haben, sich über die Unordnung im Haushalt zu beschweren. Andern befehlen und Vorschriften geben, ist keine Kunst, man muß vorauf gehen, wenn andere folgen sollen, auf der Bresche wie auf der Dresche, und der Soldat lacht über den Hauptmann, der ihm hinter dem Eichbaum befehlen will, als ein braver Kerl die Sturmleiter hinaufzuklettern. So handeln aber unsere meisten Hausväter. Sie wollen selbst schlafen, bis der Kaffee fertig ist, und hinter dem Ofen sitzen; das Gesinde aber soll sich quälen und schlecht behelfen. Das geht nicht und wird in Ewigkeit nicht gehen. De Wert mutt vorup! (Justus Möser-Osnabrück, † 1794.)

---

41. Einem treuen Knechte.

Das ist der Acker, den Du pflügtest,
Das ist die Saat, die Du gesä't,
Da Du Dir selber nie genügtest
Für mich zu schaffen früh und spät.

Es ging hinaus zum luft'gen Heuen,
Es kam die Ernte segenschwer,
Ich kann mich nimmer d'rüber freuen,
Weil Du Dich freuest nimmermehr.

Dir kann ich ja von all' dem Segen,
Den ich durch Dich gewonnen hab',
Nur diesen Kranz von Ähren legen
Voll Dank, voll Trauer auf Dein Grab.

Doch Dein Gedächtnis will ich halten
Im Herzen hoch, laut preisen Dich
Für all' Dein treues Thun und Walten,
Mein wack'rer, treuer Friederich.

(Hofbesitzer Hermann Allmers-Rechtenfleth.)

42. Der Dieb.

In den zwanziger Jahren wohnte in Eiderstedt, im Kirchspiel Kotzenbüll, ein reicher Bauer. Die traurige Zeit, welche für den Landmannstand hereingebrochen war, drückte ihn nicht. Schuldenfrei war das 120 Demat große Landareal, welches sein stattliches Wohngewese umgab, und in einer wohlverschlossenen eisernen Truhe lagen die Drittel und Speziesthaler wohlverwahrt.

Hart aber wie der Kasten und wie das Geld, das in demselben lagerte, war auch sein Herz. Das Wort der Schrift: „Brich dem Hungrigen Dein Brot, und die, so in Elend sind, führe in Dein Haus", am heiligen Konfirmationstage vom Prediger ihm zugerufen, war längst im Jagen nach den Gütern dieser Erde in seinem Herzen verwischt. Deshalb war der Hofbesitzer bei den „kleinen Leuten" nicht beliebt; sie nannten ihn sämtlich „De harde Buer".

Es war an einem Dienstage im November. Die Pappeln, Eschen und Linden, welche den Hof umschlossen, waren kahl, und Krähen und Sperlinge trieben in denselben ihr Spiel. Kahl war auch das Feld; das Vieh war bereits aufgestallt, und nur die Schafe fanden auf den gelbschimmernden „Fennen" ein notdürftiges Futter. Der Hofbesitzer P. war soeben vom Gardinger Markt zurückgekehrt. Mürrisch hatte er dem Knecht das Gefährt übergeben und war dann nach dem Stall geeilt, woselbst ein Schlachter mit dem Zuhauen eines am vorigen Tage geschlachteteten Rindes beschäftigt war.

„Na, Hans, wie is't utfullen?" redete er diesen an.

„Ungefähr 875 Pfund", entgegnete Hans schmunzelnd, „de Herr hett god taxeert."

„Na, Prost ok", sagte der Landmann, reichte dem Schlachter einen Schluck aus der Flasche und begab sich dann nach der Küche, woselbst Hausfrau und Mägde eifrigst beschäftigt waren.

Auf dem großen, altertümlichen Herde standen über den Feuern, welche dort angezündet waren, die großen Schlachtkessel. Dort brodelte und zischte der feingeschnittene Talg, welcher, ausgebraten, in bereitstehende Gefäße gegossen wurde. Hier dampften Sauerbraten und Rollen, und dort wieder verbreitete die s. g. Schlachtersuppe, welche mit dem bereits am vorigen Tage genossenen Blutmehlbeutel zum Schlachtfest gehörte, ihren angenehmen Geruch. Die Pökeltonne füllte sich mit saftigen, für den Rauch bestimmten Fleischstücken; die „Sauertöpfe" waren gefüllt, und unter dem Boden hing noch

vorjähriges Fleisch und Speck, das für die Dienstboten noch immer gut genug war.

„Is de Supp gar?“ fragte jetzt der Bauer, und auf einen Wink der Hausfrau eilte jetzt die Kleinmagd mit Tellern, Löffeln, Messern und Gabeln in die Wohnstube, um den Tisch für das Festmahl zu decken. —

Die Mahlzeit, an der sich diesmal außer der Herrschaft auch Knechte und Mägde und der anwesende Schlachter beteiligten, war zu Ende. Der Herr hatte sich von den Anstrengungen der Marktreise durch ein Mittagsschläfchen erholt, Frau und Mägde nahmen die unterbrochene Arbeit in der Küche wieder auf, die erst am Spätabend beendet wurde.

Auf dem Hofplatz hatte Johann, der Großknecht, mit dem Reinigen des Wagens seine volle Arbeit; denn damals führte noch keine Chaussee nach Garding, und der Weg war recht „dreckig“ gewesen.

„Wer schleek sick denn eben mit en Sack na de Boos, Johann?“ redete plötzlich der Hofbesitzer, welcher mit einer Meerschaumpfeife auf dem Hofplatz erschienen war, den Großknecht an.

„Ich heff nicks sehn, uns Weert“, antwortete dieser.

„Na, Johann, dat is Din Saak; dat segg ick Di awer, ward mi disse Nacht wat stahlen, dann komms Du vör den Schaden her.“

Mit diesen Worten war der Hofbesitzer auch schon verschwunden, und Johann schaute ihm ganz verblüfft nach.

Endlich erholte er sich, kratzte sich im Haar und sagte: „Von min Lohn will de ole Giidsknüppel mi den Schaden afftrecken, na, dat fehlt ok noch bi twinti Daler Lohn; schast awers doch mal nasehn.“

Von unten bis oben wurde nun „de Boos“ von Johann durchsucht, aber ein Mann mit einem Sack war nicht zu finden.

Das Wort: „Ick treck Di't aff“ aber ließ Johann keine Ruhe, und er beschloß, auf der Hut zu sein.

Herrschaft und Gesinde hatten sich zur Ruhe begeben; nur Johann war noch wach. Durch das Geäst der Pappeln, Eschen und Linden pfiff der Wind, an das Gemäuer und an die Fenster schlug der Regen. „Een wahres Deefswedder!“ seufzte Johann und gähnte laut. Jetzt schlug die alte holländische Uhr, welche auf der Hausdiele ihren Platz gefunden hatte, zwölf Schläge. Deutlich konnte Johann die hellen Töne der Uhr in seiner Kammer, welche sich in der Scheune befand, vernehmen. Unruhig wälzte er sich in seinem Bett, in das er sich angekleidet gelegt hatte, hin und her. Er mußte entschlummert gewesen sein, denn jetzt schlug die Uhr Eins.

Doch, was war das? Leise trippelten jetzt Schritte längs der Boosdiele und machten vor seiner Kammer Halt.

Mit seltener Geistesgegenwart schloß Johann die Augen und ließ nur ein lautes Schnarchen vernehmen.

„De slöppt den Slaap des Gerechten,“ sagte flüsternd der Eindringling und entfernte sich leise, um seine Untersuchungen in der Küche anzustellen.

„Not hedd keen Gebot!“ ruft er aus, und Würste, Speck und Fleischstücke wandern in den Sack. Aber auch Johann hat sich erhoben, dort hinter der Scheunenthür, mit einem Dreschflegel bewaffnet, hütet er die Schätze seines Herrn. Jetzt kommt der Dieb zurück und spricht wie zum Abschied: „Wenn Ju en Deef söken wöllt, dann sökt em achtern Backtrog;“ dort hatte er sich nämlich verborgen gehalten. Sogleich aber erwiderte Johann: „Wer en Deef slan will, slaa em opp'n Kopp,“ und von einem wuchtigen Schlage des Dreschflegels getroffen, stürzte der Dieb zu Boden.

War er tot? Johann's Herz klopfte heftig; doch nein, jetzt regte sich der Unglückliche. Auf das Rufen des Knechtes waren die Hausgenossen erwacht und herbeigekommen. Zornig blickte der Hausherr auf den frechen Dieb.

„Dar liggt de Deef, uns Weert,“ sagte Johann, „awers geern wull ick min ganz Jahrslohn missen, wenn de Kerl man weller beter wurr;“ dann begiebt er sich seufzend in seine Kammer.

Mit Blut überströmt, einen bittenden Blick auf den Bauer werfend, richtet der Dieb sich jetzt in die Höhe, und der Bauer erkennt einen Tagelöhner, der einst vor vielen Jahren mit ihm auf der Schulbank gesessen.

„Hans, Hans, schäm Di wat, is dat so wiit mit Di kam? Hest Du vergeten, dat Persetter to uns sä: „Du sollst nicht stehlen!“ rief jetzt der Hofbesitzer zornig aus.

„Herr P., hefft Se Erbarmen mit mi, de schrecklichste Not hett mit darto dreben, maakt Se mi un min Familie nich unglücklich!“ jammerte der Dieb, „as ick Se um Arbeid beden de, jagten Se mi von de Hofstell.“

Da, als der Landmann den Unglücklichen so vor sich liegen sah, war es ihm, als hörte er abermals die Worte seines alten Predigers: „Brich dem Hungrigen Dein Brot, und die, so in Elend sind, führe in Dein Haus.“ Das Eis seines Herzens schmolz, er vergab dem Elenden die Schuld und hatte es nicht zu bereuen.

Der Tagelöhner, durch Not und Wut über die Hartherzigkeit seines ehemaligen Schulkameraden zum Diebstahl getrieben, kam durch des Bauern Hülfe aus seinem Elend und wurde hinfort ein braver Mann. Zu seinem Großknecht Johann aber pflegte der Hofbesitzer zu sagen: „Dat weer doch en goden Slag, Johann, Du hest Hans von't Stehlen kureert, mi awers hest Du dat harde Hart apen slaan.“

Johann aber erwiderte: „So'n Slag mit en Dreschflegel do ick awer doch nich weller.“

(„Itzeh. Nachr.“) (Heinrich Momsen.)

43. Das Dienen.

Uli, der Knecht des Bodenbauern, war ein großer Bursch mit gelbem Kräuselhaar und von kraftvollem Äußern; aber es lag etwas in seinem Gesicht, das nicht auf große Unschuld und Mäßigkeit schließen ließ, und das ihn in den nächsten Jahren leicht zehn Jahre älter erscheinen lassen konnte.

Er hatte das Nachtschwärmen angefangen und kam oft erst gegen Morgen betrunken, zerschlagen und mit zerrissenen Kleidern nach Hause. Dem Bauern und seiner Frau that dies leid, um Uli's, um ihrer Kinder, die das böse Beispiel sehen mußten, um der Ehre ihres Hauses willen. Als er deshalb einst auch erst gegen Morgen betrunken nach Haus gekommen war, nahm ihn der Meister nach dem Morgenessen mit sich ins Hinterstübchen, damit die übrigen Dienstboten weder hören noch horchen könnten, und stellte ihn väterlich zur Rede. „Hör', Uli," sprach er, „so kann das nicht länger gehen. Du lebst mir zu wüst, Dein Nachtschwärmen und Dein Betrinken kommen mir zu oft vor; ich aber will meine Pferde und Kühe keinem Menschen anvertrauen, der den Kopf voll Wein oder Branntwein hat, will den nicht mit der Laterne und der brennenden Pfeife in den Stall lassen und mich der Gefahr aussetzen, daß mir das Haus über den Kopf angezündet werde. Ich weiß auch gar nicht, was Du denkst und wo das hinaus soll?" — „Ich habe noch kein Haus angezündet," sagte Uli, „meine Arbeit hat noch Niemand für mich gethan, und was ich vertrinke, ist mein Geld, das geht Niemand was an." — „Ja!" sagte der Bauer, „aber es ist mein Knecht, der es so wüste treibt, und die Leute geben mir mit Recht schuld, daß ich so etwas in meinem Hause leide; es ist die Ehre meines Hauses, die dadurch leidet. Freilich hast Du noch kein Haus verleichtsinnigt, aber denke selbst, wäre es nicht an einem Male zu viel? könntest Du nach demselben je wieder eine ruhige Nacht haben? Mit Deiner Arbeit ist es vollends nichts, und ich wollte lieber, daß Du den ganzen Tag im Bette lägest, als daß Du so um's Haus stolperst, nichts siehst, hörst, bei der Arbeit einschläfst und an nichts denkst, als an Dein liederlich Leben." — „Liederlich gelebt habe ich nicht," erwiederte Uli, „und wenn ich nicht genug arbeiten kann, so kann ich gehen. Aber so geht es, keinem Meister kann man genug arbeiten, einer ist noch schlimmer als der andere; Lohn wollen sie alle Tage weniger geben und das Essen wird alle Tage schlechter." — „Hör', Uli!" sagte der Meister, „so wollen wir nicht davon reden; Du bist noch nicht nüchtern, aber Du kannst mich dauern. Ich habe geglaubt, Du könntest noch mit der Zeit ein ordentlicher Mann werden; allein, seit Du das Nachtschwärmen angefangen hast, bist Du ein ganz anderer Mensch geworden. Du rechnest auf nichts mehr, und sagt man Dir etwas, so hast Du entweder ein böses Maul oder schmollst acht Tage lang. Du dauerst mich; schon jetzt kamst Du mit Deinem Lohn nicht aus, magst Schulden und wirst am Ende hungern müssen. Nun geh, besinne Dich, und wenn Du Dich nicht ändern willst, so magst Du in Gottes Namen gern gehen, ich begehre Dich nicht. In acht Tagen gieb mir Bescheid." — „Das ist bald besonnen," brummte Uli im Hinausgehen, „dazu brauche ich nicht acht Tage;" aber der Meister that als hörte er es nicht, sondern sprach im Stillen bei sich selbst: ich hätte noch einen Tag warten sollen, bis ihn der natürliche Katzenjammer mürbe gemacht hätte.

Reichlich acht Tage waren vergangen, ehe der Meister ihn wieder allein sprach. Nun wollte eine Kuh kalben, und Uli mußte mit dem Bauern

dabei wachen, so ungern jener auch den Bauern, so gerne er den andern Knecht zu Hülfe gehabt hätte. Als Alle zu Bett waren, stopfte der Bauer sich seine Pfeife, zündete sie an und Uli mußte sich mit ihm auf die Bank vor der Thür setzen. „Hast Du Dich jetzt besonnen?“ fragte der Bauer. — „Ja!“ sagte Uli, „das Bleiben kann ich mir gefallen lassen; aber ich will doch auch eine Freude haben und dann fällt Alles über mich her, obgleich es viele Bauern giebt, die schlechter sind als ich.“ — „Das kann gerne sein,“ sagte der Meister, „aber Du wirst um kein Haar besser, wenn schon ein Bauer ein Lump ist. Und was ist das für eine Freude, die Dich die ganze Woche keine Stunde froh sein läßt? Freilich sollst Du Dich freuen, das soll jeder Mensch; allein hier zeigt sich aber der gute wie der schlechte Mensch, je nachdem er an guten oder schlechten Dingen seine Freude hat.“ — „Du hast gut reden,“ erwiderte Uli, „Du hast den schönsten Hof weit und breit. Ställe voll Vieh, Speicher, Kisten und Kasten voll, die beste Frau, schöne Kinder: Du kannst Dich wohl freuen, denn Du hast etwas, woran Du Dich freuen kannst; wenn ich dies alles hätte, dächte ich auch nicht an das Schwärmen. Aber was habe ich? Ich bin ein armer Schelm, habe keinen Menschen, der mich liebt; der Vater ist tot, die Mutter ist tot, und die Schwestern kümmern sich nur um sich. Sich quälen ist mein Teil von der Welt; werde ich krank, will mich niemand haben; sterbe ich, weint niemand hinter meinem Sarg und ich werde eingescharrt wie ein Hund. O, daß man Unsereinen doch tot schlüge, wenn er zur Welt kommt,“ und dabei liefen ihm die Thränen stromweis über die Backen. — „Nicht doch, nicht doch!“ sagte der Meister, „Du bist gar nicht so schlimm daran, wenn Du es nur glauben willst. Laß Dein wüstes Leben, so kannst Du noch ein rechter Mann werden. Es hat mancher nicht mehr gehabt, als Du, und hat jetzt Haus und Hof und Ställe voll Vieh.“ — „Ja,“ sagte Uli, „das geschieht aber jetzt nicht mehr, und dazu muß einer mehr Glück haben, als ich habe.“ — „Das ist eine dumme Rede,“ sagte der Bauer; „wie kann einer von Glück reden, wenn er alles fortwirft und hindurchbringt? Ich habe noch kein Stück Geld gesehen, das nicht aus der Hand wollte, wenn man es fortgab. Aber das ist eben dein Fehler: Du hast den Glauben nicht, daß Du ein rechter Mann werden könntest; Du hast den Glauben, Du seist arm und bleibest arm, an dir sei nichts gelegen und darum bleibst du arm. Hättest du einen andern Glauben, so würde es dir auch anders gehen; denn auch hier kommt alles auf den Glauben an. Und ich sage dir das; denn noch ist es Zeit umzukehren und es wäre Schade um Dich, wenn Du zu Grunde gingest. — Aber geh, sieh nach der Kuh und gieb Bescheid.“ Uli kam wieder mit dem Bescheid, daß die Kuh noch stehe; da fuhr der Meister fort: „Ich muß dir noch sagen, wie unser Pfarrer uns in der Unterweisung das Dienen ausgelegt und uns die Sache so deutlich gemacht hat, daß wir ihm glauben mußten, und Alle, die den Glauben bewahrten, sind glücklich geworden. Er hat gesagt: Alle Menschen empfingen von Gott zwei Kapitale, die man zinsbar zu machen habe. Durch gute Anwendung der-

selben müßten wir das zeitliche und das ewige Leben gewinnen. Nun hätte mancher nichts, woran er seine Kräfte üben, seine Zeit nützlich und abträglich gebrauchen könnte; er verleihe daher seine Kräfte, seine Zeit Jemandem, der zu viel Arbeit, aber zu wenig Zeit und Kräfte habe, um einen bestimmten Lohn; das hieße dienen. Nun sei das eine gar unglückliche Sache, daß die meisten Dienstboten dieses Dienen als ein Unglück betrachten und die Herrschaft als ihre Feinde oder wenigstens als ihre Unterdrücker; daß sie es als einen Vorteil betrachteten, im Dienst so wenig als möglich zu arbeiten, so viel Zeit als möglich verplaudern, verlaufen, verschlafen zu können, mit einem Wort: untreu zu sein; denn sie entzögen auf diese Weise dem Meister das, was sie ihm verkauft hätten: die Zeit. Wie aber jede Untreue sich selbst strafe, so führe auch diese Untreue gar oft fürchterliche Folgen mit sich, denn so wie man untreu sei gegen den Meister, sei man auch untreu an sich. Jede Ausübung gebe unvermerkt eine Gewohnheit, von welcher man nicht wieder loskommen könne. Zuerst müsse freilich der Meister diese Gewohnheit tragen, endlich aber, und am längsten und schwersten, die Dienstboten selbst. Sie nehmen sie mit, wenn sie sich verheiraten, ins eigene Haus, und alle ihre Folgen, Not und Jammer bis an das Grab, bis durch das Grab vor Gottes Richterstuhl. So viele laufen herum, den Menschen zur Last und Gott zum Ärgernis, die sichtbar bezeugen, wie die Untreue sich selbst strafe. Aber so wie man durch sein Thun sich inwendig eine Gewohnheit bereite, so mache man sich auswendig einen Namen. An diesem Namen, an dem Rufe der Geltung unter den Menschen arbeite ein jeder von Kindesbeinen an bis zum Grabe, jede kleine Ausübung, ja jedes einzelne Wort trage zu diesem Namen bei. Dieser Name öffnet oder versperrt uns Herzen, macht uns wert oder unwert, gesucht oder verstoßen. Wie gering ein Mensch sein mag, so hat er doch einen Namen, auch ihn betrachten die Augen seiner Mitmenschen, und urteilen, was er ihnen wert sei. So arbeitet jedes Mädchen unwillkürlich an seinem Namen und nach diesem Namen kriegen sie Lohn, dieser Name bricht ihnen Bahn oder verschließt sie ihnen. Da kann Eins lange reden und über seine frühere Herrschaft schimpfen, es macht damit seinen Namen nicht gut; sein Thun hat ihn längst schlecht gemacht. Ein solcher Name werde stundenweit bekannt, man könne nicht begreifen, wie? Es sei eine wunderbare Sache um diesen Namen und doch betrachten ihn die Menschen viel zu wenig, und namentlich die, welchen er das zweite Gut sei, mit dem sie, verbunden mit der inwendigen Gewohnheit, ein drittes, ein gutes Auskommen in der Welt, ein viertes, den Himmel und seine Schätze erwerben sollen. Er frage nur: ein wie schlechter Tropf einer sei, wenn er schlechte Gewohnheiten habe, einen schlechten Namen und um Himmel und Erde komme!

„Daher soll", fuhr der Meister fort, „habe der Pfarrer gesagt, jeder, der in Dienst tritt, den Dienst nicht betrachten als eine Sklavenzeit, den Herrn nicht als seinen Feind, sondern als eine Lernzeit und den Meister als eine Wohlthat Gottes: denn was sollten die Armen, d. h. die, welche nur Zeit

und Kräfte, also doch eigentlich viel hätten, anfangen, wenn ihnen Niemand Arbeit und Lohn zu geben hätte. Sie sollen die Dienstzeit betrachten als eine Gelegenheit, sich an Arbeit und Emsigkeit zu gewöhnen und sich einen guten Namen zu machen unter den Menschen. In dem Maße, als sie dem Meister treu sind, sind sie es auch an sich selbst, und wie der Meister an ihnen gewinnt, gewinnen sie selbst auch. Sie sollen ja nie glauben, nur der Meister ziehe Nutzen aus ihrem Fleiße; sie selbst gewinnen wenigstens ebensoviel dabei. Kämen sie auch zu einem schlechten Meister, sie sollten ja nie meinen, ihn zu strafen durch schlechte Aufführung; sie thäten damit nur sich selbst ein Leid an und schadeten sich innerlich und äußerlich. Wenn nun so ein Dienstbote immer besser arbeite, immer treu und geschickter sei, so sei das sein Eigentum und das könne Niemand von ihm nehmen, und dazu besäße er einen guten Namen, die Leute hätten ihn gerne, vertrauten ihm viel an und die Welt stehe ihm offen. Er möchte vornehmen, was er wolle, so fände er gute Leute, die ihm hülfen, weil sein guter Name der Bürge für ihn sei. Man solle doch nur achten, welche Dienstboten man rühme: die treuen oder die untreuen? solle Acht geben, welche unter ihnen zu Ehre und Ansehen kämen."

„Dann hat der Pfarrer noch ein Drittes gesagt, und das geht Dich besonders an. Er hat gesagt, der Mensch wolle Freude haben, besonders in der Jugendzeit. Hasse nun der Dienstbote seinen Dienst, und sei ihm die Arbeit zuwider, so müsse er eine besondere Freude suchen. Er fange daher an zu laufen, schwärmen, sich mit schlechten Sachen abzugeben und habe daran seine Freude, denke Tag und Nacht daran. Sei aber einem Knechte oder einer Magd das Licht aufgegangen, daß sie Etwas werden möchten, und der Glaube gekommen, daß sie Etwas werden könnten, so liebten sie die Arbeit, hätten Freude daran, Etwas zu lernen, Etwas recht zu machen; Freude, wenn ihnen Etwas gelinge, wachse, was sie gesäet, fett werde, was sie gefüttert; sie sagten nie, was frage ich danach? was geht das mich an? ich habe ja Nichts davon. Ja, sie hätten eine eigentliche Lust daran, etwas Ungewohntes zu verrichten, etwas Schweres zu unternehmen; dadurch wüchsen ihre Kräfte am besten, dadurch machten sie sich die besten Namen. So haben sie auch Freude an des Herrn Sache, seinen Pferden, seinen Kühen, seinem Korn, seinem Gras, als ob es ihnen gehöre. Woran man Freude hat, daran denkt man auch; wo man den Schatz hat, da hat man auch das Herz. Hat nun der Dienstbote seinen Dienst im Kopf, erfüllt ihn der Trieb, vor Gott und Menschen ein recht tüchtiger Mensch zu werden, so hat der Teufel wenig Gewalt über ihn, kann ihm nicht böse Sachen eingeben, an die er Tag und Nacht denkt, so daß er keinen Sinn für die Arbeit hat, und die ihn noch von einem Laster zum andern ziehen und innerlich und äußerlich verderben. Das hat der Pfarrer gesagt", sagte der Meister; „es ist mir, als ob es heute wäre, als er uns das sagte, und ich habe hundertmal gesehen, daß er Recht hatte. Nun habe ich gedacht, ich wollte es Dir sagen, es paßt gerade auf Dich. Und wenn Du da nur glauben wolltest, so

könntest Du einen von den bravsten Burschen abgeben, und es einst haben, wie Du nur wolltest".

Die Kuh rief um Hülfe; Uli blieb die Antwort schuldig, denn es gab jetzt Arbeit genug. Aber er glaubte seinem Herrn; nach einem Jahr war er aus den Schulden; im zweiten hatte er schon Überschuß, den er in die Sparkasse setzte, und hatte doch fortwährend vergnügt gelebt. Jährlich wuchs sein Vermögen; die Zinsen halfen mit, und sein Herr vergrößerte ihm freiwillig den Lohn bis auf das Doppelte. Wie Uli für den Herrn sorgte, sorgte dieser wieder für ihn, zeigte ihm alle Arbeiten und vertraute sie ihm an. Als nach mehreren Jahren sich Gelegenheit fand, verschaffte er ihm eine gute Verwalterstelle, deren Dienst Uli mit Treue versah. Reichlich 30 Jahr alt, hatte er reichlich 800 preuß. Thlr. in der Sparkasse stehen; aber noch einen größern Schatz, einen guten Namen, hatte er sich erworben. Er konnte jetzt den Hof pachten, den er bisher verwaltet hatte — denn sein alter Herr ward Bürge für ihn. (Nach Jer. Gotthelf, Schweiz.)

44. Der fromme Knecht.

Ein frommer Knecht zu dieser Frist
Ein Wundertier auf Erden ist.
Er fürchtet Gott und glaubet frei,
Daß er im Dienst des Höchsten sei,
Und von demselben auf der Erde
auch seinen Lohn empfangen werde.
Deshalb hat er vor Gott stets Scheu,
Ist seinem lieben Herrn getreu,
Und lebt, so lang er hier muß wallen,
Zum Nutzen ihm und Wohlgefallen.

Er thut die Arbeit oh'n Geheiß
Mit Ernst und einem solchen Fleiß,
Als ob die Sachen seines Herrn
in allen Punkten seine wär'n.
Zum Fleiße treibt an jedem Ort
er auch die andern Knechte fort
und giebt der Herrschaft gleich Bericht,
wo Schad' und Unrecht ihr geschieht.

Er saufet sich auch niemals voll,
bedenket seine Worte wohl;
man hört nie, daß er schilt und flucht,
Denn er hält stets auf Ehr, und Zucht.
Dazu ist er auch fein verschwiegen
Und mag die Herrschaft nie belügen.
Er nimmt vorlieb mit Speis' und Trank,
Empfängt den Lohn mit warmem Dank.

Ein solcher Knecht und frommer Held,
Der seine Arbeit wohl bestellt
Und auf den Herrn wohl Achtung giebt,
wird allenthalben sehr geliebt.
Ein jeder ist ihm wohlgeneigt,
Ihm Förd'rung, Gunst und Ehr' erzeigt
Mit Worten, Werken und mit Gaben,
So daß er nie darf Mangel haben.
(Barthol. Ringwaldt, † 1600.)

45. Die fromme Magd.

Die fromme Magd vom rechten Stand
Geht ihren Frauen fein zur Hand,
Hält Schüssel, Tisch und Teller weiß
Zu ihrem und der Frauen Preis.

Sie trägt und bringt nicht neue Mähr,
Geht still in ihrer Arbeit her,
Ist treu und eines keuschen Mut's
Und thut den Kindern alles Gut's,

Sie ist stets munter, hurtig, frisch,
vollbringet ihr Geschäfte risch,
Und hält der Frauen wohl zu gut,
Wenn Sie um Schaden reden thut.

Sie hat dazu fein die Geberd',
Hält alles sauber an dem Herd,
Verwahrt das Feuer und das Licht
Und schlummert in der Kirche nicht.
(Barthol. Ringwaldt, † 1600.)

46. Alte Bauernsitte.

Im alten deutschen Bauernhaus redete der Herr den Knecht mit „Du" an, der Knecht den Herrn mit „Ihr". Also ganz dieselbe Anrede wie zwischen Vater und Kind. Ja, es kam sogar häufig vor, und ist bei abgeschlossenen Bauernschaften noch immer nicht ganz verschwunden, daß das Gesinde seine Herrschaft mit „Vater" und „Mutter" anredet. Noch charakteristischer für die ehemalige Familienhaftigkeit des Gesindes ist ein alter Brauch, der sich auf schleswig'schen Bauerhöfen vereinzelt erhalten hat. Das Gesinde giebt nämlich nur denjenigen Familienmitgliedern die respektvolle Anrede mit „Ihr", welche im Alter ihm vorangehen; wer jünger ist, und wäre es der Dienstherr selbst, den nennt die Magd „Du". Das Gesinde betrachtet sich also geradezu als ein Glied der Familie. Dabei ist freilich vorausgesetzt, daß an ein willkürliches Wechseln des Dienstes gar nicht gedacht wird; das Gesinde weiß, daß es auf Lebenszeit Versorgung im Hause findet.

Bei manchen norddeutschen Bauernschaften zeigt sich der Begriff des Gesindes noch immer so innig mit der Familie verwachsen, daß reiche Bauersleute ihre Kinder auf ein paar Jahre zum Dienst auf andere Höfe, wie auf eine hohe Schule der Häuslichkeit, schicken. Die Kinder sollen einmal sehen, wie es draußen zugeht, und wer später recht befehlen will, der muß auch vorher recht gedient haben. Es sind aber gerade keine in der Feudalzeit geknechtete und verdorbene, sondern uralt freie Bauernschaften, bei denen sich eine so freie und edle Auffassung des Gesindes praktisch erhalten hat.

Die Familienhaftigkeit des deutschen Gesindes, das Zusammenleben zu einem „ganzen Haus" wird besonders gerühmt in der Zeit unsers unverdorbenen ältesten Volkstums. Als dagegen die Deutschen durch die grausamen Kriege mit den Römern und die trüben Gährungen der Völkerwanderung roher wurden, grausamer, üppig, beutegierig, da verblaßte auch die Idee des ganzen Hauses. Das menschlich so viel unwürdigere römische Verhältnis des Herrn zum Knecht dringt nun auch in das deutsche Haus, und die ganze Rohheit und Barbarei in den Strafgesetzen und dem Untersuchungsverfahren der späteren Jahrhunderte entwickelt sich zuerst gegen das Gesinde. Und dennoch ist nachgehends der Kern des deutschen Hauses wieder gerettet worden und ging aus dem Schutt und der Verwilderung der Völkerwanderung wieder rein hervor. So unzerstörbar war die deutsche Idee der Familie, die als eine neue, zündende in die Welt getreten ist und uns stark gemacht hat, die antike Welt zu überwinden, das Christentum in uns aufzunehmen, und so die große neue Kulturepoche des deutsch-christlichen Mittelalters aufzubauen. (Prof. W. H. Riehl-München.)

* 6. Mai 1823.

---

47. Claas Preester.

Wer war das? fragst Du, mein lieber Leser. Freilich keine berühmte historische Person, nur ein alter vieljähriger Dienstknecht in einem Pastorate war unter diesem Namen im nächsten Umkreise Alten und Jungen wohlbekannt; aber er war ein Mann merkwürdig in seiner Art, und darum möchte ich ihm ein kleines Denkmal setzen auf diese Weise. Er hat niemanden hinterlassen, der ihm ein Denkmal setzen wird auf sein Grab, und nichts hinterlassen, wofür ein solches könnte gesetzt werden. Er ist begraben auf dem Geltinger Kirchhof unter vielen anderen, auf deren Grabhügeln auch nur Gras steht, nachdem ich über ihn (es war am 14. März 1844) eine

Leichenrede gehalten, nicht über die Worte, die Viele ihm hatten zugedacht als Leichentext, Matth. 25, v. 21, sondern über die von ihm selber dazu erwählten Worte, Sirach 40, v. 1 und 2: „Es ist ein elend jämmerlich Ding um aller Menschen Leben, vom Mutterleibe an, bis sie in die Erde begraben werden, die unser aller Mutter ist; da ist immer Sorge, Furcht, Hoffnung und zuletzt der Tod." — „Un denn schall de Herr darbi seggen, anners har de ohle Claas dat nich funnen hier up disse Welt," pflegte er regelmäßig hinzuzusetzen, wenn er, wie er oft that, von seinem Tod und Begräbnis sprach. Da wird man nun denken, er habe es wohl recht schlimm gehabt hier auf Erden, weil er gerade diesen Text gewählt. O nein, er war keiner von den Unglücklichen; aber das Unbefriedigende, das Nichtige und Unvollkommene dieses Lebens fühlte er tiefer, als die meisten seines Standes. Wenn er — und das war seine Beschäftigung in den letzten Jahren — im Garten arbeitete und das Unkraut vertilgte, das doch immer wieder von neuem wächst, dann pflegte er oft zu sagen: „Die Erde ist Stiefmutter für das Gute, aber rechte Mutter für das Unkraut." Und wie Sorge, Furcht und Hoffnung das menschliche Herz beunruhigen, das hatte er an sich selber erfahren, und ich denke, er hat das eben aussprechen wollen durch die Wahl seines Leichentextes. Er war, wie schon gesagt, Knecht im Pastorate, (daher nannte man ihn Claas Preester; — daß sein rechter Name Claus Heinrich Petersen war, haben wenige gewußt —); und beinahe fünfzig Jahr hat er im Pastorate gedient, bei vier Predigern nach einander. Das ist doch wohl eine Seltenheit! Da hatte er denn für sich selbst keine großen Sorgen, auch nichts Sonderliches zu hoffen oder zu fürchten, denn daß er könnte vom Pastorat verstoßen werden, war ihm eigentlich nicht recht denkbar, zumal da er als geborner Leibeigner von der Vorstellung sich nicht losmachen konnte, er gehöre gleichsam zu dieser Erdscholle, müsse da leben und sterben. Aber eben so sehr kam es ihm vor, als ruhe auf ihm nun auch alle Sorge für das Pastorat und die damit verbundene Wirschaft, wie er denn von den Nachbarn auch gleichsam als Bauer auf der Pastorathuse angesehen wurde. Mit wohl zu großer Ängstlichkeit wachte er, daß kein Schade und Nachteil eintrete, jeder Witterungswechsel machte ihm Unruhe. Bei Nacht stand er auf und wanderte umher, wenn ihm einfiel, es könne irgend nötig sein, daß er nachsähe, ob auch alles in Ordnung sei. Es war seine Treue, die ihn nie zur Ruhe kommen ließ. Obgleich er fast immer über etwas zu schelten hatte, was ihm nicht recht nach seinem Sinn war, wußte man doch, daß er es eben damit auf's Beste meine, und nahm es ihm nicht übel auf, wenn er tadelte und ungehalten war. Selbst die Amtsverwaltung zog er in den Kreis seiner Gedanken und Sorgen. Wenn ein Todesfall aus der Gemeinde angezeigt war, kam er gewöhnlich am nächsten Morgen mit der Frage; „Nun Herr, welchen Text sollen wir nehmen für diese Leiche?" Da hatte er schon in der Nacht (denn er lag häufig schlaflos) darüber nachgesonnen und manchmal einen recht passenden gefunden. Oder es kam die Frage: „Was sollen wir mit der Epistel des künftigen Sonntags

machen? Das ist ein schweres Stück." Er war sehr bibelfest und oft machte er überraschende Anwendungen von einzelnen Bibelstellen. So war dadurch der Prediger, der ihn zuerst in Dienst nahm — es wird um's Jahr 1795 gewesen sein — auf ihn aufmerksam geworden. Zu diesem kam er im Auftrage seines damals auf dem Sterbebette liegenden Großvaters, der das Abendmahl verlangte. „Mein Sohn, hast Du einen Wagen mit," fragte der Prediger. — „Nein, Herr Pastor, wir sind nur Käthner und können kein Fuhrwerk bekommen." — „Kann wohl sein, aber zu Amtsverrichtungen muß man mich holen; bringe mir einen Wagen, dann werde ich gleich bereit sein." — Was antwortet Claas? „Herr Pastor mir fällt etwas ein, was ich von Ihnen gehört habe, als ich konfirmiert wurde. Unser Herr Christus sagte zu seinen Aposteln: Gehet hin in alle Welt; mir kommt nicht vor, daß er gesagt hat: Fahret hin." — „Nu, nu, mein Sohn," sagte der alte Pastor Kiesbye, „grüß' nur Deinen Großvater, ich will schon kommen; ich habe allenfalls selbst Fuhrwerk." Dem Pastor aber hatte die Antwort gefallen, und er nahm Claas in Dienst. — Sein dritter Herr zog von hier weg und wollte den treuen Knecht nach seinem neuen Wohnort mitnehmen und versprach ihm lebenslängliche Versorgung; aber nein, das konnte Claas nicht über sein Herz bringen, vom Platze zu weichen. Er hütete das Pastorathaus während der Vakanz. Als ich erwählt war, ward er mir empfohlen als ein treuer Diener; ich wollte ihn denn in Dienst nehmen, da gab es aber erst ein merkwürdiges Gespräch. „Will er bei mir bleiben, Claas?" — „Nein," awortete er ganz barsch. — „Nun, warum denn nicht?" — „Herr, ich mag mich nicht für etwas ausgeben, was ich nicht leisten kann; zum Bauknecht bin ich zu alt, ich bin nun 65 Jahr." — „Das ist auch die Meinung nicht, daß er Bauknecht sein sollte; ich habe einen raschen jungen Knecht angenommen, aber ich wollte, daß er die Aufsicht führte, so und so." Nun dazu war er willig; das Wegziehen wäre ihm auch gewiß das Allerhärteste gewesen. „Was soll ich ihm denn geben?" — „Geben, geben, ja da kommen wir her," zürnte er, „das wird mir eine schöne Haushaltung werden, wenn wir mit der Frage anfangen wollen, was soll ich geben? Dabei wird der Herr nimmer auf einen grünen Zweig kommen. Nein, erst gesehen, ob ich die Kost wert bin. Kann ich mehr als meine Kost verdienen, so ist es Zeit von Lohn zn sprechen." — Mit dem Lohn kamen wir denn später auch zurecht. So war der Alte bis an sein Ende. Es gab oft scharfe Beurtheilungen, auch über die Predigten; denn er war ein fleißiger und aufmerksamer Zuhörer. Wenn er Sonntag mittags auf dem Feuerherd saß und darauf wartete, daß ich kommen würde die Pfeife anzuzünden, dann hatte er eine Kritik in Bereitschaft. Die bestand oft aus wenigen Worten, die er vor sich hin sprach; aber es war wohl aus solchen Bemerkungen etwas zu lernen. Da hieß es z. B. einmal: „Ich bin all' mein Lebtag ein Freund von Salz und Pfeffer gewesen; die Meisten mögen freilich lieber Syrup." Gewöhnlich waren es Gleichnisse oder Sprüchwörter, in die er sein Urteil einkleidete; wenn man seine Weise kannte, wußte man, was er sagen

wollte. Wenn die Dienstleute ihre Erntegrütze bekamen, dann hielt er wohl selbst eine Art Predigt, ehe er auf das Wohl der Herrschaften trank, und seine Reden ließen sich sehr gut hören. Sein Text war mehrmals der Spruch: Gott ist die Liebe; und dann führte er den Satz aus, je nachdem das Jahr gewesen war. Überhaupt hatte er einen sehr guten Verstand, hatte viel gelesen und eine große Menge von Kenntnissen eingesammelt. Eine Lust war es ihm, wenn fremde Prediger oder Gelehrte zum Besuch kamen; da suchte er, wenn sie den Garten besahen, ein Gespräch anzuknüpfen, kam oft auf ganz besondere Fragen, z. B. über die seufzende Kreatur Röm. 8, v. 19 ff. und über den Fluch, der 1. Mos. 3, v. 17 u. 18 über den Erdboden ausgesprochen ist. Wenn man sich dann wunderte, woher er doch so viele Kenntnisse erlangt — auch in Geschichte, Geographie, Politik war er bewandert als vieljähriger Zeitungsleser — so pflegte er zu antworten: „Ich bin ja so lange Preesterknecht, und es ist mir gegangen wie den Hündlein im Evangelio, die da essen von den Brosamen, die von der Herren Tische fallen." Schreiben und Rechnen hatte er nicht gelernt; das war in seiner Jugend den Leibeigenen verboten. Sonst war er ein großer Verteidiger der Leibeigenschaft. Freiheit verständen die Menschen nicht zu gebrauchen, meinte er; und die Welt sei schlechter geworden, seitdem die Leute frei geworden.

Von seinem 12. Jahre an war er zu Hofe gegangen und hatte in seinem Leben schwer gearbeitet; zuletzt konnte er nichts mehr thun, und erhielt gleichsam das Gnadenbrod; aber sein Geist war noch immer rege, und die Sorge für die Wirtschaft gab er nicht auf, die ließ ihn kaum schlafen. Am letzten Abend wünschte ich ihm um 11 Uhr gute Ruhe, als ich ihn verließ, und veranstaltet hatte, daß bei ihm gewacht werden sollte, da sein Zustand bedenklich erschien. „Ich komme nicht zur Ruhe, ehe die ewige Ruhe kommt", war sein letztes Wort zu mir, und um 2 Uhr war er zu seiner Ruhe eingegangen. Er ward über 78 Jahr alt. Auf seinem Haupte war kein graues Haar, sondern im Sarge lag noch die kleine zusammengefallene Gestalt mit schönen bräunlichen Locken und lächelnder Miene. — Solche eigentümliche Menschen werden immer seltener. Die Bildung unserer Zeit giebt Allen einen mehr gleichförmigen Anstrich, glättet wohl manches Schroffe, aber läßt auch weniger solche Gediegenheit sich entwickeln, als bei denen sich fand, die auf ihre eigne Weise sich durchgebildet hatten und dabei ein treues Herz bewahrten unter unscheinbarer Hülle.

(Pastor Dr. H. N. A. Jensen.)
* Flensburg 24. April 1802, † 7. Mai 1850.

48. Die alte Waschfrau.

Du siehst geschäftig bei den Linnen die Alte dort im weißen Haar,
Die rüstigste der Wäscherinnen im sechsundsiebenzigsten Jahr.
So hat sie stets mit saurem Schweiß ihr Brod in Ehr' und Zucht gegessen,
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

Sie hat in ihren jungen Tagen geliebt, gehofft und sich vermählt;
Sie hat des Weibes Los getragen, die Sorgen haben nicht gefehlt;
Sie hat den kranken Mann gepflegt; sie hat drei Kinder ihm geboren;
Sie hat ihn in das Grab gelegt und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

Da galt's, die Kinder zu ernähren; sie griff es an mit heiterm Mut;
Sie zog sie auf in Zucht und Ehren, der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut,
Zu suchen ihren Unterhalt, entließ sie segnend ihre Lieben,
So stand sie nun allein und alt, ihr heit'rer Mut war ihr geblieben.

Sie hat gespart und hat gesonnen und Flachs gekauft und nachts gewacht,
Den Flachs zu feinem Garn gesponnen, das Garn dem Weber hingebracht;
Der hat's gewebt zu Leinewand; die Schere brauchte sie, die Nadel
Und nähte sich mit eigner Hand ihr Sterbehemde sonder Tadel.

Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es, verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz:
Es ist ihr Erstes und ihr Letztes, ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort am Sonntag früh sich einzuprägen,
Dann legt sie's wohlgefällig fort, bis sie darin zur Ruh sie legen.

Und ich, an meinem Abend, wollte, ich hätte diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte in meinen Grenzen und Bereich;
Ich wollt', ich hätte so gewutzt am Kelch des Lebens mich zu laben
Und könnt' am Ende gleiche Lust an meinem Sterbehemde haben.

(Adalb. v. Chamisso.)
† Berlin 1838.

49. „Herr" Michel der Knecht.

Michel ward des alten Pächter Mertens Knecht;
Doch nach wenig Wochen fand er nichts mehr recht;
Kuchen mager, Butter alt,
Bette hart und Stube kalt.

Wenn die Erbsenschüssel auf dem Tisch erschien,
Tunk't er seinen Löffel umgewendet d'rin;
Und dann sprach er spöttiglich:
„Klebst du d'ran, so ess' ich dich!"

Bald des Dienen's müde, sann er hoch umher,
Nahm ein Weib und dachte: Ha, nun bin ich Herr!
Doch so mancher Jugendtraum
Ist gar oft nur bunter Schaum.

Ach das eigne Tischchen deckt sich nicht so leicht,
Wie's am fremden Herde manchem Michel deucht;
Auch der uns're fand um's Jahr
Diesen Spruch nur gar zu wahr.

Sehnte sich mit Schmerzen, aber ach! zu spät
Nach der Erbsenschüssel und dem harten Bett!
Immer größer ward die Not
Und die Sorg' um's trock'ne Brot.

Nun zum alten Wirte tritt er flehend ein,
Einen halben Scheffel Erbsen ihm zu leih'n.
Jener schweigt und führet ihn
Nach der Vorratkammer hin.

Hier am Erbsenhaufen stehn sie still und stumm,
Merten, vor dem Scheffel, kehrt die Schaufel um,
Stößt sie ein und spricht für sich:
„Klebst du d'ran, so meff' ich dich!"

Michel weint. — Der Alte sieht's und spricht mit Ernst:
„Wohl dir, wenn du weinen und dich bessern lernst!
Nimm die Erbsen zum Geschenk
Und sei meiner eingedenk!" —

Dächten alle jungen Brüder Michels doch
An den Erbsenhaufen und den Doppelspruch:
Klebst du d'ran, so eff' ich dich!
Klebst du d'ran, so meff' ich dich!

---

50. Ein Kleier.

Ein Kleier ist ein Mensch, der, wie jeder andere, einen doppelten Beruf hat. Der erste ist sein christlicher, ein so hoher, daß Könige und Fürsten keinen höheren haben; er hat ihn empfangen in der Taufe und soll schaffen, daß er selig werde mit Furcht und Zittern. Der andere, irdische, aber besteht darin, daß er die Gräben zwischen den Feldern, wenn sie sich mit Schlamm und Schmutz gefüllt, wieder reinigt und vertieft, oder auch wohl neue zieht, wo bisher keine waren. Den größten Teil des Jahres sieht man ihn, Tag aus, Tag ein, bei dieser Arbeit im Felde stehen. Wind und Wetter, Regen und Sonnenschein muß er dabei Trotz bieten; er muß täglich im Wasser und Schlamm stehen und die schwere Schlammerde aus den oft tiefen Gräben in die Höhe werfen. Die ersten Lerchen im Frühjahr finden ihn meistens schon draußen, und wenn der erste Frost kommt, ist er noch da, er weicht erst, wenn die Erde so hart gefroren ist, daß er nichts mehr schaffen kann. Sein Beruf ist schwer. Wenn er ihm aber treu und fleißig nachgeht, so ist er der größeren Ehre wert, als Tausende, die in der Welt nichts weiter zu thun wissen, als ihres Bauches zu pflegen und die Tage, welche Gott ihnen schenkt, mit Nichtsthun hinzubringen. Wer aber einen solchen Kleier genau kennen lernen will, der muß in die Marschdörfer gehen, wo es mehr Gräben giebt, als auf der Geest Hecken und Zäune, und wo er darum so recht sein Arbeitsfeld findet. Will man ihn aber daheim aufsuchen, so muß man in diejenigen Marschdörfer gehen, wo sich noch Wohnungen für kleine Leute finden, oder in benachbarte Geestdörfer.

Der Kleier, von dem hier erzählt werden soll, arbeitete gewöhnlich für sich allein, nur wenn's nötig war, mit andern zusammen; wenn's aber nichts zu kleien gab, nahm er auch mit gewöhnlicher Taglöhnerarbeit vorlieb. Am liebsten jedoch stand er im Kleigraben, schon um deswillen, weil er dabei den besten Verdienst hatte. Sein Anzug bei der Arbeit ist natürlich kein sehr zierlicher, und die sogenannten Kleidermenschen, welche es mit dem Sprichwort halten: „Kleider machen Leute!" werden ihn daher kaum über die Achsel ansehen. Aber was thuts denn? Dabei bleibt er, was er ist, und wenn unter seiner groben Kleidung nur ein Herz steckt, welches auf die rechte innere Sauberkeit und Reinheit hält, so darf er sich darum nicht grämen. Ob das aber der Fall ist, merkt man am besten, wenn man darauf achtet, wie der Kleier am Sonntage einhergeht. Kann er sich dann nicht aus den Werktagskleidern herausfinden, so stehts bedenklich; gerade so bedenklich, als wenn ein Anderer immer in seinem Sonntagsrock geht, weil er an der Arbeit des Werktages keinen Gefallen findet. Unserem Kleier begegnete weder das Eine noch das Andere. Er freute sich auf den Sonntag, wie ein Kind auf die Weihnacht. Am Sonntag Morgen schlief er einige Stunden länger, als sonst; das war schon ein Genuß für ihn, da er an anderen Tagen immer früh auf die Arbeit gehen mußte. Dann legte er seine reinen netten Sonntagskleider an. Die Arbeitskleider wurden von seiner Frau gesäubert und nachgesehen. — Wenn er danach noch dies und das in seiner kleinen Wirtschaft besorgt hatte, wozu es während der Woche an Zeit gefehlt, so war's schon Zeit geworden, in die Kirche zu gehen. In der Kirche fehlte er selten. Wind und Wetter hielten ihn nicht zurück, daran war er gewöhnt. Und die Arbeit? Nun, er arbeitete im Verding, war also sein eigener Herr, und ob er viel oder wenig beschafft, war sein eigener Vorteil oder Schade. Die Sonntagsruhe und der Sonntagsrock, der Gang zur Kirche, der Verkehr mit seiner Familie, — das alles zog ihn zu mächtig, er hätte es am Sonntage im Kleigraben nicht ausgehalten. „Was der Sonntag erwirbt, schon vor'm Montag verdirbt", und „ein Sonntag ohne Kirche ist kein rechter Sonntag", waren so seine Sprache. Wenn er dann am Sonntage, mit seinem Gesangbuche unterm Arm, dem Kirchdorfe zupilgerte, so traf er unterwegs seine alten Freunde, machte auch wohl einmal eine neue Bekanntschaft, hörte was hie und da passiert sei und was dieser oder jener mache und hatte schon auf dem Kirchwege manchen Genuß.

In der Kirche sang und betete er andächtig mit, hörte auch, wofür zu bitten und zu danken sei, und wer abgekündigt wurde. Und wenn er auch nicht die ganze Predigt zu behalten vermochte, so fielen ihm doch immer einige Samenkörner in's Herz, welche er mitnahm und während der Woche weiter bewegte. Kam er dann wieder nach Hause, so war das Mittag fertig, und nach der Mahlzeit erquickte er sich an einem tüchtigen Mittagsschlaf. Darnach gab's Kaffee, der noch besser schmeckte, weil er nur Sonntag's getrunken wurde. Sprach dann noch ein guter Bekannter bei ihm vor, um ein Stündchen zu plaudern, oder hatte er selbst einen Gang zu diesem oder

jenem gemacht, so war schon wieder der Abend da, und er ging zeitig zur Ruhe, weil die neue Woche mit ihrer schweren Arbeit seiner wieder wartete. Der Sonntag aber hatte ihm neue Kraft und fröhlichen Mut gegeben, sein Werk anzugreifen. So verging ohne viel Wechsel und Wandel eine Woche um die andere, und ein Jahr nach dem andern, und er war schon ziemlich weit in die Sechszig hineingerückt. Seine Frau war mittlerweile heimgegangen. Seine Kinder, deren Gott ihm eine ganze Reihe gegeben hatte, waren herangewachsen. Zwei von ihnen hatten sich schon verheiratet, die übrigen dienten als Knechte und Mägde. So stand er wieder allein; aber er war und blieb ein Kleier. Als seine alten steifen Glieder im tiefen Kleigraben nicht recht mehr ihre Dienste thun wollten, da dachte er wohl auch zuweilen daran, daß er sich etwas mehr Ruhe gönnen und zu Hause bleiben könne, wenn er sich einmal nicht recht wohl fühle. Aber dies ging nicht. „Mit Ehren durch die Welt und mit Ehren aus der Welt!" das war sein Wahlspruch und dazu, meinte er, gehöre ganz vornehmlich, daß er nicht an die Armenkasse komme. In seinen jüngern Jahren hatte er oft gedacht, er wolle fleißig arbeiten und sparsam leben, um sein Schäfchen bei Zeiten in's Trockne zu bringen; es werde ihm schon gelingen, für die alten Tage einen Not- und Zehrpfennig zurückzulegen. Aber das war dann nur ein schöner Traum gewesen. An Krankheiten hatte es nicht gefehlt, und die kosten Geld; als die Kinder heirateten gab er nach Kräften, und endlich bei der Krankheit und dem Tode seiner Frau war der Rest darauf gegangen. So hatte er nicht's mehr als er verdiente; und da es mit der Arbeit auch nicht mehr wollte wie in früheren Jahren, so verdiente er nicht mehr, als er brauchte. Gott hat es so gewollt, und er fügte sich ohne Murren darin. Wenn er nur gesund bliebe, sagte er oft, so wolle er Gott danken und mit seiner Hülfe sich schon die Armut von der Thür halten; er wolle nur nicht gerne zuletzt noch von der Armenkasse begraben werden. Und an die Kasse war er gewiesen, wenn eine längere Krankheit oder Altersschwäche seiner wartete; das lag ihm schwer auf dem Herzen.

Aber der treue Gott hatte es anders beschlossen. Als er einst im Herbst abends von der Arbeit zu Hause kam, fühlte er sich sehr unwohl und mußte sich gleich zu Bette legen. Am andern Tage war es noch schlimmer; der Doktor wurde gerufen, und er machte ein bedenkliches Gesicht. Seine Krankheit zog sich in die Länge; da er aber alt war, und seine Kraft dahin, so verhehlte der Arzt ihm nicht, daß wenig Aussicht auf Genesung vorhanden sei. Der Kranke hörte das freilich ungern, und manche Nachbarn und Freunde wollten es dem Doktor verdenken, daß er ihn nicht lieber mit Hoffnungen hinhalte. Es war aber unserm Kleier doch ein Liebesdienst erwiesen; denn nun mußte er ernstlich daran denken, daß es mit ihm zu Ende gehe. Da hatte er noch Zeit, sich auf den Abschied zu bereiten und Trost zu suchen wider die Schrecken des Todes, und das that er redlich. Er betete selbst viel, und ließ sich von den guten Leuten, bei denen er in Kost war, vorlesen, und den Prediger ließ er bitten, ihm auf

dem Krankenbette das heilige Abendmahl zu reichen, da er es in diesem Herbst nicht in der Kirche genießen könne. So war er zum Abschied bereit und ruhig. Als der Prediger nach einigen Tagen wieder kam, fand er ihn viel schwächer, aber auch unruhig; es schien dem Kranken etwas auf dem Herzen zu liegen, was ihm den Abschied schwer mache. Was konnte das sein? Reichtum und Wohlleben oder andere irdische Güter, welche manche arme Seele wie mit ehernen Ketten an diese Welt binden, hielten ihn nicht Sorgen um den Bedarf seiner letzten Tage und um ein anständiges Begräbnis konnten es auch nicht sein; denn dazu reichte es aus, was er den letzten Sommer verdient und sich am Munde abgespart hatte. Als aber der Prediger nach wenigen Tagen wieder kam, schloß der Kranke ihm sein Herz auf. Er hatte vor längerer Zeit mit einem andern aus der Gemeinde, der noch dazu sein nächster Verwandter sei, einen Streit gehabt. Der habe ihm sehr wehe gethan, sagte er, das könne er ihm nicht vergessen. Seitdem habe er ihn gemieden und kein Wort wieder mit ihm gesprochen. Alle Verwandte und Freunde hätten ihn in seiner Krankheit besucht, nur dieser nicht. Er müsse immer daran denken, auch wenn er nicht wolle, er könne oft nicht davor einschlafen, mitunter sogar kein Vaterunser beten. Er erzählte dann dem Prediger umständlich die Veranlassung des Streites, bei welchem, wie das ja meistens der Fall ist, die Schuld wohl auf beiden Seiten lag. Nichts frißt sich tiefer in die Seele hinein, als ein geheimer Groll. Er drängt sich in den Mittelpunkt des Herzens und zieht alles in sein Bereich; er ist wie ein Nebel, vor dem man die Sonne nicht sehen kann, daß bald kein Licht mehr von oben in die Seele fällt. Wenn's lange währt, so sieht das Herz zuletzt die ganze Welt durch die Brille seines Groll's und seiner Bitterkeit und fängt an, mit Allen und Jedem zu hadern, weil es in Allen Widersacher sieht. So weit war's nun freilich mit unserm Kranken nicht gekommen; aber der Friede seines Herzens war ihm doch gestört. Der Prediger sprach ihm nun ernstlich zu, er möge sich mit seinem Widersacher versöhnen, dieweil er noch mit ihm auf dem Wege sei; sein Weg gehe bald zu Ende, und wenn er mit unversöhntem Herzen scheide, so könne er sich der Versöhnung in Christo nicht getrösten. Der Kranke meinte nun freilich zuerst, im Herzen habe er dem andern vergeben; als aber der Prediger ihm vorhält, wie leicht er sich täuschen könne, und daß es nötig sei, seinem Gegner auch die Hand zum Frieden zu bieten, da war er auch dazu willig. Es wurde verabredet, daß ein Nachbar zu dem Verwandten gehen und ihn von dem Kranken freundlich bitten solle, er möge zu ihm kommen, da er ihn vor seinem Ende gern noch einmal sehen wolle. Am andern Tage kam er, aber nicht mehr als Widersacher, sondern mit einem weichen Herzen und mit Thränen im Auge. Ach, wie oft geht es so! Man traut dem Gegner zu, er habe ein Herz, kalt und hart, wie Eis, das nicht zu brechen sei, und siehe, wenn nur der Hauch eines freundlichen Wortes es berührt, so bricht es schon. Er habe sich schon lange mit der Sache gequält, sagte der andere, es sei ihm nur zu schwer gewesen, den ersten Schritt zu thun. Da gelobten sie sich denn,

daß Alles vergeben und vergessen sein solle und trennten sich unter Thränen. Die letzte Last, welche noch die Seele des Kranken beschwert hatte, war abgenommen. Er war nun bereit zum Abschied, und wenige Stunden nur, da war er sanft entschlafen.

(Nach dem „Sonntagsboten" in Itzehoe.)

---

51. Schäfer's Klage.

Da droben auf jenem Berge,
Da steh' ich tausend mal,
An meinem Stabe gebogen
Und schaue herab in das Thal.

Dann folg' ich der weidenden Herde,
Mein Hündchen bewahret mir sie.
Ich bin herunter gekommen,
Und weiß doch selber nicht wie.

Da stehet von schönen Blumen
Die ganze Wiese so voll,
Ich breche sie, ohne zu wissen,
Wem ich sie geben soll.

Und Regen und Sturm und Gewitter
Vergaß ich unter dem Baum.
Die Thüre dort bleibet verschlossen:
Doch Alles ist leider ein Traum.

Es stehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!
Sie aber ist weggezogen,
Und weit in das Land hinaus;

Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht auch über den See.
Vorüber, ihr Schafe, vorüber!
Dem Schäfer ist gar so weh. (Goethe.)

* 28. August 1749, † 22. März 1832.

---

52. Die Beköstigung der Arbeiter in den Holsteinischen Elbmarschen.

Daß die Bewohner der norddeutschen Marschen sich durchgehends sehr intensiv ernähren, ist nicht allein Thatsache, sondern auch ziemlich weit bekannt. Es trifft jedoch nicht zu, daß, wie man gewöhnlich annimmt, die Leute infolgedessen dort auch ungewöhnlich größer, stärker und korpulenter seien, als in anderen wohlhabenden Distrikten. Korpulente Personen sind im Gegenteil in den Holsteinischen Elbmarschen heutzutage sogar sehr selten. Möglich, daß dieses früher meist der Fall war, wo die Klasse der Grundbesitzer sowohl der Körper- als auch der Gemütsruhe mehr pflegten, als unsere Zeit dieses gestattet.

Nachdem die Morgenarbeitsperiode um sieben Uhr beendet ist, werden in Buttermilch dick gekochte Gerstengraupen mit heißer Milch verabreicht. Als zweiter Gang folgt durchgehends geräuchertes Rindfleisch, was von den Leuten, abgesehen von einem Stückchen Roggenschwarzbrot, ohne weitere Beigabe verzehrt wird. Das Fleisch ist der Hauptbestandteil der Mahlzeit, und ißt ein Mann durchgängig ein halbes Pfund zur Zeit. Nach dem Fleisch wird ein Butterbrot gegessen und den Schluß der Mahlzeit bilden wieder Graupen mit Milch. An Stelle des Rauchfleisches tritt vereinzelt, wenn im Herbst geschlachtet wurde, sogenanntes Kopffleisch (Sülze) oder gebratene Fleischreste mit eben solchen Kartoffeln. Ebenso werden die Gerstengraupen selten durch Brei aus Weizenmehl und süßer Milch vertreten.

Noch seltener treten an die Stelle des Fleisches und des erstenmals Graupen, Pferdebohnen mit Speck, was die Leute jedoch, wenn es öfter vorkommen sollte, nicht lieben. Mit dieser Mahlzeit und dem, was damit zusammenhängt, (Waschen 2c.) vergeht etwa die Zeit von dreiviertel Stunden, während die Leute nicht bei der Arbeit sind, wenn diese sich in der Nähe findet, Die Pferde werden eine volle Stunde gefüttert. Ein zweites Frühstück giebt es nicht.

Der Bestand des Mittagessens ist insofern auf verschiedenen Höfen verschieden, als auf einigen stets, auf andereu nur drei bis vier mal in der Woche Fleisch zu verabreichen üblich ist. Als Sonntagsmahlzeit ist Gemüse, das der Jahreszeit nach wechselt, mit Speck, feststehend. Das Gemüse besteht im Herbst aus Weißkohl, nach Neujahr tritt an dessen Stelle Grünkohl (Braunkohl), im Vorfrühjahr eingemachte Schnittbohnen, bis in den Vorsommer hinein Sauerkohl. Diesem folgt als erstes junges Gemüse sogenannter Rapskohl, und mit Erbsen und grünen Sau- und jungen Schnittbohnen wird der Jahresturnus beschlossen. An dieser Sonntagsmittagsmahlzeit nimmt also nur das unverheiratete Gesinde teil, während die Verheirateten in ihrer Familie essen. An Wochentagen wird mittags ein Gemüse verabreicht. Der Wochenküchenzettel für das Mittagsmahl ist etwa folgender: Montags: mit Fett locker mit den Händen gebackene Weizenklöße mit Fruchtsaucen oder -Suppen, Dienstags: frische Fleischsuppe nebst mit Butter gebackenen Weizen- oder Kartoffelklößen, Mittwochs: nach Art der gewöhnlichen Weizenklöße zubereiteten Serviettenkloß, wozu Fruchtsauce, stets warmes Rauchfleisch mit Kartoffeln und Butter, Donnerstags: Pfannkuchen (Eierkuchen) aus Weizenmehl mit Fruchtsauce, Freitag: Schwarzsauer und Sonnabends endlich: mit Butter gebackene Weizenklöße in gekochter süßer Milch. Nach diesen Hauptgerichten folgt als zweites ein Butterbrod und als Schluß süße Milch mit Quark oder Weizenbrodkrume oder Brei von Buttermilch und Weizenmehl. Wo hiernach mittags das Fleisch fehlt, wird es, wie erwähnt, auf manchen Höfen zu der Mehlspeise als kaltes Rauchfleisch verabreicht. Die Mittagsmahlzeit nimmt etwas weniger Zeit in Anspruch, als die Frühkost. Die Pferde werden wieder eine volle Stunde gefüttert. Die Zeit der Mittagsruhe der Leute dauert also länger, da diese eine volle Stunde auf dem Stroh liegen. Nach der Mittagspause wird zur Vertreibung des Schlafes eine Kumme Kaffe gereicht.

Zur Vesper wird wieder zu Tisch gegangen. Es wird zuerst Butterbrod gegessen, das in der Ernte zu einem Teil aus Weizenfeinbrod besteht. Darauf Milch mit Quark oder Weizenbrodkrumen. Pferdefütterungszeit wieder eine Stunde.

Das Abendessen besteht aus dem Gemüse nebst Speck, das am Mittag des vorhergehenden Sonntags das Mahl bildete. Auch vom Speck konsumiert ein Arbeiter zur Zeit etwa ein halbes Pfund. Es wird am Sonntagvormittag soviel Gemüse und Speck gekocht, daß es für die Abende der Woche ausreicht, dann also nur gewärmt zu werden braucht. Ausgenommen sind hiervon natürlich die frischen Gemüse im Sommer, die öfter gekocht

werden müssen. Ebenso werden die Gerstengraupen gewöhnlich am Sonnabendnachmittag für die ganze Woche gekocht. Am Abend des Sonnabend wird daher gewöhnlich kein Gemüse gegessen, sondern die frisch gekochten Graupen mit kalter Milch und Fleisch wie es morgens üblich ist. Ebenso treten auch am Sonntagabend, wo die verheirateten Arbeiter wieder zu Tische sind, an Stelle des Gemüses Graupen und Fleisch. Das für die Woche nötige Rauchfleisch wird an dem Tage gekocht, wo mittags Serviettenkloß gegessen wird.

Dieser Wochenküchenzettel mag vielleicht auf den ersten Blick etwas einförmig aussehen. Die verschiedenen Früchte gestatten jedoch im Laufe des Sommers frisch und im Winter getrocknet, eingemacht oder als Saft eine sehr große Vielseitigkeit, deren Möglichkeit freilich von vielen Hausfrauen lange nicht genug ausgenutzt wird. Dazu kommt noch die Abwechselung, die im Herbste durch das Einschlachten entsteht. Dann tritt besonders an Stelle des Specks, die dort so sehr geschätzte, anderswo verrufene Grützwurst. Auf einem Hofe im Werte von 120 000 Mk. werden jährlich etwa 800 kg Ochsen- und 500 kg Schweinefleisch eingeschlachtet. — Auch bildet als Mittagsmahl gewöhnlicher Mehlpudding, jedesmal wenn Brot ꝛc. gebacken wird, eine Unterbrechung der gewöhnlichen Folge der Gerichte. Im Sommer ist auch seimig gekochte süße Buttermilch mit Klößen ein beliebtes Mittagessen. In der Frühkost könnte man jedoch das ewige Einerlei der Gerstengraupen durch Gerstengrütze, Buchweizengrütze oder Reis sehr zweckmäßig unterbrechen. Es ist jedoch ungemein schwer, die wohlthätige Wirkung dieses Wechsels auf den Appetit den Hausfrauen begreiflich zu machen. Sie bleiben lieber bei ihrer bisherigen Gewohnheit, was übrigens anderswo genau so ist: im übrigen Schleswig-Holstein und im nördlichen Hannover ißt man morgens ununterbrochen Buchweizengrütze, an andern Orten Brei. An Stelle der Fruchtsaucen zu den Mehlspeisen Syrup- oder Essigsauce oder gar nur Streuzucker zu geben, wie es der Einfachheit wegen in einigen Haushaltungen üblich ist, sollte nur ausnahmsweise vorkommen, da Früchte zur Erhaltung der Gesundheit bei im Übrigen schweren Speisen und schwerer Arbeit weit geeigneter sind.

Sehen wir uns die an die Arbeiter verabreichte Nahrung im Allgemeinen etwas näher an, so tritt uns zunächst entgegen, daß es sich nicht, wie man dieses sonst gewohnt, darum handelt, wie viel Mal in der Woche Fleisch verabreicht wird, sondern wieviel mal täglich. Die zur Ernährung so gut wie nutzlosen Wassersuppen, die uns den Magen anfüllen und zur Arbeit ungeschickt machen, finden wir gar nicht. Sie sind sogar dem Namen nach in der Gegend unbekannt. Kartoffeln, die zwar in jedem Gemüse in geringer Menge vorkommen, treten sehr zurück. Mit dem wissenschaftlichen Auge besehen, ist die gereichte Nahrung aber eine äußerst substanzielle, naturgemäße, reichliche — Zuteilungen kommen weder beim Fleisch noch bei der Butter vor — und also physiologisch rationelle. Die plastischen Stoffe bietet das Fleisch, die Milch, in zweiter Linie das freilich nur in geringer Menge

genossene Schwarzbrot und das Gemüse, das Respirationsmaterial der Speck, die Mehlspeisen und in zweiter Linie Gemüse, Brot und Butter, die sog. Daumittel, d. h. Verdauungsfördermittel, die Früchte. — Man darf dieses wohl ohne Übertreibung eine Ernährung nennen, wie sie ihresgleichen zu suchen hat.

Wie man genugsam beobachtet hat, daß mit einer schlechten Ernährung der Arbeiter der Branntweingenuß zunimmt, so bestätigt sich diese Erfahrung auch hier, jedoch in umgekehrter Weise. Regelmäßiger Branntweingenuß findet weder bei eigener, noch bei Beköstigung der Arbeiter auf dem Hofe statt. Statt des Branntweins bekommen die Leute gutes Braunbier ad libitum.

Auch wenn die Arbeiter, die in Hofkost stehen, im Felde bleiben, wird denselben morgens und mittags stets warmes Essen nachgeschickt. Und so muß es auch, besonders bei den langen Arbeitstagen, sein. Wo es anderswo auch bei etwas kürzerer täglicher Arbeitszeit nicht geschieht, wenn mehrere Arbeiter zusammenarbeiten, da ist es eine nicht genug zu rügende Gleichgültigkeit der Wirte gegen die Arbeiter, wenn ihnen ihr Mittagsbutterbrod schon morgens mitgegeben wird, das dann im Sommer mittags hart getrocknet ist. Daß ein Arbeiter dabei auch nichts Ordentliches leisten kann, ist selbstverständlich.

Zu der Zeit, wo Mittagsruhe gehalten wird, weiß man die Kräfte der Leute dadurch zu schonen, daß man sie auch auf entlegenen Feldern mittags nicht dort läßt, weil ihnen zu einer guten Ruhe hier der nötige Schatten und die Kühle fehlt, sondern man holt sie zu Wagen auf den Hof und führt sie nach gehaltener Mahlzeit und Mittagsruhe wieder in's Feld.

Die volle Station der Arbeiter, welche also die geschilderte Verköstigung einschließt, wird offiziell zu dem niedrigsten Satze von jährlich von 240 M. gerechnet. Ohne daß wir eine detaillierte Berechnung hierüber anzustellen brauchen, läßt sich aus einem Vergleiche mit anderen Gegenden, wo nur einige Male in der Woche oder vielleicht garnicht jede Woche Fleisch verabreicht wird, und wo man die Station eines Arbeiters also auch zum Werte von 240 M. annimmt, schließen, daß der Wert der Station eines Arbeiters in den holsteinischen Elbmarschen im Betrage von 240 M. offenbar viel zu niedrig gegriffen ist. Daß er für geringere Verköstigung als die uns vorliegende zu hoch normiert sei, ist nicht anzunehmen, da dieselbe im übrigen preußischen Staate die Regel bildet. Von dieser Unterschätzung des Wertes der Verköstigung hat der Staat durch den entsprechenden Ausfall an Klassensteuer den größten Schaden, den kleineren die Arbeiter, wenn die §§ 16, 21, 24, 25, 27 und 30 der Gesindeordnung zur Anwendung kommen, wonach die Dienstherrschaft dem Gesinde Kostgeld bar zu hinterlegen hat. Da Fälle dieser Art jedoch selten sind, so resultiert für die Gesamtheit der Arbeiter ein nicht unbedeutender Vorteil.

Was die Ernährung der Familie des Arbeiters betrifft, so ist dieselbe allerdings, wie schon erwähnt, lange nicht so reich, wie die des Arbeiters auf

dem Hofe, immerhin aber doch viel besser, als in den übrigen Teilen der Provinz und in vielen andern Gegenden, mithin noch verhältnismäßig gut zu nennen, indem sie an Stelle der anderswo alltäglichen Kartoffel mehr von Hülsenfrüchten lebt, die ihrer chemischen Zusammensetzung nach das Fleisch zu ersetzen im Stande sind. (Dr. Fr. Schacht, 1884.)

---

53. Die Frauenarbeit in den Holsteinischen Elbmarschen.

Die Weiberarbeit ist in den Holsteinischen Elbmarschen selten. Die Frauen bleiben vielmehr zu Hause und warten der Kinder. Aber auch kinderlose Frauen verrichten nur ausnahmsweise leichte landwirtschaftliche Arbeiten; sie beschäftigen sich daheim mit Handarbeit. Regelmäßig mit auf Arbeit zu gehen oder schwere Arbeiten zu verrichten, würden die meisten Männer ihren Frauen nicht zumuten und überhaupt gar nicht dulden. Die Mädchen arbeiten fast nur im Hausstande oder gehen nach Hamburg in Dienst.

Mancher würde nun vielleicht geneigt sein, die Nichtbeteiligung der Frauen an den landwirtschaftlichen Arbeiten zu beklagen und als eine Folge von Faulheit derselben deuten. Wenn man jedoch eine solche Arbeiterfrau mit ihren Kindern zu Gesicht bekommt und deren Aussehen anderswo kennt, so wird diese Ansicht schon keinen Raum mehr gewinnen können: die Arbeiterfrauen gehen sehr ordentlich gekleidet, mit langen Kleidern, tragen im Sommer einen Strohhut und an den Füßen Strümpfe und Schuhe. In kurzen Röcken und barfuß zu gehen, würde man für unsittlich halten. Der materiell Gesinnte wird diese Tracht für einen unproduktiven Luxus halten und lieber die Frauen in kurzen Kleidern mit Kopftuch und barfuß bei schwerer Arbeit schwitzen sehen wollen. Der weiter schauende Nationalökonom wird mit uns das Nichtmitarbeiten der Frauen bei der erwähnten Ordentlichkeit derselben als das Symptom einer guten Lage des Arbeiterstandes freudig begrüßen.

Um Zweifel hieran auszuschließen, wollen wir etwas näher sehen, wie sich in dem einen und andern Falle das Familienleben des Arbeiters gestaltet.

Könnte die Frau gemeinschaftlich mit ihrem Mann zusammen arbeiten, so würden wir die Frauenarbeit, wo die Kost auf dem Hofe gewährt wird und keine Kinder der Mutter zu Hause bedürfen, schon zulassen. Die Ungeeignetheit der Weiber für viele Arbeiten und die Qualifikation des Mannes für eine besondere bringen es jedoch in der Regel mit sich, daß die Frau mit anderen Frauen oder Männern, nur nicht mit ihrem eigenen Mann zusammenarbeitet, was eine sehr bedenkliche sittliche Gefahr für die Frau einschließt, die sich natürlich auf die Kinder in der Erziehung überträgt. Wer als Landwirt mit einer solchen größeren Frauen- oder gemischten Truppe zusammen gearbeitet hat, der wird wissen, welcher Art das stehende Thema der Unterhaltung ist, und daß diese Unterhaltung auch zu unsittlichen Hand-

lungen, wenn auch nicht bei der Arbeit, weil dort die Aufsicht solches verhindert, so doch nach Beendigung derselben führt. Daß die Arbeiterfrauen in den Holsteinischen Elbmarschen dieser Gefahr nicht ausgesetzt sind, scheint uns der Hauptgrund dafür zu sein, daß man schlüpfrige Redensarten oder gar Handlungen von ihnen, wie anderswo die Regel, nicht erfährt. — Die Arbeit der ermüdet und hungrig heimkehrenden Mutter beginnt nun von neuem. Sie hat für warmes Essen für sich und die Kinder, denen es auch über Tag nicht zu Teil wurde, zu sorgen und eine große Zahl von Unordnungen, welche die ungenügend beaufsichtigten Kinder im Laufe des Tages verursachten, zu berichtigen, Kleidung auszubessern und zu reinigen, Streitigkeiten zu schlichten ꝛc. ꝛc. Die Mahlzeit wird die Frau vielleicht, weil sie selbst Hunger hat, noch zustande bringen, wenn hierbei von einer rationellen Zubereitung auch nicht die Rede sein kann. Bei allen übrigen ihrer noch harrenden Arbeiten wird es jedoch, man kann es ihr nicht verargen, ziemlich sein Bewenden behalten. Mit diesen wird der Familie der Sonntag geraubt, wenn man es mit einer noch einigermaßen ordentlichen Frau zu thun hat. Eine unterdurchschnittliche Frau wird diese überhaupt auf sich beruhen lassen. Des Morgens muß die von ihrer schweren Arbeit noch kaum genügend ausgeruhte Ehefrau und Mutter mindestens eine Stunde früher als andere Arbeiter aufstehen, um die Verproviantierung für sich, die Kinder und ein etwaiges Stück Vieh ꝛc. zu besorgen. Was hierbei vom Familienleben übrig bleibt, ist kaum ein Erkleckliches zu nennen. Die Familie genießt nur, wenn sie schläft, der körperlichen Erholung. Eine sittliche Befestigung ihrer zarten Bande, eine geistige Erbauung wird ihr nie zu Teil, und in den Kindern erwächst eine der Erziehung nicht teilhaftig gewordene, sitten- und gemütlose Generation.

Bleibt die Mutter aber zu Hause, so wurzelt das Familienleben in dem rechten Boden, und wenn der Mann heimkommt, findet er Frau und Kinder zu seinem Empfange bereit, alles wohlgeordnet, und es wird ihm ein Leichtes werden, mit väterlicher Strenge durchzuführen, was die Liebe der Mutter etwa nicht vermochte. Dann hat die Frau Zeit und Muße, wenn sie anders dazu befähigt ist (was in den Holsteinischen Elbmarschen wohl behauptet werden darf, da die Mädchen nur im Hausstande beschäftigt werden), auch für den Wohlgeschmack und die vernünftige Zusammensetzung der Nahrung Sorge zu tragen. Der Sonntag kann und wird Feiertag bleiben, wo der Vater sich mit seinen Kindern beschäftigt uud sie ihn als Vater kennen, lieben und ehren lernen und wo die Kinder sich untereinander als Geschwister und nicht als blos zufällig zusammen gekommene Menschen ansehen. — Die Frau selbst entgeht der demoralisierenden und emanzipierenden Wirkung der Hofarbeit, erhält ihre Weiblichkeit und damit die Eigenschaften, womit sie sich die Achtung ihres Mannes und die zarteren Bande, welche sie an ihn knüpfen sollen, allein dauernd sichert. Um anderen Meinungen zu begegnen, brauchen wir nur zu erwähnen, daß man in der öffentlichen Verwaltung die sittliche Gefahr des alltäglichen Zusammenlebens Vieler beiderlei Ge-

schlechts längst erkannt hat, so daß man sie in allen öffentlichen Anstalten, ja sogar schon von Anfang an in den Kinderschulen, trennt, wo von Pubertät (Geschlechtsreife) noch keine Rede sein kann. (Dr. Fr. Schacht, 1884.)

54. Herrschafts-Tafel.

Der Mann muß sein sein eigner Knecht,
Will er's im Hause finden recht;
Die Frau muß sein ihr eigne Magd,
Will sie im Hause schaffen Rat.
Gesinde niemals recht bedenkt,
Was Nutz und Schaden dem Hause bringt.
Es ist ihm nichts gelegen daran,
Dieweil es die Sachen nicht eigen ha'n.
(Handschrift im Kloster Ebstorf, nach Luther.)

Kiek blots de Kerl, wat hat he sik!
So'n rechte Null, so'n „Hans in't Glück!"
Is up de vulle Geldsack barn,
In egen Hus und egen Garn,
Het nimmer Not und Mangel kennt,
Is nix as Wien und Braden wennt,
Het niemals wogt und nie wat schafft,
Blots bummelt un Cigarrn verpafft,
Het op de Schoolbank garnix lehrt.
Und drigt darbi so hoch de Steert,
Un bunten Flitterstaat to Schau,
Just as dat Männchen von de Pfau! —
(Emanuel Gurlitt.)

Das rechte Maß, wie man den Lehrling vorwärts treibt,
So daß er doch dabei in rechten Schranken bleibt,
Ist, einen Fortschritt, den er that, ihn lassen merken,
Um zu dem weitern, den er thun soll, ihn zu stärken. (Rückert.)

Der Bauer kann wohl seinen Hof übersehen, ohne daß er darum auf dem Dache zu reiten braucht.

Laß Deines Knechtes Rat, der gut ist, unverachtet.
Verwirf gar keinen nicht, der auf Dein Bestes trachtet. (Opitz.)

Des Herren Auge macht das Vieh fett und das des Frauchen's die Stuben nett.

Nimm die Geduld als Magd ins Haus,
Sie hilft Dir ein, sie hilft Dir aus.
Doch hüt' Dich, wenn sie herrschen will,
Sonst steht die ganze Wirtschaft still.

Magst Deinem Diener schweigend verzeihn;
Nur disputieren, das lasse sein!
Behälst Du auch am Ende Recht, —
Er wird Dein Herr und Du bist sein Knecht.

Ein Landgut kann eher einen schlechten Herrn, als ein schlechtes Gesinde ertragen. (Dr. Ludw. Meyn.)

Wer nie Knecht gewesen, kann auch kein guter Herr sein.

Einem willigen Knecht soll man nie zuviel aufbürden.

Lade den Knechten auf, als seiest Du auch ein Knecht.

Wer mit der Magd tändelt, macht sie zur Herrin seiner Frau.

Man muß keinen Knecht mieten, wenn man's allein machen kann.

Wer sich von seinem Knecht läßt duzen, kann sich selber die Stiefeln putzen.

Einem verständigen Knecht muß oft ein Herr sich bequemen.

Einen stolzen und verlogenen Knecht
Leid nicht bei Dir, so thust Du recht.

Wenn die Magd wird Frau im Haus,
So jagt sie den Herrn zum Fenster hinaus.

Fleißiger Hausvater schafft hurtig Gesinde.

Der Gute schafft das Gute gern und fraget nicht, ob Arbeit schände. Wer immer thun läßt, niemals thut, ist weder sich noch andern gut. (Leisewitz.)

Wenn der Herr kurzsichtig ist, dann ist der Knecht gar blind.

Des Herren Tritt den Acker düngt,
Des Herren Aug' das Vieh verjüngt,
Des Herren Gegenwärtigkeit
Hält in Gehorsam Knecht und Maid;
Wo der Herr nicht selber kommet hin,
Da ist gewißlich schlecht Gewinn.

Schlechte Wirtschaft ist ein schleichend Gift,
Es macht den Hausstand siech an Leib und Seele
Und zehrt an Lieb und Glück, an Haus und Hof.

Die Frau im Haus, so selber wacht:
Aus einem Pfennig zehne macht.

Daß des Herrn auffsehen vnd Augen
Machen das Pferd däwen vnd daugen,
Vnd daß keiner inn seinen sachen
So wol könn, als er selber machen.
(Carolus Stephanus.)

„Auf meinem Miste kratzen keine solche Hennen," sagte der Bauer, als er geputzte Damen sah.

Eine Magd, die widerbellt und eine Frau mit Latein
Laß nicht in's Haus hinein.

Vel gedahn un god gedahn,
Dat kann nit tosamen gahn.

Wer will mit essen, muß auch mit dreschen.

Wer den Schäfern den Lohn schmälert, der kürzt den Schafen die Wolle.

55. Gesinde-Tafel.

Wißt, wo es keinen Herrn und keinen Diener giebt?
Wo eins dem andern dient, weil eins das andre liebt.
(Rückert.)

Du hast zwei Hände und einen Mund, lern' es ermessen!
Zwei sind zur Arbeit und einer zum Essen. (Rückert.)

Schaffen und Streben ist Gottes Gebot,
Arbeit ist Leben, Nichtsthun der Tod. (Seneca.)

Ich lieb', was sein ist, wenn's gleich nicht mein ist.
Wenn mir's gleich nicht werden kann, hab' ich doch Lust und Freude dran.

Arbeite gern und sei nicht faul, Gebrat'ne Taub' fliegt nicht ins Maul.

Wenn alle Leute wären reich, und wären alle sämtlich gleich,
Und wären all' zu Tisch gesessen: „Wer wollt' auftragen Trinken und Essen?"

Wer Rosen brechen will, verachte Riß und Dorn,
Wer Bier und Brot verlangt, der dresche Gerst' und Korn.

Ich Herr, und Herr Du, wer putzt uns denn die Schuh'?

Benutze Deine Kraft, man lebt nur, wenn man schafft.

Es muß ein schlimmer Knecht sein, der seinen Herrn nicht einmal erzürnt.

De Knecht un de Magd, de Schriwer un de Vagt,
De Brenner un Brur holt tosam vun Natur.
(Klaus Groth.)

Verschiebe nie auf morgen, was heut' sich läßt besorgen.

Ein Mägdlein darf nicht länger müssig sein,
Wie eine Taube nimmt ein Körnlein fein.

Zum Melken braucht Suse keinen Schleier.

Ein Knecht soll viel hören und wenig reden, die Ohren auf- und's Maul zuhalten.

Frägt der Knecht nichts nach den Schafen,
Sitzt die Magd beim Spinnrad schlafen:
Das Essen — wird keiner vergessen.

„Wenn einer wat dauhn schall," plegt Vollmeier Söffken tau seggen, „sau mot hei ok wat ünner'n Harten hebben! Des Morgens en Rump vul Maus un des Middags Arften oder Bohnen, dat steiht bi'n Ribben!"
(Friedrich Oetker.)
* 9. April 1809, † 17. Februar 1881.

Gott hat der Arbeit ein Schwert, nicht einen Fuchsschwanz in die Hand gegeben.

Mancher will wohl arbeiten, aber er kann seinen eigenen Schweiß nicht riechen.

Immer sauber, blank und rein müssen Milchgefäße sein.
Reinlichkeit hilft Butter machen, bringt auch Glück in andern Sachen;
Hände, Keller, Faß und Schrein — Alles muß hübsch reinlich sein.

De Inspekter kamm ut der Kirch, denn't was en Sünndag, un hei hadd den Paster sine Predigt hürt un sin lütt Döchting besöcht; hei gung tau Faut den Kirchstig entlang, denn de Weg was kort un de Dag was schön, as en Johannesweder maken kann; hei gung durch sinen Weitenslag, un ein von de reinsten Freuden kamm äwer em, de, dat uns' Herrgott sinen sichtboren Segen utgaten hadd äwer dat, wat wi in minschliche Hoffnung, äwer ok in minschlichen Unverstand utsei't hewwen. Hei hadd nicks bi desen Segen, de hürte sinen Herrn; äwer de Freud was sin, un de makte em dat Hart wid un den Sinn hell; un in den hellen Sinn blitzten fröhliche Gedanken up, as Fisch in 'ne klore Bäk. (Fritz Reuter.)

Es ist kein Knecht so gut, er bedarf der Hut.

Ein guter Knecht hat Alles vollbracht,
Bevor nur der Herr daran gedacht.

Ein fleißiger und treuer Knecht ist ein Schatz im Hause.

Ein Knecht soll nichts verlieren und nichts finden.

Ein Knecht soll nicht wissen seines Herrn Heimlichkeit,
Sondern das, was ihm sein Herr gebeut.

Wenn die Knechte und Mägde die Heiligen gesehen (wenn sie einen halben Festtag in der Kirche gewesen), dann giebt's nicht viel mit der Arbeit.

Wie der Hirt, so der Hund.

Der Hirt muß wachen, wenn auch die Herde schläft.

Wenn die Hirten den Kopf verlieren, müssen die Schafe mit sich selbst zu Rate gehen.

Was dem Hirten zu Leide geschieht,
Das geschieht den Schafen zum Schaden.

Eine Magd, die übel dient, kriegt einen bösen Mann.

Glatte Dirnen und helle Morgen taugen nicht viel.

Wenn die Magd genaschet hat, bekommt die Katze Prügel.

Wenn sich die Mägde zanken, so kommt die Wahrheit heraus.

„Wenn man eine Frau ist, so ist man eine Frau", sagte die Kuhmagd, als sie den Herrn geehlicht hatte, und schleppte das Kleid durchs Gerinne.

Der Pflugtreiber ist höher auf den Füßen, als der Edelmann auf den Knien.

Singt die Dirn und pfeift der Knecht,
Da wird all mein Tag nichts recht.

Wenn sie Dich schmähten und wenn sie Dich schalten,
Widersprich nicht mit hitzigem Blut;
Schweig' und schaffe, was schön und gut,
So wirst Du zuletzt doch Recht behalten. (E. Geibel.)

56. Knechte und Tagelöhner in den schleswig-holsteinischen Guts- und Hofwirtschaften.

Unsere schleswig-holsteinische ländliche Arbeiterschaft trägt noch einen gesunden Kern in sich. Zwar treibt die Jagd nach scheinbar größerem Verdienst auch unser ländliches Proletariat, in der einen Gegend mehr, in der andern weniger, in die Maschinensäle der großen Fabrikanlagen, aber unsere Arbeiterverhältnisse sind gleichwohl golden gegen diejenigen so mancher vom Steinkohlenqualm der Schlote und Essen niemals reinen Gegenden unseres Vaterlandes. Der wesentliche Grund für diese Erscheinung liegt, abgesehen von der geringeren Anzahl umfangreicher Fabriken in unserer Provinz, in dem Bestreben und der Kunst unserer Gutsherrschaften, dem Arbeiter entgegenzukommen, seine Kraft nicht auszusaugen, sondern ihm zu geben, was ihm gebührt: die materiellen Güter einer Wohnung und eines ausreichenden soliden Lebensunterhaltes und die idealen Vorteile von Freiheit und Menschenwürde.

Der Arbeiter weiß ganz genau, welcher Herr ihn *schindet*, um den landläufigen Ausdruck zu benutzen; er fühlt auch ebenso genau heraus, welcher Herr ihn als eine bezahlte todte Maschine behandelt, oder wer ihm entgegenkommt und ihm gern gönnt, was er ihm gerechter- und gütigerweise gönnen kann, ohne ihn zu verwöhnen. Dieses Bewußtsein aber verengert das Verhältnis des Arbeiters zu seinem Herrn, von dem er weiß, daß er sich für jeden einzelnen seiner Leute interessiert, jeden einzelnen mit dem verdienten Vertrauen beschenkt; und zugleich sein Verhältnis zur ganzen Gutswirtschaft, von der er wiederum weiß, daß sie durch seine, im ganzen noch so verschwindende Kraft dennoch seiner Befähigung entsprechend gefördert wird. Dem Arbeiter teilt sich auf diese Weise ein gewisses Ehrgefühl, um nicht zu sagen Ehrgeiz mit. Der Vorknecht hat in seiner Eigenschaft als solcher keinen materiellen Vorteil; er steht in Lohn und Deputat, nicht anders als die übrigen Knechte: aber er hat das Bewußtsein, daß er den Posten einnimmt, weil sein Herr ihm bezüglich seiner Ehrlichkeit, Zuverlässigkeit und Nüchternheit das größte Vertrauen schenkt.

Der Fabrikherr kennt seinen einzelnen Arbeiter nicht, jedenfalls nur in seltenen Fällen und kleineren Etablissements. Die Folge davon ist, daß der Arbeiter sich dem Herrn gegenüber als eine Null fühlt. Dies Gefühl weckt Unzufriedenheit, ein Aufbäumen dawider streitenden Menschenstolzes, und wird eine der Ursachen der Sozialdemokratie. Der ländliche Gutsbesitzer, soweit er seine Wirtschaft selbst leitet, der Pächter und Inspektor hingegen kennen jeden einzelnen Arbeiter, nicht allein bei Namen, sondern auch nach seinem guten Willen und seiner Fähigkeit. Das Bewußtsein, geachtet, ja geschätzt zu werden, hebt ihn moralisch, unterdrückt die Unzufriedenheit und damit die Sozialdemokratie, die auf dem Lande nur da gedeiht, wo dieser oder jener Herr seine Leute schindet oder absolut gleichgiltig auf sie herabsieht; oder aber wo ein einzelnes Individuum zu wenig

moralisches Selbstgefühl besitzt, um sich der Anerkennung seiner Leistungen zu freuen.

Die Arbeiterschaft auf unseren Höfen teilt sich in den Stand der Knechte und den der Tagelöhner; an der Spitze aller stehen je nach der Größe des Gutes ein oder mehrere Vögte, die selbst aus der arbeitenden Klasse hervorgegangen, genau mit den Anforderungen vertraut sind, die man an den einzelnen bei dieser oder jener Beschäftigung stellen darf. Wo die Größe des Hofes zwei Vögte beansprucht, giebt es einen Feldvogt, der mit dem Verwalter die Außenarbeit bespricht und die von letzterem getroffenen Anordnungen den Arbeitern übermittelt, und einen Scheunenvogt, der die Arbeiten in Ställen und Scheunen zu überwachen hat, wobei nicht ausgeschlossen, daß auch er auf dem Felde, wo es nötig ist, einen Teil der Arbeiter überwacht.

Der Feldvogt hat jeden Abend Rapport abzustatten über den augenblicklichen Stand jeder Feldarbeit, über die Anzahl der Gespanne, welche thätig gewesen sind, und welche Tagelöhner an dem betreffenden Tage gefehlt haben oder nicht. Der Scheunenvogt hat hingegen genau zu kontrolieren und Auskunft zu geben, wie viel Fuder Korn oder Heu jeden Tag in der Ernte eingefahren, wie viel Sack Getreide verkauft, wie viele Scheffel Hafer oder Mengkorn für die Pferde, wie viel Kraftfutter für die Kühe vom Speicher verausgabt sind.

Die Vögte sind altgediente, bezüglich ihrer Praxis erprobte Leute und stehen den Arbeitern gewissermaßen wie Unteroffiziere gegenüber, die aber ihre Autorität nicht wie beim Soldatenstande durch möglichstes Hervorkehren ihres höheren Ranges und strammen Drills geltend zu machen suchen, sondern durch ihre thatsächliche Überlegenheit, den ruhig praktischen Blick und die von ihren Untergebenen als richtig anerkannten Anweisungen. Es ist nicht das Verhältnis des Unteroffiziers zum Rekruten, sondern zu dem im Dienste gleich alt oder gar älter gewordenen Landwehrmann. Das Gefühl der Kameradschaft im Stande verwischt das Verhältnis vom Vorgesetzten zum Untergebenen.

Allerdings stehen sich die Vögte auch materiell besser als die Knechte. Wo die Knechte eine Kuh frei haben, da dürfen die Vögte in der Regel zwei halten, Deputatkorn und barer Lohn bringen bei letzteren gleichfalls etwas mehr als bei den ersteren. Jedoch herrscht in dieser Beziehung wie überhaupt in den ländlichen Lohnverhältnissen auf den einzelnen Höfen verschiedene Sitte. Es leuchtet ein, daß man, wenn ein Vogt abgeht oder stirbt, nicht gerne einen aus der Zahl der eigenen Knechte wählt. Der plötzliche Wechsel der Stellung, die der noch gestern Nebengeordnete heute als Vorgesetzter einnimmt, führt gar zu leicht zu Mißhelligkeiten. Es findet sich auf einem der Nachbargüter leicht Jemand, der vor Zeiten einmal auf dem eines neuen Vogtes bedürftigen Hofe gearbeitet hat und die Feldmarken einigermaßen kennt. Denn diese Kenntnis, die der neue Vogt sich sofort gründlich anzueignen hat, ist allerdings durchaus notwendig. Vögte werden gewöhn-

lich alt auf ihrem Posten, sie gehen selten anders ab als durch den Tod. Verwalter hingegen wechseln alle paar Jahre; es ist nun die Sache des Vogtes, den neuen Verwalter sofort gründlich über alle Verhältnisse des Bodens und der Arbeit zu orientieren, wie er ja überhaupt der unmittelbare Unter- und Vollziehungsbeamte für denselben ist.

Das Verhältnis der Knechte zum Gute ist nicht auf allen Höfen das gleiche. Es giebt Höfe, auf denen nur unverheiratete Knechte gegen baren Lohn dienen. Es ist aber keine Frage, daß, wo irgend, wie auf den meisten unserer schleswig-holsteinischen Güter, Wohnungen zur Verfügung stehen, es im Interesse des Gutes sowohl, wie vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus ungleich vorteilhafter ist, ansässige, verheiratete Knechte zu dingen. Die freie Zeit, welche der verheiratete Knecht zur Bearbeitung seines eigenen Gartens, seines eigenen Kartoffellandes verwendet, steht dem ledigen zu Gebote, um lockendem Vergnügen und Müßigang nachzugehen. Die Folge hiervon ist dieselbe wie in jedem anderen Stande: Nachlässigkeit im Dienste, Untauglichkeit, Schulden. Der Hang des Proletariers zu rechtzeitiger Ehe kommt hier nun glücklicherweise der nationalökonomischen Forderung zu Hülfe, und zugleich wird das Verhältnis zum Gute durch die Ansässigkeit mit Familie ein ungleich festeres, die Garantie für eine ehrliche Pflichterfüllung wird durch die weit größere Unannehmlichkeit der Kündigung bedeutend mehr gesichert, als wenn nur das Gesindebuch den einzelnen Mann fesselt.

Ferner liegt es aber auch wiederum im Interesse des Gutes sowohl wie der Volkswirtschaft, daß man diesen verheirateten Knechten ihren Dienst nicht schlechthin mit barem Gelde, sondern zum Teil mit dem sogenannten Deputat lohnt. Der Knecht bedarf einer gewissen Summe baren Geldes, sie ist daher stets in dem Lohne eingeschlossen und kann durch die Dienstleistungen der Frauen während der Erntezeit oder im herrschaftlichen Haus und Garten erhöht werden. Aber die Grundlage der Subsistenzmittel in Naturalien zu liefern, ist zweifellos die sicherste Garantie für einen verhältnismäßigen Wohlstand dieser Leute. Wohnung mit Garten, eine gewisse Quantität Korn und ein Stück Kartoffelland zur elementaren Ernährung, ein anderes Stück Land mit Lein zur Beschaffung der nötigen Kleidung bilden eine Basis, auf der nur der leichtsinnige Trunkenbold verarmen kann, zumal wenn den Knechten noch obendrein der außerordentlich schätzbare Vorteil einer freien Kuh gewährt wird. Es ist Thatsache, daß Knechte, die gleich verschuldet in den Dienst des Gutes traten, ungleich schneller sich von dieser Last befreien, wenn sie in erster Linie mit Deputaten gelohnt werden, als wenn sie nur bares Geld erhalten. Und was von den Knechten, deren jeder ein Gespann Pferde bekommt, gilt, das gilt auch von den übrigen Deputatisten, dem Kuhhirten, Schäfer ꝛc.

In einem viel loseren Verhältnisse als die Knechte und sogenannten Deputatisten stehen zu dem Gute die Tagelöhner, deren Anzahl je nach dem Bedürfnis der Jahreszeit verschieden ist. Indessen existiert doch in der Regel ein gewisser Stamm, der seit vielen Jahren zu Hofe geht. Es sind

das die sogenannten Dreſcher, d. h. Diejenigen, die auch für den Winter wenn die Arbeit knapp iſt, feſt angenommen ſind. Die Annahme als Dreſcher gewiſſermaßen eine geſicherte Winterverſorgung, verpflichtet dieſe Stammmannſchaft aber auch, jedenfalls zur Zeit der Ernte, wenn die Arbeiter am nötigſten ſind, am Platze zu ſein, einerlei ob der Tagelohn auf dieſem oder jenem Hofe etwas höher iſt oder nicht. Im Winter, an den Tagen, wo gedroſchen wird, erhalten dieſe Leute ſtatt des baaren Tagelohnes einen beſtimmten Teil von jeder gedroſchenen Tonne Korns, durch deſſen Verkauf ſich der Verdienſt meiſt etwas höher ſtellt als der gewöhnliche Tagelohn beträgt.

Im Sommer und beſonders während der Erntezeit ſteigt die Zahl der männlichen und weiblichen Arbeiter oft auf das Dreifache; die Höhe des baren Verdienſtes wechſelt dann, je nachdem ihnen Koſt und Logis gewährt wird oder nicht. Die einheimiſchen Arbeiter nehmen natürlich nur das bare Geld, die fremden, die ſog. Wochenlöhner, müſſen ſich ſelbſtverſtändlich Koſt und Unterkommen anrechnen laſſen. —

Was die Anzahl der Tagelöhner oder ſog. Inſten in den ſchleswigholſteiniſchen adeligen Gütern betrifft, ſo fehlt es hierüber an ſtatiſtiſchen Nachweiſungen. Wir glauben nicht fehl zu greifen, wenn wir die Zahl dieſer Arbeiterfamilien auf mindeſtens 10000 veranſchlagen, was annähernd eine Bevölkerungsziffer von 50000 Seelen (5% der Geſammtſumme) ergiebt. Die Lohnſätze ſind ſelbſtredend verſchieden, laſſen ſich jedoch im allgemeinen dahin angeben, daß der Mann, nach der Jahreszeit bemeſſen noch Anfang der 70er Jahre 12 ß, 14 ß oder 16 ß Cour. (bez. 90, 105, 120 Pfg.) pro Tag verdiente. Rechnet man das Jahr zu 300 Arbeitstagen und berückſichtigt man außerdem, daß erfahrungsmäßig wegen Krankheit oder Geſchäfte des Arbeiters im Jahre noch 15 Tage in Wegfall kommen, ſo bleiben 285 wirkliche Lohntage, deren Verdienſt für den Arbeiter ca. . . . . 250 Mk. Cour. beträgt. Rechnen wir für Akkordarbeiten unter Wegfall des Tagelohnes eine Plusdifferenz von . . . . . 50 „ „ und nehmen ferner an, daß die Frau zeitweilig mit auf Hofarbeit gehen kann und im Sommer 50 bis 60 Tage hat, macht ca. . . . . 45 „ „

ſo haben wir im gewöhnlichen Falle einen baren Verdienſt von 345 Mk. Cour. oder (die Mk. Cour. zu Mk. 1,20) . . . . . 414 Mk.

Dies wird ungefähr der Normalſatz ſein, vorausgeſetzt, daß die Frau etwas mitverdienen kann, was nicht immer der Fall, da ſie ſehr häufig kleine Kinder zu warten hat.

Hierbei darf indes nicht außer Acht gelaſſen werden, daß es in faſt allen, wenigſtens den größeren adeligen Gütern mit Dorfsfeldern zwei Kategorien von Tagelöhneru giebt, nämlich a) Landinſten, d. h. ſolche, die außer Wohnung und Garten ſo viel Land in Pacht haben, daß ſie eine Kuh bez. zwei Kühe darauf halten können. Das Land wird vom Bauer

gegen entsprechende Vergütung bearbeitet. Die Pacht für Haus und Land ist in der Regel sehr niedrig, und auf solche Weise haben diese Arbeiter eine bevorzugte Stellung nnd stehen sich pekuniär besser, als b) die sog. Hausinsten (landlos), die nur Haus und Garten in Heuer haben. Die Wohnungsmiete ist regelmäßig, auch bei diesen Leuten, sehr moderart angesetzt.

Nach der Verordnung vom 19. Dezembee 1804 betr. die Aufhebung der Leibeigenschaft, haben die Gutsbesitzer den freigelassenen Insten, wenn sie im Gute nicht auswärts arbeiten, die Wohnung nebst Kohlhof mietfrei einzuräumen.

Die Wohnungen der Tagelöhner sind auf den meisten adeligen Gütern in den letzten 20 bis 30 Jahren bedeutend gebessert, bezw. durch Neubauten ersetzt; dennoch sieht man hier und da noch Tagelöhnerkathen (in der Regel wohneu 2 bis 4 Familien unter einem Dach), die auf das Prädikat „menschenwürdige Behausung" einen Anspruch zu erheben nicht berechtigt sind. Doch sind dies, wie gesagt, Ausnahmen; im allgemeinen ist zu bemerken, daß der bauliche Zustand der Bauernhäuser und Instenkathen in den einzelnen Gütern verschieden ist und nicht selten zu interessanten Vergleichungen Anlaß giebt. — —

Ein auf gesunder Basis gegründetes Leben der Arbeiterschaft, wie man es auf manchen unserer Güter noch findet, zu beobachten, gewährt andauerndes Interesse. Es ist noch eine derbe Natürlichkeit, die sich in diesem Leben äußert, eine Natürlichkeit in der Anschauung und Beurteilung jedes Ereignisses, jedes Verhältnisses und jedes Gegenstandes, eine Natürlichkeit im Ertragen von Freude und Leid, eine Natürlichkeit in Arbeit und Erholung, in Ernst und Scherz, in Sprache und Volkswitz. Natürliche Einfachheit und Zufriedenheit mit dem zum Leben Ausreichenden, ohne die Kenntnis des Kampfes um's Dasein unterscheidet das Leben des ländlichen Knechtes oder Tagelöhners von dem des städtischen Fabrikarbeiters, der die Raffiniertheit des städtischen Luxus' alltäglich mit neidischem Auge sieht und hasten und jagen muß, um sich ein Teilchen dieses Luxus' gönnen zu können.

Früh morgens um 4 Uhr knarren die großen Stallthore; die Knechte kommen, unter der Aufsicht des Verwalters, Schreibers oder Vogtes ihre Pferde zu füttern, zu putzen und zu tränken. Sie selbst haben noch keinen Kaffee getrunken, keinen Imbis genossen. Dieser Zustand der Nüchternheit thut wie bei jedem hungrigen Menschen seine Wirkung. Es herrscht noch eine stille Grämlichkeit, die leicht zum explodierenden Ärger wird, sobald etwas in die Quere kommt. Und richtig, da geht's auch schon los. Zwischen den Knechten des dritten und vierten Gespannes erhebt sich ein lauter Wortwechsel, man hört allerlei wenig schmeichelhafte Titulaturen.

„Woll Ji dor mal still sin mang Ju Peer!" schilt der Verwalter. „Wat schall dat ewige Spektakeln? Ick will hier Freden in'n Stall!"

„Jo nu, Herr Verwalter, ik will mi dat nich mehr seggen laten von son Däskopp. Hinrich Karsten hett mi för'n Kameel schullen, un dat bin

ik doch nich. He hett sin Levdag noch keen Kameel vör Ogen hadd, son oll' —"

„Holen S' dat Mul, Claas!" muckt der Verwalter nun erst recht auf. „Ik segg' Se jo, ik will hier keinen Larm bi't Faudern. Un Se, Karsten, sünd en ewigen Stankmaker. Wenn Se abs'lut keen Freden holen willt, denn könnt Se maken, dat Se von't Gespann wegkamt. Hevent S' mi verstahn? — Verdammte Striderie un keen Enn'!"

Das noch eine Zeit andauernde Geknurre der beiden Knechte wird durch einen neuen Lärm ganz hinten im Stall unterbrochen.

„Un sehn hew'k dat doch, verdammte Kirl!" schreit Fritz Kröger, der die vier Schimmel hat.

„Wat hett He sehn?" fragt plötzlich der eben eingetretene Gutsherr selbst. Er nennt seine Knechte per „He".

„O, uns' Herr!" antwortet Fritz, „ik hewv' dat man lang' markt, dat Jochen Peters ümmer, wenn 'k bi't Utmesten bünn, bi min Fauderkist' geiht un mi dor Habern rut nimmt för sin' Peer'. Dat's jo gor kein Wunner, dat sin' Böß' glatt und schier utsehn, un mit min' Schimmel ward't immer leeger. So'n Snurrer."

„Bliv He in Tokunft bi sin eegen Fauderkist, Peters", sagt der Gutsherr ernst, „ik hewv' dat ok all markt, dat He sin' Peer up Kosten anner faudern deiht. Davon will'k hier nix weten. Un He, Kröger, paß beter up sin' Habern. Woto sünd de Slöt an de Kisten?" —

Solche kleine Szenen wiederholen sich täglich; aber wenn die Knechte nach dem Abfüttern für ihren eigenen Magen gesorgt haben und gegen sechs Uhr zum Aufschirren in den Stall zurückkehren, so ist Streit und Groll meist vergessen. Vor der Arbeit reiten sie, bekleidet mit grob blauleinener Jacke und Hose, im Winter oder beim Regen einen dickeren Rock oder auch einen Sack über den Schultern, in die Tränke, jeder mit seinem Gespann.

Auf einmal erschallt lautes Lachen und Gerede.

„Wat is e denn los?" fragt der Vogt.

„O, Fritz Kröger sin Sadelpeerd hett sich mit em dal leggt in't Water."

„Fritz Kröger het sick en beten baadt."

„Fritz Kröger hett noch Döst."

So lacht es durcheinander.

„Fritz Kröger sin Peer warden to dick, se könnt dat Stahn in't Water nicht mehr af", sagt der heute früh verklagte Jochen Peters malitiös. —

Inzwischen sind auch die Tagelöhner auf dem Hof angelangt; sie haben bisweilen schon einen ziemlich langen Marsch hinter sich und sind nun in oder vor der sogenannten Borgstube versammelt. Der Vogt, der den Knechten bereits ihren Dienst ausgegeben hat, tritt unter sie und ruft sie wie beim Apell bei Namen auf. „Hier! — Hier! — Is nich dor! — Plögt sin eegen Tonn' Land! — Hier! — Döscht sin' Rogg'! — Is hen un meld' sin Kauh bi de Gill an! — Hier! — Hier! — Is hen und halt de Hebamm', sin Ohlsch het öber Nacht en lütten Söhn kregen, dat is all de söbent'.

— Hier! — Hier! — Hier! — Hett sick den Foot verpedd't. — Dat seggt he man so, he ward sick gistern woll mal wedder eenen öbern Döst nahmen hebbn.

So geht es durcheinander, mancher derbe Witz fällt vor und hat Gelächter und neue derbe Bemerkungen im Gefolge. Der Verwalter tritt vor:

„Sünd' dor weck' mang Jug, de Lust hewwt, bi dat Meihen in Akkord to arbeidn?"

Eine ganze Anzahl Arbeiter tritt vor. Sie arbeiten, wenn anders sie überhaupt Lust zur Arbeit haben, lieber in Akkord; denn wenn die Arbeit auch schärfer ist, so bietet sich ihnen doch auch Gelegenheit, ein paar Groschen täglich mehr zu verdienen. Die Akkordarbeiten werden in einzelne Gruppen geteilt und jede bekommt ihre Tonne Fläche zugemessen, für deren Abmähen ihnen ein bestimmter Lohn zuerkannt wird; je mehr sie liefern, desto größer ist der Verdienst. Da es dem Herrn daran liegt, daß Gras, Ölsaat und Getreide möglichst schnell niedergemäht wird, so steht es den Arbeitern auf vielen Höfen während der ganzen Erntezeit frei, in Akkord zu mähen.

Während der Ernte sind auch die Frauen der Knechte und sonstigen Deputatisten gezwungen, auf dem Felde mitzuarbeiten; nur ganz besonders zwingende Umstände können sie davon dispensieren. Während im übrigen unter der männlichen Arbeiterschaft auf dem Lande sich ziemlich allgemeine Arbeitslust zeigt, was sich schon an der Bevorzugung der Akkordarbeit vor dem gewöhnlichen Tagelohndienst ergiebt, suchen sich die Knechtefrauen zum Teil nach Möglichkeit vor jedem Hofdienst zu drücken. Zu ihrem eigenen Nachteil. Denn erstlich entgeht ihnen ja ein immerhin mitzunehmender Verdienst an barem Gelde; zum anderen müssen ihre Familien auch auf manche anderen kleinen Vorteile verzichten.

Der Vorknecht kommt zum Verwalter:

„Herr Verwalter," sagt er, „ik wull Se gern bidden, wa't mi nich dat beten Gras an de Grabenkant bi de grot Wisch för min Zeg' un min beiden Schaap afmeihen kunn?"

„Min'twegen, Jakobs; un wenn't drög is, könnt Se sick jo up en Sünndag en Poor Ossen nehmen un dat Heu inföhren."

„Na denn dank' ick ok veelmals, Herr Verwalter."

Der Kuhhirt will den Verwalter gleichfalls up en poor Würd' sprechen.

„Oh, Herr Verwalter, kann't mi nich en Fö'r Rappstroh von'n Diemen holen to't Backen? Wi sünd mit dat letzt' to Enn', un't Holt is man heel knapp."

„Hett sick Se ehr Fru hüt up'n Hof bi'n Garner mell't?"

„Jo, Herr Verwalter."

„Na, denn is't god. Denn halen S' sick man dat Stroh. Wo geiht dat denn mit Ehr Kind?"

„Oh, dank' veelmals, Herr Verwalter; dat ward jo woll sachten wat beter. — Na, denn kann't mi dat Stroh jo halen; ick dank' ok noch, Herr Verwalter."

Hinrich Karsten, ein ziemlich dreister Gesell', hat auch etwas auf dem Herzen.

„Ick wull Se bidden, Herr Verwalter; kann't nich Sünndag Verlöw kriegen? ick wull mit min Fru nah min Swager. Dor is Kinn'döp."

„Min'twegen!"

„Jo, Herr Verwalter, un denn wull't man fragen, ob ick nich min' Achterpeer' vör'n Wagen kriegen kunn. Dat is heil wit nah das Dörp, wo min Swager wahnt."

„Worum is Se Ehr Fru letzt nich to't Waschen bi de Herrschaft west?"

„Se harr kein Tid."

„So? Na, denn hett f' nu woll Tid to gahn. Ne, Karsten, de Peer laten S' man in'n Stall. Dor ward nix ut."

Hinrich Karsten geht gleich einem begossenen Pudel ab.

Auf diese Weise gelingt es auch allmählich, die arbeitsscheuen Frauen heranzuziehen.

Freilich können ja Umstände eintreten, die es einzelnen Frauen unmöglich machen, zur Arbeit zu kommen, aber diese Umstände werden auch gewiß berücksichtigt. —

Das Leben der ländlichen Arbeiterbevölkerung ist einseitig und eintönig; nur die je nach der Jahreszeit verschiedenen Arbeiten bringen einige Abwechselung. Die Knechte sind meist bei ihren Gespannen beschäftigt. Zu den meisten Arbeiten brauchen sie nur zwei, drei Pferde; der Rest wird beim Pflügen, Eggen, Einfahren unter die Tagelöhner verteilt.

Bei schweren Fuhren, namentlich Kornlieferungen und Holzholen im Winter, hat hingegen ein jeder sein volles Gespann vor dem Wagen. In Begleitung eines Vogtes setzt sich der stattliche Zug der „Reisewagen" in Bewegung. Ein guter Knecht setzt seinen ganzen Stolz in das gute Aussehen seines Gespannes; und wenn sie dann mit ihren leeren Wagen in scharfem Trabe — der Herr darf es freilich meist nicht sehen — peitschenknallend zurückkehren, so sieht man ihnen das Vergnügen ordentlich an, das sie an ihren Pferden haben.

Wo bei der Arbeit eine Anzahl Tagelöhner zusammen sind, wie beim Mähen, da wird in der Regel einer der tüchtigsten und gewissenhaftesten zum Vorarbeiter erwählt. Dem Vormäher müssen die anderen mit ihren Sensen, sowie die Binder nolens volens nach, wenn sie nicht den ganzen Kram aus der Reih' bringen wollen.

Diese Maßnahme ist sehr praktisch, denn wenn unsere holsteinischen Arbeiter auch nicht die trägsten, sondern von einer gewissen schwerfälligen Beharrlichkeit sind, so schwärmen sie doch auch nicht für Überstürzung, sobald sie nämlich in Tagelohn und nicht in Akkord arbeiten.

Es geht bei der Arbeit auch nicht ganz stumm zu. Freilich sind's nicht die idealen Reden, zu denen Schillers Glockengießermeister seine Gesellen auffordert. Nein, die Worte, welche auf unseren Feldern bei der Arbeit fallen, sind meist von einer derben Urwüchsigkeit, in welchen sich jedoch ein

bisweilen köstlicher Humor offenbart. Man muß freilich nicht zu zarte Ohren mitbringen, sondern unter der Wirkung des Witzes die rohe Hülle, in welche er gekleidet war, zu vergessen suchen.

Namentlich sind die Neckereien zwischen den beiden Geschlechtern nicht allzu salonmäßig. Aber einerlei! es giebt unter der Arbeiterschaft jedes Hofes einige Leute von besonders witziger Begabung; und steht man eine Weile bei den Arbeitenden und hört scheinbar achtlos die Reden mit an, so kostet's oft genug Mühe, auch nur äußerlich ernst zu bleiben. Man glaubt nicht, wie bisweilen ein gewöhnlicher Arbeiter ein so feines Auge für die kleinen Schwächen seiner Nebenmenschen, besonders auch der Vorgesetzten, haben kann; und mit welch' scharfer, wenn auch grob gegebener Satire er sie zu behandeln weiß. —

Im Winter ist die Hauptarbeit das Dreschen. Auf dem Göpelwerk sitzt der Knecht, dessen Gespann die Maschine treibt, — ein recht eintöniger, gleichwohl aber nicht ungern gesehener Posten. Diese Leute reizt nur die mit dem Posten verbundene körperliche Ruhe, der Gedanke an Langeweile kommt ihnen nicht. Sonnabend abends wandern die Drescher mit dem Kornsacke, ihrem Drescheranteil, auf dem Kopfe einer nach dem andern vom Hofe zum Müller oder Händler, um das Getreide in bares Geld umzusetzen. —

Die Unterbrechungen des täglichen Lebens durch Festlichkeiten sind selten. Neben den mit Tanz verbundenen Kassentagen der Toten-, Knochenbruchs- oder Kuhgilden spielen die Jahrmärkte in den Landstädten die bedeutendste Rolle. Man könnte einem Tagelöhner den doppelten, ja dreifachen Lohn für den betreffenden Tag in Aussicht stellen, es würde umsonst sein. „To Mark" muß nun einmal jeder; auf dem Hof ist's trostlos öde, nur die für die Stallwache kommandierten Knechte müssen daheim bleiben. Und was ist der Zweck? — Sich ein Paar Stiefeln zu kaufen und dazu einen regulären Affen!

Der festlichste Tag im ganzen Jahre ist jedoch der des Erntebieres. Auf diesem Feste und je nach der Inszenierung desselben läßt sich ziemlich sicher auf das ganze Verhältnis zwischen Herrn und Arbeiterschaft schließen. Der Herr will seinen Arbeitern eine lohnende Anerkennung damit erweisen. Wo kein Erntebier stattfindet, da stehen Herr und Knecht sich kalt und gleichgültig gegenüber. Gestaltet der Herr das Fest möglichst glänzend, so hat er gewiß ein Herz für seine Arbeiter, deren möglichst tobender Frohsinn wieder eine Garantie für ihre Zufriedenheit und Liebe zur Herrschaft bietet. Die zahllosen Hochrufe beweisen ein gesundes Verhältnis zwischen Arbeiter und Arbeitgeber. Noch sicherer aber ist's ein Beweis dafür, wenn man hier und da den einen zum andern sagen hört: „Unf' Herr is doch 'n goden Herrn, he lett sin Lüd ok wat tokamen". —

(Nach der „Heider Ztg." 1890.)

57. Der Gutsherr und sein Beamter.

Die Anschauungsweise über die Wirtschaftsführung, über bestimmte Einrichtungen, Sitten und Gebräuche, sowie über unzählige andere dieses Gebiet berührende Dinge sind so vorwiegend das Produkt individueller, in ihrem Werte sehr relative Erfahrungen, daß Abweichungen in dem, was für richtig und unrichtig gehalten wird, selbst bei oft ganz unwichtigen Dingen zu Tage treten. Es ist deshalb das Einvernehmen zwischen dem Gutsherrn und dessen Beamten davon abhängig, bis zu welcher Grenze diese Abweichungen sich zunächst überhaupt erstrecken, und in welcher Weise von beiden Seiten bei dem Vorhandensein verschiedener Ansichten eine Verständigung angestrebt wird.

Zu denjenigen Männern, unter deren Leitung und in deren Wirtschaften man am seltensten einer Abweichung von dem, was der gesunde Verstand als rationell und richtig anerkannt, begegnet, gehören vorzugsweise jene, die von der Pieke auf gedient, nicht sowohl selbst jahrelang die Beamtenlaufbahn durchgemacht haben und solchergestalt mit den Leiden und Freuden dieses Standes vollauf bekannt geworden sind, als auch infolgedessen einen hohen Grad fachmännischer Tüchtigkeit erlangt haben.

Bei diesen Herren giebt es unstreitig die besten und angenehmsten Stellungen, weil ihrer gediegenen aus der praktischen Erfahrung gereiften Kenntnisse sie zu einer gerechten Würdigung aller Verhältnisse, zu einem *vorurteilsfreien* Urteile nach jeder Richtung hin befähigen. In ihren Wirtschaften findet man nur vernünftige Prinzipien vertreten, sieht man nur lukrative Ideen arbeiten. In allem, was diese Männer thun und unternehmen, in der Behandlung ihrer Untergebenen vom ersten bis zum letzten, in allen ihren wirtschaftlichen Dispositionen, sind sie korrekt, bestimmt, klar, entschieden und fest, weil sie sich ihres Zieles durchaus bewußt sind, weil sie, um kurz zu sein, *thatsächlich* Männer sind, die als *mustergiltige Landwirte* hingestellt werden dürfen.

Der wirklich tüchtige und gediegene Beamte findet hier eine gute event. auch dauernde Stellung, nicht allein in wirtschaftlicher, sondern in jeder anderen Beziehung, während für den untüchtigen Mann allerdings hier keine bleibende Stätte ist.

Bedenklich anders liegt die Sache bei den *reinen Theoretikern*, jenen Herren, die die Landwirtschaft nicht als Beruf erwählen, sondern sie erst im späteren Alter durch besondere Umstände, Erbschaft, Heirat und dergleichen, zu ergreifen sich veranlaßt gesehen und bisher noch zu kurze Zeit derselben sich praktisch gewidmet haben, um von Erfahrungen sprechen zu können, um von diesen durchläutert worden zu sein. In der Regel pflegen diese Herren, sobald sie zur Landwirtschschaft übergehen, nicht den Weg zu wählen, bei einem tüchtigen Besitzer einfach in die Lehre zu treten, sondern sie ziehen es vor, entweder als durchaus ungebundener Volontär auf einem größeren Gute Wohnung zu nehmen, oder sie gehen auf eine landwirtschaftliche Akademie, auf welcher sie neben dem Genusse aller möglichen Vergnügungen und Annehmlichkeiten „ihren Studien obliegen".

Nach zwei höchstens drei Jahren beginnt dann die „selbständige" Bewirtschaftung.

Die Wirtschaftsführung dieser Herren charakterisiert sich denn auch ganz naturgemäß in den meisten Fällen als ein unbestimmtes und unsicheres Umherirren nach allen Seiten. Versuche aller möglichen Art werden gemacht, die mehr geeignet sind, die Revenüen zu verringern als zu erhöhen. Die Herren führen mit unfehlbarer Sicherheit alle möglichen und unmöglichen wissenschaftlichen Ausdrücke im Munde, aber sie verstehen es meistens nicht, ein Dutzend Arbeiter schnell und dem wirtschaftlichen Interesse entsprechend an ihre Arbeit zu stellen; besitzen kein Verständnis von der Leistungsfähigkeit der Gespann- und Handdienste

bei der praktischen Arbeit, sie geraten in ziemliche Verlegenheit, wenn irgend eine Maschine, irgend ein Ackerinstrument nicht in der erforderlichen Weise arbeitet und die Notwendigkeit an sie herantritt, zur Korrektur dieses Übelstandes die Initiative zu ergreifen, auch sind sie nicht in der Lage, ein probates Hausmittel anzugeben, wenn eins ihrer Tiere plötzlich erkrankt. Ebenso sind ihnen die ersten Grundbedingungen einer korrekten Behandlung des ländlichen Gesindes böhmische Dörfer. Wie diese Herren mit wenigen achtungswerten Ausnahmen selbst nicht wissen, was sie eigentlich wollen, so wissen auch ihre Inspektoren und Leute nicht, was sie machen sollen, da heute Befehle erteilt werden, die man morgen schon wieder zurücknimmt und übermorgen auf Bestimmungen hingewiesen wird, die bereits vor acht Tagen sich als völlig undurchführbar erwiesen hatten.

Diesen Herren mangelt eben die praktische Ausbildung, ohne welche nun einmal im Leben überhaupt und bei der Landwirtschaft ganz besonders nichts Ersprießliches zu erwarten ist. Und trotzdem glauben solche Herren, daß es nur eine Kleinigkeit sein, die Rentabilität eines Gutes zu erzielen, zu erhalten oder gar zu erhöhen.

Noch schlimmer aber sind die Erfahrungen in einer Wirtschaft, in der das Szepter des Regimentes von „schönen Händen" geschwungen wird. Unwillkürlich wird man von einem aufrichtigen Bedauern darüber erfaßt, daß so ehrenwerte Talente, die es in der Küche, dem Milchkeller und der Speisekammer unstreitig zu vorzüglichen Leistungen gebracht hätten, sich diesem dankbaren Felde der Thätigkeit zu entziehen vermochten, um in Dingen mitzuthaten, die ihnen in der Hauptsache fremd, und bei denen sie, statt Ruhm und Ehre zu ernten, nur zu oft der Lächerlichkeit anheimfallen.

In Wirtschaften, wie die eben bezeichneten, kann ein tüchtiger, praktisch-geschulter und einigermaßen erfahrener Beamter sich auf die Dauer nicht wohl fühlen, und wird deshalb kein Bedenken tragen, seinen Platz denjenigen zu überlassen, die charakterlos genug sind, der Schwäche und Eitelkeit anderer zu schmeicheln und das Wohl der Wirtschaft dem persönlichen Vorteile unterzuordnen. Die Ignoranz ihrer Chefs gewährt diesen Beamten allerdings manche günstige Chance; während sie andererseits aber auch der Gefahr ausgesetzt sind, als Anerkennung für die Ausführung einer wirklich praktischen Idee von ihrem Chef unter jene ehrwürdigen Vierfüßler klassifiziert zu werden, von denen nach biblischer Tradition ein gewisser Bileam einst ein höchst merkwürdiges Exemplar besessen.

Es giebt, wie schon gesagt, allerdings auch Gutsherrn, bei denen es anders ist. Das sind Männer, deren ganzes Wesen sofort ein unwiderstehliches Vertrauen erweckt, deren Gruß und Händedruck uns sagt, daß auch Herz und Gemüt in ihnen wohnen, deren Auge uns gleichsam zuruft: „Fürchte Dich nicht; Sei ohne Sorgen! Auch ich hab' einst wie Du in fremdem Hause mein täglich' Brot erwerben müssen; auch mir war's oftmals weh' um's Herz, wie Dir in diesem Augenblick! Doch nur getrost! Wenn Du wacker strebst, mit mir Hand in Hand gehest, brav und gut bist, wie ich es war und bin, dann wirst Du bei mir eine gute Stätte gefunden haben, dann werden ich und die Meinigen Dir das Vaterhaus ersetzen, dann werde ich Dir ein Beschützer, ein Freund sein. Geh' nur ruhig an Dein Werk und vertraue mir!" —

Und mit Lust und liebe geht man in der That an's Werk und ist fröhlich und guter Dinge, weil man fast meint, im Elternhause zu sein. Schlägt dann einmal die Trennungsstunde, so scheiden wir mit innigem Schmerze von dieser Stätte und diesen herzigen Menschen, deren Güte und Liebenswürdigkeit uns so viele angenehme genußreiche Stunden gewährt, deren Kenntnisse und Lehren unser Wissen bereichert haben. Ach, und bis in das späteste Alter, ja bis zum Tode, bewahren wir mit dem Gefühle wärmster Dankbarkeit die unauslöschliche Erinnerung an jene Männer, jene Familien! — Gesegnet seien sie bis in das tausendste Glied!

(Wirtschafts-Inspektor A. George Voß.)

58. Über landwirtschaftliche Arbeiterverhältnisse.

In vielen Teilen unseres Vaterlandes lassen sich in der Gegenwart die bittersten Klagen über die landwirtschaftlichen Arbeiterverhältnisse vernehmen. Während auf der einen Seite anerkannt wird, daß auch unter den landwirtschaftlichen Lohnarbeitern herrschende zahlreiche Mißstände materieller und moralischer Art, die im Widerspruch mit den Zielen und Aufgaben des modernen Staates und der heutigen Gesellschaft stehen, beseitigt werden müßten, lassen andererseits auch die ländlichen Arbeitgeber ihre Unzufriedenheit über die bestehenden Zustände laut werden; ja mancher Landwirt behauptet, daß er durch die von Jahr zu Jahr ungünstiger werdenden Arbeiterverhältnisse alle Lust und Liebe zur Landwirtschaft verliere.

Die landwirtschaftlichen Arbeiter zerfallen in das Gesinde und die Tagelöhner. Ersteres hat sich zu einer bestimmten Reihe von Dienstleistungen dem Arbeitherrn gegenüber auf längere Zeit verpflichtet und erhält meist volle Naturalverpflegung; die letzteren teilt man ein in Dienstleute, Einlieger und Häusler. Man versteht unter Dienstleuten diejenigen ländlichen Arbeiter, welche mit dem Gutsherrn in einem festen Vertragsverhältnis stehen, so daß sie jenem das ganze Jahr hindurch ihre Thätigkeit zu widmen haben, wofür sie dann außer einem bestimmten Tagelohn gewisse Natural-Emolumente beziehen. Einlieger und Häusler faßt man unter dem Namen freie Arbeiter zusammen. Erstere wohnen irgendwo, gewöhnlich bei Bauern, zur Miete und sind durch kein Kontraktverhältnis an die Verwertung ihrer Arbeitskraft gebunden; letztere pflegen ein eigenes Haus und gewöhnlich auch noch eine Fläche Landes zu besitzen, welche aber nie so groß ist, daß sie ihren Besitzer ernähren könnte, so daß dieser noch auf Arbeit für Fremde angewiesen ist. Einlieger und Gesinde sind ziemlich gleichmäßig über Deutschland verteilt, nur sind im Norden etwas mehr die Einlieger, im Süden mehr das Gesinde überwiegend. Die Dienstleute sind dagegen im großen und ganzen spezifisch für Norddeutschland, die Häusler für Süddeutschland.

Die Klagen der landw. Arbeitgeber konzentrieren sich hauptsächlich auf drei Punkte: auf den Mangel an Arbeitskräften, auf den hohen Preis der Arbeit und auf die mangelhafte Beschaffenheit der zu Gebote stehenden Arbeitskräfte. Dies sind jedoch nur Folgen von vielen anderen unter den Arbeitern herrschenden Übelständen; als solche sind anzuführen: vielfach eine materiell ungünstige Lage, hervorgerufen weniger durch zu geringes Einkommen, als durch den Mangel an volkswirtschaftlich nützlichen Einrichtungen und durch die Unwirtschaftlichkeit der Arbeiter. So lassen namentlich die Wohnungen der Arbeiter, diese Grundbedingung für ein menschenwürdiges Dasein, noch vieles zu wünschen übrig. In Norddeutschland ist bei dem Überwiegen der Dienstleute dies meist Schuld des Gutsherrn, da er ja den Arbeitern die Wohnung stellt, in Süddeutschland aber, wo hauptsächlich freie Arbeiter vorkommen, gehen den Arbeitgeber die Wohnungs-

verhältnisse seiner Arbeiter weniger an, die Arbeiter selbst sind zu arm oder zu unwirtschaftlich, um sich selbst zu helfen und die Gemeinden, die hier eingreifen könnten, tragen oft noch zur Verschlimmerung bei, denn die Gemeinde-Armenhäuser findet man häufig so überfüllt von Bewohnern, daß hier die größten Mißstände eintreten Am ungünstigsten sind von den ländlichen Arbeitern materiell die freien Tagelöhner ohne Grundbesitz oder die Einlieger gestellt. Sie sind gewöhnt aus der Hand in den Mund zu leben und legen daher auch bei dem höchsten Verdienst nichts zurück, weshalb sie nicht nur bei einem Unglücksfall in schwere Notlage kommen, sondern auch meist im Winter infolge des mangelnden oder geringen Verdienstes harte Entbehrungen dulden müssen. Auch die bei normalen Verhältnissen ziemlich gesicherte Existenz der Häusler und des verheirateten Gesindes ist leicht gefährdet, sobald außergewöhnliche Unglücksfälle, als abnorme Teuerung der Lebensmittel, Mißraten der Kartoffel, andauernde Krankheit des Familienvaters oder mehrerer anderer Familienmitglieder u. s. w. eintreten, denn die wenigsten legen in günstigen Zeiten einen Notpfennig für ungünstige zurück. Solche Zustände, daß die Arbeiter durch jeden außergewöhnlichen Umstand in die bitterste Not versetzt werden oder auf fremde Unterstützung angewiesen sind, können aber nicht als normale und gesunde angesehen werden.

In weit höherem Grade ungünstig als die materielle Lage muß jedoch der geistige und sittliche Zustand unserer ländlichen Arbeiter bezeichnet werden. Wohl sind sie von Hause aus gutmütig und willig zur Arbeit, aber auch wieder schwerfällig und kenntnislos, ohne genügendes Selbst- und Ehrgefühl. Die Schulbildung wird vielfach als etwas Erzwungenes und Lästiges angesehen, wodurch unser gewiß gut eingerichtetes Schulwesen in seiner Bestrebung, die geistige Bildung zu heben, sehr gehemmt wird. Für die edleren Freuden des Lebens, namentlich die Häuslichkeit, hat die Arbeiterbevölkerung noch viel zu wenig das Verständnis, dagegen haben unsittliche Laster und Trunksucht zu große Verbreitung. Infolge geringer geistiger Regsamkeit sind sie leicht zu Mißtrauen gegen den Herrn geneigt, welches indessen von diesem auch häufig noch genährt wird, indem er nichts thut, um das Los der Arbeiter zu bessern, namentlich sich nicht bestrebt, denselben in allen ihren Angelegenheiten mit Rat und That zur Seite zu stehen, um sich das Vertrauen der Leute zn erwerben. Eine allzulange Arbeitszeit, bei der meist gar nicht mehr geleistet wird, als bei einer kürzeren aber intensiveren, ist auch leicht dazu angethan, die Arbeiter unzufrieden zu machen. Ein Hauptübelstand ist die Unwirtschaftlichkeit vieler Arbeiter, besonders der Hausfrauen, die es oft nicht verstehen, dem Manne das Familienleben zur Stätte der Erholung zu machen, für kräftige Kost und anständige Kleidung zu sorgen, mit dem Verdienst hauszuhalten und die Kindererziehung in der richtigen Weise zu leiten. Hand in Hand hiermit geht der geringe Trieb der Arbeiterbevölkerung, vorwärts zu kommen, sich entweder eine behaglichere Existenz zu schaffen oder nach einer höheren Lebensstellung zu streben, wozu indes auch häufig keine Gelegenheit geboten ist.

Diese Übelstande gehören sämtlich in das Gebiet der „sozialen Frage", denn man versteht ja unter letzterer den Zwiespalt zwischen den berechtigten, von dem Gewissen der Nation unterstützten, Ansprüchen der Arbeiter und ihrer wirtschaftlichen und sozialen Lage. Hinzu tritt aber noch zu dem soeben Angeführten das große theoretische Bedenken, daß der Grundbesitzer und der Kapitalist im Grund und Boden und im Kapital Produktionsmittel besitzt, die im Großen und Ganzen keine Wertverminderung erfahren und ihrem Eigentümer in der Grundrente und im Kapitalzins ein Einkommen sichern, während beim Arbeiter das Einkommen ausschließlich aus Arbeitslohn besteht und das Produktionsmittel, aus dem dieser hervorgeht, nämlich die Arbeitskraft, nicht nur ständiger Abnutzung unterworfen, sondern auch, um überhaupt zur Produktion zu gelangen, zum Anschluß an den Grundbesitzer und den Kapitalisten genötigt ist. Die Beseitigung dieser Übelstände, die Lösung der sozialen Frage, gehört zu den dringendsten und ernstesten Aufgaben der Zeit, denn von der Gleichgültigkeit des Kapitals und Grundbesitzes den berechtigten Ansprüchen der Arbeit gegenüber und von der Verlassenheit der auf Selbsthilfe angewiesenen Arbeiter ist der anarchistische Kommunismus und die Sozialdemokratie großgezogen worden. Durch ein freies Walten der wirtschaftlichen Kräfte die Heilung der sozialen Mißstände zu bewerkstelligen, wie es eine einseitige Richtung der Freihandelsschule, die Manchesterpartei, will, ist nicht möglich; der Staat wie der Einzelne müssen vielmehr positiv vorgehen, um Abhilfe zu schaffen und größerem Unheil vorzubeugen. Böse Früchte sind schon am Baume der Volkswirtschaft in dieser Beziehung gereift, denn bei den bestehenden Übelständen wurde es Volksverführern nicht schwer, die leichtgläubige Masse unzufrieden zu machen und ihr vorzuspiegeln, daß sich die Lösung der sozialen Frage durch der Arbeiter alleinige Kraft, durch revolutionären Umsturz der bestehenden staatlichen und wirtschaftlichen Ordnungen erzwingen lassen. Die so unter den industriellen Arbeitern entstandene Sozialdemokratie sucht auch die ländlichen Arbeiter und die kleinen Grundbesitzer in ihre Bewegung hereinzuziehen, schon weil diese die bei weitem zahlreichste Bevölkerungsmasse ausmachen und weil ihr der Erfolg ihrer Wirksamkeit ohne die Gewinnung der Landbevölkerung nicht möglich erscheint. Als Köder halten die Sozialdemokraten der ländlichen niederen Bevölkerung die Aussicht auf eine allgemeine gleiche Verteilung des Grundbesitzes hin, hinter dem das ersehnte Endziel, die Abschaffung des Privateigentum's an Grund und Boden und Einführung des Gesamteigentum's, wohl erkennbar ist. Wohin diese Bewegung, die glücklicherweise unter der Landbevölkerung noch wenig Anhänger gefunden hat, führen würde, wird jeder Denkende leicht einsehen. Ein intensiver rationeller Betrieb des Ackerbaues kann bei einer genossenschaftlichen Ausführung nur schwer angewandt werden; es müßte zu roheren Wirtschaftssystemen zurückgekehrt werden und alle die mühsam erworbenen Errungenschaften, die im Verlaufe von Jahrhunderten unsere Landwirtschaft, wie Roscher sagt, zu einer „Kunst, einer Industrie und Wissenschaft" gemacht

haben, wären umsonst gewesen. Möglichst wenig arbeiten und viel genießen wäre fortan die Parole jedes Einzelnen, Rückschritt und Verfall die Zukunft des Staates. Damit solche Zustände verhütet werden möchten, ist es nötig, der Sozialdemokratie den Boden zu entziehen durch möglichste Lösung der sozialen Frage.

Zunächst sei hier Einiges über die Beschaffung der nötigen Arbeitskräfte und über Abhülfe gegen *Arbeitermangel* erwähnt. Hierzu schreibt Prof. *Roscher* u. a.: „Klagt die Landwirtschaft so häufig über chronischen Arbeitermangel, so verrät sie dadurch fast immer ein partielles Zurückgebliebensein. Entweder ist die Bildung ihrer Arbeiter, dieser niedrigsten aber zahlreichsten Volksmasse, hinter der Volksbildung im allgemeinen zurückgeblieben, oder ihr Lohn steht zu tief im Vergleich mit dem städtischen und gewerblichen, was um so mehr zum Austritt aus ihrer Laufbahn reizt, als der Feldarbeiter sich leicht in die feineren städtischen Arbeitszweige findet, der Städter hingegen sehr schwer in die gröberen Feldarbeiten. Oder endlich, man hat zu wenig gethan, um landwirtschaftliche Maschinen zu Hülfe zu nehmen. Hiermit sind bereits die vornehmsten Mittel angedeutet, wie dem chronischen Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitern begegnet werden kann." Es ist nur zu bekannt, daß der Landwirtschaft bei ungünstiger Lage der Arbeiter sehr viele Arbeitskräfte entzogen werden. Dies geschieht nach drei Richtungen hin: Durch Auswanderung, durch die Städte und durch die Industrie. Für Preußen ist festgestellt, daß die ländlichen Arbeiter in weit ausgedehnterem Maße *auswandern*, als die übrigen Volksklassen, und daß gerade in den am dünnsten bevölkerten Distrikten die Auswanderung am stärksten vor sich geht. Das sind aber dieselben Distrikte, in denen der ländliche Großbesitz am meisten überwiegt und die Kleinstellenbesitzer am wenigsten vertreten sind. Die Auswanderung wird aber am wirksamsten bekämpft, wenn man sucht, den ländlichen Arbeitern ihre wirtschaftliche und soziale Lage annehmlicher zu machen, womöglich durch Beschaffung von Grundbesitz ihnen eine feste Heimat zu schaffen.

Dieselbe Maßnahme ist gegen den Zug der ländlichen Arbeiter *nach den Städten und der Industrie* zu ergreifen. Hier muß jedoch betont werden, daß in dieser Übersiedelung der Landbevölkerung auch ein großes Stück Verblendung mit im Spiele ist. Die etwas höheren Geldlöhne der Industrie locken den Arbeiter leicht an und lassen ihn vergessen, daß ihm dann so manche billigen Natural-Emolumente der Landwirtschaft nicht mehr zukommen; daß sein ganzer Lebensunterhalt sich verteuert, in vielen Industriezweigen auch seine Gesundheit gefährdet ist und sein Körper früher ermatten wird, als bei den gesunden landwirtschaftlichen Arbeiten. Nach den Städten zieht es so viele, besonders jüngere Glieder der Arbeiterkreise, Mädchen und Burschen, wegen der größeren Mannigfaltigkeit und Abwechselung des städtischen Lebens; wegen der mehr sich darbietenden sinnlichen Genüsse und der größeren Ungebundenheit, welche dort herrscht. Viele verkommen hier aber moralisch und physisch, verfallen in den Strudel des Lasters und werden

unnütze Glieder der menschlichen Gesellschaft. Die Mädchen verderben so oft sittlich und sinken immer tiefer, der männliche Teil wirft sich vielfach dem Sozialismus in die Arme. Diesen ungesunden Zuständen entgegenzuwirken dürfte eine schöne Aufgabe berufener Organe sein, so namentlich auch der Kirche und Schule.

Bei andauerndem Arbeitermangel können größere Güter leicht sich sogenannte Wanderarbeiter engagieren, deren es ja in vielen dicht bevölkerten Gegenden Deutschlands giebt. Auf vielen Gütern Norddeutschlands, insbesondere Zuckerrübenwirtschaften, ist diese Einrichtung üblich, und kommen dort die meisten Arbeitskräfte aus Posen, Oberschlesien, dem Kreis Landsberg a. W., vom Eichsfeld u. s. w. Durch die Reisekosten und andere Umstände werden diese Arbeiter jedoch oft sehr teuer, und dann ist vom nationalökonomischen Standpunkt gegen diese Einrichtung einzuwenden, daß es für ein Land oder eine Gegend doch viel besser ist, wenn sie dicht bevölkert ist, wenn der Arbeitslohn nicht nach außerhalb entführt wird und Landwirtschaft wie Gewerbe mehr Produkte im nächsten Umkreise absetzen können. Viel besser, wenn auch schwieriger, erscheint deshalb die Gründung eines tüchtigen ansässigen Arbeiterstandes, wie es ja zu Anfang unseres Jahrhunderts nach Aufhebung der Frohndienste vielfach geschehen ist durch Gründung des Standes der Dienstleute. Es muß auch dem größeren Landwirt eine hohe Befriedigung gewähren, von einem tüchtigen, anständigen und zufriedenen Arbeiterstand umgeben zu sein, dessen Existenz er begründet hat, anstatt, wie ehemals, von unfähigen, leichtsinnigen, in anderen Gewerben unbrauchbaren Personen. Dabei können in den Hauptarbeitsperioden immer noch fremde Arbeitskräfte herangezogen werden. Es ist überhaupt die Beschaffung der Arbeitskräfte in der Landwirtschaft so schwierig, weil sich die Arbeit so ungleich über das Jahr verteilt, und es wird immer eine der schwierigsten Aufgaben des Landwirts bleiben, dafür Sorge zu tragen, daß er einerseits immer genug menschliche Arbeitskräfte zur Verfügung besitzt und daß er andererseits diejenigen Personen, welche er einmal in Lohn genommen hat, auch stets mit nutzbringenden Arbeiten beschäftigt. Es hat der Wirtschaftsplan hierauf besonders zu achten; man muß den nach anderen Gesichtspunkten hin wünschenswerten ausgedehnten Anbau mancher Früchte einschränken, wenn sie in gewissen Zeiten so viele Arbeit beanspruchen, daß diese entweder gar nicht bewältigt werden kann oder nur mit so hohen Kosten, daß wieder die Rentabilität der Frucht in Frage gestellt ist; man muß andererseits Kulturpflanzen in die Fruchtfolge einschieben, deren Bearbeitung in arbeitsfreiere Zeit fällt; man muß endlich dafür sorgen, daß sich an denjenigen Tagen und Stunden im Sommer, an denen wegen ungünstiger Witterung die Erntegeschäfte oder auch die Arbeiten beim Hackfruchtbau unterbleiben müssen, anderweitige nützliche Beschäftigung findet, wie z. B. Anlage und Umstechen von Komposthaufen, Anlage und Reinigen von Gräben, Düngerfahren, Hofarbeiten ꝛc. Weiter muß der Landwirt bei Vorhandensein ansässiger Arbeiter darnach streben, den Bedarf an Arbeitskräften

zwischen der Sommer- und Winterperiode teilweise auszugleichen. Ganz ist dieser Ausgleich ja nicht nötig, da ein Teil der Arbeiter im Winter meist nicht auf Lohn arbeitet, wie ältere Leute; die Mehrzahl der Frauen und Kinder, und vielfach auch nichtlandwirtschaftliche Beschäftigung sich den Arbeitern bietet, wie Forstarbeiten, Weben, industrielle Arbeiten u. s. w. Immerhin wird zwischen Sommer- und Winterarbeit auszugleichen übrig bleiben, was auf zwei Wegen geschehen kann, nämlich durch Vermehrung der Winterarbeiten und Verminderung der Sommerarbeiten. Ersteres kann geschehen durch Vornahme von Meliorationen, durch Flegeldrusch, durch Kultur des Flachses, der zum Anbau im großen viel mehr der Beachtuug verdient und hohe Reinerträge zu liefern vermag, u. s. w. Die Verminderung der sommerlichen Geschäfte läßt sich am wirksamsten bewerkstelligen durch Einfügung von Weideschlägen in die Fruchtfolge, wie überhaupt durch Vermehrung des Futterbaues und der Viehhaltung.

Ein weiteres Hilfsmittel bei Arbeitermangel oder bei sehr hohen, Löhnen ist ein *Ersatz* des Produktionsfaktors *Arbeit durch Kapital*. Dies geschieht meistens durch Verrichtung der Handarbeiten mittelst *Maschinen*, die durch Zugtiere, Dampf oder eine andere Kraft betrieben werden. Um höhere Ernten zu erzielen, verwendet man dann nicht bessere Pflege auf die Früchte, dagegen Drainage, Tiefkultur, käuflichen Dünger; man begünstigt die Tierzucht durch ausgedehnteren Futterbau, wertvolle Viehbestände, reichlichste Ernährung der Tiere, betreibt technische Gewerbe u. s. w. Als das klassische Land solcher kapitalintensiven Landwirtschaft gilt England, wo die kostspieligsten Meliorationen ausgeführt, die besten landwirtschaftlichen Maschinen, die teuersten Zuchttiere verwandt werden, wo man die Weideschläge umzäunt, um den Hirten zu sparen u. dergl. m.

Als ein großer Mißstand muß es angesehen werden, daß in neuerer Zeit in bäuerlichen Kreisen eine große *Abneigung gegen das Dienen* als Gesinde *auf größeren Gütern* herrscht; denn es würde zur Verbesserung der bäuerlichen Landwirtschaft sehr viel beitragen, wenn alle diejenigen bäuerlichen Wirte, welche die Arbeitskraft ihrer Kinder nur einigermaßen entbehren können, ihre Söhne und Töchter eine zeitlang in tüchtigen größeren Wirtschaften als Gesinde vermieten würden. Damit wäre ein beiderseitiger Vorteil verknüpft. Die jungen Leute würden eine rationelle, der Neuzeit entsprechende Ausführung der Ackerbestellung, der Pflege, Ernte und Verwertung der Kulturpflanzen, eine gut betriebene Viehhaltung, eine richtige Fütterung und gute Milchwirtschaft kennen lernen, sie würden eine ausgezeichnete Lehrzeit durchmachen und instand gesetzt werden, die bäuerlichen Wirtschaften, in denen ja der Betrieb so viel nach altem Stil und unrationell gehandhabt wird, der Neuzeit entsprechend zu betreiben. Die größeren Güter würden den Einfluß solcher besseren Elemente unter ihrem Gesinde ebenso wahrnehmen, wie im Militär die Freiwilligen in mancher Hinsicht einen frischen Geist unter die Truppe bringen. Freilich ist die Vorbedingung solcher Einrichtungen, daß die Dienstboten eine gute

Behandlung erfahren, damit solchen besseren Elementen nicht die Dienstzeit verleidet wird. In Dänemark ist man uns in dieser Beziehung voraus, indem dort die jungen Bauernsöhne nach vollendetem 18. Lebensjahre durch Vermittelung der Königlichen Landwirtschaftsgesellschaft auf drei Jahre auf größere Güter als wirkliche Knechte vermietet werden. Sie erhalten Lohn, kommen nach Ende jeden Jahres auf ein anderes Gut und erhalten nach Beendigung der drei Jahre ein Lehrzeugnis. Daß solches längere Vomhausesein, solche längere und ernste Thätigkeit in tüchtigen Wirtschaften ihre großen Vorteile hat und besser ist, als das Zuhausebleiben und Ofenhocken, liegt klar auf der Hand.

Zur Erziehung eines gesunden ländlichen Arbeiterwesens ist ein Hauptmittel die Gewährung eines sicheren und ausreichenden Einkommen's. Hierbei soll jedoch der einzelne Landwirt der volkswirtschaftlichen Entwickelung seines Bezirks nicht vorgreifen, indem er ganz allein plötzlich höhere Löhne zahlt; er würde sich dadurch nur lächerlich machen und sich selbst großen Schaden zufügen. Neigt jedoch eine Gegend zu höheren Löhnen hin, so soll auch der Landwirt hierin nicht zurückbleiben, denn hohe Löhne charakterisieren eine hochentwickelte und aufblühende Volkswirtschaft.

Im allgemeinen ist betreffs der Arbeitslöhne zu beachten, daß dieselben heute im Vergleich zu der Leistung der Arbeiter und zu dem Reinertrag der Unternehmung schon ziemlich hoch sind und daß die bisherige Steigerung derselben bei fallendem Preis der landwirtschaftlichen Produkte schon vielfach eine bedenkliche Situation der landwirtschaftlichen Unternehmer geschaffen und den gesunden Fortschritt des landwirtschaftlichen Betriebes in Frage gestellt hat. Eine Erhöhung der Löhne kann daher meist nicht auf Kosten der Reinertrages erfolgen, sondern mnß begleitet sein von einer gesteigerten Leistung der Lohnarbeiter. Wie verschieden diese Leistungen sein können, zeigt eine Berechnung Schmoller's über die landwirtschaftlich benutzte Bodenfläche, die im Königreich Preußen 1858 auf einen landwirtschaftlichen Arbeiter in den einzelnen Provinzen entfiel. Diese betrug in den Provinzen:

Preußen	36	Morgen,	Posen	36	Morgen,
Pommern	51	„	Brandenburg	43	„
Schlesien	25	„	Sachsen	36	„
Westfalen	31	„	Rheinprovinz	35	„

Wenn also ein Arbeiter in Sachsen 36 Morgen bearbeitet, während er in Preußen und Pommern mit viel roherer extensiver Kultur auch nur mit 36 fertig wird, so muß der sächsische Arbeiter viel mehr leisten. Und wenn ein Arbeiter in Schlesien 25, am Rhein 35 Morgen bearbeitet, und zwar hier viel intensiver, so nuß wieder der rheinische Arbeiter weit über dem schlesischen stehen. Die bekanntlich so hohen Löhne der Rheinprovinz werden daher, auf die Arbeit bezogen, gar nicht größer sein, als in Schlesien. Auch ein historischer Rückblick zeigt, daß mit höheren Löhnen die Arbeits-

leistnng wächst; denn man wird im allgemeinen finden, daß in einem längeren Zeitraum die Akkordlöhne nicht so hoch steigen, wie die Tagelöhne.

Sehr vorsichtig ist in der Landwirtschaft mit der Gewährung des Geldlohns zu verfahren, denn so rätlich es im allgemeinen auf höherer Kulturstufe ist, jede Naturalwirtschaft fallen zu lassen und Geldwirtschaft zu treiben, so ist es doch bei den ländlichen Arbeitern nicht wünschenswert, daß vollständige Geldlöhnung eintrete, da auf dem so wenig entwickelten Markte des platten Landes die notwendigsten Lebensbedürfnisse nicht so vorteilhaft eingekauft werden können, die Arbeiter leicht überteuert werden und die Zwischenhändler den Gewinn davon tragen. Auch lehrt die Erfahrung, daß die Arbeiter mit dem Gelde vielfach nicht richtig zu wirtschaften verstehen, daß sie es für Luxusartikel ausgeben und die dringendsten Bedürfnisse nicht vollkommen befriedigen. Eine teilweise Naturallöhnung muß daher als sehr zweckmäßig für die Landwirtschaft erkannt werden. Bei häufig vorkommendem Verlassen des Dienstes seitens des Gesindes ist es sehr zweckmäßig, den Geldlohn nicht gleichmäßig über das ganze Jahr, sondern den Arbeitsperioden entsprechend zu verteilen.

Als Vorteile des Naturallohns sind außer den oben angedeuteten noch anzuführen, daß die Arbeiter dadurch vielfach vom Diebstahl abgehalten werden. Wird Acker- oder Gartenland und Viehhaltung gewährt, so lernt der Arbeiter selbst einen kleinen landwirtschaftlichen Betrieb zweckmäßig führen, er wird wirtschaftlicher und sparsamer. Endlich ist auch sehr wichtig der sittliche Einfluß, der durch solche Naturallieferung zwischen humanen Arbeitgebern und Arbeitern erhalten bleibt. Der Arbeiter spürt, daß sein Herr nicht blos an sich denkt, wenn er eine ordentliche Wohnung für ihn beschafft, wenn er ihm ein Stück Gartenland anweist, wenn er durch Lieferung von Brotfrucht und Kartoffeln ihn über den Druck der Konjunkturen erhebt und so ihm den nötigsten Lebensunterhalt sichert.

Die am meisten verbreitete Naturalgewährung ist die Beköstigung der Arbeiter seitens der landwirtschaftlichen Unternehmer. Bei dem unverheirateten Gesinde erscheint ja ein anderer Modus nicht gut möglich; vielfach wird aber auch das verheiratete Gesinde, ja sogar die Tagelöhner verköstigt, und dies scheint mir eine unvorteilhafte Form der Naturallöhnung, denn sie verursacht dem Arbeitgeber einen größeren Geldaufwand, als sie dem Arbeiter wert ist. Werden die Arbeiter auf dem Gute verköstigt, so machen sie größere Ansprüche an das Essen, als wenn sie sich dieses selbst besorgen bezw. durch ihre Frau besorgen lassen, und daher jenes Verhältnis, so daß die Arbeiter bei Selbstbeköstigung billiger leben. Man kann fast überall die Beobachtung machen, daß bei Kostgewährung an die Arbeiter, auch bei bester Zubereitung, Klagen über das Essen entstehen, die dann zu Ärger und anderen Mißhelligkeiten Anlaß geben, so daß bei Wegfall der Kost das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeiter sich bessern würde. Nachdrücklich ist hier aufmerksam zu machen auf die in vielen Städten bestehende Einrichtung der Volksküchen, die von den Behörden, von mildthätigen Gesellschaften und auch

von Privaten in's Leben gerufen sind, um ein nahrhaftes Mittag-, zuweilen auch noch Abendessen zu bereiten und zum Selbstkostenpreis, bei Privatunternehmung allerdings mit einem kleinen Gewinn, den Arbeitern abzugeben.

Ein sehr gutes Mittel, um das Einkommen und die Leistungsfähigkeit der ländlichen Tagelöhner zu erhöhen, liegt in der vermehrten Anwendung der Akkordarbeit, die ja in der Industrie so große Aufnahme gefunden und wesentlich zu deren Aufschwung beigetragen hat. In der Landwirtschaft ist freilich eine so ausgedehnte Anwendung der Akkordarbeit, wie in der Industrie, nicht möglich, weil die Arbeitsteilung nicht so weit ausgebildet werden kann, die Arbeiten auch so häufig und so schnell wechseln und auch die einzelnen Arbeiten je nach den Umständen eine ganz verschiedene Zeit und Kraft erfordern; doch dürfte bei gehöriger Initiative die Akkordarbeit sich viel mehr verwenden lassen, als es zur Zeit in der Landwirtschaft geschieht. Auf einem Gut in der Rheinprovinz wurden z. B. folgende Arbeiten in Akkord ausgeführt: sämtliche Erdarbeiten, Mist-Laden und -Streuen, Hacken, Graben, Kartoffelhäufeln, Mähen, Heumachen, Kartoffelausmachen, Dreschen, Sacktragen, Kartoffelauslesen, Getreidesacken, Heubinden, Steineklopfen u. a. m. Man nimmt an, daß der Arbeiter im Akkord mindestens $^1/_3$ mehr leistet, als im Tagelohn, häufig aber auch $^1/_2$ und noch mehr. Infolgedessen kann er sich selbst ein höheres Einkommen verschaffen, und der Arbeitgeber hat den Gewinn, daß die nötigen Verrichtungen schneller vollendet sind oder daß er weniger Personen in der gleichen Zeit dabei anzustellen braucht, was namentlich in arbeitsreicher Zeit von Bedeutung ist. Ferner spart der Arbeitgeber bei diesem Lohnsystem nicht unbeträchtlich an Aufsichtskosten. Der aus der Akkordlöhnung fließende Mehrverdienst stellt vollständig eine Erhöhung des Einkommens der Arbeiter dar, denn eine Herabsetzung der Akkordsätze, um den Verdienst näher dem Tagelohn zu bringen, pflegt im allgemeinen nicht einzutreten. Mit dem Akkordlohn pflegt aber auch ein größerer Erwerbstrieb bei dem Arbeiter sich einzustellen; bedenkt man weiter, daß der Fleißige und Geschickte hierbei seiner Leistung entsprechender als im Tagelohn bezahlt werden kann, so muß der Einfluß der Akkordlöhnung als ein äußerst günstiger bezeichnet werden. — Ein Hauptnachteil des Akkordlohns liegt darin, daß die Qualität der Arbeit leicht leidet, weshalb große Akkuratesse erfordernde Verrichtungen nicht im Akkord ausgeführt werden dürfen.

Das höchste Lohnsystem stellt endlich die Tantieme-Löhnung dar, wobei für Leistungen über ein bestimmt vorgeschriebenes Maß Geldbewilligungen eintreten. Man sucht dabei entweder die Arbeiter durch Tantiemen am Reinertrag der Wirtschaft oder eines Wirtschaftszweiges zu beteiligen oder belohnt dieselben durch Gratifikationen für außerordentliche Leistungen in den Verrichtungen der Landwirtschaft. Dieses System verlangt schon eine ziemlich vorgeschrittene Arbeiterbevölkerung und kann bei vorzeitiger Einführung leicht zu vielen Mißhelligkeiten führen.

Zu einer Vermehrung des Einkommens der ländlichen Arbeiter scheinen also eine zweckmäßigere Art der Naturallöhnung und allgemeinere Einführung der Akkordarbeit die Hauptmittel zu sein, während eine Erhöhung der Geldlöhne in der jetzigen Lage der Landwirtschaft nur bei größerer Leistungsfähigkeit der Arbeiter am Platze sein dürfte.

Neben der Gewährung eines sicheren und ausreichenden Einkommens ist es aber auch nötig, auf eine wirtschaftliche Benutzung des Einkommens seitens der Arbeiter hinzuwirken. Auch in diesem Punkte fällt dem Arbeitgeber die Hauptaufgabe zu, denn die Arbeiter sind vielfach sehr unselbständig und verlangen eine gewisse Bevormundung, die nun freilich wieder nicht zu weit gehen darf; es handelt sich hier hauptsächlich darum, die Arbeiter zu einem vernünftigen Gebrauche der Freiheit zu erziehen. Man erkennt hier, daß das beste Mittel, die Arbeiter zu einer wirtschaftlichen Benutzung des Einkommens zu befähigen, auf die Beförderung der allgemeinen geistigen und sittlichen Bildung derselben hinausläuft. Damit wird auch die erforderliche Voraussicht und die nötige Selbstbeherrschung, den Überfluß guter Zeiten zur Deckung des Mangels in schlechten Zeiten aufzubewahren, gewonnen. So lange eine höhere Bildung unter den Arbeitern noch nicht verbreitet ist, muß der Arbeitgeber in vielen Punkten helfend eingreifen. So hat er besonders darauf zu achten, daß etwaige Naturalemolumente, gleichmäßig über das ganze Jahr verteilt, gegeben werden. Ferner muß er den Arbeitern behülflich sein, etwaigen Naturalüberfluß ihrer eigenen Wirtschaft passend zu verwerten, was am besten geschieht, indem er selbst ihnen diesen abkauft, denn beim Verkauf an Händler verlieren die Arbeiter meist sehr viel.

Ein Hauptmangel ist in der Verwertung des Arbeitslohns der, daß der Einkauf der Lebensbedürfnisse den Arbeitern meist noch sehr verteuert wird. Letztere pflegen ihren Bedarf an Kaffee, Salz, Öl, Zucker, Beleuchtungsmaterial, Kleidungsstücken u. s. w. in kleinen Mengen bei einem kleinen Krämer zu kaufen, erhalten dabei aber meist schlechte Qualität und müssen sie verhältnismäßig sehr hoch bezahlen. Da der Krämer auch vielfach einen Ausschank hat, so werden noch große Mengen Branntwein mitgenommen; schließlich veranlaßt die Zuvorkommenheit des Krämers (das Borgen!) die Arbeiter oft zu leichtsinnigem Schuldenmachen. Gegen diese Mißstände hat sich nun die Einrichtung der Konsumvereine trefflich bewährt, die auf dem Lande, wo die preisdrückende Konkurrenz fehlt, noch viel mehr eingeführt werden könnten. Auch hier muß, wenn die Arbeiter nicht imstande sind, sich zur Bildung eines solchen Vereins zusammenzuthun, der Arbeitgeber eingreifen, indem er das Zustandekommen eines Konsumvereins veranlaßt oder selbst die hauptsächlichsten Lebensmittel im großen ankauft und im einzelnen an die Arbeiter wieder verkauft, wobei jedoch ebenso, wie beim Verkauf vom Arbeitsherrn selbst produzierter Artikel auf einen Gewinn zu verzichten ist; denn es ist für den Arbeitgeber Gewinn genug, wenn durch billigere Beschaffung der Lebensbedürfnisse das Einkommen seiner Arbeiter sich erhöht.

Wenn die bis jetzt besprochenen Maßnahmen zur wirtschaftlichrn Benutzung des Einkommen's darauf hinauslaufen, die augenblickliche Situation des Arbeiters besser zu gestalten, so ist es aber auch nötig, dafür zu sorgen, daß in ungünstigen Lebenslagen und in Unglücksfällen die Existenz des Arbeiters gesichert ist. Zu diesem Zwecke hat die Neuzeit eine ganze Reihe Institute ins Leben gerufen, als Kranken-, Unfallversicherungs-, Pensions-, Wittwen- und Waisen-, Begräbnis-, Lebensversicherungskassen, Spar- und Feuerversicherungskasseu und Viehversicherungsanstalten. Die Unfallversicherungs-, Kranken- und Pensions-, Invaliditäts- oder Altersversorgungskassen sind ja auf staatlichem Wege bei uns eingeführt, bezw. zur Zeit noch in der Einführung begriffen, und bleibt hier der privaten Thätigkeit nur übrig, diese wohlthätigen Einrichtungen nach Kräften zu unterstützen; denn es werden doch noch Jahre vergehen, bis dieselben in Fleisch und Blut der Bevölkerung übergegangen sind, befreit von jedem Vorurteil ihre guten Früchte tragen können und imstande sind, derzeitige Übelstände aufzuheben. So ist es zur Zeit ein oft empfundener Mißstand, daß Arbeiter mit einer starken Familie oder ältere Leute ungern in einen Dienst aufgenommen werden, weil man befürchtet, sie könnten bei eintretender Erwerbsunfähigkeit mit den Ihrigen, infolge des Gesetzes vom 6. Juni 1870 über den Unterstützungswohnsitz, der Gemeinde zur Last fallen. Nach allgemeinem Anschluß an die Altersversorgungskasse wird dieser Übelstand wegfallen, da diese ja dann dem erwerbsunfähigen Arbeiter Unterstützung gewährt.

Die Versicherung gegen Feuerschaden findet in ländlichen Arbeiterkreisen im allgemeinen noch nicht genügend statt, trotz der großen Gefahr; denn die Wohnhäuser sind meist aus leicht feuerfangendem Material gebaut, mit leicht brennbaren Stoffen gefüllt, und schnelle Hilfeleistung kann bei ausbrechendem Feuer gewöhnlich nicht gebracht werden. Die Versicherung wird am einfachsten bei einer der bestehenden, auf Gegenseiligkeit oder auf Aktien gegründeten Versicherungsanstalten bewirkt. Nicht minder wichtig ist für die viehbesitzenden Arbeiter die Versicherung desselben, denn leicht können sie bei Verlust des Viehes in große Verlegenheit kommen oder Wucherern in die Hände geraten. Hierbei ist der Anschluß an die großen Viehversicherungs-Gesellschaften nicht so erwünscht, denn diese werden sich entweder gar nicht mit der Aufnahme der Tagelöhnerkuh abgeben oder sehr hohe Versicherungsprämien verlangen. Auch lehrt die Erfahrung, daß kleine lokale, auf Gegenseitigkeit begründete Viehversicherungs-Genossenschaften in verschiedenen Teilen Deutschlands auf's beste gedeihen. Wittwen-, Waisen-, Begräbnis- und Lebensversicherungskassen stehen in naher Beziehung zu der jetzt in der Einführung begriffenen staatlichen Invaliditäts- und Altersversicherung, wenn die letztere die ersteren auch nicht ersetzen soll.

Man könnte leicht zur Annahme gelangen, daß die erwähnten Versicherungen beim Vorhandensein guter Sparkassen ganz in Wegfall kommen könnten, da ja durch diese der Arbeiter in Stand gesetzt würde, für alle vor-

kommenden Unglücksfälle und für Zeiten der Erwerbslosigkeit Beträge zurückzulegen. Dem ist aber durchaus nicht so. Einmal ist an den Versicherungen eine große Zahl Mitglieder beteiligt, und es kommen bei eintretenden Unglücksfällen den Betroffenen auch die Geldbeiträge der verschont Gebliebenen zu gute; dann liegt nach erfolgtem Eintritt in eine Versicherung ein Zwang zum Sparen vor, weil der Arbeiter bei Nichtzahlung der Prämien des Anrechts auf Unterstützung verlustig geht. Trotzdem werden durch die Versicherungen die Sparkassen nicht überflüssig gemacht, sondern behalten noch eine große Bedeutung. Sie haben den Vorzug vor den Versicherungen, daß die Spareinlagen auf jeden Fall Eigentum des Einlegers bleiben und durch Verzinsung sich vermehren, während bei keiner Versicherung es gewiß ist, ob die eingezahlten Geldbeträge dem Zahler zum Nutzen gereichen werden. Deshalb kann mittelst der Sparkassen der Sparsinn der Bevölkerung angefacht werden und die Erfahrnng hat genugsam erwiesen, daß der Arbeiter, welcher spart, in der Regel gerade durch das Sparen fleißig, solide und wirtschaftlich wird. Wie nun gespart wird, auf welche Weise die Sparkassen am zweckmäßigsten organisiert werden, ist lange nicht so wichtig, als daß überhaupt gespart wird. Auf großen Gütern mit viel Gesinde und kontraktlich gebundenen Tagelöhnern sind sehr angebracht die sog. Gutssparkassen, wozu beizutreten die Arbeiter entweder kontraktlich verpflichtet werden, oder dazu angeregt durch einen Zuschuß zu jeder Spareinlage seitens des Arbeitsherrn und Prämien auf hohe Einlagen. Für die freien Arbeiter stehen ja allerwärts die öffentlichen Sparkassen zur Verfügung; es ließe sich aber hier noch vieles bessern durch Errichtung dem Arbeiter nahe liegender, ländlichen Sparkassen, die bis zu den kleinsten Beträgen Einlagen annehmen und entsprechend verzinsen, sowie durch Gründung ländlicher Darlehenskassenvereine, die auch schon kleine Einlagen annehmen und andererseits, indem sie Darlehen unter günstigen Bedingungen gewähren, wohlthättg durch Bekämpfung des Wuchers wirken. —

War seither hauptsächlich von der Besserung der materiellen Lage der landwirtschaftlichen Arbeiter die Rede, so mußte doch öfters auf die Notwendigkeit der geistigen und sittlichen Bildung der Arbeiterbevölkerung hingewiesen werden, und es scheint bei tieferem Eingehen eine Verbesserung der ländlichen Arbeiterverhältnisse ohne Hebung der geistigen und sittlichen Bildung nicht gut möglich zu sein. Wie bei jeder höheren Bildung die Zahl und Lebhaftigkeit vernünftiger Bedürfnisse wächst, so müssen auch beim Arbeiter höhere Bedürfnisse erweckt werden, zugleich aber auch Befähigung und Energie, an der Vervollkommnung seiner Lebensstellung zu arbeiten, in ihm wachgerufen werden. Dies geschieht in erster Linie in einer richtigen Jugenderziehung, und von höchster Bedeutung ist hier eine gründliche Schulbildung, deren Wert vielfach leider noch zu wenig anerkannt und in den Arbeiterkreisen selbst durch Abhalten der Kinder vom Schulbesuch oft gehemmt wird. Der Schulunterricht hat neben der Beibringung positiver Kenntnisse die moralische Erziehung zu berücksichtigen und muß daher von

einem sittlich-religiösen Geiste getragen werden. Die Elementarschule findet eine notwendige Ergänzung in der Kleinkinder- und Fortbildungsschule. Der Nutzen der ersteren ist ein zwiefacher: sie bewirkt, daß die Kinder im zartesten Alter nicht verwahrlosen und zur Schule vorgebildet werden, sie erlaubt aber auch den Arbeiterfrauen auf Arbeit zu gehen und etwas zu verdienen; denn häufig werden diese, wenn nicht eine alte Mutter oder größere Kinder da sind, von der Arbeit durch die kleinen Kinder abgehalten. Der Fortbildungsunterricht an Winterabenden befestigt und vermehrt nicht nur das früher Gelernte, sondern bewahrt auch die jungen Leute vor Wirtshausbesuch und Müßigang, der vieler Laster Anfang ist.

Neben der Schule vermag die Kirche einen großen Einfluß auf die Bildung der ländlichen Arbeiterbevölkerung auszuüben, indem sie das sittliche und religiöse Bewußtsein im Volke wachruft, belebt und kräftigt. Es ist eine nicht zu verkennende Thatsache, daß die Irreligiosität leicht zum Materialismus und Sozialismus führt.

Als ein weiteres Bildungsmittel mag die Einrichtung von Volksbibliotheken angeführt werden, die dazu dienen sollen, dem Arbeiter die Möglichkeit zu gewähren, an den langen Winterabenden und an Sonntagen ein gutes Buch zu lesen, anstatt in's Wirtshaus zu gehen oder die Zeit mit Nichtsthun zu verbringen.

Schließlich ist hier auch von großer Bedeutung, wie die Arbeiter vom Arbeitsherrn behandelt werden. Nach dem alten Sprichwort: „Wie der Herr, so der Diener" wird einmal ein gutes persönliches Beispiel des Arbeitgebers günstig wirken, und je tüchtiger der Herr ist, desto tüchtiger werden auch seine Leute sein. Dann ist aber auch eine äußerst vorteilhafte Einwirkung möglich durch den täglichen Verkehr, die Art des Befehlens, durch die Teilnahme an dem persönlichen Ergehen der Einzelnen und ihrer Familien, durch rechtzeitige und unverkürzte Gewährung des Arbeitslohnes an Geld und Naturalien. Durch solche und ähnliche Mittel muß sich der Arbeitgeber das Vertrauen seiner Leute zu erwerben suchen, und hat er dies erworben, so wird es ihm leicht fallen, viele Einrichtungen zum Wohle der Arbeiter durchzuführen. Dem Arbeitgeber liegt es auch ob, eine humane Arbeitszeit einzuhalten, namentlich von der Sonntagsarbeit nur in den dringendsten Fällen Gebrauch machen zu lassen. „Sechs Tage sollst Du arbeiten und am siebenten sollst Du ruhen", steht in der Bibel, und diese Forderung ist nötig zum geistigen und sittlichen Gedeihen des Menschen. Wer an den Wochentagen angestrengt thätig ist, bedarf Sonntag der Erholung oder wenigstens einer anderen geistig auffrischenden Beschäftigung, wenn er nicht gänzlich abstumpfen und dem Lasttier gleich werden soll. Andererseits ist jedoch nicht zu verkennen, daß erfahrungsgemäß übermäßig viele Feiertage sehr ungünstig auf den wirtschaftlichen und sittlichen Zustand der ganzen Bevölkerung einwirken und sehr viel Nationalvermögen verloren geht. In Deutschland z. B. werden jeden Tag etwa 30 Millionen Mark

Arbeitslohn ausgegeben; diese Summe geht also an jedem überflüssigen Feiertag dem deutsche Volke verloren.

Als das beste Mittel, ja sogar als einzige erfolgreiche Maßregel, die ländliche Arbeiterfrage zu lösen, wird von den bedeutendsten Nationalökonomen empfohlen, die ländlichen Arbeiter zu landwirtschaftlichen Unternehmern zu machen, d. h. dieselben instand zu setzen, durch mehrjährigen treuen und sparsamen Dienst ein kleines Grundeigentum zu erwerben und dieses neben der Lohnarbeit zu bewirtschaften. In der That trifft man dort die besten Verhältnisse, wo der landwirtschaftliche Arbeiter ein kleines Besitztum sein eigen nennt, auf dem er selbständig wirtschaftet, ohne daß es ihm jedoch seinen vollen Lebensunterhalt gewährt. Er ist daher auf andere Arbeit zwar angewiesen, aber die eigene Scholle schützt ihn vor Mangel in Zeiten der Arbeitslosigkeit. Er ist Unternehmer und Arbeiter zugleich, strebsam in seinem Berufe, Mitberater der Angelegenheiten seiner Gemeinde, mit Standesehre versehen und durch gutes sittliches Verhalten sich hervorhebend. Gewöhnlich ausgezeichnet durch Geschicklichkeit, Bereitwilligkeit und Fleiß, ist er überall als Arbeiter geschätzt und eines entsprechenden Arbeitslohnes sicher. Nachdrücklich ist daher den Arbeitgebern, wie anderen berufenen Organen anzuraten, von diesem souveränsten Mittel Gebrauch zu machen und den Arbeitern zu ermöglichen, ein Grundstück behufs eigener Bewirtschaftung zu kaufen oder wenigstens zu pachten.

(Dr. A. Backhaus-Rudlos, Großh. Hessen. 1889.)
Professor in Göttingen.

---

59. Die Mamsell und der Kutscher in den schleswig-holsteinischen Hofwirtschaften.

Maßgebend für die Charakteristik der ländlichen Dienstbotenwelt sind die einfacheren Haushaltungen, auf den Höfen diejenigen der Pächter, auf den Dörfern die der Bauern. Allerdings beginnt auch hier schon das Streben nach städtischer Mode sich zu zeigen, aber es fehlt die Gelegenheit, städtisch zu leben; und so wird sich die Metamorphose des eigengemachten Rockes in die elegante Robe nur langsam vollziehen. Nicht als ob nicht jedes Dinstmädchen eine solche elegante Robe bereits besäße, aber man sieht es darin doch selten, dann und wann an Sonntagnachmittagen beim Ausgehen, im Hause nie. Im Großen und Ganzen geht durch Alles, was auf Höfen und Dörfern Dienstleistungen thut, noch ein gesunder Zug, gegründet auf dem Gefühl, daß der Boden, welcher den Leuten ihre derbe Kost liefert, keine unnatürlichen Zierpuppen tragen mag. Denn unnatürlich steht den Mägden, denen die Tracht im eigengemachten Rock und weißer Mütze ein so vorteilhaftes Aussehen giebt, das städtische Kleid mit Überwurf und Volants; sie sind nicht darin zu Hause. Aber so lange die schleswig-holsteinische Dienstbotentracht noch auf dem Lande vorherrschend ist, mag es

ihnen ja jeder gönnen, wenn sie sich zur Kirche oder an freien Sonntagnachmittagen gern einmal „fein machen“ wollen.

Die Hauswirtschaft ist von der Landarbeit auf den Höfen getrennt; die Meierei ist oft verpachtet; aber auch da, wo dies nicht der Fall ist, haben in der Regel die Mägde, welche für das Milchwesen angenommen sind, nichts mit dem Haushalt zu thun und umgekehrt. Ja, im allgemeinen dünkt sich das Stubenmädchen, das den ganzen Tag über mit der bekannten weißen Mütze einhergeht, noch ein klein bischen mehr, als das Meiereimädchen, das nur an Sonntagen oder außer der Arbeit die zierliche Kopfbedeckung trägt. Ist eine Tanzlustbarkeit in Aussicht, so verabreden sich die weiblichen Dienstboten des Hauses, irgend eine kleine Veränderung in ihrer Tracht vorzunehmen, ein Band an der Mütze, eine zierliche weiße Schürze oder dergleichen; erfahren dies die Meiereimädchen, so machen sie's nach, und dann ist der Ärger der Haus- und Küchenmädchen groß. —

An der Spitze der weiblichen Dienerschaft steht die Mamsell; sie führt in Abwesenheit der Hausfrau den Herrscherstab in Küche und Keller und hat in ihrer Stellung sich den Respekt der Untergebenen zu wahren. Morgens sieht man sie mit der Herrin in Beratung über das, was mittags die vielen hungrigen Mägen befriedigen soll. Sie ist schon lange im Hause und hat sich an ihre Herrschaft gewöhnt; sie wird daher auch sattsam gewürdigt; ihr wird nichts be- sondern alles nur empfohlen. Sie trägt im Unterschied von den Dienstmädchen keinen eigengemachten Rock, sondern vormittags ein gedrucktes Kattunkleid, nachmittags, wenn sie sich „angezogen“ hat, einen soliden einfachen Anzug ohne die weiße Mütze. Was der Verwalter in der Außenwirtschaft ist, das ist die Mamsell mutatis mutandis in ihrem Bereich; sie ist die Vermittlerin zwischen der Herrschaft und dem weiblichen Dienstpersonal.

Früh morgens und am Abend geht sie zum Hühnerstall und sammelt die gelegten Eier; sie setzt die Glucken und greift die überzähligen Hähne, die für die Suppe oder als Sonntagsbraten bestimmt sind. Sie hat auch dafür zu sorgen, daß die Mägde zur rechten Zeit aufstehen und zu Bett gehen. In der Frühjahrszeit hat sie die ausgebrüteten Kücken zu füttern und zu warten, dem Gärtner über die zum Mittag gebrachten Gemüse Ordre zu erteilen. Vormittags ist sie vollauf mit der Zurichtung des Mittagsessens beschäftigt; zwei Menus hat sie täglich anzufertigen, das eine für die Tafel des Pächters, das andere einfachere für den Leutetisch. Ist es nicht gerade Zeit zum Einmachen, bei welcher Gelegenheit sie stets mit roten Händen anzutreffen ist, so hat sie nach dem Essen Ruhe und Muße, zu nähen oder sonstige Nebenarbeiten für sich selbst zu besorgen. Abends aber geht's wieder ins Geschäft; sie muß Grütze kochen, die tägliche Abendmahlzeit auf den meisten schleswig-holsteinischen Höfen; Sonnabends, wenn es mittags Pfannkuchen gegeben hat, treten abends an die Stelle der Grütze die allgemein beliebten Pellkartoffeln; und versammeln sich, eingeladen oder aus eigenem gesellschaftlichem Triebe, die Nachbarn auf dem Gute, so hat die Mamsell

schnell, nachsinnend über die vorhandenen Vorräte in Speisekammer und Eiskeller, den Speisezettel zu entwerfen, von der Madame genehmigen zu lassen und sofort ans Werk der Zubereitung zu schreiten. Ist die Gesellschaft überraschend gekommen, so geht's bisweilen heiß her in der Küche, und jeder, der nichts darin zu thun hat, bleibe lieber fort; denn der Mamsell gehört das Regiment, und es giebt in Schleswig-Holstein sehr resolute Mamsellen, die dem Unbefugten den Laufpaß sonder Gewissensbisse erteilen und die in Worten ausgesprochene Aufforderung mit thatkräftig nachschiebender Handbewegung unterstützen!

In das Ressort der Mamsell gehört auch die Beaufsichtigung der periodisch wiederkehrenden großen oder kleinen Wäsche. Zu dieser Zeit sieht man sie eilenden Schrittes von der Küche zum Waschhaus und wieder zurücklaufen. Eine gute Mamsell ist in der Waschbranche unerbittlich strenge; glauben die Mägde und Tagelöhnerinnen ihr Werk vollendet zu haben, so kommt die Mamsell zur Revision, und wehe, wenn die Wäscherinnen zu gleichgiltig über ihr Werk hinweggegangen sind; dann wandert das gesamte bereits ausgerungene Linnenzeug wieder in die Waschbalje, und der Reinigungsprozeß beginnt von neuem. Dabei ergießt sich über die Häupter der ungetreuen Arbeiterinnen eine vernichtende Strafpredigt; sie können sich glücklich schätzen, wenn plötzlich von der Küche her das zischende Geräusch eines überkochenden Topfes erschallt. Dann sind sie mit einem Schlage erlöst; sie können ihr feuchtdampfendes Geschäft wieder aufnehmen und dabei die unvermeidliche Unterhaltung pflegen, die natürlich mit einer Anzahl Glossen über die Mamsell beginnt, die von letzterer besser ungehört bleiben.

Im Winter kommt zu den laufenden Arbeiten die große Schlachterei, beginnend mit der Ermordung einer Anzahl Gänse, fortgesetzt mit der Zerstückelung der für den Haushalt notwendigen Schweine, sowie einer oder mehrerer fetten Kühe. Die Schlachttage sind ungemein geräuschvoll. Die Mamsell hat's ganz barbarisch „hild". Aufgeschürzt, die Ärmel des Kleides bis über die Ellenbogen zurückgestreift, steht sie an der Wurstmaschine oder am Siedekessel, am Zerlegetisch oder an der Pökeltonne, und nach rechts und links teilt sie ihre Gehorsam erheischenden Befehle aus, überall selbst mit eingreifend und durch energisches Vorarbeiten ihre Untergebenen zu gleicher Geschäftigkeit zwingend. Ist die Mamsell nicht tüchtig, so ist auch meistens das ganze Dienstpersonal zerfahren. Von einer tüchtigen Mamsell hängt der ganze solide Gang des Haushaltes mit seiner ökonomischen Verwertung alles Nutzbaren ab; und da ihr die Sorge für die Befriedigung eines der wichtigsten Triebe aller Menschen, des Ernährungstriebes, obliegt, so sorgt jeder gern dafür, sich mit ihr gut zu stehen. —

Die männliche Bedienung der Person des bürgerlichen Pächters oder Besitzers besteht auf unseren Höfen gewöhnlich nur aus zwei Individuen, dem Hausknecht und vor allem dem Kutscher; Bediente findet man höchst selten; sie erwecken zu leicht den Schein eines übertriebenen Luxus.

Der Hausknecht, in der Regel ein halbwüchsiger Bursche, hat sämtliche Stiefel zu putzen und die Garderobe der Herren zu reinigen, Holz zu hauen und in's Haus zu tragen, Wasser zu schleppen und alle täglich vorkommenden kleinen Dienste zu verrichten; hier hat er dem Kutscher behülflich zu sein, dort dem Gärtner, und zwischendurch dann und wann zur Stadt oder zu Dorf zu fahren oder gehen, Besorgungen zu machen. Er ist im allgemeinen mehr lernendes als viel leistendes Faktotum und trägt in seiner Stellung und seinem Alter nach noch ziemlich wenig zur Charakteristik der ländlichen Bevölkerung bei. —

Anders ist es mit dem Kutscher; er ist der der Person des Herrn zunächst stehende Bedienstete auf dem Hofe, sein Posten ist ein Vertrauensposten. Er hat daher selbst dafür zu sorgen, daß er sich des ihm geschenkten Vertrauens würdig macht. Ist er dazu veranlagt, so wird er meistens auf dem Gute und in seiner Stellung alt; er verwächst mit den Interessen seines Herrn, der in ihm den angestammten, oft zum Original sich heranbildenden treuen Diener achtet und ihn demgemäß behandelt. Ein Herr entschließt sich nur schwer, seinen Kutscher gehen zu lassen, den er kennt und der ihn kennt; daher trifft man heutzutage unter den Kutschern noch die meisten biederen Charaktere auf den Gütern. Sicheres Fahren, Nüchternheit, Präzision und Sauberkeit sind die Haupterfordernisse für den Kutscher.

Peter Chrischan Prüß ist nachgerade dreiundsiebenzig Jahre alt, davon siebenundvierzig Jahre lang Kutscher auf ein und demselben Hof; der Vater des jetzigen auch bereits fünfundvierzigjährigen Pächters hat ihn seiner Zeit angenommen; seitdem hat er der Familie fortdauernd seine Dienste geweiht. Seinen jetzigen Herrn und dessen sämtliche Geschwister hat er einst zur Konfirmation und zur Trauung vor die Kirche gefahren; die heutigen Kinder des Hauses haben unbewußt seine Dienste in Anspruch genommen bei der Fahrt zur Taufe, bewußt hinwiederum bei ihrer Konfirmation und einige sogar schon bei Gelegenheit ihrer eigenen Trauung.

Peter Chrischan hat also schon drei Generationen derselben Familie gedient und wird seine Stelle nun gewiß nicht mehr vertauschen. Warum auch? Er kann's ja nicht besser haben. Seine lange Dienstzeit hat ihn allmählich eine Stellung einnehmen lassen, in der er gar nicht mehr merkt, daß er der Untergebene ist, der seinem Herrn zu gehorchen hat, denn der Herr läßt ihn nie ein Wort scharfen Kommandos vernehmen. „Peter Chrischan!" heißt es vielmehr, „wie is dat hüt? Wi möten woll mal nah de Stadt föhren! Ick wull gern min Stüern bethalen; 't kann aberst licht en beten lat warden mit dat Trüggkamen; wenn di dat to veel ward, denn kann mi ja ok ener von de Knechtens föhren." „Ne, unsʼ Herr," antwortet Peter Chrischan, „ick bin noch'n jungen Kerl; mit min Peer föhr ick Se sülben; und wenn dat lat ward, denn kenn'ck Se doch beter as de Knechtens." „Na, Peter Chrischan, denn mak di man t'recht un bring Peer und Wagen in de Reeg und denn kumm man vör de Dör." „'t is got unsʼ Herr."

Unterwegs unterhält sich der Herr mit seinem Kutscher, der aber bei seinen Fragen und Antworten sich nicht umsieht, sondern die Augen streng auf die Pferde gerichtet hält. Peter Chrischan kennt seinen Herrn, d. h. er weiß, wenn es abends etwas „lat" wird, so wird es eben sehr lat, und dann hat sein Herr bisweilen eine Flasche mehr getrunken, so daß er während der Fahrt ein wenig einnickt. Dann aber sieht sich der Kutscher bisweilen um, ob dem Herrn auch nicht die Decke von den Knien gerutscht ist; er sorgt dafür, daß dieser sich nicht erkältet.

Peter Chrischan ist mehr ein Freund der Familie als ein Bediensteter; kommen die verheirateten Töchter zu Besuch, so begrüßen sie ihn und geben ihm die Hand und erkundigen sich nach Frau und Kindern; zu seinem Geburtstag wird ihm jedesmal ein Kuchen gebacken, auch sonst wird ihm manche lohnende Aufmerksamkeit erwiesen. Aber Alle wünschen, daß „der Alte" noch sein fünfzigjähriges Jubiläum feiern möge; sämtliche Dienstboten, Knechte und Tagelöhner aber sind ihm willfährig, sie betrachten Peter Chrischan stillschweigend wie eine Art Alterspräsidenten.

(Nach der „Heider Zeitung".)

60. Der „Zug nach der Stadt" und die Landwirtschaft.

„Selbst bei sehr maßvoller Auffassung der obwaltenden Verhältnisse", sagt Prof. v. d. Goltz, „müssen wir zugestehen, daß der Gutsherr hinsichtlich Beschaffung von hinreichenden und geeigneten Arbeitskräften sich gewöhnlich in schlimmer Lage befindet. Hierunter leidet aber nicht er allein, sondern es leidet mit ihm das gesamte landwirtschaftliche Gewerbe und also der wichtigste Faktor des Volkswohlstandes." Die Wahrheit dieser Bemerkungen ist in der That für die Landwirtschaft von nicht zu unterschätzender Bedeutung; es giebt gewiß kein charakteristischeres Merkmal für die moderne Entwickelung der europäischen Kulturstaaten, als das langsame Anwachsen der ländlichen, das rasche der städtischen und insbesondere der großstädtischen Bevölkerung. Für die deutsche Landwirtschaft macht sich diese Bewegung in hervorragendem Maße seit der Einführung der Freizügigkeit geltend. Man kann vielleicht sagen, daß die Freizügigkeit einerseits die Hauptbedingung für das Wachstum der deutschen Industrie bildete, daß aber andererseits in wenigstens demselben Maße durch die hierdurch möglich gewordene Heranziehung billiger Arbeitskräfte vom Lande der deutschen Landwirtschaft ungeheure Verluste erwachsen sind. Dem Konkurrenzkampfe der deutschen Landwirtschaft mit dem ausländischen Getreide steht hier gegenüber ein Kampf um die einheimischen Arbeitskräfte. Diese für die Landwirtschaft nachteiligen Konsequenzen der Freizügigkeit machen sich unter dem Drucke der auswärtigen Konkurrenz besonders fühlbar, und wenn es auch keineswegs angemessen ist, gegenüber den namhaften Vorteilen, welche unzweifelhaft die Freizügigkeit für das Ganze der Volkswirtschaft gehabt hat, sich zurückzusehnen nach der

alten Gebundenheit an die Scholle, so ist doch andererseits der Landwirt verpflichtet, die Thatsachen, welche für ihn aus der heutigen Wirtschaftsordnung entsprungen sind, fest in's Auge zu fassen und sich darüber klar zu werden, in welchem Umfange der „Zug nach der Stadt" ihm bisher die ländlichen Arbeitskräfte entzogen hat. Es giebt zwar Industrie, sagt Rümelin, auch auf dem Lande, sogar förmliche Industriedörfer und andererseits Klein- und Mittelstädte mit ansehnlichem Feld-, Garten- und Weinbau, aber im großen und ganzen liebt die Landwirtschaft die kleinen, Industrie und Handel die großen Wohnplätze. Im Ackerbau liegt eine Tendenz, sich räumlich auszubreiten, die Markungen, die Feldgüter zu vergrößern, und das Ideal des Landwirts wird immer sein, sein Besitztum kreisförmig um sein Wohnhaus und dessen Nebengelasse gelegt zu sehen. Dagegen bedarf die Landwirtschaft der centralen Standorte für den Absatz ihrer Produkte, für den Einkauf des Bedarf's an industriellen Erzeugnissen, also der Marktstadt. Gewerbe und Handel drängen umgekehrt infolge der Arbeitsteilung, des Ineinandergreifens der Bedürfnisse und der Bequemlichkeit des Absatzes der Anhäufung in großen Wohnplätzen zu.

In welchem Umfange nun bislang die Verschiebung der Bevölkerung in Deutschland zu gunsten der Städte stattgefunden hat, darin giebt eine Publikation des kaiserlich statistischen Amts über die Volkszählung im Deutschen Reich vom 1. Dezember 1885 einen lehrreichen Einblick.

Als Grenze für die Land- und Stadtbevölkerung nimmt die Reichsstatistik eine Einwohnerzahl von 2000 Personen in einer Gemeinde an. Es deckt sich dieses Verfahren allerdings nicht mit der politischen Einteilung der Einzelstaaten nach Dörfern und Stadtgemeinden, für die Zwecke der Nachweisung der Bevölkerungsverschiebung vom Lande nach der Stadt schien aber eine derartige ziffernmäßige Scheidelinie am angemessensten, „da im großen und ganzen Wohnorte von mehr als 2000 Einwohnern, auch wenn sie rechtlich den Landgemeinden zugehören, doch thatsächlich inbezug auf die gewerblichen Verhältnisse, die Dichtigkeit des Zusammenwohnens u. dgl. merklich anders dastehen, als die kleinen ländlichen Wohnorte, und da andererseits die kleinen städtischen Gemeinwesen, welche jene Einwohnerzahl nicht erreichen, sich mehr dem Charakter der Dörfer als dem der Städte zu nähern pflegen."

Mit dieser Unterscheidung ergeben sich nun für die Stadt- und Landbevölkerung Deutschlands seit dem Jahre 1871 folgende Ziffern:

am	Stadtbevölkerung		Landbevölkerung	
1. Dezbr.	absolut	pCt.	absolut	pCt.
1871	14 790 798	36,1	26 219 352	63,9
1875	16 657 172	39,0	26 070 188	61,0
1880	18 720 530	41,4	26 513 531	58,6
1885	20 478 777	43,7	26 376 927	56,3

Das sehr wichtige Ergebnis dieser Zahlen ist also der Nachweis, daß von 100 Einwohnern Deutschlands überhaupt im Jahre 1871: 64 auf die

Landbevölkerung und nur 36 auf die Städte entfielen, daß dagegen 1885 nur noch 56 von 100 Bewohnern auf die ländliche und 44 auf die städische Bevölkerung kamen. Man ersieht ferner aus diesen Ziffern, daß die Zunahme der städtischen und die Abnahme der ländlichen Bevölkerung nicht etwa eine in den verschiedenen Zeiträumen wechselnde, sondern eine stetige ist. Bei einem Fortschreiten dieser Bewegung würden sich etwa im Jahre 1895 ländliche und städtische Bevölkerung bereits das Gleichgewicht halten. Leider besitzen wir keinen Nachweis darüber, wie groß die natürliche Volksvermehrung während des Zeitraums von 1871—85 auf dem Lande und in den Städten gewesen ist; es würde sich hieraus gewiß deutlich zeigen, daß die Zunahme der städtischen Bevölkerung nicht auf einem natürlichen Wachstum, sondern auf Zuwanderung vom Lande beruht.

Äußerst lehrreich sind in dieser Beziehung die Verhältnisse in Frankreich, für welches die entsprechenden Ziffern zu Gebote stehen. Auch hier ist dieselbe Erscheinung des Anwachsens der städtischen Bevölkerung gegenüber der ländlichen in Orten mit unter 2000 Einwohnern, jedoch scheint sich diese Bewegung dort nicht so rasch zu vollziehen, wie in Deutschland. Während nämlich 1872 von 100 Einwohnern in Frankreich 31,06 den städtischen und 68,94 den ländlichen Gemeinden angehörten, war das Verhältnis im Jahre 1885 35,95 zu 64,05. Für die Periode von 1881—86 stieg nun nach den Volkszählungen die städtische Bevölkerung von 13 096 542 auf 13 766 508 Einwohner, während die ländliche Bevölkerung von 24 575 506 auf 24 452 395 Einwohner zurückgegangen ist. Der Geburtenüberschuß, d. h. die natürliche Vermehrung der Bevölkerung, betrug aber in diesem Zeitraume für die Städte nur 43 665 und für das Land 332 443 Personen. Die Bevölkerung der Städte ist daher in Frankreich in diesem nur fünfjährigen Zeitraume um 626 301 Köpfe über die natürliche Volksvermehrung gestiegen, während die Landbevölkerung nicht nur um ihren natürlichen Zuwachs von 332 443 Köpfen zurückgeblieben ist, sondern außerdem noch 123 111, also zusammen 455 554 Personen an die städtische Bevölkerung abgegeben hat. Wenn man nun auch annehmen muß, daß die Fruchtbarkeit der städtischen Bevölkerung in Deutschland nicht so gering ist, wie in Frankreich, so unterliegt es doch kaum einem Zweifel, daß das Wachstum der städtischen Bevölkerung auch in Deutschland zum großen Teil auf die Zuwanderung der Landbevölkerung zurückzuführen ist.

Betrachtet man nun die einzelnen Gebietsgruppen im deutschen Reiche, so ergeben sich für dieselben vom Reichsdurchschnitt bedeutende Abweichungen. Während im Jahre 1885 von 100 Einwohnern des Reiches 43,7 auf die Städte und 56,3 auf das Land entfielen, war die städtische Bevölkerung besonders stark vertreten in der Gebietsgruppe Rheinland, Reg.-Bezirk Arnsberg, Fürstentum Birkenfeld mit 65,3 pCt. städtischen und nur 34,7 pCt. ländlichen Bewohnern. Hier hat die städtische Bevölkerung

seit dem Jahre 1871 zugleich die größte Steigerung erfahren, nämlich um rund 30 pCt., gegen einen entsprechenden Rückgang der Landbevölkerung. Am zweitstärksten ist die städtische Bevölkerung in Brandenburg und Berlin mit 63,4 pCt. im Jahre 1885 vertreten, wofür in der gewaltigen Entwickelung Berlin's als Reichshauptstadt wohl die natürliche Erklärung gefunden werden muß. Über dem Reichsdurchschnitt erhebt sich ferner die städtische Bevölkerung im Königreich Sachsen und Thüringen mit 53,5 pCt., in Pommern, Schleswig-Holstein, beiden Mecklenburg, Lübeck und Hamburg mit 46,8 pCt., was insbesondere auf die Bevölkerung Hamburgs zurückzuführen ist, und in der Provinz Sachsen, Braunschweig, Anhalt und Reg.-Bez. Hildesheim mit 45,9 pCt. der Gesamtbevölkerung; die Steigerung der städtischen Bevölkerung betrug in diesen Gebietsteilen seit 1871 etwa 10 pCt. Die höchste über dem Reichsdurchschnitt von 56,3 pCt. stehende landwirtschaftliche Bevölkerung befindet sich dagegen mit 75,4 pCt. in Posen, mit 73,5 pCt. in den Provinzen Ost- und Westpreußen, mit 72.0 pCt. in Bayern, rechts des Rheins und mit über 60 pCt. der Gesamtbevölkerung im Reg.-Bez. Oppeln, den Reg.-Bezkn. Breslau und Liegnitz, ferner Provinz Hannover ohne Hildesheim, Reg.-Bez. Münster, Herzogtum Oldenburg, Staat Bremen, dann in Hessen-Nassau, Reg.-Bez. Minden, Großherzogtum Hessen, Fürstentümer Waldeck, Schaumburg-Lippe und Lippe, in Württemberg, Baden, Hohenzollern und in der Rheinpfalz und Elsaß-Lothringen.

Die Reichsstatistik giebt ferner darüber Aufschluß, welchen Kategorien von Wohnorten der Bevölkerungszuwachs seit 1871 hauptsächlich zu gute kommt. Es werden in dieser Beziehung vier Größenklassen unter den Städten unterschieden. Die erste umfaßt die eigentlichen Großstädte mit 100 000 Einwohnern und darüber, deren wirtschaftlicher Einfluß sich weit über das Land erstreckt, es folgen die Mittelstädte, welche als industrielle und Handelsmittelpunkte für einen größeren Bezirk von Bedeutung sind, und für die als Grenzen die Zahlen von 20 000 und 100 000 Einwohnern angenommen sind; ferner die Kleinstädte mit einer Einwohnerzahl von 5000 bis 20 000, die als Marktorte für die nähere Umgebung Wichtigkeit haben; endlich die Landstädte von 2000—5000 Einwohnern, als Agglomerationsplätze für Kleinindustrie und Kleinhandel innerhalb eines vorwiegend landwirtschaftlichen Interessenkreises. Faßt man die Wohnorte zu diesen Kategorien zusammen, so war seit dem Jahre 1871 die Bevölkerungszunahme am stärksten in den Großstädten. Während von 100 Einwohnern der Gesamtbevölkerung auf dieselben 1871 nur 4,8 Einwohner entfielen, kamen auf die Großstädte im Jahre 1885 bereits 9,5 pCt. der Gesamtbewohner des Reichs. Die Mittelstädte stiegen in demselben Zeitraum von 7,7 auf 8,9 pCt., die Kleinstädte von 11,2 auf 12,9 pCt. Für diese drei Kategorien von Städten war die Steigerung in dem ganzen Zeitraume eine fortlaufende. Auf die Landstädte dagegen entfielen 1871: 12,4 pCt. der Gesamteinwohner, diese Zahl stieg 1875 auf 12,6 pCt., 1880 auf 12,7 pCt., im Jahre 1885 aber fiel

die Ziffer wieder auf 12,4 pCt. Der Rückgang der Bevölkerungsziffer der übrigen Orte von 63,9 auf 56,3 pCt. in dem gedachten Zeitraum von 1871—1885 ist bereits oben hervorgehoben.

Für die Interessen der Landwirtschaft kommen nun besonders die eigentlichen Landstädte von 2000—5000 Einwohnern in Frage. Wenn die Reichsstatistik diese Orte einerseits als Agglomerationsplätze für Kleinindustrie bezeichnet, so sind sie doch für die Landwirtschaft von besonderem Interesse als die eigentlichen Marktorte für den Umsatz landwirtschaftlicher Produkte, insbesondere auch als Orte für die Abhaltung des Viehmarktes, und andererseits sind sie der Sitz der distributiven Gewerbe, welche dem Landmann den Einkauf seiner industriellen Bedürfnisse sowohl für die Nahrung, Kleidung, Beleuchtung ꝛc., als auch für die kleineren Gerätschaften für den landwirtschaftlichen Betrieb vermitteln. In den einzelnen Gebietsteilen des Reichs zeigen nun diese Landstädte eine von dem Reichsmittel sehr abweichende Intensität. Nach dem Stand im Jahre 1885 waren gegen den Reichsdurchschnitt von 12,4 pCt. Einwohnern in diesen Orten, die meisten mit 17,5 pCt. in der Rheinprovinz, es folgen Württemberg, Baden, Hohenzollern mit 16,8 pCt., Reg.-Bez. Oppeln mit 16,2 pCt., Königreich Sachsen und die acht thüringischen Staaten mit 15,4 pCt., Provinz Hessen-Nassau mit 14,6 pCt., Provinz Sachsen mit 13,9 pCt., Rheinpfalz mit 13,4 pCt. Sehr schwach sind die Landstädte dagegen vertreten in Brandenburg mit 6,5 pCt., Bayern r. d. Rheins mit 7,5 pCt., Reg.-Bez. Breslau und Liegnitz mit 8,1 pCt., Prov. Ost- und Westpreußen mit 8,9 pCt., Prov. Pommern mit 9,5 pCt. und Prov. Posen mit 10,2 pCt. Aus dieser eigentümlichen Verteilung der Landorte in den einzelnen Gebietsgruppen ergiebt sich also, daß dort, wo das Bedürfnis nach ihnen bei einer starken landwirtschaftlichen Bevölkerung am lebhaftesten vorhanden sein muß, wie in den Provinzen Ost- und Westpreußen, Pommern, Posen und Bayern r. d. Rheins, diese Landstädte in viel geringerer Dichtigkeit vorhanden sind, als in den Gebietsgruppen mit schwacher landwirtschaftlicher Bevölkerung. Es ist das ein Ergebnis, welches in seinen Konsequenzen für die landwirtschaftlichen Interessenkreise gewiß nicht unterschätzt werden darf. —

Wenn daher im vorstehenden ein Einblick darin gegeben wurde, in welchem Maße der „Zug nach der Stadt“ in Deutschland seit den letzten 15 Jahren stattgefunden hat, und gezeigt wurde, daß die deutsche Landwirtschaft durch diese Bewegung ganz besonders durch die Entziehung geeigneter und billiger Arbeitskräfte gefährdet zu werden scheint, während andererseits der Industrie diese Kräfte zu gute kommen, so erhebt sich zum Schluß die Frage, ob diesem Prozeß durch Maßregeln der inneren Politik Einhalt zu thun ist. Diese Frage muß in ihrer Allgemeinheit indes wohl verneint werden; es wird sehr schwer sein, der Bewegung, die einmal in Fluß gekommen ist, künstlich Einhalt zu gebieten. Eine Änderung dieser Verhältnisse darf nur daraus erwartet werden, daß der Arbeitsmarkt für industrielle Arbeiter auf die Dauer in Deutschland nicht in derselben

nachhaltigen Weise Arbeitskräfte heranziehen, sondern daß im Gegenteil ein Zeitpunkt eintreten wird, in welchem der Markt für die industriellen Arbeiter gesättigt ist. Es darf bei dieser ganzen Bewegung nicht verkannt werden, daß die deutsche Industrie seit dem Jahre 1871 eine ganz außergewöhnliche, fast sprunghafte Entwicklung genommen hat, und daß sicher ein Zeitpunkt eintreten wird, in welchem dieselbe in ein ruhigeres Fahrwasser einlenken wird. Andererseits aber muß der Landwirt die Thatsache der Bewegung der ländlichen Arbeitskräfte nach der Stadt (und daß es besonders die Arbeitskräfte, nicht die grundbesitzenden Landleute sind, steht wohl außer Zweifel) fest im Auge behalten und sich bewußt bleiben, daß für die nächste Zukunft diese Bewegung noch fortdauern wird. Der einzige Ausweg, welcher sich der Landwirtschaft bei dieser Sachlage bietet, scheint eine noch intensivere Benutzung landwirtschaftlicher Maschinen, die Ersetzung also der menschlichen Arbeitskraft durch das Kapital. In gewisser Weise kommt hier ja die Industrie der Landwirtschaft durch Herstellung von Maschinen entgegen, ob aber die Landwirtschaft überall kapitalkräftig genug sein wird, diesen Prozeß der Umwandlung des Betriebes durchzuhalten und die gegenwärtigen Schwierigkeiten des Arbeitermangels neben der drückenden Last der auswärtigen Konkurrenz zu überwinden, muß die Zukunft lehren.

(Dr. B. Dietrich-Dresden. 1889.)

61. Die deutschen Arbeiter-Versicherungsgesetze. (1883—1891.)

Wer die deutschen Arbeiter-Versicherungsgesetze gegen Krankheit, Unfälle, Invalidität und Verarmung im Alter vollständig verstehen will, muß diese Gesetze in Zusammenhang der großen wirtschaftlichen und sozialen Reformbewegung betrachten, welche die gesellschaftliche und staatliche Entwicklung in Europa und besonders in Deutschland während der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts beherrscht. Diese Bewegung ist auf die Beseitigung der zahlreichen Not- und Übelstände gerichtet, welche aus der Vervollkommnung der Maschinentechnik und besonders der erweiterten Anwendung der Dampfmaschinen erwachsen und mit dem hierdurch bedingten gewaltigen Anwachsen der Fabrik- und überhaupt der gewerblichen Arbeiterbevölkerung verknüpft sind, Übelstände, die sich zum Teil mit elementarer Gewalt herausgebildet haben, so daß sie von unserer gesamten Wirtschafts- und Erwerbsordnung unzertrennlich erscheinen. In ihren Anfängen nicht genügend beachtet, haben diese Notstände allmählich einen Umfang angenommen, durch welchen sie den Bestand unserer ganzen staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung zu bedrohen scheinen. Infolge des immer wachsenden, durch den Maschinenbetrieb erleichterten Orts- und Berufswechsel unserer Arbeiterbevölkerung leiden hierunter auch diejenigen Berufszweige, welche selbst den ersten Ursachen der Be-

wegung, insbesondere der Entwicklung der Dampfkraft, ferner stehen, wie die Land- und Forstwirtschaft. Es hat langer Zeit bedurft, bevor die hieraus sich ergebenden Gefahren in weiteren Kreisen erkannt und gewürdigt wurden. Nur sehr langsam brach sich der Gedanke Bahn, daß die bestehende Gesellschaft, der Staat selbst, auf dem Boden der geschäftlich entwickelten Wirtschaftsordnung imstande und berufen sei, die heilende Hand auf die fressenden Wunden zu legen und für die Gesundung der erkrankten Glieder am sozialen Körper Sorge zu tragen. Die Größe der Aufgabe, der Umfang des Übels, die Verschiedenartigkeit und die auf den ersten Blick unerschwinglich erscheinenden Kosten der Heilmittel, die unendlichen Schwierigkeiten der Aufstellung eines auf das Ganze gerichteten und nur in dieser Ausdehnung Erfolg versprechenden Heilungsplans schienen menschlicher Kraft zu spotten und über die Grenzen des für die staatliche Thätigkeit zugänglichen Gebietes weit hinauszugehen. Eine Zeitlang war es die am meisten verbreitete Auffassung, die Dinge gehen zu lassen, solange sie gehen wollten und höchstens mit kleinen örtlichen Mitteln auf dem Boden freiwilliger und vereinsmäßiger Thätigkeit dem Übel zu steuern.

Die Nachwelt wird es kaum noch verstehen, welcher Mut und welche staatsmännische Weisheit dazu gehörten, die angedeutete Riesenaufgabe von Staats wegen in die Hand zu nehmen, sie als die vornehmlichste Pflicht des Staates zu erkennen und öffentlich zu bekennen. Es war das junge Deutsche Reich, das als die Zusammenfassung deutscher Nationalität, deutschen Geistes, deutschen Pflichtbewußtseins und deutscher politischer Thatkraft die Führung, wie in vielen andern Fragen, so auch in dieser bedeutungsvollsten Friedensarbeit des Jahrhunderts übernahm. Es bleibt das unsterbliche Verdienst des unvergeßlichen Kaiser Wilhelms I. und seines großen Kanzlers, des Fürsten von Bismarck, daß sie den Mut hatten, Hand an das große Werk zu legen und als Bahnbrecher die Wege zu bezeichnen, die zu dem ersehnten Ziele führen konnten. Dies ist geschehen in der mit Recht gepriesenen Botschaft Kaiser Wilhelms I, vom 17. November 1881, mit welcher der Reichstag, zehn Jahre nach der Gründung des neuen deutschen Reiches, eröffnet wurde. Diese Botschaft, das „Arbeiter-Testament" unsers hochseligen Kaiser Wilhelms, enthielt das Programm, auf Grund dessen die Arbeiter-Versicherungs-Gesetzgebung des deutschen Reiches nach und nach in's Leben getreten ist. Dies Programm bezeichnete zur Heilung der vielfachen gesellschaftlichen Schäden und zur Milderung des schroffen Gegensatzes zwischen Kapital und Arbeit die thatkräftige Förderung des Wohles der Arbeiter, durch Gewährung eines sicheren und ausreichenden Beistandes für Hülfsbedürftige.

1. In Ausführung der Allerhöchsten Botschaft wurde zunächst das Krankenversicherungsgesetz entworfen und dadurch eine gleichmäßige Organisation der Krankenversicherung geschaffen. Das Kranversicherungsgesetz, das erste Gesetz, welches den Versicherungszwang auf diesem Gebiete zur reichsgesetzlichen Geltung brachte, wurde am 15. Juni 1883 publiziert und

konnte seinem vollen Umfange nach bereits am 1. Dezember 1884 in Kraft treten. Der Versicherungszwang erstreckt sich hier auf Personen in industriellen Betrieben, im Handwerk und sonstigen stehenden Gewerbebetrieben und in Betrieben, in denen Dampfkessel oder durch Wind, Wasser, Dampf, Gas ꝛc. bewegte Triebwerke zur Anwendung kommen. Durch statutarische Bestimmung kann der Zwang ausgedehnt werden u. a. auf die Handlungsgehülfen und -Lehrlinge, die Gehülfen und Lehrlinge in den Apotheken, auf Personen im Transportgewerbe, auf Hausgewerbtreibende und auf die in der Land- und Forstwirtschaft beschäftigten Arbeiter. Die Krankenversicherung wird durch verschiedene selbständige Krankenkassen (Orts-, Betriebs- oder Fabrik-, Bau-, Innungs-, Knappschafts-Krankenkassen, eingeschriebene Hülfskassen) mit grundsätzlich kleinen Bezirken, sowie eine das System der Krankenkassen ergänzende kommunale Einrichtung der einzelnen Gemeindeverbände, die Gemeinde-Krankenversicherung, durchgeführt. Die von Arbeitgebern und Arbeitnehmern im Verhältnisse von 1 : 2 aufzubringenden Beiträge ($^1/_3$ die Arbeitgeber, $^2/_3$ die Arbeiter) werden nach bestimmten, mit Rücksicht auf die voraussichtliche Höhe des Bedarfs im voraus bemessenen Beträgen erhoben.

2. Das „industrielle" Unfallversicherungsgesetz erlangte am 6. Juli 1884 Gesetzkraft und trat seinem vollen Umfange nach schon am 1. Oktober 1885 in Kraft. Es beschränkte sich zunächst im wesentlichen auf die in Bergwerken und ähnlichen Anlagen, in Fabriken und im Hochbaubetrieb beschäftigten Personen. Es läßt die Unfallversicherung durch Berufsgenossenschaften, d. h. für größere Bezirke nach Berufszweigen gebildete Verbände der Betriebsunternehmer, für alleinige Rechnung der letzteren derart durchführen, daß den bei dem Betriebe verunglückten Versicherten oder ihren Hinterbliebenen, vom Ablaufe der gesetzlichen Krankenfürsorge ab, Renten, die im allgemeinen nach dem letztbezogenen Individual-Verdienst zu berechnen sind, gewährt, die hieraus thatsächlich erwachsenden Jahresausgaben aber auf die Unternehmer nachträglich umgelegt werden. Dieses Gesetz basiert, wie das Krankenversicherungsgesetz, auf dem reichsgesetzlichen Versicherungszwang. Beide Gesetze sind damit Pioniere der staatlichen Arbeiterfürsorge durch Anwendung des Versicherungszwanges geworden. Sie haben neue Wege gebahnt und ein neues Arbeiterversicherungsrecht geschaffen, und die Ausführung beider Gesetze hat den Beweis geliefert, daß die eingeschlagenen Wege gangbar sind, wenn auch im Einzelnen noch mancher Irrtum oder Fehlgriff zu verbessern bleiben.

3. Das nächstliegende und am lebhaftesten empfundene Bedürfnis ging nun dahin, die Wohlthaten des Kranken- und des Unfallversicherungsgesetzes immer weiteren Arbeiterkreisen zugänglich zu machen. Diesem Bedürfnis wurde zunächst Rechnung getragen durch das Gesetz über die Ausdehnung der Unfall- und Krankenversicherung (das sog. Ausdehnungsgesetz) vom 28. Mai 1885. Dasselbe unterwarf eine Reihe von Reichs- und Staatsbetrieben (Post-, Telegraphen- und Eisenbahnverwaltungen, sowie die Betriebe der Marine- und Heeresverwaltungen einschließlich der von

diesen Verwaltungen für eigene Rechnung zur Ausführung gelangenden Bauten), außerdem aber die Baggereibetriebe, die gewerbsmäßigen Fuhrwerks-, Binnenschiffahrts-, Flößerei-, Prahm-, Fähr- und Treidelbetriebe, die Speditions-, Speicher- und Kellereibetriebe u. a., sowohl der Unfall- wie der Krankenversicherung, und wurde insofern von nicht geringer grundsätzlicher Bedeutung, als es für die erwähnten Reichs- und Staatsbetriebe an Stelle der Berufsgenossenschaften das Reich bezw. den Staat zum Träger der Versicherung machte.

4. Immer aber fehlte der Versicherungszwang noch für eine der zahlreichsten Personenklassen, die seiner augenscheinlich bedurften, nämlich für die in der Land- und Forstwirtschaft beschäftigten Arbeiter. Es handelte sich dabei um nahezu 7 Millionen Personen, welche in fast 3 Millionen land- und forstwirtschaftlichen Betrieben beschäftigt werden, und zwar unter Verhältnissen, welche von denen der Industrie z. B. so erheblich abweichen, daß es hier mannigfacher Vereinfachungen und Änderungen der Organisation bedurfte. Die Berufsgenossenschaften konnten hier örtlich abgegrenzt, die Bemessung der Beiträge und der Renten konnte auf einfachere Unterlagen gestellt, das Beitreibungsverfahren mehr an kommunale Einrichtungen angeschlossen werden, ja es konnte die Verwaltung der Berufsgenossenschaften durch Organe der kommunalen oder staatlichen Selbstverwaltung zugelassen werden, während man die Ausdehnung des Krankenversicherungszwanges auf alle land- und forstwirtschaftlichen Arbeiter noch nicht für erforderlich hielt, dadurch aber genötigt wurde, der Beschäftigungsgemeinde für die ersten dreizehn Wochen nach dem Unfall die Gewährung einer beschränkten Krankenfürsorge aufzuerlegen. Immerhin aber wurde die landesgesetzliche oder statutarische Einführung der Krankenversicherung für land- und forstwirtschaftliche Arbeiter dadurch erleichtert, daß für den Fall dieser Einführung gewisse Bestimmungen des Krankenversicherungsgesetzes den ländlichen Verhältnissen angepaßt wurden. Diese Besonderheiten, welche in dem Gesetz zum Ausdruck zu bringen waren, führten dahin, die Form der Novelle zu erlassen und vielmehr für die Unfall- und Krankenversicherung der land- und forstwirtschaftlichen Arbeiter ein in sich zusammenhängendes und abgeschlossenes Gesetz zu konstruieren, das Gesetz vom 5. Mai 1886. Dasselbe ist in den verschiedenen Bundesstaaten zu verschiedenen Zeitpunkten in Kraft getreten, in Preußen am 1. April 1888, in Bayern am 1. Januar 1889. Seit dem 1. Mai 1889 gilt es innerhalb des gesamten Reichsgebietes.

Es ist schon erwähnt worden, daß nahezu 7 Millionen Personen in fast 3 Millionen Betrieben von diesem Gesetze betroffen werden. Im Speziellen stellen sich nach der Berufsstatistik von 1882 die Verhältnisse folgendermaßen (in abgerundeten Zahlen):

Betriebsbeamte in Landwirtschaft, Gärtnerei, Tierzucht . .	50 700 Pers.
desgleichen (ca. $^1/_6$ davon) im Forstbetrieb	2 900 „
Summe	53 600 Pers.

	Übertrag 53 600	Pers.
An sonstigen Gehülfen und Arbeitern in land- und forstwirtschaftlichen Betrieben:		
1. in der Landwirtschaft thätig:		
a. Familienangehörige, welche in der Landwirtschaft des Familienhauptes thätig sind	2 499 800	„
b. landw. Knechte und Mägde und sonstige Gehülfen, einschließlich landw. Gärtner und Handwerker . .	1 850 900	„
c. landw. Tagelöhner, welche nicht zugleich selbständig Landwirtschaft treiben	1 440 800	„
d. Personen, welche selbständig Landwirtschaft und zugleich landw. Tagelöhnerei betreiben	875 900	„
e. in der Landwirtschaft der unter d, bezeichneten Personen thätige Familienangehörige derselben . . .	98 800	„
f. Knechte, Mägde und sonstige landw. Gehülfen der unter d, bezeichneten Personen	21 500	„
2. Gehülfen und Arbeiter in Kunst- und Handelsgärtnereien, sowie in Baumschulen	39 300	„
3. Gehülfen und Arbeiter bei der Zucht anderer als landw. Nutztiere (Bienen, Seidenraupen, Fische)	800	„
4. Gehülfen und Arbeiter bei der Forstwirtschaft u. Jagd	97 000	„
In Summa demnach fast	7 000 000	Pers.

5. Das Gegenstück zu den Schwierigkeiten, welche die Regelung der Unfall- und Krankenversicherung für die land- und forstwirtschaftlichen Arbeiter darbot, bildeten die eigentümlichen Verhältnisse der Seeschifffahrt treibenden Bevölkerung. Gerade die Seeleute bedürfen in ihrem gefährlichen Berufe der Unfallversicherung besonders dringend, während die Krankenfürsorge für sie bereits durch althergebrachten und international anerkannten Gepflogenheiten entsprechende gesetzliche Bestimmungen geregelt war. Auf der anderen Seite kam es aber darauf an, bei der Unfallversicherung der Seeleute auf die zum Teil ohnehin schwierigen Verhältnisse der deutschen Rhederei Rücksicht zu nehmen. Das Seeunfallversicherungsgesetz vom 13. Juli 1887 regelt ebenfalls das ganze Gebiet seines Berufes vollständig. Auch hier kommen, ähnlich wie bei dem landwirtschaftlichen Unfallversicherungsgesetz, nicht Individual-, sondern Durchschnittslöhne für die Beiträge und Renten in Betracht; auch hier werden für die durch Unfall verletzten Personen, welche nicht zur Schiffsbesatzung gehören und daher einen gesetzlichen Anspruch auf Krankenfürsorge nicht haben, besondere Bestimmungen über die Verpflegung und Unterstützung während der Wartezeit getroffen. Auch hier greifen für die Umlage des Bedarfs auf die Rheder besondere Bestimmungen Platz, insofern nicht die Zahl der wirklich beschäftigt gewesenen Personen, sondern eine Abschätzung des Bedarfs an Bemannung bei der Verteilung der Umlage zu Grunde gelegt wird.

6. Durch das industrielle Unfallversicherungsgesetz waren zwar einige Kategorien an Bauarbeitern unfallversicherungspflichtig, der weitaus

größere Teil der letzteren aber ermangelte noch der Unfallfürsorge, obwohl gerade bei Bauten erfahrungsgemäß eine besonders große Unfallgefahr besteht. Alle diese Arbeiter dem Versicherungszwange zu unterwerfen, stieß auf Schwierigkeiten besonderer Art. Einmal fehlte bisher die gesetzliche Unfallfürsorge für die bei gewerbsmäßig ausgeführten Tiefbauten (Erd- und Wasserbauten) beschäftigten Arbeiter. Die Unternehmer dieser Arbeiten wurden in eine einzige Berufsgenossenschaft, die Tiefbauberufsgenossenschaft, vereinigt; an Stelle des für die industriellen Berufsgenossenschaften angenommenen Umlageverfahrens wurde hier mit Rücksicht auf die zahlreichen, weit weniger ständigen Elemente der beteiligten Arbeitgeber das Kapitaldeckungsverfahren vorgeschrieben. Sodann aber waren die Arbeitgeber der bei Regiebauten, d. h. bei solchen Bauarbeiten beschäftigten Arbeiter, welche der Bauherr für eigene Rechnung durch unmittelbar von ihm angenommene Bauarbeiter ausführen läßt, um deswillen nicht berufsgenossenschaftlich zusammenzufassen, weil diese Bauherren (Arbeitgeber) die Ausführung von Bauarbeiten gar nicht berufsmäßig treiben, sondern vielfach nur vorübergehend für die kurze Zeit des Baues als Arbeitgeber erscheinen. Hier gab man daher notgedrungen das streng berufsgenossenschaftliche Prinzip auf und verband vielmehr mit jeder nach dem Unfallversicherungsgesetze von 1884 gebildeten Baugewerksberufsgenossenschaft eine Versicherungsanstalt, bei welcher nunmehr die bezeichneten Arbeiter durch Vermittelung der Gemeindebehörde gegen feste Prämien versichert werden, eine den eigentümlichen Verhältnissen der Bauarbeiter angepaßte Abweichung von den bis dahin erlassenen Unfallversicherungsgesetzen. Das Bau-Unfallversicherungsgesetz wurde am 11. Juli 1887 verkündet und am 1. Januar 1888 gleichzeitig mit dem See-Unfallversicherungsgesetz durch Kaiserliche Verordnung vom 26. Dezember 1887 in Kraft gesetzt. —

Zwar war der Kreis der Personen, für welche die gesetzliche Unfallversicherung Bedürfnis ist, auch mit diesem Gesetze noch immer nicht erschöpfend ergriffen worden. Es sei hier nur auf die im Handwerk und im Fischereibetriebe beschäftigten Personen hingewiesen. Allein das nötigste war doch geschehen: die weit überwiegende Mehrzahl, rund 10 Millionen der deutschen Arbeiter, waren in wirksamer Weise dem Unfallversicherungszwange unterstellt; im ganzen und großen war die reichsgesetzliche Unfallversicherung so weit unter Dach gebracht, um mit den geschaffenen Organisationen die für die weitere Ausdehnung wünschenswerten Erfahrungen sammeln zu können.

7. Nachdem nun die erste Art der öffentlich-rechtlichen Versicherung, die gleichmäßige Organisation der Krankenversicherung, und die zweite dieser Versicherungsarten, die Versicherung gegen die Folgen von Betriebsunfällen in Wirksamkeit getreten war und im ganzen und großen sich bewährt hatten, trat die dritte Art dieser öffentlich-rechtlichen Versicherung am sechsten Jahrestage der Kaiserlichen Botschaft (den 17. November 1887) zuerst in die Erscheinung. Diese Zwangsversicherung

fand in den folgenden Worten der Kaiserlichen Botschaft ihre Begründung:

„Aber auch diejenigen, welche durch Alter und Invalidität erwerbsunfähig werden, haben der Gesamtheit gegenüber einen begründeten Anspruch auf ein höheres Maß staatlicher Fürsorge, als ihnen bisher hat zu Teil werden können. Für diese Fürsorge die rechten Wege und Mittel zu finden, ist eine schwierige, aber auch eine der höchsten Aufgaben jedes Gemeinwesens, welches auf den sittlichen Fundamenten des christlichen Volkslebens steht."

Am 17. November 1887 übergab die Reichsregierung die „Grundzüge der Alters- und Invaliden-Versicherung der Arbeiter" der Öffentlichkeit und Mitte des Jahres 1888 wurde der mittlerweile ausgearbeitete Gesetzentwurf bekannt gegeben.

Das vom hochseligen Kaiser Wilhelm begonnene große Werk wurde also von seinen Nachfolgern weiter ausgebaut und gekrönt. Unser jetziger Kaiser Wilhelm II. verkündete in der Thronrede am 25. Juni 1888, als er in Gegenwart der deutschen Fürsten zum ersten Male den deutschen Reichstag eröffnete:

„Es wird Mein Bestreben sein, das Werk der Reichsgesetzgebung in dem gleichen Sinne fortzuführen, wie Mein hochseliger Herr Großvater es begonnen hat. Insbesondere eigne Ich Mir die von Ihm am 17. November 1881 erlassene Botschaft ihrem vollen Umfange nach an und werde im Sinne derselben fortfahren, dahin zu wirken, daß die Reichsgesetzgebung für die arbeitende Bevölkerung auch ferner den Schutz erstrebe, den sie, im Anschluß an die Grundsätze der christlichen Sittenlehre, den Schwachen und Bedrängten im Kampfe um das Dasein gewähren kann. Ich hoffe, daß es gelingen werde, auf diesem Wege der Ausgleichung ungesunder gesellschaftlicher Gegensätze näher zu kommen und hege die Zuversicht, daß Ich zur Pflege unserer inneren Wohlfahrt die einhellige Unterstützung aller treuen Anhänger des Reiches und der verbündeten Regierungen finden werde, ohne Trennung nach gesonderter Parteistellung."

Am 14. November 1888 beendete der Bundesrat die Beratungen dieses mehrfach geänderten Gesetzentwurfs, und am 22. November 1888 (dem Eröffnungstage) ging der Entwurf dem deutschen Reichstage zu. In der zur Eröffnung gehaltenen Thronrede sagte der Kaiser Wilhelm II. u. a.:

„Als ein teures Vermächtnis meines in Gott ruhenden Herrn Großvaters habe Ich die Aufgabe übernommen, die von ihm begonnene sozialpolitische Gesetzgebung fortzuführen. Ich gebe Mich der Hoffnung nicht hin, daß durch gesetzgeberische Maßnahmen die Not der Zeit und das menschliche Elend sich aus der Welt schaffen lassen; aber Ich erachte es doch für eine Aufgabe der Staatsgewalt, auf die Linderung vorhandener wirtschaftlicher Bedrängnisse nach Kräften hinzuwirken und durch organische Einrichtungen die Bethätigung der auf dem Boden des Christentums erwachsenden Nächstenliebe als eine Pflicht der staatlichen Gesamtheit zur Anerkennung zu bringen. Die Schwierigkeiten, welche sich einer auf staatliche Gebote gestützten durchgreifenden Versicherung aller Arbeiter gegen die Gefahren des Alters und der Invalidität entgegenstellen, sind groß, aber mit Gottes Hilfe nicht unüberwindlich. Als die Frucht umfänglicher Vorarbeiten wird Ihnen ein Gesetzentwurf zugehen, welcher einen gangbaren Weg zur Erreichung dieses Zieles in Vorschlag bringt."

Der Reichstag beschloß nach dreitägiger Generaldebatte die Überweisung der Vorlage an eine 28gliedrige Kommission zur Vorberatung, welche ihre schwierige Aufabe in 41 Sitzungen löste; hiernach wurde das Gesetz im Reichstage bei der namentlichen Schlußabstimmung am 24. Mai 1889 mit einer Mehrheit von 185 gegen 165 Stimmen angenommen und danach am 22. Juni 1889 vom Kaiser verkündigt.

Das „Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz" ist durch Kaiserliche Verordnung vom 22. November 1890 mit dem 1. Januar 1891 seinem vollen Umfange nach inkraft getreten. Es enthält in 6 Abschnitten 162 Paragraphen und handelt im Abschnitte I von dem Umfang und Gegenstand der Versicherung, Abschnitt II von der Organisation, Abschnitt III von den Schiedsgerichten, Abschnitt IV vom Verfahren, Abschnitt V von der Aufsicht, Abschnitt VI von den Schluß-, Straf- und Übergangsbestimmungen. Die Absicht des Gesetzes geht dahin, kraft grundsätzlichen Versicherungszwanges alle männlichen und weiblichen Lohnarbeiter und unteren Betriebsbeamten gegen die wirtschaftlichen Folgen der bei ihnen eintretenden Erwerbsunfähigkeit (Invaliditätsversicherung) und der durch hohes Alter in der Regel bedingten Schmälerung des Erwerbes (Altersversicherung) zu versichern. Die Versicherungspflicht für dieselben beginnt mit dem vollendeten 16. Lebensjahre. Träger der Invaliditäts- und Altersversicherung sind besondere Versicherungsanstalten, deren 31 errichtet sind, davon in Preußen 13, 8 in Bayern, je eine für Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen, Mecklenburg, die thüringischen Staaten, Oldenburg, Braunschweig, die drei Hansastädte und die Reichslande Zweck der Versicherung ist die Gewährung eines Anspruchs auf eine Invaliden- bezw. Altersrente, nach 5 bezw. 30 Beitragsjahren. Diese Wartezeit ist für die Übergangszeit erheblich abgekürzt worden. Zu jeder Rente zahlt das Reich 50 Mark, was ungefähr ein Drittel der Rente ausmacht; die übrigen zwei Drittel tragen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu gleichen Teilen. Die Beiträge der beiden letzteren sind für jede Kalenderwoche in Gestalt von Beitragsmarken zu entrichten. Diese stufen sich nach vier Lohnklassen: 14, 20, 24, 30 Pfg., ab. Die Invalidenrente beginnt ohne Rücksicht auf das Lebensalter nach eingetretener Erwerbsunfähigkeit, d. h. wenn der Versicherte nicht mehr in der Lage ist, den dritten Teil des ortsüblichen Tagelohns gewöhnlicher Tagarbeiter zu verdienen. Altersrente erhält der Versicherte, ohne gerade erwerbsunfähig zu sein, welcher das 70. Lebensjahr vollendet hat.

8. Die gewaltigen Mittel, welche unsere Arbeiterversicherung zugunsten der Arbeiter zusammenbringt, müssen auf die ganze wirtschaftliche Lage der arbeitenden Bevölkerung einen erheblichen Einfluß üben. Allein für die Krankenversicherung der Arbeiter sind im Jahre 1887 rund 67 Mill. Mark, zu einem Drittel von den Arbeitgebern, zu zwei Dritteln von den Arbeitern, aufgebracht worden. Die Beiträge der Arbeitgeber für die Unfallversicherung der Arbeiter betrugen im Jahre 1888 rund 30 Mill. Mark. Die Beiträge, welche Arbeitgeber und Arbeiter für die Invaliditäts- und Altersversicherung zu leisten haben, werden nach überschläglicher

Berechnung schon in den ersten Jahren der Geltung des Gesetzes etwa 100 Millionen Mark jährlich ausmachen und zur Hälfte von den Arbeitgebern, zur anderen Hälfte von den Arbeitern aufzubringen sei. Rechnet man dazu die Beteiligung der Arbeitgeber an dem Reichszuschuß, so wird man ohne Übertreibung sagen dürfen, daß die Arbeitgeber des Deutschen Reiches kraft Gesetzes mindestens 100 Millionen Mark jährlich zu leisten gehalten sind, um das wirtschaftliche Los der Arbeiter zu verbessern. Mag man von der Zulänglichkeit des Anteils, der davon auf den Einzelnen entfällt, noch so gering denken, mag man gegen die Zweckmäßigkeit der getroffenen Anordnungen noch so weitgehende Bedenken haben, die Thatsache, daß jährlich etwa 100 Millionen Mark aus den Taschen der Arbeitgeber den Arbeitern mittelst gesetzlich geordneter Einrichtungen zufließen, den Arbeitern zugute kommen und deren wirtschaftliche Lage heben, ist unbestreitbar, und darin allein liegt im Vergleich zu den früheren Verhältnissen ein Fortschritt, gegen den sich die etwa 12 Millionen Versicherten, welche von der Invaliditäts- und Altersversicherung ergriffen werden, auf die Dauer unmöglich verschließen können. Daß diese zugunsten der arbeitenden Bevölkerung geschaffenen Organisationen, für die es an jedem Vorbilde in andern Ländern fehlte, auch ihre Mängel haben und verbesserungsfähig sind, kann nicht in Abrede gestellt werden und ist niemals bestritten worden. Zunächst aber gilt es, das Erreichte zu pflegen und mit gewissenhafter Treue die auf den epochemachenden Gedanken des hochseligen Kaisers Wilhelm I. aufgebauten Gesetze durchzuführen. Dann wird auch die Absicht dieser Gesetzgebung, die nur darauf gerichtet ist, mittelst organischer staatlicher Einrichtungen „den notleidenden Brüdern" zu helfen, erreicht, und die Hoffnung verwirklicht werden, daß auch die Arbeiter allmählich für den Weg, auf welchem allein wirksame Hülfe für sie zu erwarten ist, Verständnis gewinnen. Dem Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz wird dabei der am weitesten und tiefsten eingreifende Einfluß zufallen. Dabei wird sich zeigen, wie richtig der Staatsmann, dem um das Zustandekommen dieses Gesetzes das größte Verdienst gebührt, der Staatsminister Dr. von Boetticher, geurteilt hat, als er die parlamentarische Arbeit für dieses Gesetz unter den Gesichtspunkt stellte:

„Liebet die Brüder!"

(Nach Bosse und von Woedtke, von J.)

---

62. Arbeitslöhne auf einer hannoverschen Domäne mit Zuckerrübenbau.

Nach den Aufzeichnungen des Pächters einer in der Nähe der Stadt Hannover belegenen Domäne, aus dem Jahre 1889, teilen wir über die dortigen Lohnverhältnisse das Folgende mit. Die Domänenländerei beträgt nur 675 Morgen (624 Acker), wozu noch 275 Morgen Privatländereien erpachtet sind, so daß 950 Morgen (etwa 240 ha) bewirtschaftet werden; wovon im Durchschnitt be-

stellt sind: 210 Morgen mit Weizen, 180 M. Roggen, 120 M. Hafer, 300 M. Zuckerrüben, 30 M. Bohnen, 30 M. Kartoffeln, 10 M. Wickfutter und 50 M. Mähklee, (etwa 30 M. Wiesen).

Die Arbeiter sind durch schriftliche Lohnkontrakte angenommen; sie werden auf der Domäne nicht verköstigt; im Sommer (zur Rüben- und Erntezeit) sind 30—40 Mägde (vom Eichsfeld ꝛc.) als unständige Arbeiterinnen beschäftigt. — Die Lohnverhältnisse stellen sich folgendermaßen:

1. Verheirateter Futterknecht: freie Wohnung (Wert 90 Mark), mit Stall für Schwein und Ziegen; 20 Ruten gedüngtes Gartenland und 60 Ruten gedüngtes Kartoffelland. Der wöchentliche Barlohn beträgt 10 Mark, und außerdem wird zu Martini (10. November) eine Gratifikation von 100 Mark an den Knecht ausgezahlt, wenn derselbe ein volles Jahr in Dienst gewesen ist. — Die Frau des Knechtes melkt die Kühe, wofür sie wöchentlich 3 Mark empfängt. (4 Frauen melken reichlich 50 Milchkühe auf dem Stalle.)

2. Verheirateter Pferdeknecht; derselbe hat nicht zu füttern (nur zu putzen ꝛc.). Die Arbeitszeit währt vom 1. April bis zum Schluß des Zuckerrübenfahrens von 5 Uhr morgens bis 6 Uhr abends; im Winter von Hell zu Dunkel. Für die mangelnde Freiwohnung empfängt der Knecht 75 Mark Wohnungsgeld; außerdem Garten- und Kartoffelland wie oben der Futterknecht; und ebenfalls einen baren Wochenlohn von 10 Mark.

3. Die Dienstmägde sind, wie bemerkt, keine ständigen, sondern nur während der Zuckerrüben- und Erntezeit in Stellung. Sie werden vom Aufseher gemietet und mit diesem rechnet der Brotherr ab. Der Aufseher empfängt 15—18 Mark wöchentlich; seine Frau besorgt das Kochen ꝛc. für die sämtlichen Mägde. Die (30—40) Mägde arbeiten meist in Akkord; im Tagelohn empfangen sie 1 Mark täglich.

4. Die Tagelöhner sind dagegen hiesige Leute. Sie haben keine Wohnung; $^1/_2$ Morgen gedüngtes Kartoffelland und erhalten 1,50 bis 1,60 Mark Tagelohn; arbeiten aber viel in Akkord. Akkordsätze sind:

Mähen pro Morgen (ca. $^1/_4$ ha): Klee 1,50 Mk., Wiesen 1,75 Mk., Wintergetreide (mit Binden und Aufsetzen) 3—4 Mk., Sommergetreide (desgl.) 2,50 Mk. Hacken ꝛc. pro Morgen: Winter- und Sommergetreide 2 Mk. Zuckerrüben, erste Hacke 1,50 Mk., zweite Hacke 2 Mk., dritte Hacke 2,50 Mk.; — Rüben versetzen 1,50 Mk., verziehen 2 Mk., aufroden und in kleine Häufchen sammeln oder auf den Wagen laden 7,50 Mk.; in Mieten setzen und mit 1 Fuß Erde bedecken (je 1 Miete auf $^1/_2$ Morgen Fläche) 10,50 Mk. pro Morgen; wenn auf den Morgen nur eine Miete kommt, so werden 12 Mk. vergütet.

Durch die oben beschriebenen Einrichtungen wird die Haushaltung des Pächters, speziell die Frau desselben, sehr entlastet, da sie außer der eigenen Familie nur die Verwalter ꝛc. und die Hausmägde, Erzieherin ꝛc. zu verköstigen hat. Die gesamte Milch wird an die Genossenschafts-Molkerei in der Stadt Hannover geliefert. Aufzucht findet nicht statt; der Milchviehstapel wird durch Ankauf hochträchtiger oder frischmilchender Kühe ergänzt. (J.)

Zweite Abteilung.

Der Landwirt in Nachbarschaft und Gemeinde, im Verein und in der Volksgemeinschaft.

I. Mutterſprache und Volkesmund.

63. Min Moderſprak.

Min Moderſprak, wa klingſt du ſchön!
Wa büſt du mi vertrut!
Weer ok min Hart as Stahl un Steen,
Du drevſt den Stolt herut.

Du bögſt min ſtive Nack ſo licht
As Moder mit ehr'n Arm,
Du ſichelſt*) mi um't Angeſicht
Un ſtill is alle Larm.

Ick föhl mi as en lütjet Kind,
De ganze Welt is weg,
Du puſt mi as en Värjahrswind
De kranke Boß torecht.

Min Obbe**) fohlt mi noch de Hann,
Un ſegt to mi: „Nu be!"
Un „Vaderunſer" fang ick an,
As ick wull fröher de.

Un föhl ſo deep: dat ward verſtahn,
So ſprickt dat Hart ſick ut,
Un Rau vun'n Himmel weiht mi an
Un Alles is wedder gut.

Min Moderſprak ſo ſlicht un recht,
Du ole frame Red!
Wenn blot en Mund „min Vader" ſeggt,
So klingt mi't as en Bed.

So herrli klingt mi keen Muſik
Un ſingt keen Nachtigal; —
Mi lopt je glik in Ogenblick
De hellen Thran hendal.

(Klaus Groth-Kiel.)

*) hätſcheln, liebkoſen. **) Großvater.

64. Plattdütſch.

Se ſäen, wie Noorddütſchen
Verſtunnen kien Geſang,
An'n Rhien und an de Donau,
Dar harr de Sprak blot Klang.

Gott hett us nich verlaten
In'n hogen, kolen Noord;
Hier kam't de ſchönſten Blomen,
De ſchönſten Froens foort.

De Nachtigal un Bokfink,
De Spree un Droſſel ſleit't,
De Lauerk ſingt ſo luſtig
Hoch äwer de gröne Heid.

Un wenn där düſter Dannen
De Winterſtoorm henſuſt,
Dat klingt, as wenn dat Orbel
Mit all Regiſters bruſt.

Dat Meer ſleit an de Küſten,
As wenn de Klocken klingt,
So deep, ſo holl, ſo mächtig,
As wenn't den Grundbaß ſingt.

Uſ' Sprak is as uſ' Heiden
Urſprüngelk noch un free,
Uſ' Sprak is deep un mächtig,
Un prächtig as de See.

Min Moderſprak, wo klingſt du
So ſöt nu doch ſo ſtark!
Wo leew ick di van Harten,
Du Land vull Kraft un Mark!

En Hoch, Jungs, fär dat Plattdütſch,
Lat't bruſen as dat Meer!
En Hoch, Jungs, fär den Noorden,
Dar lävt un ſtarvt mi fär!

(Franz Poppe.)
* bei Oldenburg 24. März 1884

65. Das Plattdeutsche im Herzogtum Oldenburg.

Das Plattdeutsch im alten Herzogtum*) Oldenburg bestätigt ganz augenscheinlich den Ausspruch Wienbarg's: „Die Sprache ist das Volk." — Denn unser Plattdeutsch entspricht durchaus dem ruhigen, geistesträgen, phlegmatischen Wesen unserer Landsleute.

Alles was nur irgend Anstrengung der Sprachwerkzeuge erfordert, alle schwerauszusprechenden, scharfen Konsonanten, die dem Hochdeutschen das Harte, Prätentiöse geben, vermeidet unser Plattdeutsch gänzlich. Es wird mit der größtmöglichsten Bequemlichkeit, mit liegender oder doch nur leicht bewegter Zunge und kaum geöffnetem Munde gesprochen. Ein Wort wälzt sich langsam, klanglos nach dem andern fort.

Statt des höchst unbequemen **pf** hat das Plattdeutsche nur **p**. (Statt Pferd, Pfund, Rumpf, Schimpf — Perd, Pund, Rump, Schimp.)

Der Anstrengung erfordernde Gurgellaut **ch** in der Mitte oder am Ende eines Wortes wird durch das viel bequemere **k** ersetzt, wie: Sake, spräken, flöken, statt: Sache, sprechen, fluchen und Blick, Pick, statt Pech, Blech, oder es wird ganz weggelassen, wie Laß, Büsse, Oß, statt Lachs, Büchse, Ochs. Die Ammerländer,**) die von allen Bewohnern unseres Landes wohl am meisten Phlegma haben und am schwerbeweglichsten sind, verwandeln in der Mitte vieler Wörter den Gurgellaut **ch** in **s**, in denen die übrigen Plattdeutsch Redenden ihn noch beibehalten; so sagen sie statt achter — aster u. s. w.

Statt des Zischlauts **sch** wird, wenn ein Konsonant auf denselben folgt, im Plattdeutschen immer nur **s** gebraucht; statt schwarz, schmecken, Schneider — swart, smecken, Snider. Mit Ausnahme der Norddeutschen sprechen alle übrigen Deutsche bekanntlich **st** und **sp** wie **scht** und **schp** aus (Schtall, Schtein). — Der Z-Laut fehlt dem Plattdeutschen gänzlich; statt seiner wird **t** oder **s** gebraucht: Zelt, Holz, Herz, Katze, Schnautze, Zweisler, Zwiebel — Telt, Katte, Holt, Snute, Twiesler, Siepel, Hart. Ein plattdeutscher Mund sagt, wenn er hochdeutsch redet, swei und swanzig, Swiebel, besahlen und in allen aus dem Lateinischen und Französischen hergeleiteten Wörtern auf tion, wird er den Z-Laut wie **sch** aussprechen. Er wird keine Lektion geben und keine Inspektion, sondern er giebt Lekschonen und hält Inspekschonen, Direkschonen.

Das **r**, das überall nicht scharf ausgesprochen wird, wird da, wo es zu unbequem ist, z. B. vor **s** in der Mitte eines Wortes weggeworfen: Gasten,

---

*) Mit dem Herzogtum Oldenburg, dem Hauptbestandteil des Großherzogtums Oldenburg, wurden im Anfang dieses Jahrhunderts die münsterschen Kreise Kloppenburg und Vechta vereinigt. Die Bewohner der letzteren Landesteile unterscheiden sich in Sitten, Religion (Katholisch) und Dialekt wesentlich von den Bewohnern des alten Herzogtums; nur die Sprache der letztern soll hier ihre Besprechung finden.

**) Ammerland heißt ein Landstrich in der Nähe des Zwischenahner Meeres, eines Landsee's, der ungefähr zwei Meilen von der Hauptstadt Oldenburg entfernt ist.

Wuſt, Kaspel, ſtatt Kirchſpiel, Wurſt, Gerſten, und ſo auch das **t** in der Mitte: Vaer, Moer, ſtatt Vater, Mutter. Die Ammerländer und ihre Nachbarn laſſen noch eine Menge von Endkonſonanten weg, die anderorts deutlich ausgeſprochen werden; ſie ſprechen Knech ſtatt Knecht; wahrhaftig, man ſieht's dem Munde oft gar nicht an, wenn er ſpricht! — Fühlen wir's nicht gleich heraus, daß ein Bremer taagen und boaren Kind, das „min Vatterr ſin Broderr" ſpricht, ein ganz anderer Kerl iſt, dem wir ſein bißchen Eitelkeit wohl verzeihen können, als der Ammerländer, der ſagt: „min Vaaer ſin Brooer".

Das ſcharfe, Anſtrengung erfordernde **f** oder **ff** wird im Plattdeutſchen **w** oder **g**: Teufel, offen — apen, Düwel.

Wo das **b**, wie in den Endſilben ben, brig etwas Unbequemlichkeit macht, da wird es im Plattdeutſchen zum **w**, klewrig, lewen; dagegen wird aber oft einigen mit einem Vokale anfangenden Wörtern, um die Ausſprache zu erleichtern, ein **b** vorgeſetzt; binnen, baben, ſtatt des Hochdeutſchen innen, oben.

Die Vokale, deren es im Verhältnis zu den Konſonanten (da ſo viele derſelben im Vergleich mit dem Hochdeutſchen wegfallen) ſelbſtredend eine große Menge geben muß, werden alle unrein ausgeſprochen, nicht ſcharf markiert; die Sprache bekommt dadurch etwas Murmelndes, Monotones; ich möchte ſagen, ſie klingt grau in grau! In jedem ausgeſprochenen Vokale klingt etwas von allen übrigen mit an.

Das klare helle **i**, wie in dem Worte Liebe, und das **u** wie in Natur, kommen in plattdeutſchen Wörtern ſelten vor, und wo ſie ſind, da werden ſie durchaus unrein ausgeſprochen; man hört immer einen andern Vokal mit anklingen. Das Anſtrengung der Sprachwerkzeuge erfordernde helle **i** iſt meiſt in **ee** verwandelt: Dieb in Deef, und das **u** in **o**: Fuß in Foot; auch das helle **a** der hochdeutſchen Wörter — wie in Art, Adler — fehlt unſerem Plattdeutſch und wird breit wie ein doppeltes **a** oder faſt wie **ao** ausgeſprochen. Dieſe unreine Ausſprache der Vokale macht das Schreiben des Plattdeutſchen ſo ſchwierig und ſo unſicher. Um den Ton plattdeutſcher Wörter richtig zu bezeichnen, hat man wohl neben den Vokalen andere Zeichen, wie das ſchwediſche **å** oder das holländiſche **ôi** angewandt, doch alles vergebens; die Ausſprache plattdeutſcher Vokale läßt ſich durch Zeichen nicht einfangen.

Obgleich uun faſt alle Vokale unrein ausgeſprochen werden, ſo daß zuweilen beim Ausſprechen einer einzigen Silbe die ganze Reihe der Vokale mit anklingt, ſo hat unſer Plattdeutſch doch viel weniger eigentliche Diphthonge (Doppellaute), als das Hochdeutſche. Der Laut **eu** oder **äu** fehlt gänzlich; das **eu** der hochdeutſchen Wörter wird in **ü** oder **u** verwandelt (ſtatt Eule, Teufel: Ule, Düwel). Eine Ausnahme von dieſer Regel bildet nur der Plural von Koh (Kuh) Koie; indeß klingt das Wort auch in vielen Gegenden, z. B. um Oldenburg herum, wie Keie; und loi — faul. „Loi Lü ſünd praktisk." Das oldenburgiſche Plattdeutſch unterſcheidet ſich we-

sentlich von dem osnabrückischen und kalenbergischen ꝛc. dadurch, daß letztere viele einfache Vokale hochdeutscher Wörter in Diphthonge verwandeln; sie sagen statt Bohnen, Brod: Baunen, Braud u. s. w., während im Oldenburgischen gerade umgekehrt viele Diphthonge hochdeutscher Wörter in einfache Vokale verwandelt werden (Zeit, Staub, Traum, breit, Speicher in Tid, Stoff, Droom, breet, Spiker). —

Die meisten obengenannten Eigentümlichkeiten hat das holsteinische Plattdeutsch mit dem unsrigen gemein. An der Küste der Nordsee von der Mündung der Ems bis zur Eider besteht nicht bloß eine äußere Ähnlichkeit im Dialekt, sondern auch dieselben Sprichwörter, dieselben Kinder- und Wiegenlieder, dieselben Volkswitze finden sich an der bezeichneten Küstenstrecke überall; während einige Meilen tiefer landeinwärts ein anderer Dialekt des Plattdeutschen, andere Volkswitze und Sprichwörter sich finden (Münsterland, Kalenberg, Osnabrück, Hannover).

Das Wort: Frisia non cantat bestätigt sich auch darin, daß die Bevölkerung der ganzen Nordseeküste, der viele friesische Elemente beigemischt sind, ihr Plattdeutsch gar nicht singend spricht, wie die plattdeutsch redenden Bewohner der meisten Binnenländer, namentlich schon diejenigen von unsern oldenburgischen Münsterländern, die nicht den Friesen entstammen, wie die Frisoiter ꝛc. Dies Nichtsingen ist auch wohl der Grund, daß Fremden die Sprache der Landbewohner der Küstengegend so unfreundlich, so unmelodisch, so rauh, so barsch klingt. Das Holländische klingt gerade durch das Singen auch viel angenehmer in Süd- als in Nordholland. —

Wie unfreundlich klingt das oldenburgische Fragewort: waadd? — Wie schmeichelt dagegen das singend ausgesprochene: wa's fällig? unsrer Münsterländer dem Ohre? —

„Der Mann, der nicht Musik hat in sich selbst, taugt zu Verrat, zu Räuberei und Tücken; trau keinem solchen!“ —

Wie unrecht würde man thun, wenn man diesem Ausspruch Shakespeare's bei der Beurteilung der biedern, aber höchst unmusikalischen Bevölkerung der Nordseeküste Glauben schenken wollte?!

Es herrscht aber der bedeutende Unterschied in dem Küstendialekt selbst, daß je näher der Ems — je unvermischter die Friesen, je weniger Sachsen ꝛc. sich ihnen zugemischt haben — desto mehr altfriesische Wörter in der Sprache sich finden; und dann auch, je näher der Ems, desto mehr wird das Plattdeutsche ziehend, schleppend gesprochen, die Vokale gedehnter, unreiner; die Ostfriesen sprechen schon viel schleppender als die Jeveraner, diese dehnen und ziehen ihre Vokale wieder viel mehr als die Oldenburger u. s. w., bis am Ende die Holsteiner die Vokale kurz aussprechen, und wenn sie auch nicht viele helle Vokale (ie, u, a) haben, so sind sie doch weit entfernt, jeden einzelnen so auszusprechen, daß alle übrigen mit anklingen. Das e am Ende der Wörter, daß wir Oldenburger noch haben und redlich hören lassen und das unserm Dialekt das Schleppende giebt, wirft der Holsteiner weg.

Letztere sagen statt, wie wir, Katte, Göse: Katt, Gös u. s. w. Diese kurz abgebrochene Aussprache entspricht dem raschern, lebendigern, gröbern Wesen der Holsteiner, während das Schleppende seines Dialekts den ruhigen, verständigen Oldenburger charakterisiert.

Das Plattdeutsch der Nordseeküste und so auch das oldenburgische Plattdeutsch hat durchaus keine Diminutiva, (Verkleinerungswörter), während in den südlichen Teilen des Landes, in den zu unserem Herzogtum seit 1802 gehörenden Münster'schen Ämtern — kaum 12 Meilen von dem Meere entfernt — diese fast in jeder Phrase verkommen (Jüngsken, Hüsken, Jennken ꝛc. für Hus, min Jung, Marianne) hört man im alten Herzogtum Oldenburg durchaus niemals.*)

Die schmeichelnde gefällige Freundlichkeit im ganzen Behaben des Volkes, das seinen Ausdruck in dem häufigen Gebrauch der Verkleinerungswörter erhält, fehlt dem Bewohner der Nordseeküste, und namentlich auch dem Oldenburger gänzlich; er ist zu ruhig, zu ehrlich, zu biderbe, zu prosaisch, um Lust zu haben, sich zu bemühen, das Leben seiner Umgebung und so sich selbst durch die Verkleinerungswörter freundlich, behaglich zu machen; denn diese werden seltener gebraucht, um einen Gegenstand genauer zu bezeichnen, sondern meist nur, um ihn gefälliger hinzustellen; sie sind häufig ja nur eine Art geselliger Schmeichelei. Wie er nun, im Gegensatz zu dem überhöflichen Sachsen, jede Höflichkeitsphrase und alles, was nur irgend daran erinnert, in seiner Unterhaltung meidet, so auch die Diminutiva. —

Unserm oldenburgischen Plattdeutsch eigentümlich ist es, daß es gar kein eigenes Wort für Mut hat; denn das plattdeutsche Mood bezeichnet eine Neigung zu etwas: „Ick hewv kin Mood to freen (freien), et hett nich Mood to rägen" (regnen); und davon gebildet anmodig; anmodige Kälte (von kellen, schmerzen) bedeutet nicht ein anmutiger, sondern anhaltender Schmerz; dann entspricht das Wort oft auch ganz dem englischen mood, Laune, Gemütsstimmung; außerdem bedeutet es auch Glauben, Vertrauen u. s. w. „Ick hewv kin Mood to Jan," heißt: ich glaube, Jan wird nicht wieder hergestellt. In dem Sprichwort: „Geld und Good makt Mood (Neigung und Vertrauen, ein Geschäft anzufangen), Mood makt Aewermood, un Aewermood deit selten good (thut selten gut)," bedeutet „Mood" auch so viel als Vertrauen zu sich selbst, aber der hochdeutsche Mut ist aktiver. Eben so wenig bezeichnet das Wort Hart, wie im Hochdeutschen Herz, den Mut, sondern nur das Mitgefühl: „he hett kin Hart im Liwe," heißt: ihm fehlt alle Menschenliebe. — It kellt mi to dull in't Hart, ick kann't nich dohn! (ich kann's nicht thun, es thut meinem Herzen zu weh). — Das dem Französischen entnommene Wort Kurasche ist wohl das einzige Wort, das Mut bezeichnet.

*) Das einzige Diminutiv, das hier vorkommt, ist: Stäfken (Feuerstübchen). Mäken kann, wie das hochdeutsche Mädchen, nicht für ein Diminutiv gelten.

Von dägen (taugen) hat das Plattdeutsche die abgeleiteten Wörter Dägde, dägde, Tüchtigkeit, tüchtig und Undächt, untüchtig, schlüngelhaft, krankhaft. „Dat Undächt mutt herut!“ wird von Ausschlägen gebraucht; indeß hat man, wenn man diese letzte Redensart gebraucht, fast immer den Schelm im Nacken, da mit derselben nicht allein das Krankhafte, sondern auch das Schlüngelhafte bezeichnet werden soll, und deshalb wird es namentlich bei Kindern gesagt, die trotz des Verbots zu viel unreife Äpfel hineingeschlagen haben u. s. w. Doch für die hochdeutsche Tugend hat das Plattdeutsche eben so wenig ein Wort, als für Jugend.

Die Oldenburger sind ein friedfertiges, ruhiges Völkchen, deshalb haben sie auch wenige originale Schimpfwörter: die beiden fremden: Kujohn, Kanaille kehrten am häufigsten wieder; außerdem auch Deew, Gaudeew (von gau, schnell), Hore, Swin, Beest (von bestia), wenn grade einem Individuum eins von den mit diesen verschiedenen Schimpfwörtern verbundenes Attribut beigelegt werden sollte. Ich zweifle nicht daran, es wird wohl noch manche original-plattdeutsche Schimpfwörter geben; doch die einzigen, die ich gehört habe, sind: Donnerslag, Dummsnut (der eine dumme Schnauze hat, d. i. dummes Zeug spricht), Smachtlappen (Hungerleider, Geizhalz), Lusekerl, Schubbejack; letztes Wort bezeichnet buchstäblich einen Menschen, der sich die Jacke, das heißt den Rücken scheuert, also ein armer Teufel, der viel Ungeziefer hat (also ganz dasselbe als Lusekerl); da nun aber „arm“ und „schlecht“ leider fast immer als gleichzeitig vorhanden angesehen werden, so bezeichnet Schubbejak sowohl einen armen als auch einen niederträchtigen (ganz elennigen) Kerl. Schubbejack wird auch der Pfahl genannt, der mitten in den Wiesen aufgerichtet ist, damit sich das Vieh daran scheuern kann.

Unf're Sprache mit den langgedehnten Vokalen eignet sich nicht zum lebhaften Streite; hätten wir mehr Feuer, mehr Leben, dann würden wir neben kurz abgestoßenen Vokalen auch mehr Schimpfwörter und mehr Flüche haben: Sla mi de Donner! gah' na'n Satan (Düwel)! sind fast die einzigen, die immer wiederkehren.

Die „Freude“ fehlt ebenfalls dem Plattdeutschen. — Der, der Plattdeutsch spricht, hat keine Freude; Pläsehr ist's, was ihm höchstens zu Teil werden kann.

Demgemäß sind auch die Ausdrücke, die eine Zufriedenheit anzeigen, immer beschränkend gehalten. „Sehr gut,“ „außerordentlich gut,“ sagt man bei uns nicht. — Auf die Frage: Wie steht's mit der Ernte oder mit der Gesundheit? ist die gewöhnliche Antwort: „Good moot gahn, bitt bäter wart.“ — „A billig good,“ ist das höchste was man erwarten kann.

Bezeichnend für den Oldenburger ist es auch, daß er eine wahre Unzahl von Wörtern hat, die einen Menschen bezeichnen, der immer zögert und zaudert und nichts fertig bringt, immer hin und her schwankt und sich zu nichts entschließen kann: Tündler, Nätler, Drauler, Hibbeler, Damler, Dämelsack, Dreemsteert, Dreepsteert, Dwäler, däsige Kerl u. s. w.

„Besinnen ist't best' an Minschen!“

Hingegen hat er kein einziges Wort, so viel ich weiß, das dem Hochdeutschen: entschlossen, keck, trotzig, mutig entspricht; das einzige Wort: verwagen entspricht nicht dem hochdeutschen verwegen, da „een verwagen Keerl, Wif," Leute bezeichnet, die immer das Maul offen haben, unverschämte Schreihälse; das Plattdeutsche für die angeführten Begriffe muß aus dem Französischen genommene Wörter gebrauchen: resolut, resolvert, astrant (assurant), bredal (brutal); aber eigentümliche Wörter, die einen zähen, passiven Widerstand ausdrücken, daran fehlt es ihm nicht: hartnackt, ballstärig, wedderharig; „egensinnig as Jan Fink, de schull bi Dage ann'n Kak (Schandpfahl) un wull nich." (Dr. med. J. Goldschmidt-Oldenburg; 1847.)

66. Spruch-Tafel.

Mancher dünkt sich weise und ist doch nur dreimal um seine Mutter gelaufen.

Wie mancher ging nach Wolle aus und kam dann selbst geschoren nach Haus.

Mancher fischt nach dem Strohhalm, derweilen schwimmt das Bund davon.

Geduld ist ein edel Kraut, wächst aber nicht in Jedermann's Garten.

Mancher kommt zu Brot, wenn er keine Zähne mehr hat.

Gewonnen mit Schand', geht schnell von der Hand;
Gewonnen mit Ehr', des wird immer mehr.

Gott macht genesen, der Arzt kriegt die Spesen.

Gleiches Vieh beleckt sich gern.

Almosen geben armet nicht, Kirchengehen säumet nicht, Wagen schmieren hindert nicht.

Was mit Weibervolk und Säuen zu thun hat, kommt ins Geschrei.

Je magerer der Hund, desto dicker die Flöhe.

Wolfsmagen und Advokatentasche sind immer offen.

Spare, lerne, leiste was, so hast du, kannst du, giltst du was.

Das Wasser ist der Lebenssaft der Erde.

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm;
Wie das Schaf, so das Lamm.

Es kommt aus dem Sack nichts heraus, als was man hineingethan.

Gott giebt Wasser und giebt Wein, aber schenkt nicht selber ein.

Vor jedem Hause liegt ein Stein; ist er nicht groß, so ist er klein.

Binde den Sack zu, wenn er auch nicht ganz voll ist; dann hast du doch den größten Teil in Sicherheit.

Wo viele Sperlinge zusammen fliegen, bleiben wenig Krumen liegen.

Schinken und Speckseite sind Geschwister Kind.

Alles hat seine Art, wie der Bock seinen Bart.

Borgen und Jucken thut nur einmal sanft.

Besser ein Lappen als ein Loch.

Wenn das Schwein satt ist, stößt es den Trog um. (Wenn de Tasse ute is, dann ward dat Köpken ummestülpet.)

Vom „vielen Dank!“ werden die Katzen krank.

Wer nit kann Spaß verstehen, soll nit unter die Leute gehen.

Wo man Bier trinkt, kannst du ruhig lachen,
Böse Menschen trinken schärf're Sachen.

Das Beste ist allezeit das Billigste.

Advokaten und Lachse machen oft seltsame Sprünge. (J.)

---

67. Wie das Volk in Norddeutschland denkt und spricht.

Die Sprüche, die geklungen
Von allen deutschen Zungen, —
Die alten goldnen Lehren,
Die haltet wohl in Ehren!

Aus Hamburg, Bremen und Umgegend.

Reisend Lüd' mot man nich upholl'n, säd de Inspektor to'n Knecht, de von em wull, un smet'n ut der Döer.

Denn Politik, segt de Bur, is anners seggen as dohn.

Arbeit is ken Haf', säd' de Daglöhner, löpt uns nich weg.

Wann't kummt, kummt op'n mal, säd de Snider, und dar kreg he twe Por Strümp to flicken, und dat op'n Winachtabend.

Dat's baschen Tobak, säd' de Düwel, as der Jäger em in't Mul schaten harr, un spigt de Hagelküern ut.

't is'n Meisterstück, säd' de Timmermann, harr'n Hunnenhütt bugt un't Lock vergeten.

Dat is nich vor de Katte, mente de Deef, do stol he den Bur twe Schinken.

Aus dem Hildesheim'schen.

Wat geit meck de Welt an, ek hebbe kein Hus drin, segt Samwel Lohmann.

Prahlt wi nich, sau hewt wi nix, streut wi kein Sand, hewt wi kein Hus-geräte, segt de Pracher.

No, dei singet, dat'n de Melodie ruken kann! segt Quante.

Wat gut geit, deit de Buer sülwellst, segt se in'n Kalenberg'schen.

Sau Einen kriegt'n tau, sä' de Junghansche, da solle se en lütgen scheiben Snider frien.

Wovor sind de falschen Eider in de Welt, wenn se nich eschworen weren söllt? segtde Avkate.

Ek kann dat Ketteln (Kitzeln) an'n Halſe nich verdrägen, ſä de Deif, da ſe em hängen wollen.

Wenn de Smeete ut der Hand is, hat'n de Düwel in de Macht.

Köppchen gladd un Fäudchen gladd, is de halwe Bruudſchatt.

De Bur ackert ſeck woll gries, awer nich wieſ' (weiſe).

Wenn'n Unglücke ſien ſall, ſau fällt d' Katte von'n Staule dod.

'n jung Mäken mött na einer Fedder ower ſeeben Tüne ſpringen.

„Da rück an", ſä Hans, da ſlaug hei Jürgen up de Näſe.

Aus dem Lüneburgiſchen.

Wat ick will, dat will ick, ſäd Hans Fink, da wull he ſin Koh bi'n Swanz melken.

Wat is nu för Not um Botter, ſäd de Jung, Mutter, us Koh hätt all bullt.

Starw man noch nich, Perd, ſäd de Buer, ick ſei ja all Hawern.

Dat Nödigſt to erſt, ſäd de Buer, da prügelt he ſin Fru un lett dat Perd in'n Graben liggen.

Dat kummt wedder, ſäd de Buer, da ſoddert he ſin Swin mit Swinfleſch.

Dat kummt anners as mit en Hehn, ſäd de Buer, wenn ſin Perd Eier leggt.

Wat Du doch förn narſch Menſch böſt, ſäd de Buer to ſin Sög, heſt bi't Freten de Poten in'n Trog.

Ick mot allens rennlich hebben, ſäd de Fru, do kreg ſe de Muus ut'n Rahmpott un tröck ſe ſick börch dat Mul.

Wat de Buer nich kennt, dat frett he nich, ſäd de Buer, do ſchüll he Gurken eten.

Wat? Hew de Ärt upn Nacken un ſchüll mi von en olt Schap biten laten? ſäd de Knecht un ſlög dat beſte Schap dod; dat hadd aber Brod hebben wullt.

Dat ſammelt ſick, ſäd de Jung, hadd op de Del all Släg kregen, kreg in de Stuw noch mal welk.

Wat de Welt doch grot is, ſäd de Jung, da kiek he achter ſin Bader ſin Backaben rut.

Hart gegen Hart, ſäd de Bock, da ſtött he mit den Kopp gegen de Hawerkiſt.

Wat wie doch nüdlich ſünd, wenn wie jung ſünd, ſäd de Jung, da bekiek he ſick de Farken.

Dat Kind is doch liekſterwelt ſin Bader, ſäd de Nawerſch, do köm ſe to'n Wochenbeſök un kiek inne Weeg; et legg awer en Farken drin.

Och Gott, den Weg mötet wie all gahn, ſäd dat ol Wiew, da trock de Slachter de Koh ut den Stall.

Fort mit di, rein mott ick hebben, ſäd de Fru, da ſlög ſe de Sög mit den Rahmlepel för dat Achterkeſtell.

Elk nah ſin Mög, ſäd de Jung, Bader, ett Du die Arſken, ick will dat Speck eten; do hadd de Bader em ſeggt, he mößt ok Arſken eten, ſe ſmecken ſchön.

Kam driſt bi ju rin, ſäd de Deef, da brök he dörch den Dönzenbän (Stubenboden).

Wat de Lew uich deiht, ſäd de Snider, da küßt he den Bock twiſchen de Hörn.

Speck oder Swinfleeſch, ſäd de Köſter, dat ſchall mi ganz egal ſien.

Ei is'n Ei, ſäd de Köſter, do langd he nah dat grötſte.

Rieklich fört Geld, ſeggt de Barwieker, wenn ſe knapp wegt.

Lewen und Lewenlaten, ſäd de Pracher, do ſmet he ſien Jack voll Lüſ' achtern Tun.

Bi min Nawers meſt de Lork un plögt de Reelworm (Maulwurfsgrille), ſäd Bader Marten.

Aus der Stader Marſch und dem Lande Wurſten.

De Vagels fangen will, mut nich mit Knüppels bernah ſmieten.

De Leew fallt ſo god upp'n Kohklack as upp'n Roſenblatt.

'n Hals is man kleen Lock, man et geiht'n Dreemaſter dör.

Ers 'n Löpel, denn 'n Sleef und dolezt 'n ganzen Deef.

Et gift tweerlee Froens; de eene gehört to dat Göſe- und de annere to dat Höhnergeflecht; denn de eene holt' tohopen un de annere kratzt' utenanner.

He wahrt dat Ei und lett dat Hohn fleegen.

Jeder wahr ſick vor Steefmüdder un Winterſwien'.

Jeder free ſiens Nahbars Kind, ſo weit he, wat he findt.

Keen kan gegen den Backaben anjappen!

Narren köpt Böck, de brukt ſe nich to melken.

Se bäet nich eher, eh et nich donnert.

Wenn de Dag is vergahn, harren de Fuhlen gern wat dahn.

Wo de Thun am ſiedeſten is, da ſtigt Jeder öber.

Wer köft, wat he nich nödig het, de mut verköpen, wat he nödig het.

„Wo man ſingt, da laß dich ruhig nieder", ſä de Düvel, da ſeet he ſick in'n Immmenſwarm.

Gott Lov und Dank, ſä de olle Fro, dat ick nich darmank bin, da harr ſe dat ganze Dörp tohopen lagen.

Dat is doch Een', ſä de Düvel, dar har he'n Snieder grepen.

Wat de Gewahnheit deiht, ſä de Snieder, do ſtöhl he en Stück van ſin eegen Büx.

Gott bewahre Damm und Dieken, Siel un Bollwark un dergliken,
Dorto unſe Land un Good un en ehrlik Wurſter Blood! (Land Wurſten.)

Aus dem Herzogtum Oldenburg.
(Geſammelt von Dr. J. Goldſchmidt.)

De Schriftgelehrten, de Pennlicker, de Blackſchiter, ſe weet nich, wat'n Buren deent.

Lebber um Lebber,
Sleiſt Du mi, ſla ick webber.

De Bree ward ſo heet nich upäten, as he upladen ward.

Hart Wort kann 'n Keerl von de Boſt holen.

He ſnackt as'n Mettwurſt, de an beide Enne apen is.

De Vägels, de froh morgens ſingt, haalt abends de Katte.

In Korn oder Brannwin, —
Wer ſick beſuppt, de is en Swin.

Watt hett man anners in de Welt, as datt, watt man mit de Täne davon ritt.

Ick mag nie dünne Botter, abers woll dicken Käſe.

Gold uppen Kragen, Hunger innen Magen.

Von bawen bunt, von unnen Strunt.

Vorn fix — achter nix.

He mag wol arbei'n, abers ſin eegen Sweet nich ruken.

Wer vorwärts will, moot den Dumen ſtiw holln.

Wat dar wäſen moot, moot dar wäſen. — 't moot doch all'n bäten Schick hebben.

De Kerl hett Glück, as'n Fuſt dick; wat he anfat, ward Gold. — Wem't Glück innen M — will, helpt kin toknipen.

't is good, de dar nicks mit to dohn heet, ſä de Jung, da beeten ſick twee Kreien.

'n Buer is ſo klok as'n Minſch.

Een Kind keen Kind, twee Kinner Spälkinner, dree Kinner väl Kinner.

Good is good, man altogood is Annermanns Narr.

De ſick nich ſatt ett, lickt ſick ock nich ſatt.

Moder, wat is de Welt doch groot, ſä de Jung, do keem he achter'n Kohlhoff.

He bekehrt ſick van'n Schrubber to'n Heidbeſſen.

Arme Lüe Pankoken un rieke Lüe Krankheiten rukt (riechen) wiet.

Kort und krägel (munter) is bäter, as lang un'n Flägel.

Kinner und Kalver är Deel, ſo behold ſe är Liev heel.

Givt Gott Jungens, givt he ock Büxen.

„Dönner in'n Huſe", ſagte ein Oldenburger Landmann, auf ſein böſes Weib zeigend, das er kürzlich geheiratet hatte.

Man kann woll unrecht Good erwarben,
Man nich verarben.

Kuhle in de Backen, Schelm in'n Nacken.

Mit Eien un Kleien kann man woll en Bullen an de Grund kriegen.

Ach, de Heerens in de Stadt hebbt kinen Burenverſtand!

Wahrt jo vor'n Achterklapp!

Up sin Mestfal hett de Hahn dat gröttste Recht.

Wiser un Sniggen drägt är Hus uppen Rüggen.

Wo'n Hahn is, da kreit kine Henne. — Mannshand baven!

De deent, is so good, as de dar lohnt.

Wer sick vor'n Pannkoken utgiwt, ward dar vor upfreten.

Töw man, wer langsam geit, kummt ock mit.

Stänen is halve Arbeit.

Mit Sinnigkeit kann man wull'n Bullen melken.

't hett all sin Tid, man't Flohfangen nich.

Wat de Düwel nich weet, dat weet 'n old Wif.

Nimmst 'n bös Wif, krigst den Düwel upt Lief.

De lewen will sonner Pin,
Hö sick vor Steefkinner un Winterswin.

De erst 'n Steefmoer hett, krigt ook bal'n Steefvaer.

Nicks bäter, as sin Föt unner anner Lü Disch to stäken.

Is kin Pott so scheef, 't paßt dar 'n Deckel upp.

Marschbur: He is ja man von de Geest!
Geestmann: Is't nich fett,
Is't ok nich glett.

Wo de Meßwagen nich henkummt, hört de Segen Godds up.

Godd regeert de Welt, Jungens un Hunne de Knüppel.

Wenn de Sonne schient un't regent, denn krigt de Düwel Affkaten in de Hölle.

Een is 'n annern sin Düwel. — „Ick hew min Lew un Dage nich an'n Düwel löwt, un nu hew ick 'n, sla mi de Düwel!"

Wann sagt der Bauer die Wahrheit? — Wenn er krank ist: dann sagt er: „Ick däge niks!"

'n bäten scheef hett Godd leew.

De freen will, mutt erst utdeenen.

Dat Ooge will ook wat hebben, har blinnen Harm segt, da freed he na'n moi Deern.

't is so bald dahn mit'n Minschen, un he hett doch so väl kost uptotrecken.

He bätert sich nich up't Oller, as de Winterswin.

Opp'n Erwarver kummt'n Verdarver.

Man moot sich nich eher uttrecken, bitt man to Bedde geiht.

Man mutt den Läpel nich ehr dallegen, bitt man satt is.

Vater, wat iz de Welt so grot, sä de Jung, az he innen anner Lop (Dorf) kem.

De Bokweten is nich ier säker, bet he in'n Magen is, sa de Bur, do föllt em de Pannkoken in die Ask.

Dat's hier'n wunderken Sand, ſä de Maid von Ammerland, azze bi Regenwäer dör'n Klei muz.

Wen't man erſt wönt is, ſä de Backer, do wizkd' he mitte Katt de Backawen ut.

Wenn't kummt, denn kummt uppen Bulten (Haufen), ſä Jann, do fund he'n halwen Groten in't Fägels. (Kehricht.)

Dat's miſſ! ſäd Jann, dor härr em'n Hund in't holten Ben bäten (gebiſſen).

Aus der Umgegend der Stadt Hannover.

Velle Köppe, velle Sinne, ſä de Düwel, da har hei'n Föhr Poggen ladt.

Je mehr man de Katt' ſpregelt, je höger bört ſe den Swanz.

De Katt' un de Magd, De Knecht un de Hund,
Eet't wennt 'n hagt, Möt teuwen, bet dat't kummt.

Dett Goden kann man ock to veel kriegen, ſä de Buer, dar fell ehm dat Föhr Meß up'n Liew.

Uſen Herrgott is nich tau truhn, ſä de Buer, da make hei ſien Heu am Sunndag.

Mi di will ick woll fartig wer'n, ſä de Buer, un kek taum Himmel up; läßt du regnen, föhr ick Meß.

Mi kannſt du woll entlopen, aber uſen Herrgott nich, ſä de Buer, as ehm de Voß 'ne Goos ſtahlen harr.

Aller Anfang is ſwer, ſä de junge Schriever (Ökonomieeleve), da wull hei de Koh bien Swanz in'n Stall trecken.

'Ne Arme kann einen ebenſoveel argern, as 'ne Rieke, ſä de Buer, as hei na Geld friege.

„Ja! Ja!" ſägt de Buer, dann weit hei nicks mehr.

Aus Oſtfriesland.

Kiel, Koh un Plog, ſe ſüllen leben! (Oſtfrieſ. Trinkſpruch.)

't Geld mutt man von de Lü' nehmen, ſä' de Avkate, von de Böm' ſchüddeln kann' k't nich.

War man ſülfſt net kummt, dar word en ok de Kopp net wusken, har de Bur ſegt, do harr he net na't Gericht wullt.

Lecker bint wi nich, ſegt de Bur; awer wi wet't wol, wat'r god ſmeckt.

Dat ligt buten min Verſtand, ſä' de Jung, as dremal dartein.

Schlichtweg „Jan", ſee de Bur, as he ſin Kind döpen let — he ſall man achter de Plog.

Ficks kum, Herr Paſter ſtichelt, ſäd' de Scheper, as de Paſter öwer'n goden Hirten predigt.

Ik vergev di't Jann, man denk du daran, ſegt de en Schipper tegen de ander.

Erſt dat Nödigſte, ſe de Kerel, do prügelt he ſin Wiw dör.

Dat's beſchickt, ſä de Mann, do harr he ſin Fru na'n Karkhof bracht.

Dat giwt Rühmde (Raum) um de Herd, see de Papenborger tegen sin Wiw, do wassen hüm säwen Kinner in de Pocken avstürwen.

Hollen mot noch van Hofart undergan, see de Pastor, as der en Bur all weer mit nee Holsken in de Karke quam.

Aus Schleswig-Holstein.

De is so klook as Kösters Koh, de dre Dage för'n Regen to Hus köm un kreeg doch'n natten Steert.

De nich in't Water löppt, krigt ock de Föt nich natt.

De Botter is alle Jahr dremal dull: enmaal, wenn se to week is, t' twete Mal, wenn se to hart is, un't dritte Mal, wenn man se nich hett.

He backt bi Flaß, dat he sin Stroh spart.

Wenn een Goos Water süht, will de anner drinken.

Wenn twee Deev sich schellt, krigt en ehrlich Minsch sin Koh werrer.

De Gröt deiht't nich, sünst keem de Koh den Hasen vörbi.

Wer ümmer reekent, wat he kost, de itt sin Dag keen goden Kohl.

Hier in't Hus is grote Not, hier hungert de Mus in't Brotschapp dod.

Hett de Koh den Swans verlor'n, denn markt se erst, wo he good to is.

Wer ümmer up sin Kopp besteiht, de kümmt am Enn up'n Kopp to stahn.

„Dat hest drapen," seggt de Kröpel, as em de Hund in't hölten Been beeten har.

„Se is mi doch to krumm," seggt de Voß, do hung de Wust an'n Balken.

Dree Arven in de Pahl makt mehr Larm, as wenn se vull is.

Man röppt den Esel nich anners to Hof, as wenn he Säck dregen schall.

De Spaß mutt Schaaptähn hebb'n, keen Hun'ntähn.

Wat quälst du di denn um de Rotten, hest jo keen Korn up'n Böhn.

Man mut de Lüd' spräken laten, de Gös könnt't nich.

Je mehr man de Katt strakt, je höger höllt se den Swans.

Du mußt beden, as hülp keen Arbeiden, un arbeiden, as hülp keen Beden.

Wenn de Bom is grot, is sin Planter dod.

Mennich Een stichelt so lang, bet em sülsten de Nadel in't Hart stickt.

Wo dat Glück upgeiht, geiht oft de Demot ünner.

He smitt nich hin, wo he hin wenkt.

Den Fulen gefallt keen Holt, wat he twei maken schall.

Wenn de Katt muust, denn maut se nich.

Wenn de Fisch brad is, helpt em dat Water nich mehr.

Egenbackt Brot smeckt am besten.

„Dat lat't gahn", har de Jung segt, as he har'n Kalw dräg'n schullt.

„De erst Not mut wehrt warn", har de Fru segt, as se den Backtrog ünnern Süergrapen verbrenn.

„Dat ward en Aewertrög“, ſä de Voß, as ſe em dat Fell aewer de Ohr'n trocken.

„Dat wehrn Tog“, ſä de Fiſcher, as he en doden Köter fung.

„Dat Krut kenn ick“, ſa de Düwel, as he ſick in de Netteln ſett.

„Geiht Nicks aewer de Rennlichkeit“, ſegt jene ol Fru un tröck all Wiehnachtsab'nd ehr Hemd üm.

„Ach, wi arm Dortein“, ſä de Püttjer, do full he mit'n Dutz Töllern ut de Luk.

„Dat ſmeckt doch na Vageln“, ſä de Fru, do kak ſe Supp op'n Tilg (Zweig), wo'n Heiſter (Elſter) op ſät'n har.

„Man ni ängſtli“, ſä de Hahn to'n Regenworm, do freet he em op.

„Veel Geſchrei un weni Wull“, ſä de Düwel, do ſchrap he'n Swien.

„Wo man ſingt, da laß dich fröhlich nieder“, ſä de Düwel un ſett ſick in'n Immſwarm.

De't nich in'n Kopp het, mut't inne Föt hebbn.

Wat Een dohn kann, ward Twee nich to Laſt.

De beſt Meß is de, den de Heer mit ſin Steweln op't Land driggt.

De to vehl ünnern Arm nimmt, lett vehl fallen.

Dat kummt wull mal, dat man fallt, und ſind Nicks.

De ſpart vör den Mund — Eet di ſatt
Spart vör Katt und Hund. — Un hol di glatt.

Dör de Kehl — Beer nährt
Kann veel. — Brannwein tehrt.

„Beter gewiß as ungewiß,“ ſede de Katt; ſteeg in den Ammer und ſöp de Melk ut.

„Det is'n anner Korn,“ ſeggt de Möller, un bitt up'n Muſekettel.

Ellernholt un foſſig Haar ſind up guden Grunde rar.

„'n Pip Toback es god vör'n Hunger!“ ſäd de Sonderburger.

„Jetzt kommen wir zu dem Wichtigſten,“ ſagte der Paſtor, da blieb er ſtecken.

„Wöllt'n beten vör't Steendor gan un ſehn op de Bokwetengrütt all bleuen (blühen) deit,“ ſeggen de Hamborger.

„Wat man nich belewt, wenn man old ward,“ ſäd de Hex, da ſcholde ſe brennen.

„Da hebben wie Gottes Wort ſwart up witt,“ ſäd' de Bur, da ſeg he den Preſter up'n Schimmel.

„Ick kann't eten un kann't laten,“ ſäd' Paul Botterbrod, da hett he ſick achter't Fleſch ſett't.

„Leben un leben laten,“ ſäd de Deef, do ſtol he van tein Schap blot negen.

(J.)

II. Nachbarschaft und Gemeinde.

68. Die schleswig-holsteinische Bauernschaft.

Der Stand der Bauern bietet wie in jedem Landesteile, wo eine ursprüngliche freie Bauernschaft nicht durch weitgedehnte Güterdistrikte mit ihren Pachtverhältnissen gar zu sehr überwuchert ist, so auch bei uns in Holstein, die charakteristischsten Reste mit dem Boden verwachsenen Menschentums. Denn nur in seiner Unabhängigkeit vermag der natürliche Mensch Recht und Sitte zu wahren, an die er gewöhnt war, vermag er die Lebensverhältnisse als dauernd richtig anzuerkennen, in die keine fremde Hand eingreift noch eingreifen darf. Das Leben auf der eignen, durch Jahrhunderte vom Vater auf den Sohn vererbten Scholle, an die keines andern Hand tasten darf denn die des Landesherrn, der seinen Steuertribut erhebt für den Schutz, den er auch diesem Stück Land mit den von ihm sich nährenden Leuten gewährt; das Leben auf der eigenen Scholle erzeugt jenen im gerechten Besitz beruhenden Stolz, jenes sichere Selbstgefühl, das dieser Bauer vor jenen Berufsgenossen voraus hat, der gegen alljährliche Tributzahlung und Unterwerfung unter hundert Klauseln seines Kontrakts und bisweilen ebensoviele Launen seines Verpächters das Stück Land bebauen und davon ernten kann, ohne je das Gefühl freien Besitzes haben zu können.

Wir haben in Schleswig-Holstein der großen Güterdistrikte genug mit Dörfern, deren Hufen bestellt sein wollen, und wir haben auch der Bauernsöhne genug, denen von ihrem Vater kein ländliches Erbteil überkommen ist; und da ist es für diese wie im Interesse des Gemeinwohlstandes unserer Provinz vorteilhaft, daß ein Ausgleich möglich ist, daß den mit Geld abgefundenen Söhnen des Landmann's Gelegenheit geboten ist, ihre auf dem väterlichen Hofe erworbenen Fähigkeiten gegen die Leistung ihrer Pachtsumme an Stellen zu verwerten, die ihnen wenigstens soziale Selbständigkeit in ihrem Beruf gewähren, wenn sie auch jener autonomen Selbständigkeit entbehren müssen, welche nur auf dem freien Besitz von Grund und Boden basiert.

Aber neben den Güterdistrikten giebt es bei uns auch eine ganze Anzahl dazwischen verstreuter Dörfer mit ihren Gefilden und — man blicke in unsere Marschgegenden! — ganze Kreise von Dörfern, in denen dem freien Bauernstande Spielraum genug geboten wird, sich aus sich heraus zu entwickeln und unbeeinflußt von dem Gegensatz zwischen Besitz und Pacht das zu bleiben, was er ist: ein freier Bauernstand.

Nur in den freien Bauernschaften darf man die charakteristischen Züge dieses Standes in unserer Provinz unverfälscht suchen, indes aus jenen Pachtbauerschaften, deren urwüchsige Gestaltung und Selbstentwickelung durch die schematisch ähnlichen Kontrakte wesentlich beeinträchtigt und nach einem

allgemeinen Muster abgeschleift wird, nur hier und da etwas zur Illustration des Ganzen beiträgt.

Ein Gang durch die freien Bauerndörfer lehrt uns, wie sehr der Genuß freier Entwickelung auch mit einem, allerdings auf einheitlichen Grundsteinen basierenden Hang zum Individualismus verknüpft ist. Von einer Gegend zur andern, ja von diesem Dorfe zu jenem, ändert sich oft schon die Physiognomie des gesamten bäuerlichen Lebens. Andere kleine Lebensgewohnheiten, andere Verhältnisse der Knechte und Mägde zum Herrn, andere Ansprüche an das Leben im Hause und draußen, andere Arten der Erholung, andere Ansichten über Erbrechte und Altenteile, andere Grade von Kulturentwickelung machen sich in diesem, andere in jenem Dorfe geltend. Hier speist das ganze Dienstpersonal mit der Herrschaft an einem Tische, dort an Tischen getrennt, aber in demselben Raume, und wieder an anderer Stelle speist der Bauer und seine Frau im Wohnzimmer, Knechte und Mägde draußen auf der Diele oder in der Leutestube. Hier ist es Sitte, daß der bei seinem Vater als Knecht dienende Sohn bei den Mahlzeiten mit seinen Eltern zusammensitzt, dort muß er gleich jedem anderen Knechte mit dem Leutetisch vorlieb nehmen. In einem Dorfe heißt es, seinen Wohlstand zu genießen, sich an Speise und Trank nichts abgehen zu lassen und bei besonderen Gelegenheiten nicht mit Schüsseln und Flaschen zu sparen, in dem andern ist's herrschende Gewohnheit, schlicht und einfach hinzuleben und statt dessen jährlich so und so viele Thaler schwerer zu wiegen. Man scheut den Aufwand, wenn man ihn auch möchte, weil der Nachbar seine spöttischen Glossen machen wird. Hier spielt man Sonntags im Kruge hoch Karten und trinkt Wein und bayrisch Bier dazu, dort begnügt man sich mit einem Pfennigspiel oder schiebt Kegel und trinkt sein Glas Bier und Kümmel. Während man hier dem Vater, von dem man's gewohnt ist, daß er die Stelle erst spät an den Sohn abgiebt, ein hohes Altenteil gewährt, ist dasselbe dort, wo er schon früh abzugeben pflegt und infolgedessen vielleicht zwei Generationen zu versorgen sind, geringer. In der einen Gegend erheischt das Erbrecht, daß man die Stelle dem ältesten Sohne gebe, in der anderen dem jüngsten. Die Bauernschaft des einen Dorfes wünscht als gebildet zu gelten; ein jeder hält seine Zeitungen, die gemeinsamen Unterhaltungen verlieren sich auch einmal auf das Gebiet der Politik; diejenige des nächsten Ortes hingegen kennt kein anderes Heil als die Landwirtschaft, alles andere — natürlich ausgenommen das Geld, das sie alle kennen — ist ihr egal; und wo zwei oder drei zusammensitzen, da dreht sich die Rede um Dünger, und nochmals Dünger und zum drittenmal Dünger.

Alle diese kleinen Unterschiede verteilen sich, je nachdem die Bewohnerschaft eines Dorfes mehr heiteren, lebenslustigen oder in sich zurückgezogenen Temperaments ist. Aber alle diese Lebensäußerungen, so verschieden sie auftreten mögen, sind doch nicht imstande, das Grundcharakteristikum, das den Bauern als einen Sprößling holsteinischen bäuerlichen Bodens kennzeichnet, zu verwischen. Dies ist jene alle unseren freien Bauern eigene tenacitas

propositi, von der Horaz in seiner Römer-ode singt; das zähe Festhalten an seinem bewußten Ziele, das in der Ausübung seiner Arbeit erfüllt wird. Diese tenacitas kann gerade bei unseren Bauern in malam partem zu einer unüberwindlichen Starrköpfigkeit werden, erreicht aber in bonam partem auch eine eiserne konsequente Willenskraft.

Und diese zeigt sich bei unseren freien Bauern naturgemäß zuerst im Beruf, bei der Arbeit. Es ist keine Frage, daß obwohl im allgemeinen der Vermögensstand des freien Bauern denjenigen des Hufenpächters übertrifft, dennoch der Bauer in den freien Dörfern ausnahmsloser und energischer selbst mit anfaßt als in den Pachtdörfern. Der Grund ist unschwer zu ermitteln. In den bäuerlichen Pächtern rieselt nicht allemal reines bäuerliches Vollblut. Es sei ferne, zu behaupten, es gebe unter unsern Pachtbauern keinen emsigen, energischen Fleiß; aber geht man in ein Dorf solcher Pächter, so gewinnt man selten die Überzeugung, daß die Thätigkeit des Bauern selbst allgemein als selbstverständlich, gewissermaßen seinem Boden zuliebe, der ihn ernährt, ausgeführt wird. Nicht das Bewußtsein, daß die Arbeit gethan wird als eine selbstverständliche, mit Lust und Liebe ergriffene Berufserfüllung, fühlt man heraus, sondern vielmehr die Erkenntnis, daß die eigene Arbeit ein notwendiges Surrogat ist für ein fehlendes Kapital, mit dessen Hülfe sich ein Ersatz für die eigene Kraft dingen lassen würde. Es giebt ja in solchen Dörfern überall einige Stellen, die schon mehrere Generationen hindurch von derselben Generation in Pacht erhalten sind, und hier nähert sich allmählich die ganze Physiognomie des Gewefes derjenigen einer eigenen Liegenschaft; aber neben diesen einzelnen Stellen giebt's an jedem Orte eine Mehrzahl solcher, in die nach je einer oder zwei Pachtperioden ein neues Element einrückt, und diese sind garnicht allemal von Haus aus an bäuerliche Verhältnisse gewöhnte Persönlichkeiten; es sind darunter finanziell herabgekommene, ehemalige Gutspächter- oder gar Besitzer-Familien oder Glieder derselben, ferner Leute, die Jahrzehnte lang Verwalterposten bekleidet haben auf Gütern unter familiärer Stellung, kleine Kapitalisten, welche für ihr Geld kein anderes Heil kennen als die Landwirtschaft, und wenn's auch nur die Pachtung einer Halbhufe wäre. Diese Leute haben vielleicht mancherlei gelernt, wovon der solide Bauer im freien Dorfe keine Ahnung hat, aber selten ist ihnen das Gefühl angeboren oder anerzogen, wie dem freien Bauer, daß eigene Arbeit an Pflug und Egge der Lebensinhalt des Kleingrundbesitzers, wie überhaupt des Bauern sein soll. Und wo wirklich in einem Dorfe eine Anzahl ihrer Arbeit bewußter Bauern existieren, da läßt sich dies Bewußtsein schwerlich von einem zum andern übertragen; denn, wie es sich aus der Art der Besetzung der Stellen von selbst ergiebt, kann in einem Dorfe der Art kein Lebenszusammenschluß stattfinden, der eine einheitliche Anschauung in allen bäuerlichen Interessen ermöglichte und damit eine solide Grundlage des Ganzen.

Eine Bauernhufe gestattet es nicht und hat nicht nötig, daß Einer lediglich und allein die Disposition übernimmt und die Oberaufsicht. Auf

einem großen Gute füllt diese Thätigkeit die Kraft eines Mannes aus, auf einem Bauernhofe nicht; hier soll derjenige, der die Arbeit seiner paar Knechte leitet, selbst mitarbeiten, und wo er's nicht thut, da erfüllt er seine Pflicht nicht. Kurzum, in einem Pachtdorfe findet man wohl Stellen, die den Stempel der Solidität tragen, aber selten kann man diesen Stempel auf den gesamten Bauernstand als solchen setzen, denn unter einen einheitlichen Stempel gehört etwas in sich absolut Zusammengeschlossenes, auf ein und derselben Basis, hier der tenacitas propositi, Beruhendes.

Und diese tenacitas propositi, die allerdings das Merkzeichen unserer holsteinischen freien Bauernschaft ist, hat ihre feste Stütze in dem Zusammenschluß derselben unter gleichen Interessen auf der Basis soliden Besitzes, der hinwiederum seinen besten Schutz hat in der Wahrung der vererbten Bodeneinteilung und Verfassung in der Kommüne.

Die alt-niedersächsische Hufe im Betrage von 60 bis 80 Tonnen (à $^1/_2$ Hektar) ist ein solides Grundstück für den Bauer mit seinen vier Arbeitspferden. Es ist sehr fraglich, ob das sog. Einschlachten von solchen Hufenstellen den bäuerlichen Verhältnissen zum Vorteil gereicht. Unsere Hufenstellen sind, was Scheunen- und Stallraum anbetrifft, eingerichtet für jene 60 bis 80 Tonnen; wo diese Landstelle durch Ankauf von Parzellen einer „eingeschlachteten" Hufe wesentlich vergrößert wird, da bedarf es einer größeren Anzahl von Vieh, sowohl Pferden wie Rindvieh, einer Ausdehnung der Gebäude und einer Vermehrung des Dienstpersonals. Zu alledem entschließt sich der Bauer schwerer als zum Ankauf der Parzellen. Es entsteht, auch bezüglich der Abgaben, eine Verwirrung; und keines Menschen Gemüt ist leichter aus dem Gleichgewicht zu bringen, als das unserer, an althergekömmliche Institutionen gewöhnten Bauern. So sicher und fest er auf altgewohnten Bahnen einherzugehen weiß, so unsicher ist sein Blick durch derartige selbstgeschaffene Neuerungen geworden. Und, was die Hauptsache ist, die alte holsteinische Hufenverfassung des Dorfes verliert dadurch schlechterdings ihren Boden.

Schon heute giebt es Dörfer, in denen keine einzige wirkliche Hufe mehr existiert. Diese Erschütterung der für den Grundbesitz so heilsamen Verfassung, die nichts mit unserer heute oft so heilsamen Abkehr von alten vermoderten Privilegien ꝛc. gemeinsam hat, rüttelt aber notgedrungen auch an dem festen Zusammenschluß der Bauernschaft.

Derjenige, welcher durch Ankauf seine Stelle auf 120 Tonnen, gebracht hat, dünkt sich leicht etwas mehr als der Besitzer von 100 Tonnen, und dieser sieht vielleicht auf den alten Hufner von 70 Tonnen herab. Die nach Kräften gewahrte Gleichheit der verschiedenen bäuerlichen Rangstufen, Vollhufner, Halbhufner, Großkäthner ꝛc. wird allezeit eine wesentliche Grundbedingung für den einheitlichen Zusammenschluß der Bauernschaft eines Ortes sein; und wenn es durchaus berecht ist, daß ein vermögender Bauer eine zum Verkauf stehende Hufe voll und ganz für sich ersteht, um noch bei Lebzeiten einen Sohn dort einzusetzen, damit ein zweiter Sohn die alte Stelle

nach seinem Tode oder bei seinem Übertritt zum Altenteil erhalten kann, so wird diese Verstärkung seiner Sippe dem Ganzen weit zuträglicher sein, als die Zersplitterung eines in sich ganzen Besitzes, dessen Teile schwer mit anderen Ganzen fest und innig zu verschmelzen sind. Denn die Einheit des Besitzes wahrt auch die Einheit unseres alten, soliden Bauernstandes.

Die Lebensbethätigung des holsteinischen Bauern ist in jeder Beziehung echt norddeutsch; ja man kann sagen, sein Wesen ist die letzte Spitze, in welcher das vom Süden zum Norden unseres Vaterlandes hin immer kerniger, in sich geschlossener, charakteristischer sich kennzeichnende deutsche Germanentum ausläuft, um von ihr in das nordische Germanentum überzugehen. Indeß der süddeutsche oder thüringische Landmann, dem Satze folgend: „Kommst Du heute nicht, so kommst Du morgen, übermorgen ganz gewiß," mit der seiner Nationalität angeborenen Leichtlebigkeit das Leben in Arbeit und Vergnügen an sich selbst herankommen läßt und davon nimmt, was ihm gut paßt, sich über Mißerfolge und unabänderliche Hindernisse leicht hinwegsetzend, ist das Wesen unseres Bauern ein gediegeneres, selbstbewußteres, mehr vom eigenen Willen beherrschtes. Was er sich vorgenommen hat, möchte er seinem Plane gemäß durchführen, und kommt ihm ein Hindernis in den Weg, das mit Gewalt zu durchbrechen ihm die Vernunft verbietet, so wird er verstimmt. Tritt in die Saatzeit eine Woche ungünstiger Witterung, so läßt sein Kollege in Mittel- oder Süddeutschland sich dadurch nicht allzu sehr anfechten, es muß erst schlimm kommen, ehe er zu ernsten Bedenken angeregt wird; den holsteinischen Bauer verstimmt schon ein Tag Regenwetter, wenn er ihm in die Quere kommt. Es wird sofort klar, daß sein äußerliches Phlegma nur ein scheinbares ist; über Ungunst der Witterung und kleine Mißerfolge hört man nirgend so leicht schelten wie in Holstein. Ja zuletzt wird der Unmut zum Trotz selbst gegen Wind und Wetter, der Bauer bestellt seine Saat gegen den Willen der Meteorologie, trotz der deutschen Seewarte.

Der Fremde, der zum ersten Male mit unseren Bauern zusammen zu kommen Gelegenheit hat, sucht in ihnen nicht den festen Charakterkern, den sie besitzen. Das Wort „schneidig" ist ja heute zu einem der beliebtesten Eigenschaftswörter der Mode geworden; es giebt schneidige Leutnants, schneidige Pferde, schneidige Quadrille, schneidige Kellner und wie wir kürzlich Gelegenheit hatten zu hören, sogar schneidige Butterbrödе und ganz kolossal schneidige Schwefelhölzchen. Ein junger, vielleicht selbst schneidiger Backfisch hat einen anderen Begriff von dem Worte als ein Philolog, der auf seine ursprüngliche Bedeutung zurückgeht. Wollen wir nun das Wort hier gelten lassen, so wird der Backfisch zweifellos den süddeutschen Bauern schneidig nennen wegen seines lebendigen, jungen Damen sympathischen Wesens; wir hingegen nennen unseren Bauern schneidig wegen seines intensiv schneidigen Willens, mag sich derselbe unter einem äußerlich noch so langweilig und träg scheinenden Habitus bergen. Und wir sind überzeugt, wir treffen den wahren Sinn des Wortes ein ganz Teil schneidiger, als jener Backfisch.

Freilich diesen unserer Bauernschaft innewohnenden „Schneid“ erkennen wir nicht auf den ersten Blick, etwa im Dorfkruge, obwohl ein aufmerksamer Beobachter auch da aus den Reden der Bauern unter einander gleich den innewohnenden gesunden Verstand herausmerkt, sondern durch ein genaueres Studium seines Charakters, wie er sich giebt im Geschäft, sei es nun im Betriebe seiner Wirtschaft selbst oder im Handel mit Käufer und Verkäufer.

Unser holsteinischer Bauer ist, wenn anders er nicht aus der Art geschlagen ist, sondern wirklich dem echten Bauernstande angehört, selbst die Seele, das belebende Element, wie die Bauernschaft als Ganzes der Kern ist der gesamten Bewohnerschaft des platten Landes. Sind auch die Knechte, welche die Pferde zu füttern haben, die Mägde, denen das Melken der Kühe obliegt, in der Regel früher auf als der Bauer, der zu dieser frühen Tagesstunde keine direkt persönliche Beschäftigung hat, so dürfen sie sich dennoch so leicht keiner Nachlässigkeit schuldig machen, da sie jeden Augenblick gewärtig sein müssen, daß ihr Herr, was oft geschieht, plötzlich zur Kontrolle unter ihnen erscheint. Die Mägde hingegen sind schon gezwungen, ihre allmorgendliche Pflicht rechtzeitig zu erfüllen, da ja die Bäuerin entweder schon mit ihnen aufsteht oder aber wenigstens zu der Zeit ihrer wartet, zu welcher sie bei gewissenhafter Dienstleistung mit ihrer Milch wieder daheim sein müssen zwecks deren weiterer Verarbeitung. Mit diesen Dienstleistungen wird ja im Sommer wie im Winter tagaus tagein das tägliche Werk begonnen. Um sechs Uhr, solange die Jahreszeit um diese Zeit das nötige Licht spendet, beginnt spätestens die eigentliche Arbeit. Dann hat der Bauer seinen Morgenkaffee längst genossen und alles revidiert, was an lebendem und totem Inventar an jenem Tage von Nöten ist.

In den sogenannten hilden Zeiten — und dahin gehören die Frühjahrs- und Herbstsaatzeit, sowie vor allen Dingen die Erntezeit — kann man draußen auf dem Felde den echten Bauer alter Rasse von dem vornehmeren „Hufenbesitzer,“ „Hofbesitzer,“ oder „Hufenpächter“ am besten unterscheiden. Da reitet der eine mit seinen zwei Pferden, gefolgt von dem Knechte mit seinem Gespann, selbst auf den Acker hinaus, zieht wie jeder Arbeiter den Rock aus, schirrt seine Pferde vor Egge oder Pflug und bearbeitet den Acker vom Morgen bis Mittag und wiederum vom Nachmittag bis zum Abend ohne Unterlaß; oder er geht mit dem Saatsack über die Schultern die Koppel auf und ab, Weizen und Roggen im Herbste, Hafer und Gerste im Frühjahr mit eigener Hand aussäend. Denn gerade das Säen mit der Hand, das durchaus nicht leicht ist, wenn die Verteilung eine richtige werden soll, traut er sich selbst am sichersten zu; das Nacheggen überläßt er Knecht und Tagelöhner, deren Arbeit er bei alledem noch übersehen kann.

Der Herr „Hufenbesitzer“ oder „Hofbesitzer“ läßt Pferde, Knechte und Tagelöhner rechtzeitig auf den Acker hinausgehen, trinkt selbst erst seinen Morgenkaffee, wirft auch wohl noch einen Blick in die gestrige Zeitung, zündet eine Zigarre, kurze oder gar lange Pfeife an und schlendert womög-

lich in Pantoffeln auf's Feld hinaus, wo seine Leute bereits bei einer durch reichliche Unterhaltung oft unterbrochenen Arbeit sind.

Ein unzufriedenes Murren eröffnet seine Thätigkeit. Er wandert hierhin und dorthin, schlägt hier eine Erdscholle entzwei, nimmt dort einen Stein auf, um ihn in der Tasche bis zum nächsten Knick zu tragen. Pflügt ihm ein Knecht zu langsam oder gar nicht tief genug, so nimmt er ihm die Zügel ab und pflügt ihm eine viertel Furche vor, indem er die dabei hinderliche lange Pfeife mit dem unteren Ende solange in den Erdboden steckt, oder er eggt einmal rund wobei er vielleicht irgend eine kleine Verletzung an einem der Pferde gewahr wird, die er erst gründlich untersucht und darüber nachsinnt, was wohl sein neues veterinär-medizinisches Werk dazu meinen könnte. Ist er beim Säen, so marschiert er hinter oder neben der Maschine her, denn er besitzt ja eine solche, und ihr Mechanismus macht ihm ungemein viel Spaß. Dann ist's auch wohl Frühstückszeit, und er darf sich von seiner Arbeit erholen, um sie nachher in gleicher Weise wieder aufzunehmen.

Es sind das zwei grundverschiedene Arten der Arbeit und es ist kein Zweifel, welche von beiden die richtige ist. Es ist ein Zeichen für die gesunde Richtung unserer Bauernschaft, daß die erstere Art denn doch noch die vorwiegende ist, während diejenigen, welche der letzteren huldigen, in der Regel unter ihren Genossen selbst leicht zum Gespött werden. Nur wenn die drängende Erntezeit es absolut erfordert, sieht man auch jene von der alten Bahn Abgewichenen in Hemdsärmeln und mit der Forke am Erntewagen selbst beim Aufstaken beschäftigt, freilich oft genug ausruhend, die Untergebenen dafür zu um so emsigerer Arbeit anfeuernd.

Nun ist es selbstverständlich, daß es Arbeiten giebt, bei denen das unmittelbare, selbstthätige Eingreifen des Bauern nicht vonnöten ist, sondern die bequem von dem Arbeitspersonal bewältigt werden können; und da ist es wiederum ebenso selbstverständlich, daß der Herr nicht etwa einen Knecht unthätig spazieren gehen läßt, während er selbst Hand anlegt. Dann begnügt sich der Bauer damit, nach dem Rechten zu sehen und hier und da kleine Unordnungen zu regulieren. Auch benutzt er solche Tage, um seine Geschäfte abzuwickeln. Ein Makler stellt sich ein, um Weizen zu kaufen, er selbst muß in ein Nachbardorf, ein Füllen, eine Starke zu besichtigen, oder in die Stadt, um Gelder zu deponieren, zu zahlen oder einzukassieren; er hat teilzunehmen an einer Gemeindesitzung, an einer Beratung im Kirchenvorstande u. s. w. Dabei gehört es zur Ordnung, daß er seine Felder dann und wann abstreift, die Saaten besichtigt, nachsieht, ob auch die verschiedenen Kornarten gleichmäßig auflaufen, ob irgendwo etwa nachgesäet werden muß, ob stehende Wasserlachen auf den Koppeln eine Beschädigung der Drainage vermuten lassen, ob der Dünger auf der Brache gut verteilt ist u. dergl. m.

Wenn er auch nicht jeden Augenblick die Hand am Pfluge zu haben braucht, so hat der strebsame Bauer doch stets zu thun. Überall in seiner

landmännischen Fachthätigkeit aber ist das leitende Moment seine eigene Anschauung, sein eigener Wille.

Und dieser Wille macht sich auch im Verkehr nach außen hin geltend, und wird hier leicht zum Eigensinn, den man unseren Bauern nicht mit Unrecht nachsagt. Der Wille, der in Stall, Scheune und draußen auf dem Felde durchaus förderlich ist für den Gang der Wirtschaft, kann außerhalb der Wirtschaft leicht zu einem übertriebenen, dem Bauer selbst schädlichen Trotz werden. Insonderheit bei der Verwertung seiner Produkte durch den Handel. Vorurteile läßt der holsteinische Bauer so leicht nicht schwinden; ist er es gewohnt geworden, seinen Weizen erst nach Weihnachten zu verkaufen, weil er die Überzeugung gewonnen zu haben glaubt, daß er dann besser bezahlt wird, als im Herbst, so kostet es gewaltige Mühe, ihn vorher zum Losschlagen zu bringen.

In solchen Kleinigkeiten liegt ein hyperkonservatives Element in unserer Bauernschaft, daß sie übrigens mit dem größten Teile des norddeutschen Bauernstandes gemein hat; und aus diesem hyperkonservativen Element geht auch jene allbekannte Schwäche unseres Nährstandes hervor, das Mißtrauen gegen alles neue, was ihm geboten wird. „Wat de Buer nich kennt, dat fritt he nich" ist das bezeichnende Sprichwort, das sich auf ein viel weiteres Gebiet erstreckt, als auf das des Essens und Trinkens. Die Firma, welche eine neue Art künstlichen Düngers, landwirtschaftlicher Gerätschaften, Fette und Öle in den Handel bringt, hat den Bauern gegenüber einen schweren Stand. Sie kann sich gratulieren, wenn sie ihn erst einmal zu einem Versuch bewogen hat: fällt derselbe günstig aus, dann gewöhnt der Bauer sich daran und nimmt nach und nach mehr. Will der Zufall, daß der erste Versuch mißlingt, so braucht die Firma sich keine Mühe zu geben; denn vorläufig nimmt er gewiß nichts wieder.

In seinem Verkehr ist unser holsteinische Bauer außerordentlich exklusiv, sowohl nach den oberen wie nach den unteren Schichten der Bevölkerung hin; d. h. in letzterer Beziehung läßt er alle, die zum landwirtschaftlichen Gewerbe gehören, gelten; die Grundbesitzer oder Pächter bilden seinen Verkehrskreis, gegen die Tagelöhner nimmt er eine gönnerhafte Stellung ein. Befindet sich jedoch in einem Dorfe noch ein anderer Teil der Bevölkerung, der vielleicht, wie man es hier und da trifft, ein bestimmtes Handwerk treibt, Pantoffelmacher, Bürstenbinder oder dergleichen, oder aber, wie es in allen unseren Ostseedörfern der Fall ist, bietet das Fischereigewerbe einem großen Teil seinen Lebensunterhalt, so existieren diese für den Bauern nicht. Hier bildet der Bauernstand gewissermaßen die Haute volée, die Fischer sind das Proletariat, das nicht mit zur „Gesellschaft" gehört, nicht in den Wohnungen der Bauern gesehen wird und nicht teilnimmt an den Bällen und sonstigen gemeinsamen Lustbarkeiten.

Der Bauer giebt aber in der Regel sehr wenig auf die Herablassung nach allgemeinen sozialen Anschauungen höher stehender Klassen; er *sucht sie*

nie; aus demselben Grunde nicht, der seinem ganzen Wesen seine Norm giebt, weil er nämlich viel zu viel Selbstbewußtsein zu haben pflegt und gewissermaßen zu haben gerechtfertigt ist. Er fühlt, daß man ihn gönnerhaft behandeln will, und das, meint er, hat er nicht nötig, sich gefallen zu lassen. Es beruht diese Eigentümlichkeit demnach auf einer gewissen Selbstachtung.

Es gehört viele Mühe, viele Menschenkenntnis und ein äußerst feines Taktgefühl dazu, sich in den Kreisen unserer Bauern einigermassen beliebt zu machen, sie nicht gleich mit dem ersten Wort vor den Kopf zu stoßen. Ein gönnerhaftes Benehmen ist das allerverkehrteste Mittel. Hat man es aber verstanden, sich die Gunst dieser Leute durch bescheidenes Eingehen auf ihre Interessen, durch geduldiges Ertragen ihrer Fehler und Eigenthümlichkeiten, ja durch ein Kundgeben der Anerkennnng ihrer Vorzüge zu erwerben, dann geben sie sich wie sie sind, und man kann eingehende Beobachtungen machen, die jedem hohes Interesse gewähren, der überhaupt Sinn und Freude hat an dem Leben unserer Volksschichten. Man kann dann in ihren Kreis eintreten, wo man will. sei es in ihren Häusern in den Kreis ihrer Familie, auf ihren größeren Festlichkeiten im Tanzsaal oder in den sonntäglichen Versammlungeu der Männer im Wirtshaus am Kartentisch und auf der Kegelbahn. Es fällt dann jene in Gegenwart eines Fremden sonst auf ihnen lastende Kühle wie ein Schuppenkleid von ihnen und wer Gelegenheit gehabt hat, eine ihrer Hochzeiten oder Kindtaufen mitzumachen, der weiß, daß die Heiterkeit auf solchen oft beschriebenen Festlichkeiten keine dichterische Erfindung ist; und wem einmal die Gunst erwiesen ist, mit ihnen einen Solo zu spielen oder einen Nachmittag auf der Kegelbahn zu verleben, der hat erfahren, daß unser kalter, von der tenacitas propositi beherrschter holsteinischer Bauer auch seine Stunden hat, in denen er aufthaut und sich ganz dem Humor hingeben kann, der jede Gesellschaft für den, der Verständnis für das Volksleben hat, zu einer interessanten zugleich macht und zu einer gemütlichen.

(„Heider Zeitung.")

69. Der Herr Ortsvorsteher.

(Aus Schleswig-Holstein.)

Er ist klein von Körper, aber äußerst energisch, der Herr Ortsvorsteher von W ... hagen, er bekleidet sein Amt länger denn zwanzig Jahre und genießt das volle Vertrauen der Gemeinde sowohl, wie seiner vorgesetzten polizeilichen Behörde. Warum auch nicht? Hat er sich doch während der immerhin langen Dienstzeit niemals etwas in amtlicher noch moralischer Beziehung zu Schulden kommen lassen; und dazu ist seine Hufenwirtschaft, was Acker und Gebäude anbetrifft, stets in der besten Ordnung. Trotz seiner fortwährenden Spionage hat sein Nachbar, der bei der letzten Bauernvogtswahl als Gegenkandidat auftrat, ihm noch nichts Nachteiliges nachsagen können; derselbe kann es noch immer nicht vergessen, daß auf ihn nur eine

nämlich seine eigene Stimme fiel, während alle anderen Stimmen sich auf den jetzigen Ortsvorsteher vereinigten.

Aus Rache sucht er nunmehr dem kleinen Bauervogt das Leben so sauer wie möglich zu machen, dieser heimtückische Nachbar Ralffson. Abends und an Sonntagnachmittagen hält er im Kruge aufwieglerische Reden, nicht vor den Voll- und Halbhufnern, — denn vor dem soliden Stande der grundbesitzenden Bauernschaft muß er sein stillschweigen; es könnte ihm sonst gehen wie einmal, als er mit einer ganz gehörigen Tracht Prügel auf dem Nacken heimlaufen mußte; — nein! seine Reden sind an die rebellionslustige junge Mannschaft der Knechte gerichtet und an die wenigen fremden Tagelöhner, die ihrer allgemeinen Unzufriedenheit mit der Verteilung der irdischen Güter gar zu gern Ausdruck geben durch ein möglichst lautes Schimpfen auf den besser Situierten, zumal wenn er für sie „Obrigkeit" ist. Der Krüger ermahnt dann jedesmal zur Ruhe, jedoch ohne wesentlichen Erfolg.

Sobald aber der Bauernvogt selbst eintritt und seinen üblichen Bittern verlangt, drücken sich die Knechte und Tagelöhner an die entferntesten Ecken der Tische und reden kein Wort; nur Nachbar Ralffson läßt im gesuchten lauten Gespräch mit dem Wirt noch Reden fallen, deren ziemlich deutliche Spitzen gegen den friedliebenden Ortsvorsteher gerichtet sind. Doch dieser beachtet den giftigen Nachbar nicht; einige andere Bauern sind inzwischen angekommen, mit denen er sich zu seinem gemütlichen Sonntagnachmittags-Solo niedersetzt. Nur wenn's einmal gar zu arg wird, schwillt dem kleinen Mann die Zornesader; er wirft die Karten auf den Tisch und verlangt vom Wirt, dem Störenfried, der nebenbei fast immer über den Durst trinkt und in seiner Branntwein- und Bierlaune nur noch unverschämter wird, das Lokal zu verbieten, widrigenfalls er selbst gehen werde. Natürlich handelt der Krüger, wenn auch wegen Ralffsons starkem Verzehren bisweilen mit saurem Gesichte, dem Wunsche des Bauernvogts gemäß. Wollte er diesen gehen lassen, so würde er nicht wieder kommen, ebensowenig die gesamte Bauernschaft. Ralffson hingegen kommt sicher wieder; er ist ja schon dreißig Mal hinausgewiesen und doch regelmäßig am dritten oder vierten Tage nachher wiedergekommen.

Ralffson ist der einzige Stein des Anstoßes in der Gemeinde für den Ortsvorsteher; denn jene Knechte und Tagelöhner sind im Grunde gar nicht so bösartig; diese Wölfe heulen nur mit, wenn sie gereizt werden; und obendrein stehen die älteren Tagelöhner auch alle auf Seiten ihres Bauernvogts, der ihre Interessen zu vertreten hat und ihnen nicht allein in offiziellen, sondern auch in ihren Privatangelegenheiten als Ratgeber dient.

Einer offiziellen Dienststunde für die Ortsvorstandsgeschäfte bedarf es bei ihm nicht. Die Bauern und Gemeindeangehörigen wissen ungefähr, wann er zu Hause zu sprechen ist; es sind die Zeiten um die verschiedenen Mahlzeiten herum und nach Feierabend; natürlich kann er auch sonst bisweilen anzutreffen sein. Denn außer seinen Arbeiten auf dem Felde, die

ihn nach draußen rufen, hat er auch sonst noch allerlei Nebengeschäfte, die ihn an's Haus, an „de Schriwerie“ fesseln, meist ihm anvertraute Ehrenämter. Er ist Standesbeamter, Vorstand des landwirtschaftlichen Distriktsvereins, Verwalter der Orts-Spar- und Leihkasse, Mitglied der Pferde-Aushebungskommission, Vertreter des Vorsitzenden in der Armenkommission, Kassierer des bäuerlichen Konsumvereins und Bezirks-Brandkommissar. Dazu hat er eine General-Agentur für Hagel-, eine Agentur für Feuerversicherung. Kurzum, bisweilen kann ihm, wenn es sich einmal so treffen soll, der Kopf warm werden.

Dabei aber hält er es nicht unter seiner Würde, wo's not thut, den Pflug selbst mit anzufassen. Zu den sogenannten hillen Zeiten beim Säen, Mähen, Rübsendreschen und Einfahren arbeitet er überhaupt am ganzen Tag auf dem Felde. Dann bleiben ohnehin, da jeder draußen zu thun hat, die vielen Querelen fort, mit denen ihm, sei es in diesem oder jenem Amte, das er führt, die Leute bisweilen das Haus einlaufen. Bezüglich des eigenen thatkräftigen Anfassens geht er der Bauernschaft, in welcher heutzutage schon viele vorkommen, die es unter ihrer Würde halten, selbst mitzuarbeiten, mit gutem Beispiel voran, trotz der Sticheleien Ralffon's, der das ganze Jahr über kaum eine Forke in der Hand gehabt hat. Dafür kann der Bauernvogt seine Hofstelle aber auch mit gutem Gewissen sein eigen nennen, während Ralffon's Hufe schon ganz bedenklich belastet ist.

Für seine Standesamtsgeschäfte hat er bestimmte Stunden am Tage angesetzt, welche denn auch von den Bewohnern seines Bezirks nach Möglichkeit inne gehalten werden. Sein Vertreter ist der Schullehrer des Dorfes. In der hillen Zeit pflegt derselbe den Bauernvogt ganz zu vertreten, im übrigen aber außerhalb der festgesetzten Stunden, falls nämlich dann der Ortsvorsteher nicht zu Hause sein sollte.

Bisweilen hat der Ortsvorsteher den ganzen Tag keine Ruhe; ihm fehlt sogar fast die Zeit, dann und wann einmal hinauszugehen und nach dem Rechten zu sehen. Schon morgens in aller Frühe, weil der Bauernvogt dann am sichersten zu Hause zu treffen ist, fährt ein Wagen vor's Haus mit dem Generalagenten der von ihm vertretenen Feuerversicherung. Er will Kasse und Bücher revidieren. Damit geht schon eine ganze Zeit hin; und, nachdem alles in bester Ordnung angetroffen und dem Generalagenten etwas Frühstück vorgesetzt ist, wird noch lang und breit über die Fortschritte gesprochen, welche die Versicherungsgesellschaft im Distrikt gemacht hat, und welcher Bauer wohl Lust hat, der Gesellschaft beizutreten, welchem die Police künftig zu versagen ratsam ist. Der Aufforderung, den Generalagenten bis zum nächsten Dorfe, wo ein Versicherungsaspirant wohnen soll, zu begleiten, kann der Bauernvogt nicht Folge leisten, weil er ein Paar zu „trauen“ hat, und der Schullehrer verhindert ist, seine Stelle zu vertreten.

Der Besuch, der den Ortsvorsteher ziemlich lange aufgehalten hat, fährt ab.

„Ik gah mal eben to Fell, Fru," ruft der Bauernvogt ſeiner Frau zu, „Klock teihn bünn ik wedder dor."

„Holt, Korl!" antwortete ſie, „töw mal 'n lütt beten. Buten is en Jung mit en Breiv an Di voy den Schaullihrer; he will dar Antwort up hebben."

Der Bauernvogt geht wieder in die Stube zurück und lieſt den Brief Der Lehrer beklagt ſich, daß die Frauen, denen es gegen die freie Wohnung im Armenhauſe und ein Deputat an Korn obliegt, jeden Morgen das Klaſſenzimmer zu reinigen, dies wieder einmal verſäumt haben.

„Gah man hen!" ſagt der Ortsvorſteher dem Jungen, „un ſegg Din Lihrer, ick wull de Sak woll in de Reg bringen. Un denn ga unerwegs mal in dat Arm'nhus vör un ſegg Fiken Schröder und Hanne Bumm, ſe ſchull'n gliks mal herkamen to mi. — Dat verdammte Wiewertüg!"

Hätten die beiden Weiber heute ihre Pflicht gethan, ſo wäre der Bauernvogt doch wenigſtens hinausgekommen auf ſein Feld. Aber das iſt nun vorbei, denn ſchon klopft es wieder an der Thür und ein alter Tagelöhner tritt ein.

„Gun Dag ok, Buervagt."

„Gun Dag, Kriſchahn! Na wat givet Nies?"

„O ik wull Se man mol wat nah fragen. Dat is man, dat min Söhn nu nah't Militär ſchall; un dat es man en oll' leidig Sak. Ik bün doch all en ohlen Kirl, un Se weiten ja, ik hev dat nu all veer Johren bannig up de Boſt un gell up'n Hof bi de Arbeit nich mehr vör vull. Ik krieg man halw Daglohn, un dormit kann ik nich ut, denn mit min Fru ward dat ok ümmer leger, un wenn nu unſ' Hannes mang de Saldoten is un nich mehr mit verdeinen kann, dann kommt wi jo up de Armenkaſſ' to liggen un dat wull'k doch nich girn. Ik mügg Se nu bidden, wat Se nich för mi ſo'n Popier upſetten wullen, ſo'n Ort Reklamatſchon, as'n dat nennen deiht."

„Na, Kriſchahn, könnt' Se denn aber nich ſchriwen?"

„O ja, ik kreeg ſacht noch ſo'n Breiw t'recht; aberſt dat is man darnah, dit darw jo woll nix Ordinärs weſen, Burvagt?"

„Wenn Se ſchriewen könnt, denn mötens de Schrift ok ſülben upſetten, Kriſchahn. Dat is geſetzwidrig, wenn ik dat dauh."

„Na, wenn dat geſetzwiderlich is, denn dörpen Se dat as Buervagt ja erſt recht nich upſetten. Aber Se künnt mi dorbi am Enn' ſo'n beten helpen; ik meen man, Se könnt mi woll ſo'n beten ſeggen, wo ſo'n Schrift upſett't ward. Ik hewv jo dar gar keen Erfohrung in."

„Na, Kriſchahn! denn kamen's man ſo hen to Klock ſöß hüt Nachmiddag wedder, denn will'k Se dat wiſen, wo't makt ward."

„Na denn adjüs ok, Buervagt!"

„Adjüs, Kriſchahn!" —

Inzwiſchen iſt es zehn Uhr geworden. Das zu „trauende" Paar harrt ſchon im Nebenzimmer. Die Handlung wird dem Ritus gemäß abſolviert.

Aber schon ehe der Akt vollendet ist, hört man auf dem Flur ein lautes scheltendes Gespräch. Nachdem das neuvermählte Ehepaar sich verabschiedet hat, geht der Bauervogt hinaus. Fik Schröder steht draußen und ist im Wortwechsel mit der Frau des Bauernvogts begriffen.

„Hol din Muhl, Fik!" fährt der Ortsvorsteher sie an. „Wat heste hier herum to resonnieren? Wo is Hanne Bumm?"

Und nun geht das Räderwerk los.

„Hanne Bumm is nich dor; se seggt, se harr nich nödig to kamen; ehr har keen Minsch wat to seggen; un ik bün ok man hergahn, wil ik mi arger' över den — den — ver — över den Schaulmeister. De Kirl hett den ganzen Dag to quaren, em is gornix recht. Wi hewwt hüt Morgen de Schaulstuw utfegt, un dat dauhn wi jeden Dag; un jeden Sünnabend schürt wi in de Schaul, un dat is 'naug; von dat Afwischen von de Bänk un Dischen steiht nix von in unsen Kuntrakt; un dat hewwt wi nich nödig, un wat wi nich nödig hewwt, dat brukt wi nich to dauhn; un keen Minsch het uns wat to seggen, un —"

„Nu hör up, Fik! sonst smiet ik di rut. Hest mi verstahn? Ob juch einer wat to seggen het, dat will'k juch wiesen. So veel segg ik juch, wenn dor noch Klag äwer kumt, dat ju de Dischen un Bänken nich afwischen wüllt, denn sparr ik juch in un schick juch to Amt! Un nu mak, dat du rut kümmst! Marsch!" —

Nach Mittag will der Bauervogt ein bischen duseln; aber da reitet der Gensdarm vor und erstattet und nimmt Rapport entgegen. Es ist nichts passiert. Ein Brief vom Landrat, den er mitgebracht, ermahnt den Bauernvogt zur Einsendung der neuen Steuerlisten. Um seinen Schlaf ist er schon gekommen, er setzt sich daher nieder, die Listen durchzusehen und für die Post fertig zu machen. Aber wieder kommt Störung über Störung. Eine Frau kommt mit ihrem Sparkassenbuch; sie will eine Mark einlegen. Ein Knecht will seinen Herrn verklagen; wird abgewiesen. Plötzlich entsteht vor dem Hause wieder ein Höllenlärm; ein Handwerksbursche, der einer Bauernfrau ein Stück Leinen gestohlen, wird gebracht. Der Ortsvorsteher nimmt das Protokoll auf und läßt den Vagabonden in's Spritzenhaus sperren. Dann kommt ein Bauer aus dem Nachbardorfe und will seine Saaten gegen Hagel versichern. So geht's bis zum Abend.

Nach Feierabend ist im Kruge noch Gemeindesitzung gewesen, der Bauernvogt hat sich noch gründlich über Ralfson ärgern müssen, und kann nun endlich zur Ruhe gehen. Aber noch hat er keine Stunde gelegen, da erschallt Feuerlärm; der Nachtwächter weckt den Bauernvogt Im Nachbardorfe brennt's. Als Brandkommissar muß er schleunigst zur Stelle und beim Feuer ausharren, bis jede Gefahr vorüber ist.

Als er endlich nach heißen vierundzwanzig Standen am andern Morgen nach Hause kommt im Vollgefühl gethaner Pflicht, hat er's doch noch nicht recht gemacht.

„Denk di man, Korl!“ empfängt ihn seine Frau, de Vagelbunt is öber Nacht utkneepen. Se hewwt jo woll do gor nich an dacht un hewwt dat Sprüttenhus sparrangelwid upstahn laten.“

Ja, so ein Bauervogt! Schon am frühen Morgen wieder blos Ärger!

(„Heider Zeitung.“)

---

70. Das Dorf.

Dörfchen in des Waldes Arm,
Stille Hütten unter Bäumen,
Fern von wilder Ehrsucht Träumen,
Gute Menschen, herzenswarm!

Wie ein Nest in Blüten ruht,
Lebt ihr, falschem Glanz verborgen,
Eure Hoffnungen und Sorgen
Stellt ihr fromm in Gottes Hut.

Kleine Wünsche hegt ihr nur,
Eure Ernten bringt der Boden,
Wo sie schlummern, eure Toten,
In dem Frieden der Natur.

Was euch lieb ist, es verflicht
Traulich sich in euer Leben.
Mond und Sterne, Baum und Reben,
Und das Fremde kennt ihr nicht.

Eure Freuden bringt das Jahr
Mit der ersten Stunde wieder.
Blumen streut der Lenz euch nieder
Auf die Wiege und die Bahr'.

Eine Heimat habt ihr hier,
Eine Heimat habt ihr drüben,
Frommes Hoffen, treues Lieben,
Sie allein nur täuschen nie!

(A. Schreiber.)

---

71. Der Lehrling.

Nicht feine Kost, nicht weiche Betten,
Nicht träge Zeit an manchem Tag,
Kann so an's Haus des Meisters ketten,
Wie es die Freundlichkeit vermag.

Beim Ärmsten bleibt man und mit Freude,
Der uns belehrt mit mildem Wort;
Doch wo man sich zu fragen scheute,
Da geht man nur mit Freuden fort.

Du aber, du, der noch die Bürde
Der herben Lehrzeit tragen mußt,
Wenn sie dir noch so drückend würde,
Halt' aus in Ehren bis zum Schluß!

Je enger deiner Freiheit Schranken,
Die strenge Zucht des Lehrherrn setzt,
Je inn'ger wirst du's einst ihm danken,
Wenn man um deinen Fleiß dich schätzt.

(Karl Weise.)

---

72. Nachbar-Tafel.

Jeder kehre vor seiner Thür, denn bleibt die ganze Straße rein.

Laß die Leute reden, wie man spricht, denn Gänf' und Enten können's nicht.

Bellt der Hofhund, tritt dreist herein,
Knurrt der Schoßhund, hüte dich fein.

Wie viel Mehl der haben sollt', der alle Mäuler verkleben wollt'!

Des Schulzen Bauch drückt auf die ganze Gemeinde.

Wer steinreich wird, wird oft steinhart.

Was dem Beißen nicht gelingt, Lecken oft zustande bringt.

Wurst wider Wurst und Flachs um Lein,
Wie man aussäet, so schneid't man ein.

Fett swemmt baben, wenn't ock man von'n olden Köter is.

Prozesse, Flasche und Wirtshaus
Rufen den Bettelstab in's Haus.

Besser der Erste im Dorf, als der Letzte in der Stadt.

Disteln und Dornen stechen sehr, falsche Zungen aber noch vielmehr.

Wer sich über die Dummheit anderer ärgert, der kennt seine eigene noch nicht.

Eine Hand wäscht die andere, und doch bleiben beide oft schmutzig.

„Recht gern", sagt der Bauer, wenn er muß.

In der Mühle ist das beste, daß die Säcke nicht reden können.

Unter den Menschen und Borsdorfer Äpfeln sind die glatten nicht immer die besten, sondern die rauhen mit einigen Warzen. (Jean Paul.)

Treibe doch nur recht das Deine,
Frag' nicht, was der Nachbar thut;
Macht ein Jeder gut das Seine,
Steht es mit dem Ganzen gut.

(Heinrich Jäde.)

Ein Bauer kommt zu einem Advokaten, trägt ihm einen Streitfall vor und fragt ihn dann, ob er den Prozeß annehmen und gewinnen könne. Advokat: Ja, natürlich, den Prozeß nehme ich an; der wird gewonnen! — Bauer: Also meent de Herr würkli, dat Perzeß müß gewonne sin? — Advokat: Ich stehe dafür ein! — Bauer: Ja, wisse de Herr, da will ick dat Klagen doch lewer bliwen laten, denn ick heff Ihnen dat Perzeß von min Wedderpart vertellt.

Das Wirtshaus voll, die Kirche leer,
D'rum gehts in Hollbach alles quer.
Der Mann bei der Kart', die Frau in Not,
Im Haus kein Salz und auch kein Brot.
Daher nur Betteln und Klagen!
's hat zehn geschlagen! (Der poetische Nachtwächter.)

(J.)

---

73. Der treue Vogt.

Es ist längst angemerkt worden, daß es nicht undienlich sein würde, jedem Landesbeamten nach seinem Tode ein Denkmal aufzurichten, wodurch die Treue oder Untreue seiner Amtsverwaltung öffentlich bekannt gemacht, der Redliche von dem Unredlichen geschieden, und jeder, der ihm im Dienste folgte, ermuntert oder gewarnt werden möchte. Vermutlich hat die Besorgnis, daß dieses Denkmal bald nur ein Werk der Schmeichelei werden möchte, eine solche öffentliche Anstalt verhindert. Indessen könnte es unter gehöriger

Aufsicht seinen großen Nutzen haben. Wenigstens sehen wir nicht ab, was uns verhindern sollte, das Lob eines Vogtes in hiesigen Landen mitzuteilen, welcher zwar vor vielen Jahren bereits verstorben, aber doch auch bei den ältesten Männern in seiner Vogtei in so gutem und lebhaftem Andenken steht, daß man ihn aus ihrer Erzählung mit allen Zügen auf's Genaueste beschreiben kann. Der Ort, wo er gestanden, thut nichts zur Sache. Diejenigen, so ihn gekannt haben, werden seinen Namen leicht erraten, und die ihn nicht gekannt haben, doch allezeit wünschen, daß er der Ihrige gewesen sein möchte.

Wir brauchen nicht anzuführen, daß er ein christlicher, redlicher und gewissenhafter Mann gewesen. Dergleichen allgemeine Tugenden gehören nicht hierher. Seine Amtstreue und die Art und Weise, wie er sich in den ihm obliegenden vornehmsten Pflichten verhalten, ist dasjenige, was wir aus der Abschilderung, die man uns von ihm gemacht, mit Wenigem bemerken wollen.

Wenn eine neue Landesordnuug erlassen und von Einigen übertreten wurde, setzte er solche nicht sogleich zur Strafe. Er ließ erst die Übertreter zu sich kommen, erklärte ihnen den Inhalt und die Absicht der Verordnung, ermahnte sie, solche in Zukunft zu beachten und übersah für dieses Mal ihren Ungehorsam in dem richtigen Vertrauen, es sei dem Landesherrn mehr an einem gebesserten Unterthan, als an einigen Thalern Strafgeldern gelegen. Hörte er von ihnen Gründe, welche die Verordnung beschwerlich machten oder eine Einlenkung oder Abänderung zu erfordern schienen, so untersuchte er die Sache gründlich, berichtete darüber an die höhere Obrigkeit vollständig und zeigte die Mittel an, wodurch die löbliche Absicht der Landesobrigkeit mit der mindesten Beschwerde der Unterthanen füglicher erreicht werden könnte.

Hatte einer eine Schuldforderung an den andern, so wandte der Gläubiger, ehe er an's Gericht ging, sich aus bloßem Vertrauen allemal erst an ihn; er ließ hierauf den Schuldner rufen, fragte ihn, ob er der Schuld geständig, und warum er nicht bezahlte, und vermittelte dann insgemein die Sache zwischen beiden so, daß beide nach Möglichkeit und Gelegenheit zufrieden sein konnten.

Erhob sich ein Streit zwischen seinen Leuten über Gerechtigkeiten, so ging er mit den ältesten und vernünftigsten Männern aus seiner Vogtei nach dem Orte, wo der Streit war, hörte beide Teile mit Gelassenheit und beriet sich dann mit jenen erfahrenen Männern über die Art und Weise, wie der Stein des Anstoßes am besten gehoben werden könnte. Fand er dann, daß der eine oder der andere Teil sich nicht nach ihren billigen Vorschlägen bequemen wollte, so setzte er den Streitpunkt deutlich auseinander und die gutachtliche Meinung der zugezogenen Männer darunter und gab solche dem unschuldigen Teile zu seiner Verteidigung an's Gericht mit, da nicht selten der Richter seine Entscheidung darnach einrichtete.

Die Auflagen, welche seine Untergebenen zu zahlen hatten, forderte er nie zur unbequemen Zeit. Er borgte ihnen aber auch nicht drei Tage über die Stunde, worin sie ihrer Gelegenheit nach bezahlen konnten und mußten. Hier hielt er die größte Strenge notwendig, weil er wohl wußte, daß aller Aufschub in solchen Fällen nur denen zum Schaden gereicht, die ihn nehmen. Er kannte eines Jeden Vermögen und Lage und richtete allemal seine Maßregeln so ein, daß der Faule angestrengt und der Fleißige nicht unterdrückt wurde.

War ein Erbe so tief in Schulden versunken, daß es sich ohne Stillestand nicht retten konnte, so machte er mit Zuziehung einiger vernünftigen Nachbarn und nach Gelegenheit der vornehmsten Gläubiger einen standhaften Anschlag vom Gute und dessen Schulden, zeigte ihnen die Unmöglichkeit ihrer Befriedigung und ihren Nachteil, wenn sie den Schuldner ins Gericht ziehen würden, bediente sich sodann der eigenen redlichen Überzeugung der Gläubiger, um dem Schuldner hinlänglichen Nachlaß und billige Zahlungsfristen in Güte zu erwerben, und hielt den Schuldner, der durch ein solches Verfahren zu neuem Fleiß ermuntert ward, zur genauesten Erfüllung des Verglichenen an; und die Gläubiger waren von seiner Redlichkeit dergestalt versichert, daß sie auf sein Versprechen mehr als auf alles Übrige bauten.

Wo er von einem neuen Mittel zur Verbesserung des Ackerbaues und der Landnahrung hörte oder las, da war er der erste, der Versuche anstellte. Jeder Hauswirt kam zu ihm, sah, was eine glückliche Erfahrung bestätigte, und lernte von ihm, was nachahmungswürdig war. Der Ackerbau in seiner Vogtei unterschied sich von dem in allen benachbarten durch die Schönheit der Früchte, die Reinlichkeit des Ackers und die Ordnung der Felder.

Mit dem Pfarrer seines Kirchspiels lebte er in dem vollkommensten und angenehmsten Vertrauen. So oft er in Erfahrung brachte, daß Jemand in heimlichen Lastern und Ausschweifungen lebte, meldete er es dem Pfarrer im Vertrauen und ersuchte ihn, dem Angezeigten nachdrücklich zuzureden und ihn von seinem bösen Wandel zurückzuziehen. Insgemein glauben dergleichen heimliche Diebe und Verbrecher, ihre Bosheit sei der ganzen Welt unbekannt. Wie sehr erschraken sie aber, und wie oft besserten sie sich, wenn ihnen der Pfarrer auf der einen Seite ihrer Unthaten halber rührende Vorstellungen machte, der Vogt aber auf der andern mit einer väterlichen Stimme in die Ohren donnerte und beide ihnen solchergestalt auf das Empfindlichste zu erkennen gaben, daß das Gerücht ihrer Bosheit bereits zu ihren Ohren gekommen sei! Wie manchem hat er nicht auf solche Weise Leibes- und Geldstrafen erspart! Und wie viele hat er nicht blos dadurch, daß sie wußten, er kenne sie, von bösen Unternehmungen abgehalten!

Bei seinen Oberbeamten stand er in einem solchen Ansehen, daß sie ohne ihn nicht leicht in seinem Kirchspiele etwas vornahmen. Sie wußten, wie er dachte, und um seinetwillen getraute sich niemand dem Kirchspiel bei Einquartierungen oder Fuhren ein mehreres zuzuschreiben, als die Ordnung

erforderte. Seine Redlichkeit und Geschicklichkeit gaben ihm Dreistigkeit genug, die Wahrheit zur gehörigen Zeit und am gehörigen Orte zu reden; und wo es auf die Rechte seines Kirchspiels oder der Eingesessenen desselben ankam, sprach er wie ein Mann, der auch das Unrecht des Kleinsten vor Gott zu verantworten hat. Nie verleitete ihn auch ein gerechter Eifer, jemandem seine Pflichten zu erschweren oder ihm ein mehreres aufzubürden, als die Ordnung mit sich brachte.

Um Alles mit Wenigem zu sagen: er war der Vater und der Friedensrichter seines Kirchspiels, der Freund seiner Untergebenen und der Ratgeber in allen Wirtschaften. (Justus Möser-Osnabrück.)
† 8. Januar 1794.

74. Etwas vom Grüßen.

Es ist eine schöne Sache, daß Menschen, die sich begegnen, einander grüßen, auch wenn sie sich nicht kennen. Sind ja alle Kinder eines Vaters, ist ja das Leben so kurz, so reich an Kummer und Qual, daß keiner dem andern, mit dem er diese kurze Spanne Zeit auf der Erde wallt, vorübergehen lassen sollte, ohne ihm zu erkennen zu geben, daß er einen guten Wunsch für ihn in der Seele hegt, daß er ihn erfreuen möchte, und sei es auch nur durch den Ausspruch dieses Wunsches!

Da giebt es aber gar viele, die sich um so größer dünken, je stolzer sie thun, sie warten immer mit ihrem Gruße, bis der andere beginnt und nicken dann herablassend und haben verschiedene Grade und Maße des Dankes, je nach Rang und Stand des Grüßenden. Des muß man sich aber nicht kümmern, solche Hochmutsnarren laufen lassen und sich die Menschenfreundlichkeit bewahren; denn das Ärgste, was einem die Welt anthun kann, ist: daß sie einem die von Gott in's Herz gepflanzte Liebe benimmt, das Gemüt versäuert und verbittert. Davor kann man sich aber bewahren: durch unverwüstliche Güte, indem man sich fest zusammenhält, indem man den dummen Stolz mehr bedauert und sich dadurch nicht zu Haß und Ingrimm reizen läßt.

Dabei versteht's sich von selbst, daß man niemanden seiner Kleidung wegen grüßt und ihm Ehrerbietung erweist. Wir sind alle nackt zur Welt gekommen und am Ende unserer Erdentage fragen die Würmer und Maden nicht viel darnach, was für Fetzen wir um das Gestell gehabt haben. . . .

„Was ist ein Gruß? Ein Gruß ist kein Muß und kein Buß." Es ist ein Heilwunsch, mit dem man einem sagt: ‚Ich will Dir wohl." Ein echter Gruß ist wie ein Blütengeruch von Euren Reben und Obstbäumen. Es giebt aber auch Zierpflanzen, deren Blüte gut riecht, aber keine Frucht giebt, wenigstens keine genießbare. So ist's auch mit manchem Gruß.

Das Grüßen läßt sich auch mit einer Münze vergleichen, die überall gäng und gäbe ist, und von der jeder, arm und reich, schon bei der Geburt den herrlichsten Prägstock und Metall im Überfluß dazu, nebst unbeschränkter Münzfreiheit auf Lebenszeit bekommen hat; alles echt und gerecht. Aber wie geht man damit um? Wie viel falsch Geld wird geprägt von hoch und nieder? Man macht eine wahre Lügenmühle daraus!

Wie viel Neujahrsgrüße sind heute im Umlauf, in Stadt und Land? Fast so viel als Schneeflocken, die draußen durcheinander stöbern. Aber gerade so, wie diese zu Wasser werden, so geht's auch im Feuer der Prüfuug mit dem größten Teil dieser Grüße.

Wie oft z. B. kommt es das Jahr durch vor, daß man einander die Zeit bietet, und spricht eines das andere um einen Gefallen an, dann heißt's: „ich habe jetzt keine Zeit."

Könnte man die Grüße sammeln und säen, wie Pflanzensamen, da könnte man sein Wunder sehen an solch' einem Grußfeld. Da gäbe es leere Flecke, als ob der Maulwurf darunter gewühlt hätte. Und was für Zeug käme heraus unter dem, was aufgegangen ist? Unkraut aller Art, Dornen und Disteln, ja Drachenzähne könnte man da und dort finden. Ginge es nur bei der That auch so freundlich zu, wie beim Wort, wenn nur die Leute sich in der Not auch so willfährig die Hände reichten, wie beim Gruß oder beim Tanz. Es kommt beim Gruß darauf an, woher er stammt, aus dem Kopf oder aus dem Herzen, aus dem Magen oder ob's gar nur ein Schnabelgruß ist. Bei dem Grüßen aus dem Kopf ist der Eigennutz Münzmeister und die vier Spezies sind Handlanger. Beim Herzensgruß zahlt die Liebe, z. B. wenn eine fromme Mutter ihre schlafenden Kinder in der Stille segnet, das ist ein Anblick, wie wenn der Vollmond in einer schönen Frühlingsnacht auf blühende Gärten scheint. Die Grüße aus dem Magen sind durstige Vergißmeinnicht, es sind aber auch gemeine Blüten der Schmarotzerpflanzen darunter, und die Schnabelgrüße sind Grußschatten oder gefrorne Fensterblumen.

Die gerne einen reichen Vetter oder eine reiche Tante beerben möchten, sparen den Grußsamen auch nicht, da hört man immer: „Guten Tag, Herr Vetter" u. s. w. Neujahrs-, Namens- und Geburtstag, das wird gewiß nicht versäumt, man schickt ihm wenigstens die Kinder ins Haus und läßt ihm ein langes Leben wünschen; bei Hochzeits-, Tauf- und Leichenschmäusen stößt man auf seine Gesundheit an. Wenn aber der zähe, zu kräftige Erblasser zur Thür hinaus ist, da heißt's: der sieht noch gut aus, Essen und Trinken schmeckt ihm wie einem Dreschen, der überlebt uns noch. — So ein Lügner wird dann oft wider seinen Willen zum Propheten.

An den Pferde- und Viehmärkten, wo der wolfsgierige Eigennutz auch seine Zähne zum Gruß blöckt, da regnet's Grüßet, da heißt's: „Grüß Gott, Vetter, willkomm Bruderherz". Da schlagen sie einander die Hände, daß es (trotz der harten Sohlen, die darauf gegerbt sind) Schwielen giebt. Alles aus lauter Freundschaft, bis einer den andern über den Löffel balbiert hat mit einer kranken Kuh oder mit einem alten kollerigen Pferde, dem er vorher etliche Jahre von seinem Taufschein aus dem Maul gefeilt hat, so daß es nötig wäre, man füttere solch' ein armes Tier mit Haferbrei und schmierte ihm das Heu mit Butter, weil es vor Schmerzen nicht mehr beißen kann. So einen hartgesottenen Betrüger plagt das Gewissen nicht leicht, weil er es mit dem Geldgurte zusammenschnürt, daß es sich nicht rühren kann, und wenn er den eigenen Vater oder Bruder betrogen hat. Es ist einmal solch' ein Bruderherz todkrank darniedergelegen, und hat, wie man sagt nicht leben und nicht sterben gekonnt, ließ darum seinen Vater kommen, den er kurz vorher mit einem Pferd betrogen hatte, gestand ihm, er habe gewußt, daß das Pferd den Koller habe, und Abbitte gethan. Nach und nach ist er nun wieder wohl geworden und hintendrein hat's ihn doch verdrossen, daß die Todesangst ihm aus seinem Bett einen Beichtstuhl gemacht hat.

Die stillen Grüße sind in der Regel mehr wert als die Marktschreier, denn mit ein Paar liebreichen Augen kann man oft viel mehr sagen als mit Wortschall, Handschlag, Hut oder Mütze, und es geht auch viel geschwinder: gerade wie der Blitz durch die Wolken zuckt, so blitzt der Blick durch die Wimper in das Herz. Die Augensprache versteht man auch, ohne daß man sie zu lernen braucht, so wird in der ganzen Welt gesprochen und ohne Dolmetscher verstanden, wie die Ohrfeigen und Maulschellen. Freilich schreiben läßt sich solch eine Allerweltssprache nicht so deutlich, was einmal ein gewissenhafter Vater

seinem ungeratenen Sohne mit herzlichem Bedauern in die Fremde geschrieben hat, mit den Worten: „Wenn sich die Prügel schreiben ließen, solltest Du diesen Brief mit dem Rücken lesen.“ So kann's nun vorkommen, daß, wenn zwei Herren einander begegnen, der eine zum andern sagen kann: „Ganz gehorsamster Diener!“ In seinen Gedanken möchte er ihm aber seinen Diensteifer blos in sofern zeigen, daß er ihm seinen Stock auf dem Leibe ansklopfen dürfte, daß er sich über den Gehorsam mit dem Rücken verwundern möchte.

Ja, es ist eine wunderliche Sache um das Grüßen, es giebt dabei allerlei Arten und Unarten. So kann's einem auch geschehen, daß, wenn man einen am hellen Tage in seiner Amtsstube oder auf seinem Sperrsitz, oder seinem geschlossenen Kirchenstuhl, im Wirtshaus, oder auf der Straße laut und vernehmlich grüßt, der Gegrüßte nicht sieht und nicht hört. Spaßhaft ist aber, daß er, wenn man ihn nicht grüßt, dies merkt, wenn er auch noch so weit weg ist. Das ist auch schon vorgekommen, nicht wahr? Eure Gedanken bei einem solchen Falle wollte ich fast jedesmal erraten. Wenn es die Sonne auch so machen würde, dürfte mancher von diesen das ganze Jahr nicht hinter'm Ofen hervor und in den Hundstagen müßte er sich noch einheizen lassen. Aber die Sonne in ihrer Pracht und Majestät grüßt mit Freude hoch und nieder, Berg und Thal, den Tautropfen wie das Meer, sie giebt dem Armen wie dem Reichen Licht und Wärme und fragt nicht lang: Wie viel tausend Mark hat er im Vermögen? was ist er? wie betitelt man ihn? Nein, sie scheint den Armen in die hohlen Augen und in seine hohle Hand, die er dem Reichen hinhält; wie dem in seinen vollen Geldbeutel, in dem er unterdes nach dem kleinsten Stück zum Almosen sucht.

In dieser Hinsicht giebt es auch so schweigsame Frauensleute, und sie haben's doch viel bequemer, sie brauchen den Prägstock nur auf und zu schnappen zu lassen und haben dafür keine Kopfsteuer an den Hut- und Mützenmacher zu bezahlen. Blos wenn eine schöne Zähne hat, darf man allzeit eines freundlichen Grußes gewärtig sein, da zeigen sie helle Seiten, wie die Silberpappeln, wenn ein Wind weht. — Es giebt auch so grußhungrige Leute, die nach einem Gruße schnappen, wie der Hund nach einem Brocken, besonders wenn man den Gruß mit einem Titel überzuckern kann, da schlägt solch einer in Gedanken vor Freude ein Rad wie ein Pfau. —

Also, wenn mein diesjähriger heutiger Neujahrswunsch für Euch in Erfüllung gehen soll, müßt Ihr vor allem der Eigenliebe den Spiegel in Stücke schlagen, der Habsucht die Nägel beschneiden, dem Neid das Schielen vertreiben, der Verleumdung den Giftzahn ausziehen und die Unzufriedenheit auf den Kirchhof spazieren lassen. (Nach einer Neujahrspredigt aus alter Zeit.)

75. Eine holsteinische Hofschmiede.

Ich gehe nicht leicht an unserer Hofschmiede vorüber, ohne einzutreten. Denn erstlich giebt es für mich kein Handwerk, dem ich lieber zuschaue, ja, bisweilen stundenlang zuschauen kann, als dem des Hammers und Ambos'; zumal wenn es an kurzen Wintertagen früh zu dämmern beginnt und sich mit dem Interesse an dem vulkanischen Handwerk noch das Gefühl einer behaglich anheimelnden Traulichkeit verbindet. Das hell angeblasene Feuer, sein rotgelber Widerschein auf den rußigen Gestalten und Werkzeugen, das Sprühen der Funken unter dem Hammer, das zischende Dampfen des aufkochenden Kühlwassers: Alles das macht mir die Werkstatt behaglich gleich einem Platz am knisternden Kaminfeuer.

Der zweite Grund meiner Einkehr beim Meister Schmied ist weit materieller, nämlich die mit dem Betreiben des Handwerks verbundene Schankgerechtigkeit; und wenn ich im Winter bei Schnee und Eis ein Glas warmen Grog keineswegs verschmähe, so weiß ich diese seit Urväterzeit verbriefte Gerechtsame im Sommer nicht weniger zu schätzen, wenn auf den Feldern die Sonne brennt und in der Kehle der Durst. Dann gehe ich sehr selten vorbei an der Schmiede, deren Werkstatt in erster Linie unserm Gutshofe dient und mit diesem seit grauer Zeit unzertrennlich und stammverwandt zusammenhängt.

Unsere Hofschmiede macht sich schon von weitem bemerklich; denn der Feuersgefahr wegen liegt sie, wie überall auf den holsteinischen Gütern, eine Strecke weit von den übrigen Gebäuden entfernt. Schon diese einsame Lage läßt dem Fremden das Haus in die Augen fallen; und da es obendrein, außer dem durch das Laubwerk der Bäume verhüllten, von weitem unsichtbaren Wohnhause, das einzige nicht mit dem behaglichen Reth, sondern mit den steiferen Ziegelpfannen gedeckte Gebäude ist, so achtet selbst der in hiesige ländliche Verhältnisse sonst Uneingeweihte seine Bestimmung zu besonderem Zweck. Bald genug verkünden ihm denn auch das taktmäßige Klingen von Hammer und Ambos und an schummrigen Winterabenden die aus dem Schornstein schlagende Lohe und die hochaufsprühenden Funken, was das kleine, massive Gebäude in sich schließt. Freilich, daß man da drinnen auch „einen Guten schenkt," wissen nur die Einheimischen; und mancher Wanderer, der noch einen weiten Marsch zu machen hat, ärgert sich wohl nachträglich seiner Unkenntnis, wenn er erfährt, an welcher Quelle er brennenden Durstes ahnungslos vorüberging. Ein Wirtsschild darf der Meister nicht führen.

Unsere Schmiede ist schon an sich hübsch und recht gemütlich gelegen. Die Hauptstraße zum Gutshof und weiter in's Land führt da vorbei, doch liegt die Diele des Hauses wohl fünf Fuß tiefer als der Weg; ein kleiner, mit Steinen gepflasterter Platz trennt die Schauseite des Gebäudes vom Rande der Straße, so daß es aussieht, als wolle es sich bescheidentlich etwas zurückziehen und im Gebüsch sorgsam verkriechen. Das gelingt ihm nun freilich keineswegs. Es müßte auch schon ein links auf verhältnißmäßig geräumigem Hofplatz gelegenes, gleichfalls massiv aufgebautes, zu Stall und Scheune dienendes Nebenhaus mit sich in sein Versteck ziehen, und außerdem verlöre der Meister Schmied ja dadurch ein beträchtliches Stück von seinem hinter den Gebäuden liegenden Obst- und Gemüsegarten, in dessen schattiger Laube es sich im Sommer gar lustig sitzen läßt beim kühlen Trunke. Hinter dem Garten erhöht den landwirtschaftlichen Reiz der frische, von Ellern eingefaßte, vom Mühlenbach durchrieselte Wiesengrund. Pappeln vor dem Hause und mancherlei Bäume im Hintergrunde geben dem Ganzen ein idyllisches und zugleich behagliches Aussehen.

Von dem Pächter des großen Gutes ist die Schmiede wiederum an den alten Meister verpachtet, dessen Vater schon in demselben Raume die Hufeisen für

die Pferde des Hofes gekrümmt und die Pflugeisen vorgeschärft hat, in welchem heute der weißhaarige, fünfundsechszigjährige Alte am Ambos steht mit seinem Sohne, auf den sich wahrscheinlich wieder das Geschäft vererben wird, und der schon jetzt seinen Anteil daran genießt. Durch die Länge der Zeit, während welcher die Schmiede in den Händen derselben Familie ist, sind die Interessen dieser Jünger Vulkans allmählich mit denen des Hofes verwachsen. Und das hat seine augenfälligen Vorteile. Denn wenn auch der Pachtkontrakt den Meister zwingt, die für den Hof zu fertigenden Arbeiten allen andern vorangehen zu lassen, so bedarf es unter obwaltenden Verhältnissen dieser Bestimmung kaum. Der Schmied folgt schon aus freiem Antriebe diesem Paragraphen, in welchem er bei seinem Interesse für des Gutes Pferde und Pflüge gar keine Beschränkung seiner Freiheit mehr sieht, sondern ihn vielmehr im Bewußtsein, daß diese Schmiede ihm schon von Kindheit an sein Brot gegeben, als selbstverständlich anerkennt. Ich wüßte auch wahrhaftig nicht, daß, solange ich Hof und Schmiede kenne, je eine Streitigkeit, ja, nur eine Verstimmung, zwischen Pächter und Verpächter vorgekommen wäre.

Der alte Meister ist seit Jahren Wittwer, und um ein weibliches Wesen im Hause zu haben, ließ er den Sohn rechtzeitig heiraten und mit Frau und Kindern bei sich unter demselben Dache wohnen. Das macht natürlich die Räumlichkeiten im Hause etwas beschränkt, aber gehen muß es und es geht auch. Außer der Werkstatt mit besonderer Eingangsthür giebt es neben einem kleinen Flur und der Küche eigentlich nur zwei bewohnbare Räume im Hause, die allerdings weit geräumiger und luftiger sind, als man sie sonst in derartigen Häusern auf dem Lande findet. Nach hinten hinaus, in dem einen Zimmer, wohnt der Sohn mit seiner Familie, die bei Lebzeiten des Vaters nicht allzu stark anwachsen darf; nach der Straße zu hingegen liegt das Gastzimmer, welches jedoch noch die zwiefache Bestimmung eines Fremdenzimmers, sowie der Schlafstube für den alten Meister hat. Zwei große zweischläfige Bettstellen, die eine mit kattunenem Betthimmel versehen, stehen ungeniert an der Wand; in der einen ruht allnächtlich der Alte von des Tages Arbeit, das andere ist für den Besuch seiner auswärtigen Söhne, gleichfalls Schmiede wie er selbst, zur Weihnachtszeit bestimmt. An dieser für ein Gastzimmer etwas sonderbaren Ausstattung darf sich der Fremde ebensowenig stoßen, wie an dem Kindergeschrei, das bisweilen aus dem Nebenzimmer erschallt. Ländlich sittlich ist's nun 'mal beim alten Meister. Aber weit gefehlt hat derjenige, welcher glaubt, in einem zu so mannichfachem Zweck bestimmten Zimmer müsse die Luft ungenießbar dumpfig sein, er bedenkt eben nicht, daß ein Schmied auf dem Lande mit Tagesanbruch auf den Beinen sein und am Blasbalg und Amboß stehen muß; ehe der gewohnheitsmäßige Biertrinker daran denkt, seinen Frühschoppen zu nehmen, ist alles so sauber und reinlich, die Luft wieder so frisch, als hätte seit Jahren Niemand in den Betten geruht. Ja, im Sommer giebt es auf dem ganzen Hofe keinen kühleren und

luftigeren Platz, als in dem Gastzimmer unseres „Schmied-Krögers." Man sollte es kaum erwarten, daß bei Leuten, die den ganzen Tag vor dem Kohlenfeuer zu thun haben, der Sinn für die Reinlichkeit im Zimmer so ausgebildet ist, wie bei diesen Schmiedeleuten. Sauber, ja, peinlich sauber ist das einfache Mobiliar; vor dem ledernen Sopha steht der Herrentisch, an dem wir, der Herr Verwalter und der Hauslehrer, unser Bier auswürfeln, und zwischen dem braunen Kachelofen in der Ecke und der alten Kastenuhr ladet ein behaglich altmodischer Armstuhl zum Sitzen ein, der gewöhnliche Ruheplatz des Alten nach Feierabend, falls nicht an warmen Sommerabenden die Bank vor der Hausthür bei der Zeitungslektüre den Vorzug erhält. In die Wand eingemauert zwischen Fenster und Thür befindet sich der mit Flaschen und Gläsern gefüllte Schänkschrank, und unter den mit Pelargonien, Geranien und andern Topfgewächsen besetzten Fenstern steht der eigentlich für die Gäste bestimme, lange eichene Tisch, eine Bank dahinter an der Wand, ein halbes Dutzend Stühle auf der andern Seite, oben und unten. Über den Betten hängen zwei Ölbilder in wurmstichigen schwarzen Rahmen, zwar keineswegs Kunstwerke, aber mit dem Raume und den Möbeln seit alter Zeit zusammengehörig. Ein Vetter des alten Meisters, von Profession Maler und Lackierer, hat seinem Kunstdrange einmal die Zügel schießen lassen und die nun schon stark abgeblätterte Landschaft mit dem feuerspeienden Berge und das Madonnenbild mit den vielen ausdruckslosen Gesichtern geschaffen, Werke, von denen man immerhin sagen kann, daß sie ihren Meister überlebt haben. Zwei neuere Bilder, Buntdrucke mit Scenen aus dem letzten Kriege, über dem Sopha, vervollständigen Mobiliar und Schmuckwerk des einfachen Zimmers.

Überfüllt ist das Gastzimmer selten, es sollte denn schon sein, daß in der Nähe etwa eine Auktion oder sonst eine Gelegenheit, welche die Landbevölkerung zusammenzuführen pflegt, stattgehabt hat. Stammgäste sind höchstens die jüngeren Leute vom Hofe; dann und wann vereinigen sich auch wohl der Müller und „Holländer," um mit dem Alten „en lütten Solo" zu machen, bei welchem der Einsatz — „veer Bohnen för'n Penn'g" — gering, die jedesmalige Kritik eines Spiels aber um so länger ist. Einträglich wird dieses privilegierte Nebengeschäft jedoch hauptsächlich durch den Straßenverkehr. Einzelne Wanderer und Besitzer von Fuhrwerken kehren, wenn sie der Weg vorbeiführt, auf ein Viertelstündchen an, um ihr Glas „Bayrisch" oder „Köm un Beer" zu trinken und dabei mit dem Meister „en Mundvull to snacken". Denn „snacken" mag der Alte für sein Leben gern, und wenn es daher die Arbeit in der Schmiede irgend erlaubt, so bedient er seine Gäste in eigener Person. Er weiß aber auch über alles Bescheid, was eine Meile im Umkreise und weiter passiert, und gehört zu den Leuten, die ihre Geschichten gern mit nicht autorisierten Zugaben ausschmücken. Hat man aber etwas länger Zeit, ein Glas Bier im Sommer, im Winter ein Glas Grog mehr zu trinken und sich gemütlich niederzulassen, dann legt der Meister seine Zeitung beiseite, nimmt die runde Hornbrille ab und, in seinem Arm-

stuhl sitzend, erzählt er hundert Geschichten, die er selbst miterlebt oder von seinem Vater einst gehört hat: von Krieg, Feuersbrunst und Wassersnot. Man kann sich kaum etwas Gemütlicheres denken, als im Winter oder Herbst nach längerem Marsche durch Feld und Wiesen, wenn der Schnee unter den Füßen knarrt, einzukehren in unserer Hofschmiede; erst ein Viertelstündchen in der Werkstatt zu verweilen bei Feuerschein und Hammerschlag und dann eine Stunde im warmen Zimmer beim warmen Punsch mit dem Alten zu plaudern.

Meister Schmied läßt sich im Gastzimmer selten aus der Ruhe bringen; sein einziger Ärger ist, wenn ihn der Bierwagen im Stich gelassen; und dann teilen die Gäste seinen Kummer. In der Schmiede wird ihm freilich manchmal der Kopf warm gemacht. Sein Sohn und Geselle sind draußen auf der Wiese beim Heu oder im Felde beim Roden der Kartoffeln oder Schneiden der Rappsaat; da will es der Zufall, daß gerade heute eine unerwartet große Anzahl von Pferden frische Eisen haben muß. Das Bücken aber kann der Alte „nicht mehr aff", und wer wird es ihm, der am Schraubstock und Ambos noch seinen Mann steht, verdenken, daß er da bisweilen aus der Haut fährt? Am meisten knurrt und schilt er jedoch bisweilen zur Spätsommerzeit, wenn die Rübsenstoppeln umgepflügt werden. Denn da passiert es nach wochenlanger Dürre, daß bei der Bearbeitung des hart gewordenen Bodens eine Menge Pfluggeschirr zerbrochen oder stumpfgepflügt wird, welches in größter Eile wiederhergestellt werden muß. Da reicht denn oft die Kraft von Vater, Sohn und Gesellen nicht, der Arbeit Herr zu werden, und obendrein ist der Verdienst gering im Verhältnis zu Zeit und Mühe. Abends und mittags kommen die Knechte und Tagelöhner in langen Reihen angeritten, ihren zerbrochenen Pflug auf den „Slöpen" nach sich ziehend. Alles soll zum andern Morgen, bezw. zum Nachmittag wieder hergestellt werden, und da ist es begreiflich, daß die nächtliche Ruhe um manche Stunde gekürzt, der gewohnte Mittagsschlaf aber ganz aufgegeben werden muß. Noch spät abends, wenn es längst stockfinster draußen ist, loht dann das Feuer und klingt der Hammer. Nun hat auch der Alte nicht Zeit, seine Gäste gewohntermaßen selbst zu bedienen; die Schwiegertochter muß Wiege und Herd im Stich lassen, um unsern Durst zu stillen. Gut ist es nur, daß der Winter ruhiger verläuft und den Schmieden Zeit gewährt, nicht allein den verlorenen Schlaf nachzuholen, sondern auch für die nächste „Saison" einen guten Vorrat roher Eisen im voraus herzustellen, und zwar ohne Gesellen. Denn sparsam ist der Alte nun einmal; und was er mit seinem Sohne allein beschaffen kann, das überläßt er keinem andern. Den Winter über steht er mit jenem in der Regel allein vor dem Feuer und am Ambos unserer Hofschmiede.

(„Ibeh. Nachr.") (G. Hoffmann.)

---

76. Der Fuchsmüller.

Vor der Fuchsmühle bei Möhren stand einmal — es sind vielleicht schon hundert Jahre — ein Klafter schönes Holz zum Verkauf. Zwei Bachstelzen, die wo anders von dem Wiesel verscheucht worden waren, flogen daher hin und her und suchten Raum, darein sie ihr Nest bauen könnten, aber vergebens. Denn die großen Birken- und Buchenscheite waren alle so glatt und gerade, daß sie ganz dicht aufeinander lagen, wie die groben Stricknadeln für die Bauerfrauen auf den Tischen der Landkrämer. Nicht einmal die winzige Spitzmaus hatte ihr Haushalten in dem Holzstoße bequem führen können.

Als das Ackermännlein und sein Weib unverrichteter Dinge wieder abgezogen waren und noch näher am Bach eine Wohnung suchten, trat der Müller — es war an einem schönen Johannismorgen — aus seinem Hause und betrachtete den Stoß hinten und vorne, die eine Hand unter dem breiten Hosenträger und die andere an der silberbeschlagenen Pfeife. Denn er hatte sich in das Holz verliebt; und wäre die Müllerin nicht gewesen, nimmermehr hätte er es weggegeben, so wenig als sie den Glasschrank in der oberen Stube mit den Kaffeeschalen darin, deren jede noch von der Hochzeit her die rote Schleife am Henkel hatte. Von dieser Liebschaft wußte indes der Färbermeister von Treuchtlingen kein Wort, als er an demselben Johannistage auf den Holzkauf ausging; sonst hätte er für das Klafter nicht vier Gulden und einen Zwölfer Draufgeld geboten, und der Müller hätte sich nicht geärgert und geantwortet: „Zu einem solchen Angebot braucht's keinen Christen, da will ich lieber auf einen Juden warten".

Und das war eine Weissagung. Denn einen guten Büchsenschuß hinter dem Färber kam ein Israelit das Möhrenthal herauf, langsam und den Kopf voll Gedanken, wie ein Fuchs, wenn er Kinder hat und von Haus ohne Geld ausgeht, aber doch ein Huhn, oder wenn das Geschäft gutgeht, eine Gans mit heimbringen will. Dem Juden aber stachen nicht die Hühner oder Gänse in dem Mühlhofe, sondern das Holz in die Augen. Darum lobte er es; und schallt der Müller den Färber einen Filz, so hieß er ihn einen Knicker und schlug drei Gulden mehr; aber der Müller müsse es ihm vor's Haus fahren lassen, und zahlen wollte er auf Jakobi. Der Müller schlug ein.

Und der Jakobitag kam, aber weder Jude noch Geld, sondern ein Mahlgast, welcher sprach: „Schreibt nur Eure sieben Gulden in den Schlot. Der Löw Lämmle zahlt Euch so wenig, als der Fuchs den Bauern, wenn er auf den Hühnerkauf geht. Am besten wird's sein, Ihr sagt's niemanden außer mir". Damit läßt sich der Müller nicht zufrieden stellen, sondern nimmt Hut und Stock und geht nach Treuchtlingen. Und gleich unter dem Thor fragt er ein Weib, das ihm entgegenkommt, wo der Jud Lämmle wohne, der Dieb, der Galgenstrick, der Erzhalunk, der Schelm, der ihm sein Holz gestohlen hat. Das Weib aber antwortete: „Mein Mann, der Löw

Lämmle, wenn Ihr den meint, ist nicht hier; aber ich will ihm alle die Empfehlungen und Komplimente des Herrn Müllers ausrichten".

Und die Jüdin hinterbrachte ihrem Manne alle die Titel, die ihm der Fuchsmüller beigelegt hatte, und der Jud verlor keinen, als er damit zu einem Advokaten ging, und der Advokat brachte sie alle sauber unterstrichen in eine Klageschrift von drei Bogen, und das Gericht in Möhren schickte eine Abschrift davon in die Fuchsmühle. Als der Müller herausbuchstabiert hatte, der Jud hätte ihn wegen Ehrenkränkung verklagt und fordere dreitausend Gulden Genugthuung, warf er sie auf den Tisch und rief: „Keinen Pfifferling sollst du haben, du Hallunke! Nimmst du einen Advokaten, du Erzdieb, kann ich zehnmal einen nehmen".

Aber die Müllerin litt es nicht, daß er einen Anwalt mitnahm, sondern sie ging selbst mit und sagte: „Herr Amtmann! wenn die Sache noch heute ausgeht, lasse ich der Mutter Gottes eine Krone von purem Silber machen." Der Richter aber antwortete: „Nun wir wollen sehen". Und als der Israelit seine Ehre durchaus nicht unter dreitausend Gulden anschlagen wollte, machte er ein Gesicht, in welchem ein gescheider Jude allerhand lesen konnte, und sagte: „Lämmle, seid doch nicht so teuer mit Eurer Ehre! Ihr wißt selbst, was man fünfzig Jahr auf dem Leib hat, wie Ihr Eure Ehre, ist doch nicht mehr ganz neu. In dem feuchten Quartier hinten hinaus in dem Amthause von Heidenheim, wo Ihr vier Wochen gesessen seid, hat sie Stockflecken bekommen. Und als auch der Greifenwirt in Spalt von wegen der bewußten Uhr zur Hausthür hinausgedroht hat, habt Ihr den Ellenbogen stark angestreift. In dem Handel mit dem Schuster in Weißenburg habt Ihr sie auf elf Gulden geschätzt. Seitdem ist sie wieder um drei Jahre älter geworden; darum rate ich Euch, seid zufrieden, wenn Euch der Fuchsmüller das Holz läßt, die acht Gulden in den Schlot schreibt und Euren Advokaten bezahlt."

Der Jude antwortete: „Dem Herrn Amtmann kann kein Mensch etwas abschlagen". Den Müllersleuten war es auch recht, und somit hatte der Handel ein Ende, an dem zwei Advokaten wenigstens dreihundert Gulden hätten verdienen können. Von da an aber verkaufte der Müller sein übriges Holz lieber um zwei Gulden wohlfeiler, als daß er es den Leuten gab, welche ausgehen wie der Fuchs auf die Handelschaft und der Marder auf den Taubenkauf; und mit den Komplimenten, die er den Leuten sagen ließ, war er so sparsam, wie ein rechter Schulmeister mit den Kopfnüssen.

(Pfarrer Karl Stöber.)

---

77. Die sieben Wahrzeichen eines guten Dorfes.

A. Wenn ich durch ein Dorf gehe, habe ich meine Merkzeichen, wie es bei den Menschen hier bestellt ist. Sehe ich auf den Fenstersimsen wohlgepflegte Blumen in Töpfen, ein Plätzchen vor dem Hause oder an der

Seite, wo Blumen gezogen werden, da freut sich mein Herz; denn ich weiß: hier sind Menschen, die sich das nackte Leben noch schmücken, und wo Blumen sind, sind auch Lieder. Hier wird gewiß auch noch fröhlich gesungen. — Dann ist mein zweites Augenmerk auf die Brunnen gerichtet. Man achtet viel zu wenig darauf, wie im Trinkwasser die eigentliche Quelle der Gesundheit ist. Du kannst es oft in einem Dorfe oder Städtchen hören: Da draußen am Berge, beim Wald, da ist die beste Quelle weit und breit und sie versikert ungenützt. Es ist ein großes Zeichen, welche kernhaft gesunde Naturen die Römer waren, daß sie überall Bauten zu Wasserleitungen aufführten, die sich mit unseren kühnsten Eisenbahnbauten messen können, und auch die Amerikaner sparen für Herleitung eines gesunden Wassers nicht Mühe und Kosten. Je nach seiner Kraft sollte jedes Dorf darauf bedacht sein, sich das beste Wasser zuzuleiten. Sehe ich nun in einem Dorfe, daß die Brunnen in Ordnung, frisch, bequem, hell, reinlich, dann ist auch das Hauswesen im Dorfe nicht schlecht bestellt.

B. Mit dem Brunnen gebe ich Dir recht, Krankheit und Gesundheit kommt meist aus dem Trinkwasser. Ich sehe mich aber vorerst nach ganz anderen Dingen im Dorfe um, die mit Blumen und Liedern garnichts zu thun haben. Blumen und Lieder sind Schmuck und Spiel des Lebens. Vor allem aber ist das Leben Arbeit und Kampf, dann erst kommt die Lustbarkeit.

Ich sehe zuerst, ob mein Liebling Benjamin Franklin hier die Häuser beschirmt. Der Blitzableiter ist eines der wichtigsten Erfordernisse. Ich sehe nach Schild und Schwert, ob man gewaffnet ist gegen alle Gefahren, und Schild und Schwert gegen Feuersgefahr sind Blitzableiter und Versicherungstafeln. Wo diese fehlen, da ist es übel bestellt. Wenn nur jeder bedächte, daß die Feuerversicherung eine Pflicht gegen sich selbst und gegen die Nächsten ist. Unsere Blitzableiter und Versicherungstäfelchen sind Wehr und Waffen des Hauses. Erst dann kann man an Blumen und Lieder denken. Aber ich bin auch damit noch nicht fertig. Die beiden besten Wahrzeichen der Ordnung und der Bildung sind: Straßen und Schulen. Ich sehe, wie die Straßen bestellt sind, ob man sie reinlich hält und den entsprechenden Nutzen für den Feldbau daraus zieht, und ob das Schulhaus gesund, fest und hell ist. Sehe ich diese in einem Dorfe, dann segne ich im Herzen die, so jetzt und für die Zukunft darin wohnen.

A. und B. So stellen wir unsere Wahrzeichen nun zusammen in gerechte Ordnung: Brunnen, Straßen, Schulen, Blitzableiter, Feuerversicherung, Blumen und Lieder. (B. Auerbach.)

78. „Mit dem weißen Stock von dannen!"

An einer in ganz Deutschland bekannten Straße — so erzählt im Januar 1888 das „Volkswohl" — liegt ein Hofgut, ein stattliches Anwesen. Das zweistöckige Wohnhaus macht einen behäbigen Eindruck, die Wirtschafts-

gebäude sind, wie das bei einem richtigen Bauern sein muß, noch massiger und geräumiger, als die Wohnräume der Hofleute selbst, zwei unmittelbar an den Hof lehnende Gärten, von denen der eine von den besten Obstsorten bepflanzt ist, bezeugen es, daß der Besitzer auch Sinn für das Schöne und Angenehme hatte. — Leider ist's in den Hofräumen jetzt öde, im Hühnerhause gackert keine Henne, aus dem Pferdestalle wiehert kein Roß. Die Fensterläden im Wohnhause sind geschlossen, vor der Hausthür wächst allmählich Gras — der ehemalige Herr ist von seinem Besitztum vertrieben, er hat die vom Vater ererbte Scholle verlassen müssen.

Wie kam das auch nur? Grund und Boden in der Gegend sind doch gut, das Absatzgebiet ist ein günstiges, Käse und Milch werden zu hohen Preisen bezahlt. Der Landwirt selbst war durchaus keiner von den Trägen. Er ging seinen Knechten nach und sah seinen Tagelöhnern auf die Finger; er gehörte keineswegs zu den unbeholfenen und von ihrem Gesinde wenig geschätzten Bauern, die nur befehlen, aber einen Befehl im Notfalle nicht ausführen können. Er war vielmehr von früh an durch einen verständigen Vater an landwirtschaftliche Arbeiten gewöhnt; er schämte sich der Peitsche in seiner Hand auch dann noch nicht, als er eine Mittelschule mit gutem Erfolg durchgemacht hatte. Er meinte durchaus nicht, es gehöre zur Bildung, den Frühschoppen und den Abendschoppen regelmäßig zu besuchen. Er blieb solid, auch wenn er einmal dabei sein mußte. Selbst seine ärgsten Widersacher hätten ihm nicht nachsagen können, daß er einmal einen Schoppen über den Durst getrunken hätte.

Die Mitbürger eines solchen Mannes zeigten, daß sie den Wert desselben zu schätzen wußten. Sie wählten ihn in verhältnismäßig noch jungen Jahren zum Ortsvorstande, sie empfahlen ihn in weiten Kreisen so, daß er bald zum Vertreter seinesgleichen im weiteren Rate der Provinz erkoren wurde. Aber von der Zeit an entstand auch das Gerücht, daß der Hof des Volksvertreters nicht mehr feststehe. Rechtshändel, in welche sich der Landwirt verwickeln ließ, versäumte Zahlungen, die bald bekannt wurden, gaben diesem fatalen Gerüchte immer neue Nahrung. Wie sollte es auch anders sein! Zum Vertreter seiner Berufsgenossen darf sich nur ein Mann erwählen lassen, der durchaus fest auf den Füßen steht. Solche Geschäfte kosten jedesmal Geld, selbst wenn die, welche sie übernommen haben, Tagegelder erhalten. Sie bedingen größeren Aufwand, sie fordern gebieterisch, daß er, welchen das Volk an die Spitze gestellt hat, sich auch sehen lasse. Und das Allerschlimmste ist: sie entfremden den Mann minder und mehr seinem Berufe, weil sie ihn in Kreise einführen, die er für glücklicher hält, als er selbst es ist.

Bei dem Landwirt, von dem ich erzähle, kam noch ein anderer Umstand hinzu, der ihn niederhielt: Er hatte teils aus Pietät gegen seine Eltern, teils in dem Streben, die Wirtschaft im Großen zu treiben, die Gutsanteile seiner Geschwister übernommen und so das Ganze zusammengehalten. Leider reichte

das eingebrachte Vermögen seiner Frau bei weitem nicht hin, um die übernommenen Äcker und Wiesen zu bezahlen. Er mußte Geld leihen, um seine Geschwister zu befriedigen. Aber gerade der Bauernstand ist jedesmal schlimmer, als ein anderer Stand daran, wenn er mit fremdem Gelde haust. Eine schlechte Ernte oder Unglück im Stalle wirft ihn zurück, und setzt ihn außerstand, die fälligen Zinsen zu bezahlen. Das aufgenommene Kapital schwillt an, die Gläubiger drängen, der Ruin wird unausbleiblich, wenn der Gedrängte nicht, allen thörichten Stolz beiseite setzend, sich dazu entschließt, von seinem Besitztum so viel zu veräußern, bis seine Schulden alle gedeckt sind. Unser Hofmann konnte sich zu einem solchen Schritte nicht entschließen. Er ließ sich lieber mahnen und verklagen und die Früchte, die er im Schweiße seines Angesichts gepflanzt hatte, sich auf dem Halme pfänden. Es kam endlich, was kommen mußte. Haus und Hof wurden versteigert, alles zu einem ziemlich niedrigen Preise, weil's in den letzten Jahren verwahrlost worden war. Bei der Versteigerung der Hausgeräte gelangte eine Menge Dinge zum Ausgebote, die man im ländlichen Hause nicht suchen sollte. Silberne Löffel und gepolsterte Stühle, die feinsten Decken und prächtigsten Damenkleider wurden dargeboten gleichsam als Entschuldigung für den Mann, daß er soweit kommen mußte, als er wirklich kam. Freilich, er hätte Mann sein sollen und diesen Luxus bei Frau und Töchtern nicht dulden dürfen. Nun büßt er's mit den Seinigen. Er ist von Haus und Heimat vertrieben und hat in der Ferne viel tiefer wieder beginnen müssen, als er dereinst begonnen hatte!

(Smiles-Schramm, „Der Weg zum Wohlstand", 1889.)

79. Bi Nawerslüd.

As dat denn s'abends wer un die Buer Hümpel in'n Hus dat Eten vörbie wer, stopp he sik sien lang' Piep, steik's an un sed' denn tau sien Fru: „Du kunnst de Knütthaas nehmen." „Dat kann'k ok laten," geiv se em tau Antwort, „denn darin wullt Du mi doch woll nix befehlen!" „Denn lat dat," sed' he, un sett den hantau, „ik har mi dat blot so äwerdacht." Nu seig se in, dat he wat besonderes ub'n Harten har, wiel he äwers dermit nicht wieder taun Börschien keum, so sed' se: „Ik kann ja nicht weten, wat Die in de Näs' stickt." „Dat kannst Du nicht," sed' he, „äwers wenn Du mi anhören willst, denn kannst Du dar bald achter kamen." „Denn kumm mi tau vöre," sed' se, „un lat hörn, wat Du häst." „Mudder," sed' he denn, un nu kunn Ein gliek hörn, dat de Weikmäudigkeit bi em de Babenhand kriegen wull.

„Mudder," sed' he also, „Du weißt, dat dat mit uns un de Nawerslüd' nicht mehr so is, as dat freuher wer. Se hebbt bi uns' Kinner un wi hebben bi ehr' Gevadder stahn un kein Fest würd fiert un kein Gelag' würd affhollen, wor de Einen wern, dar wern de Annern ok. Siet dem

wie ämers nu dat Recht kregen hebben, uns unsen Gemeindevörstand sülben tau wählen un ik mi dorbi hev rümkriegen laten, den jungen Kaßbohm, de eigentlich noch nicht riep un achter de Ohrn noch nicht drög is, tau wählen, siet dem heit dat, gun' Dag' hen un gun' Dag' her, un Jedverein geiht sin Näs' nah, as't em gefallt." „Denn lat's gahn'," seb' de Ollsch, „wat se sünd, dat sünd wi ok; hebben se't mit de Hauw, denn hebben wi't mit dat Geld un tauletzt kümmet'e dat noch ub an, wecken am wiedsten reckt." „De wied recken kann, sik wied strecken kann," seb' Buer Hümpel, „ämers darub kümmet dat hier nicht an," un indew he't nu heil mit de Weihleidigkeit kreig, so sett he hentau, „ik hev Schuld hatt, denn dat ik em soarns nicht vör befähigt un rechtschaffen naug hollen hev, dat Amt, wat se so lang jümmer as Arfrecht hatt hebben, wieder tau Nutzen un Segen von dat ganze Dörp tau verwalten, dat hätt em von sien' Nawer, de soarns old un kold mit em worden is, kränkt, un dat is min Schuld, segg ik."

As Buer Hümpel son Bekenntnis aflegt har, keik sien Fru em grad so an, as wenn se seggen wull, worarns kümmst Du mi vör; seb' ämers blot: „Wenn ik Die so vörkam, as Du mi ansüst, denn mütt ik in Dien Ogen recht dämlich laten." „Du lättst so, as Du büst," seb' he, „ämers wenn wi willen, denn ward dat Tid, denn ik mein, wi maken den Anfang un gahn' mal werre räwer. De Kinner sünd so wied mit en anner ubwossen, ämers nu lätt dat ja so, as wenn kein ein mit den annern wat tau daun hebben will." „Na," seb' de Ollsch, „wat ik darub antern schall, dat will mi ok nich nah'n Kopp rin, snackst von de Kinner un meinst Die sülben; de Kinner warden ehrn Weg woll ok finn'; könnt se nicht mit enanner ut, denn mät se ahn' enanner ehr Weg' gahn; ik hev mi nix vörtausmieten, dat ik ehr tau nahkamen bün." Dermit bün se sik ämers doch 'ne frisch Schört vör, neuhm ehrn Ümslagedauk un seb': „Wenn't denn wesen schall, minetwegen; de Knüttbaas ämers bruk ik nicht." „Ok gaud," seb' Buer Hümpel, un dermit güngen de beiden aff. —

Buervagt Peyn seit mit sien Fru un Dochter grad behaglich in de Stuv, as en Ogenblick nachher die beiden Hümpellüd' bie ehr rintreden. Se sünn' de fründlichste Ubnahm, un de oll Buervagt Peyn schien ogenschienlich sien Fröd tau hebben, se bi sik tau seihn. „So is't recht, Nawer," seb' he denn, „so wer't freuher un so mag't ok wieder wesen." „Dat Jü Jug ämers ok mal seihn' laten, Gevadder," seb' Buer Hümpel, indem em grad de Gevadderschaft infüll', „denn twei Streng an de Kar trecken wisser as ein." „Dor häst Du Recht, Nawer," seb' de anner, „Fründschaft von ein Kant allein lätt sik nicht hollen, dar hörn twei tau."

Wieldeß har de Fru Buervagtsch ehr Dochter en Wink geben un Fräulein Sophie wer nah de Käk gahn', üm Dortig tau seggen, se schull Thei besorgen. „Nu nach rösten, wor de Hauhn all siet ver Stunn' tau Nest is un kein Schap mehr in' Stall blarrt?" freug de Käksch, se meuk ämers doch Anstalten tau daun', wat ehr heiten würd' un kreig den Theiketel

tau Füer. — As Fräulein Sophie dann middewiel weere nah Stuv rintred seig se, dat Mudder und Nawersmudder de Kopp tauhopen stecken harden un mit enanner tuscheln. „Ik bün noch jümmer vör Eigenmakt un holl't mit' Spinn'", sed' Fru Hümpeln. „Dor holl ik't ok mit", sed de Buervagtsch, „dat will seggen, wat de Lüd' anbedröppt, denn vör de höllt dat beder; wat wi sünst sülben bruken, dat will seggen, an unsen eigen Lief, dar holl ik dat mit Köfft, un mien Mann seggt jetzt ja ok jümmer, nah sien Berekning kümmt einer dar billiger bie weg, as wenn't sülben maken lätt." „Dat kümmt uns ja ok ub dat Geld nicht an", sed de Hümpeln werre, „dat is man so, wiel dat bi mien Öllern ehr Tieden ok so west ik un ik dat dormit noch jümmer holl'; denn wenn ik Eigenmakt dreg, weit ik, wat ik ub'n Lief hev." „O", sed' de Fru Buervagtsch un smeit den Kopp en beten in' Nacken rin, „dat kann' ok weten, wenn' Köfft driggt; ünner acht Groschen de Ehl hätt mien Mann noch kein Hemd an hatt, un dat is'se all jümmer nah, dat'n sik Ein mit seihn' laten kann." „Dat glöv ik die tau", sed' Fru Hümpeln, ävers weißt Du ok, wat Du kriggst? De Welt is hütigen Dag's ein Bedrog, se verköpt Die Bomwull vör Linn', un wenn Du den Kopmann fragst, ob't höllt, denn seggt he, ja hollen daun' deit dat, dat will seggen, so lang' bet dat werre entwei geiht, un tauletzt seggt he, he stikt'e ok nich in; nu glöv einer sien Deil un denk sik wat." „Ogen vör Geld", sed' de Fru Buervagtsch, „ik kann seihn', wat ik köp, un de mie in son' Saken vör dumm köfft, de kriggt mit'n falschen Groschen bethalt." „Nu", sed Hümpeln Mudder denn, „wie willen uns nicht strieden," „O, Nawersch", sad' de Anne, „dat daun' wie ja ok nicht, dat is man blot, dat'n daräwer red un wat will'n ja snacken." —

Middewiel har de Käksch den Thei besorgt un Fräulein Sophie, de inn son' Verhältnisse Bescheid wüß, dreug ub, wat de Spieskamer leisten kunn, un dar se all slacht harden, so wer dat grad nicht ganz wenig. As de Fru Buervagtsch denn ein Paar Mal nödigt un Nawer Hümpel segt har, son Ümstänn' wern nicht nödig west, se harden ehr Abendbrod all weg, dunn güng se tau Disch ran. Währenddem denn eten würd', würd' ok allerlei snackt un Buer Hämpel mein von wegen de Swien mit Rosinen mästen, wer dat en ollen Witz, ävers ganz ut de Lust grepen wer he doch nicht, denn wat se freten harden, dornach ded't nahstens smecken. „Häst woll Baukweitenschrot saudern laten?" freug he dann de Fru Buervagtsch, as he sik von den kollen Ribbenbraden, de hüt middag nahbleben wer, noch werre en Stück afsneid, „so seut hätt mie lang' nix smeckt." — De Fru Buervagtsch wer ne Fru, de all' de Eigenschaften har, de man en anstännig Frugensminsch hebben kann, se feuhl sik also ävер dat Kumpelment recht taufreden und de en scharp Og har, kunn sogar seihn', dat ehr dat en betel kettel; üm also vör son' Anerkennung dankbar tau wesen, so led' se em geswind noch en Stück dartau ub sien' Teller. „Hier, Nawer," sed' se, „t'is en beten ganz wat Besonderes; dat hätt twischen Hut un Knaken seten un von daher smeck't jümmer am seutsten, as mien Oll seggt; Oll seggst dat

nicht?" freug se denn ehrn Mann. De oll Buervagt Peyn smunzel, denn he wüß, dat se dormit en Witz maken wull, tau ehr ärwers seb' he: „Wat ik segg, darub kümmt dat nicht an, de Hauptsak is, dat dat uns' Gäst gefallt." „Na, ik mein'" seb' Buer Hümpel, un Fru Hümpelsch sett hentau: „Warüm schullt Ein' hier nicht gefallen? t'is ja allens von't best Enn!" „Dat will ik nicht seggen," seb' de Buervagt; „ärwers tau're Stadt bün ik lang' nicht kamen, denn sünst hätten' ja sach ok noch sünst wat," sett he denn hentau, „de Kopmann will ja ok leben un mütt sien' Kram loswesen, un wenn unsereiner em nix afköfft, nehm schall he denn von bestahn'!" Darin schienen de Annern em Recht tau geben, denn Buer Hümpel nick tweimal mit den Kopp un sien Fru schien einmal tau nicken, de Fru Buervagtsch seig ehrn Mann an, as wull se seggen, wat Du seggst, dat segg ik ok, Fräulein Sophie ärwers würd in son' Saken noch nicht vör vull anseihn un keum nicht wieder in Betracht. —

As de Ünnerhollung denn in dis Art und Wies' noch en Enn' lang wieder gahn' wer un se middewiel mit de Extramahltied dörch wern, seb' Buer Hümpel tau den Buervagt: „Nawer, wi snacken vörhen ärwer de Maschinen un von de niegen Inrichtungen in de Welt un ik kann die seggen, dat ik nicht weit, nehm'e dat tauletzt mit hen will; wenn allens mit Maschinen makt ward, nehm blivt denn de Arbeit?" „Nawer," seb' de Buervagt, „dat mag woll einigermaten stimm', sünst ärwers will ik man seggen, as de Isebahn keum, dunn glöv ok all Mann, de Hawer würd gar nicht mehr an' Mann tau bringen sien und de Perd' würden all' vergeben warden, un worarns is't nahstens dormit worden? Priesen vör Hawer un' Perd' sünd kamen, as wi's vörher nicht kennt hebben; dat hängt von den allgemeinen Handel un Wandel un tauletzt von den groten Weltverkehr aff. As wie uns' Postinrichtung kreigen, as se jetzt is, dunn klag oll Schauster Wübber ok, dat wer en Jammer, dat se keum, denn freuher har ik em oftmals as Baad mit Breiv tau Amt schickt un he har denn en gaud Daglohn verdeint un dat würd nu utblieben, as dat denn ok kamen is; dorvör hätt he sik siet dem ärwers ganz ub de Schausterei leggt un he steiht sik jetzt beder, as dunnmals, wenn he ok woll meint, dat em dat Gahn' beder bekamen wer, as nu dat Sitten." „Ja, Nawer," seb' Buer Hümpel, nick em tau und seb' wieder, „de Lüb' seggen ja von mi, dat ik Quicksülwer in' Lief hev, he is'se ärwers ganz von tauhopen fett, denn sogar bi sien Schaustern hübbt un wübbt he all Ogenblick tauhöch, so dat he sik dorbie heil posserlich utnimmt." Dit mal wer dat Taunicken bi den Buervagt, un as he dat dahn' har, dunn bleiv he ub sien Gedankenflag un seb' denn wieder: „Ik will nicht seggen, dat ik grad all' die niegen Moden vör gaud anseih un mitmaken mügg, ärwers so wied ik de Sak ärwerseihn' kann, so is de Welt vörwarts gahn', un as dat den Anschien hätt, so geiht se noch wieder vörwarts." „Nawer," seb' Buer Hümpel, indem he mit en Wubbie von sien' Stauhl ubstünn' un sik vör den Buervagt henstell', „wenn't man allens taun' Gauden wer, denn har'k'e nix bi intauwenn'; ik will man seggen, unsereins, so as

du un ik, wie kam'te ja sach entlang, ävers bi unſ' Kinner ehr Tieden, wat ward denn ut de Welt?" „Nawer," ſeb' de Buervagt, „tau de ehr Tied warden ſik ok Mittel un Weg' finn', dat de Welt nicht ut de Angeln geiht; unſ' Herrgott levt ja noch un de ward woll tau rechte Tied en Inſeihn' hebben." „Dat mag ſien," ſeb' de Anuer, un as he ſik denn werre dahlſett har, ſett he hentau, „tau bedenken gift de Sak." „Ävers nicht mehr as nödig is." „Nawer," ſeb' Buer Hümpel, „Du verſteihſt Dien Wort tau maken un en gauden Witz hätt Di noch jümmer gaud tau Geſicht ſtahn', Du ſchallſt Recht behollen."

Dormit wenn' Buer Hümpel ſik denn an de Fru Buervagtſch un as he ſik mit de noch ne längere Tied unnerhollen un ehr dorbie einige Kumpelmenten ſeggt un ſe en paar mal mit Madam anred har, weil he wüßt, dat ſe ſik ſiet einige Tied von de Lüd' ſo nenn' leut, ſmeib he ſien Ogen wieder in de Stuv ümher. Dorbie füll' em de Allgemeine Kaspelluhner Landeszeitung, de ub de Kommod leig' un de de Buervagt Peyn vör beſtännig leiſ', in de Ogen, un as he't ſik denn utbeden har, ſe mittauhollen, war de Beſeuk tau Enn! Mit de Zeitung in de Hand un ſien Fru ub drei Schritt achter em, ſo keumen de beiden Hümpellüd werre tau Hus an. —

En Ogenblick nachher ſeit de oll Hümpel in ſien Stuv in ſien' Lehnſtauhl, meuk de Zeitung utenanner un ſeig dat Ding dörch. „Tau Lankenau is en Bäckergeſell dörchbrennt", ſeb' he tau ſin Fru. „T'is em woll tau heit worden," geiv ſe em tau Antwort. En Ogenblick nachher ſeb' he: „De bereuhmt Schauſpelerin Sarah Bernhardt ſchall man heil mager weſen, as ſe ut Paris ſchrievt." „Dat will ick glöben," ſeb' ſe, „denn worvon ſchall ſo Ein ſik nährn? Wi hebben ja vorleden Winter de Schauſpelers hie hatt un wat wer't vör'n Elend! Vör twei Penn' Melk wullen's hebben un vör fief Penn' Brot köpen, üm mit ſöß Mann darvon tau leben. Ik heb't ehr ſchenkt, ävers nebben in' Dörpen ſchöllt ja weck weſt ſien, de gar kein Geld hatt hebben; dat's ſo wat noch ſchrieben mägt, denn ſon' Jammer is doch tau grot!" — Glick nachher ſeb' he: „In Wien an de Oper is en niegen Stern ubgahn'." „Ne," ſeb' ſe, „davör kunn's ſik ok leiwers achter de Ohren kleicn, as ſo wat tau ſchrieben; Sterns kann'k all Abend ubgahn' ſehn' un bruk ik ſowat nich in de Zeitung tau leſen." „Mudder, dat verſteihſt Du nicht", ſeb' de Oll; gliek nachher ſett he hentau: „Bäcker Allerding hätt ſik mit Olga Vagelſang verlawt." „Ja," ſeb' ſe, „wat mäten's ja angeben; hätt ſe Geld?" freug ſe denn. „Dat ſteiht nicht hier," ſeb' he; gliek nahher ſett he werre hentau: „Kopmann Negendank in de breid Strat will werre en Weihnachts-Utverkop maken, föftig Perzent billiger, as he ſünſt verköfft, ſchrifft he." „Ja, he is en witten Jud," ſeb' ſe, „dat he dat noch ſchrieben mag; hätt mie vörleden Jahr mit dat Muſſelinkleid bedragen, ävers dit Jahr michelſt mi nicht werre an, Mosjö Negendank! wi kennt Die noch!" —

Dormit leb' Buer Hümpel de Zeitung dahl, denn de Abend wer all lang vörbi, un buten reup de Nachtwächter und ſüng dartau:

„De Klock hätt elben slagen!
Reich, Herr, uns deine Segenshand,
Bewahre uns vor Schimpf und Schand;
Vor frevelhaftem Eigennutz
Nimm's ganze Dorf in deinen Schutz.
Tut, tut, tut.

„De Klock hatt elben slagen!
Vor Feuersbrunst, vor Schreck und Graus
Beschirme, Herr, ein jeglich Haus;
Die Kranken all, und groß und klein,
Die laß dir, Herr, befohlen sein.
Tut, tut, tut.

„De Klock hätt elben slagen!
Gieb allen eine sanfte Ruh;
Beschütze Pferd und Schaf und Kuh,
Die Gänse auch, und Huhn und Schwein,
Laß deinem Aug' empfohlen sein.
Tut, tut, tut.

„De Klock hatt elben slagen!
Daß alles, was da lebt und webt,
Dem Morgenlicht entgegenstrebt,
Zum Ruhme dir und dir zum Preis,
Ein jeglich Wesen in seiner Weis'.
Tut, tut, tut."

Dormit wer de Nachtwächter nicht wieder tau hörn; vör Buer Hümpel wer't äwers de höchste Tied worden, dat he mit sien Fru tau Bett keum. —

(Heinrich Burmester-Lauenburg.)

---

80. In der Landstadt.

Munter fördert seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wandrer
Nach der lieben Heimat Hütte.
Blökend ziehen heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgestirnte, glatte Schaaren
Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen;
Bunt von Farben,
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz. —
Markt und Straße werden stiller;
Um des Licht's gesell'ge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor schließt sich
Schwarz bedecket [knarrend.
Sich die Erde;
Doch den sichern Bürger schrecket
Nicht die Nacht,
Die den Bösen gräßlich wecket,
Denn das Auge des Gesetzes wacht.

Heil'ge Ordnung, segensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten
Und das teuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!

Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz.
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verräther Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röte
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

(Schiller.)

III. Daheim und in der Fremde.

81. Der junge Wanderer.

Die Frau des Handwerkers Adolf trat an das Fenster und sah einen jungen Wanderer, der gegenüber in eines der besseren Häuser nach dem andern ging, mit einem tiefen Seufzer nach; denn es war sehr kalt. Aus allen Schornsteinen stieg der Rauch wie Säulen gerade empor, die Knaben hauchten in die roten Hände und zitterten jedesmal ein wenig am Ende der Eisbahn, ehe sie wieder auf derselben hingleiteten; und die Blumen, die am Mittage an den Fenstern zerronnen waren, blühten jetzt gegen Abend krause wieder auf.

Da geht ein armer Handwerker, sagte die Frau bedauernd, und spricht an. Er scheint hübscher Leute Kind sein, sein Kleid ist so reinlich, in's Gesicht konnte ich ihm nicht mehr sehen; nur seine Füße sind so dünn bedeckt, daß einen selbst bei dem Anblicke friert. Gott bewahre jeden vor solcher Wanderung im Winter!

Ja wohl, erwiderte der Mann. Die jungen Leute bringen sich oft freilich durch Faulheit, unordentliche Lebensart und Trotz dahin, daß sie dann betteln müssen. Aber manche sind auch unschuldig. Es giebt auch Krankheiten, und die, welche ein nicht überall nötiges Gewerbe treiben, können bisweilen nicht gleich wieder unterkommen.

Ach Gott, ja! fiel das Weib ein. Wer weiß, wie es unserm Sohn jetzt in der Fremde geht! Seit drei Jahren haben wir nun nichts von ihm vernommen, und er erfährt nicht einmal, wo wir leben. Wir wußten ja nicht, wo er war, und konnten's ihm nicht melden.

Darüber sei ohne Sorgen, sprach der Gatte. Wir durften doch das schöne Brod, das uns hier angeboten ward, und wovon ich wohl wünschte, daß er es mit uns erwürbe und genösse, nicht von uns weisen; und wenn er in unsern alten Wohnort kommt oder dahin schreibt, so wird sich alles schon finden. Aber Du sagtest da von dem Fremden, er wird vermutlich auf dieser Seite herauf kommen. Ich habe Strümpfe, die ich entbehren kann; suche ihm ein Paar aus. Vielleicht steht gegenwärtig in weiter Ferne ein christlicher Mensch auch unserm Sohne wohlthätig bei.

Bewegt wandelte die Frau zu dem Vorrate, fand sogleich die am meisten abgetragenen Strümpfe und blieb dann an dem Schranke sitzen; denn ihre Hand und ihr Herz schwankten zwischen dem Mitleiden und der Wirklichkeit bei der Ansicht der Ersteren, ob sie dieselben geben oder behalten sollte.

Jetzt ward die Hausthür geöffnet. Sag' dem jungen Menschen, gebot die Frau dem aufwartenden Mädchen, das am Spinnrade saß, er solle einen Augenblick warten. Rasch sprang die Dienerin vor die Stube, und die beiden Gatten hörten eine lange Rede, die sie nicht verstanden.

Gerührt trat die Magd wieder herein und hielt in der Hand allerlei Blumen, aus buntem Papier zierlich geschnitzt, und kleine pappene Kästchen. Ach, begann sie, der Mensch sieht so ehrlich aus und so bescheiden! Er erzählt, er wolle noch fünfzehn Meilen weit zu seinen Eltern und habe niemals angesprochen; aber jetzt müsse er. Er habe acht Wochen in der Herberge krank gelegen, und, ehe er recht wieder zu Kräften gekommen sei, diese Blumen und Kästchen gemacht. Es kaufe sie vielleicht mancher, sie den Kindern zu bescheeren, habe er gedacht, denn er schäme sich, zu betteln; aber wenige hätten ihm etwas aus Barmherzigkeit abgenommen.

Hastig griffen jetzt die zögernden Hände nach den tüchtigeren Strümpfen und der Gatte rief: dem gieb, der verdient es! Es blieb zum Mittage Essen übrig, wie wäre es, wenn Du das in den Ofen setztest, damit er sich einmal durch etwas Warmes labe?

Die Frau eilte mit ihrer Gabe hinaus. Augenblicklich ertönten die Worte: „Gott! mein Sohn! willkommen!“ „Ach, meine Mutter!“ Und ehe der Mann uoch hinter dem Werktische hervorkommen konnte, sah er schon sein geliebtes Kind in den Armen der Gattin in die Stube treten und hörte den Ruf: „O mein Vater, mein Vater!“ (Starke.)

---

82. Lied eines Landmannes in der Fremde.

Traute Heimat meiner Lieben,
Sinn' ich still an dich zurück,
Wird mir wohl und dennoch trüben
Sehnsuchtsthränen meinen Blick.

Stiller Weiler, grün umfangen
Von beschirmendem Gesträuch!
Kleine Hütte, voll Verlangen
Denk' ich immer noch an euch.

An die Fenster, die mit Reben
Einst mein Vater selbst umzog;
An den Birnbaum, der daneben
Auf das nied're Dach sich bog.

Was mich dort als Kind erfreute,
Kommt mir wieder lebhaft vor;
Das bekannte Dorfgeläute
Widerhallt in meinem Ohr!

Selbst des nachts in meinen Träumen
Schiff' ich auf der Heimat See;
Schüttle Äpfel von den Bäumen,
Wäss're ihrer Wiesen Klee.

Lösch' aus ihres Brunnen's Röhren
Meinen Durst am schwülen Tag';
Pflück' im Walde Heidelbeeren,
Wo ich einst im Schatten lag.

Wann erblick' ich selbst die Linde
Auf dem Kirchenplatz gepflanzt,
Wo gekühlt im Abendwinde,
Uns're frohe Jugend tanzt?

Traute Heimat meiner Väter,
Wird bei deines Friedhof's Thür
Nur einst, früher oder später,
Auch ein Ruheplätzchen mir?

(v. Salis.)
† 29. Januar 1834.

83. Die Großmutter entläßt ihren Enkel zur Wanderschaft.

Als sie gegessen hatten, führte die Großmutter ihren lieben Enkel in die Kammer, in welcher an der Wand die Felleisen hingen; auf dem Tisch stand das neue, und d'rum herum lag, was eingepackt werden sollte.

Als alte Frau Meisterin und viel erfahren in solchen Dingen, packte sie das Felleisen, damit er lerne, wie der Platz am besten benutzt, die Kleider am meisten geschont, die Last am leichtesten getragen werde. Als es gepackt und zugeschnallt war, legte sie die Hand auf dasselbe und sprach: „Sieh, liebes Kind, dort an der Wand hängen drei Felleisen; Deine Väter trugen sie mit Ehren durch die Welt, brachten mit Ehren sie heim und bewahrten sie in Ehren zum Gedenken für Kinder und Kindeskinder. Sieh, hier Dein Felleisen, das vierte soll es werden in der Reihe; dort steckt in der Wand bereits die Schraube, an welcher es hängen soll. Wahre nun dasselbe in Ehren und bringe es heim, wie Deine Väter, zum Gedenken Deiner Kinder und Kindeskinder. So lange Du ein Felleisen trägst, bist Du ein ehrenwerter Gesell; trägst Du die Trümmer Deiner Habe in einem Nastuche herum, dann bist Du ein Vagabund und Bettler, und vor solchem Zustand möge Gott Dich bewahren!

„Was Deine Väter vor diesem Zustande bewahrte, das möge auch Dich davor bewahren. Vergiß morgens und abends das Beten nicht; schaffe sechs Tage im Schweiße Dein Brod, den siebenten aber heilige Deinem Schöpfer. So du Arbeit findest, verschmähe sie nicht! Ein Geselle, der Arbeit verschmäht, ist wie ein Bettler, der Brod neben die Straße wirft. Die kleinste Arbeit schaffe, als sei sie Dein Meisterstück, rasch und gut; ehre den Meister und die Meisterin; meide Spiel und Trank; sorge, daß, wo Du gewesen, Du wieder hindarfst, daß nie Flüche Dich verfolgen, der Segen frommer Menschen Dein Geleite ist."

So sprach langsam und in Absätzen die Großmutter. Das Herz des jungen Gesellen ward guter Vorsätze voll. Darauf faltete die Großmutter die Hände und betete: „Auch du, mein Herr und mein Gott, sei mit meinem Kinde auf allen seinen Wegen und Stegen; drücke du am Abend ihm die Augen zu, am Morgen wecke du es wieder; in deine Hände befehle ich es mit Leib und Seele. Führe uns wieder zusammen, o Herr, mein Gott, wenn nicht auf Erden, doch im Himmelreich und dann in alle Ewigkeit; Amen."

Als die Töne des Gebets verklungen waren in ihrem Herzen, küßte die Großmutter ihren Enkel, und ihre Stimme bebte, als sie zu ihm sagte: „Gute Nacht, liebes Kind; vergiß Gott nicht und auch mich nicht, so sehen wir uns einmal wieder, hier oder dort."

Jakob aber weinte laut, und wie ein liebes gutes Kind hing er am Halse der Großmutter.

(Jer. Gotthelf.)

84. Wanderer's Abschied.

O, weine nicht, lieb' Mägdelein,
Daß ich nun wandern muß von hier.
Es ruft mich fort, — es muß ja sein,
Doch all' mein Sinnen bleibt bei Dir.
Als Fremdling zog ich einst hier ein,
Mit leichtem Herzen grüßt' ich Dich; —
Nun ist es schwer, — lieb' Mägdelein,
O, weine, weine nicht um mich!

Wohl ist's des Wandrer's Los einmal:
Nie darf er ruh'n in Glückes Schoß.
Fällt ihm in's Herz ein Sonnenstrahl, —
Ein flüchtig Grüßen ist es blos.
Manch' schönes Auge hier und dort
Lacht ihm so hold, er ahnt sein Glück; —
Da reißt ihn das Verhängnis fort,
Und ach! sein Herz läßt er zurück.

So leb' denn wohl! Vergiß ihn nie!
Die Zeit vergeht, die Jahre roll'n.
Vielleicht — wer ahnt das Wann und [Wie?—
Daß wir uns noch begegnen soll'n.
Und ist es nicht, so denk', wie ich:
Es konnte wohl nicht anders sein!
Doch Gottes Segen über Dich!
Leb' wohl, leb' wohl, lieb Mägdelein!

(Paul Trede-Itzehoe.)
* Brocksdorf 19. August 1829.

85. Avschied.

Du geihst, Du sühst noch eenmal mi
In't Og, un süfzt un weenst dorbi.
Wo is Din Blick so deep, so deep;
Ick föhl, dat he in't Hatt mi greep,
Ick föhl, dat he mi flehentlich
D'ran mahnt: Vergitt, vergitt mi nich!

Wiggt denn dee Leev so licht, so licht,
Dat Angesicht vör Angesicht
Mut stahn, un Og in Og mut sehn?
Is denn ehr Himmelrik so kleen? —
Du weest nich, wie Du mi bedrövst!
Min Leev wiggt swarer as Du glövst.
Un ob Du noch so fern vun mi —
Min Een un All, ick denk an Di!

Giv mi de Hand. — Wi ick so tro,
So fast as sünst se drücken doh,
So fast, so heilig blivt min Wort.
Wo Du ok büst, vun Ort to Ort
Begleit ick Di mit Hatt un Sinn,
Keen anner Bild slickt sick herin;
Hier binnen is Din Riek alleen.
Nu gah mit Gott. Op Wedderseh'n!

(Daniel Bartels-Hamburg.)

---

86. Willkommen!

Wenn Du noch eine Heimat hast,
So nimm den Ranzen und den Stecken
Und wand're, wand're ohne Rast,
Bis Du erreicht den teuren Flecken!

Und strecken nur zwei Arme sich
In freud'ger Sehnsucht Dir entgegen,
Fließt eine Thräne nur um Dich,
Spricht Dir ein einz'ger Mund den Segen:

Ob Du ein Bettler, Du bist reich,
Ob krank Dein Herz, Dein Mut beklommen,
Gesunden wirst Du allsogleich,
Hörst Du das süße Wort: Willkommen!

Und ist verweht auch jede Spur,
Zeigt nichts sich Deinem Blick, dem nassen,
Als grünberas't ein Hügel nur
Von Allem, was Du einst verlassen:

O, nirgends weint es sich so gut,
Wie weit Dich Deine Füße tragen,
Als da, wo still ein Herze ruht,
Das einstens warm für Dich geschlagen!

(Albert Traeger-Nordhausen.)
* Augsburg 12. Juni 1880.

---

87. Der wandernde Müllergesell.

Ich hört' ein Bächlein rauschen
Wohl aus dem Felsenquell,
Hinab zum Thale rauschen
So frisch und wunderhell.

Hinunter und immer weiter,
Und immer dem Bache nach,
Und immer frischer rauschte,
Und immer heller der Bach.

Ist das denn meine Straße?
O Bächlein, sprich, wohin?
Du hast mit Deinem Rauschen
Mir ganz berauscht den Sinn.

Laß singen Gesell, laß rauschen,
Und wand're fröhlich nach!
Es geh'n ja Mühlenräder
In jedem klaren Bach. —

Eine Mühle seh' ich blicken
Aus den Erlen heraus,
Durch Rauschen und Singen
Bricht Rädergebraus.

Ei willkommen, ei willkommen
Süßer Mühlengesang!
Und das Haus, wie so traulich!
Und die Fenster, wie blank!

Und der Vollmond, wie helle
Vom Himmel er scheint!
Ei Bächlein, liebes Bächlein,
War es also gemeint? —

Zur Müllerin hin!
So lautet der Sinn.
Gelt, hab' ich's verstanden? —
Zur Müllerin hin!

Hat sie dich geschickt?
Oder hast mich berückt?
Das möcht' ich noch wissen,
Ob sie dich geschickt.

Nun, wie's auch mag sein,
Ich gebe mich drein:
Was ich such', ist gefunden,
Wie's immer mag sein.

Nach Arbeit ich frug,
Nun hab' ich genug,
Für die Hände, für's Herze
Vollauf genug.

(Wilhelm Müller.)
* Dessau 7. Oktober 1794, † daselbst 1. Oktober 1827.

---

88. Abschiedsworte eines Vaters an seinen Sohn.

Du wanderst in die Welt hinaus
Auf Dir noch fremden Wegen,
Doch folgt Dir aus dem stillen Haus
Der treu'sten Liebe Segen.

Ein Ende nahm das leichte Spiel,
Es naht der Ernst des Lebens;
Behalt' im Auge fest Dein Ziel,
Geh' keinen Schritt vergebens.

Gerader Weg, gerades Wort,
So will's dem Mann gebühren;
Wer Ehre sich erwählt zum Hort,
Den kann kein Schalk verführen.

Nimm auf die Schulter Last und Müh'
Mit frohem Gottvertrauen,
Und lerne wirkend, spät und früh,
Den eignen Herd Dir bauen.

Halt hoch das Haupt, was Dir auch droht,
Und werde nie zum Knechte,
Brich mit dem Armen gern Dein Brot
Und wahre seine Rechte.

Treib nicht mit heil'gen Dingen Spott
Und ehre frommen Glauben,
Und laß Dir Deinen Herrn und Gott
Von keinem Zweifler rauben.

Und nun ein letzter Druck der Hand
Und eine letzte Bitte:
Halt Dich getreu in fremdem Land
Zu Deines Volkes Sitte. (Pfarrer Jul. Sturm.)
* Köstritz 21. Juli 1816.

89. Abschieds-Tafel.

Adjüs, min Jung, mück Glück din Fründ sien!
Mückst du unſ' Herrgott sin leefst Kind sien!
Schull di't de böse Welt ni günnt sien,
Lat di't ni raken!
Schullst du bi Düwelsknep mal blind sin,
Gott ward doch waken. (Johannes Ehlers.)

Bleibe nicht am Boden haften, frisch gewagt und frisch hinaus;
Kopf und Arm mit heitern Kräften, überall sind sie zu Haus;
Wo wir uns der Sonne freuen, sind wir jeder Sorge los.
Daß wir uns in ihr zerstreuen, darum ist die Welt so groß. (Goethe.)

An das Scheiden muß man sich früh gewöhnen
Und lernt doch nie sich damit versöhnen.
Schwer ist das Scheiden, wenn Haß uns scheidet,
Und noch viel schwerer, wenn Liebe uns meidet.
(Fr. Bodenstedt-Wiesbaden.)
* Peine 22. April 1819.

Eurem ganzen Leben bleibt mit dem Heimatsgefühl etwas wie der Schutz der Mutterbrust. (L. Schücking.)
* bei Münster 6. September 1814, † Pyrmont 31. August 1883.

Bleibet im Lande und nähret euch redlich,
Rücket zusammen und füget euch fein,
Mache nur keiner so breit sich und schädlich,
So ist das Land nicht für alle zu klein.
Wollet nur selbst euch nicht drängen und reiben,
So ist für Menschen im Land noch zu bleiben,
Und es wird fließen von Milch und von Wein. (Rückert.)

Ich nehm' mein Ränzel in die Hand
Und wandre stumm von hinnen.
Wie ist's so öd' im fremden Land
Und mir so trüb' zu Sinnen.

Ob wohl Feinsliebchen mein gedacht?
Es hat mir nicht geschrieben
Und hat mir keinen Gruß gebracht,
Ob es gesund geblieben.

Ich hör' ein Glöcklein auf der Heid',
Ach weh mir armen Knaben: —
Ich weiß nicht, ist mein Schatz verfreit,
Oder ist es gar begraben?

(Nach einem niedersächsischen Volkslied.)

Da sind die alten Plätze wieder,
Die mich dereinst als Kind gesehn;
Es rauscht derselbe Strom hernieder
Und spiegelt noch dieselben Höh'n.

Vom Kirchlein altbekanntes Läuten,
Doch drinnen kein bekannt' Gesicht —
Auch jenes Haus noch kann ich deuten,
Doch, die es heut' bewohnen, nicht.

Und auf derselben Aue jagen
Die Kinder sich, wie wir dereinst,
Sie sehn mich an mit stummer Frage:
Wie, fremder Mann! du stehst und weinst?

Du frohe Schar, o spiele weiter!
Die Plätze unsrer Lust sind dein —
Dir strahlt die Heimat hell und heiter
Und hüllt sich mir in Wehmut ein.

(Friedrich Wilhelm Grimme.)

Morgen muß ich fort von hier,
Und muß Abschied nehmen.
O du allerschönste Zier,
Scheiden das bringt Grämen.
Hab ich dich so treu geliebt
Über alle Maßen
Und soll dich verlassen!

Wenn zwei gute Freunde sind,
Die einander kennen,
Sonn' und Mond bewegen sich,
Ehe sie sich trennen.
Noch viel größer ist der Schmerz,
Wenn ein treu verliebtes Herz
In die Fremde ziehet!

Küsset dir ein Lüftelein
Wangen oder Hände,
Denke, daß es Seufzer sein,
Die ich zu dir sende!
Tausend schick ich täglich aus,
Die da wehen um dein Haus,
Weil ich dein gedenke.

(Volkslied aus des Knaben Wunderhorn.)

Es ist bestimmt in Gottes Rat,
Daß man, was man am liebsten hat,
Muß meiden;
Wiewohl nichts in dem Lauf der Welt
Dem Herzen, ach! so sauer fällt,
Als Scheiden! ja Scheiden!

So dir geschenkt ein Knösplein was,
So thu' es in ein Wasserglas, —
Doch wisse:
Blüht morgen dir ein Röslein auf,
Es welkt wohl noch die Nacht darauf;
Das wisse! ja wisse!

Und hat dir Gott ein Lieb' bescheert
Und hältst du sie recht innig wert,
Die Deine —
Es werden wohl acht Bretter sein,
Da legst du sie, wie bald! hinein;
Dann weine, ja weine!

Nur mußt du mich auch recht verstehn,
Ja recht verstehn!
Wenn Menschen auseinander gehn,
So sagen sie: auf Wiedersehn!
Ja Wiedersehn!

(Ernst Freiherr von Feuchtersleben.)
* Wien 29. April 1806, † 3. September 1849.

IV. Verein und Genossenschaft.

90. Der Wucher auf dem Lande.

Durch die Untersuchungen des „Vereins für Sozialpolitik", welche in den Schriften: „Bäuerliche Zustände in Deutschland" und „Der Wucher auf dem Lande" niedergelegt sind, ist erwiesen, daß in den Kreisen der ländlichen Bevölkerung viele Geschäfte abgeschlossen werden, welche man als wucherische bezeichnen muß, bei welchen unter Ausnutzung der Notlage, des Leichtsinns, der Unerfahrenheit und Unwirtschaftlichkeit der eine Teilnehmer zu zukünftigen Leistungen verpflichtet wird, welche zu der gegenwärtigen Gegenleistung des anderen Teilnehmers oder zu dem aus dem betreffenden Geschäft vernünftiger Weise zu erwartenden Nutzen in einem mehr oder minder großen Mißverhältnis stehen und die, an und für sich ungerechtfertigt und bedrückend, zu einer schweren Vermögensbeschädigung oder gar zum wirtschaftlichen Untergang des Verpflichteten führen müssen. Wir wollen hier nur kurz anführen, welche schlimme Folgen es für den Bauer häufig hat, wenn er sich in seiner Not mit einem Menschen in Geschäftsverbindung einläßt, welcher sich aus der Aneignung fremden Eigentums im Darlehnsverkehr (denn nichts anderes ist der Wucher) kein Gewissen macht.

Um sich Geld zu verschaffen, welches man zu irgend einem Zwecke bedarf, aber nicht besitzt, wird auf dem Lande zu allen möglichen Mitteln gegriffen. Der eine verkauft ein Stück Vieh; welches er gerne noch länger halten möchte. Durch den unzeitigen Verkauf erleidet er natürlich an und für sich schon einen großen Verlust, abgesehen davon, daß er nehmen muß, was ihm geboten wird. Der Andere schlägt schon vor der Ernte seine Wirtschaftserzeugnisse, wie Heu, Korn, Weizen, Hopfen u. s. w. los — selbstverständlich zu einem viel geringeren Preise, als er nach der Ernte erzielt hätte. Ein dritter geht zu einem, („es soll ja niemand erfahren, daß er Geld bedarf") also zu einem beschnittenen oder unbeschnittenen Wucherer. Er empfängt von diesem vielleicht 1000 Mark und giebt dagegen drei Acker im Werte von 2000 Mark. Er verkauft sie dem Wucherer unter der Bedingung, daß die Acker nach 2 Jahren, wenn er die 1000 Mark mit Zinsen zurückgezahlt habe, wieder an ihn zurückgehen. Es geschieht jedoch in 100 Fällen einmal, daß der Bauer seine Äcker auslösen und die 1000 Mark nach 2 Jahren zurückgeben kann. Jedesmal kommt der Termin, ehe das Geld da ist, und dann gehören die Äcker dem Wucherer, und zwar um die Hälfte, oft sogar ein Drittteil ihres Wertes.

Nicht alle, die aber dennoch mit Fug und Recht den Namen „Wucherer" verdienen, verlangen so hohe Verschreibungen. Es giebt solche, die mit 4% Zinsen sich begnügen, aber der Bauer erhält dann 900 Mark, während er eine Handschrift über 1000 Mark ausstellen muß. Wird das Geld zur

rechten Zeit nicht zurückgezahlt, so kommt der Wucherer und holt bei dem Bauer, was in Natur vorrätig ist: Korn, Weizen, Gerste, Butter, Eier Heu, Stroh, ein Kalb, ein Schaf, ein junges Pferd. Er sagt, er nehme dies als Abschlag auf die Hauptsumme oder für den Zins, ist aber so „anständig", die Sachen nicht auf's Papier setzen zu lassen, sowie der arme Tropf, der es giebt, dumm genug ist, es gerade so wegzugeben. Was aber nicht geschrieben ist, gilt nicht vor Gericht. Kommt daher der Wucherer endlich und will sein Geld, so muß der dumme Schuldner alles, Hauptsumme und Zins, auf den Pfennig bezahlen, und seine Kälber, seine Mehl- und Kornsäcke kann er in den Schornstein schreiben. Es giebt Fälle, wo ein Wucherer auf diese Weise in 2 Jahren an Korn und Weizen dreimal den Wert seines Geldes bekommen und dennoch seinen Mann im Schuldenbuch behalten hat.

Das Schlimmste aber ist, wenn ein Bauer „Geld auf Wechsel leiht". Ein reicher Bauernbursche hat 80 Mark nötig, geht zu einem Wucherer, stellt diesem einen Wechsel von 100 Mk. auf das nächste Vierteljahr aus und erhält das Geld. Nach Verlauf des Termins waren die 80 Mark weg, und wer den Termin nicht eingehalten, war unser Bursche. Schmule, der Wucherer, droht, die Sache vor die Eltern zu bringen. Der Bursche giebt, um Schweigen zu erkaufen, einen Handschein von 500 Mark. Bald kommts zur Heirat und der Bursche schwimmt in Seligkeit. Jetzt droht Schmule, die Handschrift der Braut zeigen zu wollen, wenn nicht die Schuld verdoppelt würde. So ging's fort, bis nach 2 Jahren der junge Mann seiner jungen Frau mit Schamröte gestehen mußte, daß er 2000 Mark dem Schmule schulde, weil er vor 2 Jahren 80 Mark von demselben erhalten habe.

Eine andere Art der Wucherschelmerei besteht darin, daß einem Manne eine kleine Schuld angehängt und die Rückzahlung möglichst lange hinausgeschoben wird. Der Wucherer sagt dem Schuldner: „Du kannst das Geld behalten und in Dein Geschäft stecken. Ich nehme keine Rückzahlung an. Gott der Gerechte, wenn Du noch mehr Geld haben willst, Du kannst es bekommen!" Die Schuld bleibt einige Jahre stehen und wächst zu einer gehörigen Summe an. Jetzt paßt der Wucherer auf. Der Mann wird vielleicht krank oder es fällt eine Kuh, oder es tritt sonst ein Unglück ein. Sobald es nur schlecht geht, klopft der Wucherer, welcher weiß, daß jetzt kein Geld da ist, an. „Franz, heißt es, ich muß mein Geld haben, ich habe schon lange genug gewartet." Mag Franz nun jammern und klagen, es ist umsonst; etwas Härteres und Teuflicheres, als eine Wucherseele giebt es nicht. Will Franz nicht, daß man sein Haus zur Versteigerung bringe, so muß er eine Handschrift geben, oder eine Obligation auf sein Haus, wodurch er sich des Doppelten und Dreifachen schuldig bekennt von dem, was er schuldig ist. So kann er sich noch ein paar Jahre fortschleppen, aber sicherlich kommt Hab und Gut an den Wucherer um ein Spottgeld.

Es kommt oft vor, daß der Wucherer seine Geldaushülfe nicht allein zu ganz normalen Bedingungen, sondern sogar unter dem landesüblichen

Zinsfuße anbietet, besonders denn, wenn er einen vermögenden Bauern vor sich hat oder „christliche Konkurrenz“ spürt. Und doch findet er seine Rechnung; denn er macht ja das schlechte Geschäft nur, um in's Gute hineinzukommen. Ist mit der Wucherei denn einmal der Anfang gemacht, so werden, um die Schuld künstlich zu vergrößern, alle möglichen Händel und Geschäfte zwischendurch gemacht. Hat der Wucherer ein Stück Feld, was nicht viel wert ist, und was er infolgedessen nicht an einen Käufer bringen kann, oder ist der Wucherer nebenbei Metzger und kann ein Fleischrest seinen Kunden nicht aufhängen, oder ist er Viehhändler und hat eine schlechte Kuh, alles muß der Schuldner zu hohen Preisen annehmen, damit er nur immer tiefer in Schulden kommt. Zwei Beispiele: Ein Bauer A. trifft eines Tages in einem benachbarten Dorfe einen Bekannten B., den er mehrere Jahre nicht mehr gesehen. Nachdem sie sich einige Zeit unterhalten, bietet der letztere B. dem ersteren A. Kleiderstoffe zum Kaufe an. A. ist darüber verwundert und fragt, seit wann B. denn ein solches Geschäft betreibe. „Ach,“ antwortet B., ich habe kein Geschäft, auch darf ich hier im Orte nicht darüber sprechen; aber Dir will ich es anvertrauen. Ich stehe seit 3 Jahren mit J. in Geschäftsverbindung und der unglückliche Mensch schickt mir jedes Jahr ein Packet Stoffe unbestellt auf den Hals, um so seine Schuldforderung an mich künstlich zu steigern.“ In der That hat der Bauer eine große Kiste voll Kleiderstoffe vorrätig, welche er mit seiner Familie in Lebenszeit kaum aufbrauchen konnte. — In einem anderen Falle versuchte eine Wittwe, welche mit einem jüdischen Kaufmann in offener Rechnung stand, auch anderwärts einmal Einkäufe zu machen. Alsbald kommt eine gerichtliche Aufforderung zur Zahlung der Schuld bei ersterem, worauf sich die Frau sofort auf den Weg zu ihrem Gläubiger macht. Kaum aber hat dieser sie in seinem Laden erblickt, so kommt er liebenswürdig und freundlich wie immer und bietet ihr allerhand schöne Sachen zum Kaufe an. „Ach,“ erwidert die Frau, „an Kaufen kann man jetzt gar nicht denken. Ich wollte, ich hätte die früheren Schulden bezahlt.“ „Das Bezahlen hat Zeit,“ sagte der Jude. „Nun,“ erwidert die Frau, „wenn das bei Ihnen so viel Zeit hätte, würden Sie mir wohl keine gerichtliche Aufforderung geschickt haben.“ „Was,“ ruft der Jude mit erheuchelter Verwunderung aus, „gerichtliche Aufforderung? Davon weiß ich ja garnichts.“ Der Jude geht darauf in ein anderes Zimmer und kehrt alsbald mit seinem alten Vater zurück, welch' letzterer sofort über die arme Frau mit Scheltworten herfällt, sie solle bezahlen, was sie schuldig sei, er habe die gerichtliche Aufforderung geschickt. Der Sohn sucht den Vater zu beruhigen und drängt ihn allmählich aus dem Laden hinaus — ein rührendes Schauspiel! Dann tritt er zu der Frau hin und sagt: „Mein Vater ist infolge des hohen Alters kindisch geworden und hat den Unsinn mit der gerichtlichen Vorladung gemacht. Machen Sie sich keine Sorgen darüber! Ich nehme die Vorladung zurück, das Bezahlen hat noch Zeit. Kaufen Sie nur tüchtig!“ Bei der Witwe war noch etwas zu holen und so mußte sie denn weiter bluten.

Viel Unfug wird durch die wegen Geldmangel eingegangenen sog. Cessionen angerichtet. Die Schacherer kaufen von mehreren Schuldherren die Schulden und kündigen dem armen Manne auf, wenn eben eine böse Zeit für ihn gekommen ist. Will er nicht aus dem Hause, so muß er einen neuen Schuldschein unterschreiben, der dreimal größer ist, als alle bisherigen zusammen. Bei Erbschaften kommt es an einzelnen Orten vor, daß ein Erbe (eines der Geschwister einer Familie) bei Geldbedarf die Forderung seines Anteils einem „Geldmanne" überträgt und die vielleicht kleine Forderung ist die Grundlage des Verderbens für denjenigen, der für die Forderung aufkommen muß.

Eine dritte Form der „Cession" findet sich bei öffentlichen Verkäufen. Es verkauft ein Landwirt sein ganzes Anwesen auf öffentlicher Versteigerung an 40 einzelne Käufer zur Gesamtsumme von 100 000 Mk., nicht gegen bare Zahlung, sondern auf 6jährige Termine. Nach dem Verkaufe sieht der Mann, daß er die Verkaufsgelder sogleich bedarf. Er geht zu einem „Güterhändler", überträgt diesem die Forderung von 100 000 Mk. gegen sofortige Zahlung von 85 000 Mk. Das maß 15 % vorab. Aber außerdem erhielt der Geldmann 4—5 % für 6 Jahre, und was das Schlimmste, die 40 Käufer sind auf 6 Jahre an unseren Geldmann gebunden und wie viele von den 40 bekommen in den 6 Jahren den Garaus gemacht!

Schreckliches Unheil richten die wegen Geldmangel eingeleiteten sog. Zwangsverkäufe an. Es ist z. B. durch den Ankauf einer Kuh für 300 Mk. und die darauf folgenden Händel ein Bauer einem Viehhändler 3000 Mk. schuldig geworden. Da der Mann in der gestellten Frist nicht zahlen kann, wird Subhastation beantragt, und das Besitztum des Mannes wird zum Zwangsverkauf ausgesetzt. Am Verkaufstage erscheint außer dem Wucherer kein Käufer, — aus Rücksicht gegen den armen Mann, dessen Eigentum subhastiert wird. Dieser würde, so glaubt man meistens auf dem Lande, sehr gekränkt werden, wollte man sich in den Besitz dessen setzen, was ihm zwangsweise weggenommen wird. Wegen Mangel an Käufern wird also auf die einzelnen Pfandgegenstände kein Gebot abgegeben. Es bleibt daher nichts anderes übrig, als das Ganze zum Verkaufe auszusetzen und es erfolgt der Zuschlag auf das einzige Gebot von 500 Mk., und dieses Gebot thut der Viehhändler. Alles Bitten und Flehen des armen Mannes hilft nicht, der Wucherer behauptet richtig gekauft zu haben und erhält den Zuschlag. Für 500 Mk. hat er das Haus, Scheune, Stallung und Feld erstanden, welche einen Wert von mehr als 4000 Mk. besitzen. Man wird nun glauben, die Schuld des armen Mannes sei jetzt wenigstens getilgt. Aber noch immer ist der ruchlose Wucherer nicht zufrieden gestellt. Er sagt vielmehr: „Der Mann ist mir schuldig 3000 Mk., gekauft habe ich von ihm für 500 Mk., also schuldet er mir noch 2500 Mk." Der Mann wird von Haus und Hof vertrieben, das ganze Anwesen im einzelnen versteigert und der Wucherer löst daraus mehr als 4000 Mk. Das abgeschlachtete Bäuerlein ist ihm aber für die ganze Zukunft noch 2500 Mk. schuldig. Der bedauerns-

werte Mann ist nicht allein obdachlos und buchstäblich an den Bettelstab gebracht, sondern kann auch jederzeit für die 2500 Mk. in Anspruch genommen werden. Im Paderborner Lande wurde einmal ein Hof für 60000 Mk. von einem jüdischen Handelsmanne angekauft und nach einem Jahre für 90000 Mk. in einzelnen Parzellen wieder verkauft. Die Pfandobjekte, welche als Sicherstellung der Zahlung der 90000 Mk. gegeben wurden, stellten mindestens den doppelten Wert des Verkaufsobjektes dar. Der Händler hatte also 30000 Mk. bar verdient und sein Geld doppelt so sicher angelegt als früher. Die Gemeinde resp. die ersten Käufer sind um 30000 Mk. ärmer geworden, welche der Händler mit in die Stadt genommen, und wird einer der Ankäufer zahlungsunfähig, so beantragt der Handelsmann Zwangsversteigerung des ganzen Besitzes und macht von neuem sein Geschäft.

Einer fürchterlichen Schinderei ist der „Bauer ohne Geld" ausgesetzt, wenn er etwas kaufen will und wegen Geldmangels borgen muß. Besonders zeigt sich dieses beim Viehhandel. Die Prellereien sind natürlich sehr verschiedener Art, alle haben das Gemeinsame, daß der Bauer 100—200 bis 300% Zins zahlen muß. Am klarsten läßt sich die Spitzbüberei darlegen an der in einzelnen Gegenden sehr verbreiteten Einrichtung des „Einstellviehes". Ein Viehhändler stellt einem Bauer ein trächtiges Rind ein. Dasselbe wird angeschlagen zu 200 Mark. In Wirklichkeit beträgt sein Wert 170 Mark. Der Mann muß sofort die Hälfte von 200 Mark = 100 Mark zahlen oder darüber eine Handschrift machen. Das Rind bringt nun ein Kalb zur Welt; das Kalb wird aufgezogen; die Kuh nimmt zum zweiten Male auf, und nach einiger Zeit steht ein zweites Kalb im Stalle. Nun steht das eingestellte Kalb „zu dritt". Es wird abgeteilt. Der Händler hat das Recht, entweder das Vieh oder entsprechendes Geld zu nehmen, und zwar erhält er im Geldwerte:

a) Die Hälfte des gegenwärtigen Wertes der Kuh, welche als Rind eingestellt wurde, = 150 Mark.

b) Die Hälfte des einjährigen Rindes (erstes Kalb) = 90 Mark.

c) Die Hälfte des Kalbes (zweites Kalb) = 20 Mark.

So haben die 100 Mark, welche der Händler zugute hatte, selbst in diesem sehr günstig angenommenen Falle, in 2 Jahren 260 Mark, in einem Jahre 130 Mark, also 130% gebracht, außerdem noch 30 Mark vorab, weil die Kuh als Einstellvieh zu 200 Mark angeschlagen war, während ihr Wert nur 170 Mark betrug. —

Aus Lilienthal, Regierungsbezirk Stade im Hannover'schen, wurde im vorigen Jahre folgende Wuchergeschichte mitgeteilt. Dort betrieben der Gastwirt und Viehhändler Melchior Kohlmann und der Handelsmann Samuel Meyer seit Jahren das für sie sehr einträgliche Viehgeschäft. Die in dortiger Gegend wohnhaften Moorbauern, deren Stellen recht sehr belastet sind, entnehmen von ihnen das notwendige Vieh auf Kredit. Die beiden

„Biedermänner" kannten die Vermögenslage der Bauern genau. Meistens wurde den Käufern anfangs das scheinbar vorteilhafte Anerbieten gemacht, die Zahlungsfristen und Raten selbst zu bestimmen. Der Moorbauer, zufrieden, ein solches Entgegenkommen zu finden, unterschreibt sofort einen Revers, und zwar oftmals, ohne daß ihm der Inhalt genau bekannt oder verständlich war. Dem abgemachten Kaufgelde setzten die beiden Verkäufer oder einer derselben in dem Reverse stets ein „Draufgeld", sowie „Hebungs- und Schreibgebühren" hinzu. Häufig ist ein solcher Revers vom Käufer in blanko unterschrieben worden; ihm wurde nun begreiflich gemacht, daß das Eigentum an dem verkauften Stück Vieh dem Verkäufer bis zur Zahlung der ganzen im Revers angegebenen Summe verbleibe. Meistens konnten nun die Käufer den durch Gebühren und Zinsen hochgestiegenen Betrag nicht rechtzeitig zahlen, bezw. ihre Ratenzahlungen (worüber sie fast niemals Quittung erhielten) nicht innehalten, und da die rücksichtslosen Gläubiger nun drohten, den Opfern alles verkaufen zu lassen, unterschrieben sie in ihrer Not gern einen neuen Revers; auf diese Weise kostetete ihnen das Vieh manchmal doppelt so viel, als anfangs ausgemacht war. — Wenn einem Schuldner nun etwas längere Stundung gewährt wurde, als vereinbart war, so mußte stets ein Prozentsatz mehr bezahlt werden. Waren auch beim Abschluß des Geschäftes die „Draufgelder" u. s. w. nicht besprochen worden, so wurden sie von Kohlmann und Samuel doch berechnet. Als einige Schuldner, denen von Kohlmann eine Abschlagsquittung ausgestellt war, solche vorzeigten, zerriß derselbe sie vor ihren Augen. Einige Fälle liegen vor, wo Käufer bereits große Abzahlungen geleistet hatten, und ihnen dennoch auf Grund des erzwungenen Reverses das nicht vollbezahlte Vieh wieder weggeholt wurde. Die armen Bauern mußten dann in gleicher Weise wie das erste Mal das Vieh wieder kaufen, die auf den ersten Preis gezahlten Abschlagssummen wurden nicht gerechnet: „Das Vieh war dafür ja abgenutzt."

Solches ging in Lilienthal in den letzten 6 Jahren in dieser Weise ungestört fort bis der Staatsanwalt eingriff und Melchior Kohlmann eingesteckt wurde, während es Samuel Meyer gelang, mit größeren Summen das Weite zu suchen. In der Gerichtsverhandlung am 1. Februar 1890 vor der Strafkammer des Landgerichts zu Verden wurde der Halsabschneider angeklagt, „in den letzten 6 Jahren zu Lilienthal und Umgebung unter Ausbeutung der Notlage und der Unerfahrenheit vieler Moorbauern im Fall der Stundung von Geldforderungen sich Vermögensvorteile versprechen und gewähren lassen zu haben, welche den üblichen Zinsfuß dergestallt überschritten haben, daß nach den Umständen der Fälle die Vermögensvorteile in auffälligem Mißverhältnisse zu der Leistung standen, und zwar indem er sich die wucherischen Vermögensvorteile verschleiert hat ansprechen lassen und den Wucher gewerbs- und gewohnheitsmäßig betrieben." — Der Kohlmann leugnete alles, wurde jedoch in zahlreichen Fällen überwiesen und zu 9 Monaten Gefängnis und 500 Mk. Geldstrafe, sowie zum Verlust der Ehrenrechte auf 2 Jahre verurteilt. —

Fast in jeder Gegend ist ein anderer Brauch beim Viehhandel, und es ist unmöglich, alle die Winkeleien, die dabei vorkommen, zu schildern. Überall aber hat den Schaden der „Bauer ohne Geld." Durch fortgesetzten Viehumtausch, verbunden mit Geldverleihgeschäften, entsteht vielfach ein so verwickeltes Schuldenverhältnis, daß ein gewiegter Geschäftsmann kaum Klarheit bekommen kann, um soviel weniger ein einfacher Landwirt. Durch wiederholte Ab- und Zuschreibungen, durch das Hereinziehen alter Schulden, Vermischen von baren Darlehen mit Viehkaufsforderungen, Kapitalisierung der Zinsen und Provisionen ꝛc. ist eine Übersicht über die eigentlichen Viehkaufsschulden und eine Trennung der baren Darlehen gar nicht mehr möglich, und so kann es sehr leicht vorkommen, daß bei der Abrechnung ein Stück Vieh mehr herauskommt, als der Bauer in Wirklichkeit erhalten hat. Ist die Vermögenslage des Bauern endlich hoffnungslos, dann erhält derselbe nochmals teures Vieh eingestellt, und der Kaufpreis wird mit der Gesamtschuld durch gerichtliche Eintreibung gesichert.

Es giebt auch schriftgelehrte Wucherer, welche an einem Wechsel von 100 Mk. so fein eine 0 zu setzen und aus 100 Mk. 1000 Mk. zu machen gewußt haben, daß kein Mensch es merkte. Es ist vorgekommen, daß ein Wucherer sich unter irgend einem Vorwande die Unterschrift des Bauern erbeten hat, und eines schönen Tages erscheint ein Schuldschein, von dessen Entstehen niemand eine Ahnung hat. Oder man diktiert eine Fassung des Schuldscheins, wodurch die Schuld verzehnfacht wird. z. B. anstatt: „In 10 Terminen 90 Mk. zu zahlen" sagt man in zehn Terminen *je* 90 Mk." Oder es wird dem Manne klar gemacht, daß nach der neuen Orthographie 100 Mk. — „eunhundert" geschrieben wird, und aus den 100 wird unvermutet „neunhundert." Oder der Wucherer beantwortet die Frage, was die Worte „*Nach Sicht*" auf dem Wechsel zu bedeuten hätten, dahin, man habe mit der Rückzahlung *Nachsicht*. Oder der Wucherer läßt sich über eine bestimmte Summe einen Wechsel ausstellen und läßt dieselbe Summe in's Grundbuch eintragen, unter dem Vorwande, letzteres geschähe nur zur Sicherung der Wechselschuld. Dieselbe Forderung wird sodann doppelt eingeklagt. Oder es kommt der Wucherer zu seinem Opfer und sagt: „Ich habe Geschäfte gemacht in der letzten Zeit, wozu ich Geld gebrauche. Du mußt mir helfen. Schreibe nur Deinen Namen! Dann ist es gut." Der Bauer erklärt, nichts mehr unterschreiben zu wollen. Da sagt der Wucherer: „Du sollst mir ja keine neue Schuld verschreiben. Sei doch nicht thöricht! Was Du mir jetzt verschreibst, soll abgehen von dem, was Du mir schuldest" — und natürlich werden jetzt einige „Blankets" unterschrieben. —

Es würde zu weit führen, wollte man alle die Schelmereien und Schindereien aufzählen, denen der Bauer in der Not ausgesetzt ist. Das Angeführte mag genügen. Sehr irren aber würde man, wenn man glauben wollte, die vorstehenden Schilderungen geben nur vereinzelte Erscheinungen aus dem Volksleben wieder, in der Wirklichkeit seien dieselben nur eine Seltenheit. Das Umgekehrte ist thatsächlich der Fall und viele Wucherfälle werden

nicht einmal bekannt; wenn z. B. das Opfer noch frühzeitig genug die nötige Einsicht hatte, die ihm drohende Gefahr zu erkennen und entweder selbst noch die Kraft besaß oder die erforderliche Unterstützung erhielt, dem Geschick zu entrinnen, dann aber beschämt schwieg. Alle Kenner unserer ländlich-sozialen Verhältnisse geben zu, daß es nur einzelne glückliche Gegenden in Deutschland giebt, wo Scheußlichkeiten nach Art der geschilderten in dieser oder jener Form nicht häufig vorkommen.

(Dr. Martin Faßbender-Münster i. W.)

Durch das Reichsgesetz vom 24. Mai 1880 wird als Wucherer derjenige für strafbar erklärt, welcher unter Ausbeutung der Notlage, des Leichtsinns oder der Unerfahrenheit eines andern sich oder einen Dritten für ein Darlehn oder die Stundung einer Geldforderung Vermögensvorteile versprechen oder gewähren läßt, die den üblichen Zinsfuß dergestalt überschreiten, daß die Vermögensvorteile in auffälligem Mißverhältnisse zu den Leistungen stehen. In höherem Maße ist der Wucherer strafbar, wenn der Wucher gewerbs- oder gewohnheitsmäßig, oder unter absichtlicher Verdunkelung des Vorganges, auf Wechsel oder gegen Verpfändung des Ehrenwortes des Schuldners betrieben wird. Der „Verein für Sozialpolitik in Deutschland" hatte in der Annahme, daß ungeachtet jenes gesetzlichen Verbotes der Wucher auf dem Lande immer noch eine Menge Opfer fordere, eine Untersuchung über den Umfang dieses Mißstandes in's Werk gesetzt. Das Resultat dieser Untersuchung hat der genannte Verein bei Duncker und Humblot in Leipzig unter dem Titel „Der Wucher auf dem Lande" veröffentlicht. — Das Preußische Landesökonomie-Kollegium verhandelte über diese Frage im Herbst 1886; die bezüglichen Verhandlungen sind in den Thiel'schen „Landwirtschaftlichen Jahrbüchern", Bd. XV, abgedruckt worden.

Nicht nur mit Hülfe des Wuchergesetzes läßt sich gegen den ländlichen Wucher in wirksamer Weise einschreiten, sondern auch mittelst des sog. Betrugsparagraphen des Strafgesetzbuches. Die Rechtsprechung des Reichsgerichts hat dem § 263 Str.-G.-B. eine so weitgehende, nach der subjektiven Seite gerichtete Auslegung gegeben, daß derselbe auf eine Unmasse der betrügerischen Manipulationen, wie sie oben berichtet worden, sich ohne Auslegungskunststückchen anwenden ließe. Die Schwierigkeit, welche der Anwendung des Strafgesetzes entgegensteht, liegt nicht sowohl in dem Mangel geeigneter Gesetzesbestimmungen, als in dem Mangel des Nachweises der Gesetzesübertretung, und um diesen zu beseitigen, wird vorgeschlagen, den Notaren die Pflicht aufzuerlegen, von Abmachungen, deren wucherischen Charakter zu vermuten sie Anlaß haben, Anzeige zu machen, sowie den Rechtsanwälten die Übernahme von Vertretungen solcher Sachen zu untersagen, deren wucherischen Charakter sie kannten oder doch kennen mußten. Daß mit der Durchführung solcher Vorschriften ein entscheidender Schlag gegen den Wucher ausgeführt werden könnte, ist nicht zu bezweifeln, jedoch stehen ihrem Erlaß Bedenken entgegen, welche gleichfalls der Beachtung wert

sind. — Es ist von anderer Seite auch gewünscht worden, daß der Viehverleihvertrag in die Reihe der Geschäfte einbezogen werde, welche der § 30 2 a des Str.-G.-B. als Gegenstände der Bewucherung nennt. — „Die schlimmsten Übelstände zu beseitigen, dazu bietet die Gesetzgebung auch heute schon Gelegenheit, wenn nur die fraglichen Bestimmungen sinngemäß angewendet würden." (J.)

91. Wucher-Tafel.

Bei kleinen Leuten.

Ich schritt durch's Dorf, am Ende stand
Das Häuschen eines kleinen Bauern.
Der mühte sich mit fleiß'ger Hand
Um den Verdienst, den kargen, sauern.
Ein braves Weib hatt' er gefreit,
Sie lebten friedsam allezeit.
Die Bäu'rin bot mir frommen Gruß,
Das dürft'ge Haus betrat mein Fuß.

Doch als ich frug nach dem Ergeh'n,
Mußt' einen Thränenstrom ich sehn.
Und schluchzend kam's aus ihrem Mund:
„O Herr, uns drückt ein Jammer schwer,
Denn Rettung wissen wir nicht mehr,
Und niemand giebt uns Hilfe kund."

Die Arme schwieg und weinte wieder
Und schaute still zum Boden nieder.
Dann plötzlich: „Ihr wart immer gut,
Das macht mir zu der Beichte Mut.
So hört: ein Jahr, da kam im Stall
Die einz'ge Kuh uns rasch zu Fall.
Die Not war groß, Ersatz so dringlich,
Und doch der Kaufpreis unerschwinglich.
Was machen nun in solchen Sorgen?
Wir mußten notgedrungen borgen.
Der Händler kam mit einem Tier,
Er meinte, sicher wären wir,
Sodaß er warte gern ein Jahr —
O Gott! Kein Wort erwies sich wahr!
Denn kaum ein Monat war vorbei,
Kam er gelaufen mit Geschrei:
Hab' er das Geld nicht gleich in Händen,
So lass' er uns die Habe pfänden."

„Er drohte, ging. Was war zu thun,
Wie war die Summe zu bekommen?
Die Sorge ließ uns nicht mehr ruhn,
Und doch — kein Mittel wollte frommen.
Bald sprach der Händler wieder ein:
Er wolle gerne sich gedulden,
Wenn wir versprächen, mittelst Schein,
Den doppelten Betrag zu schulden.
Und wir? Ja Herr, wir unterschrieben,
Was wär' uns andres übrig 'blieben?
So kam die neue Frist herbei
Und wieder Drohung und Geschrei,
Und wieder Aufgeld er bedang,
Wie auch mein Mann die Hände rang.
Und so mit jeder Zahlungsfrist
Erpreßt' er immer größ're Summen.
Ihr aber ahnt nicht, Herr, den Trug, die
Und seine Mittel all' die krummen, [List
Mit denen er uns in die Enge
Und tief und immer tiefer trieb.
Ist man einmal im Schuldgedränge —
Ach sprecht, wo da ein Ausweg blieb!
Je mehr sie schwoll die große Schuld,
Je wen'ger zeigte er Geduld.
Und was im Haus er brauchbar fand,
Auf alles legt' er seine Hand,
Kartoffeln, Frucht, Mehl oder Heu —
Er nahm's mit Lachen ohne Scheu,
Er nahm's als wären wir leibeigen —
Und wir — wir mußten seufzend schweigen.
Doch als geleert der Vorrat war,
Da ward er schnell der Nachsicht bar,
Die Klage kam, die Pfändung droht —
Begreift Ihr, Herr, jetzt uns're Not?"

Das Weib im Schmerz die Hände rang,
Durch's Zimmer leis' ihr Weinen klang.
Ich sprach: „Euch hat an Abgrunds Rand
Gebracht die falsche Scham des Armen.
Wer sich giebt Wuch'rern in die Hand,
Darf rechnen nicht auf ihr Erbarmen.
Ich nehm' mich gerne Eurer an,

Bestrebt, zum Guten es zu kehren,
Was Schlimmes er an Euch gethan
Und weit're Unbill abzuwehren.
Vertraut und hofft!" — Ich eilte fort,
Ablehnend heißen Dankes Wort.
Doch heimwärts schreitend dacht' ich so:
Dies Bild — von tausenden ist's eines.
Wir seh'n ein Übel, ein gemeines,
Wir seh'n den Wucher siegesfroh,
Und doch will es uns nicht gelingen,
Die Unkrautpflanze zu bezwingen.
Wohl gilt ein strenges Wucherrecht,
Doch seine Wirkung ist geschwächt.
Der Kläger fehlt. Dem armen Mann
Verschlossen ist der Mund durch Drohen—
Nicht stets, der's möchte, sprechen kann,
Ist er gewürgt von Händen rohen.
Drum sich'rer wirkt, als das Gesetz,
Die Wucherquellen zuverschließen:
Der Arme fiel nicht mehr in's Netz,
Würd' ihm im Notfall Hülfe fließen.
Darum Versich'rung thut uns not
Vor Unglück, das uns stündlich droht.
Will man dem kleinen Manne nützen,
In seiner Habe ihn beschützen,
Und wehren künft'ger Not und Plage,
Verhindern Wucher, Streit und Klage—
Hier gilt's, den Hebel anzulegen.
Hier laßt uns ohne Säumen handeln,
Aus solchem Thun quöll' reicher Segen—
Der Weg ist klar, laßt uns ihn wandeln!

(„Deutsche landw. Presse.")

Chorgesang der Wucherer.

(Nach der bekannten Melodie des Räuberliedes.)

Ein freies Leben führen wir
Ein Leben wie die Heiden,
Die Bauersleut' barbieren wir;
Mit Tinte, Feder und Papier
Die Hälse wir abschneiden.

Heut kehren wir beim Michel ein
Und bei dem Hansjörg morgen;
Da treiben wir es schlau und fein
Und schreiben Hundert in den Schein,
Wenn wir ihm Fünfzig borgen.

Und hat er uns sein Pferd und Rind,
Sein Hab und Gut verschrieben,
So klagen wir ihn ein geschwind,
Er wird gepfänd't mit Weib und Kind
Von Haus und Hof vertrieben.

Uns ist die Arbeit Qual und Graus,
„Schnell reich!" ist unser Streben.
Wir saugen and're Menschen aus
Und leben dann in Saus und Braus.
Hoch soll der Wucher leben!

Das Gut in der Heide.

(Nach bekannter Melodie.)

Baruch sah ein Gütlein stehn,
Gütchen auf der Heiden,
Jeder Acker war so schön,
Weizen hat er drauf gesehn,
Und er sah's mit Freuden.
Gütlein, Gütlein, Gütlein schön,
Gütchen auf der Heiden.

Baruch sprach: „Ich breche dich,
Gütlein auf der Heide,
Findet doch kein Käufer sich,
Der dich schätzt so sehr wie ich
Hier in dieser Heide."
Gütlein ꝛc.

Und der schlaue Baruch sprach
Dieses Wort mit Freuden,
Da ertönt der Hammerschlag
Und das Gütlein fiel mit Krach,
Bauer mußt' es leiden.
Gütlein ꝛc.

In Parzellen wird geteilt
Gütlein auf der Heiden.
Käufer kommen zugeeilt,
Sind „beschummelt" unverweilt,
Baruch thuts mit Freuden.
Baruch, rein und engelschön,
Ist drum zu beneiden?!

(„Westf. Bauer.")

Üb' immer Treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Fingerbreit von zwölf Prozenten ab.

Dann segnen Enkel deine Gruft, und mancher Kunde spricht:
„Der Itzig war zwar auch ein Schuft, jedoch der schlimmste nicht!"

Mit Musik hinein und heraus!

Ich kenne ein Dorf, bewohnt von wohlhabenden Bauern. Die Leute sind fleißig und sparsam, und deshalb kommen sie vorwärts. Eines Tages kommt die Nachricht ins Dorf, daß ein jüdischer Handelsmann nach dem Orte ziehen und einen Laden einrichten werde. Die Bauern kamen zusammen und berieten über diesen Fall. Einer nahm das Wort: „Liebe Leute," sagte er, „verhindern können wir den Einzug nicht; aber wenn wir die Sache leicht nehmen, kann's zu unserm Schaden sein. Wir sind bisher ganz unter uns gewesen, und das war uns zum Nutzen. Ich weiß aber, daß in manchem Dorf ein Handelsmann sich niedergelassen und in das Vertrauen der Bauern sich eingeschlichen hat, und daß später derselbe Mann der Herr im Dorfe war; ein Grundstück nach dem andern fiel in seine Hände; fast alle Bauern wurden ihm zinspflichtig. Wir wollen uns keiner Gefahr aussetzen; empfangen wir den Mann recht freundlich. aber kaufen wir von ihm nichts!" Und als einer sagte: „fünfzig Thaler Strafe für denjenigen, der sein Wort bricht," da war dies allen recht.

Der fremde Mann kam und war höchst erstaunt, als ihm fast das ganze Dorf mit Musik entgegenzog und ihn freundlich begrüßte. Seine Freude war übergroß. „Zu viel Ehre," sagte er; „nu, ihr sollt mich kennen lernen als ehrlichen Mann, und sollt' ich 'mal einem aus der Not helfen können, so soll's mir machen ein Vergnigen. Gott, wie so mancher brave Mann kommt 'mal in Verlegenheit. Nu, ich helf' gern. So, nun thut mir aber den Gefallen und kommt alle hier beim Ackerwirt rein! — Gott, der Gerechte — hat er gesagt — welch' ein schöner Empfang, und mit Musik dazu! Hab's mir wohl gedacht, daß ich hier liebe Leut' finden würd'; aber Musik habe ich doch nicht erwartet, — bitte, treten Sie alle ein!" — Die Bauern ließen sich das nicht zweimal sagen: der hocherfreute fremde Mann zeigte sich sehr freigebig, die Bauern tranken wacker, und die Musiker spielten dazu auf, es war eine wahre Lust. —

Und das Ende vom Lied? O, die undankbaren Bauern! Sie hielten ihr Wort, und der neue Mitbürger machte keine Geschäfte. Das konnte er natürlich auf die Dauer nicht aushalten, und so packte er, da es ihm nicht gelang, das Geschäft an einen anderen zu verkaufen, alle seine Waren und Sachen ein und zog zum Dorf hinaus. Und das in sehr übler Laune, denn die Bauern hatten vorher eine Deputation zu ihm gesandt, und die hatte gefragt: Ob es ihm recht wäre, wenn sie ihn, wie sie damals ihn mit Musik eingeholt hätten, jetzt auch mit Musik hinausspielten? Dieses Anerbieten hatte den „Handelsmann" am meisten geärgert.

Diese Geschichte präge man sich allseitig in die Seele ein und halte die daraus gezogene Lehre fest mit dem ganzen Herzen! („Westfäl. Bauer.")

(J.)

---

92. Landwirtschaft und Lebensversicherung.

Die Zeit liegt noch nicht so lange hinter uns, und mancher ältere Landwirt wird sich ihrer noch gut erinnern, wo man von Dreschmaschinen und den anderen mechanischen Hilfsmitteln der Landwirtschaft, ohne welche sich heute ein rationeller Betrieb derselben gar nicht mehr denken läßt, nicht viel wußte, und die damit angestellten Versuche Einzelner vom Nachbar unter Kopfschütteln belächelt wurden. Aber nicht nur der angewandten Mechanik, sondern auch den anderen Wissenschaften hat die Landwirtschaft in Bezug auf Erhöhung der Ertragsfähigkeit des Bodens und Verwertung seiner Produkte unendlich viel zu verdanken.

Mit dieser Umgestaltung des technischen Betriebes geht Hand in Hand eine Umgestaltung der ganzen Wirtschaftsführung überhaupt, so daß die rationelle Bewirtschaftung eines Gutes jetzt nur nach den Grundsätzen kaufmännischer Unternehmungen möglich ist. Der Landwirt muß wie der Kaufmann kalkulieren lernen, wenn er vorwärts kommen will. Alle die großen landwirtschaftlichen Industrien, wie Zuckerfabrikation u. s. w., können auf die Dauer nur prosperieren, wenn sie nach streng kaufmännischen Grundsätzen geleitet werden. Der intelligente Landwirt wird diesem Umstande Rechnung tragen und ihn zu benutzen suchen.

Die Umwälzung des Betriebes stellt nun zwar auch bedeutendere Anforderungen an die Betriesmittel und den Kredit des Einzelnen, als dies früher der Fall war; es ist aber eine bekannte Erfahrung im wirtschaftlichen Leben, daß mit dem Wachsen der Anforderungen und Bedürfnisse sich auch neue Hilfsquellen und Hilfsmittel darbieten, die der verständige Mann mit Vorteil zu benutzen weiß.

Ein solches Hilfsmittel des heutigen Erwerbs- und Wirtschaftslebens ist die Lebensversicherung.

Man mag eine volkswirtschaftliche Schrift, von welcher Richtung sie auch sei, in die Hand nehmen, so wird man finden, daß der Sache der Lebensversicherung überall das Wort geredet wird, und die Erfahrung hat zur Genüge gelehrt, daß jedermann mit Vorteil davon Gebrauch machen kann. Kein wirklich tüchtiger Kaufmann wird es unterlassen, rechtzeitig und seinen Verhältnissen angemessen sein Leben zu versichern, da ein unerwarteter Tod für sein Unternehmen und für seine Familie Störungen hervorzubringen vermag, die durch eine Lebensversicherungspolice einigermaßen ausgeglichen werden können.

Was aber dem Kaufmann zu thun not ist, wird nach dem vorhin Dargelegten auch dem Landwirt von Nutzen sein. Ein rationell arbeitender Kaufmann wird sich mit der Versicherung seiner Waren gegen Feuer- und Transportschäden nicht begnügen; er weiß eben, daß für seine Familie und sein Unternehmen sein Leben selbst das größte Gut ist, den größten materiellen Wert repräsentiert, und versichert es deshalb. Aus demselben Grunde darf der Landwirt nicht sagen: Wenn ich gegen Feuersgefahr, Hagelschlag und Viehsterben versichert bin, so habe ich alles gethan, was ich als vorsichtiger Mann zu thun verpflichtet bin; denn die Hauptsache, den materiellen Wert des eigenen Lebens der Familie soweit wie möglich zu sichern, darf von ihm nicht übersehen werden.

Nun hat zwar die Lebensversicherung in den Kreisen der Landwirtschaft bereits Eingang gefunden, jedoch nicht in dem Maße, in dem man es erwarten sollte. Bedenkt man aber, welche Revolution in dem ganzen Betriebe derselben, wie dies vorhin angedeutet wurde, geschehen ist, so findet dies seine Erklärung. Die meisten Landwirte sind von den sich fast überstürzenden Neuerungen auf dem Gebiet des technischen Betriebes vollauf in Anspruch

genommen worden, und wenn nicht der Zufall sie mit einem tüchtigen Lebensversicherungsagenten zusammengebracht hat, so sind sie der Lebensversicherung meist fremd geblieben.

Der eine oder andere Landwirt denkt wohl: „Das mag alles ganz gut sein, aber für mich ist die Lebensversicherung doch nichts; ich bin jung, gesund und kräftig, nnd soll ich an meinen Tod schon heute denken! Kommt Zeit, kommt Rat! Inzwischen sind meine Kinder groß geworden und die werden auch schon durchkommen. Außerdem ist das doch eine lästige Ausgabe, die man sich ersparen kann, es giebt ja schon genug Ausgaben, und wenn man stirbt, ist schließlich das Gut da. Für Beamte und andere Leute mag die Lebensversicherung ganz hübsch sein!"

Für Beamte und Kaufleute ist die Lebensversicherung allerdings eine gar schöne Sache und es haben schon recht viele davon Gebrauch gemacht. Aber wir können doch auch eine Anzahl von hervorragenden Namen aus der deutschen Landwirtschaft nennen, die ihr Leben versichert haben. Diese Herren haben sich gesagt: Wenn du stirbst, ist zwar das Gut da; aber dein Ableben kann gerade in ein Jahr des Mißwachses, des Krieges oder sonst in eine ungünstige Konjunktur fallen. Und was zu solchen Zeiten bares Geld bedeutet, weiß jeder, der sie schon einmal durchgelebt hat. Bares Geld hat in solchen Momenten den dreifachen Wert! Aber abgesehen davon, wenn der Tod bei ganz normalen wirtschaftlichen Verhältnissen eintreten sollte, dann ist das bare Geld aus der Lebensversicherung auch willkommen. Der Sohn, der das väterliche Gut zu übernehmen hat, wird dann nicht von den oft recht schwer fallenden Auszahlungen an Mutter und Geschwister erdrückt, ebenso wenig sind die Geschwister von dem begünstigten Bruder, die Mutter von dem Sohne abhängig oder benachteiligt. Die meistenteils unangenehmen Auseinandersetzungen bei solchen Gelegenheiten nehmen einen viel glatteren Verlauf, wenn ein disponibles Kapital aus der Lebensversicherung vorhanden ist.

Freilich kostet die Lebensversicherung Geld, und wenn man die Garantie in der Tasche hätte, daß man 80 Jahre alt würde, so thäte man besser, die Prämie dafür zu sparen. Aber wer hat diese Garantie, wer kann sie geben? Wer heute sagen kann: Ich bin jung und kräftig, in meinem Leben noch niemals krank gewesen, mein Vater und meine Mutter sind alte Leute geworden, ebenso Großeltern und Urgroßeltern, kann deshalb doch nicht darauf bauen, daß auch er das Morgen erlebt. Alle diese günstigen Umstände haben nur den einen Wert, daß jede Lebensversicherungs-Gesellschaft gern den Versicherungsabschluß mit Dir eingeht; mangelt es aber an dem einen oder anderen derselben, so ist oft der Abschluß der Versicherung mit Weiterungen und Umständen verknüpft oder ganz unmöglich.

Gerade darum, weil Du wohl und gesund bist, weil Du von gesunden Eltern abstammst, weil Dich noch keine ernste Krankheit heimgesucht hat, versichere Dich! Schon morgen oder übermorgen kannst Du ein kranker Mann

sein, der alsdann für seine Familie gern durch Abschluß einer Versicherung sorgen möchte, aber dann bei jeder soliden Gesellschaft mit seinem Antrage abgelehnt wird.

Man hört wohl hin und wieder (doch Gott sei Dank im allgemeinen selten) die Redensart: Mein Vater hat sich auch nicht versichert, und wir sind alle groß geworden und haben es zu etwas gebracht! Darauf ist zu erwiedern: Erstens, Dein Vater hätte sich wahrscheinlich versichert, hätte er die Vorteile der Lebensversicherung gekannt, und zweitens ist wohl zu bedenken, daß der Kampf um's Dasein mit der weiteren Entwickelung des Menschengeschlechts für jede spätere Generation *immer schwerer* werden muß. Wer Liebe zu den Seinigen hat, der wird schon aus diesem Grunde die in der Lebensversicherung dargebotene Hand nicht zurückweisen, um den Seinigen den Weg für's Leben nach Kräften zu ebnen. —

Eine Versicherungsform, die dem Landwirt in Rücksicht auf die vorhin erwähnten Umstände besonders empfohlen werden kann, ist die sogenannte *abgekürzte* Versicherung, wobei das Kapital fällig wird beim Tode des Versicherten, spätestens aber nach Erfüllung einer bestimmten Reihe von Jahren, z. B. nach 25 Jahren, oder bei Erfüllung eines festgesetzten Alters des Versicherten, wie z. B. des 60. Lebensjahres. Diese Versicherung vereinigt die Vorteile einer gewöhnlichen Todesfallversicherung mit denen der Lebensfallversicherung, insofern sie eventuell auch eine Versorgung des *eigenen* Alters oder die Möglichkeit, die Kinder ꝛc. auszusteuern, bietet.

Schließt z. B. jemand im Alter von 30 Jahren eine solche Versicherung über Mk. 10 000 so, daß das Kapital spätestens nach 25 Jahren, oder früher beim Tode des Versicherten, zahlbar wird, so hat er dafür z. B. bei der Versorgungsanstalt zu Karlsruhe in den ersten 4 Jahren jährlich Mk. 366,50 im fünften Jahre unter Berücksichtigung der zu erwartenden Dividende nur noch Mk. 315,10 zu zahlen und von da ab infolge der steigenden Dividende einen von Jahr zu Jahr etwas geringer werdenden Beitrag. Stirbt der Versicherte selbst nach der ersten Zahlung von Mk. 366,50, so ist das Kapital fällig; wenn er aber die 25 Jahre durchlebt, so hat er unter Berücksichtigung der zu erwartenden Dividende im ganzen etwa Mk. 4685 bezahlt und erhält dann die versicherten Mk. 10 000.

Bedenkt man, daß 25 Jahre einen langen Zeitraum bilden, in welchem so mancher gesunde Mann vom Schauplatz seiner irdischen Thätigkeit abberufen wird, so wird man zugeben müssen, daß selbst im Falle des Erlebens, also kaufmännisch gesprochen, im ungünstigsten Falle für den Versicherten, diese Kapitalanlage in der That noch eine durchaus empfehlenswerte war.

Während dieser langen Periode war für den Fall des Todes des Versicherten das Kapital stets in Bereitschaft, und überlebt er diese Periode, so hat er es noch bei Lebzeiten zur freien Disposition. Ob es ohne Lebensversicherung erspart worden wäre? Wir möchten es bezweifeln! — —

Die *Erhaltung* und Befestigung eines geschlossenen und wohlsituierten *Bauernstandes* ist zu allen Zeiten und von den meisten unserer Staats-

männer als eine für ein gedeihliches Staatsleben durchaus notwendige Bedingung angesehen worden und besonders in neuester Zeit hat man wieder diese Notwendigkeit erkannt und Schritte dazu gethan, den seßhaften Bauernstand möglichst zu konservieren.

Den Beweis für diese Notwendigkeit liefern uns diejenigen Staaten, in denen der Grund und Boden vornehmlich in den Händen von Großgrundbesitzern, in denen der Kontrast zwischen arm und reich am größten ist, die das stärkste Kontingent zur jährlichen Auswanderung nach den überseeischen Ländern liefern.

Es scheint allerdings hart zu sein, wenn der Anerbe den größten Teil der Hinterlassenschaft mit dem Hofe empfängt und bei einer zahlreichen Familie alle die anderen Kinder sich mit oft geringen Bruchteilen des früheren väterlichen Vermögens begnügen müssen. Auf der anderen Seite ist es wieder unmöglich, von dem Anerben zu verlangen, seinen Geschwistern große Auszahlungen zu machen, weil dann die Existenz des Hofes gefährdet sein würde. Die Anschauungen und Wünsche der Mitglieder der Bauernfamilien sind größtenteils aber auf die Erhaltung ihrer Güter in der Familie gerichtet, daneben aber ist es erfreulich, daß in neuerer Zeit ein Mittel ausfindig gemacht worden ist, mit dessen Hilfe man den abzufindenden Geschwistern auch ein angemessenes Erbteil verschaffen kann. Dies Mittel ist wiederum die Lebensversicherung! —

Wenn der Hofbesitzer und Vater mehrerer Kinder sein Leben versichert, so sorgt er für seine Hinterbliebenen besser, als wenn er seine Ersparnisse in einer Sparkasse deponiert. Niemand ist Herr über sein Leben und Sterben und der Tod kommt oft unerwartet und schnell, er nimmt auch sehr häufig den im besten Mannesalter stehenden Landwirt aus dem Kreise der Seinen, unvorbereitet muß dieser davon und oft ist ihm nicht die Zeit gelassen, auszuführen, was er gewollt, durch ein fleißiges, sparsames Streben so viel zu erwerben, daß nach seinem Abscheiden für alle seine Kinder gesorgt ist.

Versichert er aber sein Leben, so hat er seinen Wunsch erreicht, und dabei sind dies durchaus nicht unerschwingliche Ausgaben, denn wenn jemand mit 30 Jahren sein Leben versichert, so ist die Prämie nicht sehr hoch, sie beträgt dann etwa $2^1/_4\,\%$. Beim Todesfalle sind dann bare Geldmittel vorhanden, um die Abfindung der Geschwister zu erleichtern. In England haben sogar die Mitglieder der höchsten Aristokratie, die Lords, die großen Vorteile solcher Versicherungen erkannt. Bei ihnen erbt der älteste Sohn den Grundbesitz allein, und hat ein Einkommen, welches ihm gestattet, zu einer Million Mark und höher noch sein Leben zu versichern. Das thun sie dann auch zum Vorteil ihrer anderen Kinder. In Deutschland liegt die Sache bei den Grundbesitzern, wenn auch in kleinerem Maßstabe, gerade so und doch wird von der Landbevölkerung noch sehr wenig Gebrauch von diesem empfehlenswerten Mittel gemacht. Der Wunsch und die jetzt schon bestehende Sitte, die Güter in der Familie zu erhalten, wird im Vereine, mit gesetzlichen Bestimmungen, mit dem Eintragen der Höfe in die Höferolle, durch die

Lebensversicherungen ganz ungemein gestützt und gestärkt und auch zu dem gewünschten Ziele führen.

Es ist keine der geringsten Aufgaben der landwirtschaftlichen Vereine, ihre Mitglieder von sachkundiger Seite auf die Vorteile der Lebensversicherung und ihre vielseitige Anwendbarkeit im ländlichen Leben immer und immer wieder hinzuweisen.

Es ist das Verdienst des Oberinspektor's der Karlsruher Versorgungs-Anstalt, B. Felber in Hannover, auf die Benutzung der Lebensversicherung zur Abfindung der Geschwister des Hofanerben ohne weitere Belastung des Grundbesitzes hingewiesen und an Beispielen erläutert zu haben. Derselbe schreibt u. a.:

Zwei 30jährige, sowohl bezüglich ihrer Familien-, wie wirtschaftlichen Verhältnisse ganz gleich situierte Landwirte wünschen ihren jüngeren Kindern eine Aussteuer von insgesammt Mk. 4000 zuzuwenden.

Der Eine will diese Mk. 4000 mit Hilfe der Lebensversicherung beschaffen, der Andere überläßt dem Hof-Anerben, diese Mk. 4000 an seine Geschwister zu zahlen.

Der Erste zahlt nun z. B. bei der Karlsruher Versorgungs-Anstalt, welche mit der Königlichen Landwirtschafts-Gesellschaft Hannover einen Meistvergünstigungs-Vertrag geschlossen hat, für die Versicherung der Mk. 4000 jährlich rund Mk. 90. — Nach 4 Jahren fällt dieser Beitrag durch die Dividende von Jahr zu Jahr und hört im Anfange der 60er Jahre ganz auf.

Jedenfalls aber sind beim Tode desselben, und wenn dieser auch kurz nach dem Abschlusse der Versicherung erfolgen sollte, die Mk. 4000 für die Geschwister des Hof-Anerben sofort bar vorhanden, eine weitere Ausgabe nicht erforderlich, und eine größere Belastung des Hofes ist vermieden.

Im zweiten Falle ist allerdings der Vater befreit von den Prämienzahlungen, die im ersten Falle nötig waren, aber bei dessen Tode ist der Hoferbe genötigt, die Mk. 4000, welche er seinen Geschwistern hinauszuzahlen hat, auf den Hof aufzunehmen, also diesen noch mehr zu belasten, und bei $4^1/_2$% Verzinsung erwächst ihm eine jährliche Ausgabe von Mk. 180, die sich nicht von Jahr zu Jahr vermindert, wie jene Prämie von Mk. 90 — und die auch mit dem Tode des zeitigen Hofbesitzers nicht hinfällig wird.

Wenn nun auch der zweite Hof Mk. 180 Zinsen mehr als bisher aufzubringen vermag, so kann dies der erste Hof auch, da ja ganz gleiche Verhältnisse angenommen wurden. Würden nun beispielsweise die beiden Hofanerben bei Übernahme der Höfe 30 Jahre alt sein und der Erste die Mk. 180, welche der Zweite an Zinsen für die an seine Geschwister gezahlten Mk. 4 000 aufzubringen hat, zu Prämien für eine Lebensversicherung verwenden, so könnte er damit Mk. 8000 versichern und dieser Aufwand von jährlich Mk. 180 würde sich durch die Dividende noch außerdem von Jahr zu Jahr vermindern.

Beim Tode der beiden Hofanerben wäre im *ersten* Falle der Hof *nicht höher* belastet, als zur Zeit des Vaters, und wären *außerdem* noch Mk. 8000 Barvermögen aus der Lebensversicherung vorhanden.

Im *zweiten* Falle wäre der Hof um *Mk. 4000 höher* belastet, als beim Tode des Vaters.

Würde dies Beispiel durch die dritte und vierte Generation fortgesetzt, so würde ein Resultat erreicht, welches den Ausspruch eines lauenburgischen Amtsrichters wohl gerechtfertigt finden läßt, der den Landwirten seines Bezirkes sagte, daß der einzige Weg, ihre Höfe für alle Zeit in ihren Familien zu erhalten, für sie der der *Lebensversicherung* sei.

Der wirtschaftliche Notstand in der Landwirtschaft (wie auch im Gewerbestande) hat vorzugsweise darin seinen Grund, daß der Sohn in dem vom Vater ererbten Hofe oder Geschäfte infolge der *Erbteilung* stets höher belastet ist, oder was dasselbe ist, mit *weniger eigenem Kapital* arbeitet, als der Vater, und daß dies von Generation zu Generation sich verschlimmern muß, wenn nicht die wirksame Hilfe, welche die Lebensversicherung dagegen bietet, benutzt wird. Nicht minder sind die Vorteile zu betonen, welche die Lebensversicherung für die verschiedensten Bedürfnisse, als zur Sicherung des Altenteiles, des Ausgleiches bei Kindern aus verschiedenen Ehen u. dgl. m. den Landwirten bietet. (J.)

Wer die Leiter hinauf will, muß bei der untersten Sprosse anfangen.

Junges Blut, spar' dein Gut, Armut im Alter wehe thut!

Zwischen heut' und morgen
Ist eine lange Frist,
Lerne schnell besorgen,
Da Du noch munter bist!

Wir leben so dahin
Und nehmen's nicht in Acht,
Daß jeder Augenblick
Das Leben kürzer macht.

(*Tyrolische Inschrift.*)

Sein Leben zu versichern heißt, gleichzeitig sein Gewissen zu versichern. Welche Gewissensbisse mögen angesichts des Restes seiner Tage den Vater einer unversorgten Familie quälen, der es in den Tagen seiner Gesundheit versäumte, seine Pflicht zu thun, d. h. sich zu versichern! —

Die Lebensversicherung ermutigt zur Sparsamkeit und trägt wirksam dazu bei, das Leben selbst zu verlängern. —

Wer die Seinen, sonderlich seine Hausgenossen, nicht versorget, der hat den Glauben verläugnet, und ist ärger denn ein Heide. (*Die heilige Schrift.*)

Ob Du denkest an die Sicherheit Deines Lebens zu Land oder zur See, oder auf der Eisenbahn, oder daß Deine Arme und Glieder noch in ungebrochener Kraft sind, oder an die Erhaltung Deines allgemeinen Wohlbefindens, oder an die Bequemlichkeit und Behäbigkeit in Deinen alten Tagen, oder an die Interessen Deiner Frau und Kinder, wenn Du nicht mehr bist, oder an die Unterstützung Deines Jungen, wenn er in die Zeit seiner Ausbildung gelangt, oder an eine glückliche Heirat und die Ausstattung Deiner kleinen Anna, von der Du hoffst, daß sie einmal eine errötende Braut sein werde, während sie jetzt Dein herziges Plaudermäulchen von zwei oder drei Jahren ist — vergesse niemals die Hauptsache — *sei versichert!* (*Charles Dickens.*)

93. Zur landwirtschaftlichen Vereinsorganisation.*)

Wohl auf keinem Gebiete gewerblicher Thätigkeit ist das Vereinswesen mehr entwickelt als in der Landwirtschaft. Es hat dies seinen guten Grund einmal darin, daß die Landwirtschaft der Anregung zum Fortschritt durch die Vereinsthätigkeit mehr bedarf als andere Gewerbe und dann, daß sie keine technischen Geschäftsgeheimnisse hat, also die gemeinnützige Mitteilung geschäftlicher Erfahrungen in Vereinen weniger zu scheuen braucht als die Industrie. Für die Landwirtschaft giebt es eben eine individuelle Konkurrenz zwischen den einzelnen Fachgenossen mit dem absoluten Zwang, mitzumachen oder unterzugehen längst nicht in dem Maße, wie in irgend einem technischen Gewerbe. Wenn zwei gleichartige Fabriken nebeneinander liegen, von denen die eine auf Grund besserer Leitung oder besserer Verfahrungsweisen die gleiche Qualität zu einem billigeren Preise, oder zu gleichem Preise eine entschieden bessere Qualität liefern kann, so ist die benachbarte Fabrik gezwungen, sich auf die gleiche Höhe der Fabrikation aufzuschwingen, denn da im allgemeinen keine Hindernisse bestehen, Fabriken beliebig auszudehnen, so liegt kein Grund vor, warum nicht bei dauernder Differenz zwischen Produktionsqualität oder Preis beider Fabriken die Kundschaft der schlechteren Fabrik ganz auf die bessere übergehen sollte. Erstere muß also entweder sich wieder auf die gleiche Stufe mit ihrer Konkurrentin bringen oder eingehen. Ganz anders liegt die Sache bei der Landwirtschaft. Da der einzelne Landwirt, gebunden an die Grenzen seines Areals, seine Produktion nur innerhalb sehr enger Grenzen vermehren kann, der Markt für die Hauptprodukte der Landwirtschaft aber fast unbegrenzt ist, so hat die technisch bessere und erfolgreichere Produktion des rationell wirtschaftenden Landwirts zwar Einfluß auf den Reingewinn, den er macht, aber keinen zwingenden Einfluß auf die Produktionsweise seines Nachbars. Wäre dies nicht der Fall, so könnten ja überhaupt Wirtschaften auf schlechtem Boden neben solchen auf gutem Boden gar nicht bestehen. Denn in dieser Beziehung lassen sich die Einwirkungen guter und schlechter Wirtschaftsweise auf den Reinertrag wohl mit den gleichen Einflüssen der natürlich im Boden gegebenen Bedingungen der Wirtschaft vergleichen. So sehen wir denn auch noch alle Tage und überall, daß gute und schlechte Wirtschaften nebeneinander vorkommen und, abgesehen von dem Einfluß des guten Beispiels, einen zwingenden Einfluß aufeinander nicht ausüben. An die Stelle der fehlenden industriellen Konkurrenz der Landwirte eines Landes untereinander ist nun zwar, soweit sie nicht durch Zollschranken teilweise aufgehoben, die allgemeine landwirtschaftliche Konkurrenz ganzer Länder getreten, seitdem sich der Welthandel in früher nicht geahnter Weise entwickelte, allein auch diese Konkurrenz hat für den einzelnen Landwirt nicht den Stachel, wie die industrielle Konkurrenz. Wenn der Welthandel die Getreidepreise für den deutschen Landwirt drückt, so kann das für viele Landwirte, die zu teuer gekauft haben oder die schwere Zinsen bezahlen müssen, die Lage aufs äußerste erschweren, ja sie ihrem Ruin zuführen, wenn es ihnen nicht gelingt, billiger zu produzieren, allein ganz abgesehen von dem Umstand, daß England wohl das Eisen und die Maschinen oder die Kleidungsstoffe für Deutschland liefern könnte, aber weder Amerika noch Indien in der Lage wären, für Deutschland das gesamte Getreide zu liefern, liegt ein großer Unterschied zwischen dieser internationalen Konkurrenz landwirtschaftlicher Produktionsgebiete und der industriellen Konkurrenz auch noch darin, daß die Landwirtschaft im Grund und Boden gleichzeitig Produktionsstätte und Rohmaterial besitzt und daß sie zumal in der bäuerlichen Wirtschaft einen großen Teil der Bedürfnisse ihrer Betriebsführer selbst produziert, daß sie also überall da, wo der Grund und Boden ohne Lasten übernommen ist und wo die Ver-

*) Aus einer Abhandlung des Geh. Ober-Regierungs-Rat Dr. Thiel in Mentzel und von Lengerke's landw. Kalender 1891.

wertung der gewonnenen Produktion nicht durch Verkauf, sondern durch Selbstkonsum erfolgt, auch unter den ungünstigsten internationalen Konkurrenzverhältnissen noch existenzfähig bleiben kann. Für die Industrie dagegen ist in den meisten Fällen das erste Anlagekapital lange nicht so entscheidend, wie der Preis des zu verarbeitenden Materials, die laufenden Produktionskosten und der für das Produkt zu realisierende Preis, da hier nie für den Selbstkonsum, sondern nur für den Absatz produziert werden kann. Für den Bauer, der bei vernünftigen Erbgesetzen auf seinem unter günstigen Bedingungen ererbten schuldenfreien Hofe sitzt, einen großen Teil seiner Arbeit mit seinen Familiengliedern selbst verrichtet, seine Nahrungsmittel und den größten Teil seiner Kleidung selbst produziert, können die Weltmarktpreise ziemlich gleichgültig sein, der größere Besitzer ist zwar von den Marktpreisen abhängig, allein an Stelle des der ausländischen Konkurrenz erlegenen Besitzers kann ein anderer seine Existenz finden, wenn er entsprechend den schlechteren Konjunkturen den Besitz entsprechend billiger erworben und keine hohen Erbteile, Kaufpreise und Hypotheken zu verzinsen hat, während in der Industrie es längst nicht den Einfluß hat, ob jemand die Gebäude und Maschinen einer bankrotten Fabrik noch so billig erworben hat, die Hauptsache bleiben hier immer die laufenden Rohmaterial- und Fabrikationskosten und der Wert des gewonnenen Produkts nach Quantität und Qualität. Ist ihm in diesen Punkten ein Konkurrent über, so verschwindet der ursprüngliche Vorteil in den Anlagekosten gar bald, die individuelle Konkurrenz bleibt also auch unter solchen Verhältnissen bestehen und damit die Notwendigkeit beständiger Anstrengung und beständigen Fortschreitens.

In dem Maße nun, wie die Landwirtschaft des Stachels der Konkurrenz entbehrt, ist für sie ein anderer Antrieb zur Vervollkommnung der Produktion wünschenswert, denn es kann, ganz abgesehen von der Wohlfahrt des einzelnen Landwirts, schon im allgemeinen Interesse der zum großen Teil aus Nichtlandwirten bestehenden Bevölkerung nicht gleichgültig sein, in welchem Maße der vorhandene Grund und Boden ausgenutzt wird. Hier sollen nun die *landwirtschaftlichen Vereine* eintreten und in dieser ihrer Aufgabe zur Förderung allgemeiner wirtschaftlicher Fortschritte, welche sonst gar nicht oder wenigstens nicht so schnell eintreten würden, liegt auch die Begründung dafür, daß man sie nicht als einfache Interessentenvereine auffaßt, welche nur mit ihren eigenen Mitteln arbeiten müssen, sondern daß man sie als notwendige Glieder in der wirtschaftlichen Gesamtorganisation betrachtet und demgemäß aus *öffentlichen Mitteln* unterstützt. Ist das Fehlen der individuellen Konkurrenz in der Landwirtschaft auch für die rasche Entwickelung der gewerblichen Technik ein Nachteil, so hat sie doch, ganz abgesehen von der allgemeinen Einwirkung auf den Charakter der ländlichen Bevölkerung, speziell für das Vereinsleben den Vorteil, daß ein Jeder, ohne Furcht seine persönlichen Interessen zu verletzen, alle technischen Fortschritte, die er gemacht hat, zum allgemeinen Besten veröffentlichen und zur Nacheiferung auffordern kann. *Die Landwirtschaft kennt keine Monopole und Geschäftsgeheimnisse*, sie kann einem Jeden in ihr Thun und Treiben offenen Einblick gewähren, der Nutzen des einen kann bei ihr wenigstens in den Hauptstapelartikeln nie der Schaden des anderen werden, ihre Methoden kann sie um so eher zum Gemeingut aller erklären, als es in allen den feineren Zweigen ihres Betriebes, wo die Technik zur Kunst wird, die Methode allein nicht thut, sondern die *persönliche Fähigkeit* zur Anwendung derselben. Für ein Hüttenwerk, eine chemische Fabrik kann es geradezu eine Existenzfrage sein, eine bestimmtes Verfahren oder Rezept, welches, einmal bekannt, von jedem ausgebeutet werden kann, als Geheimgut zu bewahren, der Landwirt kann sogar als Tierzüchter nicht nur seine züchterischen Grundsätze preisgeben, sondern auch noch dazu wertvolle Zuchttiere an den Konkurrenten verkaufen, ihn schützt neben der von den einzelnen selbst

in Spezialitäten kaum jemals allein zu befriedigenden Ausdehnung des Marktes auch noch der Umstand, daß er es als Pflanzenbauer und Tierzüchter nicht mit rein mechanischen Prozessen, sondern mit der Produktion lebender Wesen zu thun hat, bei der Wissen noch nicht Können bedeutet und die individuelle Begabung das entscheidende Wort spricht.

So sehen wir denn auch in den landwirtschaftlichen Vereinen die erfreulichste Offenherzigkeit über alle Fortschritte des Einzelnen, ja in der Mitteilung erzielter Erfolge manchmal eine Freude an solchen Erfolgen, die durch die Thatsachen nicht ganz gerechtfertigt ist. Da es nichts schaden kann, seine Geschäftsgeheimnisse preiszugeben, so steht der Mitteilung angeblich großer Erfolge kein zur Zurückhaltung mahnendes Motiv entgegen und darin liegt auch wohl, nebenbei bemerkt, der Grund, daß über landwirtschaftliche Erfolge so viel Jägerlatein gesprochen wird. Wie dem aber auch sei, Thatsache ist, daß das landwirtschaftliche Vereinsleben nach Anzahl der Vereine und Mitglieder ein sehr blühendes ist. In Preußen allein zählen wir (1890) 16 landwirtschaftliche Provinzial- und Zentralvereine mit 1201 Zweigvereinen und insgesamt 157594 Mitgliedern.

Im Laufe der Zeit hat sich die Organisation der landwirtschaftlichen Vereine in der Weise entwickelt, daß man wohl sagen kann, sie sei jetzt dem Bedürfnis ziemlich entsprechend. Fast überall ist die geographische Gliederung nicht nur der Zentralvereine, sondern auch ihrer Zweigvereine durchgeführt, die meisten Vereine haben ein bestimmtes, an die staatlichen Verwaltungseinheiten sich anschließendes Vereinsgebiet, die Zentralvereine fallen meist mit den Provinzialgrenzen zusammen, und wo in einer Provinz noch ein gewisser Luxus von Zentralverbänden existiert, sind dies meist Nachwirkungen früherer politischer Zustände, die mit der Zeit wahrscheinlich dem berechtigten Gedanken weichen werden, daß jede Provinz nur einen Zentralverein haben sollte. Zur Durchführung dieses Gedankens wird es ganz wesentlich beitragen, wenn die landwirtschaftlichen Zentralvereine, wie dies in einzelnen Provinzen schon in der glücklichsten Weise geschehen, mit den Provinzial-Verwaltungen in engere Verbindung treten. Die kommunale Selbstverwaltung der Provinzen ist so recht eigentlich geschaffen, die wirtschaftliche Entwickelung der Provinzen zu fördern, wichtige Zweige grade der landwirtschaftlichen Kulturentwickelung, das Meliorationswesen und der niedere landwirtschaftliche Unterricht sind ihr übertragen, die Verbindung mit den Vertretungskörpern der Landwirtschaft ist also eine naturgemäß gegebene, die sich hoffentlich immer fruchtbarer entwickelt und natürlich da am leichtesten vor sich gehen kann, wo für jede Provinz nur eine landwirtschaftliche Zentralstelle existiert.

Während manche Provinzen nur landwirtschaftliche Zweig- oder Kreisvereine einer Art kennen und unter ihren Mitgliedern keinen Unterschied machen, finden wir in anderen Provinzen neben den mehr auf den Gutsbesitzerstand berechneten Vereinen noch besondere Rustikal-Vereine. Wenngleich nicht zu leugnen ist, daß vielfach die Landwirte mehr aus sich herausgehen und an den Vereinsverhandlungen aktiven Anteil nehmen, wenn sie nach Besitzklassen getrennt unter sich sind, so möchte doch in unserer Zeit, nachdem auch in den Selbstverwaltungskörperschaften die ständische Gliederung nach Rittergutsbesitzern und Bauern gefallen, schon mit Rücksicht auf die Verminderung des Fortbestehens von Interessengegensätzen und auf die gemeinsame Vertretung gemeinsamer Interessen die allmähliche Aufhebung solcher Sonderbildungen in den landwirtschaftlichen Vereinen anzustreben sein. Daß neben den landwirtschaftlichen Vereinen noch eigentliche Bauernvereine bestehen können, ist ja in verschiedenen Provinzen thatsächlich erwiesen, allein diese Bauernvereine verfolgen in erster Linie politisch-soziale Zwecke und Standesinteressen, sie sind oder sollten wenigstens keine Konkurrenzvereine für die landwirtschaftlichen Vereine sein, haben aber mit ihnen genug

Berührungspunkte, um ein Hand-in-Hand-gehen auf allen den Wegen, wo die Aufgaben beider Vereine zusammenfallen, mit Erfolg zu gestatten.

In den Zentralverbänden steht dem Vorstand überall ein Ausschuß zur Seite, welcher die einzelnen Zweigvereine vertritt und für die eigentliche Geschäftsthätigkeit des Verbandes maßgebend ist. Ganz zweckmäßigerweise sind die Attribute der General-Versammlungen besonders der Zentralvereine immer mehr beschränkt worden und ist der Schwerpunkt der Entscheidung in diese Delegierten-Versammlungen gelegt. Die Zusammensetzung der General-Versammlungen ist nach Zeit und Ort eine zu wechselnde und zu großen Zufälligkeiten anheimgegebene, als daß man von ihren Beschlüssen die konsequente Verfolgung bestimmter Ziele abhängig machen dürfte. Durch einen entsprechenden Turnus in der Erneuerung oder Mandatsbestätigung der Vertreter der Zweigvereine kann ja genügend für die Möglichkeit dauernder Beeinflussung der Mandatare durch das Vereinsleben gesorgt und einer bureaukratischen Erstarrung vorgebeugt werden.

Sehr wichtig ist die in den meisten Vereinen stattfindende Organisation von Sektionen für bestimmte Zweige des landwirtschaftlichen Betriebs. Zumal für die Zentralverbände empfiehlt sich diese Zusammenfassung der besonderen Interessenten und Sachkundigen, während in kleineren Vereinen leicht eine Zersplitterung der Kräfte und Wirkungslosigkeit der zu wenig zahlreich besuchten Sektionen stattfinden kann.

Vielfach, besonders in den mittleren und westlichen Provinzen, sind in den Vorständen der Vereine Verwaltungsbeamte vertreten. Man hat dies getadelt und ein Armutszeugnis für die Landwirtschaft darin erblickt, daß sie für diese Ehrenämter nicht eine genügende Anzahl qualifizierter Kandidaten aus ihren eigenen Reihen zu stellen und an die Spitze ihrer Vereine zu bringen vermögen. Auf der anderen Seite ist nicht zu verkennen, daß die straffere Ordnung der Geschäftsleitung eines Vereins durch einen Beamten, dem meist auch ein Bureau zur Disposition steht, am ehesten gewährleistet ist, und daß das Ansehen des Beamten dem Vereine und der Besiegung der Abneigung vieler Landwirte zur Beteiligung an seinen gemeinnützigen Arbeiten nur zu Gute kommen kann. Auch ist es in dem Maße, in welchem die Staats-Verwaltung sich wieder dem positiven Eingreifen zur Förderung des wirtschaftlichen Gedeihens des Landes zugewendet hat, wünschenswert und nützlich, daß den Beamten möglichst viel Gelegenheit gegeben sei, mit den Vertretern eines so wichtigen Gewerbes wie die Landwirtschaft auch außeramtlich in engen Verkehr zu treten, und hierzu ist die landwirtschaftliche Vereinsthätigkeit ja vorzüglich geeignet. Die landwirtschaftlichen Vereine besitzen das besondere Vorrecht, durch ihre Zentralvereine mit Übergehung der Regierungen direkt mit der obersten Verwaltungsinstanz, dem landwirtschaftlichen Ministerium, verkehren zu können, den Regierungen entgeht hierdurch eine für sie nicht unwichtige Information und eine Stütze ihres Einflusses; dieser Mangel kann nahezu ganz ausgeglichen werden, wenn eine größere Anzahl von Verwaltungsbeamten bis zu dem Oberpräsidenten herauf an dem landwirtschaftlichen Vereinsleben in mitarbeitender und leitender Stellung sich beteiligt. Wenn man auch nicht soweit gehen will, daß man, wie in einigen süddeutschen Staaten, die oberste Leitung landwirtschaftlicher Zentralvereine ex officio dem betreffenden höchsten Verwaltungsbeamten reserviert, so liegt doch gewiß auch kein Grund vor, die Beamten von der Vereinsthätigkeit und Leitung auszuschließen, sondern man wird diese Fragen im gegebenen Falle rein individuell nach dem Verdienst der vorhandenen Kandidaten um die Vereinsthätigkeit entscheiden können.

In Bezug auf die Wahl und Amtsdauer der obersten Spitzen der Zentralvereine ist es die gebräuchliche Praxis, in dies Ehren- und Vertrauensamt hervorragende Landwirte zu berufen und sie, solange sie selbst gewillt sind, ihre Kräfte dem Amte zu widmen, durch immer wiederholte Neuwahl in dieser Stellung

zu erhalten. Unbestreitbar wird durch eine solche Praxis eine geordnete, nach bestimmten Gesichtspunkten einheitlich geregelte Verwaltung der Vereinsgeschäfte dauernd gesichert und einer Omnipotenz der Vereinsbeamten, wie sie sich bei häufig wechselndem Präsidium leicht entwickelt, am ehesten vorgebeugt. Auf der anderen Seite ist nicht zu verkennen, daß eine solche Einrichtung, wenn Präsidenten und Vereinssekretäre zusammen alt werden, auch zu einem gewissen Quietismus in der Geschäftsleitung und zu einer Abneigung gegen die Inangriffnahme stets neuer Aufgaben führen kann, wodurch dann den stets wechselnden Bedürfnissen des landwirtschaftlichen Gewerbes und seiner Interessen nicht immer die erforderliche rasche Befriedigung zu teil werden kann. Auch liegt ein berechtigter Kern in der Anschauung, daß es wünschenswert sei, möglichst viele strebsame Kräfte für die Vereinsthätigkeit dadurch zu gewinnen, daß man ihnen die Aussicht eröffnet auf Zeit auch die höchsten Ehrenstellen im Verein zu bekleiden. Die deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft hat, wie bekannt, aus diesen Gründen nach englischem Vorbild geradezu verboten, einen Präsidenten nach einjähriger Amtszeit wiederzuwählen und den ständigen Wechsel in dieser höchsten Ehrenstelle vorgeschrieben. Es erscheint jedoch fraglich, ob das englische Vorbild ohne weiteres auf unsere Verhältnisse übertragbar ist. Die Einrichtung, welche in dieser Beziehung die Königliche Landwirtschafts-Gesellschaft für England getroffen hat, ist ohne Zweifel dort ganz passend. Es giebt in England eine viel größere Anzahl reicher Leute, die Zeit und Lust haben, oder durch die öffentlichen Sitten geradezu gezwungen sind, sich gemeinnütziger Thätigkeit in Ehrenämtern zu widmen. Der Reichtum allein würde es ja nicht thun, es tritt hinzu, daß die Pflichten des Besitzes als Korrelate seiner Privilegien in England in der öffentlichen Anschauung viel stärker betont werden als bei uns. Und dabei ist nicht zu übersehen, daß dem patriotischen Geiste, der bei uns gewiß nicht schwächer ist als in England, wenn er seine Befriedigung darin finden will, seinem Lande seine Kräfte zu widmen, bei uns ganz andere Wege offen stehen als in England.

Soweit könnte man also mit unserer Vereinsorganisation ganz zufrieden sein, und wenn man nur auf die Thatsache sehen wollte, daß trotz der Konkurrenz der Bauernvereine und einer großen Anzahl spezieller Fachvereine für die einzelnen Zweige der Landwirtschaft und ihrer Nebengewerbe und trotz der unbestrittenen Notlage des landwirtschaftlichen Gewerbes die Zahl der landwirtschaftlichen Vereine und ihrer Mitglieder immer noch zunimmt, und daß unstreitig in den landwirtschaftlichen Vereinen trotz der großen Ansprüche an die mit allen möglichen sonstigen Ehrenämtern belasteten Landwirte ein hohes Maß von Opferwilligkeit und gemeinnütziger Thätigkeit in die Erscheinung tritt, so könnte man den bestehenden Zustand uneingeschränkt loben und weitgehende Änderungen nicht für notwendig erklären. Diese Betrachtung würde aber sehr unvollständig sein, wenn sie die Augen verschließen wollte vor einem Umstand, den man kaum mehr nur als die Achillesferse unserer landwirtschaftlichen Vereine bezeichnen kann, denn er ist in der That vielmehr als ein Punkt, wo auch der beste Verein sterblich ist, er ist ein chronisches Leiden, an dem alle landwirtschaftlichen Vereine kranken und der alle Vorzüge ihrer sonstigen Organisation nicht zur vollen Geltung kommen läßt, nämlich der leidige Geldmangel, an dem alle diese Vereine leiden. Die 157 594 Mitglieder der preußischen landwirtschaftlichen Vereine zahlen insgesamt 485 775 Mk. jährliche Beiträge, also im Durchschnitt per Kopf jährlich 3,08 Mk. Von der Gesamtsumme fließen in die Kassen der landwirtschaftlichen Zentralvereine, sei es als direkte Mitgliederbeiträge, sei es als Anteil an den Beiträgen der Zweigvereinsmitglieder, 144 242 Mk., so daß den Zweigvereinen 341 533 Mk. zur Disposition bleiben. Diese Summen reichen, soweit die Zentralvereine in Betracht kommen, im großen und ganzen nur aus, um die Geschäftskosten der Vereine zu decken, also in dem Zentralverein einen

Generalsekretär und ein Bureau zu unterhalten, im übrigen werden sie entweder von den Kosten der Vereinszeitschrift verschlungen, oder sie zersplittern sich für einzelne kleinere Aufwendungen und Unterstützungen an Zweigvereine; eine eigene umfassendere und größere Kosten verursachende Wirksamkeit der Zentralvereine und auch der Zweigvereine gestatten sie selbst da nicht, wo noch sonstige eigene Einnahmen der Vereine aus Kapitalvermögen oder Zuwendungen öffentlicher Korporationen bestehen. Nach außen tritt das nicht gleich so in die Erscheinung, weil den 485 775 Mk. der eigenen Aufbringungen der Vereine ca. 900 000 Mk. Staatssubvention gegenüberstehen, welche teils für die Geschäftskosten der Vereine, der Hauptsache nach aber zur Veranstaltung von Ausstellungen, Prämiierung der verschiedenen Zweige der Viehzucht und des landwirtschaftlichen Gewerbes, Anstellung von Wanderlehrern, Unterhaltung von Versuchsstationen verwendet werden und dadurch das Bild der Thätigkeit der landwirtschaftlichen Vereine zu einem viel glänzenderen machen, als der eignen finanziellen Kraft derselben entspricht. Nun soll gewiß nicht verkannt werden, daß auch in dieser zweckmäßigen Verwendung der aus öffentlichen Kassen fließenden Gelder eine große Leistung der landwirtschaftlichen Vereine enthalten ist, daß der Staat alle Ursache hat, es dankbar anzuerkennen, in den landwirtschaftlichen Vereinen Organe zu besitzen, deren er sich zu der zweckmäßigen Verteilung der zur Förderung der Landwirtschaft bestimmten öffentlichen Mittel und zur Erledigung mannigfacher staatlicher Aufgaben z. B. der landwirtschaftlichen Statistik, der Begutachtung wirtschaftlicher Verhältnisse ꝛc. mit Nutzen bedienen kann, allein dadurch wird die Thatsache nicht aus der Welt geschafft, daß die landwirtschaftlichen Vereine aus eigenen Mitteln nicht viel mehr vermögen, als gleichsam nur die Kadres zu bilden für eine weitere Thätigkeit, deren Inangriffnahme davon abhängig ist, daß sich andere Quellen erschließen, welche es ermöglichen, diese Kadres nun mit einem wirklichen Inhalt zu versehen und zu positiven Zwecken in Marsch zu setzen.

Mit einem solchen Zustand kann nur der zufrieden sein, welcher die Aufgabe der landwirtschaftlichen Vereine dahin beschränkt, daß sie den Berufsgenossen Gelegenheit bieten, sich in mehr oder minder häufigen Versammlungen anregende Belehrung zu verschaffen, oder Resolutionen zu fassen, Vorstellungen einzureichen, welche den Schutz der landwirtschaftlichen Interessen bezwecken, oder welcher ein genügendes Lebenszeichen eines landwirtschaftlichen Vereins schon darin sieht, wenn der Verein seinen Mitgliedern in der landwirtschaftlichen Vereinszeitung die Kenntnis der neuesten Fortschritte in der Wissenschaft und Praxis ihres Gewerbes vermittelt; in allen Kreisen aber, welche die Thätigkeit der landwirtschaftlichen Vereine gern weiter gesteckt sähen, welche von diesen Vereinen ein direktes Eingreifen in die Förderung der Technik des Betriebes und aller Einrichtungen zur Hebung der Pflanzen- und Tierzucht, Saatguterzeugung, Herdbuchführung ꝛc., die Anstellung umfassender Versuche, die Unterstützung von landwirtschaftlichen und Spezialschulen, die vollständige Durchführung des Wanderlehrsystems, die Ausbildung des Genossenschaftswesens, die Bekämpfung des Wuchers, und wie sonst noch diese mit den wechselnden Bedürfnissen der Landwirtschaft wechselnden Aufgaben heißen mögen, verlangen, muß der Geldmangel der Vereine als das größte Hemmnis der weiteren Entwickelung derselben beklagt werden.

Aber auch wenn man sich diese Ziele der landwirtschaftlichen Vereine nicht so weit stecken wollte, so muß man doch zugeben, daß die Mittellosigkeit der Vereine auch für ihre jetzige Organisation und Thätigkeit von recht schädlichen Folgen begleitet ist. Die jetzigen hohen Staatszuschüsse würden ihren Zweck viel besser erfüllen, wenn sie nicht die ausschließlich für die betreffenden Verwendungen disponiblen Mittel darstellten, sondern wenn sie nur einen Teil derselben repräsentierten. Ursprünglich war die Sache auch so gedacht, daß die Staatsprämien

auf den Ausstellungen nur die Hauptpreise bilden, daneben aber noch von Vereinswegen eine größere Anzahl kleinerer Preise gegeben werden sollte. Auch hoffte man, daß die Prämiierung sich nicht auf Pferde und Rindvieh beschränken, sondern daß für die Förderung der Schaf- und Schweine-, sowie der Kleinviehzucht, desgleichen für die Prämiierung landwirtschaftlicher Produkte und für die Prüfung landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte aus Vereinsmitteln gesorgt werden würde. Diese Erwartung hat sich nur in sehr beschränktem Umfange erfüllt, und kommen die auf Ausstellungen verteilten Prämien fast immer von den Staatssubventionen her. Maschinen- und Geräteprüfungen finden ausschließlich aus Vereinsmitteln nur sehr selten statt, landwirtschaftliche Produkte erhalten keine Geldpreise und Bullenstationen werden fast nur mit Staats- oder Provinzial-Mitteln subventioniert.

Neben dieser nicht vollständigen Ausgestaltung der auf die Förderung der Viehzucht und der landwirtschaftlichen Produktion und ihrer Hilfsmittel abzielenden Einrichtungen hat der gegenwärtige Zustand auch noch den großen Nachteil, daß trotz aller Gewissenhaftigkeit und allen guten Willens der Vereinsorgane es nie ganz zu vermeiden sein wird, daß mit den aus fremden Quellen stammenden Mitteln immer etwas flotter und leichtherziger umgegangen werden wird, als wenn es sich um die aus eigener Tasche zusammengebrachten Mittel des Vereins selbst handelt. Es ist ein gewaltiger Unterschied, sowohl in der Bewilligung zu bestimmten Zwecken als wie in der Verwendung dieser Mittel, ob es sich hier ganz oder teilweise um die eigenen Beiträge der Vereinsmitglieder oder nur um die Ausschüttung von Staatssubventionen oder sonstigen Geschenken handelt. Schon der Umstand, daß die Staatsmittel der Hauptsache nach stets zu bestimmt vorgezeichneten Zwecken gegeben werden, daß die Vereine also nicht in der Lage sind, in dieser Beziehung dem zu folgen, was sie grade für das dringendste Bedürfnis halten oder zu dessen Pflege ihnen die geeignetsten Kräfte zur Disposition stehen, muß es mit sich bringen, daß wenigstens teilweise diese Staatssubventionen, da sie nun einmal da sind, sorgloser aufgebraucht werden, als wenn das eigene pekuniäre Interesse des Vereins dabei wesentlich engagiert wäre. Jetzt streiten sich um die Subvention wesentlich nur die, welche eben etwas davon mithaben wollen, diejenigen, welchen nach der Art der Verwendung doch nichts davon zufallen kann, stehen der Sache viel teilnahmsloser gegenüber, als wenn sie selbst Donatoren und daher an der richtigen Verteilung und Verwendung sehr interessiert wären.

Scheinbar selbständigere Vereinsschöpfungen sind die landwirtschaftlichen Versuchsstationen, die den Zentralvereinen als Controlanstalten und Stätten landwirtschaftlicher Forschung und Belehrung dienen. Die Staatssubventionen sind bei manchen derselben zwar auch recht bedeutend, bei manchen aber auch geringer, so daß man anscheinend wohl sagen könnte, dies seien Institute der Zentralvereine, die sich aus eigener Kraft erhielten. Sieht man aber genauer zu, so findet man, daß die Vereine direkte Beiträge aus eigenen Mitteln zu den Unterhaltungskosten der Versuchsstationen verhältnismäßig wenig liefern, sie sind schon stolz genug darauf, daß die Stationen sich durch eigene Einnahmen selbst erhalten. Woher stammen aber diese Einnahmen? Allermeist sind es teils pauschalierte, teils nach der Anzahl der Analysen berechnete Beiträge nicht der Landwirte oder landwirtschaftlicher Vereinigungen, sondern ganz entgegengesetzter Interessentenkreise, nämlich der Düngerfabriken. Hiermit ist immer eine gewisse Abhängigkeit von diesen Fabriken gegeben, die nicht im Interesse der Landwirtschaft liegt. Die Stellung der Versuchsstation würde eine viel freiere und angenehmere sein, wenn die Landwirte die Kosten dieser für sie so wichtigen und unentbehrlichen Institutionen gleich direkt aufbrächten. Bezahlen müssen sie diese Kosten ja doch, denn der Düngerfabrikant schlägt natürlich seine Beiträge für die Versuchsstationen mit auf die Düngerpreise und hält sich auf diese Weise schadlos,

der einzige Unterschied ist also der, daß bei voller Selbständigkeit der Versuchsstationen als nur vom Verein unterhaltener Institute auch nur die Vereinsmitglieder die betreffenden Kosten aufzubringen hätten, während jetzt jeder Handelsdünger kaufende Landwirt sein Scherflein mit dazu beitragen muß. Es scheint übrigens, daß in dieser Beziehung sich ein Umschwung anbahnt. Die Düngerfabriken mußten früher bei der Unbekanntschaft der meisten Landwirte mit den künstlichen Düngern und bei der Abneigung derselben gegen die Anwendung dieser Dünger größeren Wert darauf legen, ihre speziellen Produkte von den Versuchsstationen protegiert und empfohlen zu sehen; in dem Maße wie die Kenntnis der Wirkungen der Handelsdünger und ihrer wichtigen Bestandteile bis tief in den Bauernstand zunimmt, in dem Maße wie die Anwendung dieser Dünger zu einer wirtschaftlichen Notwendigkeit für jeden Landwirt wird, können die Fabriken dieser Empfehlung entbehren und werden weniger geneigt sein, sich das Wohlwollen der Stationen durch hohe Beiträge zu erkaufen, die Last der Unterhaltung der Stationen wird also immer mehr den eigentlich Verpflichteten, den Landwirten, direkt zugefallen und damit den Versuchsstationen die volle Selbständigkeit erst gegeben sein, deren Erreichung heute noch durch die Mittellosigkeit der landwirtschaftlichen Vereine behindert ist.

Die Folgen dieser Mittellosigkeit ziehen sich durch das ganze Vereinsleben. Für gewöhnlich muß sich die ganze Thätigkeit des Vereins als solchen, soweit sie nicht in der Erledigung der Geschäfte des Generalsekretariats unter freiwilliger Mitwirkung der Mitglieder besteht, und abgesehen von den Ausstellungen, auf Verhandlungen und Anregungen beschränken, welche besondere Mittel nicht erfordern. Wird einmal ein Antrag gestellt, in irgend eine positive, bestimmte Aufwendungen erfordernde Aufgabe einzutreten, so weiß Jedermann im voraus, daß hiermit ein Attentat auf Vereinsmittel nicht verbunden ist, sondern daß es sich nur darum handeln kann, vom Staat, der Provinz oder irgend einer sonstigen wohlthätigen Instanz die erforderlichen Mittel bewilligt zu erhalten, es liegt also kein Grund vor, sich über die Sache aufzuregen und dem Antragsteller nicht den Gefallen zu thun, für seinen Antrag zu stimmen. Wie ganz anders würde die Situation sein, wenn die Vereine über ein größeres Maß eigener Mittel verfügten, wenn sie in dem Maße, wie sie sich größeren Aufgaben widmen wollten, auch größere eigene Aufwendungen und nicht blos erhöhte Anforderungen an den Staat zu machen hätten. Die Aufstellung der Etats der Vereine, die Festsetzung der in den einzelnen Positionen zu verwendenden Beträge, die Kontrolle der Verwendung, alles Dinge, die jetzt mehr ein Internum des Vorstandes und als eine Vertrauenssache behandelt zu werden pflegen, würden denn gerade wie die Budgetdebatten in einer mit dem Geldbewilligungsrecht ausgestatteten politischen Körperschaft in den Mittelpunkt des Vereinsinteresses treten, jedes Vereinsmitglied würde sich weit mehr als jetzt beteiligt fühlen, alle Anträge auf Inangriffnahme bestimmter Zweige der landwirtschaftlichen Vereinsthätigkeit würden einer sehr viel ernsteren Prüfung unterliegen und die Ausführung der einzelnen Maßnahmen, sei es nun Einrichtung von Versuchsfeldern, Prämiierung ganzer Wirtschaften oder einzelner Zweige derselben, Einrichtung von landwirtschaftlichen Schulen oder Fachanstalten für Molkereien oder sonstige Einzelzweige, Errichtung von Kursen, Ausbildung des Wanderlehrtums, Unterstützung der Führung von Herdbüchern und was sonst noch mehr an Aufgaben sich darbieten würde, wäre sicher, gewiß nicht zum Schaden für die Wirksamkeit dieser Maßgaben, von einem viel tiefergehenden Interesse aller pekuniär dabei beteiligten Vereins-Mitglieder begleitet zu werden. Daß eine solche Stellung der landwirtschaftlichen Vereine neben der tüchtigeren sachlichen Leistung auch noch von dem vorteilhaftesten Einfluß auf das Selbstgefühl aller Beteiligten und damit wiederum auf die Leistungsfähigkeit und

Leistungsfreudigkeit derselben sein müßte, braucht hier nicht näher ausgeführt zu werden; aus Verwaltern fremden Vermögens würden die landwirtschaftlichen Vereine zu Institutionen, die erst recht Staatssubvention beanspruchen und zweckmäßig verwenden könnten, weil sie in der eigenen Leistung die Garantien ihrer Tüchtigkeit und Würdigkeit in viel höherem Maße als bisher zu bieten imstande wären.

Eine Erhöhung der eigenen Einnahme der landwirtschaftlichen Vereine läßt sich nun auf verschiedene Weise denken. Jetzt herrscht ganz allgemein in den landwirtschaftlichen Vereinen das System fester Jahresbeiträge, von denen, wie oben schon angeführt, ein Teil den Zweigvereinen verbleibt, ein Teil den Zentralvereinen zufließt. Dies System hat den Vorzug, daß es die Leistung des einzelnen Mitgliedes ein für allemal fest umschreibt, ein jeder kann genau übersehen, was ihm die Sache kosten wird und ob sie ihm so viel wert ist, es ist deshalb auf dieser Basis am leichtesten, zumal wenn die Beiträge wie üblich recht niedrig sind, möglichst viele Mitglieder zu werben und die Zahlen der Vereinslisten auch noch durch Nichtlandwirte, sogenannte Freunde der Landwirtschaft, anschwellen zu machen. Auf der andern Seite hat dieses System den großen Nachteil, daß die Beiträge naturgemäß niedrig bleiben müssen, indem sonst die Gleichheit der Leistung bei der großen Verschiedenheit der Leistungsfähigkeit zu sehr als eine Ungerechtigkeit empfunden wird, oder größere Kategorien ländlicher Besitzer durch die Höhe des Beitrages einfach ausgeschlossen werden. Auch entbehrt dieses System der Möglichkeit, die Einnahmen nach den nötigen oder wünschenswerten Ausgaben einrichten zu können, also eines beweglichen Faktors, welcher erlaubt, je nach der Größe und Kostspieligkeit der von dem Verein in Angriff genommenen Aufgaben, die eigenen Einnahmen des Vereins zu steigern. Denn eine einfache gleichmäßige Steigerung der Beiträge um den gleichen Bruchteil oder gar ein gleiches Vielfaches des Normalbeitrags würde noch weit mehr als eine Ungerechtigkeit wirken und ist daher auch nie mit Erfolg versucht worden. Wie sehr feste Mitgliedsbeiträge die Tendenz haben, überhaupt auf niedriger Höhe zu verharren, geht nicht nur aus der niedrigen Durchschnittszahl von 3,08 Mk. per Kopf hervor, sondern wird noch deutlicher, wenn man sich daran erinnert, daß die Fixierung der Mitgliedsbeiträge in den allermeisten schon seit recht langer Zeit bestehenden landwirtschaftlichen Vereinen zu einer Zeit erfolgt ist, wo die Geldwerte und die Ansichten über Geldausgaben ganz andere waren, die Beitragshöhe ist also in den meisten Vereinen statt mit den Aufgaben der Vereine zu wachsen, eigentlich relativ niedriger geworden. Das System fester und damit niedriger Vereinsbeiträge eignet sich daher für die landwirtschaftlichen Vereine nur so lange, wie sie gleich anderen politischen oder sonstigen Agitations-Verbänden weiter nichts sein wollen, als Interessentenverbände, die aus eigenen Mitteln nur theoretische Ziele der Anregung und Belehrung, oder der Interessen-Vertretung, welche keine großen Mittel erfordern, verfolgen und nebenbei auch noch als Organ der Staats- und Selbstverwaltung zur Verteilung und Verwendung von öffentlichen Mitteln zur Förderung der Landwirtschaft dienen wollen. In dem Maße aber wie die landwirtschaftlichen Vereine sich selbständig weiteren praktischen Aufgaben zuwenden, eigene Institute ins Leben rufen und unterhalten wollen, in dem Maße müssen sie auch versuchen, sich größere eigene Einnahmen zu verschaffen, und um dies thun zu können, müssen die Beiträge nach der Leistungsfähigkeit der Vereinsmitglieder abgestuft sein. Beispiele für ein solches Vorgehen sind gerade auf landwirtschaftlichem oder doch mit der Landwirtschaft in engster Verbindung stehendem Gebiete schon vorhanden, wie z. B. der Verein der Spiritusfabrikanten, der Verein Versuchs- und Lehranstalt für Brauerei in Berlin und der Verein für die Rübenzucker-Industrie des deutschen Reiches.

Die Vorteile einer solchen Abstufung der Beitragspflicht nach der Betriebsgröße der Mitglieder, gegenüber einer festen Beitragspflicht, liegen auf der Hand. Sie sind auf freiwilligem Wege freilich nur erreichbar, wo ein hoher Grad von Gemeinsinn verbunden ist mit der Erkenntnis, daß die Vereinsthätigkeit einem jeden Vereinsmitgliede direkt von Nutzen ist. Eine solche Erkenntnis entwickelt sich am leichtesten, wo die Vereinsthätigkeit sich nicht auf allgemeine Interessenvertretung oder auf allgemeine Anregung und Belehrung beschränkt, sondern wo der Verein Institute unterhält, Fachmänner anstellt, deren Dienste in Anspruch zu nehmen ein Privileg der Vereinsmitglieder ist. Solche Einrichtungen sind in technischen Vereinen allerdings leichter zu treffen als in landwirtschaftlichen. Die enger begrenzten Ziele einer technischen Versuchsanstalt und die große Einwirkung der Abstellung eines technischen Fehlers oder der Einführung eines verbesserten Verfahrens auf das pekuniäre Betriebsresultat machen eine solche Organisation viel leichter durchführbar und erwerben ihr durch den hierdurch zu befriedigenden geschäftlichen Egoismus rasch mehr Freunde, als dies in landwirtschaftlichen Vereinen mit ihren sehr umfassenden Aufgaben und mit den Schwierigkeiten eines vorteilhaften direkten Eingreifens in den landwirtschaftlichen Betrieb durch Inspektion oder Ratschlag möglich ist. Diese technischen Vereine können daher viel leichter die Vorteile, die sie zu bieten haben, vorzugsweise auf ihre Mitglieder beschränken, dadurch einen indirekten Zwang zum Beitritt ausüben und damit eines allgemeinen Zwanges um so eher entbehren, als es auch unter der kleineren Anzahl der Genossen eines bestimmten technischen Betriebs viel leichter ist, ein gewisses Korpsgefühl und damit das Bewußtsein der Ehrenpflicht zur Mitarbeit wachzurufen und zu erhalten, als wie in den weit ausgedehnteren landwirtschaftlichen Kreisen. Die Thätigkeit landwirtschaftlicher Vereine wird sich nie in ähnlicher Art für die Mitglieder monopolisieren lassen, ihre Erfolge werden stets in weit höherem Maße, als bei jenen technischen Vereinen allen Landwirten zugute kommen, auf dem Wege der Freiwilligkeit wird daher eine solche Selbstbesteuerung nach dem Betriebsumfange kaum zu erreichen sein. Es sind daher in der letzten Zeit wiederholt Stimmen laut geworden, welche in dem Gefühl, daß ohne vermehrte Mittel die Thätigkeit der Vereine nie eine befriedigende werden könne, für die landwirtschaftlichen Vereine ein Besteuerungsrecht gegenüber allen Landwirten verlangen. Nachdem schon im Jahre 1884 diese Frage durch den Vertreter der Königlichen Landwirtschafts-Gesellschaft für Hannover, Freiherr von Hammerstein-Loxten, im Landes-Ökonomie-Kollegium angeregt worden ist, hat in neuester Zeit der landwirtschaftliche Zentralverein für die Provinz Sachsen diese Angelegenheit wieder aufgegriffen und für die Verhandlung im Landes-Ökonomie-Kollegium entsprechende Anträge gestellt.

Wollte man sich nach Analogie des preußischen Handelskammergesetzes vom 24. Februar 1870 eine Organisation der landwirtschaftlichen Vereine, oder Landwirtschaftskammern, wie sie dann richtiger heißen würden, denken, so könnte dieselbe, die natürlich nur durch ein Gesetz einzuführen wäre, ungefähr folgende Konstruktion erhalten: Für jede Provinz wäre eine Haupt- oder Provinzialkammer und für jeden landwirtschaftlichen Kreis eine Kreiskammer zu bilden. Alle Landwirte bis zu den kleinsten herab wahlberechtigt und beitragspflichtig zu machen, verbietet sich schon aus verwaltungstechnischen Schwierigkeiten. Wo die Grenze zu ziehen sei, ist so leicht nicht zu sagen, und würde wahrscheinlich in den einzelnen Provinzen je nach den landwirtschaftlichen und Besitzverhältnissen verschieden zu entscheiden sein, wie denn überhaupt es sich empfehlen dürfte, wenn überhaupt, dann eine solche gesetzliche Maßregel nur da zu treffen, wo die betreffende Provinzialvertretung sich dafür ausgesprochen hat. Will man alle selbständigen Landwirte, abgesehen von dem Zwergbetriebe, heranziehen, so könnte man den Schnitt vielleicht bei einem Grundsteuerreinertrag von 40 Thlrn., welcher

einer Grundsteuer von 11 Mark und einem Besitz von ca. 8 Hektar durchschnittlich entsprechen dürfte, machen. Die neueste auf den Ergebnissen der Gebäudesteuerveranlagung von 1878 beruhende Statistik über die Grundbesitzverhältnisse (Nr. 103 der preußischen Statistik) führt 1 559 712 Besitzungen mit einer nutzbaren Fläche von insgesamt 23 933 442 Hektar auf. Diese Statistik umfaßt zwar nur 81 pCt. der steuerpflichtigen Liegenschaften nach dem Stande von 1879/80, indem einmal die Städte und diejenigen ländlichen Ortschaften, in denen eine überwiegende Anzahl von Gebäuden regelmäßig durch Vermieten benutzt wird, sowie die im Eigentum des Staates, der Provinzen, Kreise u. s. w., der Gemeinde-, Kirchen- und Schulsozietäten, der Eisenbahnen (Staats- und Privatbahnen), milder Stiftungen und ähnlicher Korporationen befindlichen Besitzungen nicht mit einbegriffen sind, was ungefähr 11 pCt. der Gesamtfläche ausmacht, während weitere 8 pCt. infolge von Fehlern und Mißverständnissen bei dieser auf ganz andere Zwecke als die Festlegung der Besitzgröße ursprünglich abzielenden Gebäudesteueraufnahme fehlen. Trotzdem dürften die Resultate dieser Aufnahme genügen, um für die hier in Rede stehenden Zwecke ein Bild zu geben, mit wie viel Eigentümern, beziehungsweise mit welchen Flächen, man noch zu rechnen haben würde, wenn alle Besitzungen unter 40 Thlr. Grundsteuerreinertrag außer Betracht gelassen würden. Solcher Besitzungen sind in der genannten Statistik aufgeführt 1 124 368 mit insgesamt 3 985 315 Hektar. Nimmt man nun an, was für unsere Zwecke zulässig sein dürfte, daß ein dieser Fläche proportionaler Grundsteuerertrag ausscheiden würde, so hätten wir es noch mit ca. 30 000 000 Mk. Grundsteuer und ca. 450 000 Besitzern zu thun. Dies würde im Durchschnitt bei 544 Kreisen in der Monarchie für jede Kreiskammer 827 wahlberechtigte Mitglieder ergeben. In der Wirklichkeit würde sich das natürlich für die einzelnen Provinzen und Kreise je nach Besitzverhältnissen und Bodenqualitäten sehr verschieden gestalten, der Durchschnitt ist nur genommen, um ein ungefähres Bild zu erhalten. Würde man die reguläre Beitragspflicht nach Analogie der Handelskammer auf 10 pCt. des hier in Betracht kommenden Betrages der Grundsteuer bemessen, so würde für die Kreiskammern und die von ihnen durch Abordnung je eines oder mehrerer Vertreter zu konstituierenden Provinzialkammern die Summe von 3 Millionen Mark regulär zur Verfügung stehen. Weitere Aufwendungen würden im gegebenen Fall der Zustimmung der Regierung bedürfen. Die gegenwärtigen Einnahmen der landwirtschaftlichen Vereine belaufen sich, wie oben angegeben, auf 485 785 Mark, denen ca. 900 000 Mark Zuschuß der Regierung gegenüberstehen. Erstere würden durch die Steuerzuschläge zu ersetzen sein, wie denn überhaupt der freiwillige Zutritt zu dem landwirtschaftlichen Verein bezw. der Landwirtschafts-Kammer aufhören und jeder Landwirt mit entsprechendem Besitz eo ipso Mitglied sein würde. Für den Wegfall der bisherigen Staatszuschüsse würde dagegen bei der neuen Einrichtung ein zwingender Grund nicht vorliegen; der Staat als Repräsentant der allgemeinen Interessen würde nach wie vor den lebhaftesten Anteil an dem Gedeihen der Landwirtschaft haben und dies auch durch Leistungen aus der Staatskasse zu bethätigen ebenso berechtigt wie verpflichtet sein, nur würde an Stelle der gleichmäßigen Verteilung zweckmäßig eine Verteilung der Staatszuschüsse nach dem Maßstabe der Bedürftigkeit, der Wichtigkeit der Zwecke und der eigenen Aufwendungen der betreffenden Kammern strenger als bisher zu handhaben sein. Daß mit diesen Summen ein ganz erheblicher Aufschwung der landwirtschaftlichen Vereinsthätigkeit durchzuführen sein würde, leuchtet ein. Die Sache würde sich so entwickeln müssen, daß zunächst die aus Delegierten der Kreiskammern zusammengesetzte Provinzial-Kammer zu beschließen hätte, wie viel Prozent sie zu gemeinsamen Unternehmungen für die ganze Provinz in Anspruch nehmen will und daß danach die einzelnen Kreiskammern, unter

Berücksichtigung der von ihnen zu zahlenden Matrikularbeiträge, ihrer Etats entsprechend den von ihnen für ihr engeres Gebiet in Angriff zu nehmenden Aufgaben aufzustellen hätten. Die Vornahme der Wahlen würde in den Kreisen keine Schwierigkeiten bieten, wenn entsprechend der Größe des Kreises und den Besitzverhältnissen eine genügende Anzahl von Mitgliedern der Kreiskammer bestimmt würde, wobei unter 20 wohl kaum herabzugehen sein dürfte. Die Wahl selbst würde nach dem Muster der sächsischen Wahlen in entsprechenden Wahlbezirken ohne großen Aufwand von Kosten und Vorbereitungen erfolgen können, der Grundsteuerzettel würde zur Legitimation der Wahlberechtigten genügen. Neben den Sitzungen der Kreiskammer, welche gleichsam einen Ausschuß der Landwirte des Kreises darstellen würde, könnten ebenso allgemeine Versammlungen der Landwirte der einzelnen Kreise stattfinden, wie neben den Sitzungen der Provinzialkammer große landwirtschaftliche Provinzial-Versammlungen, Ausstellungen ꝛc. Auch die kleineren, jetzt vielfach bestehenden und den landwirtschaftlichen Vereinen lose aggregierten Vereinigungen, Kasinos ꝛc. würden durch diese Organisation nicht geschädigt, sie könnten im Gegenteil durch die reicheren Mittel der Kammern lebhafter mit materiellen Mitteln und geistigen Kräften subventioniert werden. Natürlich könnte in jeder Provinz nur eine Provinzialkammer existieren und der Zwiespalt zwischen einzelnen landwirtschaftlichen Zentralvereinen oder zwischen Bauernvereinen und landwirtschaftlichen Vereinen müßte von selbst aufhören. Letztere würden in den Provinzen, wo sie jetzt existieren, am wenigsten Ursache haben, sich einer solchen Neuorganisation zu widersetzen, denn ihre Mitglieder würden meist in der neuen Organisation die Mehrheit haben. Dies würde vielleicht stellenweise zum Anfang unbequem empfunden werden können, allein schließlich ist es doch das Richtigste bei der ganzen Konstruktion unserer politischen Verhältnisse, daß auch die landwirtschaftlichen Vertretungskörperschaften das Gros der Landwirte und nicht eine mit dem Durchschnitt nicht immer ganz übereinstimmende Auslese aus denselben vertreten. Der Versuch, dem größeren Besitz entsprechend seinen höheren Beiträgen ein stärkeres Stimmrecht zu verleihen oder gar die ganze Einrichtung nach Besitzklassen zu sondern, dürfte sehr bedenklich sein; hier müßte der Grundsatz gelten noblesse oblige und dürfte auch die Gefahr einer unzulässigen Majorisierung einzelner Elemente der landwirtschaftlichen Bevölkerung nicht so schlimm sein. Eher könnte man die Befürchtung aussprechen, daß im Gegensatz zu den jetzigen landwirtschaftlichen Vereinen, welche vorzugsweise die strebsamen Elemente der landwirtschaftlichen Bevölkerung zu ihren Mitgliedern zählen, in diesen Zwangsgenossenschaften allen produktiven und deshalb Ausgaben bedingenden Arbeiten abholde Majoritäten sich zusammenfinden würden. Es würde dann nichts beansprucht, nichts bewilligt und auch nichts gethan, während jetzt ein kleiner Kreis fortschrittsfreudiger Landwirte wenigstens etwas zu stande bringt. Doch darf man wohl annehmen, daß auf die Dauer solch ein Quietismus auch in den wenigst fortschrittlich gesinnten Kreisen gegenüber dem Beispiel der guten Erfolge in anderen Kreisen und gegenüber den Anregungen der Staats- und Provinzialverwaltung nicht Stich halten würde; auf jeden Fall müßte die Sache so eingerichtet werden, daß eine in nicht zu langen Terminen stattfindende, immer teilweise in's Werk zu setzende Erneuerung der Mitglieder der Kammern Gelegenheit gäbe, eine etwaige Unzufriedenheit der Landwirte mit der Thätigkeit oder Unthätigkeit der Kammer zum Ausdruck zu bringen. Daß eine solche Organisation nicht ohne Einfluß auf die Zusammensetzung und die Thätigkeit des Landes-Ökonomie-Kollegiums bleiben könnte, liegt auf der Hand und sei hier zum Schluß nur noch kurz erwähnt, ebenso wie noch darauf aufmerksam zu machen ist, daß eine solche Organisation nicht der landwirtschaftlichen Vereine allein, sondern geradezu der ganzen Landwirtschaft vielfache Berührungspunkte haben würde mit den genossenschaftlichen Verbänden, denen die Tragung der Unfall-Versicherung

aufgebürdet ist und die ja ebenfalls allermeist auf Zuschläge zur Grundsteuer angewiesen sind. Es würde dies unter Umständen kein Hemmnis, sondern eher eine Förderung der neuen Organisation sein und schließlich zu einer Verschmelzung beider Verbände führen können, die aus den jetzigen Unfall-Versicherungs-Verbänden erst wirkliche Genossenschaften mit einem selbständigen korporativen Leben machen würde. Alle diejenigen wenigstens, welche die Zersplitterung der Aufgaben der modernen Sozialpolitik zwischen den Krankenkassen, Unfall-Versicherungs-Verbänden und Alters- und Invaliden-Versicherungskassen bedauern und die Aufgabe der Zukunft in einer organischen Verschmelzung der jetzigen Träger dieser Verpflichtungen und der Entwickelung einer wirklichen korporativen Gliederung der Nation nach Berufsständen sehen, die müßten den Plan der Landwirtschaftskammern als eine Etappe auf ihrem Wege begrüßen.

Soweit die theoretische Betrachtung, wie man sich eine nach dem Antrag des sächsischen Vereins anzubahnende Organisation denken könnte. Von dieser Theorie bis zur praktischen Verwirklichung ist, wie der antragstellende Verein richtig bemerkt, noch ein weiter Weg. Nicht nur die Staatsregierung und die gesetzgebenden Körperschaften müßten für diesen Gedanken gewonnen werden, vor allem müßten die Landwirte selbst sich mit dem Gedanken befreunden, gegen Übernahme entsprechender Lasten dann auch ein nachhaltiger wirksames Instrument zur Förderung der Landwirtschaft und zur Verteidigung ihrer Interessen zu erhalten.

Ob sie dies thun werden, muß die Zukunft entscheiden; auf jeden Fall wird man dem sächsischen Zentralverein nur dankbar dafür sein können, daß er den Finger in die Hauptwunde unserer jetzigen landwirtschaftlichen Vereinsorganisation, in die Mittellosigkeit derselben gelegt und seinerseits einen Vorschlag zur Abhilfe gemacht hat. Wer diesen Vorschlag bekämpfen will, muß zuerst nachweisen, daß der gegenwärtige Zustand kein mangelhafter ist, oder er muß einen besseren Vorschlag machen, wie den vorhandenen Schäden abgeholfen werden kann.

(Dr. Hugo Thiel-Berlin, 1890.)

* Bonn 2. Juni 1889.

94. Die landwirtschaftlichen Zentralvereine und Zentralstellen Deutschlands im Jahre 1890.

1. Landwirtschaftliche Zentralvereine (15) im Königreich Preußen.

Gründungsjahr.	Bezeichnung des Vereins.	Sitz des Vereins.
1764	Hannoversche Landwirtschafts-Gesellschaft. (Vereinigung der Gesellschaft mit den landwirtschaftlichen Hauptvereinen des Königreichs Hannover als)	Celle.
1850	Königliche Landwirtschafts-Gesellschaft, Zentral-Verein für die Provinz Hannover; bestehend aus direkten nicht zahlenden, ernannten Mitgliedern und aus 8 Haupt- bezw. Provinzial-Vereinen mit deren Zweig-Vereinen	Hannover.
1791	Märkisch-ökonomische Gesellschaft.	Potsdam.
1841	Landwirtschaftlicher Zentral-Verein für den Regierungsbezirk Frankfurt a. O.	Frankfurt a. O.
1844	Landwirtschaftlicher Provinzialverein für die Mark Brandenburg und die Niederlausitz. (Vereinigung der beiden Provinzialvereine als)	Potsdam.
1888	Landwirtschaftlicher Provinzialverein für die Mark Brandenburg und Niederlausitz; mit der Deputation der unmittelbaren Mitglieder als Märkische Ökonomische Gesellschaft zu Potsdam und 142 Zweigvereinen.	Berlin.

Gründungsjahr.	Bezeichnung des Vereins.	Sitz des Vereins.
1810	Pommersche ökonomische Gesellschaft, Zentral-Verein für die Regierungsbezirke Stettin und Cöslin; mit 44 Zweig- bezw. Neben-Vereinen.	Regenswalde, jetzt Stolp.
1818	Verein Nassauischer Land- und Forstwirte	Wiesbaden.
1850	eingeteilt in 6 Bezirksvereine,	
1873	Änderung der Statuten und Gliederung in 10 Bezirksvereine,	
1889	Neueinteilung des Vereinsgebietes in 18 Bezirks- bezw. Zweigvereine.	
1821	Landwirtschaftlicher Zentral-Verein für Littauen und Masuren; mit 87 landw. Kreis-, Zweig- und Ortsvereinen.	Insterburg.
1821	Landwirtschaftlicher Zentral-Verein für den Regierungsbezirk Kassel; mit 47 Zweigvereinen.	Kassel.
1822	Zentral-Verein Westpreußischer Landwirte; mit 82 Zweigvereinen.	Danzig.
1833	Niederrheinische landwirtschaftliche Verein	Bonn
1840	(erweitert als) Landwirtschaftlicher Verein für Rheinpreußen; mit 86 Lokal-Abteilungen bezw. Spezial-Vereinen.	Bonn.
1838	Baltischer Zentral-Verein zur Beförderung der Landwirtschaft; mit 28 Zweigvereinen.	Greifswald.
1842	Landwirtschaftlicher Zentral-Verein für den Netzedistrikt.	Bromberg.
	(Vereinigung desselben mit andern landwirtschaftlichen Vereinen als)	
1873	Landwirtschaftlicher Provinzial-Verein für Posen; mit 43 Zweigvereinen im Hauptverein für den Regierungsbezirk Posen und 32 Zweigvereinen im Zentral-Verein für den Netzedistrikt zu Bromberg.	Posen.
1842	Landwirtschaftlicher Zentral-Verein für Schlesien; mit 73 Zweigvereinen.	Breslau.
1842	Landwirtschaftlicher Zentral-Verein für die Provinz Sachsen und Anhalt; mit 103 Zweigvereinen; außerdem 8 Anhaltinische Vereine.	Halle a. S., früh. Magdeburg.
	(Außerdem hat sich der landw. Verein für das Herzogtum Gotha als Zweigverein angeschlossen.)	
1845	Ostpreußischer landwirtschaftlicher Zentral-Verein; mit 70 Zweigvereinen.	Königsberg i. Pr.
1848	Schleswig-Holsteinischer landwirtschaftlicher General-Verein; mit 112 Spezialvereinen.	Kiel.
1854	Landwirtschaftlicher Provinzial-Verein für Westfalen	Münster i. W.
1862	reorganisiert, (erweitert durch Zutritt des landwirtschaftlichen Hauptvereins für das Fürstentum Lippe-Detmold als)	
1881	Landwirtschaftlicher Provinzial-Verein für Westfalen und Lippe; mit 5 Hauptvereinen bezw. 21, 6, 20, 4, 27 Kreis- oder Lokal-Vereinen. Angeschlossen sind die 4 Lippeschen Vereine.	Münster i. W.

2. Landwirtschaftliche Zentral-Vereine im nichtpreußischen Deutschland.

Gründungsjahr.	Bezeichnung des Vereins.	Sitz des Vereins.
1764	Leipziger Ökonomische Sozietät.	Leipzig.
1817	Ökonomische Gesellschaft im Königreich Sachsen.	Dresden.
1843	Landwirtschaftlicher Haupt-Verein für das Königreich Sachsen. Hieraus hervorgegangen der	Dresden.
1872	Landes-Kultur-Rat für das Königreich Sachsen (Behörde)	Dresden,
1878	neue „Grundzüge" desselben. (Die Verbindung sämtlicher [546] Lokalvereine unter einander und mit dem Ministerium des Innern wird durch 5 Kreisvereine vermittelt. Sämtliche einem dieser Kreisvereine sich anschließende Spezialvereine bilden den Kreisverein.)	
1798	Mecklenburgische Landwirtschafts-Gesellschaft. (Erweiterung als)	Rostock.
1817	Mecklenburgischer patriotischer Verein für Ackerbau, Industrie und sittliche Kultur; mit 24 Distrikts-Vereinen.	Rostock.
1810	Landwirtschaftlicher Verein in Bayern mit dem General-Komitee in München und 8 Kreis-Komitees (für die 8 Regierungsbezirke).	München.
1817	Landwirtschaftlicher Verein des Königreichs Württemberg; Königliche Zentralstelle für die Landwirtschaft, letztere als Behörde. (Der landwirtschaftliche Verein, welcher seine Gesamtvertretung in der „Zentralstelle" hat, zerfällt in 12 Gauverbände mit 64 Bezirks-Vereinen.)	Stuttgart.
1818	Oldenburgische Landwirtschafts-Gesellschaft; mit 50 „Abteilungen".	Oldenburg.
1824	Landwirtschaftlicher Verein im Großherzogtum Baden; mit 67 Bezirksvereinen, von denen je 4—10 zu einem Gauverbande gruppiert sind.	Karlsruhe.
1832	Zentralstelle für die landwirtschaftlichen Vereine des Großherzogtums Hessen.	Darmstadt.
1888	Reorganisation in der Weise, daß eine „Großherzogliche Obere landwirtschaftliche Behörde" gebildet wurde. Der landwirtschaftliche Verein besteht aus den 3 Provinzialvereinen für Starkenburg, Oberhessen und Rheinhessen, mit zusammen 25 Bezirksvereinen.	
1822	Land- und forstwirtschaftlicher Zentral-Verein im Herzogtum Braunschweig; mit 22 Amtsvereinen.	Braunschweig.
1857	Landwirtschaftlicher Verein der Hamburger Marschlande und Umgegend.	Hamburg.
1862	Landwirtschaftlicher Verein.	Lübeck.
1865	Landwirtschaftliche Zentralstelle für das Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach; mit 5 Hauptvereinen in den 5 Verwaltungsbezirken.	Weimar.

Gründungsjahr.	Bezeichnung des Vereins	Sitz des Vereins.
1872	Landwirtschaftlicher Verein kleiner Landwirte in Mecklenburg-Schwerin; mit 47 Lokalvereinen, gegliedert in 7 Kreisvereine.	Rostock.

Außerdem bestehen noch kleinere Hauptvereine für Mecklenburg-Strelitz zu Neubrandenburg; für Sachsen-Koburg-Gotha zu Koburg bezw. Gotha; für Sachsen-Meiningen-Hildburghausen zu Meiningen, Hildburghausen, Sonneberg, Saalfeld und Kamburg; für Sachsen-Altenburg zu Altenburg; für Schaumburg-Lippe zu Stadthagen; für die Fürstentümer Schwarzburg-Sondershausen, Schwarzburg-Rudolstadt, Reuß-Greiz, Reuß-Schleiz; für Waldeck und Pyrmont zu Arolsen; für Bremen und für Unterelsaß, Oberelsaß und Lothringen.

Die Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft zu Berlin hat sich am 11. Dezember 1885 konstituiert; sie zählt jetzt rund 6000 Mitglieder. (J.)

95. Die landwirtschaftlichen Genossenschaften.

„Redlich verdient", sagt der Bauer mit Recht, wenn er den Erlös für sein Korn oder sein Stück Vieh in die Tasche schiebt, und dabei die blanken Goldstücke wohlgefällig durch die Finger gleiten läßt. Ja, es ist etwas schönes um so ein Goldstück, das meist nur selten bei ihm einkehrt und noch weniger bei ihm stand hält, und wie mancher Schweißtropfen hängt daran, bis es endlich so blank geputzt vor ihm auf dem Tische liegt!

Er hat allerdings auf mehr gerechnet, aber die Preise sind wieder gefallen; dazu kommen dann noch die vielerlei Kosten, welche entstehen, wenn man einmal verkaufen will. Was hebt da nicht alles die Hände auf um ein Trinkgeld, und wie viele glauben, an dem Bauern einen leichten Verdienst machen zu dürfen, wo er doch selbst so schwer verdienen muß! Er hat verschiedene Einkäufe zu machen und hält sich dabei an die kleinen Krämer und Höker, weil er sich scheut, in einen großen Laden zu gehen. Aber gerade hier bekommt er häufig schlechte Ware um einen hohen Preis. Von allen Seiten ist der Bauer von schlauen Geschäftsleuten umringt, welche sich seine Unwissenheit und Gleichgültigkeit zu Nutzen machen wollen, und leider wird er gar oft das Opfer ihrer Überredungskunst, und seine Lust, möglichst billig zu kaufen, führt ihn in die Hände gewissenloser Kaufleute, welche ihm die allergeringste Ware aufhängen. Wir haben schon häufig Gelegenheit gehabt, das Talent solcher Verkäufer zu bewundern, welche, die Schwächen ihrer Kundschaft auf das Genaueste kennend, die Eitelkeit dieser durch Aufmerksamkeiten und Schmeicheleien zu reizen, ihr Mißtrauen durch biederes und schlichtes Benehmen zu beschwichtigen wissen.

Es ist merkwürdig, wie viele oft ganz müssige Menschen uns auf dem Lande begegnen, die auf den Geldbeutel und die Unkenntnis des Bauern spekulieren. Da zechen in einem Wirtshause die „Schmuser" und trinken mit den Bauern auf einen in Aussicht stehenden Pferde- oder Hofhandel; dort weiß der „Hofschlachter" die um ihn versammelten Bauern durch einen

Trunk zu reizen, um ihnen Güter auf Ziel aufzuschwatzen, die sie dann um die Hälfte teurer bezahlen müssen, als wenn sie solche aus erster Hand gekauft hätten; und dort giebt der Hausierer, der es auf die Frauen und Dienstboten abgesehen hat, dem Handelsjuden die Thürklinke in die Hand, der alles brauchen kann und keinen Handel ohne eine Dreingabe von einem Sack Hafer oder irgend einem brauchbaren Gegenstande abschließt. Nun naht auch schon der hausierende Schlachter, welcher die Unkenntnis des Bauern bezüglich der laufenden Marktpreise und der Wertschätzung der Tiere benutzt, um ihm ein Stück unter dem wahren Werte abzuschwatzen. —

Wenn das Sprichwort: „Hat der Bauer Geld, so hat's die ganze Welt" neuerdings wieder in Schwung gekommen ist, so dürfte man kecklich hinzusetzen: „so übervorteilt ihn auch die ganze Welt"; freilich giebt es leider auch Bauern, welche der Lust des Übervorteilens anderer nicht widerstehen können, in der Regel sind sie aber doch selbst die Betrogenen. —

Mit den obigen Ausführungen soll der Stand der ehrenhaften Kaufleute, welche nach richtigen Geschäftsgrundsätzen handeln, durchaus nicht angegriffen werden; wer aber die Verhältnisse genau kennt, wird wissen, wie viele unlautere Elemente es giebt, welche den sauer verdienten Pfennig des Bauern in die eigene Tasche spielen möchten. Wenn wir sehen, wie viele derartige Schmarotzer das kleinste Landstädtchen beherbergt, müssen wir staunen über die hohe Steuer, welche sich hier der Bauernstand auferlegen läßt.

Diesen Übelstand haben wahre Bauernfreunde längst erkannt und ihre Berufsgenossen aus den Banden dieser Spekulanten zu befreien gesucht, welches Streben auch schon bereits schöne Früchte getragen hat. Sie haben die Bauern zu dem auf das einzig richtige Mittel, nämlich auf die Selbsthilfe verwiesen, durch welche zugleich die Fähigkeiten der einzelnen und das gegenseitige Zutrauen der Standesgenossen gehoben werden.

Die „Einigkeit und Selbsthilfe" der Landwirte ist besonders in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts für sie auch deshalb ein so dringendes Bedürfnis, weil die Konkurrenz, hervorgerufen durch hochentwickelte Verkehrsverhältnisse, welche die Erzeugnisse der Landwirtschaft aus allen Ländern, auch den billiger produzierenden, auf den Weltmarkt führt, bewirkt hat, daß der Preis der Produkte nunmehr fast vollständig unabhängig ist von den Herstellungskosten derselben. Letztere sind aber in den alten Kulturstaaten Europas, entsprechend den gesteigerten Lebensbedürfnissen auch der arbeitenden Klassen, nicht geringer, sondern größer geworden. Abgesehen davon aber wurden und werden, hervorgerufen durch andere Umstände, gerade auf die Schultern der Landwirtschaft durch Staat und Kommune Lasten gelegt, welche sie hart bedrücken und viele ihrer nicht ganz feststehenden Einzelexistenzen schwer bedrohen. So entwickelte sich in nicht wenigen Gegenden des deutschen Vaterlandes ein gewisser landwirtschaftlicher Notstand, dessen Hebung nicht nur im Interesse des davon betroffenen Gewerbes, sondern vor

allem auch in dem des gesamten Staatswesens liegt. Dies hat zu geschehen nicht nur durch einen gesunden Schutz der Landwirtschaft mittelst einer gesunden Gesetzgebung, sondern vor allem auch durch die Landwirte selbst mittelst eines den veränderten Verhältnissen anzupassenden Betriebes und durch festen Zusammenschluß aller Gewerbsgenossen zur gemeinsamen Interessen-Vertretung.

Dafür ist die Genossenschaft die geeignetste Form.

Es soll nicht geleugnet werden, daß im Laufe der letzten zwanzig Jahre nach dieser Richtung bereits Manches geschehen ist, zuerst und besonders in Süd- und Mitteldeutschland mit vorwiegendem Kleingrundbesitz. Seitdem die landwirtschaftlichen Vereine ihre Aufgabe nicht nur in der Beratung und Inangriffnahme rein technischer Fragen erblicken, sondern sich mehr und mehr auch der Erörterung volkswirtschaftlicher Gegenstände unterziehen, ist es auch auf dem Gebiete des ländlichen Genossenschaftswesens besser geworden. Gerade diese Vereine sind in den allermeisten Fällen die Geburtsstätte der geschäftlichen Vereinigungen und (später) der Genossenschaften geworden. Für die verschiedensten Zwecke im landwirtschaftlichen Betriebe bildete man zunächst lose, sog. „freie" Vereinigungen, welche nach Abwickelung des Geschäftes ihre Aufgabe erfüllt hatten; so z. B. zum Ankaufe von Saat-, Futter- und Düngemitteln, ferner von Rassevieh u. s. w. Andere Gewerbskreise hatten schon lange vor dieser Zeit festgebildete Genossenschaften aufzuweisen; erst ganz allmählich und verhältnismäßig recht spät fingen die Landwirte an, solches Vorgehen, ihren eigenartigen Verhältnissen angepaßt, nachzuahmen: ein planmäßiges Vorgehen hierin datiert erst aus der Zeit bald nach Wiederaufrichtung des deutschen Reiches, Anfang der siebenziger Jahre.

Als der Vater der genossenschaftlichen Bewegung, wenn zunächst auch nicht für rein landwirtschaftliche Kreise, ist Schulze-Delitzsch (geb. 1808 zu Delitzsch in der Provinz Sachsen und gestorben 1883 zu Potsdam) zu bezeichnen. Das erste, dringendste Bedürfnis, welchem er abhelfen wollte, war das Kreditbedürfnis, durch Errichtung zahlreicher, auf Solidarhaft begründeter Vorschußvereine (zuerst in Delitzsch Mitte der 50er Jahre) konnten die Mitglieder Darlehne erhalten, die ihren Verhältnissen entsprachen, ohne ein anderes Pfand zu besitzen, als Arbeitskraft, Arbeitslust und moralische Zuverlässigkeit Tausenden von Arbeitern und Handwerkern ist dadurch geholfen worden und mehr als 2000 Kreditgenossenschaften dieser Art bestehen in Deutschland. Durch die bald nachfolgende Einrichtung von „Rohstoffgenossenschaften" wurde den Mitgliedern möglich gemacht, die Materialien und Werkzeuge, welche sie bei ihrer Arbeit brauchten, im großen anzukaufen und dadurch billiger und besser als bisher zu beziehen. Die einzelnen Genossenschaften thaten sich zu Verbänden zusammen und diese bildeten nun eine noch größere Kapitalmacht und noch größere Garantien für den Verkäufer. So wurde auf dem ersten Vereinstage deutscher Vor-

schußvereine zu Weimar 1859 an Schulze-Delitzsch die Leitung der Zentralbureaus übertragen und er blieb Leiter der Anstalt des Genossenschafts-Verbandes bis zu seinem Tode.

Lange nachdem das Genossenschaftswesen in den industriellen und Handwerker-Kreisen bedeutende Ausdehnung gewonnen hatte, suchten auch die Landwirte Vorteil daraus zu ziehen. In der Bildung von Genossenschaften, welche auf das Gesetz beruhten, gingen die Landwirte der Rheinprovinz voran. Eine wesentliche Förderung und Stütze fand solches Vorgehen in dem Erlaß des ersten Genossenschaftsgesetzes in Deutschland, nämlich dasjenige für Preußen, welches vom 27. März 1867 datiert, und das bald darauf als Norddeutsches Bundesgesetz erweitert wurde, datiert vom 4. Juli 1868. (Wesentlich verändert ist dasselbe als Reichsgesetz unterm 1. Mai 1889 erlassen und am 1. Oktober desselben Jahres in Kraft getreten.) Anfang der 70er Jahre gingen die Landwirte im Großherzogtum Hessen mit der Gründung von Konsumvereinen vor; bereits im Jahre 1873 traten 15 derselben zu einem Verbande zusammen, und von 1874 ab entstanden jährlich neue Konsum- und Kreditvereine.

Etwa 10 Jahre vor dieser rheinischen und hessischen Konsumvereinsbewegung hatte der Bürgermeister Raiffeisen (geb. 1818, gest. 1888) den ersten Darlehnskassenverein, und zwar zu Heddesdorf bei Neuwied (Rheinpreußen), im Jahre 1864 begründet, im Zweck eins mit Schulze, in den Mitteln zur Erreichung dieses Zweckes jedoch von ihm abweichend. Die von Raiffeisen 1866 herausgegebene Schrift besprach die Grundsätze für Errichtung ländlicher Kreditvereine „als Mittel zur Abhilfe der Not der ländlichen Bevölkerung". Er hatte also von Anfang an in erster Linie die ländlich-bäuerliche Bevölkerung im Auge, während Schulze, zwar nicht ausgesprochenermaßen, aber wohl thatsächlich in erster Linie die gewerblichen Kreise in Betracht zog. —

Ehe wir zur Darstellung des Wesens und der Ausbreitung der wichtigsten Formen des ländlichen Genossenschaftswesens übergehen, sei über diese Formen selbst eine kurze Übersicht gegeben.

Für die einschlägigen Verhandlungen des Landes-Ökonomie-Kollegiums (1888) haben wir s. Z., mit spezieller Berücksichtigung der norddeutschen Verhältnisse, die folgende Übersicht entworfen („Jahresbericht der Königlichen Landwirtschaftsgesellschaft zu Hannover für 1887", S. 62):

A. Produktions-Genossenschaften (und anderweitige Vereinigungen) zur Förderung einer besseren und billigeren Produktion und einer besseren Verwertung der Produkte.

1. Molkerei-Genossenschaften (gemeinschaftliche Molkereien).
2. Viehzucht-Vereine (Rindvieh, Pferde, Schweine, Geflügel, Bienen).
3. Hengsthaltungs-Genossenschaften.
4. Stierhaltungs-Genossenschaften und Bullenstationen.
5. Eberhaltungs-Genossenschaften.
6. Fischerei-Genossenschaften.

7. Vieh-Verkaufs-Genossenschaften, Schlacht-Genossenschaften.
8. Saatgetreide-Verkaufs-Genossenschaften.
9. Obstverwertungs-Genossenschaften, z. T. mit Konservenfabriken.

B. Konsumtions-Genossenschaften (und anderweitige Vereinigungen) zur Förderung eines billigeren Bezuges besserer für den Wirtschaftsbetrieb erforderliche Hülfsmittel aller Art.

1. Landwirtschaftliche Konsumvereine für den Ankauf von Dungstoffen, Futtermitteln, landwirtschaftlichen Saaten und sonstigen Hülfsmitteln für den landwirtschaftlichen Betrieb.
2. Vereinigung zur Anschaffung landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte; auch der Bezug durch die landwirtschaftlichen Vereine.
3. Gemeinschaftlicher Ankauf von Zuchtvieh durch die landwirtschaftlichen Vereine oder durch besondere Vereinigungen.

C. Meliorations- und Waldbau-Genossenschaften.

1. Ent- und Bewässerungs-Genossenschaften; auch Wiesen-Genossenschaften.
2. Waldbau-Genossenschaften und ähnliche Vereinigungen.

D. Vereinigungen (auf Gegenseitigkeit) zur Versicherung gegen Feuer- und Hagelschäden, sowie gegen Viehsterben. (Gilden u. s. w.)

1. Feuerversicherungsverbände.
2. Hagelversicherungsverbände.
3. Viehversicherungsgesellschaften, Kuhladen, Pferdegilden, Schweinegilden, Bienenschutzvereine und Ähnliches.

E. Kredit-Genossenschaften, Kreditkassen und -Vereine zur Erleichterung des Sparens und der Entleihung von Geld.

1. Landschaftliche Kreditinstitute; „Landschaften".
2. Spar- und Leihkassen (seitens der Kreise, anderer kommunaler Verbände, Privaten.)
3. Kredit-Genossenschaften (Spar- und Vorschußkassen oder -Vereine) nach Schulze-Delitzsch.
4. Raiffeisen'sche Spar- und Darlehnskassen-Vereine, z. T. mit ländlichen Zentralkassen als Mittelpunkt derselben.

In hohem Grade ist das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen in der Provinz Schleswig-Holstein ausgebildet. Ende 1890 waren dort 186 eingetragene Genossenschaften vorhanden, davon 184 mit unbeschränkter, 1 mit beschränkter Haftpflicht und 1 mit unbeschränkter Nachschußpflicht. Es sind: 1 Vorschuß-Genossenschaft, 143 Meierei-Genossenschaften, 1 Obst-Genossenschaft, 1 Wald-Genossenschaft, 1 Fischerei-Genossenschaft, 1 Saatkorn-Genossenschaft und 38 Konsum-Genossenschaften. Hiervon haben ihren Sitz

in Schleswig:	35	Meierei-Gen.,	14	Konsum-Gen.,	1	sonstige Gen.
„ Holstein:	98	„	22	„	4	„
„ Lauenburg:	5	„	1	„	—	„
im Hamburger Gebiet:	1	„	1	„	—	„
im Lübecker Gebiet:	4	„	—	„	—	„

zusammen also: 143 Meierei-Gen., 38 Konsum-Gen., 5 sonstige Gen.

1) Molkerei-Genossenschaften. In keiner Provinz Preußens, überhaupt in keinem Lande (Dänemark eingeschlossen), hat das Prinzip gemeinsamer Verarbeitung der in kleineren Wirtschaften erzeugten Milch von einer Sammelstelle so allgemeine Anwendung gefunden, wie in Schleswig-Holstein. Die ersten Einrichtungen dieser Art wurden alsbald nach der Befreiung dieses Landes von der Dänenherrschaft (1865 und 1866) im nördlichen Schleswig, Sundewitt, Alsen und Angeln ausgeführt und zwar in der Form. sog. Sammel-Molkereien. Entweder waren es sog. Holländer, welche auf eigene Kosten ein Meiereigebäude nebst Einrichtung herstellten, oder (in selteneren Fällen) ein Milchviehbesitzer, Landwirt, baute auf eigene Rechnung die Meierei, und in beiden Fällen verpflichtete sich eine gewisse Anzahl von Landwirten auf eine bestimmte Anzahl von Jahren, die Milch unter gewissen Bedingungen an diese Sammelstelle zu liefern. Der Preis wurde entweder für die einzelnen Jahreszeiten festgelegt, oder er richtete sich nach dem höchsten Butterpreis der Hamburger Börsennotierung in der Weise, daß in der Regel der 13. Teil dieses Preises für ein Liter Milch bezahlt wurde. Die Pachtzeit betrug meistens 10 Jahre, während welcher langen Zeit die Landwirte zur Milchlieferung an eine bestimmte Persönlichkeit kontraktlich gebunden waren, was oft zu Differenzen führte. Im Mittel wurde die Milch von 200—350 und 400 Kühen an eine Meierei geliefert. Besonders in den Jahren 1872 bis 1876 wurden derartige Sammel-Meiereien, besonders im Schleswigschen, eingerichtet. Die meisten derselben sind im „Norddeutschen Landwirt" Kiel, Jahrg. 1877, vom Unterzeichneten beschrieben worden.

Während diese Sammel-Molkereien zuerst die Milch nach dem Svartz'schen Kaltwasser- bezw. Eisverfahren entrahmten, entstand durch die Erfindung der Milchschleuder (Centrifuge) von Lefeldt in Schöningen hierin eine vollständige Revolution, welche auf die gemeinsame Verarbeitung der Milch von durchgreifendem Einfluß gewesen. Seit der Einführung des „Milchcentrifugierens" bildeten sich eingetragene Genossenschaften, die vorher nur ganz vereinzelt, (z. B. im Hildesheim'schen) vorhanden waren. Die erste deutsche Centrifugen-Molkerei als eingetragene Genossenschaft wurde von L. Block und dem Unterzeichneten durch Vereinigung mehrerer Landwirte der Umgegend in der Stadt Kiel dort errichtet, mit der ersten wirklichen Betriebs-Centrifuge („Schwabsystem") von Lefeldt ausgestattet und im Jahre 1877 eröffnet. Seitdem hat (in 12—13 Jahren) die Zahl der gemeinsamen Molkereien sich außerordentlich vermehrt. Am Ende des Jahres bestanden in Schleswig-Holstein etwa 400 gemeinschaftliche Meiereien, darunter 143 Meierei-Genossenschaften e. G. und die übrigen als sog. freie Genossenschaften (Sammel-Meiereien). Von den 143 eingetragenen Genossenschaften befinden sich 35 in Schleswig, 98 in Holstein, 5 in Lauenburg, 1 auf Hamburger und 4 auf Lübecker Gebiet. In sämtlichen gemeinschaftlichen Meiereien waren derzeit im ganzen 16 217 Personen, und zwar 12 640 als Genossenschafter und 3 577 als Milchlieferanten beteiligt. Die Anzahl der Kühe, deren Milch

verarbeitet wird, beträgt 126 381. Nach der Viehzählung von 1883 sind in der Provinz 412 381 Kühe und nach der im Jahre 1880 veranstalteten Zählung 124 592 viehbesitzende Haushaltungen vorhanden. Die Milch von 30,6 pCt. der in der Provinz vorhandenen Kühe wird demnach in genossenschaftlichen und Sammelmolkereien verarbeitet, während 13 pCt. der viehbesitzenden Haushaltungen an diesen Unternehmungen beteiligt sind.

In der Provinz Hannover begann die Errichtung der gemeinsamen Milchverarbeitung und -Verwertung in der Hildesheimer Gegend im Jahre 1876 (Soßmar). Seitdem haben sich auch in dieser Provinz zahlreiche Genossenschaften, mit Vollbetrieb bezw. mit sog. beschränktem Betrieb (mit Rückgabe der entrahmten und Butter-Milch an die Lieferanten) gebildet. Am wenigsten zahlreich sind dieselben in den Regierungsbezirken Stade und Ostfriesland vertreten; die größte Mehrzahl der 120 im Hannoverschen im Jahre 1890 bestehenden Genossenschaften (davon 95 eingetragen) sind in den Jahren 1884 bis 1889 errichtet worden. Innerhalb der Provinz haben sich Molkerei-Verbände für den Regierungsbezirk Hannover (1889) für den landwirtschaftlichen Hauptvereinsbezirk Hildesheim (1888) und für das Fürstentum Osnabrück (1889) gebildet.

Im Herzogtum Oldenburg begann die Errichtung von Genossenschafts-Molkereien Anfang der 80er Jahre; 1886 schlossen sich 9 Meiereien zu dem „Oldenburger Meiereiverband" zusammen, welcher hauptsächlich einen besseren Absatz der Butter bezweckte. Im Jahre 1889 umfaßte der Verband 26 Meiereien, denen $15^1/_2$ Millionen Liter Milch aus 2224 landwirtschaftlichen Betrieben im genannten Jahre geliefert wurde.

Der Ostholsteinische Meiereiverband wurde zwecks besseren Butterverkaufs im Jahre 1886 von 18 Meiereibesitzern mit reichlich 3000 Kühen begründet. Der Verband hält regelmäßige Butter-Auktionen in Hamburg ab und veröffentlicht die erzielten Preise. — Für Westfalen und Lippe wurde 1889 ein Molkereiverband errichtet. — In Mecklenburg waren 1889 zusammen 91 gemeinschaftliche Meiereien (darunter 24 Genossenschafts-Meiereien) in Betrieb, davon 52 auf den Rittergütern, 23 auf den Domanium und 16 in den Städten. Ein Meiereiverband für Mecklenburg und Pommern hat sich 1889 gebildet. — Der hessische Molkereiverband hat sich ebenfalls 1889 (mit 16 Molkereien) konstituiert. Außerdem bestehen noch Verbände in Westpreußen, Ostpreußen, Thüringen u. a. m. In Schleswig-Holstein haben seit Inkrafttreten des neuen Genossenschafts-Gesetzes (1. Oktober 1889) mehrere Molkerei-Genossenschaften (besonders auf dem Lande) mit unbeschränkter Haftpflicht in Genossenschaften mit beschränkter Haftpflicht sich umgewandelt. — Der „Vereinigung der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften" gehörten 1889 an: in Preußen 506 (davon in Schleswig-Holstein 288), im übrigen Deutschland 107, zusammen also 613 Molkerei-Genossenschaften. Doch liegen nicht von allen derselben bezügliche Angaben vor.

2. Landwirtschaftliche Konsumvereine. Bereits Ende der 60er Jahre bildeten sich in Schleswig-Holstein freie Vereinigungen unter den Landwirten zum gemeinsamen Ankauf von Klee- und Grassaaten, Kraftfutterstoffen und künstlichen Düngemitteln. Diese „freien" Genossenschaften lösten sich auf, sobald das betreffende Jahresgeschäft abgewickelt war. Die Anzahl mehrte sich durch die anfangs der 70er Jahre unter Beihülfe des Unterzeichneten als Vorstand der Kieler Samen-Kontrollstation und Herausgebers des „Norddeutschen Landwirtes" begründeten Saat-Ankaufs-Genossenschaften. Von Anfang der 80er Jahre an finden sich dort zumeist eingetragene Genossenschaften, von denen sich 17 im Jahre 1884 zu einem „Verband landwirtschaftlicher Konsumvereine des schleswig-holsteinischen landwirtschaftlichen Generalvereins zu Kiel" zusammenschlossen (393 Mitglieder); 1886 umfaßte der Verband bereits 37 Vereine mit 1000 Mitgliedern und einem Jahresumsatz von Mk. 445 000. Ende 1890 waren in Schleswig 14 und Holstein 22, Lauenburg 1 und Hamburger Gebiet 1, zusammen also 38 angeschlossen. — In Oldenburg entstanden 1881 die ersten landwirtschaftlichen Konsumvereine, deren 17 im folgenden Jahre einen Verband bildeten. Dieser Verband umfaßte 1888 bereits 39 Vereine mit 1453 Mitgliedern. — In Hessen-Darmstadt bestehen seit vielen Jahren derartige Vereine, 1888 bereits 160; in Baden bildeten 11 Vereine einen Verband, der 1886 schon 139 Vereine umfaßte; die Rheinpfalz zählte bereits 1885 einen Verband mit 29 Vereinen. Die Rheinprovinz erfreut sich eines sehr bedeutenden genossenschaftlichen Verbandes, in dem die Darlehnskassen einen wichtigen Faktor ausmachen. — In der Provinz Hannover sind die landwirtschaftlichen Konsumvereine besonders im Hildesheim'schen und Osnabrück'schen vertreten, vereinzelt auch in den Regierungsbezirken Hannover und Lüneburg, sowie im Göttingen'schen. Ostfriesland hat seit Mitte der 80er Jahre seine landwirtschaftliche „Zentral-Ankaufsstelle". — Landwirtschaftliche Konsumvereine als eingetragene Genossenschaften befanden sich Ende 1889 in Deutschland 975, davon in der Provinz Hannover 40 Konsumvereine. Die Hannoverschen landwirtschaftlichen Genossenschaften haben sich 1889 zu einem „Verband" zusammengeschlossen. Dieser Verband hat sich in der „Landesgenossenschaftskasse, eingetr. Gen. mit beschränkter Haftpflicht" zu Hannover ein eigenes Zentral-Kreditinstitut geschaffen.

Der „Vereinigung der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaft" waren 1889 bekannt im ganzen 725 Konsumvereine als eingetragene Genossenschaften, davon 154 in Preußen (Rheinland 39, Schleswig-Holstein 43), und 571 im übrigen Deutschland (Bayern 84, Baden 287, Hessen 134, Oldenburg 42). Im gleichen Jahre waren 9 Verbände landwirtschaftlicher Konsumvereine in Deutschland vorhanden.

3. Die Kreditgenossenschaften (ländliche Kreditvereine, Darlehnskassen-Vereine ꝛc.). Ihre Anzahl bezifferte sich für Deutschland im Jahre

1889 auf rund etwa 1200, davon gehörten der „Vereinigung der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften" 1162 an, welche in 7 Verbänden vereinigt sind. Nur für den Geschäftsverkehr der Genossenschaften bestimmte und diesen selbst als Genossen gehörige Zentralbanken bestehen: die 1883 errichtete landwirtschaftliche Genossenschaftsbank zu Darmstadt, die 1886 errichtete Zentral-Darlehnskasse in Neuwied, die 1884 errichtete ländliche Zentralkasse in Münster, die 1889 errichtete „Landesgenossenschaftskasse" zu Hannover.

Über die Anfänge der Kreditbildung durch Schulze-Delitzsch und Bürgermeister Raiffeisen haben wir bereits oben berichtet. Während Schulze Mitte der 50er Jahre die ersten Vereine gründete, bildete Raiffeisen 1864 den ersten Darlehnsverein. Die Rheinprovinz ging hier sehr energisch vor; ihr folgte Westfalen, wo 1883 die ersten Raiffeisen'schen Vereine entstanden und jetzt weit über 100 Vereine ihre segensreiche Wirksamkeit entfalten. In der Provinz Hannover sind erst seit 4—5 Jahren derartige Vereine begründet; z. Zt. sind dort 66 Spar- und Darlehnskassen-Vereine nach Raiffeisen mit 10 632 141 Mark Umsatz vorhanden, wovon 52 der Landesgenossenschaftskasse zu Hannover angeschlossen sind. — Der Verband landwirtschaftlicher Kreditgenossenschaften in Baden umfaßte 1888: 78 Einzelvereine mit 9 728 Mitgliedern; der Verband für Württemberg reichlich 170 Einzelvereine.

Durch das Reichsgesetz über die Erwerbs- und Wirtschafts-Genossenschaften vom 1. Mai 1889 ist die ganze ländliche Genossenschaftsbildung auf eine feste Grundlage gestellt. Nach diesem Gesetze können die Rechte einer „eingetragenen Genossenschaft" erwerben: Vorschuß- und Kreditvereine, Rohstoffvereine, Verkaufs-Genossenschaften, Produktiv-Genossenschaften, Konsumvereine, Vereine zur Anschaffung von Gegenständen des landwirtschaftlichen oder gewerblichen Betriebes und zur Benutzung derselben auf gemeinschaftliche Rechnung und endlich Vereine zur Herstellung von Wohnungen (§ 1).

Die Genossenschaften können entrichtet werden (§ 2):

a) dergestalt, daß die einzelnen Mitglieder (Genossen) für die Verbindlichkeiten der Genossenschaft dieser sowie unmittelbar der Gläubiger derselben mit ihrem ganzen Vermögen haften („eingetragene Genossenschaft mit unbeschränkter Haftpflicht");
b) dergestalt, daß die Genossen zwar mit ihrem ganzen Vermögen, aber nicht unmittelbar den Gläubigern der Genossenschaft verhaftet, vielmehr nur verpflichtet sind, der letzteren die zur Befriedigung der Gläubiger erforderlichen Nachschüsse zu leisten („eingetragene Genossenschaft mit unbeschränkter Nachschußpflicht");
c) dergestalt, daß die Haftpflicht der Genossen für die Verbindlichkeit der Genossenschaft sowohl dieser wie unmittelbar den Gläubigern gegenüber im Voraus auf eine bestimmte Summe beschränkt ist („eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht").

Die Anwaltschaft der „Vereinigung der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften“ (Kreisrat Haas zu Offenbach a. M.) hat Musterstatuten für landwirtschaftliche Genossenschaften ausgearbeitet: für Zentralgenossenschaften (Verbände); für Spar- und Darlehnskassen-Vereine; für landwirtschaftliche Konsumvereine und für Molkerei-Genossenschaften. Für die Verbände ist nur die „beschränkte“ Haftpflicht vorgesehen, im übrigen sind Entwürfe von Statuten mit Berücksichtigung der Vollhaft, als aus der Teilhaft ausgearbeitet worden. — Für die Einrichtung ländlicher Spar- und Darlehnskassenvereine ist das Buch von Kirchner und Dr. Faßbender in Münster als vollständige Anleitung zu empfehlen: „Die ländlichen Spar- und Darlehnskassenvereine“ nach Raiffeisens System. 2. Auflage, Münster i. W. 1890 Theissing'sche Buchhandlung. — Für die Genossenschaften mit beschränkter Haftpflicht empfiehlt sich das Büchlein vom Ausschuß der Vereinigung der Steuer- und Wirtschafts-Reform (Graf von Mirbach) „Musterstatuten für Absatz-Genossenschaften, Konsumvereine und Vorschuß- und Kreditvereine“, sämtlich mit beschränkter Haftpflicht. Berlin 1889, Franz Vahlen. (J.)

96. Die genossenschaftliche Pferdeversicherung in Ostfriesland.

Ostfriesland erfreut sich wie das benachbarte Oldenburg einer rentablen und stark betriebenen Pferdezucht, die sich in der Hand bäuerlicher Züchter befindet. Das gezüchtete Pferd, ein starker eleganter Karossier, ist von relativ hohem Wert. Dieser Produktionszweig bringt der Landwirtschaft der deutschen Nordseestriche lohnende Einnahme und wird demselben deshalb auch seitens aller Beteiligten, wie der landwirtschaftlichen Vereine, ein reges Interesse gewidmet. In Ostfriesland, 52 Quadratmeilen umfassend, von denen etwa $^1/_8$ auf unkultivierte Haide und Moorland entfallen, werden durchschnittlich 5000 Stuten im Jahre dem Hengste zugeführt, eine Zahl, die auf gleicher Fläche kaum von einem anderen Bezirke des Reiches erreicht werden dürfte. Dementsprechend sind die Aufwendungen, welche der landwirtschaftliche Hauptverein für Ostfriesland der Pferdezucht widmet, recht erheblich. Es gelangten in den letzten Jahren etwa Mk. 14 000 jährlich zur Fesselung hervorragender Zuchttiere zur Verwendung, der Art, daß den Besitzern hohe Prämien über bestimmte Zuchtverpflichtungen gelegentlich der Hengst- und Stutenkörungen verliehen werden.

Der Umstand, daß die bäuerlichen Züchter, im Falle ihnen für ein wertvolles, zur Zucht geeignetes Pferd vom Händler ein hohes Gebot gemacht wird, dieses Gebot nicht selten annehmen, weil sie die Gefahr des Verlustes durch Tod dem augenblicklichen Gewinne gegenüberstellten und keine Möglichkeit hatten, sich gegen diese Gefahr in angemessener Weise zu schützen, führte zunächst in Oldenburg, demnächst in Ostfriesland (in neuester Zeit auch im Herzth. Altenburg) zur Errichtung von Versicherungs-Genossenschaften, die sich im großen Ganzen recht bewährt haben und denen der

landwirtschaftliche Hauptverein für Ostfriesland seine beständige Aufmerksamkeit zuwendet. Nachdem die ältesten der ostfriesischen Genossenschaften, die sich immer auf einen begrenzten Bezirk beschränken, in dem die einzelnen Mitglieder sich mehr oder weniger persönlich kennen, auf eine neunjährige Thätigkeit zurückblickt, läßt sich eine Übersicht über die erzielten Ergebnisse gewinnen und ein Vergleich mit der Versicherung bei großen Versicherungs-Gesellschaften anstellen.

Es bestehen in Ostfriesland zur Zeit eine Hengstversicherungs-Genossenschaft und sechs Stutenversicherungsvereine. Bis auf einen Kreis, der vorwiegend aus Moor und Heide besteht, umfassen diese Gegenseitigkeitsversicherungen das ganze Hauptvereinsgebiet. Im letzten Betriebsjahre waren bei demselben versichert 38 Zuchthengste zum Werte von Mk. 128 300 — die Versicherungssumme des Hengstes darf Mk. 6000 nicht übersteigen — und 815 Zuchtstuten zum Werte von Mk. 554 370. Von den Besitzern der im Lande zur Zucht benutzten Pferde, durchschnittlich 50 Privathengsten, neben denen nur wenige königliche Beschäler thätig sind, und 5000 Stuten, ist also immerhin erst ein Bruchteil der Versicherung beigetreten, doch ist nach Maßgabe der bisherigen Erfahrungen eine allmähliche Steigerung der Beteiligung mit Sicherheit zu erwarten. Bei recht geringen Verwaltungskosten — Gehälter werden nicht gezahlt, sondern nur die baren Auslagen erstattet — bleibt die zu zahlende Versicherungsprämie weit hinter den von großen Anstalten erhobenen Beiträgen zurück, ganz abgesehen von der großen Annehmlichkeit, vollständig gesichert zu sein vor jahrelangen Nachzahlungen, die den bei manchen großen Versicherungsanstalten Versicherten im Falle eines Zusammenbruches erfahrungsgemäß bedrohen, und der weiteren Annehmlichkeit, in zweifelhaften Verlustfällen von Berufsgenossen gerecht behandelt und nicht wegen unrichtiger Auslegung zweifelhafter Paragraphen des Statuts oder sonstiger Versehen in den Entschädigungsansprüchen gekürzt zu werden!

Die Versicherungsprämie der Hengste betrug bisher im Durchschnitt 1,37 % des Versicherungskapitals, die der Stuten im letzten Betriebsjahre 1,999 %, im bisherigen Durchschnitte 2 %, stieg aber in einem Falle auf 4,57 %, in einem andern auf 5 %, was bei den betr. Vereinen ein sofortiges Zurückgehen der Mitgliederzahl zur Folge hatte. Da in den gleichen Jahren die andern Stutenversicherungsvereine sehr geringe Prämien, 1—2 %, zur Hebung brachten, lag die Bildung eines Rückversicherungsverbandes nahe, die auch sofort von dem Verfasser dieses in Angriff genommen wurde.

Die sechs Stutenversicherungsvereine Ostfrieslands haben zusammen 30 Betriebsjahre hinter sich; die oben angegebene Versicherungsprämie von 2% bietet also genügenden Anhalt zur Beurteilung der Höhe der durchschnittlich zu erwartenden Beiträge für alle Landwirte, welche Zuchtstuten unter entsprechenden oder ähnlichen wirtschaftlichen Verhältnissen halten, als das in den Nordseemarschen der Fall ist. Die aus Ostfriesland ermittelten

Zahlen lassen sich aber in wertvoller Weise ergänzen aus der von der oldenburgischen Landwirtschafts-Gesellschaft im Bericht für 1887—1890 gegebenen Übersicht, wonach im Jahre 1889 bei 7 Vereinen 1883 Zuchtstuten zum Betrage von Mark 1401692 versichert waren. Die Umlagegebühren betrugen 1,40% der Versicherungssumme, stehen also noch hinter den in Ostfriesland im gleichen Jahre gezahlten Prämienbeiträgen erheblich zurück, wobei allerdings zu bemerken ist, daß ein Theil der oldenburgischen Vereine nicht für das ganze Jahr, sondern nur für eine bestimmte Periode des Jahres, während der Trächtigkeit und Säugezeit der Muttertiere, die Versicherung übernimmt, während diese in Ostfriesland für das ganze Jahr läuft. — Der geplante Rückversicherungsverband ist bisher nicht ins Leben getreten, weil erst die Hälfte der betr. Vereine ihren Beitritt erklärte. Die Grundsätze, über die man sich einigte, sind folgende:

1. Das Geschäftsjahr ist bei den Einzelvereinen gleichmäßig festzustellen und läuft vom 1. Juli bis letzten Juni.
2. Das Schätzungsverfahren bei der Aufnahme der versicherten Stuten ist gleichmäßig zu gestalten.
3. Der Wert der aufzunehmenden Stuten soll zwischen 500 Mark und 1500 Mark stehen.
4. Die Höhe der Entschädigung ist auf 80% der Versicherungssumme zu bemessen.
5. Die Geschäftsunkosten werden von jedem Verein selbst getragen, gelangen also beim Verbande nicht zur Verrechnung.
6. Schäden bis zu $1^4/_5$% der Versicherungssumme trägt jeder Verein selbst, bringt diesen Betrag regelmäßig zur Hebung und führt das Nichterforderliche an die Verbandskasse ab.
7. Abrechnung mit der Verbandskasse erfolgt unter Einsendung des Jahresabschlusses bis zum 1. September.
8. Die über $1^4/_5$% der Versicherungssumme hinausgehenden Schäden trägt der Versicherungsverband unter Beihülfe des landwirtschaftlichen Hauptvereins.
9. Der Beitrag des Hauptvereins erfolgt unter der Bedingung, daß die Mitglieder der Versicherungs-Genossenschaften auch zur Mitgliedschaft des Hauptvereins verflichtet werden, mit einem Beitrage von mindestens Mark 1500 im Jahre, so lange der Reservefonds des Rückversicherungsverbandes nicht 10% der Versicherungssumme erreicht hat.
10. Versicherungsvereine, die dem Rückversicherungsverbande erst später beitreten, zahlen ein Eintrittsgeld, dessen Höhe nach dem Reservefonds des Rückversicherungsverbandes bemessen wird.
11. Die Wahl des Vorstandes des Rückversicherungsverbandes erfolgt durch die Vorstände der Einzelverbände.
12. Im Falle der Auflösung des Rückversicherungsverbandes geht der Kassenbestand desselben an die Verwaltung des landwirtschaftlichen Hauptvereins über und wird zu weiteren Versicherungszwecken belegt.

Aus dem Mitgeteilten erhellt, daß die genossenschaftliche Pferdeversicherung verhältnismäßig jung ist, daß die gemachten Anfänge aber recht erfreulich und vielversprechend sind. Überall da, wo die Zucht in der Hand bäuerlicher Besitzer liegt, empfiehlt es sich, das Vorgehen der niedersächsischen Pferdezüchter zu beachten. (Dr. Wegner-Norden, 1891.)

97. Die Feuerversicherung in Schleswig-Holstein.

Die Erkenntnis von der großen volkswirtschaftlichen Bedeutung der Feuerversicherung scheint sich in keinem Teile Deutschlands so frühzeitig Bahn gebrochen zu haben, als in Schleswig-Holstein.

Seit Jahrhunderten schon bestehen hier Vereinigungen zur gegenseitigen Feuerversicherung, die im historischen Zusammenhange mit dem weit ausgedehnten Korporations- und Gildewesen des Mittelalters stehen. Zu den Werken christlicher Liebe, denen letzteres gewidmet war, gehörten gemeinschaftliche Andachtsübungen, gegenseitiger Beistand in allerlei Nöten des Lebens, und selbst die Freuden des Mahles und der geselligen Unterhaltung waren nicht ausgeschlossen.

In den späteren Zeiten ist die Versicherung gegen Feuersgefahr immer mehr der ausschließliche Zweck der Gilden geworden. Aber von den Einrichtungen und Gebräuchen der uralten Gilden haben sich manche Überreste bei einigen der jetzt bestehenden Gilden noch sehr lange und zum Teil bis auf den heutigen Tag erhalten, so z. B., daß der Tag der Gildeversammlungen in der Kirche bekannt wird, daß in der Versammlung geistliche Lieder gesungen werden und daß an den Hauptgildetagen eine gesellige Zusammenkunft oft mit Tanzvergnügung verbunden, auf gemeinschaftliche Kosten stattfindet. Diese Gildefeste bieten noch jetzt für einige Gilden ein starkes Band der Vereinigung.

Über die Zeit, wann die ersten Brandgilden entstanden sein mögen, liegen bestimmte Nachrichten nicht vor. Die älteste jetzt bekannte Gilde scheint die ehemalige Brand- und Schützengilde in Preetz zu sein, deren Alter zwar nicht feststeht, von welcher aber schon im Jahre 1442 angeführt ist, daß die Gildebrüderschaft eine Vikarie an dem Altar der heiligen Katharina in Preetz stiftete, und daß diese Gilde zugleich eine Brandgilde gewesen sei. Letztere hat sich später von der Schützengilde abgesondert.

Die nächstältesten Brandgilden sind, soweit ermittelt, im Herzogtum Schleswig: 5 in der Landschaft Stapelholm von 1446—1603; im Herzogtum Holstein außer der obengedachten noch 5 in den Jahren 1442—1585.

Eine Rolle einer dieser Gilden aus dem Jahr 1603, in plattdeutscher Sprache auf Pergament geschrieben, ist noch gut erhalten. Die Brandgilde bildet hiernach zugleich eine Art Schutzgilde und giebt die Rolle über die Pflichten der Gildebrüder in betreff

1. der Anschaffung und Unterhaltung von Löschgeräten, sowie der Kontrolle über dieselben und der Feuerungsanlagen,
2. des mit der Gilde verbundenen Vogelschießens,
3. der Trinkgilde,
4. der Beerdigungen von Mitgliedern der Gilde,
5. der Hand- und Spanndienste bei Neubauten,

nähere Auskunft.

Im 15. und 16. Jahrhundert hat eine große Zahl von kleinen Feuerversicherungsgilden in allen Landdistrikten und Städten bestanden. Da dieselben im allgemeinen aber ihren Zweck nur mangelhaft erfüllten und zum Teil gänzlich verfehlten, so unterzog die Staatsregierung in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts (Verordnung vom Jahre 1740) die Immobiliarversicherung einer besonderen Aufsicht und Kontrolle.

In dem königlichen Anteil Holstein's, sowie im Herzogtum Schleswig wurden die kleinen Gilden in betreff der Immobiliar-Versicherung aufgehoben und an deren Stelle in den Jahren 1734 bis 1746 für den Landdistrikt jeden Amtes und jeder Landschaft eine besondere „Brandgilde und Brand-Assekuranzkasse" errichtet und für jede Anstalt eine ausführliche Brandverordnung erlassen. — Dasselbe geschah von 1743 an für die Städte. Jedes Amt (Kreis) und

jede Stadt bildete nunmehr einen für sich bestehenden Brandversicherungs-Verein. Es zeigte sich aber mehr und mehr, daß den einzelnen Vereinen die Tragung großer Brandschäden zu schwer fiel, weshalb zunächst der Versuch gemacht ward, alle Brandschäden über 10000 Thlr. auf sämtliche Brandgilden zu verteilen. Als auch dieser Ausweg sich ungenügend erwies, wurden durch Königliche Verordnung vom 11. Dezember 1758 die sämtlichen ländlichen Versicherungs-Vereine zu einer gemeinschaftlichen Immobiliar-Versicherungs-Anstalt, jedoch unter Erhaltung ihrer besonderen Gildeverfassung, dergestalt verbunden, daß sie gleichmäßig nach der Höhe ihrer Versicherungssummen zum Ersatz der Brandschäden beitragen sollten. Diesem Assekuranz-Verbande wurden mittelst Königlicher Resolution vom 29. Oktober 1759 auch die sämtlichen Städte zugelegt.

Die Erfahrung lehrte aber sehr bald, daß eine Verbindung so verschiedenartiger Risiko's, bei dem Mangel jeglicher Klassifikation derselben, für die Städte zum großen Nachteil ausfallen und daher Klagen und Forderungen der letzteren auf Trennung von den Landdistrikten hervorrufen mußte.

Die Regierung ward dadurch veranlaßt, die vorgedachte Vereinigung unterm 16. Mai 1769 wieder aufzuheben und zwei von einander gänzlich getrennte General-Brandkassen, und zwar eine für die Städte Schleswig-Holsteins und eine zweite für die Ämter und Landschaften, zu errichten.

Durch Königliche Resolution vom 17. Januar 1758 wurden die Kirchen in den Landdistrikten ebenfalls zu einem besonderen Assekuranz-Verein verbunden. — Die Kirchen in den Städten gehörten der städtischen Brandkasse an. Nach der Königlichen Resolution vom 31. Januar 1764 sollen alle Gebäude nach ihrem wahren Wert taxiert und versichert werden. Früher, als noch jede Stadt und jeder Landdistrikt eine eigene Brandkasse hatte, durften die Gebäude zum Teil nur zu einem bestimmten Prozentsatz des Taxationswertes versichert sein.

Das Fortbestehen der erheblichen, mit der Zeit mehr und mehr hervortretenden Mängel der drei Versicherungsanstalten und namentlich das Fehlen einer jeglichen Klassifikation der Gebäude zur Abstufung der Brandkassenbeiträge nach dem Grade der Feuergefährlichkeit der verschiedenen Versicherungsobjekte haben manche Klagen und Beschwerden, sowohl einzelner Interessenten, als auch ganzer Kommunen hervorgerufen, die endlich dahin führten, daß die Regierung im Jahre 1859 eine Kommission ernannte mit der Aufgabe, einen Plan zur vollständigen Reorganisation der Brandversicherungsanstalten auszuarbeiten. Diese Arbeit wurde im Jahre 1873 endlich durchgeführt. Die gedachten drei Versicherungsanstalten wurden der Provinz Schleswig-Holstein zur selbständigen Verwaltung übergeben. Ein neues Statut mit einem ausführlichen Klassifikations-Reglement ward unterm 17. Januar 1873 erlassen und die drei alten Anstalten zur einer gemeinschaftlichen Provinzial-Brandversicherungsanstalt, oder nach alter Benennung: zu einer Landesbrandkasse verschmolzen. Das Statut ist im Jahr 1876 revidiert, und hat namentlich der Klassifikationtarif dabei eine wesentliche Verbesserung erfahren.

Die Wirksamkeit der Anstalt ist unterm 6. März 1879 auch auf das Herzogthum Lauenburg und am 13. Juni 1881 auf das Fürstentum Lübeck und die hanseatischen Enklaven ausgedehnt worden. Unter der Oberaufsicht des Provinzial-Landtages führt das Landesdirektorat der Provinz, welches in Kiel seinen Sitz hat, die Verwaltung der Anstalt. Das Gebiet der letzteren ist in ca. 180 Bezirke geteilt und für jeden Bezirk ist aus der Zahl der Interessenten ein Kommissar vom Landesdirektorat angestellt, dem die Lokalverwaltung der Versicherungsgeschäfte obliegt. Jedem Kommissar sind in der Regel zwei vom Landesdirektorat bestellte Bauhandwerker als Brandkassen-Taxatoren beigegeben. Im Anlaß der Reorganisation sind alle Gebäude nach ihrer Bauart, Lage und

Benutzung genau beschrieben und klassifiziert und danach die Beiträge möglichst gerecht abgestuft.

Im Jahre 1880 betrug die Versicherungssumme der ländlichen Brandkassendistrikte 450½ Millionen Mark; die der Städte und Flecken 385 Millionen Mk.

Im Jahre 1876 ist von der Landesbrandkasse auch die Mobiliarversicherung eingeführt; sie besaß 1881 eine Versicherungssumme von 76½ Millionen Mark.

Mit dem 1. Januar 1878 ist der Versicherungszwang aufgehoben. Danach haben drei neu errichtete Gebäudeversicherungs-Vereine für den dänisch redenden Teil Nordschleswig's und Alsen's den Austritt von reichlich 700 Gebäuden mit einer Gesamtversicherungssumme von ca. 12 Millionen Mark zur Folge gehabt. Bei der Errichtung dieser drei Gilden haben offenbar politische Motive die Hauptrolle gespielt.

Dadurch, daß die Verwaltung der Landpolizei und des Löschwesens nach wie vor bei der Regierung verblieb, also von den der Provinz zur Selbstverwaltung übergebenen Assekurenzanstalten völlig getrennt sind, hat das Brandversicherungswesen in mancher Beziehung gelitten, und dies um so mehr, als die Ausbildung und Handhabung der Brandpolizei sowohl, als des Löschwesens besonders auf dem Lande, sehr viel zu wünschen übrig lassen. —

Für die Gebäude der adeligen Güter und Klöster in Schleswig-Holstein existiert eine besondere, auf Gegenseitigkeit beruhende Brandgilde. Dieselbe soll sich aus der am 5. März 1691 entstandenen Schleswig-Holsteinischen adel. Brand- und Schützengilde gebildet haben. Die Mitgliedschaft war auf die holsteinische Ritterschaft und deren Guts- und Meierhöfe beschränkt. Trotz ihrer Einfachheit und mangelhaften Einrichtung war dies Institut von den Interessenten sehr geschätzt. — Im Jahre 1760 zweigte sich von der adeligen Brandgilde die sog. „Allgemeine Schleswig-Holsteinische Brandgilde" ab, welche jedoch am 1. Januar 1868 wieder mit der adeligen Gilde verschmolzen ward. — Bereits im Jahre 1822 ward eine Abstufung in den Beiträgen nach vier Klassen eingeführt, im Jahre 1869 und 1876 verbessert.

Ein Versicherungszwang hat bei der adeligen Brandgilde nicht bestanden. — Die Verwaltung der Gilde wird von einer Direktion, bestehend aus dem jedesmaligen Propsten des adeligen Klosters Preetz, der als solcher beständiger, den Vorsitz führender Direktor ist, und vier Vorstehern, sowie dem Sekretär geführt. Letzterer ist der eigentliche Geschäftsverwalter der Gilde.

Die Versicherungssumme der Gebäude betrug 1774 ca. 10 Millionen Mark, Ende 1881 belief dieselbe sich auf ca. 52 Millionen Mark. — Ein nicht unbedeutender Teil der Güter hat im Laufe der Zeit die adelige Gilde verlassen und bei verschiedenen Feuerversicherungs-Aktien-Gesellschaften Versicherung genommen. Einige Güter sind bei der Landesbrandkasse versichert.

Die Mobiliar-Versicherung. — Die alten Gilden hatte ursprünglich sowohl die Versicherung der Gebäude als auch der beweglichen Gegenstände allein in der Hand. Als aber der Staat die erforderliche Reform der Gebäude-Versicherung in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zur Ausführung brachte, blieb den Gilden nur noch das Feld der Versicherung für bewegliche Gegenstände zu bearbeiten.

Es scheint aber bei manchen Gilden schon damals, wie noch heutigen Tages, wenig rationell und sachgemäß verfahren zu sein. Dies zeigt namentlich die Verordnung des Statthalters für Schleswig-Holstein vom 7. Juli 1735, durch welche die sog. Knechts-Brandgliden aufgehoben wurden, und zwar mit der Verfügung, daß Niemand einen Knecht in Dienst nehmen dürfte, der nicht vorher solcher Gilde entsagt habe.

Die Motive dieser Verordnung sind für die damaligen Zustände der Gilden sehr bezeichnend, weshab dieselben hier wörtlich mitgetheilt werden:

— — „was Massen die Dinstknechte ratione ihrer Effekten gewisse Beliebungen und Brandgilden errichtet haben, welche denen boshaften Dienstknechten, die nicht über 10 à 12 Rthlr. verlieren, im Gegenteil aber etliche Hundert Mark Lübisch aus der Gilde erheben können, oftmals Anlaß gaben, aus Gewinnsucht ihres eigenen Wirts Haus anzuzünden, oder wenigstens die Rettung desselben zu verabsäumen; und aber vor Ihro Königl. Majestät allergnädigst für gut befunden, sothane Knechtsgilden, da selbige ohnehin von gar keinen Nutzen sind, in beiden Fürstentümeru gänzlich abzuschaffen, um dadurch nicht allein denen boshaften Knechten die Gelegenheit, durch mutwilliges Feueranlegen fernerhin zu profitieren, zu benehmen, sondern auch deren Unterthanen gegen dergleichen Frevel in Sicherheit zu setzen und selbigen wieder unnötige Ausgaben zu ersparen."

Zahlreich waren die Möbel-Gilden über ganz Schleswig-Holstein verbreitet und in vielen Landdistrikten hatte fast jedes Dorf seine eigene Brandgilde; im Amte Steinberg existierten z. B. über 100 solcher kleiner Gilden.

Außer den Möbel-Gilden entstanden die zum Teil noch jetzt bestehenden sog. Prövengilden, deren Mitglieder einander durch bestimmte Naturalleistungen den an Korn, Heu, Stroh und anderen landwirtschaftlichen Produkten erlittenen Schaden zu ersetzen hatten.

Außer der früher schon vorhandenen großen Zahl von Mobiliar-Versicherungs-Gilden sind nach und nach mehrere größere Versicherungs-Anstalten hinzugekommen, als:

Die durch Oktroi vom 4. April 1798 errichtete Königliche allgemeine Brand-Assekuranz-Kompagnie zur Versicherung von Waren und Effekten in Dänemark und den Herzogtümern. Die Direktion der Anstalt befindet sich in Kopenhagen, aber überall in beiden Herzogtümern waren Agenten angestellt.

Am 1. September 1823 ward in Kiel der Schwerdtfeger'sche Feuer-Assekuranz-Verein gegründet, dessen Grundsätze in der General-Versammlung vom 7. März 1854 vollständig revidiert sind. Der Verein beruht auf Gegenseitigkeit und versichert bewegliche Gegenstände aller Art. In demselben können aber nur Besitzer oder Pächter eines in Schleswig-Holstein oder Lauenburg belegenen Hofes oder einer größeren Landstelle aufgenommen werden. Der Verein hatte 1879 eine Totalversicherungssumme von rund 61 Millionen Mark. Die Beiträge stellen sich für die letzten 10 Jahre auf durchschnittlich 1,5 ‰ jährlich.

Im Jahre 1828 ist mit der adeligen Gebäude-Brand-Gilde ein ebenfalls auf Gegenseitigkeit beruhender Assekuranz-Verein für bewegliche Güter verbunden. Die Beiträge werden nach 6 Klassen abgestuft. Ende 1881 waren darin versichert für 17 Millionen Mark. Die Beiträge haben durchschnittlich 2,81 ‰ jährlich betragen.

Unterm 29. Juni 1830 wurden die Statuten des in Altona errichteten Feuer-Assekuranz-Vereins für bewegliche Gegenstände festgestellt. Derselbe hat seine Wirksamkeit später auch auf das übrige Deutschland ausgedehnt.

Im Jahre 1876 hat, wie erwähnt, auch die Landesbrandkasse die Mobiliarversicherung aufgenommen.

Endlich hat neben den Gilden und den vorgedachten 4 Anstalten nach und nach eine große Zahl von Aktien-Gesellschaften ꝛc. ihren Wirkungskreis über Schleswig-Holstein ausgedehnt. Dieselben versichern sowohl Mobiliar als Immobiliar.

Durch Verordnung vom 27. Mai 1840 sind von der Regierung verschiedene Vorschriften erlassen, welche von dem Spezial-Feuerversicherungs-Verein und den Gilden rücksichtlich ihrer Statuten, Artikel und Beliebungen zu beobachten sind. Dabei ist die sehr wichtige Bestimmung hervorzuheben, daß

die Gilden keine Versicherung aufnehmen dürfen, ohne die betr. Gegenstände vorher besichtigt und taxiert zu haben. Die Erlassung ähnlicher Vorschriften zur Verhütung von Überversicherungen würde für alle Versicherungsanstalten ohne Ausnahme sehr zweckmäßig sein. (Nach Versicherungs-Inspektor E. Rohde-Kiel.)

V. Reichtum und Armut; das Sparen.

98. Der Pfennig in der Landwirtschaft.

Der Geheimrat Dr. H. Thiel hat einmal gesagt: „Der Erfolg der Thätigkeit des einzelnen Landwirtes, soweit er überhaupt in der Hand des Menschen liegt, hängt ja mindestens ebensoviel von den Charaktereigenschaften der betreffenden Person, als von seinem technischen Wissen ab. Vom geringsten Knecht bis zum höchstgestellten Großgrundbesitzer muß zu der technischen Ausbildung, zu dem Wissen und Können auch noch der entschiedene Wille zur Bethätigung der erworbenen Fähigkeiten hinzutreten, um die wirtschaftliche Leistung zustande zu bringen, und selbst der richtig geleitete Fleiß bleibt unfruchtbar, wenn nicht seine Resultate durch Sparsamkeit und Wirtschaftlichkeit zusammengehalten werden. Gerade in der Landwirtschaft, deren Rente meist nicht in glücklichen Spekulationsgewinnen oder dem Erfolg genialer Ideen, sondern in den kleinen Kostenersparnissen und sorgsamer Achtung aller kleinen Mehrerträge liegt, spielen die moralischen Eigenschaften eine so wichtige Rolle bei dem sich der Landwirtschaft Widmenden, daß man, vor die Wahl gestellt, zwischen den tüchtigsten Fachkenntnissen oder Fleiß, Sparsamkeit und wirtschaftlicher Energie, den letzteren Eigenschaften immer noch den Vorzug geben müßte."

Es ist ein altes, noch immer wahres Sprichwort: „Wer den Heller nicht ehrt, ist des Thalers nicht wert." Die Eigenschaften zu einer weisen Sparsamkeit sind aber für Denjenigen, der sie nicht von Haus aus besitzt, nicht so leicht zu erwerben. Ein bestimmtes Rezept läßt sich für dieselbe viel weniger geben, als Vorschriften für die Erwerbung von Fachkenntnissen, es lohnt sich also kaum, sich über die Erlangung solcher Qualität des weiteren zu verbreiten. Es sind moralische Schätze, die sowohl bei Einzelnen als ganzen Familien sich finden, die sich schwerer aneignen und ausbilden lassen, als technische Fähigkeiten und wissenschaftliche Kenntnisse. Dennoch möchten wir glauben, daß es nicht völlig ohne Nutzen sei, bisweilen die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu lenken und einmal die Rolle, welche der Pfennig in der Landwirtschaft spielt, an einigen Thatsachen sich vor Augen zu führen. Denn gewiß wird es mit diesem Beruf erst dann wieder völlig besser werden, wenn diese unscheinbare Münze wieder mehr zu Ehren kommt. Diese hat in der Landwirtschaft gerade ihre besondere Bedeutung, da die

Einnahmen vieler Landwirte meist aus kleinen Beträgen bestehen, welche dadurch, daß sie mit Sorgfalt angesammelt werden, beachtenswerte Summen ausmachen.

Natürlicherweise ist hiermit nicht gemeint, daß man die Sparsamkeit auf das Sammeln von Pfennigen anlegen soll, sondern selbstverständlich hat es den Sinn, daß, wer das Kleine nicht ehrt, bei dem sich das Große nicht vermehrt. Es ist also bildlich gesprochen.

Der Pfennig liegt nicht nur als Münze vor uns, sondern man findet ihn überall, im Haus und auf dem Hof, unter dem Dach und in der Scheune, draußen in Feld und Flur, in der eigenen Familie und bei dem Gesinde. Durch Düngerverschwendung infolge nachlässiger Behandlung desselben, die Vergeudung der Jauche infolge schlechter Ansammlung derselben, die Futterverschwendung durch schlechte Einteilung der Vorräte beziehungsweise Mangel an Sorgfalt bei der Fütterung, die kleinen Schäden, welche Wind und Wetter an Gebäuden anrichten, wenn sie unbeachtet gelassen bleiben, hier vielleicht mit einem Dachziegel zu flicken, dort eine Latte zu befestigen, das Schneewasser während des Winters von den Grundmauern abzuleiten, ferner durch den raschen Verfall von Geräten und Werkzeugen, welche in Wind und Wetter umherstehen oder von den Dienstboten gleichgültig behandelt werden, geht mancher Pfennig verloren, der, recht angewendet, mehr nützen kann als eine Mark oder gar ein Thaler.

Der Pfennig im Hause, bei dem Gesinde, in der Familie, kann viel Gutes anrichten, recht gute Früchte bringen, je nachdem man ihn vor Verschleuderung bewahrt oder aber rechtzeitig ausgiebt zur Verbesserung des Eigentums. In einer ländlichen Haushaltung kann an unendlich vielen Dingen gespart werden, die man meist nicht beachtet. Ein Flicken, ein Stumpfchen Licht, Eisenstücke aufbewahrt, spart manchen Groschen, wenn man solche Sachen bei Gelegenheit brauchen kann, namentlich ist auch alles dasjenige zu teuer, was man nicht gebraucht, obgleich es oft sehr billig gekauft werden kann. Durch Billigkeit muß man sich überhaupt nicht zum Ankauf einer Waare verleiten lassen, das ist nicht selten die schlimmste Verschwendung. Lieber kaufe man etwas teurer und gut, vor allem nicht bei Herumziehern, z. B. von dem „wahren Jakob" der Märkte, sondern bei ortseingesessenen Geschäften, die man immer bei Lieferung schlechter Ware verantwortlich machen kann. Reinlichkeit und Ordnung sparen in der That mehr als man glaubt. Gemüse, Eier, Kartoffeln, Hühner ꝛc. setzt diejenige Bäuerin viel leichter ab, welche alles blank und geputzt hat, als eine solche, die es nicht so genau damit nimmt. Eine Frau gleicht überhaupt einer Biene, welche beständig Honig in den kleinsten Mengen einträgt und es doch zum Großen bringt, denn in der Haushaltung ist die meiste Gelegenheit gegeben, kleine Ersparnisse zu machen, welche sich mit der Zeit zu Summen sammeln. Andererseits ist es ebenso wahr und die Erfahrung lehrt es, daß schlechte Haushälterinnen unter den Frauen mit der Schürze mehr aus dem Hause hinaustragen können, als der Mann mit dem Wagen hineinfahren kann.

Aber auch der Mann hat reichliche Gelegenheit, dem Pfennig in der Wirtschaft zu seinem Wert zu verhelfen. Zwei Gelegenheiten wollen wir anführen, die hauptsächlich dazu geeignet sind, und wo Heller auf Heller verloren geht, wenn sie nicht geübt werden. Es heißt schon, wer schreibt, der bleibt, und so ist es auch. Buchführung ist eine absolut notwendige Einrichtung für jeden, er mag im großen oder kleinen wirtschaften. Schon die jährliche Aufnahme des Inventars hat zur Folge, daß im Haus und Hof alle Ecken aufgestöbert werden und nichts sich verbergen kann, einmal um es als Besitz zu buchen, andererseits um die Mängel und Fehler zu beseitigen, die bei der Aufnahme sich zeigen. Am Jahresschluß sieht man unter Ausgabe, ob sich nicht noch manches sparen läßt, und unter Einnahme, ob sich dies und jenes für die Folge besser verwerten ließe. Die Wage giebt ihm aber erst die Gelegenheit, wirklich ökonomisch zu wirtschaften, indem sie ihn in die Lage versetzt, sich beim Einkauf und Verkauf der Produkte eine eigene sichere Kontrolle zu verschaffen und bei der Fütterung und Mästung sich vor Schaden zu bewahren. Wie prächtig sind hier die Genossenschaften, die beim Einkauf von Futter- und Dungstoffen namentlich jeden vor Betrug oder doch geringwertiger Ware schützen, der durch diese seinen Bedarf bezieht, weil eine genaue Untersuchung der darin enthaltenen Stoffe stattfindet.

Das Ansammeln kleiner Ersparnisse wird aber auch oft dadurch gehindert, daß in kleineren Wirtschaften Mann und Frau ihre eigenen Kassen haben und nicht in Gemeinschaft sparen, welches zu einem Mißtrauen zwischen ihnen führt, das keinen fördernden Einfluß auf eine sparsame Wirtschaft äußert. Soll es vorwärts gehen, müssen Mann und Frau in treuem Einvernehmen mit einander arbeiten, müssen beide „an einem Strange ziehen;" sie dürfen sich gegenseitig nichts verschweigen, und es werden die Einnahmen sich tropfenweise vermehren und der Segen nicht ausbleiben. Dies Kapitel über die Sparsamkeit, in welchem wir uns erlaubt haben, diese und jene Vorschläge zur Ausführung anzuempfehlen, wird vielleicht von vielen etwas unliebsam angesehen. Wir glauben aber, daß in Wirklichkeit eine Erinnerung daran recht heilsam ist, und daß manches geschehen kann in der Richtung, ohne sich in eine unbehagliche Lage zu versetzen.

Zur Sparsamkeit unserer Altvordern werden wir nie mehr zurückkommen können. Stellten die Verhältnisse sich derart, daß es geschehen müßte, welche Not würde überall entstehen, weil eine ganze Menge Erzeugnisse, von deren Bereitung viele Menschen leben, nicht mehr gebraucht werden könnten. Für alle Zeit aber bleibt es eine unumstößliche Wahrheit, daß „jeder sich nach seiner Decke strecken" und seine Ausgabe nach seinen Einnahmen richten muß, wenn er „auf einem grünen Zweig bleiben" und seine Existenz behaupten will. Darum spare in der Zeit, so hast Du's in der Not!

(Heinr. Theen-Söbye, Schleswig.)

99. Spar-Tafel.

Vor Not Dein Alter zu bewahren,
Fang in der Jugend an, zu sparen;
Sei klug und stolz in Deiner Kraft
Und leg' vom Lohn, den sie Dir schafft,
— Leicht kannst Du's — stets etwas zurück
Für Deiner Zukunft sich'res Glück.
Wer sich gewöhnt, stets vorzusorgen,
Der bleibt bewahrt vor Schuld und Borgen;
Solch' wackrer Sinn wird weit bekannt,
Geehrt, geliebt im ganzen Land. —

Bald haben Bräutigam und Braut
Aus Pfennigen ihr Haus gebaut;
Sie sparen früh den Kindern schon
Für Heirat und Konfirmation.
So wird, was andern Sorg' und Pein,
Für sie der Freuden Quelle sein!
Die Kinder blühen um sie her,
Sie werden alt in Fried' und Ehr';
Froh blicken sie in Silberhaaren
Auf ihres Glückes Grund — das Sparen!

(Wilh. Schwab-Darmstadt.)

Wer nicht eben so gut zu sparen, als zu verdienen weiß, der mag sich sein Lebenlang abschinden, aber er wird keinen Pfennig hinterlassen. (Franklin.)

Das Gleichgewicht im „Soll und Haben"
Verlangt ein streng Wirtschaftsgebot,
Verleiht des Wohlstands beste Gaben,
Verscheucht des Lebens bitt're Not.

Die rechte Sparsamkeit vermag aus Kleinigkeiten
Uns reichen Wohlstand bald und sicher zu bereiten.

Das rechte Sparen muß uns lehren,
Die Kasse zu füllen, den Wohlstand zu mehren.

Mit der Gelegenheit zum vortheilhaften Sparen wächst das Sparen selbst.

Mit des Kapitales Kraft
Wack're Arbeit doppelt schafft.

Aus kleinen Tropfen entstand das große Meer!
Ihr klugen, fleiß'gen Sparer, was wollt ihr mehr?
Das rechte Streben führt zum Ziel,
Schafft auch der goldenen Schätze viel.

Die kluge Vorsicht ist des Wohlstandes sichrer Schutz,
Sie bietet der Gefahr fast stets erfolgreich Trutz.

Der Arbeit Nutzen, den sichern, doch einfachen,
Muß Umsicht und Klugheit verdoppeln, verdreifachen.

Durch Arbeit und Schaffen gewinnt man einfach,
Durch Gunst der Gelegenheit doppelt und dreifach.

Wohl unglückselig ist der Mann,
Der unterläßt das, was er kann,
Und unterfängt sich, was er nicht versteht;
Kein Wunder, daß er zu Grunde geht. (Goethe.)

Wer seinen Wohlstand will vermehren,
Muß auch des Unrechts sich erwehren,
Mit Vorsicht seine Rechte schützen,
Durch Pflichterfüllung sie auch stützen,
Und darf im Notfall erst riskieren,
Zu klagen und zu prozessieren.

Wer im Leben feſt will ſteh'n,
Muß ſich auch auf's Geld verſteh'n.

Und all' das Geld und all' das Gut
Gewährt gar ſchöne Sachen;
Geſundheit, Schlaf und guten Mut
Kann's aber doch nicht machen.

(Matthias Claudius.)

Zu einem Bienenſtock, mit Vorrat wohl verſeh'n,
Kommt eine Grill' bei grimmem Winterfroſt,
Halbtot vor Kält' und Hunger, zu erfleh'n
Nur einen Tropfen Honig ſich zur Koſt.
Und eine Biene fragt die Grille drauf:
„Wie, ſparteſt du zur reichen Sommerszeit
Dir keinen Vorrat für den Winter auf?"
Die Grille ſeufzt: „„O, daran dacht' ich nicht;
Ich brauchte meine Zeit zu Sang und Tanz,
Ich trank den Tau im Silbermondenlicht,
Ich ſchlürfte Blütenſtaub im Sonnenglanz!""
„Wie anders," meint die Biene, „iſt der Plan,
Den wir befolgen! Und ich denke mir,
Wie wir thun, ſo iſt's einzig wohlgethan.
Im Sommer ſind wir fleißig für und für;
Wir wiſſen, daß der Winter Mangel bringt
Und ſammeln d'rum für dieſen Nahrung ein,
Ja, wer im Sommer tanzt und trinkt und ſingt,
Der muß im Winter arm und elend ſein!"

(Marie Schramm-Macdonald.)

100. Der Rechenmeiſter.

Einſt rechnet der Gärtner dem Dorfſchulzen ein kluges Exempel vor. Nämlich er ſagt ſo: „Ich bin 54 Jahr alt." — „Ich auch," antwortete der Dorfſchulz, „zu Lichtmeß 54." — „Nein," ſagt der Gärtner, „Du biſt noch lange keine 54; lang geſchlafen, iſt kurz gelebt, und ein Hamſter iſt bloß ein halber Menſch. Du ſchläfſt zu viel, Dorfſchulze!"

Da wurde der Dorfſchulze wild; denn er war ein von Natur hitziger und jähzorniger Mann; aber der Gärtner brachte ihn zur Ruhe und redete ihm ins Gewiſſen, daß er nicht bis 7 Uhr auf dem Ohre liegen ſolle. „Ich," ſagte er, „bin allemal Schlag 5 draußen, alſo lebe ich täglich 2 Stunden länger als du; das macht den Monat 60 Stunden oder 4 Tage, und das Jahr durch 48 Tage, die hab' ich vor dir rein gewonnen."

Der Dorfſchulz lachte und ſprach: „Wo haſt Du das Rechnen gelernt?"

Der Gärtner ſprach: „Das habe ich von meiner ſeligen Mutter gelernt, die hat die ganze Welt ausgerechnet, und bloß an den 5 Fingern."

Nun aber zählte er ihm weiter auf: da er von ſeinem 14. Jahre ab, ſeit er in die Gärtnerei kam, bis jetzt zu ſeinem 54. hin täglich dem Dorf-

schulzen 2 Stunden und jährlich 48 Tage voraus hat, — „so habe ich," sagte er, „in den 40 Jahren mehr als volle 5 Jahre länger gelebt, als Du, die alle vom Kopf bis an die Sohlen aus lauter frischen Morgenstunden gewachsen sind, und die hast Du verschlafen. Was sagst Du dazu, Herr Dorfschulz?"

Der Dorfschulz aber behielt die Hände in der Tasche und sagte: „Guten Morgen!" drehte sich um und ist mit seinem Spitz langsam davongegangen. („Flieg. Blätter" des Rauhen Hauses.)

101. Die Konfiskation des Privatvermögens im sozialdemokratischen Programm.

Der Kernpunkt des sozialdemokratischen Programms ist die Verwandlung der Arbeitsmittel in Gemeingut der Gesellschaft. Gesellschaft ist hier nur ein beschönigender Ausdruck für Staatsgewalt. Alle Arbeitsmittel sollen also verstaatlicht werden. Was sind Arbeitsmittel? Bebel erläutert in seinem Buch über die „Frau" Seite 148 dies dahin, daß Grund und Boden Maschinen, Werkzeuge, Verkehrsmittel und Nahrungsmittel durch eine große Konfiskation aus dem Privateigentum in Staatseigentum verwandelt werden sollen.

Freilich leugnen die Sozialdemokraten auf scharfe Fragen oft, daß sie das Privateigentum aufheben wollen. Was aber wollen sie denn eigentlich dem privaten Eigentum hiernach belassen? Mit dem Grund und Boden fällt doch auch das Privateigentum an den Häusern. Auch das Vieh gehört zu den Produktionsmitteln, welche zu verstaatlichen sind. Ebenfalls wollen die Sozialdemokraten alle Forderungen an Grund und Boden und an den Staat, überhaupt alle Schuldforderungen auslöschen. Auch das Eigentum an sogenannten Effekten, Sparkasseneinlagen wird aufgehoben. Über alle Schuldforderungen fährt ein großer Schwamm hinweg, insbesondere auch über die Staatsschulden. Als Gegenstand eines Privateigentums könnte deshalb in der sozialdemokratischen Weltordnung nur das Hausgerät in Frage kommen. Bebel schreibt ausdrücklich, daß „es in der neuen Gesellschaft nichts zu vererben gebe, es sei denn, daß man etwa das Hausgerät als besonders wichtiges Erbteil ansehe". Indessen soll sich nach der sozialdemokratischen Weltordnung das Hausgerät auch erheblich vereinfachen, da, wie Bebel ausführt, Zentral-Nahrungs-Bereitungsanstalten, Zentral-Reinigungsanstalten, Zentralanstalten für Beleuchtung und Heizung u. s. w. an Stelle der entsprechenden Besorgung in den Privathaushaltungen treten werden. Von der allgemeinen Konfiskation würde also nach Bebel höchstens verschont werden dasjenige Hausgerät, welches beispielsweise der Einzelne auch in einem Hôtel garni oder einem Chambre garni für sein Zimmer in Anspruch nehmen muß. Dazu käme dann das Eigentum an der eigenen Bekleidung und den täglichen Verpflegungsportionen nach der Ausgabe und

vor dem Verzehr derselben (ähnlich wie auch der Soldat in der Kaserne in seinem besonderen Schränkchen sich eine Wurst aufsparen kann).

Schon die Programmforderung der sozialen Gleichheit verbietet, daß auch nur das lediglich der Konsumtion dienende Privatvermögen über das notwendigste Gerät für die Schlafstelle einer einzelnen Person hinausgehen darf. Denn wie Bebel Seite 186 ausführt, soll „das häusliche Leben sich auf das Notwendigste beschränken", Hausgerät für Kinder und Dienstboten kann auch nicht in Betracht kommen, da die Kinder in Staatsanstalten erzogen werden und Dienstboten es nicht mehr geben wird.

Zunächst kommt es den Sozialdemokraten also darauf an, das vorhandene Privatvermögen, soweit es nicht zu den vorstehend geschilderten Ausnahmen gehört, zu verstaatlichen, weiterhin muß die sozialdemokratische Weltordnung darauf gerichtet sein, die neue Ansammluug von Privatvermögen über die erwähnten Gegenstände hinaus zu verhüten.

Wie vollzieht sich nun die große Vermögenskonfiskation, welche Bebel S. 150 bezeichnet als „die sittlich reinste und großartigste Maßregel, welche die menschliche Gesellschaft je getroffen hat?" Um den Gewaltakt zu rechtfertigen, beruft sich Bebel darauf, daß im Mittelalter Fürsten und Adelige sich widerrechtlich Grundeigentum angeeignet, und daß die Sklaven in Amerika ohne Entschädigung freigegeben worden seien. Hier handelt es sich aber nicht um das Eigentum an Menschen, sondern um dasjenige an Sachen, nicht um Eigentum, daß durch Raub und Gewalt entstanden ist (der aus dem Mittelalter überkommende Kapitalwert ist überhaupt von verschwindender Bedeutung, verglichen mit dem heute vorhandenen Kapitalwert), sondern um Kapital, das entweder entstanden ist aus der Arbeit oder den Unternehmungen des Besitzers, oder im Falle der Vererbung, Verschenkung oder des Zinsgewinnes durch die Enthaltsamkeit des Besitzers in der Aufzehrung.

Ohne Entschädigung soll die Konfiskation vollzogen werden. Bebel widmet der Entschädigungsfrage in seinem Buch über die Frau überhaupt keine Erörterung. In der That folgt auch die Konfiskation ohne Entschädigung mit logischer Notwendigkeit aus dem sozialdemokratischen Programm. Denn eine Entschädigung, etwa wie bei der Eisenbahnverstaatlichung durch Aushändigung von Staatsschuldscheinen an die Aktionäre, würde ja gleichbedeutend sein mit der Zulassung einer der sozialen Gleichheit widersprechenden Extraportion an dem künftigen Arbeitsertrag der Gesamtheit, welche gegen Vorzeigung der Zinskupons zu verabfolgen wäre.

Die Sozialdemokraten stellen es so dar, als ob nur eine kleine Minderheit der Bevölkerung Privateigentum besitze, was über eigene Kleider und das notwendigste Hausgerät hinausgeht. Das Gegenteil ist die Wahrheit. Nach der amtlichen Statistik ist in der Landwirtschaft, in der Industrie und im Handel zusammengenommen schon die Zahl derjenigen Personen, welche einen *selbständigen Betrieb* ausüben, unter Hinzurechnung der An-

gehörigen nahezu ebenso groß, wie die Zahl der Gehülfen und Arbeiter in der Landwirtschaft, der Industrie und dem Handel mit Hinzurechnung ihrer Angehörigen. Wer einen Betrieb selbständig führt, hat aber auch irgend welche Arbeitsmittel, Instrumente, Werkzeuge, Maschinen, Vorräte in Privateigentum. Jeder dieser Selbständigen würde also durch die sozialdemokratische Expropriation geschädigt werden. Aber es wäre ein Irrtum, auch nur die unselbständigen Gehülfen und Arbeiter als vermögenslos darzustellen. Viele derselben sind nebenbei sogar Grundeigentümer, besitzen ein Wohnhaus oder treiben etwas Landwirtschaft.

Es giebt überhaupt in Deutschland nach der Zählung von 1885 bei einer Bevölkerung von 46 840 906 Köpfen 9 999 558 Haushaltungen. Nun ergiebt aber die amtliche Aufnahme von 1882, daß damals vorhanden waren landwirtschaftliche Betriebe im Umfange von weniger als 1 Hektar: 2 323 316, darunter 1 572 533 mit Nutzviehhaltung, und landwirtschaftliche Betriebe im Umfange von 1—10 Hektaren: 2 274 096. Ganz überwiegend wurden diese Betriebe von den Eigentümern des Bodens geführt, denn unter den Betrieben bis zu 2 Hektaren waren in Preußen nur 16% Pachtbetriebe und unter den Betrieben von 2 bis 5 Hektaren waren sogar nur 4,51% Pachtbetriebe. Den Eigentümern dieser Parzellen und den Kleinbauern würde die sozialdemokratische Konfiskation Grund und Boden, Vieh und Vorräte ohne Entschädigung abnehmen. Es gab im Jahre 1882: 981 436 Tagelöhner, welche nebenbei selbständig einen landwirtschaftlichen Betrieb führten. Auch diese Tagelöhner würden durch die sozialdemokratische Weltordnung beraubt werden. In der Industrie giebt es 1 861 502 Selbständige für eigene Rechnung mit 4 141 347 Angehörigen. Auch gegen alle diese würde sich die sozialdemokratische Konfiskation richten.

Aber selbst diejenigen Gehülfen, Tagelöhner und Lohnarbeiter, welche kein eigenes Haus oder Geschäft, keine Garten- oder Ackerparzelle besitzen, sind zu einem großen Teile im Besitz von Sparkassenguthaben oder sonstigen Wertpapieren. Der Bestand an Sparkasseneinlagen in Deutschland ist auf 4—5 Milliarden zu schätzen, welche sich auf 7—8 Millionen Konten verteilen. In Preußen kamen durchschnittlich auf die Sparkasseneinlagen 1886: 552 Mk., das ist 86,50 Mk. auf den Kopf der Gesamtbevölkerung. Die Hälfte des Bestandes der Sparkassen war erst in den letzten 10 Jahren hinzugekommen. Der bei weitem größte Teil der Sparkasseneinlagen gehört einfachen Arbeitern. Auch alle diese würden durch die sozialdemokratische Konfiskation beraubt werden. Milliarden von Ersparnissen der Arbeiter sind in privaten Sparkassen, z. B. bei Vorschußvereinen, Volksbanken, Konsumvereinen, oder in Staats- und Kommunalpapieren und selbst in Aktien angelegt. Es ist nun freilich verständlich, daß die Sozialdemokraten es den Millionen Besitzern von Sparkassenbüchern verheimlichen möchten, daß der sozialdemokratische Staat auf Konfiskation auch ihres Vermögens ausgeht.

Das sozialdemokratische Programm bezeichnet die Arbeit als die Quelle des Reichtums. Wodurch anders wie durch Arbeit aber sind diese Sparkassenmilliarden entstanden? Die Einleger haben länger oder geschickter gearbeitet als andere, oder sie haben sich weniger Lebensgenuß gegönnt und dadurch etwas erübrigt. Wie ist denn überhaupt das Kapital anders entstanden als dadurch, daß das Produkt der Arbeit nicht unmittelbar verzehrt, sondern aufgesammelt wurde als Hilfsmittel für spätere Produktion oder Konsumtion? Würde dieser Prozeß der Ansammlung von Kapital durch Arbeit und Einschränkung im Verkehr auch nur zeitweilig unterbrochen aus Furcht vor einer Verwirklichung der sozialdemokratischen Weltordnung, so würde das ganze wirtschaftliche Leben sofort zerrüttet werden, noch ehe die sozialdemokratische Weltordnung sich verwirklichen könnte. Wer etwas besitzt, würde den Besitz verfallen lassen oder aufzuzehren suchen. Das Kapital ist keine feste gegebene Größe, sondern bedarf einer beständigen Erneuerung und Vermehrung. Die Sozialdemokraten freilich stellen es fast so dar, als ob Kapital nur mühelos durch einzelne Glückszufälle, besondere Erbschaften oder große Geschäftsgewinne erworben würde und als ob das ganze Kapital, das sich im Besitz der Millionäre befindet, den erheblichsten Teil des Gesamtkapitals ausmache, während das Gegenteil der Fall ist.

(Eugen Richter-Berlin, 1890.)

* Düsseldorf 30. Juli 1838.

102. Die Armut.

Keinem Volke und Zeitalter hat es an Armen gefehlt, an Leuten, denen es nicht möglich ist, für das Alter oder schlimme Zeiten etwas zurückzulegen. Manche Volkswirtschaftler behaupten, daß es bei unseren veränderten Erwerbsverhältnissen möglich sei, die unverschuldete Armut aufzuheben und zwar unter Festhaltung der persönlichen Freiheit, nicht durch Frohnden und Zwang wie in Peru. Die Ansicht, als ob es göttliche Bestimmung sei, daß der größere Teil der Menschheit in Armut zu schmachten habe, wird von vielen Volkswirtschaftlern als falsch hingestellt. Hören wir den Nordamerikaner Henry George darüber:

1. „Ihr habt allezeit Arme bei euch." Wenn jemals ein Sprichwort zu des Teufels Dienste verdreht wurde, so ist es dieses. Wie oft sind diese Worte, deren klarer Sinn darin besteht, zur Fügung in die menschlichen Leiden aufzufordern, gemißbraucht worden, um jene Gotteslästerung und das gerade Gegenteil der Lehren Christi zu unterstützen, daß der allweise und allgütige ewige Vater verordnet habe, so viele seiner Geschöpfe müßten arm sein, damit andere seiner Geschöpfe, denen er die guten Dinge dieses Lebens gönnt, das Vergnügen und die Tugend genießen, Almosen auszuteilen! „Ihr habt allezeit Arme bei euch," sagte Christus; aber alle seine Lehren ergeben die Einschränkung „bis das Himmelreich kommt." In diesem Reiche Gottes auf Erden, diesem Reiche der Gerechtigkeit und Liebe, nach dem zu streben und um das zu beten er seine Anhänger lehrte, würde es keine Armen geben. Aber obgleich der Glaube und die Hoffnung und das Streben nach diesem Reiche zum wahren Wesen der christlichen Kirche gehört, so sind doch die ärgsten Zweifler an dessen Möglichkeit und die ärgsten Schmäher desselben unter denen zu finden, die sich Christen nennen.

Es sind noch zwei Stellen in der Bibel, welche bezüglich der Armut falsch aufgefaßt werden. 5. Moses 15, 11 heißt es: „Es werden allezeit Arme

im Lande sein." Ferner spricht sich Salomo in seinen Sprüchen Kap. 22, 2 so aus: „Reiche und Arme müssen unter einander sein, der Herr hat sie alle gemacht." Der Arzt Dr. Alberts beurteilt diese Stellen wie nachstehend. Moses verlangt (im Auftrage Jehovas): „Ich gebiete dir und sage, daß du deine Hand aufthust deinem Bruder, der bedrängt und arm ist in deinem Lande." (Nach de Wette's Übersetzung.) Es ist hier der Umstand, daß es nicht an Armen fehlen werde im Lande, als eine Aufmunterung zur Wohlthätigkeit und als eine Begründung ihrer Notwendigkeit gebracht; nicht aber ist die Rede von der Armut als einem unabänderlichen gottgewollten Zustande. Daran darf man eben auch deshalb gar nicht denken, weil Gott kurz vorher die Einführung des Jubeljahres geboten hatte, in welchem nach sieben mal sieben Jahren alle inzwischen eingetretenen Besitzveränderungen in Israel wieder aufgehoben werden mußten. Dadurch wurde jede Kapitalherrschaft und Verarmung der Volksmassen unmöglich gemacht. Denn das einzige Kapital, welches damals Bedeutung hatte, der Ackerbesitz, konnte wegen dieses Grundgesetzes von keiner Familie dauernd verloren werden. Wenn dieses Gesetz niemals von dem ungehorsamen Israel ganz durchgeführt wurde, so kann es deshalb nie die Würde und Weihe verlieren, von Gott selbst gewollt und verordnet zu sein. Wie kann man allein dieser Thatsache gegenüber davon reden, daß es irgend welchen biblischen Bedenken unterliege, Einrichtungen gegen die Massenarmut und Massenverarmungen zu treffen!

Salomo's Ausspruch lautet (nach de Wette's Übersetzung): „Reiche und Arme begegnen sich; der Herr hat sie alle geschaffen." Das besagt nicht, der Herr habe die einen reich, die anderen arm geschaffen; vielmehr ist es über allem Zweifel erhaben, und hat auch Salomo nie daran gezweifelt, daß jeder Mensch ohne Ausnahme ganz bettelarm aus der Hand des Schöpfers hervorgehe. Giebt es doch keine Kreatur auf der Erde, die so hilfsbedürftig und nackt das Licht der Welt erblickt wie ein Menschensäugling; es geht auch jeder ohne Ausnahme wieder von hinnen als ein armseliger, wenn auch aufgeputzter „Madensack", um Luther's Ausdruck zu gebrauchen. „Wir haben nichts mit in die Welt gebracht: darum ist's klar, daß wir nichts mit hinausnehmen werden," schreibt Paulus an Timotheus (1. Tim. 6, 7.), davon also, daß der Reiche von Gott reich, der Arme arm geschaffen sei, ist in jenem Spruche garnicht die Rede, sondern davon ist die Rede, daß beide, Reich und Arm denselben Schöpfer haben, der Reiche also nicht hochmütig, der Arme nicht verzagt zu sein braucht.

(Nach H. George und Dr. Alberts.)

103. Lob und Gefahr der Armut.

Bekanntlich besteht ein enger Bezug zwischen Deutschlands großen Männern und dem Hunger, einmal indem nicht wenige derselben allmählich ermüdet sind, dann aber auch, indem der Hunger viele von ihnen erst recht groß machte durch die strenge Zucht der Not. Unsere Vorfahren sagten: „Wär' Armut nicht, so wär' kein Kunst. Armut lehrt geizen. Die Notschlang' ist das stärkste Geschütz. Hunger macht scharfe Köpfe. Neue Fünd' kommen von armen Leuten." „Feistes Land, faule Leute," ist eine alte Weisheit, die der Deutsche vermutlich aus Italien heimgebracht hat. Kalte Berge, wo gebratene Äpfel das einzige Obst sind, welches reif wird, erziehen zu heißer Arbeit. Im 16. Jahrhundert, da wir das Beispiel der in Faulheit erschlafenden heißen Südländer Europas bereits vor Augen hatten, schrieb

man: „Schwabenland ist ein gut Land. Es wachsen viel Schlehen da. Drum sind die hungrigen, dürren Schwaben erfahren in allen Künsten, und die mageren Landsknechte und Schweizer schlagen am besten drein.“

Dieser Stolz auf die Armut als die größte Arbeitsmeisterin ist heute noch ein deutscher Zug, der von der Alpenhütte des bedürfnislosen, aber fauststarken Hirten bis in die städtische Dachstube des armen Dichters und Gelehrten hinüberzieht. Wir sind ein fleißiges Volk, führen aber trotzdem überzeugungsvoll das Wort im Munde: „Armut schändet nicht. Gut macht Mut, der ist gut; Armut, Demut, die ist besser.“ Erasmus von Rotterdam sagte: „Die Armut allein ist tugendhaft; darum wird die Tugend in zerrissenem Kleide gemalt.“ Das sind altmodische Worte, die schier verpönt werden von der modernen Litteratur; aber im Herzen des armen, ungelehrten Volkes sind sie heute noch eingeschrieben. Die Demut der Armut machte das deutsche Volk allerdings fähig, Knechtschaft zu ertragen. Sie befähigt es aber auch zu der weit größeren Kunst, die Freiheit zu ertragen. Bekanntlich will den Franzosen seit der Römer Zeiten weder das eine, noch das andere gelingen.

Das Volk verkennt im Sprichworte auch keineswegs die sittlichen Gefahren der Armut. „Armut ist ein ehrlich Ding — wer damit umgehen kann.“ Da die armen Leute hinter die Thüre gehören, denn ein jeglicher will die Schuhe an ihnen abwischen, so kennt „Armut keine Scham.“ Wem der Bettelstab einmal in der Hand warm geworden ist, der thut nirgends mehr gut. Früher sagte man von einem armen Teufel dem Wortsinne nach: „Er kann keinen Hund vom Ofen locken.“ Später wandte man es figürlich auf einen dummen Teufel an. Man mischt aber auch beides durcheinander und macht den armen flugs zum dummen; denn „wer Geld hat, kann nicht blos leicht fromm, sondern auch leicht gescheit sein.“

(Prof. Riehl-München.)

Arm kann man nur diejenigen Leute nennen, welche, wenn es ihnen augenblicklich an Arbeit fehlt, keine Hülfsquellen haben. Sobald jemand angemessenes Lohn erhält, sollte man von Armut nicht reden. Ich habe Leute gekannt, welche sehr geringes Lohn verdienten und doch, indem sie das Unnütze zu entbehren verstanden, dahin gelangten, etwas zu ersparen. Ein Denkspruch sagt auch: kaufe nicht, was Du nicht nötig hast, damit Du nicht nötig habest, das, was Du nötig hast, zu verkaufen. (Maurice Block.)

„Wer euch sagt, daß ihr auf andere Weise reich werden könnt, als durch Fleiß und Sparsamkeit, den hört nicht an: er ist ein Giftmischer!“

(Benj. Franklin.)

Wer mehr will verzehren,
Als sein Pflug kann ernähren,
Muß zuletzt verderben
Und im Armenhause sterben.

Wer was weiß, der schweige,
Wem wohl ist, der bleibe,
Wer was hat, behalte,
Unglück kommt balde.

Armut macht den Mann beschämt,
Scham und Unglück macht ihn mutlos,
Mutlos wird er unterdrücket,
Unterdrücket wird er grämlich,
Gram und Kummer schwächt die Seele,
Seelenschwäche bringt Verderben;
Ach, so senkst du, böse Armut,
Endlich in das tiefste Weh! (Herder.)

---

104. Vom Branntweintrinken.

Die Arbeit, welche zur Erzeugung starker Getränke dient: zum Säen, Pflegen und Ernten des Kornes, zu der weiteren Zubereitung, zum Brauen und Destilieren, kurz zu der ganzen Herstellung, Versendung und dem Verkaufe dieser Getränke, ist ganz und gar unproduktiv. Sie produciert nicht solche Dinge, die man gerechterweise Reichtum nennen könnte. Die Arbeit, welche auf diese Getränke verwandt wird, vermehrt nicht den Wohlstand der Gesellschaft, die Nahrungsmittel, die Quellen wahren Genusses, sondern erzeugt im Gegenteil nur, was den Interessen der Menschheit schädlich ist. (Adam Smith.)

An der Entsittlichung vieler Menschen, an der Fülle der Zucht-, Armen-, Kranken- und Hurenhäuser, an der großen Zahl der Selbstmorde, am Ruine des Familienglückes, an Armut und Bettelei, an Arbeitsscheu und Vagabundentum trägt zum größten Teile das Branntweintrinken die Schuld. In Deutschland wurden 1886 für 496 Millionen Mark Branntwein verbraucht,*) also für 66 Millionen Mark mehr als für das Heer. Welches Elend steckt in solcher Zahl! Auf den Kopf der Bevölkerung kommen 45 Liter Branntwein. 30% aller Geisteskranken haben ihr fürchterliches Leiden dem Branntweingenusse zuzuschreiben, 50% aller Verarmten sind Säufer und 70% aller Verbrecher Trinker. Krieg, Cholera, Seuchen und Pest richten viel Elend in der Welt an, aber der unendliche und überall verbreitete Jammer, welchen das Laster der Trunksucht anrichtet, ist größer; denn es verwüstet Leib und Seele. Dieser Feind des häuslichen und bürgerlichen

*) Im Jahre 1887—88 betrug die Branntweinproduktion im Gebiet der früheren Branntweinsteuer-Gemeinschaft (also mit Ausschluß von Bayern, Württemberg und Baden) 2 882 936 Hektoliter; in 1886—87: 3 960 000 Hektoliter; in 1885—86: 4 550 000 Hektoliter: die Produktion hat also um ca. 1/3 abgenommen. (In 1887—88 wurden in den genannten süddeutschen Staaten 175 089 Hektoliter Branntwein erzeugt.) Von der obigen Gesamtproduktion verblieben (nach Abzug der Ausfuhr und der steuerfreien Abgabe zu gewerblichen Zwecken) in 1885—86: 3 411 517 Hektoliter, 1886—87: 3 000 195 Hektoliter und 1887—88: 1 599 589 Hektoliter Trinkbranntwein, (dafür dem Reich 1887—88 an Branntweinverbrauchsabgabe eingebracht: 88 710 010 Mark.) Gegen 1886—87 hat hiernach der Trinkverbrauch um rund 47%, gegen 1885—86 um 53% abgenommen. (J.)

Wohles ist leider in vielen Wohnungen eingedrungen, rumort da gar arg, schlägt die Möbel entzwei, trägt die Betten zum Hause hinaus, zerreißt die Kleider, prügelt die Kinder wohl gar zu Krüppeln, mißhandelt die Frauen und legt am Ende dem Hausvater den Strick um den Hals, ihm die Kehle auf immer zuzuschnüren, oder treibt ihn hinab an das Flußufer, um seinen Durst auf immer zu löschen.

Aber ist denn der Branntwein wirklich ein so böser, gefährlicher Feind? Es scheint freilich nicht so. Er sieht ganz unschuldig aus, so rein und unschuldig, wie das reine, klare Wasser, das Gott zur Erquickung aller Lebendigen aus der Erde sprudeln läßt. Aber er ist nicht so unschuldig, er ist ein Meuchelmörder und führt ein verderbliches, langsam, aber sicher wirkendes Gift mit sich, das allmählich den Mut lähmt, die Kraft bricht, die Gesundheit zerstört, den Wohlstand untergräbt, den guten Ruf raubt, den Frieden des Hauses und den Frieden der Seele vernichtet. Habt ihr sie nicht gesehen, die Männer und Frauen, die im schönsten Lebensalter nicht mehr angestrengt arbeiten können? Der Branntwein brach die Kraft! — Habt ihr sie nicht gesehen, die kahlen, ausgeleerten Wohnungen, in denen kaum noch ein Stuhl und ein Tisch und ein Strohlager, aber kein Bett, kein Schrank, keinen Sonntagsrock und keine Bibel mehr gesehen wird? Die Branntweinflasche hat die Wohnung leer gemacht! Habt ihr sie nicht gesehen, jene wankenden und schwankenden Gestalten, denen die Gasse nicht breit genug ist und hinter welchen die Gassenbuben herschreien? Wer hat sie so herabgewürdigt zu den Tieren, wer hat sie um ihre Ehre gebracht vor den Menschen? Das that der Branntwein! — Und wessen sind die schmutzigen, zerlumpten Kinder mit ungekämmten Haaren, vor Hunger eingefallenen, todblassen Wangen? Ach, es sind die Kinder einer oft im Branntwein sich berauschenden Familie, die sie hinausstieß auf die Straße zum Betteln. — Und wer schaut so ängstlich hinein durch die Fenster ins Wirtshaus und zittert und erbebt bei jedem neuen Getobe? Das ist die liebende Frau. Sie sucht den ihr immer noch teuren Mann und darf sich doch nicht hineinwagen in das wilde Gelag, damit sie nicht gehöhnt und weggestoßen werde. In dunkler, feuchter Nacht steht sie da, ob sie auch vor Kälte zittert, sie steht da und harrt, ob der Mann nicht herauskomme, daß sie ihn bitten könne, mit heimzukehren zu den verlassenen Kindern? — Und wen trägt man da hinab vom wilden Tanzsaale? Es sind Verwundete. Als der Branntwein ihre Köpfe erhitzte und die Besinnung geraubt hatte, da wurden die Messer gezogen, die Gläser geworfen — und Menschenblut vergossen. — Und wen zieht man dort aus dem Schlamme des Flusses heraus? Ach, es ist ein Trunkenbold, ein heruntergekommener Handwerker. Der Branntwein hatte seine Kraft gebrochen, ihn um das Vertrauen der Kunden gebracht, ihn in das Elend gestürzt. Hat ihm gestern der Branntwein vollends den Verstand geraubt, hat ihn der Jammer im Hause gestern ans Herz gegriffen und in den Tod getrieben? Wer weiß es? Heute liegt er im Flusse, und

aus seinem Häuschen tönt das Klagen der Wittwe und das Weinen der verwaisten Kinder. — Doch genug dieser Bilder des Elends!

Und die Waffen gegen diesen Feind?

Wir kennen zwei: Mäßigkeit und Enthaltsamkeit; aber die Mäßigkeit ist nur ein hölzerner Schild, der bald zerbricht. Alle Trinker haben mit Mäßigkeit angefangen; aus „selten" wird gar zu leicht „oft", aus Mäßigkeit: Unmäßigkeit, und Großthuerei macht oft einen Säufer fertig, ehe er es denkt. Ein junger Bursche will trinken wie ein Mann, und das thörichte Lob: er könne viel vertragen, lautet in den Ohren mancher jungen Leute wie: er ist ein rechter Kerl. Mancher will mit dem Trinken seine Fröhlichkeit beflügeln, ein anderer seine Traurigkeit zügeln („vom Kummer zum Kümmel ist oft nur ein Schritt"), aber der Branntwein und seine Brüder, Rum, Grog, Wein und Bier, sind gar arge Lügner. Sie halten nur kurze Zeit Wort und lassen bei übergroßem Genusse der Fröhlichkeit nur gar zu bald Reue, Scham, Verdruß und vermehrte Traurigkeit folgen. Wenn der Branntwein, in geringem Maße genossen, dem Handwerker, Tagelöhner und Bauer bei ihrer schweren Arbeit durchaus nötig wäre, so würde ich schweigen und still das notwendige Übel beklagen; aber vor 150 Jahren kannte man das Übel noch nicht, und doch arbeitete man ebenso lange und angestrengt wie jetzt. Daraus folgt, daß der Branntwein nicht durchaus nötig sein muß; er wirkt nicht stärkend und wohlthätig, sondern schwächend und verderblich; er täuscht nur eine zeitlang über die Kräfte, beschwichtigt nur durch leere Reize den Magen, der nach kräftigender Speise verlangt. Schiffe, die keinen Branntwein mit an Bord nehmen, werden in Amerika wohlfeiler versichert als die, auf denen den Seeleuten Branntwein gegeben wird. Warum? —

Wenn also die Waffe der Mäßigkeit vor diesem Feinde nicht schützt, so ist dagegen die Enthaltsamkeit ein stählerner Schild. Wer diesen Schild trägt, d. h. wer gar keinen Branntwein trinkt, der und nur der ist gesichert vor seinem Gifte und Verderben. Darum ist das Wort des weisen Solomo zu beherzigen: „Seid nicht unter den Schlemmern und Säufern, denn sie werden verarmen." (Sprichw. Sal. 23,20.)

(Hugo Weber.)

---

105. Der arme Mann.

Kein Plätzchen hab' ich je besessen,
Das ich auf Erden mein genannt;
Hab nie am eignen Tisch gesessen,
Nie einen eignen Herd gekannt.

Ich habe viel erleben müssen,
Ich duldete viel Schmerz und Pein;
Und nie schlief ich auf eigenem Kissen
Mit meinen stillen Thränen ein.

Nie sah der Mond durch meine Scheiben,
Nie schien die Sonne auf mein Dach:
Mein Feld wird niemals Halme treiben,
Mir ruft der Lenz kein Blümchen wach.

Ach, jeder hat doch eine Hütte,
Hat eine Heimat, die er liebt,
Lebt glücklich in der Seinen Mitte, —
Ich stehe einsam und betrübt.

Einst werd' ich auch ein Häuschen haben,
Das letzte, kleine, enge Haus!
Sie werden mich darin begraben,
Und dann ist alles still und aus!

Das Plätzchen kann mir keiner rauben,
Da stößt mich niemand mehr hinaus;
Den Schlüssel birgt mein Herz: den Glauben,
Der führt mich dort in's Vaterhaus.

---

106. Ein wunder Punkt in dem ländlichen Armenwesen und seine Heilung.

„Die Armut des Gottlosen lehrt ihn viel Böses." Sirach 13, 30.

Wir berühren einen wunden, ja wohl den wundesten Punkt anstaltlicher Pflege christlichen Volkslebens, wenn wir das Wort „ländliches Armenhaus" in den Mund nehmen, hier finden wir ein dunkles Zerrbild von Sündenelend und Sündennot.

Wir verzichten auf die Schilderung der untersten Stufe und wenden uns der mittelwertigen Masse der „Armenbracken" und „Hirtenkaten" auf dem Lande zu, in welchen wenigstens jede Familie für sich wohnt. Hier ist also eine gewisse Isolierung zwar nicht der Geschlechter, nicht der Armenklassen, aber doch der Familien. Gemeinsam dagegen ist Flur oder Diele, gemeinsam oft der Feuerherd, gemeinsam oder doch nur notdürftig durch Verschläge getrennt sind viele Vorratsräume. Wer aber die Weisheit zu schätzen weiß, mit welcher wohlgesinnte Arbeitgeber auf das peinlichste die völlige Scheidung selbst im Zweifamilienhause durchführen, ja wie selbst beim Vierfamilienhause sie lieber 4 Eingänge und 2 Treppen anlegen, als daß sie auf Kosten des Hausfriedens auch nur 2 Familien eine gemeinsame Treppe geben, der ahnt, welch' bittere Früchte aus jener thörichten Sparsamkeit erwachsen, da man „Kinder und Arme" auf's Mindestgebot austhut, und zwar letztere auch in Betreff der Wohnung. Wie viel Zank und Streit entsteht oft schon vom gemeinsamen Gebrauch einer Flur, was wird erst geschehen, wenn 3, 4, 5 „Parteien" von meist verkommenen Subjekten tagtäglich sich belauern, beargwöhnen, bestehlen, verfluchen und verführen! Der Leser besuche einmal ein solches ländliches Armenhaus. Es ist zwiegeteilt: je links (A) und rechts (B) vier „Partien". In A^1 finden wir eine Frau, deren Mann eine Gefängnisstrafe verbüßt, mit 5 Kindern, in A^2 einen Witwer, der dem Trunke ergeben ist und dem man verbotenen Umgang nachsagt mit der Witwe in A^3, obgleich dieselbe schon in höherem Alter steht und erwachsene Kinder hat. Übrigens gilt dieselbe als Hehlerin, so daß der Gendarm schon öfter gestohlene Sachen mit Erfolg bei ihr wiedergefunden hat. In A^4 endlich wohnt eine jener typischen Armenhäuslerinnen, bei denen die Häßlichkeit des Gesichtes weit übertroffen wird durch die Häßlichkeit der Seele, bezw. durch die gemeine Roheit, mit der sie tagtäglich allen Schmutz in und außerhalb des Hauses zusammenscharrt, um ihn durch's Dorf zu tragen. In B^1 dagegen finden wir eine prächtige, bescheidene, stille Frau. Sie hat ihren Mann, einen Taugenichts, redlich zu Tode gepflegt und nur um Aufnahme ins Armenhaus gebeten, um ihre Kinder besser ernähren zu können. In B^2 dagegen treffen wir eine 32jährige Person mit 3 unehelichen Kindern. Wie oft hat die Gemeinde, die sie bereits viermal wochenlang reihum hat füttern müssen, eine Einrichtung verwünscht, welche das Gemeindearmenhaus zu einer Brutstätte der Unsittlichkeit macht, und doch steht man diesem Skandal gegenüber mit gebundenen Händen da. In B^3 und B^4 endlich wohnen ganze Familien mit Kindern. Die Eltern, rüstige Leute, die nimmer ins Armenhaus gehören, die Kinder aber — ja die armen Kinder von A und B, ihrer insgesamt 11, sie sehen täglich nichts als was sie roh macht,

sie hören nichts, als was sie vergiftet, und sie lernen oft nichts als faulenzen, fluchen, betteln und stehlen.

Oder hören wir, was ein älterer Amtsbruder uns schreibt. In A. wurde ich zu einem Armen gerufen, der, dem Tode nahe, auf den Lehmboden eines Zimmers gelegt war, eine Fußbank statt des Kopfkissens. Kein geistlicher Zuspruch fand Eingang, nur etwas Zwieback nahm er dankend und mir die Hand drückend an. Am folgenden Morgen fand ich ihn tot, aber sein Leichnam war in eine abgelegene Kammer gebracht und von den Ratten fast ganz zerfressen. In S. fand ich einen Greis, dessen Vermögen von einem Kurator geizig zurückgehalten wurde, um der Gemeinde eine mögliche Verlegenheit zu sparen; er war fast verhungert und vom Ungeziefer so bedeckt, daß niemand außer dem Pastor hineingehen mochte. Mit Mühe konnte ich eine Frau dingen, ihn zu reinigen und seine Pflege zu übernehmen. In A. fand ich eine Frau krank im Bette, welche, dem schwer erkrankten Ehemanne kein Plätzchen in ihrem Lager einräumen wollte; endlich erzwang ich ihm ein Lager. Als ich am nächsten Tage ihn aufsuchte, war er bereits verstorben und die übrigen armen Hausbewohner zogen die Leiche an Stricken in die Höhe, auf den oberen Boden." —

Solche Zustände sprechen für sich! Hier sind Notstände, welche die Oberaufsicht des Staates dringend herausfordern. Wenn daher die Königliche Regierung zu Hildesheim mittels Polizeiverordnung vom 14. März 1884 die Wohnungsverhältnisse für rüstige Arbeiter an Zuckerfabriken unter obrigkeitlichen Schutz genommen hat, so möchten wir im Interesse der öffentlichen Sittlichkeit und Volkswohlfahrt an die Königlichen Regierungen die Bitte richten, doch auch mit gleicher Fürsorge die Armen, Alten, Kranken und Kinder in unsern Armenhäusern zu bedenken. Wir sind gewiß, daß die Zustände in denselben schon in gesundheitlicher Beziehung (also in Bezug auf Grundwasserspiegel, Trinkwasser, Zimmerhöhe, Trockenheit) häufig unhaltbare sind. Noch bedenklicher aber ist die Thatsache, daß wir hier so oft Seuchenherde der Trunksucht, Unzucht und Roheit nicht nur haben, sondern auch auf Gemeindekosten geradezu pflegen. Auf die von uns gestellten Anfragen nach solchen Arbeitshäusern heißt es: 325 „Armen-Häuser ohne Hausvater und daher in der Regel ungenügend;" daneben nur 60 „Armen-Arbeitshäuser."

Nun wissen wir wohl, daß in vielen Gemeinden, ja vielfach in ganzen Inspektionen die Armenhäuser keine Hochschulen der Roheit, wie die oben beschriebenen, sind. Es gibt vielmehr noch eine dritte Klasse von Armenhäusern die — leer stehen, oder doch so klein sind, daß sie nur von ein bis zwei Familien bewohnt sind und daher an sich unbedenklich um der Verlegenheitsfälle willen beibehalten werden könnten. Nunmehr sind sie, seltsam genug, öfter eine Einnahmequelle der Gemeinde, weil sie vermietet werden. Auch kommen je und je Zeiten, wo sie sich füllen, und dann gilt auch von ihnen oft das Urteil einiger Synoden „daß die Armenhäuser ohne Armenvater und daher Brutstätten aller möglichen Sünden sind." —

Wie kann geholfen werden?

Zwei Wege sind denkbar und bereits bei uns mit größerem oder geringerem Erfolge betreten. Aus Ostfriesland schreibt uns ein um die innere Mission hochverdienter Arzt: „In jeder größeren Gemeinde von ca. 1000 Einwohnern strebe man als unentbehrlich für ein gesundes Armenwesen ein Zwangsarbeitshaus an. Hier bilden Kinder, Kranke, alte Leute, Hilfsbedürftige und Erziehungsbedürftige, unschuldig Verarmte und solche, die durch eigene Schuld heruntergekommen, eine große Familie, denn sie stehen unter einer festen christlichen Hausordnung, ein christlich gesinntes Hauselternpaar — der Vater meist einheimisch, womöglich ein Handwerker — leitet das Ganze und bietet Erziehung und Pflege in kranken wie gesunden Tagen und dazu genügende Arbeit. Ein

solches Arbeitshaus mit 15—30, höchstens 50—60 Insassen, wie wir sie haben, entspricht allen sittlichen, wie ökonomischen Ansprüchen." Ein erfreulicher Anfang in gleicher Richtung ist an der unteren Weser und Elbe (Land Wursten, Kehdingen und Altes Land) gemacht.

Diese ostfriesischen Arbeitshäuser nun beruhen meistens auf völliger Trennung der Geschlechter, selbst Eheleute werden ausnahmlos getrennt. Meist sind außer den nötigen Wirtschaftsräumen nur je ein Schlaf- und ein Arbeitssaal für jedes Geschlecht vorhanden, in den Arbeitssälen wird auch gegessen; in einzelnen Orten sind besondere Eßzimmer eingerichtet; außerdem sind für jedes Geschlecht ein Krankenzimmer und eine Strafzelle vorhanden. Kinder finden, wie wir oben sahen, allerdings Aufnahme; doch werden sie auch vielfach den Insassen abgenommen und in Familien untergebracht. Es herrscht strenge Ordnung und Zucht; unter Aufsicht eines von der politischen Armenverwaltung bestellten Inspektors leitet der Hausvater den ganzen Betrieb. Jeder Insasse ist den Anordnungen des Hauses unbedingten Gehorsam schuldig. Niemand darf ohne Erlaubnis ausgehen. Jeder Ungehorsam gegen die Hausordnung, Faulheit, unsittliches Betragen wird mit Verweis, Entziehung warmer Speisen während eines Tages, Absonderung bei der Arbeit, dem Essen und Schlafen bis zu drei Tagen durch den Inspektor, mit Einsperrung bis zu 72 Stunden, geschärft durch Speisung mit Wasser und Brot, durch die Armenverwaltung bestraft. Ledige Frauenzimmer verlieren mit dem dritten unehelichen Kinde das Recht auf freien Austritt (!!).

Der Leser sieht, wir haben hier eine Strafanstalt vor uns, nur mit dem wichtigen Unterschiede, daß der Eintritt in die Anstalt, wie auch der Austritt aus derselben jedem jederzeit zweimal (!) freisteht, wogegen aber andererseits Arbeitsfähige von der Armenverwaltung nicht mehr mit Geld unterstützt werden.

Es läßt sich nicht leugnen, daß gewichtige Gründe für diese ostfriesische Anstalten sprechen. Zum ersten der finanzielle Erfolg. Denn nicht ein Viertel der bis dahin mit Geld unterstützten Armen trat in die Arbeitsanstalt ein, die Hälfte von diesen trat bald wieder aus, der Bettel nahm ab, der Armenaufwand stieg trotz Verzinsung der Baukapitalien nicht, in einem Falle fiel der Aufwand schon im ersten Jahre um den dritten Teil dessen, was zuvor verwendet werden mußte! Besonders erfreulich ist ferner der Umstand, daß die bürgerliche Armenpflege abgesehen von Landarmen- und Anstaltskosten sich völlig auf diese Armenhäuser beschränkt, während die kirchliche Armenpflege, durch Klingebeutel und Kollekten dazu in den Stand gesetzt, die Hausarmenpflege fortan allein übernimmt, und nun die christliche Liebe voll und ganz ihre Segenskräfte entfalten kann. Endlich hat es unsern vollen Beifall, wenn jede (Kirchen-) Gemeinde für sich vorgeht. Wir verstehen vollkommen die Furcht vor großen Kreiskasernen und vor Auflösung der Gemeindezusammengehörigkeit. Wir wissen ferner, wie leicht freie Sammlungen für Ortsangehörige Anklang finden, wie dagegen die Leistungen für den Kreis bislang meist Zwangsleistungen waren. Dazu möchte manche Gemeinde — wiewohl im Hinblick auf § 12 des Gesetzes vom 6. Juni 1870 völlig grundlos — sich sträuben, ein Arbeitshaus für einen größeren Verband in seiner Mitte zu haben, aus Furcht, sich dadurch fremde Arme aufzubürden. Dennoch tragen wir Bedenken, jene Einrichtung, mag sie immerhin in Ostfriesland sich bewährt haben, als eine allgemeine zu empfehlen. Der finanzielle Erfolg wird überall da weniger ins Gewicht fallen, wo nicht, wie in Ostfriesland, eine in allen Kreisen fühlbare Bettelpflege beseitigt wird. Wenn ferner die ostfriesischen Arbeitshäuser meist den Verband einer Kirchengemeinde zum Träger haben, deutet das auf eine Zeit, wo die Kirche auch als ein Organ des Staates thätig war. Schwerlich werden dagegen anderswo, wo man die trefflichen Vorbilder von Ostfriesland nicht vor Augen hat, die Ortsarmerverbände geneigt sein, sich an parochiale Grenzen zu binden. Das gewichtigste Bedenken aber ist für uns die aus ökonomischen Gründen

überall eingeführte Verbindung von Zwangsarbeits- und Pflegehaus. Denn es ist doch nicht zu rechtfertigen, daß man die unnützen Subjekte und Arme, Kranke und Kinder in ein und dasselbe Haus steckt, daß man die, welche Gott mit dem heiligen Kreuze der Hilfslosigkeit, der Armut bezeichnet hat und die, welche durch ihr Laster in Gottes Gericht gestürzt sind, über einen Leisten schlägt. Wie aber ist diesem Übelstande zu helfen? Nur durch gänzliche Trennung beider Anstalten. Ein aus mehreren Kirchspielen bestehender Kreis, vielleicht ein „altes Amt", verbindet sich zur Einrichtung einer gemeinsamen Zwangsarbeit, die höchstens für 50 Arme unter einem Hausvater Platz hat. Hier läßt sich viel leichter der Arbeitsbetrieb, die notwendige Aufsicht herstellen als in kleineren Verhältnissen; hier gewinnen die Arbeitslosen Zeit und Gelegenheit, wieder selbständig zu werden, die Arbeitsscheuen dagegen brechen selber den Stab über sich und können sich der Zucht nicht weigern. Nicht wir sind es, die solchen Vorschlag machen, sondern die berufensten Autoritäten, z. B. der Kongreß deutscher Armenpfleger, der 1885 zu Bremen tagte, und welcher außer den oben erwähnten Vorteilen auch auf die Einrichtung besonderer Krankenzimmer, auf die leichtere Hilfe des Arztes und vor allem auf die Durchführung einer Hausordnung hinwies.

Wohin aber, so fragt man, mit den Kindern? wohin mit den Siechen, Alten und Kranken? Ja, das ist es eben, daß für diese nur viel zweckmäßiger und wirkungsvoller gesorgt werden kann in einer Atmosphäre, in welcher nicht der scharfe Zugwind der Zwangsarbeit herrscht, sondern die weiche warme Luft christlicher Barmherzigkeit. Denn indem wir sie einem Pflegehause überweisen, möchten wir für dieselben die kirchliche Armenpflege in Anspruch nehmen, zu der wir uns nunmehr wenden.

Während in den Zwangsarbeitshäusern die Zucht und feste Hand des Staates fühlbar ist, waltet in den von der Kirche gegründeten Pflegehäusern der Geist barmherziger Liebe. Die Pflegehäuser sind im Ravensberg'schen (Westfalen), also immerhin auf altsächsischem Boden entstanden. Eine Kirchengemeinde nach der andern baut jetzt dort ihr Pflegehaus.

Über die Gründung solcher Anstalten schreibt uns ein auf diesem Gebiete erfahrener Amtsbruder folgendes:

„Es sollten diese Pflegehäuser in keiner Gemeinde fehlen. Größere Gemeinden von 3—4000 Einw. müssen je eins für sich haben und empfiehlt es sich dann, es ganz in den kirchlichem Organismus einzufügen, so daß der Kirchenvorstand das Kuratorium bildet und es auf die Kirchengemeinde im Grundbuche eingetragen wird. Jedenfalls muß von vorherein darauf gesehen werden, daß es rein kirchlicher Natur ist und die Kommunalbehörden als solche von der Verwaltung ausgeschlossen sind. Die Unterhaltung geschieht durch milde Gaben, Heranziehung der kirchlichen Armengelder, Sammlung von Naturalien und ein geringes Pflegegeld (etwa Mk. 60 pro Jahr und 25 Pfg. pro Tag und Pflegling). Letzteres wird von den verschiedenen Kommunalgemeinden, die zum Kirchspiel gehören (und ja gesetzlich zum Unterhalt armer Siechen verpflichtet sind), meist gern bezahlt. Sind die Kirchengemeinden kleiner, so müssen sich allerdings mehrere zusammenthun. Es gibt dann zwei Möglichkeiten. Entweder die eine Gemeinde baut und besitzt das Haus und die andern zahlen für jeden Pflegling einen Pflegesatz, der den wirklichen Verpflegungskosten entspricht, mithin nicht zu niedrig bemessen ist. Oder aber: die Mittel zum Bau und zur Unterhaltung kommen aus allen Gemeinden, die den Verband bilden, zusammen, aus allem wird ein Vorstand gebildet, der Pfarrer der Gemeinde, in welcher das Pflegehaus liegt, beaufsichtigt die Leitung und ein zuverlässiger Mann läßt es auf seinen Namen im Grundbuche eintragen (muß sich allerdings für den Fall seines Todes durch ein rechtsgültiges Schriftstück über die Eigentumsverhältnisse aussprechen.) Das Gesetz über den Unterstützungswohnsitz steht ja durch ꝛc.

Leistung der verpflichteten Gemeinde fest. (Vgl. auch § 12 d. Ges.) Die unter kommunaler Verwaltung stehenden kleineren Armenhäuser mit ihrem ganzen Schmutz, äußerlichen und innerlichen Elend werden hoffentlich durch die Pflegehäuser bald überflüssig werden und verschwinden."

So weit unser Gewährsmann. Beteiligen sich mehrere Gemeinden an dem Werke, so dürfte es doch richtiger sein, wenn alle gemeinsam bauen und unterhalten. Dies schon deshalb, weil die Unterhaltung möglichst in Naturalien geleistet wird, mit denen dann alle Gemeinden beisteuern. Hören wir hierüber einen andern Gewährsmann: „Jemand, der aus städtischen Verhältnissen kam, schlug mir einen täglichen Pflegesatz von 1 Mk. vor. Ja wir nehmen als höchsten Satz bei Kranken Mk. 1,50, sonst aber weniger bis zu 25 Pfg. täglich; denn 1 Mk. wäre ja beinahe ein Tagelohn. Der Bauer ist geizig, wenn man von ihm Geld fordert; aber mit Naturalien ist er freigebig. Derselbe Mann, der ein höchst bedenkliches Gesicht machte, als ihm nahe gelegt wurde, Mk. 1,50 für unser Pflegehaus zu geben, schenkte mit Freuden 4 Pfund Butter. Einen ganz besonderen Respekt hat der Bauer vor dem Worte: Hunger. Wir haben keine Kuh und deshalb keine Milch, kein Huhn und deshalb kein Ei. Das wissen unsere Landleute, sie fürchten deshalb, daß die lieben Siechen darben möchten, wenn man ihnen den Tisch nicht deckt. So oft wir daher Not haben, wird gesammelt, und da bringen sie dann freudig alles, was nötig ist: Kartoffeln und Korn, Butter, Flachs und andere Vorräte." Was aber die Einrichtung eines Pflegehauses verlangt, so dient ein großer Flur zu Bibelstunden, Leichenfeiern und zum kühlen Aufenthalt im Sommer. Will man den Charakter des Pflegehauses allein ausprägen, so genügt ein einstöckiger Bau. Will man aber auch die Kranken genügend berücksichtigen, so wähle man den zweistöckigen Bau, überlege aber, ob man nicht mit einem Kniestock ausreicht. Ein derartig projektiertes Haus hat Mk. 9000, mit Inventar Mk. 12000 gekostet, die bis auf Mk. 4000 abbezahlt sind. Dort sind neben etwa 12 Siechen beständig 6—8 Kranke. Die Siechen beschäftigen sich etwa mit Spinnen und leichter Hausarbeit. Die Kranken aber werden hier so verpflegt, daß die Krankenkassen, wie beim Helenenstift zu Hage, ihre Klienten mit Freuden in ein solches Pflegehaus schicken."

Man redet häufig von Kreiskrankenhäusern auf dem Lande. Wir haben wenig Meinung für dieselben. Für die seltenen Fälle, wo Operationen und schwierige Krankheiten sehr sorgfältige Behandlung erfordern, genügen die städtischen Krankenhäuser und das Henriettenstift. Für die gewöhnlichen Fälle aber genügen die Pflegehäuser mit ihrer Sauberkeit, mit ihren in der Krankenpflege geschulten Schwestern; hierzu kommt noch eins. Auf dem Lande fehlt es häufig an der rechtzeitigen Hilfe, häufiger noch an dem rechtzeitigen Entschlusse, Hilfe zu suchen. Viel eher wird man Kranke in ein nahes billiges Pflegehaus unterbringen, als in die ferne teure Kreisanstalt. Für die Kranken ist überdies der Transport nicht immer ungefährlich; sie bleiben, wie die Siechen, lieber in der Gemeinde, den Anverwandten nahe, und hören Sonntags die Heimatglocken, und in der Woche den Zuspruch ihres Seelsorgers.

„Auf die Kranken weisen die Ärzte, auf die Vagabunden die Polizei, auf die Kinderschulen der Notschrei der Eltern, auf die Epileptiker die Schreckensgestalt ihres Leidens. Aber auf die, welche hinter den Zäunen liegen, auf die armen Siechen, merkt man nicht." Das Mittelalter hat im Punkt der Siechenhäuser weit mehr, als wir, geleistet, weil es weniger als wir von sozialen Aufgaben belastet war. Und doch liegt im Pflegehause der Schlüssel zu hochwichtigen sozialen Aufgaben. Es ermöglicht die Reform der ländlichen Armenpflege, es liegt auf der Linie der Kranken- und Unfallversicherung, wie der Alters- und Invalidenversorgung. Daß es aber zugleich auch der Stütz- und Mittelpunkt für Werke der inneren Mission auf dem Lande

werden kann, lehrt uns der Blick das Pflegehaus zu Essen. Dasselbe ist etwa besetzt mit 24 Pfleglingen, und zugleich Kinderheilanstalt, indem von dort aus allsommerlich gegen 50 Kinder im nahen Soolbade gebadet werden, Sitz eines Missionsvereins von 25, und eines Frauenvereins von 80 Mitgliedern. Insbesondere der letztere hat eine höchst segensreiche Wirksamkeit in den 7 Ortschaften des Kirchspiels entfaltet, wie er denn, 1872 gegründet, auch dem Pflegehause vorgearbeitet hat. Endlich und vor allem die wichtige Frage: wie verpflanzt man die Gemeindepflege aufs Land, die u. a. auch daran stets scheiterte, daß die Gemeindeschwestern auf dem Lande nur schwer ein Heim finden; hier ist sie gelöst, denn das Pflegehaus ist auch Mittelpunkt der Gemeindepflege, Heimstätte der Gemeindeschwester, der zweiten Diakonissin im Hause.

„So gehet hin und bauet das Haus; das soll mir angenehm sein, und will meine Ehre erzeigen, spricht der Herr!"

(Stiftsprediger W. Rothert-Loccum, Hannover, 1888.)

VI. Boden, Kapital und Arbeit.

107. Die Verteilung des ländlichen Privatgrundbesitzes in Preußen.

Während die bisher der „Statistik des Grundeigentumes und der Gebäude im preußischen Staate" entnommenen Nachrichten sich auf alle Besitzungen erstrecken, auf denen zur Zeit der Gebäudesteuerrevision im Jahre 1878 Gebäude vorhanden waren, beziehen sich die folgenden Untersuchungen über die Verteilung des Grundbesitzes im preußischen Staate ausschließlich auf die im Eigentume von Privatpersonen und wirtschaftlichen Genossenschaften stehenden ländlichen Besitzungen des platten Landes. Die Städte und diejenigen ländlichen Ortschaften, in denen eine überwiegende Anzahl von Gebäuden regelmäßig durch Vermieten benutzt wird, sowie die im Eigentume des Staates, der Provinzen, Kreise u. s. w., der Gemeinden, Kirchen und Schulsozietäten, der Eisenbahnen (Staats- und Privatbahnen), milder Stiftungen und ähnlicher Korporationen befindlichen Besitzungen sind nicht vertreten. Diese Lücken haben ihre Ursachen in Vorschriften des Gebäudesteuergesetzes vom 21. Mai 1861, bezw. der Veranlagungsgrundsätze über die Ermittelung des Nutzungswertes der Gebäude vom 1. Februar 1878.

Im Gegensatze zu der bis in den Anfang dieses Jahrhunderts hinein üblich gewesenen Sonderung des Grundeigentumes nach der Gliederung der Stände in Rittergüter und (spannfähige sowie nicht spannfähige) bäuerliche Besitzungen erfolgt gegenwärtig eine Scheidung der Landgüter nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten, und zwar unterscheidet die Wissenschaft fast allgemein den Großgrundbesitz, den mittleren Grundbesitz, den Klein- und den Parzellen- oder Zwergbesitz. Sie versteht dabei unter „Großgrundbesitz"

eine solche Besitzung, welche einen Wirt der gebildeten höheren Klasse mit der bloßen Leitung des Betriebes voll beschäftigt und ihm auch das seinen Kenntnissen und seiner sozialen Stellung entsprechende Einkommen gewährt. Als Unterart dieser Kategorie erscheint der Herrschafts- oder Latifundienbesitz; über den Umfang und die Ausdehnung desselben finden wir a. a. O. keine Auskunft, da die verschiedenen, in der Herrschaft bezw. in der Latifundie zu einem Eigentume vereinigten wirtschaftlichen Einheiten jede für sich als eine besondere Besitzung erscheinen. Als „mittlerer Grundbesitz" wird ein solches Landgut bezeichnet, bei welchem der Wirt neben der Leitung des Betriebes selbst Hand mit anlegt, wenngleich er die Mehrzahl der auszuführenden Geschäfte durch Lohnarbeiter verrichten läßt. Unter „Kleinbesitz" wird eine Besitzung begriffen, die nur von dem Wirte und dessen Familie selbst bestellt wird, ihre Arbeitskraft auch voll in Anspruch nimmt. Endlich versteht man unter „Parzellenbesitz" ein ländliches Anwesen, das zu gering ist, um auch nur eine Familie ganz zu beschäftigen oder zu ernähren.

Die neue preußische Grundeigentumsstatistik unterscheidet zunächst nur die zwei Klassen der unselbständigen und der selbständigen Besitzungen, je nachdem der Ertrag zum Unterhalte der Besitzer so weit zureicht, daß dieselben genötigt sind, dazu noch anderen Verdienst durch Tagelohn u. s. w. suchen zu müssen oder nicht. Hiernach kann der unselbständige Besitz unbedenklich dem Parzellenbesitz gleichgestellt werden. Um die Einteilung der selbständigen Besitzungen ebenfalls dem wissenschaftlichen Gebrauche anzupassen, sind die Landgüter mit einem Grundsteuerreinertrage von über Mk. 1500 als Großgrundbesitz, die mit einem solchen von Mk. 300—1500 als mittlerer Besitz und die selbständigen Anwesen mit einem Reinertrage von unter Mk. 300 als Kleinbesitz zusammengefaßt worden. Hiernach entfallen von den zur Zeit der Gebäudesteuerrevision (1878) im preußischen Staate (mit Ausschluß von Hohenzollern) vorhanden gewesenen 1559712 ländlichen Privatbesitzungen mit einer nutzbaren Fläche von 23933442 ha

auf den	Besitzungen überhaupt	%	nutzbare Fläche Hektar	%
Großgrundbesitz . . .	32488	2,1	9073187	37,9
mittleren Besitz . . .	182140	11,7	7112150	29,7
Kleinbesitz	266187	17,1	4509869	18,9
Parzellenbesitz	1078627	69,1	3238236	13,5

Eine genauere zahlenmäßige Bestimmung, welche Anteilsverhältnisse zwischen den verschiedenen Besitzkategorien für das Interesse des Staates und der Gesamtbevölkerung die günstigsten sind, läßt sich weder wissenschaftlich noch thatsächlich für ein größeres Gebiet geben. Jedoch darf dem in der Lehransicht und dem täglichen Leben gleichmäßig anerkannten Grundsatze, daß eine Mischung von großen, mittleren, kleinen und Parzellengütern, wobei die mittleren und kleinen zusammengenommen vorherrschen, eine für die

Staats- und Volkswohlfahrt günstige Verteilung darstelle, unbedingt zugestimmt werden, und es muß alsdann die Verteilung des Grundbesitzes, wie sie sich vorstehend für den preußischen Staat ergiebt als eine dem Gesamtinteresse vorteilhafte bezeichnet werden. (Nach der „Statist. Korresp.")

108. Die Boden- oder Grundrente.

Was ist Rente? Die Rente ist derjenige Vermögensanteil, den der Grundherr beansprucht; der Preis, der ihm für die Benutzung seines Bodens bezahlt wird. In einigen Ländern vollzieht sich die Regelung derselben durch altüberliefertes Herkommen, in anderen hingegen durch die Konkurrenz, d. h. der Grundherr verpachtet in diesem Falle sein Land an denjenigen, welcher ihm den höchsten Preis für die Benutzung desselben bietet. Dies geschieht durch ein Vertragsverhältnis, welches gewissen Grundbedingungen unterworfen, im übrigen aber dem ähnlich ist, welches zwischen den Käufern und Verkäufern von Waren stattfindet.

Woher es kommt, daß die Grundbesitzer in den Besitz des Grund und Bodens, als etwas, was weder sie noch andere produziert haben, gelangt sind, liegt außerhalb des Bereichs unserer Untersuchungen. Es würde uns zu weit führen, wenn wir die sehr verschiedenartige Entwickelung der Eigentumsverhältnisse in den verschiedenen Ländern verfolgen wollten. Wir müssen vielmehr die bestehende Thatsache, daß der Grund und Boden das Eigentum einzelner Personen ist, als Grundlage für unsere Erörterungen annehmen, weil alle Schlüsse, zu denen wir gelangen, auf dieser Anerkennung beruhen. Die Grundrente kann als die Wirkung eines erworbenen Monopols bezeichnet werden. Da die Ausdehnung der zur Landwirtschaft brauchbaren Bodenfläche begrenzt, die Nachfrage nach solcher hingegen sehr groß ist, so befindet sich der Grundbesitzer in der Lage, für die Benutzung seines Bodens eine Entschädigung fordern zu können. „Der Grund, weshalb Landeigentümer imstande sind, sich eine Bodenrente auszubedingen, liegt darin, daß das Land eine Ware ist, deren viele bedürfen, die aber niemand anders als von ihnen erlangen kann."

Eine weitere Untersuchung des Wesens der Rente. Die Rente des landwirtschaftlichen Bodens wird von zwei Umständen bedingt: 1. von seiner Fruchtbarkeit, 2. von seiner mehr oder weniger günstigen Lage. Wenn eine dieser Bedingungen ganz oder gar fehlt, so kann der Boden über keine Rente gebieten. Ist z. B. ein Boden so schlecht, daß sein Anbau die darauf verwendete Arbeit und das dazu gehörige Kapital nicht genügend zu belohnen imstande ist, so wird niemand eine Pacht für ihn zahlen wollen. Ebensowenig würde ein sehr fruchtbarer Boden, der aber an einem schwer zugänglichen Platze liegt, über eine Rente gebieten. In Amerika und Australien giebt es fruchtbare Landstriche von großer Ausdehnung, welche jedoch zu weit von den großen Städten entfernt liegen, als daß sie mit Vorteil bebaut

werden könnten. Solcher Boden wirft natürlicherweise keine Rente ab. Mit der Vermehrung der Verkehrswege werden hingegen (wie dies in den Vereinigten Staaten in den letzten Jahren der Fall gewesen ist) auch solche Distrikte den Konsumentenkreisen nahe gerückt und werden sodann rentabel.

Es liegt auf der Hand, daß in allen Ländern große Verschiedenheiten in der Produktivität sowohl wie in der Lage der Landgüter vorkommen. Die Rente schwankt demnach je nach der größeren oder geringeren Ertragsfähigkeit des Bodens, die von jenen beiden Bedingungen beeinflußt wird. Denken wir uns zwei Wirtschaften, von welchen die eine, dieser Ursache wegen, dem darauf verwendeten Kapitale und der Arbeit höhere Erträge als die andere liefert, so wird die Rente der ersteren die der letzteren genau um einen Betrag übersteigen, der der Differenz der natürlichen Vorzüge der beiden gleichwertig ist. Diese Erklärung erschöpft jedoch die Frage, woraus die Rente besteht, nicht vollständig. Denn man könnte weiter fragen: Es ist zwar klar, daß die bessere Wirtschaft eine höhere Rente ergeben muß als die schlechtere, wodurch wird aber die Rente der letzteren bestimmt? Um dies zu beantworten, müssen wir die Ricardo'sche Rententheorie zur Hilfe rufen.

Die Rententheorie, wie Ricardo sie aufstellt. Die Rente jener minderproduktiven Wirtschaft wird bestimmt nach dem Geldwerte des Überschusses ihrer Ertragsfähigkeit über den des schlechtesten noch in Kultur befindlichen Bodens, der nur eine nominelle Rente zahlt. Dies ist eine kurze Darstellung der Ricardo'schen Theorie. Es giebt überall Boden, der entweder so unfruchtbar oder so schlecht gelegen ist, daß er nur die auf ihn verwendeten Arbeitskosten und den dem Bebauer zukommenden landesüblichen Kapitalgewinn zurückerstattet. Ein solches Land kann keine Rente zahlen, weil dem Pächter, wenn er sie entrichten müßte, ein zu kleiner Gewinn übrig bleiben würde. Da aber niemand unter solchen Verhältnissen auf die Dauer weiter arbeiten kann, so würde derartiges Land, wenn eine Rente dafür gefordert würde, außer Kultur gesetzt werden müssen.

Die Anbaugrenze. Die Rente eines jeden Stück Landes wird mithin durch seinen Mehrertrag über den Ertrag des schlechtesten Bodens, der zwar noch bebaut wird, aber keine Rente zu geben vermag, bestimmt. Diesen nennt Ricardo „Boden, der auf der äußersten Anbaugrenze steht," weil jeder noch schlechtere Boden dem Landwirt, selbst wenn er keine Rente für ihn zahlt, den allgemein gebräuchlichen Gewinn nicht abwerfen würde, vorausgesetzt, daß die Getreidepreise nicht steigen. Dies führt uns zu dem zweiten Teile der Ricardo'schen Theorie.

Durch eine Vermehrung der Bevölkerung wird der Preis der landwirtschaftlichen Erzeugnisse gesteigert. Dem Leser dürfte bekannt sein, daß ein Niedergang der Anbaugrenze nur infolge einer Preissteigerung stattfinden kann. Nichts regt aber eine solche so mächtig an als eine Bevölkerungszunahme, durch welche die Nach-

frage nach Lebensmitteln stets erhöht wird. Ein Bevölkerungszuwachs wirkt folgendermaßen auf die Steigerung der Bodenrente ein:

1. wird durch ihn der Wert der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, infolge der erhöhten Nachfrage, vermehrt, und hieraus wird
2. indem die Anbaugrenze nach unten rückt, derjenige Teil des Vermögens, den der Grundherr als Rente beansprucht, vergrößert.

Wir wissen, daß Rente die Wertdifferenz ist zwischen der Ertragsfähigkeit des betreffenden Bodens und der des schlechtesten, noch in Kultur befindlichen, der keine Rente zahlt. Bei jedem Niedergange der Anbaugrenze muß aber diese Differenz größer werden und mithin die Rente steigen. Wenn wir die Ertragsfähigkeit irgend einer bestimmten Wirtschaft mit der Zahl 100 bezeichnen, während der Wert des auf der Anbaugrenze stehenden Landes 30 ist, so ist die Rente jener Wirtschaft 70. Ginge aber die Anbaugrenze tiefer, so daß z. B. der Wert des auf ihr stehenden, d. h. des Bodens, der keine Rente bezahlt, 20 wäre, so würde die Differenz zwischen demselben und dem ersteren Boden 80 betragen, d. h. seine Rente wäre von 70 auf 80 gestiegen. Zum besseren Verständnisse dieses Exempels bemerken wir nochmals, daß der Preis der landwirtschaftlichen Produkte stets von dem Kostenpreise derjenigen Erzeugnisse, die von dem schlechtesten Boden herrühren, abhängig ist.

Eine kurze Wiederholung der Ricardo'schen Theorie. Die Rente irgend eines Bodens wird durch der Unterschied zwischen seiner Ertragsfähigkeit und derjenigen des schlechtesten, in Kultur befindlichen Bodens, der keine Rente zahlt, bestimmt, d. h. des Bodens, der auf der Anbaugrenze steht. Jeder Umstand, durch welchen ein Niedergang der Anbaugrenze verursacht wird, steigert mithin die Rente, weil er die Differenz zwischen der Ertragsfähigkeit des betreffenden Bodens und dem schlechtesten, in Kultur befindlichen Boden, der keine Rente zahlt, steigert.

Durch die Rente wird der Preis der landwirtschaftlichen Produkte nicht gesteigert. Dieser Satz ist eine der wichtigsten Schlußfolgerungen aus der Ricardo'schen Rententheorie, denn es läßt sich aus ihr beweisen, daß die Rente keinen Teil des Preises der landwirtschaftlichen Produkte bildet. Deshalb würden sich die Preise durch den etwaigen Wegfall der Rente nicht billiger gestalten. Dies hängt folgendermaßen zusammen: Wir wissen

1. daß sich der Preis der landwirtschaftlichen Produkte nach der jeweiligen Stellung der Produktivitätsstufe, den die Anbaugrenze einnimmt, richtet;
2. daß dieser Preis hoch genug sein muß, um die verwendete Arbeit der auf dem schlechtesten, keine Rente zahlenden Boden gezogenen Produkte, zu belohnen, und dem Pächter dabei den gewöhnlichen Kapitalgewinn zu sichern;
3. daß bei noch tiefer fallenden Preisen die Kultur eines derartigen Bodens eingestellt werden muß, wodurch die Anbaugrenze weiter noch oben rückt.

So lange als sich aber die Nachfrage nach landwirtschaftlichen Erzeugnissen nicht vermindert, kann diese Verschiebung der Anbaugrenze nach oben nicht eintreten, selbst wenn die Rente vermindert würde. Es würde mithin eine gleich große Quantität von landwirtschaftlichen Erzeugnissen, mit oder ohne Rente, verlangt werden, weil die Nachfrage allein die Lage der Anbaugrenze bestimmt.

Folgender Einwand wird öfters gegen die Ricardo'sche Rententheorie erhoben: Rentfreies Land, wird behauptet, kann es nicht geben, da doch jeder Pächter dem Grundherrn eine Rente zahlt. Es ist allerdings richtig, daß landwirtschaftliche Pachtungen fast nie auf Ländereien betrieben werden, die *nur* aus dem unproduktivsten Boden, der überhaupt keine Rente zahlen kann, bestehen; zweifellos giebt es aber Güter, auf welchen sich *Teile* solchen Bodens befinden. In solchen Fällen verteilt sich die Rente über die Gesamtfläche des Gutes. — Ein anderer Einwand, der von sogenannten Praktikern gegen die Theorie erhoben wird, soll nur der Kuriosität halber aufgeführt werden. Weder Grundherr noch Pächter, sagen sie, kennen die Ricardo'sche Theorie und können mithin ihre Pachtverhältnisse nicht nach derselben regeln. Mit demselben Rechte könnte man behaupten, daß die anatomische Wissenschaft falsch sei, weil die meisten Leute nichts von ihrem eigenen Körperbau wissen. Die meisten essen, was ihnen gut bekommt, ohne einen Begriff von den physiologischen Vorgängen ihrer Verdauung zu haben, ebenso aber treiben Tausende Handel und Wandel aller Art, ohne die Physiologie des Verkehrs zu kennen.

Über den Einfluß des Herkommens auf die Bodenernte

Bisher haben wir nur über Rentenverhältnisse, die durch die Konkurrenz geregelt werden, wie es in England und Schottland fast durchgängig der Fall ist, gesprochen. Es giebt jedoch auch Länder, in denen das Herkommen einen mächtigen Einfluß auf dieselben ausübt. So herrscht in einigen Teilen Italiens und Frankreichs ein Besitzstand, den man *Halbpacht* nennt, und bei welchem das Bodenprodukt nach bestimmten, stehenden Verhältnissen zwischen dem Grundbesitzer und dem Pächter verteilt wird. Meistens erhält jeder von ihnen die Hälfte; doch giebt es auch Fälle, in denen der Grundbesitzer zwei Drittel des Ertrages beansprucht. Der dem Grundbesitzer zufließende Teil wird hier durch das Herkommen und nicht durch die Konkurrenz bestimmt. Der Teil des Kapitals, den der Grundherr zum Bebauen des Ackers hergeben muß, ist gleichfalls durch ein altes Herkommen geregelt. In einzelnen Landesteilen hat er das sogenannte Inventar, die Aussaat und Gerätschaften zu liefern, in andern Gegenden hingegen nur das Vieh und die Aussaat, während der Pflanzer das Ackergerät hergiebt. Es scheint fast, als ob diese verschiedenen Herkommen willkürlich, ohne eine feststehende Regel, erstanden sind. Obwohl es der National-Ökonomie unmöglich ist, den Ursprung der verschiedenen Teilungsverhältnisse zwischen Grundherrn und Pächter zu erforschen, so ist eine Betrachtung über den Einfluß, den die Halbpacht auf die Rente ausübt, doch zu empfehlen.

(*M. E. Fawcett-Philippson*, Volkswirtschaftslehre, Berlin 1888.)

109. Die Landpreise.

Der Kaufwert des Landes wird seinen Bonitäten und den örtlichen Verkehrsverhältnissen ꝛc. durchschnittlich entsprechen. Dies setzt also voraus, daß der Pachtzins weder zu hoch noch zu niedrig gegriffen ist, was in manchen Fällen zutrifft, in anderen aber nicht. Unleugbar bilden aber Pachtpreise, wenn sie aus längeren Durchschnitten ermittelt und den Verhältnissen der Gegenwart gemäß gegen einander abgewogen werden, eine sehr geeignete Grundlage für die Bestimmung der Kaufpreise der Güter und Grundstücke.

An dieser Folgerung ändert die Thatsache nichts, daß auf demselben Gute der eine Pächter zugrunde gehen kann, während der nachfolgende selbst mitunter bei erhöhtem Pachtzins sich Vermögen erwirbt, oder daß auch die umgekehrte Wechselwirkung eintreten kann.

Das Prosperieren oder das Zugrundegehen erläutert sich, abgesehen von äußeren Verhältnissen, welche der Mensch nicht beherrschen kann, aus persönlichen Umständen, welche ebensowohl als größere oder geringere Intelligenz, als auch in dem durch eigenes Vermögen bedingten Vorrat an Betriebskapital sich in dem positiven und negativen Erfolge der Wirtschaft gebieterisch geltend macht.

Der örtlich und zeitlich angemessene Pachtwert des Landes ist das Produkt aus einer Folgenreihe von sich gegenseitig ergänzenden vielseitigen Beziehungen. Immerhin gestattet der bekannte und allseitig geprüfte Pachtwert einen direkten Schluß auf den Landpreis des betreffenden Gutes, also auch auf die dem ersteren entsprechende Grundrente; denn wenn man aus dem Landpreis die mit übernommenen Kapitalbeträge an Gebäuden, Saaten, Vorräten ꝛc. so genau als möglich ausscheidet, so muß die Grundrente übrig bleiben.

Um aus der so festgestellten Grundrente den Landpreis zu finden, ist zunächst der Zinsfuß festzustellen, welcher der Grundrente örtlich und zeitlich entspricht. Je nach der wechselnden Höhe des Zinsfußes für Leihkapital ergeben sich analog verschiedene Faktoren, mit welchen die Grundrente zu vervielfachen ist, um den Landpreis zu finden. Diese Faktoren sind:

bei 2 %	50;	bei $2^1/_2$ %	40,
„ 3 %	$33^1/_3$;	„ $3^1/_2$ %	$28^4/_7$,
„ 4 %	25;	„ $4^1/_2$ %	$22^2/_9$,
„ 5 %	20;	„ $5^1/_2$ %	$18^2/_{11}$ ꝛc.

Im Interesse des Verkäufers liegt es, einen niedrigen Zinsfuß zu grunde legen; der Käufer aber wird es vorziehen, von einem höheren Zinsfuß auszugehen.

Ob und inwieweit das eine oder andere in gegebenen Fällen zutrifft, oder das richtige in der Mitte liegt, ist nach folgenden Gesichtspunkten zu beurteilen.

Da die Grundrente nicht nur ein Ausfluß der geringeren oder größeren natürlichen Fruchtbarkeit des Landes, sondern wesentlich auch der klimatischen Verhältnisse ist, weil diese den Grad der Sonnenwirkung bedingen und hierauf aus dem Breitegrade und besonders auch aus der Höhe über dem Meere geschlossen werden kann, so wird die Grundrente bei gleicher Bodengüte im nieder belegenen Thal einen relativ höheren Zinsfuß rechtfertigen, während sie in größeren Seehöhen einen relativ niedrigeren Prozentsatz bedingt.

Hiermit ist aber die Frage noch nicht erschöpft, weil der Betriebserfolg und deshalb die Kaufpreise des Landes auch von dem regeren oder beschränkteren Verkehr, der größeren oder geringeren Dichtigkeit der Bevölkerung, dem Angebot und der Nachfrage nach Land und Arbeit, dem Kapitalreichtum der Gegend, dem erleichterten oder erschwerten Absatz der Produkte ꝛc. und hiervon auch die größere oder geringere Rätlichkeit der Anlage von Betriebskapital auf das angekaufte Land wesentlich abhängig sind.

Denn dasselbe Betriebskapital wird auf dem billiger käuflichen, eine geringere Grundrente bringenden Lande niemals eine so hohe und sichere Verzinsung ermöglichen, als unter entgegengesetzten Verhältnissen.

Die im normalen Pachtwert enthaltene und daraus abgeleitete Grundrente muß und wird jenen verschiedenen Produktionsbedingungen Rechnung tragen und in den vom Verkehr entlegenen Berggebieten an und für sich eine geringere sein, also einen niedrigeren Zinsfuß bedingen und dessen höheren Multiplikator rechtfertigen. Im verkehrsreichen Thal, besonders in der Umgebung größerer Städte, ist zwar die absolute Grundrente an und für sich eine höhere, aber die Kaufpreise des Landes sind durch die gesteigerte Nachfrage und größeren Kapitalwert nicht mehr der direkte Ausfluß der Höhe der Grundrente, sondern darüber hinaus gesteigert, und rechtfertigen dadurch ebenfalls einen geringeren Zinsfuß und höheren Multiplikator, so daß man hier Extremen begegnet, die abweichend beurteilt werden müssen.

Anders, reiner und gleichartiger ausgesprochen stellen sich diese Verhältnisse in großen weiten Gegenden dar, wo Meereshöhe, Bodenverhältnisse und der Verkehr gleichartigere sind, wenn sie auch zeitlich und durchgreifend durch den Neubau von Eisenbahnen und Kanälen abgeändert und verbessert werden. Aber auch hier, wenn auch wenige extrem, treten Verschiedenheiten sebst in relativ nahegelegenen Gegenden hervor, welche für gleiche Bodenbonitäten abweichende Kaufpreise bedingen.

In Norden und Osten ist im allgemeinen die Verpachtung weniger häufig als im Westen Deutschlands, obwohl sie sich dort auf größere, hier aber mehr auf kleinere Güter und einzelne Grundstücke erstreckt.

Wo daher Pachtpreise fehlen oder für die Berechnung der Kaufpreise unbrauchbar sind, muß die Grundrente aus diesen letzteren und hieraus der Wert des Landes für sich abgeleitet werden. Es ist dies schwieriger, wenn nicht eine längere Zeit durchgeführte Buchhaltung vorliegt und deren Einsicht

verstattet wird, oder der Kaufpreis aus anderen Gutskäufen der Gegend abgeleitet werden kann.

Nicht zweckmäßig ist es, aus dem *feststehenden mittleren* Reinertrag den Landpreis ohne weiteres ableiten zu wollen, weil im normalen Reinertrag außer der Grundrente noch Kapitalzins und Gewerbsgewinn, die beide einen wechselnden Zinsfuß bedingen und auf welche niemals ein und derselbe Zinsfuß angewendet werden sollte, oft für dieselben Bodenbonitäten in sehr wechselnden Verhältnissen enthalten sind. Es muß daher stets vorher versucht werden, aus dem Reinertrag die Grundrente soweit als möglich auszuscheiden.

Nehmen wir an, daß das *ausgestattete* Gut einen Wert von 86 900 Mk. darstellt und einen Reinertrag von 4 150 Mk. erbringt. Wäre nur der letztere bekannt und wollte man daraus auf den Kaufwert schließen, so würde der Multiplikator $20^{38}/_{85}$ oder der Zinsfuß nahehin 5 % sein; dies ändert sich aber für dasselbe Gut sehr verschieden ab, je nachdem es im ganzen oder in einzelnen Grundstücken abgeschätzt und verkauft wird, bezw. im Frühjahr oder zu Johanni ꝛc. mit dem Inventar seinen Besitzer wechselt.

In *Preußen* ist es allgemein üblich, die geschätzten Grundsteuerreinerträge zur Vergleichung und Bestimmung der Kauf- und Pachtpreise heranzuziehen, und es ist nichts dagegen zu sagen, wenn hierbei beobachtet wird, daß die Einschätzung nach der Fläche der verschiedenen Bonitäten und der landläufigen Kulturweise, also nicht für die einzelnen geschlossenen Besitztümer und einen fortschreitenden Betrieb, auch in den verschiedenen Provinzen und Kreisen, dem subjektiven Ermessen der Taxatoren gemäß, sehr ungleich erfolgt ist, weshalb die geschätzten Reinerträge keine direkte Vergleichung der Landpreise ohne weiteres gestatten. Diese Thatsache hat sich auch bei den staatlichen Gutskäufen in der Provinz Posen herausgestellt.

Auch ist wohl zu beachten, daß die auf die Bonitäten gegründete Steuer keine reine Grund-, sondern eine *Reinertrags- oder Gewerbesteuer* ist, durch welche Land *und* Kapital getroffen werden, weshalb das oben dagegen Gesagte darauf direkte Anwendung findet. Es ist feststehend, daß der nur geschätzte Reinertrag den wirklichen bei geregeltem Betrieb erzielten nicht erreicht, weil es sich für die Steuerbehörde nur um brauchbare Verhältniszahlen handelte, um danach den quotisierten Betrag der Grundsteuer auf die einzelnen Grundstücke zu verteilen. Es ist daher nicht gerechtfertigt, auf diese schwankende Reinertragssteuer durch Multiplikation mit nach den verschiedenen Gegenden des Landes wechselnden Faktoren den Preis des Landes bezw. der Grundrente und hiermit den Pachtwert ohne weiteres direkt festzustellen. Schon die mangelhafte und auch ganz unmöglich richtig zu lösende Aufgabe der für die Steuereinschätzung nötigen Berechnung der Produktionskosten läßt jene direkte Schlußfolge nicht zu.

Es kommt mitunter (besonders im Westen) vor, daß ein Kapitalbesitzer, auf das Angebot eines solventen Pachtliebhabers hin, ein Gut zu

dem aus der angebotenen Pachtquote abgeleiteten Kaufpreis erwirbt, und es ist nicht dagegen zu sagen, wenn die Persönlichkeit und Erfahrung des Pächters dieses Vorgehen rechtfertigt, weil es hierbei in dem Belieben des Käufers steht, von vornherein den Zinsfuß zu berechnen, welchen er für sein Anlagekapital beansprucht und mit dem Verkäufer zu vereinbaren hat.

(Professor Dr. Fr. W. Dünkelberg-Poppelsdorf.)
* 4. Mai 1819.

---

110. Die Hypothekenbewegung in Preußen während der Jahre 1886/87 bis 1888/89.

Die wirtschaftliche Lage der Grundbesitzer, insbesondere der ländlichen, ist mit Recht von jeher der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit gewesen. Mit Sicherheit würde sich dieselbe freilich erst übersehen und verfolgen lassen, wenn Aufnahmen über sämtliche Aktiva und Passiva, d. h. über den Wert des Grundbesitzes und sonstigen Vermögens einerseits, die Real- und Personalschulden andererseits vorlägen. An die Erfüllung dieser Voraussetzung ist natürlich nicht zu denken.

Es waltet aber wohl kein Zweifel darüber ob, daß im Allgemeinen der Grundbesitz und dessen Verschuldung weitaus die wichtigsten Posten in der Vermögensrechnung des Grundbesitzers ausmachen, und daß demgegenüber eigenes Vermögen bezw. Personalschulden desselben in ihrer Bedeutung weit zurücktreten. Für den Wert des Grundbesitzes nun liefern bekanntlich die Ziffern des Katasters einen gewissen, wenn schon mangelhaften Anhalt, der durch Vergleichung mit den thatsächlich gezahlten, zum Teil ja aus den Grundbüchern ersichtlichen Erwerbspreisen kontroliert und verbessert werden könnte. Die Verschuldung des Grundbesitzes, und zwar des ländlichen, ist probeweise für eine Anzahl von Amtsgerichten im Jahre 1882 ermittelt worden, während eine auf den ganzen Staat erstreckte Erhebung bezüglich der Bewegung der Verschuldung in Preußen nunmehr für die drei Jahre 1886/87 bis 1888/89 vorliegt. Zwar deckt sich die buchmäßige Verschuldung und deren Bewegung keineswegs mit der wirklichen; manche in einem Jahre abgezahlte Hypotheken bleiben zunächst ungelöscht; es stehen diesen aber sicher auch viele in demselben Jahre gelöschte, in Wirklichkeit schon früher abgetragene Schulden gegenüber, und man wird annehmen dürfen, daß diese und andere Abweichungen der buchmäßigen von den wirklichen Verhältnissen, wenn nicht in einem einzelnen Jahre, so doch je länger je mehr sich ausgleichen werden, so daß eine längere Zeit fortgesetzte Statistik der Hypothekenbewegung in der That ziemlich zuverlässig über den Gang der Verschuldung unseres Grundbesitzes unterrichten würde.

Das Ergebnis der bezeichneten Erhebungen zeigt nun für jene drei Jahre zusammen in den Städten einen auf 1725·$_{05}$, in den ländlichen Bezirken einen auf 342·$_{22}$ Millionen Mark bezifferten Überschuß der Eintragungen über die Löschungen, welche letzteren in den Städten nur 50·$_{4}$, auf dem Lande nur 80·$_{7}$ % von ersteren erreichten. Was die ländlichen Bezirke anbetrifft, so sei zunächst bemerkt, daß in den einzelnen Oberlandesgerichtsbezirken, und zwar

in	die Eintragungen	die Löschungen	der Überschuß (+) oder Minderbetrag (−) der Eintragungen
	betrugen Millionen Mark		
Königsberg	129·$_{16}$	92·$_{38}$	+ 36·$_{78}$
Marienwerder	100·$_{66}$	88·$_{82}$	+ 11·$_{84}$
Summe	229·$_{82}$	181·$_{20}$	+ 48·$_{62}$

in	die Eintragungen	die Löschungen	der Überschuß (+) oder Minderbetrag (−) der Eintragungen
	betrugen Millionen Mark		
Übertrag	229·82	181·20	+ 48·62
Berlin, Kammergericht	151·04	105·99	+ 45·05
Stettin	74·77	60·42	+ 14·35
Posen	122·96	138·65	− 15·69
Breslau	306·54	237·99	+ 68·55
Naumburg a. d. S.	189·87	129·27	+ 60·60
Kiel	90·36	64·06	+ 26·30
Celle	132·23	83·67	+ 48·56
Hamm	118·18	84·54	+ 33·64
Kassel	51·84	69·22	− 17·38
Frankfurt a. M.	56·64	52·62	+ 4·02
Köln	247·97	222·63	+ 25·34
Jena, preußischer Teil	2·68	2·42	+ 0·26
im ganzen Staate	1774·90	1432·68	+ 342·22

Hiernach waren nur in zwei Oberlandesgerichtsbezirken die Löschungen im Vorsprunge vor den Eintragungen. Dies ist nach den vorliegenden behördlichen Berichten jedoch auf besondere Umstände, u. a. in Kassel auf die Grundbuchregulierung zurückzuführen, bei welcher eine besonders große Anzahl längst abgezahlter Hypotheken zur Löschung kam. Wie aber hier keineswegs ein jenen Ziffern entsprechender Rückgang der Verschuldung stattgefunden hat, so beruht umgekehrt auch in einzelnen Landesteilen, namentlich im Nordwesten des preußischen Staates nach jenen Berichten der Überschuß der Eintragungen zum Teil nur auf erleichtertem Realkredit und daraus folgender Umwandlung persönlicher in Realschulden, also auf keiner wirklichen Zunahme der Verschuldung im Ganzen, so daß in diesen Gebieten die wirkliche Bewegung eine günstigere, in jenen eine ungünstigere gewesen ist, als die vorstehenden Ziffern erkennen lassen, während für das Gesamtgebiet wiederum auf einen gewissen Ausgleich dieser Abweichungen gegen einander zu rechnen sein wird.

Nehmen wir hiernach an, daß die oben nachgewiesene buchmäßige Zunahme der Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes den wirklichen Gang der Bewegung derselben ziemlich genau wiederspiegeln wird, so wäre ein Überschuß der Eintragungen von 342 Mill. Mark in drei Jahren an und für sich nicht gerade bedenklich, da er noch bei weitem nicht an den Grundsteuerreinertrag eines Jahres hinanreicht, der sich für die gesamten ländlichen Bezirke des Staatsgebietes auf 408 896 431 Mill. Mark beziffert. Bei einer aufsteigenden Entwickelung, wie die Bodenrente sie um die Mitte des laufenden Jahrhunderts auch auf dem Lande und in den letzten Jahrzehnten noch in den größeren Städten genommen hat, würde ein solcher Zuwachs der Verschuldung sogar verhältnismäßig geringfügig erscheinen.

Eine ungünstigere Bedeutung gewinnt aber naturgemäß auch die kleinste Vermehrung der Hypothekenlast, sobald die Bodenrente zurückgeht, der Grundbesitz also nur durch entsprechende Verminderung der auf ihm lastenden Schulden seine Stellung einigermaßen zu behaupten vermag.

Wie sich die Eintragungen und Löschungen von Hypotheken in den einzelnen Landgerichtsbezirken der Provinz Hannover (Oberlandesgericht Celle) während des Rechnungsjahres 1888/89 stellen, geht aus der folgenden Zusammenstellung, in welcher den Landgerichten die Zahl der zugehörigen Amtsgerichte beigefügt ist, hervor.

Landgerichtsbezirke.	Zahl der Amtsgerichte.	Ländliche Bezirke. Eingetragene Hypotheken in Mark.	Gelöschte Hypotheken in Mark.
Aurich	12	5 182 116	3 328 412
Göttingen	21	4 674 016	3 339 409
Hannover	21	5 738 026	3 662 472
davon das Amtsgericht:			
Hannover IIIc . . .	1	757 551	649 244
Hildesheim	20	7 559 039	4 210 132
Lüneburg	20	5 381 411	3 046 434
Osnabrück	22	4 000 768	3 074 680
Stade	18	5 557 972	3 472 450
Verden	32	6 561 658	4 745 772
Zusammen	**164**	**44 654 006**	**28 879 761**

Die Zunahme der Hypothekenlast im Oberlandesgerichtsbezirke Celle mit 164 Amtsgerichten beträgt in der dreijährigen Berichtszeit $48{,}_{56}$, im letzten Jahre allein $15{,}_{77}$ Millionen Mark, wobei für 25 Amtsgerichte noch die Löschungen überwiegen. Es wird die Vermehrung der Eintragungen häufig als eine nur scheinbare Verschlimmerung der Verhältnisse des Grundbesitzes dargestellt, da es sich dabei oft nur um einen dem Schuldner günstigen Wechsel der Gläubiger bei gleichzeitiger Umwandlung von Personal- in Realschulden handle. Bei sechs Amtsgerichten dagegen werden Hochwasserschäden, bei sieben die schlechte Ernte, bei fünf die ungünstige Lage der Landwirtschaft, bei einer größeren Anzahl die Eintragungen erheblicher Kauf- und Erbportionen als wesentliche Ursache der Mehrbelastung angegeben. Auf die Höhe der Löschungen haben in vereinzelten Fällen Zwangsversteigerungen, in andern die Zahlung von Holzabfindungsgeldern durch den Fiskus erheblich eingewirkt. Daneben halten hie und da die Berichterstatter die von ihnen gelieferten bezüglichen Ziffern für zu hoch wegen besonders häufiger Löschung längst abgezahlter Hypotheken, andere wieder für zu niedrig, weil auch im Berichtsjahre zahlreiche Abbürdungen vorgekommen seien, ohne sogleich eine Löschung nach sich zu ziehen. Ein Amtsgericht führt aus, wie von den Gläubigern — soweit Grundbücher noch nicht angelegt sind — öfters Erklärungen zu den Grundakten dahin abgegeben werden, daß gewisse Hypothekenforderungen getilgt seien; ein Antrag auf Löschung im Hypothekenbuche werde damit indessen nicht verbunden, die betreffenden Posten dann im alten Hypothekenbuche auch nicht gelöscht, jedoch in das später anzulegende Grundbuch nicht mit übernommen. (Nach der „Statist. Corresp.")

111. Was ist Kapital und welche Dienste leistet es der Produktion?

Kapital ist derjenige Teil des Vermögens, der aufgespart worden ist, um einer künftigen Vermögensproduktion Beistand zu leisten. Die Funktion des Kapitals als ein Faktor der Vermögensproduktion ist hie und da bestritten worden. Ein Wilder könne sich z. B., wendete man ein, von Beeren oder Wurzeln, die er sich sucht, nähren, ohne einen vorher aufgespeicherten Bestand gehabt zu haben. Oder ein zivilisierter Mensch, der, auf wüstes Land verschlagen, nur das nackte Leben gerettet habe, könne nach und nach

Vermögen ansammeln, welches er mit seiner Arbeit dem Lande abgewinne. Dieser Einwand ist jedoch ganz unwesentlich, denn mit dem Momente, wo der Wilde einen Stein zurechtschlägt und ihn als Spaten gebraucht, besitzt er Kapital. Und wenn Robinson einen Teil der am Montag gesammelten Beeren zurücklegt, um sich Dienstags, während er am Bau seines Kanoes arbeitet, von ihnen zu nähren, so sind die Beeren sein Kapital, denn ohne sie würde er das Kanoe, welches er wiederum als Kapital, nämlich zur Vermehrung seiner Produktion, benutzen will, nicht bauen können. Jedenfalls ist das Kapital unter den Bedingungen des modernen Lebens und der modernen Industrie ein unerläßliches Produktionserfordernis.

Keine landwirtschaftliche Verrichtung würde sich bewerkstelligen lassen, wenn die Arbeiter nicht von vorher angehäuftem Vermögen ernährt würden. Zwischen der Aussaat und der Zeit, in der das Produkt der Saat in Brod verwandelt werden kann, liegen viele Monate. Die Arbeiter können mithin nicht von dem, was ihre Arbeit hervorbringen *soll*, leben, sondern werden von dem Vermögen, das ihre eigene oder anderer Arbeit vorher produziert *hat*, unterhalten. Dies Vermögen ist Kapital. In früheren Zeiten, als die Arbeiter nicht mit Geld, sondern mit Naturalien bezahlt wurden, waren die Dienste, welche das aus vorhergegangener Arbeit erzeugte Vermögen der künftigen Produktion leistete, klarer in die Augen springend, als jetzt. Diese Art von Löhnung existiert zwar noch hie und da, räumt aber der Geldwirtschaft immer mehr das Feld. Der Landwirt tauscht heutzutage sein Vermögen gegen Geld aus und zahlt seinen Arbeitern ebenfalls die Löhne in Geld. Dieses Geld repräsentiert das vorher angehäufte Vermögen und leistet der künftigen Produktion denselben Beistand, wie es in früheren Zeiten das Korn that, mit dem der Arbeiter bezahlt wurde. Achten wir deshalb wohl darauf, daß das Vermögen, welches den produktiven Arbeitern als Lohn ausgezahlt wird, Kapital ist und der Produktion einen wichtigen Dienst leistet, indem es den Arbeiter, während er bei der künftigen Produktion hilft, ernährt. Nicht das Geld, in welchem der Lohn bezahlt wird, ist Kapital, wohl aber die Nahrung, Kleidung ꝛc., welche gegen dieses Geld eingetauscht werden. Gold und Silber können an und für sich keine Arbeit unterhalten; sie sind nutzlos, wenn sie nicht gegen Lebensbedürfnisse ausgetauscht werden können. Bei dem Rückzuge der Franzosen aus Rußland mußte ein Geldkasten auf freiem Felde zurückgelassen werden. Sein Inhalt wurde von mehreren Soldaten, die ihre Taschen und Torniſter damit füllten, geplündert. Nach kurzer Zeit aber warfen sie das Geld wieder weg, weil es ihre Not nicht lindern, sondern nur vermehren konnte. Hieraus ersieht man, daß Geld nutzlos ist, wenn es nicht gegen Güter, die in sich selbst die Fähigkeit besitzen, das Leben zu erhalten oder zu verschönern, ausgetauscht werden kann.

Henry George, der amerikanische Volkswirt, versucht in seinem Werke „Fortschritt und Armut“ den Beweis zu führen, daß die Löhne *nicht* aus dem Kapitale, sondern aus dem Werte dessen, was durch die Arbeit erzeugt worden, bezahlt werden, daß mithin die Arbeit ihre eigene Vergütung schaffe.

Wenn ein Arbeiter 16 Mark Wochenlohn für Pflügen erhält, so geschieht dieses, meint George, weil ein gepflügtes Feld einen höheren Wert als ein ungepflügtes hat. Der Arbeiter produziert durch das Pflügen des Feldes Vermögen und erhält einen Teil desselben als Arbeitslohn. Unzweifelhaft ist der Ausgangspunkt der Löhne sowohl wie der Gewinne der Wert dessen, was Arbeit und Kapital, mit einander verbunden, schaffen. Solange jedoch das ganze Geschäftsrisiko vom Kapitalisten getragen wird, der allen bei der Arbeit beschäftigten Leuten monate- und manchmal jahrelang Löhne auszahlt, ehe die Ware zu Markte gebracht werden kann, und dieselben sogar zahlen muß, wenn die Ware unverkäuflich bleiben sollte, ist es klar, daß der Lohn aus dem Kapital, d. h. aus demjenigen Vermögen herrührt, welches gespart und zurückgelegt worden ist, um einer künftigen Produktion beizustehen. So z. B. zahlt ein Hopfenbauer die Löhne für das Pflanzen und Ziehen des Hopfens in der Hoffnung, daß ihm der Verkauf der Ernte seine Auslage und außerdem einen Gewinn einbringen werde. Hierin kann er sich aber täuschen. Ein Frost oder Hagelschauer im Juni oder Juli kann die ganze Ernte vernichten. Wäre die Arbeit wirklich aus dem Werte der Ware, die sie hervorbringt, bezahlt, so würden die Arbeiter in diesem Falle nichts erhalten. In der heutigen Gesellschaftslage können die Arbeiter eine derartige Gefahr nicht übernehmen, da sie, falls ihre Arbeit fehl schlägt, keinen Rückhalt, von dem sie leben könnten, besitzen. Aus diesem Grunde müssen sie dem Kapitalisten ihre Arbeit zu einem bestimmten Preise verkaufen, der durchschnittlich allerdings niedriger ist, als der, den sie erhalten würden, wenn sie das Risiko der Geschäftsschwankungen übernehmen könnten. Dagegen sichern sie sich den Vorteil einer *festen* Wocheneinnahme, was ihnen in ihrer heutigen Lage das Wichtigste ist.

Der Unterhalt des Arbeiters ist nicht der einzige Dienst, den das Kapital der Vermögensproduktion leistet. Alles Vermögen, das beiseite gelegt worden ist, um eine künftige Produktion zu unterstützen, ist Kapital. Manche Industrien können nicht ohne die Errichtung großer Gebäude und kostspieliger Maschinen geführt werden, diese sind ein Teil des Kapitals; der Fabrikant muß deshalb außer dem für den Lohn bestimmten Kapitale ein anderes für jene Zwecke zur Verfügung haben. Nicht das ganze Vermögen des Fabrikanten ist jedoch Kapital, sondern nur derjenige Teil desselben, den er zu neuer Produktion bestimmt. Das Vermögen, welches für Luxusgegenstände verausgabt oder zurückgelegt wird, ist mithin kein Kapital. J. St. *Mill* sagt hierüber: „Das Kapital liefert der Produktion Obdach, Schutz, Werkzeuge und Materialien, welche die Arbeit erfordert und nährt, und erhält die Arbeiter während der Ausführung der Arbeit. Dies sind die Dienste, welche die jetzige Arbeit von der vergangenen und von dem Produkte vergangener Arbeit fordert. Alle Dinge, die zu diesem Gebrauche, d. h. produktive Arbeit mit diesen verschiedenen Vorerfordernissen zu versehen, bestimmt sind, sind Kapital."

(M. G. *Fawcett*, Volkswirtschaftslehre, deutsch von F. B. Philippson.)

112. Die landwirtschaftliche Arbeit.

Die Aneignung ursprünglicher Naturprodukte und deren Überführung in wirtschaftliche Güter setzt *Arbeit* voraus. Bei dem Landbau handelt es sich aber nicht wie bei den Gewerben um das unmittelbare *Umformen* von Rohmaterial durch Arbeit, sondern um mittelbare Erzeugung desselben in Form von Pflanzen und Tieren durch richtige nachhaltige Ausbeutung des *Landes* mit Hülfe der *Naturkräfte* unter Aufwendung von Arbeit und Kapital und in zweiter Linie um Verwertung dieser Produkte.

Die freie Natur erzeugt selbständig, also ohne Zuthun des Menschen organisierte Substanz, wie im Wald und auf der wilden Weide, wenn auch die Einsammlung und Aneignung (Okkupation) dieser Naturprodukte unter Aufwendung von mehr oder minder einfacher oder organisierter Arbeit in sehr verschiedenen Abstufungen zu erfolgen hat, um sie zu wirtschaftlichen Gütern zu machen.

Je mehr der Landbau fortschreitet und die verschiedensten Grade extensiver und intensiver Kultur durchläuft, umsomehr tritt intelligente Arbeit neben Vermehrung und geeigneter Ausnutzung des Kapitals in den Vordergrund. Aber diese beiden werden niemals die lohnendsten Ergebnisse erzielen, wenn nicht die natürliche Fruchtbarkeit des Landes die durch Arbeit und Kapital eingeleitete Pflanzen- und Tierproduktion in entsprechendem Maße unterstützt.

Bei der Unentbehrlichkeit der Arbeit im Landbau liegt die Versuchung nahe, ihre *Wirkung* innerhalb desselben zu überschätzen oder mindestens die Unentbehrlichkeit der Naturkräfte mehr oder weniger zu übersehen; denn die Intelligenz des Landbauers leitet ebensowohl die wirtschaftliche Produktion der Natur, wie die der Arbeit und des Kapitals in bestimmte, nach Ort und Zeit verschiedene Bahnen. Diese drei Gewerbsmittel sind daher in abweichender Massenwirkung in den erzielten landwirtschaftlichen Produkten enthalten und jedes Produkt derselben muß auf dem Markte durchschnittlich mindestens den Preis erzielen, den seine Hervorbringung kostet, wenn die Wirtschaft eine nachhaltige und lohnende sein soll.

Bei der *Urbarmachung* des Landes wird scheinbar ein gewisses veränderliches Maß von Arbeit und von außen zugebrachtes Kapital in demselben aufgehäuft, von denen man annehmen könnte, daß sie dessen Brauchbarkeit für die Kultur und den Verkaufspreis *dauernd* bestimmten, so daß nur die laufenden Produktionskosten durch die jährliche Ernte zu decken wären.

Jene Anhäufung von Arbeit und Kapital im beurbarten Lande ist aber keineswegs eine bleibende, obwohl ihre Wirkung fortdauert. Ist nämlich die Urbarmachung eine wirkliche *Melioration* im wahren Sinne des Wortes, so müssen die Kosten der Grundverbesserung und die laufenden Kulturkosten im Verlaufe der Zeit *nicht nur verzinst, sondern auch amortisiert werden*.

Es ist daher prinzipiell nicht richtig, den Verkaufspreis des seit Jahrhunderten kultivierten Landes allein als ein Entgelt für darauf verwendete Arbeit und Kapital anzusprechen, wenn auch reell und ausnahmsweise diese Anschauung bei neuerdings beurbartem Lande und in allen den Fällen gerechtfertigt sein mag, wo der geschehene Aufwand der natürlichen Fruchtbarkeit des Landes nicht entspricht oder wo Kapital irgend welcher Art (z. B. Gebäude, Dünger, Ernten und wertvolle Rohstoffe im Boden) mit dem urbaren Lande übergeben werden.

Der Verkaufspreis des urbaren Landes an und für sich kann daher durch frühere darauf verwendete und amortisierte Arbeit und Kapital nicht, sondern prinzipiell nur und allein durch die natürliche und künstlich erzeugte noch nicht verbrauchte Fruchtbarkeit bedingt und nur eine Maß für diese letztere sein.

Aus dem Gesagten folgt, wie wichtig ein mit der Fruchtbarkeit des Landes und seiner Fläche in angemessenem Verhältnis stehendes Maß von Arbeit für das Resultat einer Wirtschaft ist und daß eine routinenmäßige Einrichtung oder gedankenlose Ausführung und nachlässige Überwachung der landwirtschaftlichen Arbeit den Reinertrag umsomehr schmälern muß, je intensiver sich der Betrieb und dementsprechend auch die Verwendung der Arbeitskräfte gestaltet hat, oder je geringer die Fruchtbarkeit des Landes einer relativ forcierten Kultur gegenüber thatsächlich ist.

Unter solchen Verhältnissen ist nur der extensivere Betrieb, wie die Ausnutzung des Landes durch Weidewirtschaft und selbst in Gegenden gerechtfertigt, deren Fruchtbarkeit jedwede andere Kultur gestattet, die aber unterlassen werden muß, weil die vorhandenen Arbeitskräfte dazu nicht hinreichen oder zu teuer sind und die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens auch ohne besonderes Zuthun des Menschen hinreicht, mit bescheidenen Mitteln einen lohnenden Erfolg zu erzielen.

Deshalb unterbleibt denn auch in jungen Kulturländern häufig die Okkupation des natürlich fruchtbarsten Bodens, so lange dessen Entwässerung, Rodung ꝛc. einen zu großen Arbeits- und Kapitalaufwand erfordert, und nur das minder fruchtbare aber leichter kultivierbare Land wird landwirtschaftlich zuerst ausgenutzt. (Carey.)

Und ebenso ist es ein Mißgriff, wenn die höheren Bergländer Deutschlands mit dünner Bevölkerung von der ursprünglich einfachen mit geringer Arbeit geführten Wirtschaftsweise, dem Beispiel in fruchtbaren Ebenen folgend und in Überschätzung des Maßes der zu Gebote stehenden Naturkräfte (kurzer, weniger warmer Sommer, starker Niederschlag, karge Ackerkrume) im Laufe der Zeit zu intensiveren Wirtschaftsmethoden übergehen, mit deren natürlich beschränktem Erfolg sie auf dem Weltmarkt vielleicht früher, aber jetzt nicht mehr konkurrieren und ihre Arbeitskräfte an Ort und Stelle angemessen verwerten können.

Dem entgegengesetzt sieht man auf der von Natur so reichen Schwarzerde im südlichen Rußland und ähnlich in Ungarn und auf dem jung-

fräulichen Lande Nordamerika's und Australien's unter Aufwendung von möglichst wenig Arbeit den Getreidebau auf vielen Hunderten von Quadratmeilen extensiv betreiben, und mit Massenernten dem deutschen Landwirt auf dem eigenen Markte eine lebhafte, dauernde Konkurrenz bereiten, trotzdem dieser unter günstigen klimatischen und Bodenverhältnissen auf der Flächeneinheit weit mehr Hektoliter Körner als in Rußland ꝛc., aber auf seinem der natürlichen Kraft mehr beraubten Boden nur unter Aufwendung weit höherer, nicht mehr wie früher in vollem Maße lohnender Arbeits- und Kapitalkosten zu erzielen vermag.

Um den Einfluß der Arbeit auf den Betriebserfolg eingehend zu würdigen, können die Arbeitskosten in ihrem schwankenden Verhältnis zur angebauten Fläche, zum verwendeten Kapital und zu den erzielten Produkten in Beziehung gesetzt werden, indem man für verschiedene zu untersuchende Wirtschaften jedes dieser Momente der Reihe nach als Ausgangspunkt (Einheit) wählt und z. B. eine und dieselbe Produktenmenge in ihrem Verhältnis zur Fläche, zur Arbeit und zum Kapital, oder einen und denselben Kapitalbetrag in seinem Verhältnis zur Fläche und ihren Produkten, oder eine und dieselbe Fläche in ihrem Verhältnis zum Kapital und den Produkten untersucht, um hieraus auf die Extensität und Intensität des Betriebes und dessen Abhängigkeit von jedem der drei Momente einen ziffergemäßen Schluß zu ziehen.

(Prof. Dr. Fr. W. Dünkelberg-Poppelsdorf.)

113. Der Grundbesitz.

Schon früh stellte sich die Notwendigkeit geordneter Besitzverhältnisse gegenüber dem Grund und Boden ein. Nach allen natürlichen Vorstellungen und Empfindungen des Menschen konnte nur derjenige ein Eigentumsrecht an den Erzeugnissen des Bodens beanspruchen, der sie durch seine und seiner Familie Arbeit hervorgebracht und eingesammelt hatte. Alle anderen mußten rechtlich davon ausgeschlossen werden. Der einzige Weg, auf dem dies geschehen konnte, war die Zuerkennung des Besitzrechts an denjenigen, der durch Arbeit und Kapital einem bestimmten Grundstücke Erzeugnisse abgewonnen hatte. Da der Natur der Sache nach die auf dem Grund und Boden verwendeten wirtschaftlich erzeugenden Kräfte, soweit sie nicht ihren vollen Ertrag schon in der nächsten Ernte gewinnen, sich unlösbar mit dem Grund und Boden selbst verbinden, so mußte das Besitzrecht hinausreichen, d. h. vererblich gestaltet werden. Hiernach ist der wahre Grund des Daseins und Rechts eines Eigentums am Grund und Boden nur in der gesellschaftlichen Notwendigkeit zu finden, den Ertrag der erzeugten Wirtschaftsgüter demjenigen zu sichern, der zur Gewinnung derselben Mühe und Kosten aufgewendet hat. Er bietet auch die größte Sicherheit, daß er durch Ver-

mehrung der für die Gesellschaft verfügbaren Güter die allgemeine Wohlfahrt fördern werde.

Von diesem Gesichtspunkte ist der Einzelbesitz am Grund und Boden eine gleiche gesellschaftliche Notwendigkeit, wie der Einzelbesitz an beweglichen Dingen: allein er findet daran auch sein Maß und seine Schranke. Es folgt daraus, daß vor allem dem Grundbesitze die freie Beweglichkeit unbeschränkt bleiben muß, damit immer der, welcher die beste Sicherheit bietet, daß er den Ertrag der landwirtschaftlichen Güter steigern und dadurch die Gesamtwohlfahrt fördern werde, wenigstens zur Besitzmöglichkeit gelange. Denn im allgemeinen wird vorausgesetzt werden können, daß der Besitzer eines Gutes, der durch irgend welche Umstände verhindert ist, den Ertrag derselben auf den unter den jeweiligen Verhältnissen denkbaren höchsten Punkt zu bringen, die Absicht hat, seinen Besitz durch Veräußerungen in die Hände eines solchen zu bringen, der befähigt ist, den Ertrag so hoch wie möglich zu steigern. Sicherlich ist keine Form eines Rechtes zur Bebauung des Bodens mehr geeignet, die fragliche Sicherheit zu bieten, als die Form des wahren Besitzes mit dem unbeschränkten Rechte der Veräußerung, Vererbung und Teilung des Bodens. Wollte man sich anstelle der freien Verfügung über den Besitz irgend einen staatlichen Verteilungszwang oder ein Gesamteigentum mit staatlichen oder gemeindlichen Einrichtungen denken, so würde nichts das lebhafte Selbstinteresse ersetzen können, welches der Besitz einflößt, und welches im ganzen Gebiete der Volkswirtschaft die Rolle spielt, wie die Unruhe im Uhrwerke.

(Nach Stöpel.)

---

114. Über landwirtschaftlichen Groß- und Kleinbetrieb.

Ob sich die Großbetriebe vorteilhafter als Kleinbetriebe bewirtschaften lassen, ist eine Frage, welche vielfach erörtert worden ist, und zu mancherlei Meinungsverschiedenheiten Anlaß gegeben hat. Für den Großbetrieb lassen sich, wenn derselbe nicht zu sehr ausgedehnt ist, folgende Vorzüge geltend machen: Die dabei verwendeten Kapitalien sind in der Regel besser als bei dem Kleinbetriebe auszunutzen, namentlich die Maschinenkräfte und Baulichkeiten. Die Arbeit läßt sich nutzbringender verteilen. Ein Stall für 1000 Schafe kostet nicht doppelt so viel, als ein solcher für 500 Schafe, noch sind bei einer großen Heerde doppelt soviel Schäfer als bei einer kleinen erforderlich. Viele der landwirtschaftlichen Nebengewerbe, wie z. B. die Spiritusbrennerei, Zuckerfabrikation ꝛc. können nur in größeren Wirtschaften mit Gewinn betrieben werden. Meliorationen, wie z. B. Drainage oder Überrieselungen, bedürfen zu ihrer Herstellung einer größeren Fläche. Die Milch- und Mastwirtschaft gedeiht, in Deutschland wenigstens, auf großen Gütern am besten. Ebenso kann sich der Großbesitzer die zu Kapitalsanlagen nötigen Geldmittel in der Regel leichter und billiger als der Kleinbesitzer verschaffen.

Der Bewirtschaftung kleiner Güter kommen hingegen andere Vorteile zu Gute. Der Bauer legt selbst die Hand an die Arbeit; er teilt sie mit seinen Leuten, um die er beständig ist, und die er fortwährend anweisen und beaufsichtigen kann. Das alte Sprichwort, „des Herrn Auge macht die Pferde fett", bewährt sich hier wie überall. Gewisse landwirtschaftliche Zweige, zu welchen

eine stetige Fürsorge und viel Handarbeit nötig ist, eignen sich am besten für die Kleinwirtschaft. So z. B. die Wein-, Obst-, Blumen- und Geflügelzucht. In Frankreich, woselbst der Kleinbetrieb vorherrscht, hat letztere einen sehr hohen Aufschwung genommen. Es versendet jährlich, trotz seines sehr großen inländischen Verbrauches, für 24 Millionen Mark Eier ins Ausland. Der Tabaksbau eignet sich gleichfalls eher zum Klein- als zum Großbetriebe. Im Jahre 1885/6 wurden in Deutschland von 175 192 Pflanzern 19 529 Hektare mit Tabak bebaut. Die durchschnittliche Größe einer Pflanzung betrug mithin nicht viemehr als ca. 0,1 Hektar oder $^2/_5$ Morgen. Die Verschuldung der Kleinbesitzer ist im Ganzen geringer als die der Großbesitzer, weshalb sie auch von schweren Katastrophen als Kriege ꝛc. verhältnismäßig minder geschädigt werden als diese. Nach Bülow waren im Jahre 1827 die Rittergüter der Neumark bei 27 Millionen Thlr. Taxwert, mit 21 Millionen Thlr. Hypothekenschulden belastet; die Bauerngüter mit 31 Millionen Thlr. Taxwert hingegen nur mit $6^1/_2$ Millionen Thlr. Hypotheken. Nach Meitzen soll im Jahre 1869 in den alten preußischen Provinzen der große Landbesitz zu $^2/_3$, der mittlere zu $^1/_3$, der kleine hingegen nur zu $^1/_5$ seines Wertes verschuldet gewesen sein. Die Verheerungen, welche der Krieg im Jahre 1870 in Frankreich angerichtet hat, sind nicht so fühlbar, als man befürchtete, gewesen, weil der Grundbesitz in Frankreich sehr stark verteilt ist. Nach M. de Lavergne giebt es dort 50 000 Güter von durchschnittlich 300 Hektar, 500 000 von 30 und 5 Millionen von 3 Hektar. Da man von der letzteren eine Anzahl von Gütern, die nur aus ganz kleinen Parzellen als Gartenland, Weinbergen ꝛc. bestehen, abziehen muß, so läßt sich annehmen, durch die durchschnittliche Größe eines wirklichen Bauerngutes, d. h. eines Besitzes, der die alleinige Einnahme des Eigenthümers bildet, bedeutend größer als jene kleinste Durchschnittszahl ist. In Frankreich trachtet fast jeder Geschäftsmann nach einem kleinen Grundbesitz, auf dem er seine alten Tage in Ruhe verleben kann. Es ist das Ziel, wonach alle groß- und kleinstädtischen Handwerker, Krämer ꝛc. streben, weshalb man sich aus den obigen Zahlen nicht zu falschen Schlüssen über die Größe der eigentlichen landwirtschaftlichen Betriebe verleiten lassen darf. Die Gesamtsumme jener ganz kleinen Parrzellen ist sehr groß. Sie muß, wenn man zu einem richtigen Bilde des landwirtschaftlichen Wesens gelangen will, deshalb in Abrechnung gebracht werden. Nach dem statistischen Jahrbuch des deutschen Reiches vom Jahre 1886 war die Bodenverteilung von landwirtschaftlich benutztem Areal in Deutschland, in runden Zahlen gegeben, folgende:

Zahl der Betriebe unter 1,	von 1—10,	von 10—100	von mehr als 100 ha
2 323 000	2 274 000	654 000	25 000

Bei den Betrieben, welche unter einem Hektar groß sind, befanden sich jedoch ca. 1,6 Millionen, deren Besitzer teils Kleinhandel ꝛc. trieben, teils als Tagelöhner und anderweitig beschäftigt waren. Ein gleiches gilt von den Betrieben zwischen 1—10 Hektare, bei welchen ca. 700 000 ebenfalls nicht ausschließlich von ihrer eigenen Wirtschaft lebten.

Der Vorteil der Maschinenbenutzung, welchen der Großgrundbesitz dem kleinen gegenüber voraus hat, läßt sich durch das Genossenschaftswesen auch auf diesen ausdehnen. Nach der Aufstellung des statistischen Jahrbuches wurden in Besitzungen von 1—10 Hektare 16 Dampfpflüge benutzt. Ferner im Betriebe von unter 1—10 Hektare zusammen ca. 16 000 Säemaschinen, ca. 390 Mähmaschinen und ca. 31 000 Dampfdreschmaschinen. Ebenso läßt sich die Kapitalbeschaffung durch das Genossenschaftswesen erleichtern. Dasselbe hat zwar bis jetzt unter den kleinen Landwirten nur geringe Fortschritte gemacht, doch ist in der letzten Zeit eine regere Entwickelung wahrzunehmen. Ein anderer hochanzuschlagender, mit der Kleinwirtschaft verbundener Vorteil besteht in der

größeren Anspruchslosigkeit und dem praktischeren Können der Kleinbesitzer im Gegensatz zu den Großbesitzern. Der Bauer ist mit dem Boden verwachsen. Von frühester Kindheit an ist er mit seiner Bewirtschaftung vertraut. Sein Verbrauch ist gering, das Sparen wird ihm deshalb leichter. Der Großgrundbesitzer muß die Bewirtschaftung theoretisch lernen, und wenn er sich durch seine höhere wissenschaftliche Bildung auch manches Vorteilhafte aneignen kann, so ergänzt dieses in vielen Fällen nicht die natürliche praktische Bildung des Kleinbesitzers. Da der Bauer von Natur aus sehr konservativ ist, so geht er nicht leicht zu Neuerungen über. Die neue Entwickelung der Verkehrswege zwingt aber die Landwirtschaft, andere Bahnen als bisher einzuschlagen. Der Großbesitz bildet deshalb ein geeignetes Versuchsfeld für experimentelle Betriebsänderungen. Aus diesem Grunde schon ist es für das Land vorteilhaft, wenn neben dem Kleinbesitz auch ein mäßiger, nicht allzu großer, Grundbesitz besteht, weil sie sich in mancher Beziehung gegenseitig ergänzen und von einander lernen können.

Ein mit dem Großgrundbesitz verbundener Nachteil ist die soziale Stellung seiner Besitzer, durch welche sie häufig zu einer Lebensweise veranlaßt werden, die das Maß der Ertragsfähigkeit ihrer Wirtschaften überschreitet, oder sie wenigstens nicht zum Sparen kommen läßt. Jene bevorzugte Stellung veranlaßt auch Manchen, der in seinen Jugendjahren andere Berufsarten verfolgt hat, in einem Alter, in welchem der Mensch Neues nur schwer erlernen kann, Grundbesitz zu kaufen. Da die Landwirtschaft, wie jeder andere Beruf, wenn er mit Vorteil betrieben werden soll, eine genaue Fachkenntnis erheischt, so sind bei dieser Gattung von Großgrundbesitzern mannigfache Mißerfolge zu verzeichnen. Diese werden noch vermehrt durch die verhältnismäßig große Krediterleichterung, die der Großgrundbesitz genießt. Die Güter werden häufig mit einem, für ihren Umfang nicht ausreichenden Vermögen angekauft, und sodann mit Schulden überlastet.

Sehr schädlich wirkt die Latifundienwirtschaft, welche z. B. in Sizilien herrscht. Der Besitzer verteilt seine enorm große Grundfläche in viele kleine Parzellen, die er an Pächter meist in Jahrespacht, vermietet. Da es in den meisten Fällen dem Besitzer sowohl wie den Pächtern an dem zur rationellen Wirtschaft nötigen Kapitale mangelt, so verschlechtern sich die Wirtschaften mehr und mehr und werden schließlich fast ganz und gar zu Viehweide. Der schädliche Einfluß solcher Zustände auf die Gesamtwirtschaft des Volkes ist ungeheuer.

In England ist der Latifundienbesitz gleichfalls sehr verbreitet, doch besitzt das Land einen zu großen Kapitalreichtum, als daß es dort zu sizilianischen Zuständen kommen könnte. Die eigentümliche Entwickelung der englischen Grundbesitzverhältnisse hat den eigentlichen Bauernstand sonst ganz und gar vernichtet. Es giebt fast nur noch Großgrundbesitzer, die ihr Eigentum, oft sehr stark parzelliert, an Pächter vermieten und außer diesen nur Tagelöhner. Der ganz kleine Besitzstand ist sehr schwach entwickelt.

Zwei Drittel des gesamten landwirtschaftlichen Bodens ist verteilt in England unter 1027, Schottland 330, Irland 1942 Personen.

In England und Wales besitzen:

66 Personen beinahe 2 Millionen Acres (circa $2^1/_2$ Acres sind gleich 1 Hektar
100 „ „ 4 „ „ oder 1 Acre gleich 40 Ar.)
280 „ „ $5^1/_2$ „ „

In Northumberland besitzen 26 Personen die Hälfte der Grafschaft. Ein einziger Eigentümer darunter hat 186 397 Acres gleich 74 560 Hektare oder 298 240 Morgen. Ein einziger Besitzer in Schottland hat daselbst außer seinem in England befindlichen Besitze, 1 326 000 Acres oder 2 121 600 Morgen; $^9/_{10}$ des ganzen schottischen Grund und Bodens ist unter 1700 Besitzern verteilt.

Die Folge hiervon ist, daß mehr als 2 Millionen Acres gutes Weideland in Jagdgründe verwandelt worden sind; mit anderen Worten, der zur Nahrung und Vermögensvermehrung des Volkes bestimmte Grund und Boden ist der noblen Passion einiger Großgrundbesitzer preisgegeben.

In Irland wird das Übel noch durch die Abwesenheit der Großgrundbesitzer, die teils in England, teils auf dem Kontinente wohnen, und sich sehr wenig um die Wohlfahrt ihrer Pächter bekümmern, vermehrt. Viele derselben verzehren ihren Pachtzins im Auslande und entziehen somit dem Lande einen großen Teil des hervorgebrachten Vermögens. Eine Vermögens- und Kapitalvermehrung ist unter solchen Bedingungen ausgeschlossen. Eine Änderung der Besitzverhältnisse ist jetzt in Großbritannien zu der wichtigsten Tagesfrage geworden, und da die öffentliche Meinung sich mehr und mehr von der Unhaltbarkeit der jetzigen Verhältnisse überzeugt, so läßt sich erwarten, daß sie sich in friedlicher und vernünftiger Weise lösen wird. Die neuere für Irland erteilte Gesetzgebung, welche allerdings noch längst nicht abgeschlossen ist, hat einen Schritt nach dieser Richtung hin gethan. Die Grundbesitzer werden dort, wie überall, zu einer intensiveren Wirtschaft gezwungen, diese ist aber ohne eine bessere Verteilung, d. h. ohne eine Verkleinerung der großen Besitztümer nicht denkbar. —

Hinsichtlich der Ricardo'schen Rententheorie bemerken wir noch, daß die Rente zweifellos besteht, sich aber in den seltensten Fällen von dem Kapitalgewinn in klarer Weise abscheiden läßt. Bei dem Pachtsystem ist dies zwar eher möglich, als bei solchen Gütern, welche von den Eigentümern selbst bewirtschaftet werden, doch auch bei jenen ist es schwierig. Eine Pachtung enthält fast stets Baulichkeiten, die zu ihrem Betriebe absolut nötig sind. Diese sind aber Kapitalsanlagen, welche mit der dem Boden eigentümlichen Kraft, deren Ergebnis die Rente sein soll, in keiner Beziehung stehen. Ebenso werden häufig Kapitalien zu dauernden Bodenverbesserungen ausgegeben. In diesem Falle hat zwar der Boden einen höheren Wert erlangt, doch ist diese, durch die Anwendung von Kapital und Arbeit vermehrte, Ertragsfähigkeit kein Teil der eigentlichen Rente.

(M. G. Fawcett-Philippson „Volkswirtschaftslehre", Berlin 1888.)

Dritte Abteilung.

Der Landwirt in Haus und Familie.

I. Das Haus und deſſen Inſchriften.

115. Giebelrede.

Das neue Haus iſt aufgericht',
Gedeckt, gemauert iſt es nicht,
Noch können Regen und Sonnenſchein
Von oben überall hinein;
Drum rufen wir zum Meiſter der Welt,
Er wolle von dem Himmelszelt
Nur Heil und Segen gießen aus
Hier über dieſes off'ne Haus.

Zu oberſt woll' er gut Gedeihn
In die Kornböden uns verleihn;
In die Stube Fleiß und Frömmigkeit,
In die Küche Maß und Reinlichkeit.
In den Stall Geſundheit allermeiſt,
In den Keller dem Wein einen guten Geiſt;
Die Fenſter und Pforten wolle er weihn,
Daß nichts Unſelig's komm' hinein,
Und daß aus dieſer neuen Thür
Bald fromme Kindlein ſpringen für.

Nun, Maurer, decket und mauert aus;
Der Segen Gottes iſt im Haus. (L. Uhland.)

116. Unſer Haus.

Der Engländer, der ſein Ich groß ſchreibt, ſagt: „Mein Haus". — „Mein Haus iſt meine Burg!" Wir werden in die Zeit verſetzt, wo unter Ritterleben die Städtebildung erſt beginnt. Wie die ritterliche Burg, ſo war auch das bürgerliche Haus zum Schutz beſtimmt, der freie Mann auf Selbſtregierung und Selbſtverteidigung angewieſen. Der bürgerliche Charakter hat ſich erhalten bis auf das Landhaus, in dem der Engländer, fern vom Getriebe der City, ſeines Familienlebens ſich erfreut: der Villenſtil iſt nicht ſelten noch Kaſtellſtil.

„Mein Haus" sagt freilich auch der Deutsche unserer Tage und insbesondere unserer großen Städte. Mein Haus bringt mir 10, 15, 20 Prozent; so viel im Keller, so viel in der Bel-Etage, so viel im vierten Stock, und dann kommen noch die Dachstuben. Bei diesem „meinem Hause" steigt vor unsern Augen die Mietskaserne auf, das traurigste Gegenteil der englischen Burg, die Schätzung des Hauses lediglich als Geschäftsgegenstand.

Aber das ist eben nicht „unser Haus". Unser Haus, wie es zuerst unseren Wünschen und Träumen sich darstellt, ist klein, ein-, höchstens zweistöckig, für uns und allenfalls noch eine Familie, die aber mehr Freund als Mieter sein muß. „Unser Haus" hat immer einen Garten, zum allerwenigsten doch einen Platz im Freien, und wäre es auch nur im Hofe unter Bäumen. Unser Haus ist reich und behaglich vertreten in Bremen und Lübeck, in den alten Hansestädten, wo auch der einfache Mann sein eigenes Haus bewohnt. Unser Haus ist das Ideal des deutschen Familienlebens.

Aber unser Haus in Bremen und Lübeck, noch mehr in Hamburg und anderen Handelsstädten schlägt auch wieder in das Materielle um. Unser Haus ist das große Kaufmannshaus. „Unser Haus" macht so viel Hunderttausend jährlichen Umsatz. Unser Haus reist in Amerika, Asien, Australien.

Da bedeutet unser Haus nicht mehr die vier Mauern, nicht mehr die Steine. Es ist nicht blos das Erzeugnis menschlicher Thätigkeit, es ist die menschliche Thätigkeit selbst, Geschäftsarbeit, Geistesarbeit. —

Wir halten das geistige Gebiet fest, aber wir kehren von der weiten Welt zurück in den engsten Raum; wir lassen auch Geschäft und Beruf draußen; wir nehmen statt der Geistesarbeit die Geister selbst, die Herzen, die persönlichen Menschen.

Unser Haus, das sind wir — Mann und Frau. Unser Haus ist unser Leben in der Ehe. Ist es gegründet, so hat auch der bürgerliche Beruf des Mannes die feste Stätte und die Quelle immer neuer Kraft gefunden, aber auch das lohnende Ziel seines Erwerbes. Unser Haus fordert die nämliche Tapferkeit heraus wie die Bedachtsamkeit zur Arbeit und zum Schutz für die, welche er dem natürlichen Schutze von Vater und Mutter entzogen hat. Unser Haus läßt die neue männliche Würde des Hausherrn fühlen; aber auch die Bürde einer Herrschaft, die nur in Liebe geführt werden darf und deren erste Bedingung Selbstbeherrschung ist.

Unser Haus ist reich an Pflichten und Gütern; es hat und giebt viel zu thun und fordert viel Fleiß und Pünktlichkeit, viel aufmerksame Sorgfalt und Treue im kleinen.

Unser Haus kann sich erweitern. Es wird dann laut vom Weinen, aber mehr und mehr vom Lachen und Jubelgeschrei. Liebkosungen, Belehrungen, Mahnungen, Warnungen, Scheltworte tönen dazwischen; auch die Strenge greift ein. Unser Haus wird eine Erziehungsanstalt. Wie viel auch allmählich der Schule überlassen wird, das Haus darf und soll es sich nicht nehmen lassen, daß die Erziehung seine Hauptaufgabe ist. Es

darf nie vergessen, daß Charakter und Gesinnung wesentlich durch sein Vorbild entwickelt, nach seinem Grundton gestimmt werden. Da müssen alle Keime des Guten und Göttlichen im Herzen der Eltern sich entfalten zur Blüte und Frucht. Dann wird die Antwort des Kinderherzens nicht ausbleiben. Aus Abhängigkeitsbewußtsein, aus Furcht und Ehrfurcht, aus dankbarer Gegenliebe, welche durch die zuvorkommende Liebe geweckt ist, erwächst die kindliche Ehrfurcht, der freudige Gehorsam, das zuversichtliche Vertrauen auf Liebe und Weisheit, und auch abgesehen von besonderer und absichtlicher Pflege der Religion ist unser Haus schon damit zur Kirche geworden.

Es will noch größere Ausdehnung annehmen. Geschwister gesellen sich zu Geschwistern. Die Genossen im Spiele schließen, trotz manchen Haders, doch die ersten Freundschaftsbande. Auf Freundlichkeit wird gehalten und auf Gefälligkeit; das Ältere schützt das Jüngere, der Bruder die Schwester. Aber im Spiel und Ernst des kleinen Lebens messen sich auch die Kräfte und schleifen die Härten und Schroffheiten aneinander sich ab; viel von dem elterlichen Erziehungswerk übernehmen die Kinder unter sich und wirksamer oft, weil sie vertrauter mit den gegenseitigen Fehlern, weil sie in Zureden, Vorstellen und Bitten unerschöpflich und auch da noch zu wirken imstande sind, wo die Eltern mit Strafen schon bis zu einer Schranke gekommen. Kleine Ämter und leichte Pflichten gewöhnen früh die einzelnen daran, dem Ganzen zu dienen, und widerstrebende Wünsche und Neigungen werden in der heranwachsenden Schar durch eine gewisse Selbstverwaltung am ehesten ausgeglichen.

Das Geschwisterleben wird so die Vorschule des nachbarlichen und bürgerlichen Gemeinschaftslebens. Unser Haus ist die früheste Gemeinde.

Und nun möchten wir eine Grenze ziehen und das Thor schließen; aber wie häufig können wir diese Grenze nicht innehalten, und wie wenig dürfen wir sie innehalten wollen, wenn fremde Hülfe unvermeidlich wird. Die wir aber so unserm Haushalte anschließen, die Dienstboten, dürfen wir nicht mehr als Fremde behandeln, sie gehören ja mit zu unserem Hause.

Und doch ragt da aus ganz anderem Gebiete in das Reich der Liebe der Begriff des Rechtes hinein. Der Kontrakt bestimmt und regelt Leistung und Gegenleistung. Herrschaft und Dienende spiegeln den Unterschied von Obrigkeit und Unterthanen ab. Mehr als je müssen gesetzliche Ordnungen, fest nnd pünktlich wiederkehrend, dem freien Belieben und Ermessen ein Ziel stecken. Die Gültigkeit der Herrschaft in freundlicher, nachsichtiger Behandlung, die Treue der Dienenden in Fleiß, Ehrlichkeit und persönlicher Anhänglichkeit vermag auch dies fremde Element in das Heimisch-Behagliche unseres Hauses hereinzuziehen.

Aber je blühender das Haus, desto größer der Hausstand, und nehmen wir alle, die Dienste bietend, auch der geistigen Art, unserem Hause sich anschließen, hinzu: Hauslehrer, Lehrerinnen und Hausarzt, so ist unser Haus zu einem Abbilde des organisierten Volkslebens geworden, ein Staat im kleinen.

Unser Haus öffnet nicht bloß seine Thür dem Gleichgesinnten und Gleichgestellten und pflegt der Geselligkeit und Gastfreundschaft; unser Haus öffnet auch seine Thore der Not und der Armut. Nicht Bettler ziehen wir an uns, aber Hausarme hängen an uns als Schutzbefohlene, und gerade in ihre Häuser treten wir hinein, wo uns wahrhaft daran liegt, Hülfe zu bringen und zwar rechte Hülfe.

So hat sich aus kleinen Anfängen ein stattlicher Palast erhoben. Unser Haus ist eine Welt geworden und spiegelt die Welt im kleinen.

Und so entlehnen wir gerne von den Engländern, deren Haus durch Pflege des Familienlebens sich neben das deutsche zu stellen berechtigt ist, die Bezeichnung unseres Hauses als „Burg."

Unser Haus ist die Burg aller Sitte, aller Sittlichkeit, damit aber die Burg und Bürgschaft aller Kraft und aller Tüchtigkeit, die von da hinausgeht in die Welt. Unser Haus ist die Burg unseres Volkes und Vaterlandes, die Burg aller wahren reinen Menschlichkeit. (Nach W. Müller.)

117. Zwei Inschriften.

Ich kam einstmals durch ein Dorf gegangen,
Da sah' ich ein stattlich' Wirtshaus prangen,
Und auf der Platte über der Pforte
Groß eingegraben diese Worte:
„Der So und so, Frau die und die,
Sie haben nach dem Brand allhie
Dies neue Haus mit eignem Geld
Aus Schutt und Asche hergestellt."

Hm! dacht' ich mir, das läßt sich hören,
Möcht' aber doch nicht ein dort kehren —
Ich ging zu einem bescheidnen Krug,
Deß Thüre diese Inschrift trug:
„Als Hunger war im ganzen Land,
Dazu im Dorf der große Brand,
Da haben wir auf Gott vertraut
Und dieses neue Haus gebaut,
Es halb bezahlt und halb geborgt —
Ein Andrer ist, der weiter sorgt."
Und bei der holden Wirtin mein
Trank ich ein Krüglein kühlen Wein. —

Nach Jahren kam ich wieder gegangen,
Sah noch das stattliche Haus dort prangen,
Doch auf der Platte über der Pforte
Da waren gelöscht die stolzen Worte;
Und als ich fragt', da sagte man mir,
Ein Andrer sei jetzt Herr allhier;
Frau Die und die, Herr So und so
Sei'n längst von dannen, man wüßt nicht, wo?
Sei'n abgezogen mit Schimpf und Schand',
Zu betteln im weiten deutschen Land.

Hm! dacht' ich mir, so sollt' es kommen?
D'rauf hab ich Einkehr wie damals genommen
Dieselbe holde Wirtin mein
Kredenzte mir wieder den kühlen Wein.
Und als ich sagte, so nebenbei,
Wie wohnlich dieses Haus doch sei,
Da sprach sie — und ihr Auge strahlt':
„Und, Gott sei Dank, es ist bezahlt."

(Friedrich Wilhelm Grimme.)

118. Hausinschriften-Tafel.

— „Ein Haus ohne Spruch ist wie ein Ei ohne Salz." —

Niedersächsische Hausinschriften.

Wat frag ick nach de Lüe!
Min Herrgott helpet mie.

Laß Neid und Mißgunst toben,
Gottes Hand bleibt dennoch oben. (Drakenburg.)

Allen, die mich kennen,
Allen, die mich nennen,
Gebe Gott zehnmal so viel
Als sie selbst mir gönnen. (Lemgo und Celle.)

Was steht ihr hier für diesem Haus
Und laßt die losen Mäuler aus?
Ich hab gebaut, wie's mir gefällt,
Mich hats gekost' mein gut Stück Geld. (Westfalen.)

Dies Haus hab ich für mich gemacht,
Und ob auch mancher spottet und lacht:
Ein jeder baut nach seiner Nase;
Ich heiße Konrad Wilhelm Hase. (Hannover.)

Einer acht's, Der dritte verlacht's —
Der andre betracht's, Was macht's? 1492.

(Werningerode.)

Wenn jemand kummt un tau mi seggt:
„Ik mak dat allen Minschen recht."
Denn segg ick: „Leiwe Fründ, mit Gunst!
O lehren S' mi de swere Kunst!" (Fritz Reuter.)

Wer da will verachten mich und die Meinen,
Der mag nur betrachten sich und die Seinen.
Wer sich und die Seinen wird recht betrachten,
Wird mich und die Meinen auch nicht verachten.

(Stadthagen.)

Wo einer studiert in der Bibel,
Bekommt sein Haus einen Giebel.

Baue nach Lust dein Feld, nach Deinem Berufe dein Haus,
Und sieh auf die tolle Welt behaglich zum Fenster hinaus. (Uelzen.)

Wer Gott vertraut, auf ihn nur baut,
Und thut sich rühren, der soll's schon spüren.

Im Namen Gottes thät ich bauen,
Demselben will ich mein Sach' vertrauen;
Derselbe wolle uns bewahren
Vor Feuer, Krieg und andern Gefahren. (Westfalen.)

Durch deine Kraft, Herr Jesu Christ,
Bewahr' dies Haus, segne was drinnen ist. (Hannover.)

Dies Haus ist mein, und doch nicht mein,
Der vor mir war, 's war auch nicht sein;
Der ging hinaus und ich hinein,
Nach meinem Tod wird's auch so sein.
(Im Magdeburgischen.)

Der Segen des Herrn dein Gut wird vermehren,
So du dich wirst mit Ehren ernähren;
Abgunst der Leute kann dir nicht schaden,
Alles was du thust, das wird dir wohl geraten. (Harz.)

Nur klein — aber mein! (Klaus Groth-Kiel.)

Dreh' dich klein, halt' dich rein,
Sei gern allein, mach' dich nicht gemein.

Gesunde Glieder, muntre Kräfte
O Gott, wie viel sind die nicht wert!
Wer taugt zu dem Berufsgeschäfte,
Wenn Krankheit unsern Leib verzehrt?
Gesundheit und ein froher Mut,
Das ist der Seelen höchstes Gut. (Buchholz.)

Leide, meide, schweige und ertrage,
Deine Not niemandem klage;
An Gott, Deinem Schöpfer, nicht verzage —
Dein Glück kommt alle Tage!

Der Mensch gleich einer Blume ist,
Die in der schönen Frühlingsfrist
Des Morgens in der Blüte steht,
Des Abens hinfällt und vergeht. (Westfalen.)

Grüß' Gott,
Tritt ein,
Bring' Glück herein! (Stendal.)

Wer guter Meinung tritt herein, soll lieb mir und willkommen sein;
Wer aber anders tritt herfür, der bleibe lieber vor der Thür.

Wer auf der Welt will oben bleiben,
An keinen Teufel sich verschreiben,

Sich fressen will durch jeden Brei,
Sich klaffen durch jede Kläfferei,
Und sich mit bösem Weib gut stallen —
Der darf nicht sein auf's Maul gefallen.
(Westfalen: Friedr. Wilh. Grimme.)

Verschiedene Hausinschriften.

Wir bauen Häuser groß und fest, darin wir sei'n nur fremde Gäst'!
Und da wir sollen ewig sein, da bauen wir gar wenig ein! (Tyrol.)

Das Bauen ist eine große Lust,
Daß's soviel kost't, hab' ich nit gewußt.

Wir leben so dahin, Daß jeder Augenblick
Und nehmen's nicht in Acht, Das Leben kürzer macht. (Tyrol.)

Leb' ehrbarlich und hoch nicht frag',
Was andre Leut' Dir sagen nach.
In deiner Macht es doch nicht steht,
Was dieser oder jener red't.

Willst du's haben gemach, Hast Du ein Haus,
So bleib' unter deinem Dach! So denke nicht draus.

Alle, die hier vorbeigehn, reiten und fahren,
Die wolle der liebe Gott bewahren!
Alle, die mir nichts gönnen und geben,
Die müssen doch gehn, nur Gott gibt das Leben!
(Ostfriesland.)

O Neider, laßt das Neiden sein
Was Gott mir gönnt, das ist ja mein;
Doch wenn es Gott behagt:
's ist besser beneidt, als beklagt.
(Oldersum in Ostfriesland.)

Wo Faulheit einreißt ein Haus, da fallen die Balken von selber aus.

Am guten Alten in Treue halten,
Am kräftigen Neuen sich stärken und freuen,
Soll niemand gereuen.

Gott bewahre dieses Haus
Und treibe alles Unglück d'raus.
Wenn dieses Haus so lange nur steht,
Bis aller Neid und Haß vergeht,
Dann bleibt's fürwahr so lange stehn,
Bis die Welt wird untergehn! (Schwarzwald.)
(J.)

II. Die Frau und Mutter des Hauses.

119. Die Hausfrau des Landwirts.

Eine Haushaltung ohne Weib ist ein Tag ohne Sonnenschein, ein Garten ohne Blumen, eine Laterne ohne Licht und ein Wasser ohne Fische.

Ohne den Beistand eines Weibes kann eine Wirtschaft nimmermehr in guter Ordnung geführt werden, noch weniger gewinnbringend sein.

Alles, was der Hausvater durch Kenntnisse, Fleiß und Umsicht erzielt, muß durch die Sorgfalt einer guten Hausfrau erhalten, verwahrt und nach Bedürfnis zweckmäßig ausgeteilt und verwendet werden.

Ein treues, liebes Weib, das verständig die Mühen und Sorgen des Mannes anerkennt, mit seinem Glück sich freut, im Unglück teilnehmend ihm zur Seite steht, mit welchem der Mann vertrauungsvoll alle Familien- und Geschäftsgeheimnisse teilen und beraten kann, das in der Ehre und dem Ansehen seines Mannes stets nur seine eigene sieht, das sich in die Art und Weise des Mannes zu schicken weiß, der Aufregung und dem Zorn Ruhe und Geduld entgegen zu setzen versteht, und später durch besänftigende Worte Verdruß zu mildern und auszulöschen vermag, welches ferner in Krankheitsfällen ihn liebevoll pflegt, ist das größte und höchste Gut eines Landwirts.

Mit einem solchen Weibe in Liebe und Einigkeit zu hausen, wird nur die schönsten Früchte tragen, der Segen Gottes wird auch einziehen in eine solche Wirtschaft, sie wird blühen und vorwärtsgehen, uno kommen unerwartet auch mancherlei noch so trübe Vorfälle, so wird das Verständnis der Ehegatten Trost und Geduld zu deren Ertragung finden.

Wie den Wanderer, welcher aus fernen Gegenden nach langer und mühevoller Reise zurückkehrt, schon der Anblick der heimatlichen Gegend innig erfreut, so wird den Landwirt bei der Rückkehr von einer längeren Geschäftsreise der Anblick seines Hauses beglücken, in welchem er von seinem treuen, lieben Weib, der sorgsamen Mutter seiner Kinder, der zuverlässigen Verwalterin seines Hauswesens sich sehnlichst erwartet weiß.

Der Landwirt, der das Glück hat, eine solche Hausfrau sein eigen zu nennen, wird sich bestreben, derselben stets seine volle Anerkennung mit ihren Leistungen auszusprechen und durch liebevolle Behandlung immer fester an sich zu knüpfen. Er wird niemals säumen, ihre Wünsche und Bedürfnisse hinsichtlich der Einrichtung des Haushalts und allenfallsigen Veränderungen in demselben zu befriedigen, ihr auch unerwartet mit einem Geschenke eine Freude zu machen suchen. Muß er irgend einen Antrag von ihrer Seite aus anderweitigen Gründen verweigern, so geschehe dieses so rücksichtsvoll, als möglich, unter Beisetzung seiner Gründe. Durch Ernst und Milde in der Gesamtleitung der Geschäfte, durch weise Sparsamkeit, durch die Liebe zu seiner Familie und Sinn für häusliches Glück erhalte er sich ihre Achtung und Vertrauen. Von neuen wichtigen Veränderungen und Maßregeln er-

kläre er seiner Hauswirtin den Zweck derselben und veranlasse dieselbe dadurch zur freiwilligen und thätigen Mitwirkung. Dadurch wird sich dieselbe als Hausfrau fühlen und die gebührende Stellung gegenüber den Dienstboten einnehmen. Auch in öffentlicher Gesellschaft zeige er in seinem Benehmen gegen seine Frau die achtungsvolle Liebe, mit der er ihr zugethan ist.

Das größte Vergnügen aber müssen der Landwirt und seine Frau in ihrem Hauswesen finden. Die Erziehung der Kinder und die Freuden über die geistige und körperliche Entwickelung derselben, der Besuch naher Verwandten, die sichtbaren Fortschritte der Wirtschaft, das Gedeihen der Feldfrüchte, des Viehstandes geben vielfache Freuden. Ein Spaziergang im Sommer an Sonn- und Feiertagen Nachmittags auf Felder, Wiesen oder Wald, ein Abend im Hausgarten, der Besuch freundlicher Nachbarn hierbei sind wahre Erholungsstunden für beide Eheleute.

Kommen dann auch die Stürme des Lebens, Mißernte, Krankheiten und sonstige Unglücksfälle, so wird, wie bereits oben erwähnt, die treue Liebe beider Ehegatten sie gegenseitig in der Kraft zur Ertragung derselben stählen und wenn sie vorüber sind, so wird der Rückblick auf dieselben und ihre gegenseitige Haltung hierbei eine freudige Erinnerung bilden. —

Es ist uns im Vaterlande noch vielfach beschieden, solche treffliche Hauswirtinnen zu haben, sie müssen aber auch unsern Nachkommen erhalten bleiben. Dazu muß vorzüglich wieder die jetzige Hausfrau und die Schule wirken. Im Hause muß die Mutter die ersten Keime wahrer Gottesfurcht in das Herz der Tochter pflanzen, in allem ihren Thun und Lassen derselben zum Vorbilde sein. Durch Anhalten zu körperlichen Arbeiten, angemessen dem Alter derselben, muß dieselbe Fleiß und Thätigkeit hierfür anregen, und durch die hierbei stattfindende Bewegung im Freien muß auf die Erstarkung des Körpers gewirkt werden. Die Schule muß den Religions- und den Elementar-Unterricht gründlich darbieten, und die an derselben nach den Anforderungen der jetzigen Zeit eingerichteten weiblichen Fortbildungsschulen müssen den Unterricht vervollständigen und durch Rechnen, einfache Buchführung, nützliche Kenntnisse aus der Natur und Landwirtschaft denselben erweitern. Wird so die geistige Entwickelung mit der körperlichen in harmonisches Gleichgewicht gebracht, so werden sich unsere Mädchen zu kräftigen und gesunden, für den Haushalt gründlich gebildeten Frauen entwickeln, welche unter der Leitung eines verständigen Mannes eheliches Glück auch ferner bei uns begründen.

Wir wiederholen zum Schlusse, was wir über die Behandlung der Hauswirtin gesagt, und legen sie jedem jungen Landwirt ans Herz, denn eine gute Hausfrau, sagt Freiherr v. Hohberg in seiner „Georgica curiosa", ist eine glänzende Perle, und wie man diese nicht mit Essig begießen darf, ohne sie zu zerstören, so darf man die Ehefrau nicht mit Schärfe behandeln, wenn sie ihren Glanz behalten soll. (Dr. Riederer.)

120. Die Großmutter.

Wer walt't so still und sinnig
Durch Küch' und Keller hin,
Und freuet sich so innig,
Wo's geht nach Wunsch und Sinn?
Wer sucht des Garten's Räume,
Und sät und pflanzt so fein?
Wer segnet Blumen, Bäume?
Das ist Großmütterlein.

Wer weilt so freundlich, milde
In trauter Lieben Schar?
Wer zähmt so leicht das wilde
Und kühne Enkelpaar?
Wer rühmt die Zeit so gerne,
Die schon deckt grauer Stein?
Wer steht der Welt so ferne?
Das ist Großmütterlein.

Wer schleicht so still von hinnen
In süße Einsamkeit,
Und wendet Herz und Sinnen
Auf's Wort der Seligkeit?
Wer singt dann heil'ge Lieder
So innig tief und rein?
Wer kniet dann betend nieder?
Das ist Großmütterlein.

Wer schaut in alte Truhe
So andachtsvoll hinein,
Und ordnet Tuch und Schuhe
Und Linnen zart und fein?
Wer sucht dann unter Thränen
Das Bild dort unterm Schrein,
Und spricht von Lieb' und Sehnen?
Das ist Großmütterlein.

Wer ruht in Bettes Raume
So selig und so bleich,
Als flog im süßen Traume
Die Seel' in's Himmelreich,
Gefaltet noch die Hände
Vom letzten Stündelein?
Wem ward so sanftes Ende?
Das ist Großmütterlein.

(F. W. Kritzinger.)

121. Die Mutter.

Kein Mensch ermißt die Mühen,
Die eine Mutter duldet! —
Die Last des Säuglings trägt sie,
Oft über ihre Kräfte,
Vom Morgen bis zum Abend;
Ergiebt sich seiner Wildheit;
Und fügt sich seinen Launen,
Und trocknet seine Thränen,
Oft selber Thränen weinend, —
Doch still und sonder Klage.

Senkt sich die Nacht zur Erde,
Und stärkt mit süßem Schlummer
Des Lebens müde Pulse:
Kein Schlaf erquickt die Mutter,
Sie wacht mit ihrem Schreier
Vom Abend bis zum Morgen. —
Wie kann sie es ertragen?
Ach! nur ein Blick — ein Lächeln
Vom Sprößling ihres Herzens
Läßt — Alles sie vergessen.

(Ch. Lindc-Ostfriesland, 1808.)

122. Sie tanzte gut und kochte schlecht.

Wie das Mädchen tanzt! wie ihr die Schultern stehn! Himmel! und der Nacken! Von dem übrigen will ich nichts sagen; ich glaube der cû de Paris ist wieder Mode geworden! Aber ist es nicht eine Schande, ein junges Mädchen so erziehen zu lassen! Wenn es meine Tochter wäre, sie sollte mir anders tanzen lernen, oder sogleich zur Viehmagd verdammt werden. Ich weiß nicht wie gewisse Eltern so blind sein können, daß sie nicht sehen, was ihren Kindern fehlt, und ihnen bei Zeiten die Knochen ein wenig zu rechte biegen. —

Die Frau Oberamtmännin würde in ihrem wohlgemeinten Eifer noch weiter fortgefahren sein, wenn nicht der Herr Rittmeister, der eben zu ihr trat, sie plötzlich unterbrochen hätte. Was für eine Grazie, rief er aus, indem er auf ihre eigene Tochter wies; ich glaube, ihr ganzer Körper ist nichts wie Harmonie, jede Bewegung zeigt neue Reize. Nie habe ich ein feineres Contour gesehen. Sie scheint nicht zu gehn, sondern zu schweben, sie muß alle ihre Nerven unter den unmittelbaren Befehlen ihres Geistes haben, sonst wäre es nicht möglich, so viele Entzückung zu verbreiten. Mich deucht, ich sehe ihre Mutter, wie sie als Braut den Ball eröffnete, und mit einem triumphierenden Schritte die bezauberten Zuschauer zu ihren Füßen riß.

Stille! Stille! versetzte die Frau Oberamtmännin, diese Zeiten sind vorbei, und wenn mein Mädchen gut tanzt, so hat sie mir vielleicht etwas zu danken, aber doch bin ich mit ihr noch nicht so recht zufrieden, ihr Auge ist noch etwas zu starr, und überhaupt zeigt ihre unschuldige Miene, daß der Körper mehr als die Seele tanze. — Die Unterredungen auf den Bällen sind kurz, der Rittmeister ward zum Tanz gefordert, und während der Zeit die tanzende Gesellschaft das Auge durch ihre gleichförmigen Schweifungen ergötzte, wollte die Frau Oberamtmännin, durch das Urteil des Herrn Rittmeisters bestärkt, ihre vorhin abgebrochene Rede gegen ihre Nachbarin, die eine wohlhabende Pächterin war, fortsetzen. Allein diese, welche sich inmittelst etwas gefaßt hatte, ließ ihr nicht die Zeit dazu.

Hören Sie, meine liebe Frau Oberamtmännin, war ihre Rede, diese Person, deren Stellung ihnen so sehr mißfällt, tanzt freilich nicht zum besten, ob es gleich gut genug vorkommt. Allein ich muß Ihnen sagen, sie führet jetzt den ganzen Haushalt meines Oheims, der, nachdem er seine Frau früh verloren und seine Kinder verheirathet hat, mit ihrer Hülfe seine ganze weitläufige Pachtung glücklich behauptet. Ehe sie zu ihm kam, mußte er alle Jahr für hundert Thaler holsteinische Butter zukaufen; und es mochte so viel eingeschlachtet werden, als nur immer konnte: so waren, ehe ein halbes Jahr zu Ende ging, alle Vorratskammern leer. Das Flachs, was des Jahres gemacht war, schien zu verschwinden, so wenig kam davon zu gute; und das Linnengeräte war dermaßen in der Haushaltung aufgegangen, daß mein Oheim, wie er seine Töchter aussteuerte, fast alles, was sie nötig hatten, kaufen mußte. Nachdem die letzte Kousine verheiratet war, erhielt er noch eine Rechnung für Berliner Schuh, die sich auf 80 Thlr. belief, und die sie in den beiden letzten Jahren verbraucht hatte. So lange diese, die insbesondere eine sehr geschickte Tänzerin war, die Haushaltung führte, fehlte es oft, wenn unvermutete Gäste kamen, an einem Stücke Fleische; und ich erinnere mich an einem Mittage bei meinem Oheim eine Taubensuppe, eine Taubenpastete und gebratene Tauben gegessen zu haben. Dagegen hätten sie den Vorrat von gangbaren und verdorbenen Putzwerken sehen sollen. Kaum war aber die Person, wovon wir erst redeten, ein Jahr bei ihm gewesen: so lieferte sie ihm aus dem Molkenwerke von einem Jahre 180 Thlr., und die Haushaltnng war dabei ohne fremde Butter geführt worden. Sie hatte ein Drittel weniger, als in den vorigen Jahren geschehen, einschlachten lassen, und hatte noch einen hübschen Vorrat vom alten, wie es wieder zum neuen Einschlachten ging. Es waren 270 Himten Brodkorn verfressen oder verschleppt, und aus dem Flachse, da sie solches in ihrem Haushalt nicht mit Vorteil hatte verspinnen lassen können, nur das Geld zu einigen Stücken Drell gewonnen. Mein Oheim hatte dabei keine Rechnungen bei dem Weißbäcker und Schlächter in der Stadt, sondern erster war mit Korn und letzter mit Schlachtvieh aus der eigenen Zucht bezahlt. Anfänglich sahen die verheirateten Kinder diese Person, die gleich wohl eine nahe Verwandte von ihnen ist, mit bösen Augen an, und wünschten sie über alle Berge. Allein es waren nicht zwei Jahre verflossen, so verehrten sie dieselbe als ihre Mutter. Die jüngste Tochter verlor ihren Mann und blieb mit zwei Kindern in der größten Dürftigkeit sitzen, weil der Verstorbene eine weitläuftige und glänzende Pachtung aber auch heimliche Schulden gehabt hatte. Sie nahm daher wieder zum elterlichen Hause ihre Zuflucht, und sollten Sie es wohl glauben, eben diese Person hat aus der jungen Witwe eine empfindsame Tochter, eine zärtliche Mutter und eine aufmerksame Hauswirtin gemacht. Keine Hochachtung kann größer sein, als die, so sie der ungelenken Tänzerin bezeiget, der freilich die Schulterknochen nicht so abgerundet sind als andere, da sie einen Kessel von zwei Eimern raich auf's Feuer bringt, und alles mit angreift, was in der Haushaltung vorkommt, die aber doch durch ihr gutes und gefälliges Wesen einen jeden ein-

zunehmen weiß. Wenn eine solche Person mit eben der Feinheit tanzen sollte, womit ihre Mad. Tochter tanzt, so würde dieses in Wahrheit zu viel gefordert sein. Für sie ist es ein Ruhm schlecht zu tanzen und gut Haus zu halten; für andere aber, die es nicht nötig haben, sich um Küche und Keller zu bekümmern, und die wegen ihrer Geburt das elende Privilegium haben, müßig zu gehen, ist es umgekehrt. Sie hat jetzt viele Prätendenten, und unter diesen ist der Herr Oberamtmann zu . . . . . .

Was, rief die Frau Oberamtmännin, dieser sollte ein Auge auf sie haben, das kann ich unmöglich glauben. Er hat bisher meiner Tochter die Aufwartung gemacht und ich will doch nimmer hoffen, daß er sie nur zum Besten habe. In dem Augenblick hatte der Herr Rittmeister seinen Tanz geendigt und unterbrach die Unterredung von neuem. Ich kann also auch nichts weiter davon erzählen. Doch habe ich nachher gehört, daß die Heirat mit der ungeschickten Tänzerin glücklich zu Stande gekommen, und ihr Mann, der Herr Oberamtmann, mehrmalen gesagt habe: ihm wäre mehr mit einer guten Wirtin als mit einer kostbaren Zierpuppe gedient. Die Witwe ist jetzt die glückliche Haushälterin ihres Vaters, und hat das Herz, in schwarzen Schuhen zu tanzen.

(Justus Möser-Osnabrück, „Patriotische Phantasien", 1774.)

---

123. Hausfrauen-Spiegel in Sprichwörtern.

Der reiche Schatz von Sprichwörtern, wie ihn die verschiedenen Länder besitzen, bietet eine Fülle von trefflichen Anschauungen und weisen Lehren, die um so mehr zu beachten sind, als die meisten Sprichwörter aus dem eigensten Treiben des Volkes hervorgegangen und zum größten Teil durch vielhundertjährige Erfahrung und Bewährung erprobt sind. Es dürfte darum gewiß von Interesse und nicht ohne praktischen Wert sein, auch die Sprichwörter zu betrachten, welche der Hausfrau gewidmet werden; hat ja doch zu alten Zeiten und bei allen Völkern die Frau in ihrer Würde als Hausfrau eine hervorragende, wenn nicht die hervorragendste Stellung eingenommen.

An erster Stelle sei der Häuslichkeit gedacht, dieses schönsten Schmuckes einer Hausfrau. Ihr Lob erklingt in den deutschen Sprichwörtern: „Eine häusliche Frau ist eine schöne Frau." „Die Häuslichkeit ist ein gutes Heiratsgut," wie auch in dem russischen Spruch: „Der Frauen Schönheit ist ihre Häuslichkeit." Auch die Italiener äußern sich ähnlich: „Die Frau, die still in ihrem Hause bleibt, sei sie auch wenig, dennoch thut sie Großes."

Die Wichtigkeit der Hausfrauenwürde ist bei uns Deutschen ausgedrückt durch: „Ein Haushalt ohne Hausfrau ist eine Laterne ohne Licht." „Eine gute Hausfrau ist das beste Geräte im Hause." „Eine gute Hausfrau ist der höchste Schatz auf Erden." „Eine gute Hausfrau vermehrt das Haus, die schlechte trägt's zur Thüre 'naus." Dieselben Ansichten vertreten französische Sprichwörter: „Die Frau macht oder verdirbt die Haushaltung." „Die Frau ist der Schlüssel des Hauses." Ebenso sagen die Spanier: „Ist die Frau wirtschaftlich, kann ihr der Mann sterben, das Haus geht nicht mit ihm zu Grunde." Die Holländer, Dänen und Schweizer: „Die Frau kann mit der Schürze mehr aus dem Hause tragen, als der Mann mit dem Heuwagen einfahren kann." Die Italiener: „So viel der Mann mit dem Schiff anbringt, trägt die Frau mit der Nußschale fort."

Nicht minderes Gewicht wird auf die Sparsamkeit der Hausfrau und die Kunst des Wirtschaftens gelegt: „Eine sparsame Frau ist eine sichere Rente.“ „Eine sparsame Frau weiß mit wenig auszuhalten.“ „Ein Pfennig, den die Frau erspart, ist so gut, wie der Thaler, den der Mann erwirbt.“ „Eine sorgliche Frau füllt das Haus bis unter das Dach,“ sagen die Deutschen, und die Dänen fügen hinzu: „Einer wirtschaftlichen Frau wächst der Speck am Balken.“ Ähnlich meinen die Inder: „Eine sparsame Frau macht aus einem Maß Erbsen drei Mahlzeiten,“ und die Araber: „Eine gute Hausfrau kann einen Monat hindurch täglich eine neue Zubereitung der Datteln auftischen.“ Diesem arabischen Spruch ist das deutsche Sprichwort ähnlich: „Eine gute Hausfrau kann aus der Kartoffel viele Gerichte machen.“

Auch Hausfrauenpflichten sind treffend in Sprichwörtern gezeichnet: „Eine gute Hausfrau hat 5 K. zu besorgen: Kinder, Küche, Kammer, Keller und Kleider,“ erklären die Deutschen und die Holländer, und erstere sagen weiter: „Wenn die Hausfrau in Küche, Stall und Keller und der Herr in Scheune und Feld, so ist die Wirtschaft wohl bestellt.“ „Eine gute Hausfrau bewahrt das Haus, eine unwirtschaftliche trägt's mit den Händen hinaus.“ „Eine brave Hausfrau bleibt daheim.“ „Eine Hausfrau soll vernünftig sein, ihres Mannes Weise lernen sein.“ „Eine Hausfrau nimmt es wahr, spinnt's auch wie ein Haar.“

Mahnende und beherzigende Winke enthaltende Sprichwörter sind: „Eine Hausfrau darf nicht sein eine Ausfrau.“ „Wenn die Frau aus ist, stehen die Dienstmägde an der Thüre.“ „Wie die Frau ist vom Haus, so sieht's im Zimmer aus.“ „Eine Hausfrau immer im Putz, ist dem Haus kein Nutz'.“ „Wenn die Frau eine Zierpuppe, so giebt's zäh' Fleisch und schlechte Suppe.“ „Steht die Frau vor'm Spiegel, so verbrennt das Fett im Tiegel,“ sagen die Deutschen, und die Spanier huldigen denselben Gedanken: „Erscheint die Frau stets in großem Putz, ist die Schwelle gekehrt und das Haus voll Schmutz.“ Auch die Galizier meinen: „Die Frau eine Gräfin, die Stube unausgekehrt.“

Zum Schlusse fügen wir diesen Hausfrauen-Spiegel in einen Rahmen, auf welchem das schöne deutsche Sprichwort prangt: „Hausfrieden kommt von der Hausfrau.“ Wohl jeder Hausfrau, die dieses Wort erfüllt, und dreimal Wohl alsdann ihrer Familie und ihrem Hause! „denn der Friede ist das beste Kleinod des Hauses“ und „wer den Frieden bringt und liebt, dient Gott!“ (P. Z.)

---

124. „Dat gift dreierlei Art von Frugens,“

sed' oll Grothkassen Grothvader tau Reetz — dunn lev he noch — de erste Art is de Swienart, sed he, de anne is de Häuhnerart un de drüdden sind de Immart. De Swienart sind de smutzigen, de allerwegens anklewen un anbacken könnt. Wie de is de Rendlichkeit in' Sünnschien nicht tau seihn un mit de Lücht nicht tau finn'. De Häuhnerart sünd de, de allerwegens rümklarrt un nicht seihn könnt, dat wat ub'n Hupen liggt. Dann baußelt se so lang dermang rüm, bet se Allens utenanner hebbt; „so, nu seih tau, worans du't werre tausam krigst!“ Dat sünd de, von de dat heit, dat ne Fru mehr inne Schört ut de Blangdör rutdregen, as de Mann mit Perd' un Wagen in de Grothdör rinföhren kann. De Immart äwers sünd de Flietigen, de Allens tauhopen holt un tausammen dregt. Un so

Ein von dit Slag, ſeb' he, de weit wieder nix tau daun, as den Mann dat Leben tau verſeuten un den Eheſtand tau en langen Honnigmonad tau maken. Von dies Art is mien weſt, vertell he den jedves Mal an den Köſter, un denn wiſch de oll Mann ſik jümmer ne Frödenthran ut de Ogen, de he ehr nahwein, — bet ſe em ins Dag's ſülben nah'n Karkhof bröchten. —
(Heinrich Burmeſter-Lauenburg.)

125. Hausfrauen-Tafel.

Geſegnet die Frau, der in häuslichem Walten Anmut und Sinn für das Schöne zur Seite ſtehen und der es vergönnt iſt, „zum Guten den Glanz und den Schimmer" zu fügen. Aber Achtung vor der Frau, die das ſchmale Einkommen des Mannes durch eigene Arbeit mehren hilft, die rüſtig an ſeiner Seite den Erwerb verdoppelt. (E. Werner.)

Die gaſtliche Hausfrau.

Sie hat ein gut Gemüt, drum kocht ſie gut,
Drum wird an ihrem Tiſch mir wohl zu Mut.
Ich hab's erfahren oft auf meinen Reiſen,
Der Frauen Herz voll rätſelhaften Zügen,
Erprobt ſich ſtets am Wohlſchmack ihrer Speiſen.
Wenn ſo ein gutes Weib kocht, brät und ſchürt,
Und in den Topf den Wunſch des Herzens rührt,
Daß es dem Gaſte ſchmecke und gedeihe,
Das gibt den Speiſen erſt die rechte Weihe! (Lenau.)

Die Seele des Hauſes.

In ihrem Kreiſe, in ihrer Weiſe
Da iſt die Frau mit bravem Sinn
In ihrem Wirken Meiſterin.
Durch Ordnen und Pflegen
Erhalten und Hegen
Iſt ſie des Wohlſtand's Mehrerin,
Verdoppelt das Glück, erhöht den Gewinn.

Ein Weib, das Gott den Herren liebt
Und ſich ſtets in der Tugend übt,
Iſt vielmehr Lob's und Lieben's wert,
Als alle Perlen auf der Erd'.
(Paul Gerhard.)

Die gute Hausfrau — ei wie fein, ſoll wie das Echo wahrhaft ſein,
Nur ſprechen, wenn man zu ihr ſpricht. In einem Punkte nur ſei ſie nicht
Dem Echo gleich, — o ſchönſter Hort! Sie ſtrebe nicht, wie jenes dort,
Zu haben ſtets das letzte Wort. (Emma Matthys.)

Wer ausgiebt und nicht Rechnung führt,
Der wird arm, ohne daß er's ſpürt.

Gehorſam iſt des Weibes Pflicht auf Erden;
Das harte Dulden iſt ihr ſchweres Loos!
Durch ſtrengen Dienſt muß ſie geläutert werden,
Die hier gedienet, iſt dort oben groß. (Schiller.)

Das Weib kann aus dem Haus mehr in der Schürze tragen,
Als je einfahren kann ein Mann im Erntewagen. (Rückert.)

Überfluß kommt eher zu grauen Haaren, aber Auskommen lebt länger. (Shakespeare.)

Dat is'n slechte Husfru, de mit'n Karkenkled in de Kööck geiht.

De sick will ehrlich ernähren, de mut veel flicken un wenig vertheren.

Alle Gründe der Männer wiegen nicht ein richtiges Gefühl der Frauen auf.

Eine fette Küche macht ein mageres Testament.

Gäste im Haus und Mist auf dem Hof
Zehren alle Tage und manchmal recht groff.

Besser zweimal gemessen, als einmal vergessen.

Selbst gesponnen und selbst gemacht, ist die beste Bauerntracht.

Eine Elle Leinwand ist besser als alle Spinngewebe der Phantasten.

Prahl' nicht heute: morgen will
Dieses oder das ich thun.
Schweige doch bis morgen still,
Sage dann: das that ich nun! (Rückert)

Der ist weis' und wohlgeschickt, der seine Hosen selber flickt.

Rede wenig, rede wahr; zehre wenig, zahle bar.

Bei Roggenbrot wird die meiste Arbeit gethan.

Besser Brot im Sack, als Federn auf dem Hut.

Was die Frau spart, ist soviel, als was der Mann verdient.

Sammt und Seide löschen das Feuer in der Küche aus.

Wer das Brot kauft, der siehet nicht gut;
Wer das Mehl kauft, der sieht mit einem Auge;
Wer das Korn kauft, der siehet mit beiden.

Das Alte, schon's; das Alte flick's, sonst kommst' zu nix.

Mennigeen
Is man kleen
Un kann mehr as mennigeen
Mit de allerlängsten Been.
Mennig Halm schütt hoch op
Un hett doch en Strohkopp.
(Joh. Ehlers.)

Sprüche von Friedr. Wilh. Grimme.

Ein Jahrmarkt ist das Leben.
Gewühl und bunter Schein —
Verschleud're nicht dein Geld
Und kauf' was rechtes ein!

Schicke dich in der Welt und schweig' mit Klagen stille —
Sie richtet sich in der Farbe ganz nach deiner Brille.

Es kann nicht jeder Hahn hoch auf dem Kirchturm stehen —
Es muß auch solche geben, die auf dem Zaune krähen.

Soll er fegen die Stube blank und rein,
Darf der Besen nicht selber schmutzig sein.

Schmeichelkatzen vor allen
Haben die schärfsten Krallen.

Leichter, ein Edelmannsgut verderben,
Als eine Hütte von Stroh erwerben.

Reden iſt gut — doch öfter noch
Iſt Schweigen an dem Platze:
Durch ihren Schnabel verraten ſich
Die Vögel an die Katze.

Daß Alle von dir reden,
O wünſch' es dir nur nicht!
Die ſteht im beſten Rufe,
Von der man gar nicht ſpricht.
(J.)

III. Auf Freiersfüßen und im Eheſtand.

126. Brautſtands-Tafel.

Voer Voer.

Lat mi gahn, min Moder ſlöppt!
Lat mi gahn, de Wächter röppt!
Hör! wa ſchallt dat ſtill un ſchön!
Gah un lat mi ſmuck alleen!

Sieh! dar liggt de Kark ſo grot!
An de Mür dar ſlöppt de Dod.
Slap du ſund un denk an mi!
Ik dröm de ganze Nacht vun di.

Moder lurt! ſe hört's gewiß! —
Nu's genog! adüs! adüs!
Morgen Abend, wenn ſe ſlöppt
Bliv ik, bet de Wächter röppt.
(Klaus Groth-Kiel)

He ſä mi ſo vel.

He ſä mi ſo vel, un ik ſä em keen Wort,
Un all wat ik ſä, weer: Jehann ik mutt fort!

He ſä mi vun Lev un von Himmel un Eer,
He ſä mi vun allens — ik weet' ni mal mehr!

He ſä mi ſo vel, un ik ſä em keen Wort,
Un all wat ik ſä, weer: Jehann ik mutt fort!

He heel mi de Hann', un he be mi ſo dull',
Ik ſchull em doch gut wen (ſein), un ob ik ni wull?

Ik weer ja ni bös, ämer ſä doch keen Wort,
Un all wat ik ſä, weer: Jehann ik mutt fort!

Nu ſitt ik un denk, un denk jümmer daran,
Mi düch, ik muß ſeggt hebbn: Wo geern min Jehann!

Un doch, kumt dat wedder, ſo ſegg ik keen Wort,
Un hollt he mi, ſeg ik: Jehann, ik mutt fort!
(Klaus Groth-Kiel.)

Dein Herz sei stets nur dreien Dingen offen,
So sprach ein Vater einst zu seinem Töchterlein,
St. Paulus nennt sie Glaube, Liebe, Hoffen,
Bewahre sie, so wirst du glücklich sein.

Papa, sprach sie, mir soll sie niemand rauben.
Ich glaube — August liebet mich allein,
Und Liebe — fühl' ich, ach! noch mehr als Glauben,
Auch hoff' ich fest — bald seine Frau zu sein.
(„Gemeinnützige Nachr. f. Ostfriesl." 1808.)

. . . Nur Jugend freit,
Und wie sie kommt, entflieht sie, eh' wir's denken;
Das Loos der Unvermählten aber ist
Ein einsam Alter, und der Spott der Thoren. (Fr. Halm.)

In einem Nu wird das Eheband geknüpft, lange Jahre dauert der Ehestand. Manches Mädchen vergießt ein Thränchen, weil sie den Geliebten nicht haben soll, und vergießt später Millionen, weil sie ihn hat. (von Kotzebue.)

Wenn einer das Geld zum Weibe nimmt, so giebt man ihm ein böses Weib zum Hausrat.

Wer sich das Weib der Mitgift wegen wählt,
Der sei fortan von ew'gen Gift gequält;
Denn Gift ist Gift — in welcher Form 's auch sei,
Und solche Ehe ist — Giftmischerei!

Hat das Mädchen Dukaten, braucht man dem Freier nicht zu braten.

Wer heiraten will, darf sich keine Weisheitszähne wachsen lassen.

Heiraten ist kein Pferdekauf,
Wer heiraten will, thu' die Augen auf.

En Jeder frie sin Navers Kind,
Denn wet he seker, wat he findt.

Nu fahrn wi na de Brut!

Jehann, nu spann de Schimmels an!
Nu fahrn wi na de Brut!
Un hebbt wi nix as brune Peer,
Jehann, so is't ok gut!

Un hebbt wi nix as swarte Peer,
Jehann, so is't ok recht!
Un bün ik nich uns Weerth sin Söhn
So bün't sin jüngste Knecht!

Un hebbt wi gar keen Peer un Wag,
So hebbt wi junge Been!
Un de so glückli is as ik,
Jehann, dat wüll wie sehn!
(Klaus Groth-Kiel.)

O si mi nich bös!

O si mi nich bös,
Ick harr't nich so meent —
Ick glöw Du hest weent —
O si mi nich bös!

Den Sönndag na'n Fest
Denn gaht wi to Danz
In Staat un in Glanz
Un doht use Best. . . .

Din Og' lat mi sehn,
De Schött von't Gesicht! —
Nu lacht gar dat Wicht,
Un ick meen, se ween!
(Friedrich Freudenthal-Soltau.)

Es kauft keiner einen Vogel, er habe denn ein Bauer, worein er ihn setzete.

Erst 'ne Parr, un denn 'ne Quarr.

Moder seggt: Mi hör du nett,
Nimm unf' dicken Nafer;
Twintig Matt mit Rogg' he het,
Dartig Matt mit Hafer.
(Aus dem Jeverlande; „Matt" = 2 Morgen; — Diemath in Ostfriesland.)

O Hans, wenn't eenuntwintig weern.

O Hans, wenn't eenuntwintig weern!
Min Hans, o weern ſe dar!
Wo wull ik Medderſch pipen lehrn,
Wenn't eenuntwintig war.

Man quält ſik, Hans, man mutt hier ſlabn
Rein jümmer vor Gewalt.
Doch lat min eenuntwintig kam!
Un dree lüt Jahr lopt bald.

Mit Hus un Hoff un Kram, ſeggt ſe,
Ward allens mi mal hörn.
Hans, nich een Haar ſcher't mi üm de,
Wenn't eenuntwintig weern.

Se will mi'n riken Narrn tofrien,
To all min Geld und God.
Doch lat mi eenuntwintig ſin!
Min Hans, ſo hett't keen Nod!

(Johannes Ehlers-Norderditmarſchen.)

Gehorſam.

„Anna, ſegg mi, mutt dat ſin,
Mußt Du'n Smidt ſin Peter frien?"

‚Moder bed, un Vader ſchellt,
Allens blot um't lewe Geld.'

‚Doch mi gru't ik mutt daran,
Un ik krieg den Smidt to'n Mann.'

„Anna, hör mi, ſeggſt Du ja, —
Gah ik na Amerika!"

‚Gah mit Gott! ik bliew Di gut,
Sök Du Di en anner Brut!'

„Anna, ſegg, is dat Din Spaß?"
‚Ne, ik meen dat ehrlich, Claſ;'

‚Ahn de Oellern Segen frien —
Kunn ik glücklich mit Di ſin?' — —

Claſ de gung, ſe blew em tru,
Doch ſe war de Smidt ſin Fru,

Och, un ſchick wul oft ſo weh
De Gedanken äwer See!

(Sophie Dethleffs-Heide.)

Die Erben.

Es blüht' ein Mägdlein roſenrot —
Die Roſen brach der bitt're Tod.

Und kaum daß ſie im Grabe ruht,
So ſtritt man um ihr Geld und Gut.

Der Bruder ſprach: „Ihr Geld iſt mein!"
Und ging damit zu Bier und Wein.

Mit ihrem Ring und Güldenkranz
Die Schweſter ging zum Ringeltanz.

Ein Röslein ſprang aus ihrem Grab,
Das pflückt' ihr Herzgeliebter ab.

(Fr. Wilh. Grimme.) (J.)

---

127. Der Bleicherin Nachtlied.

Wellen blinkten durch die Nacht,
Blaß der Mond am Himmel ſtand,
Mägdlein ſaß an Ufers Rand,
Hielt bei ihrem Leinen Wacht,
Sang in leiſen Melodei'n
In die weite Nacht hinein:

Bleiche, bleiche, weißes Lein,
In des ſtillen Mondes Hut!
Biſt du bleich, dann biſt du gut,
Biſt du bleich, dann biſt du rein. —
Bleiche, bleiche, weißes Lein!
Bleich muß alles Ende ſein.

Sonne giebt zum lichten Schein,
Läßt dem Herzen keine Raſt;
Iſt der Tag nur erſt erblaßt,
Wird das Herz auch ruhig ſein. —
Bleiche, bleiche, weißes Lein!
Bleich muß alles Ende ſein.

War ein thöricht' Mägdelein,
Rot und friſch mein Angeſicht;
Rote Wangen taugen nicht,
Locken Unglück nur herein. —
Bleiche, bleiche, weißes Lein!
Bleich muß alles Ende ſein.

Eile dich und bleiche fein!
Hab' ja treu gewartet dein;
Legt man mich in's Grab hinein,
Deck' in Frieden mein Gebein! —
Bleiche, bleiche, weißes Lein!
Bleich muß alles Ende ſein! (Robert Reinick.)

128. Das Stelldichein im Garten.

(Nach dem Schwed. des Johann Ludvig Runeberg.)

Kam vom Stelldichein nach Haus das Mädchen,
Kam mit roten Händen; — sprach die Mutter:
„Wovon röteten sich deine Hände, Mädchen?"
Und das Mädchen sprach: „Ich pflückte Rosen,
Und die Dornen stachen meine Hände."

Wieder kehrte sie vom Stelldichein nach Hause,
Kam mit roten Lippen; — sprach die Mutter:
„Wovon röteten sich deine Lippen, Mädchen?"
Und das Mädchen sprach: „Ich speiste Beeren,
Und es färbte wohl der Saft die Lippen."

Wieder kehrte sie vom Stelldichein nach Hause,
Kam mit bleichen Wangen; — sprach die Mutter:
„Wovon bleichten deine Wangen, Mädchen?"
Und sie sprach: Bereit' ein Grab, o Mutter!
Birg mich da und stell' ein Kreuz darüber,
Ritze in das Kreuz, was ich dir sage:

„Einmal kam sie heim mit roten Händen;
Wurden rot in des Geliebten Händen.
Einmal kam sie heim mit roten Lippen;
Wurden rot an des Geliebten Lippen.
Endlich kam sie heim mit bleichen Wangen;
Wurden bleich durch des Geliebten Untreu!"

(Katharina Kasch-Plön.)

---

129. „Auf Abbruch heiraten."

Das scheint ein wunderlich Ding zu sein, „auf Abbruch heiraten", wo man doch sonst nur alte Häuser auf Abbruch kauft. Und doch kommt es in Stadt und Land gar oft vor; und mancher junge Bursch ehelicht ein altes Weib, in der heimlichen Hoffnung, von der baufälligen Lebensgefährtin bald erlöst zu werden, damit dann nur ihr schönes Geld übrig bleibe. Manchmal ist aber die ganze Berechnung zu kurz angelegt, und die Verhöhnung des Ehestandes, deren sich ein solcher Ehemann schuldig machte, rächt sich bitter und schafft ihm eine langwierige Hölle schon auf Erden.

Gerade auch auf dem Lande, zumal in reichen und geldstolzen Gegenden, kommen Geld- und Vernunftheiraten dieser und anderer Art mannigfach vor; sie kehren in mehr oder weniger versteckter Form immer wieder. Und merkwürdig! Wie in der Natur nach Forschung unserer Gelehrten sich alle Körper, z. B. die am Himmel, die Sterne, je größer sie sind, desto stärker gegenseitig anziehen, so ziehen sich hier auf Erden auch immer die größten Geldbeutel am mächtigsten an; und die Herzen ziehen sie hinterdrein, soweit solche überhaupt noch gefragt werden. Bei manchem Bauernsohn mag es zwar im Innern heißen: „Dat Buur gefallt mi wol, aber de Vagel drin

nich!" — auf einen „guten Hof" wird doch geheiratet und wenn ſeine Beſitzerin auch eine wahre Vogelſcheuche wäre. In heiterer Weiſe veranſchaulicht ſolche Geſinnung jene bekannte Zeitungsanzeige: „Ein junger, anſehnlicher Landmann wünſcht in eine Ökonomenfamilie einzuheiraten. Rübenboden bevorzugt."

Wäre die Verführung nicht ſo groß, ginge nicht der Zug unſerer Zeit auf Erwerb um jeden Preis, — ein Haſten und Jagen ohne Ruhe, ohn' Erbarmen! — ſo würde dieſe Sache auch öfter beim rechten Namen genannt; und ein Mädchen ſeines Geldes wegen ehelichen, ein altes, reiches Weib „auf Abbruch heiraten", gälte als das, was es iſt, als eine Schande.

Und deshalb iſt es auch gut, in ruhiger Stunde, am Feierabend, ſich ſolche Gedanken einmal durch den Kopf gehen zu laſſen. Denn ſo gewiß Bürger und Bauersmann zu raſtloſer Arbeit im Schweiße ihres Angeſichts berufen ſind und alle Kraft für Wohlergehen und Ehre ihres Hauſes, für Hof und Familie einzuſetzen haben, — das Heiraten nach Geld iſt doch immer ein ſchändlicher Erwerb, ein Gewinn, der eine böſe, ſchleichende Krankheit an den neugegründeten Herd mit verſchleppt.

Beamte und Notare können bei Aufnahme der üblichen bäuerlichen Eheverträge (Eheſtiftungen) manchen unvermuteten und tiefen Blick in die Herzen, in die wahre Geſinnung der angehenden Eheleute und ihrer Verwandten thun; und leider fällt ihr Blick dabei nicht ſelten ſtatt auf das lautere Gold der Liebe auf das taube und harte Geſtein des Geizes. Man weiß auch aus dem Bauernleben im Norden und Süden Deutſchlands viel von Geldſtolz und habgierigen Heiraten zu erzählen; ja manches junge Herz mag dabei zerbrochen und zertreten ſein. Jedenfalls giebt es zu denken, daß der ſonſt ſo ehrenhafte Bauernſtand ſolch' unerfreuliche Dinge aus ſeiner Mitte berichten laſſen muß.

Aber das mag ihm auch zur Ehre geſagt ſein. Ganz gewiß wandeln unter ihm keine ſolche Lichtgeſtalten, wie ſie in vielen Bauerngeſchichten geſchildert werden. Ganz gewiß iſt auch der Städter nicht, wenn er aufs Land kommt, wie mancher von ihnen meint, von lauter Biederkeit und Treuherzigkeit umgeben. Aber wenn man den Eigennutz in ſeiner häßlichſten Geſtalt, in der Geldheirat, oft ſo offenkundig unter Bauern verbreitet findet, ſo muß man dieſen, wie geſagt, in einem gerecht werden. Es treten bei ihnen jene derben und harten Züge nur beſonders ſtark infolge ihrer Eigenart und ihres ungeſchminkteren Weſens hervor, wo doch beim Städter genau dieſelbe Geſinnung, nur verſteckter obwaltet. Der härtere Kampf um's Leben zeitigt auch rauhere Außenformen.

Und da gilt denn eben zu Gunſten des Bauernſtandes das ſchöne, wenn auch nicht immer wahre Wort: „Tout comprendre c'est tout pardonner," — Begreifen und Verzeihen iſt Eins! (K. Sch.)

130. Ehestands-Tafel.

Hochzeitsmorgen.

Blinkender, goldiger Sonnenschein
Wandelt im Garten,
Grüßt alle duftigen Blümelein,
Die seiner harrten,
Scherzt mit den Rosen
In schelmischem Kosen,
Liebelt und lacht
Und fächelt ganz sacht
Und küsset von allen,
Die ihm gefallen,
Die zitternden Perlen, die Thränen
der Nacht.

Blinkender, goldiger Sonnenschein
Steigt auf die Bäume;
Schlüpft durch verhangene Fensterlein
In liebe Räume.
Er schwingt sich ohn' Stocken
Auf Mägdelein's Locken,
Er webet im Tanz
Des Festtages Glanz
Und breitet sittig
Den strahlenden Fittig
Ob Trauring und Schleier und
Myrtenkranz.

(Wilh. Johnson.)

Das junge Ehepaar.

Vom Standesamte kehrt zurück
Ein junges, schmuckes Pärchen,
Verbunden ist zum Eheglück
Jetzt Fritz mit seinem Klärchen.

Hell leuchtet Fritzen's Angesicht
Vor Seligkeit und Freude,
Doch Klärchen's Antlitz leuchtet nicht,
Sie weint in bitt'rem Leide.

„Mein Lieb", rief Fritz, „mein teures Kind,
Was deuten Deine Zähren?
O, sprich doch, Klärchen, sprich geschwind,
Möcht' gern den Schmerz Dir wehren!"

D'rauf Klärchen scheu zur Erde blickt:
„Es quält mich schon seit Wochen;
Ach, Fritz, ich bin so ungeschickt,
Ich kann nicht einmal kochen!

Da lächelte der Fritz und spricht:
„Das ist's, was Du verbrochen?
Darum, mein Kind, verzage nicht,
Wir haben nichts zu kochen!"

(Robert Claas.)

In einer guten Ehe ist wohl das Haupt der Mann,
Jedoch das Weib das Herz, das er nicht missen kann. (Rückert.)

„Ich bin der Mann, der Kopf; wie ich will, muß es gehen!" —
'Ich bin die Frau, der Hals, und weiß den Kopf zu drehen.'

Die Welt ging' ohne Weib und Mann bald aus;
Wohl dem, der ist ein Mann und hat ein Weib im Haus.

(Rückert.)

Zwei Frauen in einem Haus; zwei Katzen und eine Maus;
Ein Knochen und zwei Hunde — geben keine ruhige Stunde.

De Fruw, de nich scheldt, un'n Hund, de nich bellt, sind beid' so veel nütt as dat föfte Rad an'n Wagen. (Holstein.)

Epheu und ein zärtlich' Gemüt
Heftet sich an und grünt und blüht;
Kann es weder Stamm noch Mauer finden,
Es muß verdorren, es muß verschwinden. (Goethe.)

De Fruw un de Katt hörn achter de Dör, de Mann un de Hund, de hören davör.

An einem alten Haus und einer alten Frau giebt es immer was zu flicken.

Das Weib trachtet unendlich mehr danach, glücklich zu machen, als glücklich zu sein. (Bogumil Goltz.)

Der Ruhm des Mannes ist des Weibes höchster Reiz.
Die Ehre seines Weibes des Mannes höchster Geiz. (Rückert.)

„Ein Mann, ein Wort", sagt man, und doch begnügt sich auch die Frau mit einem Wort, — wenn es nur das letzte ist.

Das ist ja eben der höchste Segen der Ehe, daß sie die Bürde des Lebens erleichtert, weil sie die Tragkraft verdoppelt. (Louise von François.)

Die Ehe ist keineswegs ein Verein zur Nutzbarmachung der Liebe für den täglichen Hausbedarf, sondern sie ist ein Familienpriestertum, dessen Frieden und dessen Reinheit sicherer durch einen sittlich praktischen Lebensernst, als durch die weichen Hände der empfindsamen Zärtlichkeit behütet werden. (G. von Oertzen.)

Die besten Ehen begründen sich auf Verschiedenheit der Charaktere und Übereinstimmung des Geschmacks. (R. Hamerling.)

Es ist eine Thatsache, daß die innige, wahre und treue Liebe der alternden Gattin fester und dauernder beglückt, als die lodernde Leidenschaft der jungen, schönen, schimmernden Braut. (Adalbert Stifter.)

Ein Weib ohne Mann ist ein Haus ohne Dach, eine Thür ohne Riegel, jedem Unwetter, jedem Einbruch preisgegeben. (E. W. Oettinger.)

Die Wittwe.

Der Frühling zog schon lang' ins Land
Und gab der Flur ein bunt' Gewand,
So manche Schwalbe kam zurück;
Doch mir kehrt nimmer Lieb' und Glück.

Es geht durch's Land so mancher Pflug;
Hebt Scholl auf Scholl und Land genug,
Doch nicht die Scholle, die — o Schmerz! —
Mir birgt das treuste, liebste Herz.
(Gustav Reichert.)

Von Wittwenholz will ein jeder Spähne abhauen.

Ein Wittmann hat nur ein halbes Herz. (J.)

131. Die passen zusammen.

Das Mädel sollt' spinnen
Das Mädel sollt' graben
Und waschen und kochen
Die Mutter wollt's haben.
Mutter, o je!
Mein Fuß thut so weh! —
Da klangen die Geigen,
Es winkte der Junge,
Das hinkende Mädel
Ist baumshoch gesprungen
Denn, denn
Abermal denn:
Wenn ich zum Tanze geh'
thut mir mein Fuß nicht weh.

Ihr Junge, der maulte
In Tiefsinn und Qualen,
Sollt' Schneider und Schuster
Et cetera bezahlen.
Ei, das ist quer!
Der Beutel ist leer! —
Da klangen die Geigen,
Da pfiffen die Jungen —
Hinaus! — und wie hat er
Sein Mädel geschwungen!
Denn, denn,
Abermal denn:
Geht es zum Tanz im Krug,
Stets hab' ich Geld genug.
(Friedrich Wilhelm Grimme.)

132. Die arme Else!

Die Mutter spricht: „Lieb Else mein,
Du mußt nicht lange wählen;
Man lebt sich in einander ein
Auch ohne Liebesquälen;
Manch' Eine nahm schon ihren Mann,
Daß sie nicht sitzen bliebe,
Und dünkte sich im Himmel dann,
Und Alles ohne Liebe."

Jung Else hört's und schloß das Band
Das ew'ge am Altare,
Es nahm zur Nacht des Gatten Hand
Den Kranz ihr aus dem Haare;
Ihr war zu Sinn, als ob der Tod
Zur Opferbank sie triebe;
Sie gab ihr Alles — nach Gebot,
Und Alles ohne Liebe.

Der Mann ist schlecht, er liebt das Spiel;
Und guten Trunk nicht minder,
Sein Weib zu Hause weint zu viel,
Und ewig schrei'n die Kinder;
Spät kommt er heim, er kos't, er schlägt
Nachgiebig jedem Triebe;
Sie trägt's wie nur die Liebe trägt,
Und Alles ohne Liebe.

Sie wünscht sich oft: „Es wär vorbei"
Wenn nicht die Kinder wären;
So aber sucht sie, immer neu,
Den Gatten zu bekehren;
Sie schmeichelt ihm, und ob er dann
Auch kalt bei Seit' sie schiebe,
Sie nennt ihn ihren liebsten Mann;
Und Alles ohne Liebe.

(Theodor Fontane.)
* Neuruppin 30. Dezbr. 1819.

133. Ünner de Koh.

Kumm, Olsche, kumm!
Wat kiekst so klok un stumm
Un fragst wo is he bleben? —
He hett mit mi na melken gahn,
He hett mi nix as Leewes dahn,
As Leewes dahn,
Weer all min Glück, min Leben.

Stah, Olsche, stah!
De böse Krieg weer da,
Dar mußt dat Leewste wannern;
Dar hett he mi so hartlich küßt,
Dar sä he mi sin letzt' Adjüs,
Sin letzt' Adjüs
Und tog mit alle Annern.

Hopp, Olsche, hopp,
Na't Norden gung dat rop,
Ach, wit herop na't Norden!
In Friederic wul achter'n Wall,
Dar sammeln sick de Dänen all,
De Dänen all
Un wull'n de Dütschen morden.

Sacht, Olsche, sacht!
Nöst keem de düstere Nacht,*)
Wo all dat Blot vergaten.
Dar weer des Morgns dat Gras so rot,
Und langs de Koppeln sleep de Dot,
Ja, sleep de Dod,
Dar fun'n em sin Kamraden.

Still, Olsche, still!
Ick weet, nich, wat ick will
Vör luter Leid un Jammer!
Und wenn ick sitt un melk de Köh,
Denn deiht mi ach, dat Hart so weh!
Dat Hart so weh!
Denn fallt de Thran in'n Ammer!

(Johann Meyer-Kiel.)

---

134. Regeln für

Ehemänner.

Ein gutes Weib, dies merke fein,
Will mit Vernunft behandelt sein.

Ihr biegsam Herz mißbrauche nicht,
Weil schwaches Werkzeug leicht zerbricht.

Sanft sei Dein Will' und Dein Gebot,
Der Mann ist Herr, doch nicht Despot.

Ehefrauen.

Dein Wille, Weibchen, merk' es fein,
Muß stets des Mannes Wille sein.

Sprich nicht: Wir Weiber sind zu schwach, —
Der Schwäch're giebt am leichsten nach.

*) Vom 5. auf den 6. Juli 1849, Sturm auf Friedericia in Jütland.

Macht irgend was den Kopf Dir kraus,
So laß es nicht am Weibchen aus.

Verlang' nicht alles zu genau,
Du fehlst — warum nicht auch die Frau?

Wenn's Weibchen Dich um Geld anspricht,
Und sie bedarf's, so knurre nicht!

Im Aufwand schränke zwar Dich ein,
Doch mußt Du auch kein Knauser sein.

Geh' nicht zum Trunk und Spielen aus,
Hast Zeitvertreib genug zu Haus.

Für Weib und Kind leg' was zurück,
Sorg' auch im Tode für ihr Glück.

Hat's Männchen oft den Kopf zu voll,
Mach' ihn durch Widerstand nicht toll!

Geh' ihm liebkosend um den Bart, —
Nur schmeichle nicht nach Katzenart.

Ein Händedruck, ein Kuß, ein Blick,
Bringt frohe Stunden oft zurück.

Dein Zimmer, Putz und ganzes Haus
Seh' allzeit nett und reinlich aus.

Dein schönster Schmuck sei Sittsamkeit,
Dein größter Ruhm Wirtschaftlichkeit.

---

135. Reichtum.

Und hast Du nichts zu eigen,
Doch eines nenne Dein:
Mein Herz ist jung, mein Herz ist fromm,
Dein eigen soll es sein.

Man weiß mir viel zu sagen
Von Silber und von Gold.
Ich soll mit meiner Liebe gehn
Zu Silber und zu Gold;

Und soll, wo Schätze liegen
In überreicher Truh',
Soll geben noch mein junges Herz
Zum Überfluß hinzu.

Mein liebes herz'ges Mädchen!
Zu Dir nur will ich gehn,
Mit meiner ganzen Liebe will
Ich treu bei Dir bestehn.

Und hast Du nichts zu eigen,
Doch eines nenne Dein:
Mein Herz ist jung, mein Herz ist fromm,
Dein eigen soll es sein.

(Friedr. Wilh. Grimme.)

136. Trennte Göder.

Se harn so glücklich tohopen levt;
Se har dat Geld hat un he har strävt,
He weer beröhrig un stets op'n Patt,*)
Un Kinner harn se tohopen nich hat.
Un as dat nu keem to'n Starben,
Da wul se, he schull ehr bearben.

De Vagt un Schrieber de weeren dar,
He weer bedrövt in sin witten Haar;
Kaffee un Pipen de gingen herum,
De Feddern kniftern un alles weer stumm.
Un as se ehr Namen schall schrieben,
Da storv se, — dat muß ünnerblieben!

Da muß de Ole von Hof un Huus,
He war so arm as 'n Karkenmuus.
Mug he sik grämen, so väl as he wull;
Nu löpt he rumbi mit de Slachtermull;
De slechten, de lachenden Arben,
De leten den Olen verdarben!

(Sophie Dethleffs.)

---

137. De ole Frieer.

Mag en Ros' an'n Wihnachtsabend blöhn,
Ut den Snee so smuck en Maiblom sehn,
Mag in't Haff so deep de Winter freern,
So schall mi doch keen oln Mann wat lehrn.

---

*) auf dem Pfade, nämlich der Arbeit.

Schull he mi wat lehrn, so jung bedörn,*)
Mit den falschen Sinn, mit List in Wörn?
In min Leben schöllt ji dat ni hörn;
Denn dar wull ik em wat anners lehrn.

Lat em all sin Diem' an'n Stänner**) schribn,
Lat op all sin Melk den Rohm noch dribn,
Lat em Geld und Grus as Heu ümkehrn,
So schall mi doch keen oln Mann wat lehrn.

För sin Drüttels***) kriggt he Köh' to Weid',
För sin Dalers kriggt he Peer in't Leid';†)
Aber ik un em to eegen hörn?
Dat schall mi doch de ol Mann ni lehrn.

Mit dat spitze Kinn, dat Lif so dünn,
Mit sin Mund un gar keen Tähn darin,
Mit den Maanschin op de kahle Steern,
Wull ik den oln Mann wat anners lehrn.

Schull he mi wat lehrn, so jung bedörn,
Mit den falschen Sinn, mit List in Wörn?
In min Leben schöllt ji dat ni hörn;
Denn dar wull ik em wat anners lehrn.

(Johannes Ehlers-Norderditmarschen.)

IV. Die Eltern und ihre Kinder.

138. An meinen Sohn!

(Zur Konfirmation und zum Eintritt in die Welt.)

Nicht zur Freude nur geboren
Ist der Mensch in dieser Welt,
Auch zum Kampfe auserkoren
Muß er streiten als ein Held.
Nur dem Mut'gen winkt der Lohn —
Mutig sei und stark mein Sohn!

Gürte Deine jungen Lenden
Als ein Streiter auf der Wacht,
Mit dem Schwert in Deinen Händen
Wehre aller Niedertracht.
Sitzt das Schlechte auf dem Thron,
Stoß es in den Staub, mein Sohn!

*) Bethören. **) Balken, Thürpfosten. ***) Zweidrittel-Thalerstücke, derzeitige Silbermünze. †) Zügel, Zaum.

Macht es breit sich auf den Gassen
Prunkend mit der Mode Schein,
Um so kühner mußt Du's hassen,
Um so schärfer schlagen drein!
Freudig durch Geschrei und Hohn
Trag' Dein Geistesschwert, mein Sohn!

Deutsch im Reden, deutsch in Sitten,
Hasse fränk'schen Tand und Schund,
Kommt er kecklich hergeritten,
Stoß den Flitter in den Grund!
Eitlem Fremdendienst und Frohn
Sei der Kampf erklärt, mein Sohn!

Deutsch vor allem sei Dein Glauben —
„Fromm und frei!" ist deutscher Spruch!
Laß Dein Bestes Dir nicht rauben
Jesuiterei und Trug!
Mancher sich zur Schande schon
Ward ein Lügenknecht, mein Sohn!

Aber allem edlen Streben,
Allem Guten treu geweiht,
Fromm und edel sei Dein Leben,
Bis erscheint der letzte Streit.
Deines Herzens letzter Ton,
Stirbst Du einst, sei „Gott," mein Sohn!

(Pastor F. A. Feddersen-Niebüll, Schleswig.)
* Schnatebüll 26. Mai 1838.

139. Bi de Weeg.

I.

He slöppt!

He slöppt! — nu kunn ick wedder gahn!
Ach, ne! — he's gar to schön!
Ick mutt noch erst en beten stahn
Un mutt em still ansehn.

Doch ganz sin Vader op und dal!
Je öller, desto mehr!
Förwahr, dat dünk mi alle Mal,
As wenn't en Engel weer.

Leev Herrgott, wat Du wullt, is recht,
Un wat Du deihst, is gut;
Doch nehmst Du mi min Engel weg,
Du reetst mi't Hart mit 'rut!

II.

He lacht!

He lacht! he lacht! — nu kiek mal an,
Wa is't en Rosnblom!
Nu gript sogar de lüttjen Handn,
As seeg he wat in'n Drom.

Ja, ja! dat deiht he alle Mal,
Ick weet ock wul Bescheed;
Denn kamt de lüttjen Engel dal
Un singt em wul en Leed.

Leev Engeln all, un gah ick nu,
So hödt mi fram de Sted
Un wahrt Jüm lüttjen Broder tru;
Dat's Allens, wat ick bed'!

III.

Süh so!

Süh so! — nu will ick liſen gahn,
Nu noch en Kuß; — süh so!
Du lüttje Schelm! — en Moderthran
Kreegſt richtig noch op to.

Wa is mi doch vun Luſt un Glück
Dat Hart so vull, so vull!
So vull, as wenn't in'n Ogenblick
All överlopen will.

Dat is doch gar en egen Sak
Mank Engeln so alleen,
Dar hebbt se em to lachen makt
Un bröchen mi — to ween'n!

(Johann Meyer-Kiel.)

140. Wiegenlied.

Su, su, su, ſchlaf' ein, mein Kind,
Schließ' die Äugelein geſchwind!
Droben in der Himmelsferne
Schimmern lange ſchon die Sterne,
Grüßen Dich mit gold'nem Strahl,
Liebes Kind, viel tauſendmal.

Su, su, su, ſchlaf' ein, mein Kind,
Stört Dich ja kein Sturm noch Wind;
Und aus dunklem Wolkenſaume
Zieht, gleich einem lichten Traume,
Auch des Mondes Silberſchein
Leiſe durch das Fenſterlein!

Su, su, su, ſchlaf' ein, mein Kind,
Mond und Sterne, mild und lind,
Schauen freundlich auf Dich nieder,
Doch ſie flieh'n am morgen wieder;
Aber treulich bei Dir wacht
Mutterliebe Tag und Nacht!

(Robert Claas.)

141. Meiner Klara am Tage ihrer Konfirmation.

Und wieder reihten Jahre ſich an Jahre.
Die Jugend, — o, wie raſch ſie doch verrinnt!
Auch Du ſtand'ſt heut an Deines Herrn Altare,
Du, unſer jüngſtes, unſer letztes Kind.
Auch Du willſt kämpfen für das Gute, Wahre,
Stets allem Edlen hold und treu geſinnt.
Das haſt Du heut' vor Gott mit Herz und Munde
Gelobt in dieſer feierlichen Stunde.

Und kannſt Du's denn auch halten? Wirſt Du's wollen,
Wenn Dich des Lebens Stürme wild umbroh'n?
Kam's wirklich aus dem Herzen Dir, dem vollen,
Und iſt es nicht den Lippen nur entfloh'n?
Fühlſt Du die Macht, der wir uns beugen ſollen,
Wenn auch die Welt Dich trifft mit ihrem Hoh'n?
O ja, wir dürfen's froh und freudig hoffen,
Denn wie ein Buch liegt ja Dein Herz uns offen.

Noch war Dein Weg geebnet und geglättet.
Gott hat ihn reich mit Blumen Dir bestreut.
Der Eltern Liebe hat Dich warm gebettet
Von Deiner frühen Jugend an bis heut'.
Was an Erinn'rungen Du Dir gerettet
Aus dieser schönen, goldnen Jugendzeit,
Das soll nun auf dem ernsten Weg durch's Leben
Dir immer neue Kraft und Stärkung geben.

Du kommst nicht ungerüstet; reiche Gaben
Hat Gott vor vielen Andern Dir verlieh'n,
Du durftest Dich an reiner Quelle laben
Und kannst getrost nun Deines Weges zieh'n.
Du weißt es, was wir sind und was wir haben, —
Gott gab es uns, wir haben's nur durch ihn,
Und nur durch ihn kannst Du Dein Ziel erreichen,
Wirst nimmer Du vom rechten Wege weichen.

Und was Dir denn von Deinem Gott beschieden,
Das nimm Du an, wie es sein Wort uns lehrt, —
Und ist es Leid, — es dien' zu Deinem Frieden,
Und ist es Freude, zeig' Dich ihrer wert!
Die Zeit verrollt, wem bliebe nicht hienieden
Manch' stiller, heißer Wunsch noch ungewährt? —
Doch bleibst Du treu im Hoffen, Lieben, Glauben,
So kann Dir Niemand Deine Krone rauben.

(Paul Trede-Itzehoe.)

---

142. Von der Gasse.

I.

Zwei Jungen traf ich aus des Volkes Mitten
Im Sonntagsstaat, geschmückt zum Vogelschießen
Mit Schärpen, Epauletts und blanken Spießen;
Die selt'ne Würde sah man an den Schritten.

Sie hatten ihren Freiheitsdrang gezügelt,
Schon stundenlang der Sitte zu Gefallen;
Sie durften nicht einmal die Hände ballen,
Und hätten sich so gerne doch — geprügelt.

Feindselig mißt ein Jeder den Begleiter.
Hier ist Gebüsch. Hin werfen sie die Speere,
Hin werfen sie die Würde und die Ehre
Und greifen mit der Faust sich an als Streiter;

Umschlingen mit den Armen sich als Streiter!
Doch als sie ihre Kampfeslust gekühlet,
Und als sie sich ein Weilchen Mensch gefühlet,
Gehn ruhig sie als Würdenträger weiter.

II.

Vor meiner Hausthür auf dem Treppensteine
Sah ich ein wunderliches Dämchen hocken.
Vom Lampenöle glänzten ihre Locken
Und aus dem Kleidchen schauten nackte Beine.

Hochmütig schürzten sich die roten Lippen;
Unwürdig schien es ihr, sich zu bewegen;
Und ob's gleich weder Sonnenschein noch Regen,
Hielt sie ein Schirmchen mit geknickten Rippen.

Von ferne schallten frohe Kinderstimmen.
Es ließen Nachbars Hans und Paul und Greth, —
Ob es der Kleinen wohl zu Herzen geht? —
Papierne Schiffchen in der Gosse schwimmen.

Ob sie wohl gerne Kameradin wäre? —
Vielleicht, doch will sie sich's nicht merken lassen;
Sie darf sich heut' mit Pöbel nicht befassen;
Denn höher als Vergnügen steht die „Ehre!"

H. Br. (Schlesw.-Holst. Sonntagsblatt, 1880.)

143. Bei dem Grabe meines Vaters.

(† 4. Dezember 1773, 70 Jahre alt.)

Friede sei um diesen Grabstein her!
Sanfter Friede Gottes! Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr.

Träufte mir von Segen, dieser Mann,
Wie ein milder Stern aus bessern Welten!
Und ich kann's ihm nicht vergelten,
Was er mir gethan.

Er entschlief; sie gruben ihn hier ein,
Leiser, süßer Trost, von Gott gegeben,
Und ein Ahnden von dem ew'gen Leben
Düft' um sein Gebein.

Bis ihn Jesus Christus, groß und hehr!
Freundlich wird erwecken — ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr!

(Matthias Claudius.)

144. Der alte Landmann an seinen Sohn.

Üb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an Dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!
Dann wirst Du wie auf grünen Au'n,
Durchs Pilgerleben gehn,
Dann wirst Du sonder Furcht und Grau'n
Dem Tod in's Auge seh'n.

Dann wird die Sichel und der Pflug
In Deiner Hand so leicht;
Dann singest Du beim Wasserkrug,
Als wär Dir Wein gereicht.
Dem Bösewicht wird alles schwer,
Er thue, was er thu';
Das Laster treibt ihn hin und her
Und läßt ihm keine Ruh';

Der schöne Frühling lacht ihm nicht,
Ihm lacht kein Ährenfeld.
Er ist auf Lug und Trug erpicht
Und wünscht sich nichts als Geld.
Der Wind im Hain, das Laub am Baum
Sauft ihm Entsetzen zu;
Er findet nach des Lebens Traum
Im Grabe keine Ruh'.

Drum übe Treu' und Redlichkeit
Bis an Dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!
Dann suchen Enkel Deine Gruft
Und weinen Thränen drauf,
Und Sommerblumen, voll von Duft,
Blühn aus den Thränen auf.

(L. H. Ch. Hölty.)

* bei Hannover 21. Dezbr. 1748, † in Hannover 1. Septbr. 1776

145. Kinder-Tafel.

Geh' fleißig um mit Deinen Kindern! Habe
Sie Tag und Nacht um Dich, und liebe sie
Und laß Dich lieben, einzig schöne Jahre!
Denn nur den engen Traum der Kindheit sind
Sie Dein, nicht länger! Mit der Jugend schon
Durchschleicht sie vieles bald, was Du nicht bist,
Und lockt sie mancherlei, was Du nicht hast,
Erfahren sie von einer alten Welt,
Die ihren Geist erfüllt, die Zukunft schwebt
Nun ihnen vor. So geht die Gegenwart
Verloren. Mit dem Wandertäschchen dann
Voll Nötigkeiten zieht der Knabe fort.
Du siehst ihm weinend nach, bis er verschwindet,
Und nimmer wird er wieder Dein. Er kehrt
Zurück, er liebt, er wählt der Jungfrau'n eine;
Er lebt! Sie leben, and're leben auf
Aus ihm — Du hast nun einen Mann an ihm,
Hast einen Menschen — aber mehr kein Kind.
Die Tochter bringt vermählt Dir ihre Kinder,
Aus Freude gern noch manchmal in dein Haus,
Du hast die Mutter, aber mehr kein Kind. —
Geh' fleißig um mit Deinen Kindern! Habe
Sie Tag und Nacht um Dich, und liebe sie
Und laß Dich lieben, einzig schöne Jahre!

(Leopold Schefer, † 13. Febr. 1862.)

Nichts bürgt so sehr für die Weisheit der Eltern und die Güte der Kinder, als wenn diese das väterliche Haus lieben.

(Caroline von Wolzogen.)

Wie der Acker,
So die Rübchen,
Wie der Vater,
So die Bübchen;

Wie die Mutter,
So die Töchter —
Gewöhnlich noch
E' bisl schlechter. (O.)

O, wie süß ist es für einen Vater, an seines Kindes Tische zu sitzen! Es ist, als ob ein alter Mann ausruht unter dem Schatten der Eiche, die er gepflanzt hat. (Walter Scott.)

Mit Mühe und Anstrengung arbeiten lernen, ist das Hauptstück der Erziehung. (Schlosser.)

Der Alten Rat, der Jugend That macht Krummes grad.

Alte Kuh leicht vergißt, daß sie Kalb gewesen ist.

Die Stunden, die du deinen Kindern schenkst,
Sind Samenkörner, die du fromm versenkst;
Draus blüht dir in der Jahre stetem Lauf
Ein Feld voll tausendfachen Segens auf.

Kommt das Kind im Sonntagskleidchen:
„Guten Morgen, Mütterlein" —
Spricht die liebe Mutter zärtlich:
„Töchterlein, wie bist Du fein!"

Oft zu sagen ist's nicht nötig —
Bald schon spricht das Töchterlein
In dem neuen Sonntagskleidchen:
„Mütterlein, wie bin ich fein!"

(Fr. Wilh. Grimme.)

„Mein Sohn, Du bist nun bald neun Jahr alt. Ich habe Dich gelehrt und unterrichtet, so gut ich gekonnt habe. Du hast nun bald so viel Verstand, daß ich vernünftig mit Dir reden kann. Du hast noch vieles in der Welt vor Dir, und ich selber bin noch jung. Befleißige Dich auf alles, wozu Du Lust hast; es soll Dir an Büchern nicht fehlen; doch aber, damit Du ein Gewisses habest, womit Du Dein Brod erwerben könnest, so mußt Du mein Handwerk (das Schneidern) lernen. Wird Dich dann der liebe Gott in einen besseren Beruf setzen, so hast Du Ursache ihm zu danken. Niemand wird Dich verachten, daß Du mein Sohn bist, und wenn Du ein Fürst würdest."

Heinrich empfand Wonne über seines Vaters Vertraulichkeit, seine Seele wurde unendlich erweitert; er fühlte eine sanfte, unbezwingbare Freiheit, dergleichen sich nicht vorstellen läßt; mit einem Wort, er empfand jetzt zum ersten Male, daß er ein Mensch war! Er sah seinen Vater an und sagte: „Ich will alles thun, was Ihr haben wollt." Wilhelm, sein Vater, lächelte ihn an und fuhr fort: „Du wirst glücklich sein; nur mußt Du nie vergessen, mit Gott vertraulich umzugehen, der wird Dich alsdann in seinen Schutz nehmen und Dich vor allem Bösen bewahren." (J. H. Jung-Stilling, † Karlsruhe 2. April 1817.)

Der reinste Ton, der durch das Weltall klingt,
Der reinste Strahl, der zu dem Himmel dringt,
Die heiligste der Blumen, die da blüht,
Die heiligste der Flammen, die da glüht,
Ihr findet sie allein, wo fromm gesinnt
Still eine Mutter betet für ihr Kind.

Der Thränen werden viele hier geweint,
So lange uns des Lebens Sonne scheint;
Und mancher Engel, er ist auserwählt,
Auf das er unsre stillen Thränen zählt, —
Doch aller Thränen heiligste, sie rinnt,
Wo eine Mutter betet für ihr Kind.

O nennt getrost es einen schönen Wahn,
Weil nimmer es des Leibes Augen sahn,
Ich lasse mir die Botschaft rauben nicht,
Die Himmelsbotschaft, welche zu uns spricht:
Daß Engel Gottes stets versammelt sind,
Wenn eine Mutter betet für ihr Kind.

(Ferdin. Stolle.)
† Dresden 29. September 1872.
(J.)

146. Der Bauernknabe.

Es spielet am Wege der Bauernknab',
Es säuseln die Lüfte so lind;
Fern läutet das Glöcklein; man leitet zu Grab
Dort einen Greis, mein Kind.

Von Epheu windet der Bub'einen Kranz,
Und flicht Violen hinein
Und Tausendschön; sollt' mit beim Tanz
Auf unsrer Wiese sein.

Er setzet den Kranz auf den leichten Hut,
Nimmt's Schwesterchen an die Hand.
Im Sonnenschein tanzet das junge Blut,
Es jauchzt an des Baches Rand.

Es singen die Lüfte, es geiget der Wald,
Der Wiesenbach rauschet darein;
Er tanzt und jauchzt, daß es schallt — daß es schallt
Im Frühlingssonnenschein.

Drauf ruhn sie am Bache im Wiesengrün.
Bald tanzt auf dem Spiegel der Kranz.
Wie jenes Kranzes Blumen, so blühn
Die muntern Kinder ganz.

Es wurde der Bach zum kühlen Grab
Den Frühlingsblumen bald. —
Und über's Jahr von der Höhe herab
Die Todtenglocke hallt.

Dem Kirchhof naht eine Leichenschar —
Wen birgt der schwarze Schrein?
Das Knäblein, das vor einem Jahr
Jauchzte im Sonnenschein. —

147. Der Vater giebt seine Uhr dem Sohne.

Deine Tag' und Stunden flossen,
Nicht gemessen, nur genossen,
Nicht gezählt nach Schlag und Uhr,
Wie ein Bach durch Blumenflur.

Aber ernster wird das Leben,
Und ich will die Uhr dir geben;
Trage sie, wie ich sie trug,
Unzerbrochen lang genug!

Daß sie dir mit keinem Schlage
Von verlornen Stunden sage!
Unersetzlich ist Verlust
Des Geschäfts und auch der Lust.

Sohn, der Tag hat Stunden viele,
So zur Arbeit wie zum Spiele;
Gieb das Seine jedem nur,
Und du freuest dich der Uhr.

Selber hab' ich mit den Stunden
Mich soweit nun abgefunden,
Daß ich ohne Glockenschlag
Sie nach Notdurft ordnen mag.

Zähle du für mich die Stunden!
Und auch jene, die geschwunden,
Kehren schöner mir zurück,
Wie du sie dir zählst zum Glück.

(Rückert.)

148. Martin Luther über Schule und Haus.

Liebe Herren, muß man jährlich soviel wenden an Büchsen, Wege, Stege, Dämme u. dergl. unzählige Stücke mehr, damit eine Stadt zeitlichen Frieden und Gemach habe; warum sollte man nicht vielmehr doch auch soviel wenden an die dürftige arme Jugend, daß man einen geschickten Mann oder zween hielte zu Lehrern der Jugend? — Und warum leben wir Alten anders, daß wir des jungen Volks warten, lehren und aufziehen? Gott hat sie uns befohlen und wird gar schwere Rechnung von uns für dieselben fordern. Es ist ja kein unvernünftig Tier, das seiner Jungen nicht wartet und lehret, was ihnen gebühret. Daher ist es Sünde und Schande, daß wir uns sollen reizen lassen, unser junges Volk zu ziehen.

Ja, sprichst du, solches alles ist den Eltern gesagt, was gehet das die Ratsherren und Obrigkeit an? Ist recht geredet; ja, wenn die Eltern aber solches nicht thun? wer soll es denn thun? Soll es darum nachbleiben und die Kinder versäumet werden? — Daß es von den Eltern nicht geschiehet, hat mancherlei Ursache. Auf's erste sind etliche auch nicht so fromm und redlich, daß sie es thäten, ob sie es gleich könnten; sondern wie der Strauß härten sie sich ab gegen ihre Jungen und thun nichts für sie. Nun, diese Kinder sollen dennoch unter uns und bei uns leben in gemeiner Stadt. Wie will denn nun Vernunft und sonderlich christliche Liebe das leiden, daß sie ungezogen aufwachsen und den andern Kindern Gift und Geschmeiße sein, damit zuletzt eine ganze Stadt verderbet wird? — Auf's andere, so ist der größte Haufe der Eltern, leider! ungeschickt dazu, und weiß nicht, wie man Kinder ziehen und lehren soll und gehören daher sonderliche Leute dazu, die Kinder wohl und recht lehren und ziehen. — Auf's dritte, obgleich die Eltern geschickt wären, und wollten's gern selbst thun, so haben sie vor andern Geschäften und Haushalten weder Zeit noch Raum dazu: also daß die Not zwinget, allgemein Lehrer für die Kinder zu halten. — Dazu so sterben viel Eltern, und lassen Waisen hinter sich, so auch sollen erzogen werden. Darum will's hie dem Rat und der Obrigkeit gebühren, die allergrößte Sorge und Fleiß auf's junge Volk zu haben. Denn weil der ganzen Stadt Gut, Ehre, Leib und Leben ihnen zu treuer Hand befohlen ist, so thäten sie nicht rechtlich vor Gott und der Welt, wo sie der Stadt Gedeihen und Besserung nicht suchten mit allem Vermögen Tag und Nacht. Nun liegt einer Stadt Gedeihen nicht allein darin, daß man große Schätze sammle, feste Mauern, schöne Häuser, viele Büchsen und Harnischzeuge; ja, wo das viel ist und tolle Narren darüber kommen, ist so viel desto ärger und desto größerer Schade derselben Stadt; sondern das ist einer Stadt bestes und allerreichstes Gedeihen, Heil und Kraft, daß sie so viel feiner, gelehrter, vernünftiger, ehrbarer, wohlerzogener Bürger hat, die können darnach wohl Schätze und alles Gut sammeln, halten und recht brauchen. Da muß man nicht harren, bis sie von selbst wachsen; man wird sie auch weder aus Steinen hauen, noch aus Holz schnitzen; so wird Gott nicht Wunder thun,

so lange man der Sachen durch andere seiner dargethanen Güter geraten kann. Darum müssen wir dazu thun, und Mühe und Kosten daran wenden, sie selbst erziehen und machen. — Ist auch eine unmenschliche Bosheit, so man nicht weiter denkt, denn also: Wir wollen jetzt regieren, was gehet uns an, wie es denen gehen werde, die nach uns kommen? — Du sprichst: Ja, wer kann seine Kinder so entbehren, und alle zu Junkern ziehen; sie müssen im Hause der Arbeit warten u. s. w. Antwort: Ist doch auch nur meine Meinung, daß man die Knaben des Tags lasse einige Stunden zur Schule gehen, und die andere Zeit im Hause schaffen, Handwerk lernen und wozu man sie haben will, daß beides mit einander gehe, weil das Volk jung ist und gewarten kann. Also können die Mägdlein so viel Zeit haben, daß sie des Tages einige Stunden zur Schule gehen, und dennoch ihres Geschäftes im Hause wohl warten. — (1524.)

Ich halte aber, daß auch die Obrigkeit schuldig sei, die Unterthanen zu zwingen, die Kinder zur Schule zu halten. Kann sie die Unterthanen zwingen, so da tüchtig dazu sind, daß sie müssen Spieß und Büchsen tragen, auf die Mauern laufen und anders thun, wenn man kriegen soll; wie vielmehr kann und soll sie die Unterthanen zwingen, daß sie ihre Kinder zur Schule halten, weil hier wohl ein ärgerer Krieg vorhanden ist mit dem leidigen Teufel, der damit umgehet, daß er Städte und Fürstentum will so heimlich aussaugen und von tüchtigen Personen leer machen, bis er den Kern ausgebohret, eine leidige Hülse da stehen lassen von eitel unnützen Leuten, da er mitspielen und -gaukeln könne, wie er will; das heißet freilich eine Stadt oder Land ausgehungert und ohne Streit in sich selbst verderbt, ehe man sich umsiehet. —

Gut eingerichtete Schulen sind der Brunn alles Sittlichen im menschlichen Leben; wo sie verfallen und versäumt werden, muß große Blindheit folgen in allen nützlichen Anstalten und Gesetzen, und daraus folget ein grobes, viehisches Leben bei den Leuten. Daher ist an jedem Ort an einem Schullehrer so viel gelegen, als an einem Pfarrherrn. — Jäger, Koche u. s. w. können wir entbehren, aber der Schulen kann man nicht entraten; denn sie müssen die Welt regieren.

Wollen die Alten nicht, mögen sie hinfahren. Aber wo die Jugend versäumt und unerzogen bleibt, da ist die Schuld der Obrigkeit, und wird dazu das Land voll wilder, loser Leute, daß nicht allein Gottes Gebot, sondern auch unser aller Not zwingt, hierin Fleiß fürzuwenden.

Das sage ich kürzlich: Einem fleißigen, frommen Lehrer, der Kinder treulich zeucht und lehrt, dem kann man nimmermehr genug lohnen, und mit keinem Gelde bezahlen; wie auch der Heide Aristoteles sagt. Noch ist's bei uns so schändlich veracht't, als sei es gar nichts, und wollen doch Christen sein. Und ich, wenn ich vom Predigtamt ablassen könnte oder müßte, und von andern Sachen, so wollte ich kein Amt lieber haben, denn Lehrer sein; denn ich weiß, daß dies Werk nächst dem Predigtamt das allernützlichste,

größte und beste ist. Denn es ist schwer, alte Schälke fromm zu machen, daran doch das Predigtamt arbeitet, und viel umsonst arbeiten muß; aber die jungen Bäumlein kann man besser biegen und ziehen, obgleich auch etliche darüber zerbrechen. Lieber, laß es der höchsten Tugend eine sein auf Erden, fremden Leuten ihre Kinder treulich ziehen, welches gar wenig und schier niemand thut an seinen eigenen.

Ich wollte, daß keiner zu einem Prediger erwählet würde, er wäre denn zuvor Lehrer gewest. Wenn einer hat Schule gehalten ungefähr zehn Jahr, so mag er mit gutem Gewissen davon lassen; denn die Arbeit ist zu groß, und man hält sie zu geringe. Es ist aber in einer Stadt an einem Lehrer so viel gelegen, als am Pfarrherrn. Und wenn ich kein Prediger wäre, so weiß ich keinen Stand auf Erden, den ich lieber haben wollte. Man muß aber nicht sehen, wie es die Welt verlohnet und hält, sondern wie es Gott achtet und an jenem Tage rühmen wird.

(Dr. Martin Luther, 1530.)

---

149. Das Lernen.

Auswendig lernen, sei mein Sohn, Dir eine Pflicht;
Versäume nur dabei inwendig lernen nicht.
Auswendig ist gelernt, was Dir vom Munde fließt,
Inwendig, was im Sinn lebendig sich ergießt.

Mein Sohn, gesteh' ich's Dir, daß ich vergessen habe
Gar manches nun als Greis, was ich gelernt als Knabe.
Nicht zur Entschuldigung gereicht Dir das indessen;
Erst lernen mußt Du's auch, eh Du es darfst vergessen.

Behalte, was ich hier Dir nicht will vorenthalten,
Vier Lehren, die nicht sind in jedem Ohr enthalten,
Dir geben einen Halt, im Leben einen Stab,
Der Worte vier: halt ein! halt aus! halt an! halt ab!
Halt ein den Zorn, die Gier und jede Leidenschaft;
Halt aus, was Dich betrifft, mit starker Seelenkraft.
Halt an zum Guten wen und wo Du Macht gewannst;
Halt ab vom Bösen wen, vom Übel, was Du kannst.
Behalt' und halte dieß und ordne Dein Verhalten
Darnach; so wirst Du Dich und wirst die Welt erhalten.

Ich habe lang genug gelernt, um ausgelernt zu haben,
Doch von dem Ziel bin ich noch weit entfernt.
Ich lebe nur, um noch zu lernen, und begraben
Wird man zuletzt mich doch, ohn' ausgelernt zu haben.

(Friedr. Rückert.)

150. Meinem Knaben.

Mein Kind, nun zählst Du bald zwei Jahre,
Zwei gold'ne Jahre, sorgenlos;
Noch ruht das Leben Dir, das wahre,
Verborgen in der Zukunft Schoß.
Nur ein Wunsch lebt Dir im Gemüte:
Zu spielen hier am grünen Hang. —
O, daß der Himmel Dich behüte
In Gnaden all' Dein Leben lang!

Noch bist Du rein von jedem Fehle,
Von allen Lüsten nied'rer Art;
Noch blieben Deiner jungen Seele
Die Qualen tiefer Reu' erspart.
Du gleichst des Baumes zarter Blüte:
Wirst Du besteh'n der Stürme Drang? —
O, daß der Himmel Dich behüte
In Gnaden all' Dein Leben lang!

Einst sinkt der heit're Stern der Jugend;
Am Lebensplan in raschem Lauf
Zieh'n Mannesmut und Mannestugend
Als ernste Leuchten still herauf.
Laß dann sie glüh'n Dir im Gemüte
Allzeit auf deinem Pilgergang. —
O, daß der Himmel Dich behüte
In Gnaden all' Dein Leben lang!

(Karl Wilh. Heer.)

---

151. Ein Besuch auf dem Kirchhofe.

Beim Totengräber pocht es an:
„Mach' auf, mach' auf, du greiser Mann!
Thu' auf die Thür und nimm den Stab,
Mußt zeigen mir ein teures Grab!"

Ein Fremder spricht's mit strupp'gem Bart,
Verbrannt und rauh nach Kriegerart.
„Wie heißt der Teure, der Euch starb,
Und sich ein Pfühl bei mir erwarb?"

„Die Mutter ist es, kennt Ihr nicht
Der Martha Sohn mehr am Gesicht?"
„Hilf Gott, wie groß, wie braun gebrannt!
Hätt' nun und nimmer Euch erkannt.

„Doch kommt und seht, hier ist der Ort,
Nach dem gefragt mich Euer Wort.
Hier wohnt, verhüllt von Erd' und Stein,
Nun Euer totes Mütterlein."

Da steht der Krieger lang' und schweigt,
Das Haupt hinab zur Brust geneigt.
Er steht und starrt zum teuren Grab
Mit thränenfeuchtem Blick hinab.

Dann schüttelt er sein Haupt und spricht:
„Ihr irrt, hier wohnt die Tote nicht.
Wie schlöff' ein Raum, so eng und klein,
Die Liebe einer Mutter ein?"

(J. N. Vogel.)

* Wien 2. November 1802, † das. 16. November 1866.

V. Des Hauſes Glück und Trauer.

152. Die fromme Haushaltung.

O ſelig Haus, wo man Dich aufgenommen,
Du wahrer Seelenfreund, Herr Jeſu Chriſt,
Wo unter allen Gäſten, die da kommen,
Du der gefeiertſte und liebſte biſt;
Wo aller Herzen Dir entgegenſchlagen
Und aller Augen freudig auf Dich ſehn,
Wo aller Lippen Dein Gebot erfragen,
Und alle Deines Wink's gewärtig ſtehn.

O ſelig Haus, wo Mann und Weib in einer,
In Deiner Liebe eines Geiſtes ſind,
Als beide eines Heils gewürdigt, keiner
Im Glaubensgrunde anders iſt geſinnt;
Wo beide unzertrennbar an Dir hangen
In Lieb und Leid, Gemach und Ungemach,
Und nur bei Dir zu bleiben ſtets verlangen
An jedem guten, wie am böſen Tag.

O ſelig Haus, wo man die lieben Kleinen
Mit Händen des Gebets an's Herz Dir legt,
Dir, Freund der Kinder, der ſie als die Seinen
Mit mehr als Mutterliebe hegt und pflegt,
Wo ſie zu Deinen Füßen gern ſich ſammeln
Und horchen Deiner ſüßen Rede zu,
Und lernen früh Dein Lob mit Freuden ſtammeln,
Sich Deiner freu'n, Du lieber Heiland, Du.

O ſelig Haus, wo Knecht und Magd Dich kennen,
Und wiſſend, weſſen Augen auf ſie ſehn,
Bei allem Werk in einem Eifer brennen,
Daß es nach Deinem Willen mag geſchehn;
Als Deine Diener, Deine Hausgenoſſen,
In Demut willig und in Liebe frei
Das Ihre ſchaffen, froh und unverdroſſen,
In kleinen Dingen zeigen große Treu

O ſelig Haus, wo Du die Freude teileſt,
Wo man bei keiner Freude Dich vergißt;
O ſelig Haus, wo Du die Wunden heileſt,
Und aller Arzt und aller Tröſter biſt;

Bis jeder einst sein Tagewerk vollendet,
Und bis sie alle ziehen dahin aus,
Woher der Vater aller Dich gesendet,
In's große, freie, schöne Vaterhaus.

(Superintendent K Joh. Ph. Spitta.)

* Hannover 1. Aug. 1801, † Burgdorf in Hann. 28. Septbr. 1859.

---

153. Heimat.

O zimmre dir dein Haus im Herrn,
Und laß die Flügel seiner Liebe
Das Dach dir decken: und du hast
Die Heimat, wenn auch nichts dir bliebe.

Das wanket schnell, was sonst wir bau'n,
Und wenn wir uns gebettet halten,
So fällt der Strahl in's feste Haus,
Um selbst die Pfosten zu zerspalten.

Und Zeiten kommen, die sind schwer;
Und Zeiten, wo wir fremd erscheinen
Im Vaterland, im Vaterhaus,
Fremd und verlassen stehn und weinen.

Und wo du heimisch warst im Glück,
Da bist du fremd in deinen Schmerzen.
Doch Zeiten kommen schwerer noch:
Da bist du fremd im eignen Herzen.

Drum zimmre dir dein Haus im Herrn,
Und laß die Flügel seiner Liebe
Das Dach dir decken: und du hast
Die Heimat, wenn auch nichts dir bliebe.

(Friedrich Wilhelm Grimme.)

---

154. Hausindustrie in Nordfriesland, speziell auf Sylt.

„Kennst Du mein Land, wo zarte Frauen blühn, die sittsam, fromm, ihr weißes Linnen weben?" singt Harro Harring in seinem „Lied der Friesen" und deutet damit auf eine Hausindustrie hin, die in Verbindung mit einer andern in früheren Zeiten im friesischen Hause fleißig geübt und gehandhabt wurde: Die Hausfrau wob selbst ihr Linnen, zu welchem sie nicht selten auch den Flachs gesponnen, den der eigene Acker getragen. Spinn- und Webmaschinen haben an diesem Gebrauch viel geändert: der Spinnrocken verschwand aus mancher Wohnstube, manches Wollspinnrad und mancher Webstuhl mußten in die Rumpel- oder Bodenkammer wandern und Häkelnadel und Nähmaschine hielten ihren Einzug, Trotz dieser unleugbaren Erscheinung hat das Spinnrad in vielen nordfriesischen Häusern noch einen Platz behalten; namentlich wird an einigen Orten, z. B. auf den Nordseeinseln, alljährlich eine ansehnliche Quantität Wolle verarbeitet; auf dem „festen Lande" wird noch viel gesponnen, um dem eigenen Bedarf an Wollengarn und -zeug genügen zu können.

Mit der Verarbeitung der Wolle waren manche Sitten verknüpft, die zum teil nicht mehr bestehen. Auf dem festen Lande kamen die Wollkratzer an einem Abend zusammen, um, dem Gespräche der erfahrensten Hausbewohner lauschend, oder unter fröhlichem Geplauder, die Arbeit des Woll-

kratzens an den langen Winterabenden gemeinschaftlich zu verrichten. Von den jungen Burschen des Dorfes, den Liebhabern der jungen Kratzerinnen, wurde dabei oft allerlei Kurzweil getrieben. Auf Sylt kamen die sogen. „Bläänsters“, d. i. die Lockenmacher oder Wollkratzer, 6—8 an der Zahl, nachmittags und später abends zusammen, sie machten die Wolle derjenigen zum Spinnen fertig, von denen sie eingeladen wurden; dafür wurden sie mit Kaffee und Kuchen, Thee und Butterbrod, früher auch wohl mit „Warmbier“, bewirtet. Bei der Arbeit wurde erzählt oder gesungen. Seit aber die Wollkratzmühle diese Bearbeitung der Wolle übernommen hat, ist diese Sitte abgeschafft und es besteht nur noch der Brauch, daß bei den winterlichen sogenannten „Absetten“ (Absitzen, das sind abendliche Zusammenkünfte) die Frauen und Mädchen ihren Strickstrumpf mitnehmen. Solange unsere männliche Bevölkerung der Insel vorwiegend der Seefahrt oblag, hatte das Weib neben den häuslichen Arbeiten auch die landwirtschaftlichen zu besorgen: sie pflügte den Acker, säete das Korn oder brachte das Vieh zur Weide. Vieh und Pferde werden hier getüdert, müssen daher morgens, mittags und abends einen andern Platz erhalten. Die Ländereien liegen nicht selten weit ab vom Dorfe, und erfordert das unvermeidliche Viehflütten viel Zeit. Diese Zeit wollte die Sylterin nicht unbenutzt für ihre Handarbeit verstreichen lassen: sie führte daher auf allen ihren Gängen den Strickstrumpf mit sich, indem sie für den Fall, daß das von ihr geführte Vieh ihrer Hände Kraft in Anspruch nehmen sollte, Knäuel und Strumpf oder was sie sonst strickte, an einem Haken, der am Arm oder an der Schürze befestigt war, hängend mit sich trug. — Eine solche „strickende“ Frau sieht man jetzt sehr selten, Männer und Jünglinge besorgen die landwirtschaftlichen Arbeiten großenteils selbst, die jungen Mädchen, die sich vielfach auch für zu „fein“ halten, solche Arbeit zu verrichten, haben meistens das Strickzeug daheim gelassen.

Aus alledem geht hervor, daß der Industriezweig gegen früher heute bedeutend weniger Ertrag liefert, und doch scheint es, als ob in den letzten Jahren die Wollprodukte der Sylter willigere Abnehmer finden, als früher. Die Folge davon ist gewesen, daß im Frühjahre verhältnismäßg wenig Wolle von Sylt ausgeführt wird. Mit runden Zahlen gerechnet, möchten auf der ganzen Insel ca. 8000 Schafe gehalten werden, von denen jedes durchschnittlich 5 Pfund Wolle liefern mag. Dieses Quantum Wolle wird großenteils in den langen Winterabenden von den Sylterinnen verarbeitet und zwar teils zu halb- und ganzwollenen gewebten Kleiderstoffen, teils zu Strümpfen und gestrickten Unterjacken, Unterbeinkleidern und Unterröcken. Die Unterjacken sind unter dem Namen „Sylter Jacken“ im Handel bekannt. Die Sylterin tauscht gegen ihre gefertigte Ware bei hiesigen Krämern Manufaktur- und Kolonialwaren ein, oder sie setzt dieselbe an hier kommende Handlungsreisende ab. Auf diese Weise gelangen die Wollenwaren über Husum oder Hamburg und Altona in den Handel. Im Jahre 1843 konnte man von hier nach Hamburg und Altona 7208 Stück Jacken, 2951 Paar wollene Strümpfe; 1845: 3669 Jacken und 4076 Paar wollene Strümpfe

senden, die letzteren, die Erträge von 1845, hatten einen Wert von 4500 Thalern preuß. Kour. Als dann in der Folge die Nachfrage nach den Sylter Produkten geringer wurde, vereinigten sich 1869 einige Sylter Patrioten in Keitum dahin, musterhaft gemachte Sylter Wollenwaren zu sammeln und zu der damals noch bevorstehenden schleswig-holsteinischen Landes-Industrie-Ausstellung nach Altona zu senden. Am 20. Juli desselben Jahres konnte diese Kommission ihre Sendung nach Altona abschicken und erhielt der Einsender, C. P. Hansen, der auch einige Mineralien ausgestellt hatte, am 18. Januar des folgenden Jahres ein Diplom mit der bronzenen Medaille. Jedenfalls hat diese Ausstellung die Aufmerksamkeit auf die Wollarbeiten, namentlich auf die gestrickten, der Sylter gelenkt. An die Ausstellungsgegenstände war besondere Sorgfalt gewandt. Die Strümpfe waren, wie früher häufig, mit allerlei hineingestrickten Figuren z. B. Sternen u. a., versehen. — In älteren Zeiten wollte eben die Sylterin mit solchen Strümpfen Staat machen, denn die kurzen Röcke waren auch noch lange nach Dankwerth in Gebrauch — er schrieb bekanntlich schon von den Sylterinnen: „insonderheit tragen die Weiber kurze Röcke, so nicht viel über die Knie herunterreichen, wie vormals die Spartanischen Weiber auch getragen haben — —." Später wurden die kunstreich angefertigten Handarbeiten eine lohnende Beschäftigung für die weibliche Bevölkerung unserer Insel, und hat sich namentlich in den letzten Jahren die Wollindustrie der Sylter bedeutend gehoben, da vereinzelt auch Badegäste die weichen Sylter Jacken und Unterbeinkleider andern Unterkleidern vorziehen und mitnehmen. Nach einer sehr zuverlässigen Schätzung betrug die Ausfuhr, abgesehen von den durch die Fremden gelegentlich mitgenommenen, im Durchschnitt der letzten Jahre 1790 Paar Strümpfe, 3795 Jacken, ca. 1000 Unterbeinkleider, 135 gestrickte Unterröcke und 10 Paar Handschuhe. Feine Sommerjacken gehen 3—4 auf 1 Pfund, während zu jeder gewöhnlichen Sylter Unterjacke 1 Pfund Rohwolle gerechnet wird. Soll die Arbeiterin das Kratzen, Spinnen und Stricken dieses Materials allein bewirken, so gebraucht sie dafür 3 Tage und tauscht für die fertige Jacke 2 Mk. 20 Pf. bis 2 Mk. 40 Pf. an Wert ein. Wenn nun der Preis von 1 Pfund Wolle 1 Mk. bis 1 Mk. 20 Pf. beträgt, so verdient die Arbeiterin 40 Pfennige pro Tag. Der Verdienst beim Strumpfstricken ist wenig höher, als der vorstehend erwähnte. Das hier angefertigte Wollenzeug, „Weeb" genannt, wird meistens hier auf der Insel verbraucht, da man der oft stürmischen und daher kalten, aber sonst gesunden Witterung wegen nicht nur wollene Unterkleider trägt, sondern auch vielorts die Betten mit wollenen Bettlaken versieht.

Wenn auch danach der Verdienst aus saurer und mühevoller Arbeit als ein kärglicher bezeichnet werden muß, so ist doch dieser Hausfleiß, der an der Bearbeitung der hier geschorenen Wolle sich bethätigt, für die Bewohner der Insel segenbringend, und wird namentlich in der letzten Zeit, in der die Austernfischerei in hiesigen Gewässern nicht betrieben wurde, in der die Seefahrt der männlichen Bevölkerung immer weniger wird, geradezu vielen

ärmeren Familien ein Mittel kärglichen Lebensunterhalts, denn fast jeder dieser Familien ist es möglich, gegen geringes Entgelt, einige Schafe zu halten.

Möchte daher, namentlich zur Wohlfahrt der ärmeren Familien unserer Insel, jene Hausindustrie im Sylter Hause ihre gute Stätte behalten — auch in dieser Beziehung wird es gut sein, wenn wir alte Weisen in Ehren halten.

(C. J. in „Schlesw.-Holst. Jahrbücher", 1884.)

155. Der Wanderer in der Sägemühle.

Dort unten in der Mühle
Saß ich in süßer Ruh',
Und sah dem Räderspiele
Und sah den Wassern zu.

Sah zu der blanken Säge, —
Es war mir wie ein Traum,
Sie bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

Die Tanne war wie lebend,
In Trauermelodie;
Durch alle Fasern bebend,
Sang diese Worte sie:

Du kehrst zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein,
Du bist's, für den die Wunde
Mir dringt in's Herz hinein;

Du bist's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert Du,
Dies Holz im Schoß der Erden,
Ein Schrein zur langen Ruh'.

Vier Bretter sah ich fallen
Mir ward's um's Herze schwer.
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

(Justinus Kerner.)

* Ludwigsburg, Württemberg, 18. Septbr. 1786, † Weinsberg 21. Febr. 1862.

156. Was ich wohl mag.

Ich mag wohl Begraben mit anseh'n, wenn so ein rotgeweintes Auge noch einmal in die Gruft hinabblickt, oder einer sich so kurz umwendet, und so bleich und starr sieht und nicht zum weinen kommen kann. 's pflegt mir denn wohl selbst nicht richtig in'n Augen zu werden, aber eigentlich bin ich doch fröhlich. Und warum sollt' ich auch nicht fröhlich sein; liegt er doch nun und hat Ruhe! und ich bin darin 'n närrischer Kerl, wenn ich Weizen säen sehe, so denk' ich schon an die Stoppeln und den Erntekranz. Die Leut' fürchten sich so vor einem Toten, weiß nicht warum. Es ist ein rührender heiliger schöner Anblick, einer Leiche in's Gesicht zu sehen; aber sie muß ohne Flitterstaat sein. Die stille blasse Todsgestalt ist ihr Schmuck, und die Spuren der Verwesung ihr Halsgeschmeide, und das erste Hahnengeschrei zur Auferstehung!

(Matthias Claudius.)

157. Trost.

Wenn alles eben käme
Wie Du gewollt es hast,
Und Gott Dir garnichts nähme,
Und gäb Dir keine Last,
Wie wär's da um Dein Sterben,
O Menschenkind, bestellt?
Du müßtest fast verderben,
So lieb wär' Dir die Welt!

Nun fällt — eins nach dem andern,
Manch' süßes Band Dir ab,
Und heiter kannst Du wandern
Gen Himmel durch das Grab;
Dein Zagen ist gebrochen
Und Deine Seele hofft, —
Dies ward schon oft gesprochen,
Doch spricht man's nie zu oft.

(Friedrich Baron de la Motte-Fouqué.)
† Berlin 23. Jan. 1843.

158. Wiege und Sarg.

Ruhestätten giebt es gar viele im Leben, und wer kennt unter ihnen nicht die zwei wichtigsten? — die eine steht an der Eingangsschwelle des Lebens, die andere an der Ausgangsschwelle desselben. Verschieden, sehr verschieden, ja völlig entgegengesetzt scheinen sie in ihrem Zwecke nach zu sein, und doch sind sie beide einander so nahe verwandt.

Beide sind aus Brettern gezimmert. Im Walde stand einst ein Baum, von welchem die Bretter genommen wurden. Frisch und grün streckte er seine Zweige aus, und schon damals ruhte der müde Wanderer unter ihm. Endlich wurde der Baum gefällt, sein Stamm zerschnitten und in friedlicher Werkstätte verarbeitet. Eine Wiege vielleicht und ein Sarg zugleich entstand aus seinem Holz. Wiege und Sarg — beide also wuchsen einst kräftig und voll als Waldbaum oder als Obstbaum, auf dessen Zweigen die Vögel sangen. Beide wurden vom Frühling einst belaubt und vom Herbst entblättert. Beide wurden gefällt durch Axt oder Sturm.

Und in beiden schläft der Mensch; in beiden giebt's Ruhe und Frieden. Wie harmlos liegt der Säugling in der Wiege. Keine Not ficht ihn an. Rein und ungetrübt ist der Himmel seines Lebens. — Verhält's sich anders mit dem Sarge? Auch in ihm schläft der Mensch; auch hier trifft den Menschen kein Ungemach, keine Erdennot. Zwar ein anderer Schlaf ist's, als der Schlaf in der Wiege, denn jetzt ist er eisern, traumlos, kalt, aber sicher und geborgen doch hält er den Schläfer.

In beide steigen wir selbst nicht; man legt uns hinein. Denn hülflos und schwach noch waren wir, als wir auf dem Schoße der Mutter saßen. Von ihr erlangten wir, was wir brauchten; auch die Ruhe. Die Mutter hob uns herab vom Arm und Schoß, sie legte uns liebend und sanft in die Wiege. — Starr und bleich und gebrochen an Kraft und Bewegung sind wir im Tode. Man legt uns hinein in den Sarg, denn wir selbst können uns nicht betten.

Wiege und Sarg — an beiden wird geweint. Wer kennt nicht die Thränen der Freude, die im Vater- und Mutterauge glänzen, wenn es auf die Wiege des Kindes blickt? — Wer kennt nicht die Thränen des Schmerzes,

welche in dem Auge des Kindes glänzen, wenn es am Sarge der Eltern steht? — Eltern legen ihre Kinder in die Wiege, und in der Regel legen Kinder ihre Eltern in den Sarg. Thränen giebt's hier wie da!

Wiege und Sarg — an beiden wird gehofft. — In Hoffnung regt sich das Herz, süße Hoffnung leuchtet uns entgegen, wenn wir an der Wiege unserer Lieblinge stehen. Mit ihnen hoffen wir durch's Leben zu gehen. Durch sie gedenken wir ein reines Band zu knüpfen für die Erde und Glück und Freude und Wonne zu finden. — Im Tode ist dieses Band zerrissen, aber wir hoffen mit Zuversicht, es werde in der Höhe sich wieder dauerhaft knüpfen. Und diese Hoffnung ist am Sarge unser Trost, unser Anker, unser Rettungsstern.

Wiege und Sarg — an beiden wird gebetet. — Fromme Wünsche, Gedanken und Gefühle steigen aus dem Herzen der Eltern zum Himmel auf, wenn sie an dem harmlosen Lager des Kindes stehen. Um Glück und Segen für den Liebling beten sie zu Gott. Auch an dem Sarge beten wir; wir beten für den Toten. Wir beten für ihn um ein gnädiges Gericht, um Himmelsfrieden und Seligkeit. Wir beten für uns um Weisheit für das Leben und für das Sterben.

Wiege und Sarg — immerdar werdet ihr Menschen bergen. Oft, ach, steht ihr nahe aneinander, oft kaum eine Spanne weit getrennt. Doch nahe oder fern, ihr seid beide Wiegen, die eine: Wiege für die Erde, — die andere: Wiege für den Himmel. (Ludwig Würkert.)

159. Haus-Tafel.

Das materielle Wohlsein im Hause, die sichere Behaglichkeit in den eigenen Räumen sind die ersten Bedingungen zu einem glücklichen und innigen Familienleben. Der Mann und die Kinder müssen von der festen Überzeugung durchdrungen sein, daß es nirgends besser, nirgends angenehmer ist, als im eigenen Hause, und der sinnliche Eindruck muß zuerst die Geister an dieser Stätte festhalten. (Necker-Saussure.)

Das Haus ist erst der Ort, wo in das Glück
Sich Wohnung machen kann, woselbst das Unglück
Beklagt, gemildert und bezwungen weicht
Durch Liebe; wo das Alter sanft gepflegt,
Der Tod mit Thränen sanft gefeiert wird.
Drum ist das Haus der heiligste der Orte,
Der Liebe Altar und des Himmes Tempel
Zur schönsten Feier aller seiner Wunder,
Zum seligsten Genuß all' seiner Zauber,
Und sei das Haus die ärmste, kleinste Hütte!

(L. Schefer)

Allgemeines Hausrezept.

Nimm die Geduld als Frau ins Haus,
Sie hilft Dir ein, sie hilft Dir aus;
Doch hüt' Dich, wenn sie herrschen will,
Sonst steht die ganze Wirtschaft still.
Als Hausarzt nimm den Fleiß Dir an,
Der ist der rechte Wundermann,
Der ohne Saft und Pillen
Aus Leib und Seele treiben kann
Die Dünste und die Grillen.
Dazu ein' gute Dienerschaft:
Die Knechte heißen: Selbstgeschafft
Und Spätzubett und Aufbeizeit!
Die Mägde: Ordnung, Reinlichkeit!
Durst, Hunger heißen Schenk und Koch;
Zu Kammerdienern endlich noch
Nimm an Gebet und gut' Gewissen,
Die in den Schlaf Dich wiegen müssen.

So ist des Menschen Treiben: heute sprießen
Der Hoffnung zarte Knospen, morgen blüh'n sie,
Und kleiden ihn in dichten Blumenschmuck:
Und übermorgen, tötlich kommt ein Frost,
Und wenn er wähnt der gute sichre Mann,
Die Größe reife, — nagt ihm der die Wurzel
Und fällt ihn . . . . . .

Wasücken dat bi Hansohm geiht.

Bi Hansohm geiht dat nu all lang
So alle Dag in'n vullen Gang,
Un kann ol' Hansohm nich bestahn,
So liggt dat seker nich an't Gahn.
Sin Olsch geiht op de Naberschopp,
Sin Dochter geiht noch mit de Popp,
Sin Söhn geiht mit de Piep in'n Stall,
Sin Arbeitsmann geiht achter'n Wall,
Sin Kökisch geit in de Krinolin,
Sin Knecht geit in de Kök to frien,
Un in de Dönsch dar geit de Dei,*)
Un Hansohm geiht de Büx entwei, —
Un Hansohm sitt un neiht un dei't*)
Un freut sick, wa dat prächtig geit!

(Johann Meyer-Kiel.)

Einen gesunden Bissen, ein rein' Gewissen,
Einen guten Trunk, einen seligen Sprung
Aus diesem Leben woll' uns der Himmel aus Gnaden geben!

Lust und Schmerz sind Wandersleute, ziehen allenthalben ein,
Doch pflegt der Besuch von diesem lang, von jenem kurz zu sein.

(Logau.)

*) Dei = Wiege; dei't = wiegt.

Hast du ein Haus, so öffne deine Thür,
Deck' deinen Tisch und gieb' ein Nachtquartier.
Du wohnst ja selbst in Gottes großem Haus,
Er breitet seinen Himmel um dich aus.
Bei manchem schon, der solchen Schutz gewährt,
Sind, unbewußt ihm, Engel eingekehrt.

(Sophie Dethleffs.)

Eh' du zur Tagesarbeit zieh'st,
Bleib' einen Augenblick zur Stelle
Und denk', ob du so glücklich sieh'st
Des Abends wohl die heim'sche Stelle.
Drück' auf die Lippen einen Kuß
Der Teuren, die du dir erlesen;
Wer weiß, ob's nicht der Scheidegruß
Für dieses Leben ist gewesen.

Dein Kind, o herze es doch erst,
Drück's an die Brust, als säh'st du's nimmer;
Wer weiß denn, ob du wiederkehrst
Und ob du scheidest nicht für immer?

Dann geh' an's Tagwerk wohlgemut,
Frisch, fromm und frei, laß dir nicht bangen,
Es ist mit dir nebst Gottes Hut
Der beste Segen mitgegangen.

Des Hauses Zier ist Reinlichkeit,
Des Hauses Ehr' Gastfreundlichkeit,
Des Hauses Segen Frömmigkeit,
Des Hauses Glück Zufriedenheit.

(Alter Spruch.)

Zufrieden sein — große Kunst!
Zufrieden scheinen — bloßer Dunst!
Zufrieden werden — großes Glück!
Zufrieden bleiben — Meisterstück!

Zwei Gastsprüche von Hermann Allmers.

Das ist mein Haus, da kehret ein,
Willkommen unter meinem Dach!
Ich habe Brot, ich habe Wein,
Ich gebe, was mein Haus vermag,
Das Beste doch in Ernst und Scherz
Sei unser treu und fröhlich Herz.

Willkommen, Gast, in dieses Hauses Mitte,
Doch rühr' nicht an des Hauses Brauch und Sitte.

Willst du getrost durch's Leben gehn: — Blick über dich;
Willst du nicht fremd im Leben stehn: — Blick um dich;
Willst du dich selbst in deinem Werte sehn: — Blick in dich!

(Lavater.)

Sorgen sind meist der Nesseln Art,
Sie brennen, berührst du sie zu zart;
Fasse sie an nur herzhaft,
So ist der Griff nicht schmerzhaft.

Ein rechter Mann hat zwei Gesichter, die er hält:
Das eine auf sein Haus, das andre auf die Welt.
Das freundliche Gesicht, das wendet er in's Haus,
Das ernste aber kehrt er in die Welt hinaus.

(Rückert.)

Sprüche von Klaus Groth.

En Stuv, to wischen,
En Kind, to tüschen,
En Mann, to plegen:
Wat vörn Glück un Segen!

Da's swar to löben und to leern,
Dat ole Lüd mal Kinner weern;
Dat kummt all Dag un is doch hart,
Dat Kinner ok mal ol Lüd ward.

To vel Verſtand un ſcharpen Senp de kribbelt inne Krüſen.
Wat fats du Annerlüd er Näs? Du heſt je ſülbn dat Nieſen!

Och frei di an de ſchöne Welt un weſ' ni to vernünfti!
Lat er man lopen as ſe löppt, rund blivt ſe ok inskünfti.

En egen Hus, eu egen Hof un Arbeit alle Dag:
De Meiſten is dat Glück to grot, — ſo ſökt ſe ſik en Plag.

Groff oder fin,
Beer is keen Win,
Win is keen Beer;
Aller Anfang is ſwer,
Swer is aller Anfang,
Gev Gott en guten Fortgang!

Sprüche von Goethe.

Thu' nur das Rechte in deinen Sachen;
Das andere wird ſich von ſelber machen.

Wer recht will thun, immer und mit Luſt,
Der hege wahre Lieb' in Sinn und Bruſt.

Willſt Du immer weiter ſchweifen?
Sieh, das Gute liegt ſo nah!
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück iſt immer da.

Wohl unglückſelig iſt der Mann,
Der unterläßt das, was er kann,
Und unterfängt ſich, was er nicht verſteht;
Kein Wunder, daß er zu Grunde geht.

Ein ſchönes Ja, ein ſchönes Nein,
Nur geſchwind, ſoll mir willkommen ſein.

Du biſt ſehr eilig, meiner Treu!
Du ſuchſt die Thür und läufſt vorbei.

Zwiſchen heut und morgen liegt eine lange Friſt
Lerne ſchnell beſorgen, da Du noch munter biſt.

Alles in der Welt läßt ſich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von guten Tagen.

Wer ſchweigt, hat wenig zu ſorgen,
Der Menſch bleibt unter der Zunge verborgen.

Soll es reichlich zu Dir fließen,
Reichlich Andre laß genießen.

Liegt Dir geſtern klar und offen,
Wirkſt Du heute kräftig, frei,
Kannſt Du auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich ſei.

Willſt Du nichts Unnützes kaufen,
Mußt Du nicht auf den Jahrmarkt laufen.

Die Zeit, ſie mäht ſo Roſen und Dornen,
Aber das treibt immer wieder von vornen.

Geh, gehorche meinen Winken,
Nutze Deine jungen Tage,
Lerne zeitig klüger ſein!
Auf des Glückes großer Waage,
Steht die Zunge ſelten ein.

Du mußt ſteigen oder ſinken,
Du mußt herrſchen und gewinnen
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphieren,
Ambos oder Hammer ſein.

Nur ein Glück, eines giebt's hinieden,
Faſt für dieſe Welt zu gut und groß:
Häuslichkeit! in deines Glückes Frieden
Liegt allein der Menſchheit großes Loos. (M. Engel.)

Fried' im Haus, Glück im Stall, Mist im Feld;
Wer damit nicht hausen kann, paßt nicht in die Welt.

Nichts macht die Seele so gesund, das Aug' so hell und frisch —
Als eigen Haus auf eigen Grund und Frau und Kind am Tisch.

Arm ist nicht, wer wenig hat, sondern wer viel bedarf.

Manche Dinge hören auf, schwer zu sein, von dem Augenblick an, wo man sich entschließt, sie leicht zu nehmen.

(Paul Heyse.)

Bei Unverträglichkeit gedeiht kein Feu'r im Haus:
Der Eine bläst es an, der Andre bläst es aus.

Herr Gott, sprich Du Dein Amen d'rein,
So wird dies Haus gesegnet sein
Mit Kraft und Lieb' und Licht!
Mit Dir vereint, mit Dir im Bund,
So steht es fest auf Felsengrund.

So wird das Herz zum Hochaltar,
Von dem die Liebe flammet klar
Zu Dir in heil'ger Pracht.
Und in das Menschenherz hinein,
Verbreitend hellen Freudenschein.

So wird der dunkle Erdenweg
Zu Dir hinauf ein Freudensteg,
Zur Stadt, die droben ist. —
Herr Gott, sprich Du Dein Amen d'rein,
So wird dies Haus gesegnet sein.

(Dr. Carl Gärtner.)
(J.)

160. Das häusliche Leben im sozialdemokratischen Zukunftsstaate.

Nach dem sozialdemokratischen Programm hat die verheiratete Frau in gleicher Weise auf Arbeit zu gehen wie der Mann; denn, wie Bebel schreibt, ist „die gleiche Arbeitspflicht aller ohne Unterschied des Geschlechts das erste Grundgesetz der sozialisierten Gesellschaft." Die Sozialdemokratie tröstet sich in ihrer willkürlichen Fantasie damit, daß im sozialdemokratischen Staat die Arbeitszeit überhaupt nur täglich 2—4 Stunden betragen würde.

Jedes Kind, das geboren wird, ob Mädchen oder Knabe, schreibt Bebel „ist ein der Gesellschaft willkommener Zuwachs, weil sie darin den Fortbestand ihrer selbst, ihrer eigenen Fortentwickelung sieht." Mutter und Kind werden nach Bebel in besonderen Kliniken untergebracht, in bequemer Wohnung, angenehmer Umgebung mit aufmerksamer Pflege. Die Mutterbrust dem Kinde zu erhalten, solange als möglich und notwendig, sei selbstverständlich. Daß die Mutter mit dem jungen Kinde in der Wohnung verbleibt, oder dahin zurückkehrt, ist schon deshalb ausgeschlossen, weil in dieser Wohnung irgend eine Pflege, Bedienung nicht vorhanden ist, denn, wie Bebel schreibt, der Dienstbote, dieser Hausssklave, ist verschwunden.

Wenn das Kind der Mutter entwöhnt ist, kann die Mutter in die Wohnung zurückkehren; aber das Kind selbst wird nunmehr anderen Staatsanstalten übergeben. So schreibt Bebel: „Alle Bildungs- und Lehrmittel,

Kleidung und Unterhalt werden für die Kinder von dem Staate gestellt. Kein Zögling wird gegen den anderen benachteiligt." Hier wird natürlich in der Fantasie wieder vorausgesetzt, daß der sozialdemokratische Staat über so viele Mittel verfügt, um allen Kindern die denkbar beste Erziehung bis zu den Jahren der Mündigkeit zu gewähren unter Ausschluß jeder Arbeit der Personen unter 21 Jahren.

Die Kinder kommen also überhaupt nicht in die elterliche Wohnung. Wann aber kommen die Eltern selbst in ihre Wohnung? Alle Mahlzeiten müssen außerhalb vorgenommen werden, denn wie Bebel schreibt, „das häusliche Leben wird sich auf das notwendigste beschränken." Es werden deshalb Centralnahrungsbereitungsanstalten, Centralreinigungsanstalten hergestellt, wo auf mechanisch-chemischen Wege die Wäsche gewaschen, getrocknet, fertiggestellt wird. Hält man fest, daß außerdem Centralheizung, Centralbeleuchtung, kalte und warme Wasserleitung, genügend Bäder vorhanden sind, Wäsche und Kleidung in Centralwerkstätten fabriziert wird, so ist das ganze häusliche Leben von Grund aus umgestaltet und vereinfacht: „Die kleine Privatküche in der einzelnen Wirtschaft ist ein überwundener Standpunkt, eine Einrichtung, bei der Zeit, Kraft und Material in unsinniger Weise vergeudet und verschleudert werden." Nebenbei bemerkt Bebel auch noch, daß der Nährwert der Speisen durch leichte Assimilierfähigkeit erhöht werden würde.

Vereinfacht wird auf diese Weise allerdings das häusliche Leben. Was bleibt denn aber überhaupt noch von einem individuellen Leben, einem Zurückziehen des Einzelnen, oder von Mann und Frau aus der Gesamtheit übrig? Morgens, mittags und abends treten beide, abgesehen von der Arbeit in den Centralwerkstätten, in den großen Centralnahrungsbereitungsanstalten an, um Frühstück, Mittagsmahl und Abendessen einzunehmen. Das häusliche Leben beschränkt sich infolgedessen nur auf das Schlafen. Die von der Regierung angewiesenen Wohnungen sind also nur Schlafstellen. Wollen Mann und Frau ihre Kinder sehen, so wird ihnen dazu in den Erziehungsanstalten vielleicht zeitweilig Gelegenheit geboten. Wollen sie sich vergnügen oder lesen, so haben sie die öffentlichen Theater, Konzertsäle, Parks u. s. w. aufzusuchen.

Die Ehe wird, wie Bebel ausführt, ein Privatvertrag ohne Dazwischentreten auch nur eines Standesbeamten. „In der Liebeswahl ist die Frau frei so gut wie der Mann; sie freit oder läßt sich freien." Es steht also nichts entgegen, die Ehe durch Übereinkommen oder einseitig jeden Tag wieder aufzulösen, denn eine Pflicht zur gemeinschaftlichen Erziehung und Versorgung der Kinder ist nicht vorhanden, da der Staat diese Sorge abnimmt. Ein Erbrecht kommt ebenfalls nicht in Frage, da höchstens der geringe Hausrat in der besonderen Wohnung vererbt werden kann. Eine weitere Vermögensauseinandersetzung ist auch nicht erforderlich, weil es kein Privatvermögen giebt. Einer Sicherstellung des Unterhalts der Frau bei der Scheidung bedarf es deshalb nicht, weil die Frau ja in der Ehe wie

als unverheiratete Frau ebenso zu arbeiten hat, wie der Mann, und dafür von dem Staat den gleichen Kreditbrief erhält zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse, so weit solche von der Staatsleitung anerkannt werden. „Es wird der Himmel auf Erden sein", ruft Bebel aus.

(Eugen Richter, 1890.)
* Düsseldorf, 30. Juli 1838.

161. Der Liebe Dauer.

O lieb', so lang du lieben kannst, o lieb', so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt, wo du an Gräbern flehst und klagst.

Und sorge, daß dein Herze glüht und Liebe hegt und Liebe trägt,
So lang ihm noch ein anderes Herz in Liebe warm entgegen schlägt.

Und wer dir seine Brust erschließt, o thu ihm, was du kannst, zu lieb,
Und mach' ihm jede Stunde froh, und mach' ihm keine Stunde trüb.

Und hüte deine Zunge wohl, bald ist ein böses Wort gesagt;
O Gott, es war nicht bös gemeint, der Andere aber geht und klagt.

O lieb', so lang du lieben kannst, o lieb', so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt, wo du an Gräbern stehst und klagst.

Dann kniest du nieder an der Gruft und birgst die Augen, trüb und naß —
Sie sehn den Andern nimmermehr — in's lange feuchte Kirchhofsgras.

Und sprichst: „O schau auf mich herab, der hier an deinem Grabe weint;
Vergieb, daß ich gekränkt dich hab', o Gott, es war nicht bös gemeint."

Er aber sieht und hört dich nicht, kommt nicht, daß du ihn froh empfängst.
Der Mund, der oft dich küßte, spricht nie wieder: „Ich vergab dir längst."

Er that's, vergab dir lange schon, doch manche heiße Thräne fiel
Um dich und um dein herbes Wort; doch still — er ruht und ist am Ziel.

O lieb', so lang du lieben kannst, o lieb', so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt, wo du an Gräbern weinst und klagst.

(Ferd. Freiligrath.)
* Detmold 17. Juni 1810, † Kannstatt 18. März 1876.

VI. Des Hauses Sonn- und Feiertage.

162. Der Sonntag.

Der Sonntag ist gekommen,
Ein Sträußchen auf dem Hut!
Sein Aug' ist mild und heiter,
Er meint's mit allen gut.

Er steiget auf die Berge,
Er wandelt durch das Thal,
Er ladet zum Gebete
Die Menschen allzumal.

Und wie in schönen Kleidern
Nun pranget Jung und Alt,
Hat er für sie geschmücket
Die Flur und auch den Wald.

Und wie er allen Freude
Und Frieden bringt und Ruh, —
So ruf' nun du auch Jedem:
„Gott grüß Dich!" freundlich zu.

163. Wert des Kirchenliedes.

Über kräftige Kirchenlieder geht nichts; es ist 'n Segen darin, und sie sind in Wahrheit Flügel, darauf man sich in die Höhe heben und eine zeitlang über dem Jammerthale schweben kann. (Matth. Claudius.)

Jene heiligen Kirchenlieder, die Jahrhunderte alt, und bei jeder Wirkung noch neu und ganz sind, welche Wohlthäter der neuen Menschheit sind sie gewesen! Sie gingen mit dem Einsamen in seine Zelle, mit dem Gedrückten in seine Kammer, in seine Not, in sein Grab. Da er sie sang, vergaß er seiner Mühe und seines Kummers; der ermattete, traurige Geist bekam Schwingen in eine andere Welt zur Himmelsfreude. Er kehrte stärker zurück auf die Erde, fuhr fort, litt, duldete, wirkte im Stillen und überwand. Was reicht an den Lohn, an die Wirkung dieser Lieder! — Oder wenn sie im heiligen Chor den Zerstreuten umfingen, ihn in die hohe Wolke des Staunens versenkten, daß er hören und merken mußte; oder wenn im dunklen Gewölbe unter dem hohen Rufe der Glocken und dem durchdringenden Anhauche der Orgel sie dem Unterdrücker Gericht zuriefen, dem verborgenen Bösewicht Gewalt des Richters; wenn sie Hohe und Niedere vereinten, vereint auf die Knie warfen, und Ewigkeit in die Seele senkten — welche Philosophie, welch' leichtes weltliches Lied des Spottes und der Narrheit hat das gethan und wird es ja thun können?

(Joh. Gottfr. v. Herder.)

---

164. Sonntagsmorgen im Winter.

Wenn der Werkeltag verzogen,
Wo die kleinen Menschen meinten,
Ihnen nur und ganz allein
Sei die ganze Welt verschrieben:
Streckt der Herr aus grauer Wolke
Seine Hand, und weiche Flocken,
Weiße Blumen streut er aus,
Einen Mantel sich zu wirken,
Welcher weit und breit die Straße
Garten, Hof und Land bespreite,
Zu vermahnen alle Menschen,
Er nur sei der Herr und wolle
Dieser Welt Besitzer bleiben.

Sonntagsfrühe, süße Stunde!
Wo noch alle Menschen schlafen,
Alle Thüren noch verriegelt,
Thür und Fenster tief verschneiet!
Wo die Erd' als Gottes Eigen
Selig ruht und kaum eratmet;
Wo kein Fuß ihr aufgetreten
Auf den Saum des Festgewandes,
Der die Reinheit ihm entweihte.
Nur des Himmels Vögel haben
Ihrer Tritte niedlich Dreizack
In den reinen Schnee gedrückt.

Stille freut sich meine Seele
Und bekennt aus tiefstem Grunde:
„Dein, o Herr! ist diese Erde,
Dein die Erd' und ihre Fülle."

(Friedrich Wilhelm Grimme.)

---

165. Vor der Kirchzeit.

Sonntag morgens vor der Kirchzeit sitzt der Hagenmeier hemdärmlig auf dem Bänkchen vor dem Bienenhause im Garten. Er darf sich wohl ohne Jacke sehen lassen, denn sein Hemd ist so weiß wie der frischgefallene Schnee, und es ist ihm gar wohl, so leicht und frei dazusitzen in der luftigen Hülle; er läßt sich von der Frühlingssonne durchwärmen, er raucht sein Pfeifchen dabei und es ist so still und es ist ihm so wohl wie einem Baum im Erdengrund; er möchte gar nicht weg und es ist ihm, wie wenn er nicht sich selbst, sondern wie wenn ihn ein anderer daher gesetzt hätte.

Ein Vers aus dem alten Kirchenliede geht ihm durch den Sinn, seine Lippen bewegen sich nach den Worten, aber er spricht sie nicht laut, sondern tief im Herzen:

Halte nur ein wenig still
Und sei doch in dir selbst vergnügt.

Ja, wenn sich nur die Menschen öfters ein stilles Plätzchen aussuchten, fernab von dem Geräusch und der Unruhe des Alltagslebens, wo sie ganz alleine mit sich hinhorchen auf das, was sich in ihrem Innersten regt; wenn sie den Kampf um die Not beschwichtigt, finden sie da einen ewigen Quell der Freude und des Glücks. Da braucht man keine großen Gastereien, keine kostspieligen Feste, um Freude und Genuß aufzuerwecken, da hat der ewig gute Gott das Fest bereitet und ladet die Seele ein, sich's wohlsein zu lassen. Wie viel tausend Menschen jagen immer nach Genuß und Lust draußen in der Welt und vergessen, was sie bei sich haben.

Drum halte nur ein wenig still
Und sei doch in dir selbst vergnügt.

Wie still und lind ist der Morgen! Kein Lüftchen weht, das tiefblaue Himmelszelt steht ruhig über der Erde, nur die Lerche steigt singend frei auf und ab zwischen Himmel und Erde, der Erde verkündend die Schönheit des Himmels, dem Himmel preisend die Wunder der Erde. Die Schwalben schwingen sich still dahin, gleich als müßten sie schweigen vor dem ewigen Geheimnis der Erde, deren Pracht drüben sich aufthut, wenn sie hüben hinabsinkt, als hätte das Leben in ewiger Schöne sie der Sprache beraubt und stumm gemacht, als dürften sie nicht mitjauchzen mit den Geschöpfen, denen sich die Herrlichkeit nur einmal im Jahre ausbreitet. In dem Grase steigt der Saft auf in jedem Halme, und Geschöpfe tummeln sich dort; es ist ein Klingen und Rauschen, wie wenn alles lebte. In dem blühenden Apfelbaume summen die Bienen und jede steigt in den offenen Kelch. Jetzt sagte der Hagenmaier laut vor sich hin:

Drum halte nur ein wenig still
Und sei doch in dir selbst vergnügt.

Die Pfeife war ihm ausgegangen, er schlug sich aber kein Feuer mehr, er legte die Arme auf der Brust übereinander, sich selbst haltend und das,

was sich in ihm regte; er ließ die Gedanken kommen und gehen, wie die Bienen aus- und wieder einzogen.

„Die Tiere, diese Bienen" — dachte er — „haben keinen Sonn- und Feiertag, sie leben und arbeiten, und ihre Arbeit ist blos zu ihres Leibes Nahrung; der Mensch dagegen hat höhere Ziele, und er setzte sich einen Tag von sieben fest, daß er frei und von Arbeit ledig bei sich einkehre und mit seinen Brüdern und Schwestern vereint zu Gott sich wende, daß er dann der Freude des Daseins sich in lauterer Seligkeit hingebe .... Wie glücklich bin ich, daß ich hier still ruhen kann! Ich trinke den reinen Atem der Luft, mein Auge sättigt sich an der allüberall ausgebreiteten Herrlichkeit, die liebe Sonne thut mir so wohl, und mein Gott hält seine Hand über mich und läßt mich hier still froh sein. — Ich will nicht mehr verzweifelnd jammern und klagen, wenn Not und Pein mich heimsucht — frisch auf! der alte Gott lebt noch!"

Der Hagenmaier breitete die Arme aus, als wollte er die Liebe Gottes an sich drücken, sein Mund öffnete sich und doch sprach er nicht. Ein Windhauch warf plötzlich mehrere Blüten vom Apfelbaum auf den alten Mann und brachte ihn auf andere Gedanken. Schmerzlich lächelnd sah er drein und wieder sprach es in ihm: „Wie viel tausend Blüten trägt der Baum und zahllose sterben ab, bevor sie zur Frucht geworden, der Baum könnte die Früchte nicht alle tragen, Blüten müssen verwelken, sie haben ihrem Schöpfer genug gethan, daß sie aufblühten. Wie reich und übervoll ist die Welt! Die Kinder, die in ihrer Jugendzeit mir abstarben, es waren solche Blüten am Baum des Lebens, sie hatten für diese Erdenzeit genug gelebt: ich will arbeiten und wirken, um die mir übriggebliebenen zu gesunden und guten Menschen zu erziehen —."

Die Lippen fest zusammenpressend, sah jetzt der Hagenmaier tief schmerzlich drein, denn sein Gedanke war: „In wie viel tausend Herzen zittert jetzt in dieser Minute die Angst und die Qual um die Not des Lebens; ihr Sinn ist verdumpft, die frische Morgenluft zehrt an ihnen, die Schönheit von Wiese und Feld sättigt sie nicht, sie sehen nichts davon — sie hungern. O wir Elenden! Wir können der Ruhe genießen, im Überfluß leben, und unsere Brüder und Schwestern hungern, und der Tisch der Erde ist so reich gedeckt, daß keiner leer ausgehen muß. Ich will sorgen und trachten, der Not abzuhelfen und Lebensfreude zu schaffen, wo ich kann. Gieb, o Gott, daß ich fest bleibe, und erweiche die Herzen der Großen und Übermütigen, daß sie nicht ruhen und rasten, bis das Elend vertilgt ist von der Erde, bevor der Tag des Gerichts kommt —."

Ein plötzliches ungewöhnliches Summen in einem der Bienenkörbe weckte den Hagenmaier aus seinen Gedanken über die Zukunft, das war ein Weisel, der sich hören ließ und bald auszuziehen trachtet. Hagenmaier stand auf und stellte einen leeren Bienenkorb zurecht, dann wartete er still auf den Auszug und dachte dabei: „Staatsmänner, Lehrer und Eltern und alle, die

auf andere zu sehen und zu sorgen haben, können ein Beispiel an den Bienen nehmen. Man kann nichts dagegen thun, wenn so ein Stock schwärmen will, das ist nötig und gut, man muß ihm ein neues Haus herrichten, ihn gutwillig da hineinbringen und das neue Geschlecht in seiner eigenen Haushaltung wirtschaften lassen, wenn dann die alten Stöcke absterben, so sind schon neue dafür da.

Er rief seinen Sohn und seine Schwiegertochter herbei, um mit ihnen auf den neuen Auszug zu lauern. Sie mußten Alle stille sein.

Jetzt läutete es zum ersten Male zur Kirche. Die Glocke übertönte all' das Summen und Klingen in der Luft. Als wäre er von diesem Tone gelockt, zog jetzt der Bienenschwarm aus und wurde richtig in dem neuen Hause untergebracht.

Der Hagenmaier kam etwas spät in die Kirche und er schüttelte oft mit dem Kopfe, als er eine Strafpredigt gegen das neu erwachte Leben in der Religion hören mußte. Er dachte an den jungen Bienenstock.

(Berthold Auerbach.)

166. Schäfers Sonntagslied.

Das ist der Tag des Herrn! Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch eine Morgenglocke nur! Nun stille nah und fern.

Anbetend knie' ich hier, o süßes Grau'n geheimes Weh'n!
Als knieten Viele ungesehn und beteten mit mir.

Der Himmel nah und fern er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich, das ist der Tag des Herrn!

(Ludwig Uhland.)

167. Die Bibel bringt Segen in's Haus.

Wo keine Bibel ist im Haus,
Da sieht's gar öd' und traurig aus,
Da kehrt der böse Feind gern ein,
Da mag der liebe Gott nicht sein!
Drum Menschenkind, ach! Menschenkind,
Daß nicht der Böse Raum gewinnt.
Gieb deinen blankſten Thaler aus
Und kauf' ein Bibelbuch ins Haus!

Schlag's mit dem früh'sten Morgen auf,
Hab' all' dein Sehnen und Sinnen drauf,
Fang' drin die A B C-Schul' an,
Und buchstabier' und lies sodann,
Und lies dich immer mehr hinein,
Schlag auf darin dein Kämmerlein;
Und lies dich immer mehr heraus,
Mach dir ein wahres Bollwerk draus!

Und pflanze still hoch oben drauf
Die allerschönsten Sprüchlein auf!
Hell laß sie flattern, mutig wehn,
Als deinen Banner laß sie sehn;
Als deinen Schild drück's an dein Herz
Und halt' dich drau in Freud' und Schmerz.

O du mein liebes Menschenkind,
Hast du noch keins, so kauf's geschwind,
Und ging dein letzter Groschen drauf,
Geh, eile, flieg' und schlag' es auf.
Lies mit Gebet, und schlag' es du
Nur mit des Sarges Deckel zu.
Des Lesens und des Lebens Lauf
Beginn' und höre mit ihm auf!

168. Ein heiterer Sonntag in einem Bauernhause.

Der Sonntag kam vom Himmel herauf, hell, klar, wunderschön; die dunkelgrünen Grashalme hatten mit Kränzen ihre Stirn geschmückt und funkelten und dufteten als süße Bräute in dem Tempel Gottes. Tausend Stieglitze, tausend Lerchen, tausend Amseln sangen die Hochzeitslieder; mit weißem Bart, ernst und feierlich, aber mit den Rosen der Jugend auf den Wangen, sahen die alten Berge der Alpen nieder, als Zeugen, auf die schöne Braut, und als Gottes Priesterin erhob sich die Sonne hoch über alle, und spendete in funkelnden Strahlen den Hochzeitssegen. Der tausendstimmige Gesang und des Landes Herrlichkeit hatten den Bauer früh geweckt; er stand auf, ging hinaus und wandelte andächtigen Gemüts dem Segen nach, den ihm Gott beschert hatte. Er durchging mit hochgehobenen Beinen und langen Schritten das mächtige Gras, stand am üppigen Kornmeer still, an den wohlgeordneten Pflanzplätzen, dem sich sanft wiegenden Flachs; er betrachtete die schwellenden Kirschen, die von kleiner Frucht starrenden Bäume mit Kernobst; band hier etwas auf, sammelte dort etwas Schädliches ab und freute sich bei allen nicht nur des Preises, den es kosten könne, sondern aus des Herrn, dessen Güte die Erde voll, dessen Herrlichkeit und Weisheit mit jedem Morgen neu sei. Im Stillen dachte er: „Sieh, wie jeder Baum in seiner Pracht, jeder Acker in seiner ganzen Fülle, jedes Geschöpf mit seinem ganzen Wesen Gott preis't; so sollte es auch jeder Mensch thun aus Herzensgrund in allem seinem Thun und Lassen, nicht blos mit seinem Munde. Ich und mein Weib und meine Kinder wollen freilich dem Herrn dienen, wenn wir auch oft dagegen fehlen; denn was hülfe uns der Gewinn der ganzen Welt, wenn wir Schaden an der Seele nähmen? Aber auch für die Seelen meiner Leute muß ich sorgen; habe ich doch schon den Arzt, wenn ihr Körper krank ist." Er litt nicht an dem Grundfehler unserer Zeit, die auf die eigene Seele nichts giebt, folglich auch nicht auf die anderer.

So hatte er unvermerkt die Essenszeit versäumt. Als er zur Küchenthür eintrat mit der freundlichen Frage: „Ist das Essen fertig?" erhielt er ebenso freundlich zur Antwort: „Freilich! wir hätten schon längst essen können, wenn Du da gewesen wärst. Aber mit wem hast Du wieder geplaudert?" — „Mit dem lieben Gott," antwortete er ernst, so daß der Frau die Thränen in die Augen traten. Schweigend schenkte sie den Kaffe ein; eine Magd mußte die Knechte rufen und die andere das Essen auftragen.

Als man schweigend, denn der Meister sprach nicht, gegessen hatte, fragte dieser: „Wer geht heute zur Kirche?" — Ich bin deshalb schon angezogen, daß ich nicht zu spät komme," antwortete die Mutter, und mehrere Kinder riefen: „Muter, ich will mit!" Zwei Knechte aber und zwei Mägde blieben stumm. Als er weiter fragte: „Will denn keiner von Euch?" fehlte es dem einen an Schuhen uud dem andern an Strümpfen. Sie hatten keine Lust, daher Entschuldigungen die Fülle. Da sagte der Bauer: „So kann das doch nicht mehr gehen; das ist doch zu arg, daß zu

jedem Laufen Zeit ist, nur nie zum Kirchengehen. Morgens am Sonntag kann man keinen vom Haus bringen, und am Nachmittag ist es, als ob sie aus einer Kanone davon geschossen werden; bis spät in die Nacht kommt niemand heim. Das ist doch eine schlechte Sache, wenn man nur an Narrenpossen denkt, aber nie an Gott und an seine eigene Seele. Ich will es Euch geradeaus sagen: Kein Meister traut einem Dienstboten, der sich Gott aus dem Sinn schlägt und ihm untreu wird. So will ich es aber nicht haben, und überdies habe ich etwas, das Ihr mir heute besorgen sollt. Ich muß 40 Pfund Salz haben, die könnt Ihr beiden Mägde mitbringen, im Tragen löst Ihr Euch einander ab; Du, Hans, gehst nach der Kirche zum Müller und frägst, wenn ich ein Fuder Kleie holen lassen kann. Uli bleibt bei mir im Haus. „Aber Vater, wer kocht uns denn das Sonntagsgericht, wenn Du alle fortschickst?" fragte die Frau. „Unsere Anna ist schon zwölf Jahre alt, die kann nach dem Essen sehen; lernen soll sie es doch, und sie hat ihre Freude daran", war die Antwort. Diese Befehle waren unwiderruflich, aber ihnen zu folgen, ging hart; namentlich die beiden Mägde konnten durchaus nicht fertig werden.

Die Bäuerin hatte unterdessen für den Mittag alles angeordnet und stand zum gehen bereit, zwei Kinder bei ihr, von denen der Knabe das Gesangbuch trug. Sie rief ihrem Manne ein „Behüt Dich Gott" zu; der Anna befahl sie, nicht zu viel Holz zuzulegen, denn das Fleisch sei jung, und die Kirche dau're mitunter lang, besonders wenn zu taufen sei; aber noch immer waren die Mägde nicht da. Endlich ging sie mit den Kindern fort, indem sie die Mägde erinnern ließ, fortzumachen, daß sie zu rechter Zeit in der Kirche seien. Sie ging ihren ruhigen gemessenen Gang, an der Brust einen Rosmarinstengel und Mutterfreude in ihrem Gesicht: denn an der einen Hand hatte sie ihren kräftigen Jungen mit einer Nelke an der Mütze und einem schönen rotseidnen Halstuche um den Hals; an der andern ihr blühendes Mädchen, dessen Gesicht ein weißer Strohhut deckte und an dessen Brust sich ein Sträußchen wiegte. Eine Viertelstunde später liefen die Mägde nach; eine mußte aber noch wieder umkehren, den vergessenen Salzsack zu holen.

Währenddessen hatte der Meister seinen Sonntagsanzug vollendet, damit dem Sonntag sein Recht geschehe, obgleich er zuhause bleiben wollte. Er stopfte sich nun seine Pfeife und wollte, ein getreuer Wächter seines Hauses, sich auf die Bank vor der Thür setzen. Da sah er einen Stuhlwagen von der Straße abbiegen und auf sein Haus steuern, das Pferd mit blankem Geschirr und Leute darauf, große und kleine. Bald erkannte er seine Schwester, welche mit ihrem Manne und drei Kindern, das kleinste an der Brust, zum Besuch kam. Von Herzen hieß er sie willkommen, half vom Wagen und führte sie in's Haus. Auf die Frage der Schwester, wo die Frau sei, gab er zur Antwort: „In die Kirche; aber gebt einen Augenblick Geduld, so wird sie hier sein; setzt Euch nur nieder." Der Schwager aber

wollte erst sehen, wo der Knecht sein Pferd hingestellt habe und hören, wie er es rühme; deshalb ging er in den Stall. Er selbst ging in den Keller, Butter, Brod, Käse, Rahm zu holen; dieses übergab er an Anna, welche den Kaffee fast fertig hatte, um den Tisch zu decken, und diese war froh wie eine Königin, daß sie der Tante zeigen könne, was sie schon verstehe. Bald war der Tisch gedeckt, eingeschenkt und Anna mußte zum Aufwarten bleiben, während der Vater noch ein Stück Fleisch und einen Schinken holte, die für den Mittag bestimmt waren. Sobald der Vater eintrat, eilte sie hinaus, brachte das Fleisch über das Feuer, und legte sonst alles zurecht, damit die Mutter es bei der Hand habe, wenn sie aus der Kirche kamen. Diese kam und im Schweiß ihres Angesichts; sie hatte von ferne den Wagen vor der Thür gesehn und hatte Angst, was den Gästen vorsetzen. Ihr erster Gang war nach dem Feuerheerd; hier fand sie alles vorbereitet und begrüßte ihren Besuch mit heiterem Gesicht. Sodann besorgte sie das Mittag. Zu ihrem Verdruß ließen sich die Mädchen noch immer nicht sehen und konnten daher auch nicht helfen.

Heiter ging der Mittag vorüber. Am Nachmittag besuchten sie Vieh und Feld; die Männer handelten um eine Kuh, konnten aber nicht einig werden, obgleich sie nur 2 preuß. Thlr. auseinander waren. Als der Besuch sich zur Abreise rüstete, wurde erst wieder der Tisch gedeckt, gehörig gegessen und getrunken, dann reisten sie ab. Mutter und Tochter räumten jetzt alles weg; das Geschirr wurde gereinigt, an seinen Ort gestellt; die Sonntagskleider ausgezogen, gesäubert an ihren Platz gehängt, auch die des Vaters, der bereits sein Werktagskleid hervorgesucht und angezogen hatte. Alle suchten ihr Lager, nur der Hausvater nicht; er mußte bei einer Kuh wachen.

(Nach Jer. Gotthelf.)

169. Das Glöckchen auf der Dorfkirche.

Glöcklein hell vom Türmlein da,
Leutchen rufst du fern und nah;
Daß sie morgens früh aufstehn,
Beten und zur Arbeit gehn.

Wieder hör' ich, Glöcklein, dich,
Wann der Mittag zeiget sich,
Rufest so mit gutem Klang:
Kommt, nehmt Gottes Speis' und Trank!

Hat der Abend sich genaht,
Ist's zum Wirken dann zu spat,
Rufest, liebes Glöcklein, du:
Leget betend euch zur Ruh'!

Kommt ein Sonntag, kommt ein Fest,
Glöcklein, du dich hören läßt,
Sprichst mich an in Lust und Leid,
Zeigst mir meine Lebenszeit.

Muß ich von der Erden ab,
Gehst du mit mir bis an's Grab,
Weckst in jeder guten Brust
Trauer und doch Hoffnungsluft.

Liebes, süßes Glöcklein mein!
Immer will ich lauschen dein,
Daß dein letzter Abendschlag
Führe mich zum Himmelstag.

170. De düre Wiehnachtstid.

Fru Meddern wat'n düre Tid!
Och Nawerſche dat geiht to wiet;
Wo man ok knauſt un wo man ſpoart,
Da ward keen Dreling äwerwoahrt.

Nu kommt Kinjees ok bald in't Land,
Denn bradt und backt man allerhand;
De lewen Bratball mät der ſin,
Mit Plum un Krinten un Roſin.

Min Mann de itt ſe grauſam fett,
Un Eier makt ſe denn erſt nett,
Un unſe Kinner hebt ehr Freud
An Ries mit Zucker un Kanneel beſtreut.

Un all de ſchönen Pepernöät,
De ſe bi't Kortſpäl bruken moät. —
Un brune Koken ward der backt,
Un in de blickern Kaſtens packt.

Un Zuckerkoken vär Jehann,
De de brune nich verdrägen kann, —
Un Nät und Appeln, wer ſe mag,
Un Eierbrod de heele Dag.

Un Wiehnachtsabend itt man Fiſch,
En Fatt mit Karpen op'n Diſch,
Un dabi'n Buddel goden Wien,
Fru Meddern weet, datt mutt der ſin.

Un op dat junge Volk ſin Wunſch,
En rechten netten ſtrammen Punſch,
Un dabi'n gode Appeltaart,
Dat is noch ſo na ole Art.

Dat is'n ſo von vörrens wennt,
Dat hett'n ok nich anners kennt,
Un wenn ick mi ſo recht beſinn —
Stickt ok keen Dürigkeit darin.

(Sophie Dethleffs-Heide.)

(Erläuterungen: Meddern = Tante; Kinjees = Kindjeſus, Weihnacht; Bratball auch Förten, ein Kugelgebäck in der Pfanne; Fatt = Schüſſel; von vörrens wennt = von früher gewohnt; hett'n = hat man.)

---

171. Winachtabnd.

Dat is en ſcharpen Winachtabnd!
Greetdort kik mal na'n Kachelabnd!
Grotvader frühſt uns ſunſt noch dot,
Em ward vaer Küll de Näs al rot.

Ach, lat He nu de Weg man ſtahn!
He ſchull man hier na'n Lähnſtohl gahn! —
Sieh ſo! nu is de Stuv all rein,
Un fehlt der nix, as Sand to ſtrein.

De Finſtern tuckt un muckt ſik ni,
Wi mät noch rein mit't Fürfatt bi!
Wo knarrt de Snee! Wats dat vär Een?
De Froſt makt idel flinke Been.

Dar kumt de Sünn! ſe's füerrot!
Wenn de man hölpt, ſo hett't keen Not.
Sieh an! de Ecken ſchint al blank,
Un drippelt op de Finſterbank.

De Böm hebbt all er Winterkleed,
Dat's witt, ſo wit de Ogen ſeht.
Man blot de Bek in't Wiſchenland,
Is as en Spegel an de Wand.

De Arm'n ſünd richti all to Gang:
Wer nachts ni warm liggt, ſlöppt ni lang.
De lütten Dinger krupt ſo krumm
Mit Hannſchen an un Döker um. —

Och, een lütt Seel fangt an to ween,
Dat's richti trurig antosehn!
Un so unschülli un so smuck,
Vär Mitlid'n wart dat Hart Een buck.

De Wächter hett sin Stutenaarn —
De ward ok öller mit de Jahrn.
Sin Festleed bevt de Strat hentlank,
As sung he sülm sin Graffgesank.

Wenn he hier rinkumt mit sin Korf,
So fragt em mal na Holt un Torf,
Un gevt em man en Stuten mehr,
Wenn't wul de letzte Winacht weer!

De Tid geit rascher as en Drom:
Erst krigt wi sülm en Winachtsbom,
Denn kamt uns Kinner an de Reeg,
Denn sitt Grotmoder bi de Weeg.

Un ehr wi optikt, sünd wi old,
Un ehr wi umseht, sünd wi kold,
Un Winachtn kümt un geit in'n Draff:
Uns deckt de Snee in't deepe Graff.

(Klaus Groth-Kiel.)

172. Unterm Tannenbaum.

Einmal im Jahr,
Wenn dem Ende schon sich neigen
Seine Tage, muß alles schweigen,
Was dem Frieden nicht günstig war.
Von den Bergen herunterſteigen
Tannenbäume mit grünen Zweigen
einmal im Jahr.

Was ist einfacher, was ist schlichter,
Als der Baum mit dem dunklen Grün?
Seine Blüten sind goldene Lichter, —
Kann wohl schöner ein Baum erblühn?
Wer sieht fröhlichere Gesichter,
Als der Baum mit dem schlichten Grün?

O holder Traum,
Der das Herz wieder läßt gesunden,
Ob auch bald wieder uns entschwunden;
Einmal doch, wenn auch nur für Stunden,
Unterm Tannenbaum
Haben sich alle heimgefunden. (Kl.)

Den Christbaum schmückt die Liebe aus,
Zum Garten wird das enge Haus;
Und sieh, der kleine stille Raum,
Er faßt die Lust, den Jubel kaum!

So flüchte Du mit Deinem Glück
Auch in das stille Herz zurück;
Von allen Freuden wird allein
Nur solche Dir recht eigen sein.

173. In der Neujahrsnacht.

Ich schreite durch des Städtchens Gassen
Zum letzten Mal im alten Jahr;
Mich schau'n der Häuser graue Massen
So seltsam an und wunderbar.

Mir ist, als wollten sie erzählen
Von bittrer Sorge, herber Not —
Wie sich die Menschen mühen, quälen
Und ringen um ihr täglich Brot.

Doch — plötzlich laute Lieder schallen,
Man tollt und jubelt, jauchzt und lacht:
Es wird in lichtdurchstrahlten Hallen
Des alten Jahres froh gedacht.

Verlockend tönt die luft'ge Weise,
Die Gläser klingen hell darein —
Im Haus daneben kehret leise
Des Todes stiller Engel ein.

Dort sitzt ein Weib in Schmerz versunken,
Und heiß die Thräne niederrinnt —
Es hat den Todeskelch getrunken
Ihr vielgeliebtes einz'ges Kind.

Mich will mein Fuß nicht weiter tragen,
Der Erde Jammer ward mir kund,
Da — hör' ich dumpf die Turmuhr schlagen,
Sie kündet zwölf mit lautem Mund.

Und horch! es schallt ein hehres Klingen
Erhebend in die Nacht hinaus;
Der Glocken weiche Töne bringen
Auch zu der Wittwe kleinem Haus. —

— „O neues Jahr, gieb Glück und Segen
Und hilf, wo Sorg' und Kummer weint,
Laß sich die guten Kräfte regen,
Uns alle schaffen treu vereint.

„O neues Jahr, du wolleſt dämpfen
Den Hochmut, Haß, den bittern Neid!
Für Recht und Wahrheit laß uns kämpfen
Und mutig stehn in diesem Streit!

„O neues Jahr, verleihe Frieden
Und Wohlfahrt unserm Vaterland,
Und schling' um alle, die sich mieden,
Der holden Eintracht festes Band!

„Wir heißen herzlich dich willkommen,
Du junges, frisches neues Jahr:
Viel ward im alten uns genommen,
Sei du uns gnädig immerdar!"

(Wilhelm Kunze-Salder in Braunschweig.)

174. Ostern!

Ein Osterlied! — O wonnig Frühlingsfest!
Nun trägt der Staar die Halme schon zum Nest,
Nun träumt die Nachtigal vom Heimwärtsgehn,
Und auf den Auen blaue Veilchen stehn. —

Ein Osterlied! — O Auferstehungstag!
Die braunen Vöglein hüpfen durch den Haag,
Die Lerche steigt, der Quelle Silberband
Schlingt blitzend sich durch's frische Wiesenland.

„Wach auf, wach auf! zu neuer Jugend wieder,"
Das sagt der helle Klang der Osterlieder!
Das singt die Glocke mit metall'ner Zunge,
Schneeglöckchen singt's, das kleine frühlingsjunge.
Das sagt der Ostertag zu Jung und Alt,
Zum Jüngling, dem noch braun die Locke wallt,
Zum Mädchen, dem die Wange rosig blüht,
Zum Greise, lebensmatt und lebensmüd'. —

O Ostertag, bring' du noch einmal wieder
In meine Brust den Ton der Jugendlieder,
Mach' du die Seele frisch und sonnenklar,
Zu einem Tempel, wie sie eh'mals war!
Die Thräne trockne, die vom Auge rinnt,
Und laß uns werden, wie die Kinder sind,
Das Glück im Herzen Eingang halten mag! —
Das sei dein Segen, junger Ostertag!

(Emil Ritterhaus.)

175. Pfingsten.

Der Geist ist ausgegossen, der tröstende Gottesgeist,
Der in die Wahrheit führet, hinauf zum Himmel weist.

Der Geist, der die Duldung lehret und predigt die Einigkeit,
Dem Frieden die Stätte bereitet im wilden Kampfe der Zeit.

Der Geist, der die Vaterliebe in alle Hütten senkt,
Damit das Kind dem Kinde die Bruderliebe schenkt.

Der Geist, der die Herzen befreiet von drückender Erdenlast,
Den müden Wandrer ladet zur sanft erquickenden Rast.

Der Geist, der im dunkeln Thale ein warnend', rettend' Licht,
Damit der Fuß nicht gleite, die Seele ermatte nicht.

Der Geist, der redet vom Glauben, vom Hoffen, vom festen Vertrau'n,
Der einst erschließet die Augen zum wonnetrunkenen Schau'n.

Der heilige Geist von oben, der Sieger in Wahn und Nacht; —
Es blühen die Blumen von Pfingsten in unverwelklicher Pracht.

(August Lansky.)

176. Das himmlische Vaterland.

Kennt ihr das Land? — auf Erden liegt es nicht —
Von dem das Herz in bangen Stunden spricht,
Wo keine Klag' ertönt und keine Thräne fließt,
Der Gute — glücklich, stark der Schwache ist:
Kennt ihr es wohl? dahin, dahin
Laßt, Freunde, fest uns richten Herz und Sinn.

Kennt ihr den Weg? Die rauhe Dornenbahn?
Der Wand'rer seufzt, daß er nicht weiter kann,
Er wankt und sinkt, im Staube blickt er auf:
„Verkürze, Vater, doch des müden Pilgers Lauf."
Kennt ihr ihn wohl? der geht, der geht
In jenes Land; wohin die Hoffnung steht.

Kennt ihr den Freund? — er ist ein Menschenkind,
Und mehr noch, mehr als alle Menschen sind;
Er ging voran die rauhe Dornenbahn,
Nimmt freundlich sich der armen Pilger an:
Kennt ihr ihn wohl? — Die Hand, die Hand
Geleitet sicher uns in's Vaterland.

(Pastor Claus Harms.)
* Süderdithmarschen 25. Mai 1778, † Kiel 1. Februar 1855

VII. Ernährung, Pflege und Heilung.

177. Die Verdauung der Speisen im menschlichen Körper.

Wir stecken die Speisen in den Mund, kauen sie, schlucken sie hinunter und bekümmern uns nun nicht weiter um das Schicksal derselben. Die Kenntnis ihrer Aufnahme in unsere Säfte, in die Blutbahn, besitzt aber nicht nur theoretisches Interesse, sie ist auch von hoher praktischer Bedeutung, weil sie uns verstehen lehrt, wie notwendig ein normales gesundes Arbeiten der verschiedenen Verdauungsorgane für die Ernährung ist, und welche Wichtig-

keit zur Unterstützung der Verdauung der äußeren Beschaffenheit und der Zubereitung der Speisen zukommt. Die meisten Nährstoffe sind in unseren Nahrungsmitteln *ungelöst*, in fester Form, vorhanden, so z. B. das Eiweiß im Braten, im ausgekochten Rindfleisch oder im Brote, die Stärkesubstanz im Brote oder in den Kartoffeln. In dieser Beschaffenheit können sie aber dem Blute nicht zugeführt werden, sie müssen *zuvor gelöst* und verflüssigt werden. Die gelösten, teilweise veränderten Nährstoffe gelangen aus dem Magen und Darm durch den Lymph- und Blutstrom in alle Organe des Körpers, in deren Geweben sie durch die Thätigkeit der Zellen und unter Zutritt des durch die Lunge aufgenommenen Sauerstoffes aus der Luft weiter und weiter zerstört, oder wie man sich ausdrücken kann, verbrannt werden. Die letzten Produkte der Zersetzung verlassen den Körper durch die Lunge, Haut und Nieren, während die unverdaulichen oder nicht verdauten Teile der Speisen durch den Darm ausgeschieden werden.

Der *Vorgang des Lösens* ist Jedem bekannt. Wird Zucker in Wasser geworfen, so sehen wir die weiße, feste Substanz des Zuckers allmählich verschwinden, sie hat sich dem Wasser mitgeteilt und wir erhalten eine klare Flüssigkeit, welche die Eigenschaften des Zuckers und des Wassers in sich vereinigt. Nicht alle festen Substanzen lassen sich aber in gleich einfacher Weise in Wasser lösen. Derartige unlösliche stellen gerade unsere hauptsächlichen Nahrungsstoffe vor. Um diese zu lösen, müssen sie zuvor durch die Säfte, welche der Verdauungsapparat aussondert, umgewandelt, *chemisch verändert* werden, und diesen Vorgang nennen wir die *Verdauung*.

Gemeinhin gilt der *Magen* ausschließlich als der verdauende Teil unseres Körpers, als das Hauptorgan für die Umwandlung der Speisen. Dies ist eine der Wirklichkeit wenig entsprechende Auffassung. Die Verdauung beginnt vielmehr schon im Munde, wird im Magen fortgesetzt und im Darm schließlich beendet. Der *Verdauungsapparat* besteht aus Mund, Magen und Darm. Dem Munde fällt mehr die vorbereitende Thätigkeit zu, dem Darm dagegen der hauptsächliche Teil der eigentlichen Verdauungsarbeit.

Im *Munde* wird die aufgenommene feste Speise zerkleinert, durch den Speichel durchfeuchtet und der lösliche Anteil gelöst. Je besser und nachhaltiger die Zerkleinerung durch die Zähne geschieht, um so vorteilhafter ist dies für die Verdauung, weil weder Magen noch Darm gleich gut im Stand sind, die Stücken zu zerreißen und zu zerfasern, um die Nahrungsbestandteile von ihren unverdaulichen Hüllen bloszulegen und für die Verdauungssäfte angriffsfähiger zu machen. Die Menge des abgesonderten Mundspeichels ist nicht unbedeutend; bei gemischter Kost kann man sie täglich zu ein Pfund rechnen; sie ist je nach Art der Speise verschieden groß, geringer bei Aufnahme von flüssigen oder breiigen Speisen, größer bei Verarbeitung von trocknen, als Gebäck, trocknem Fleisch, oder von bestimmt gewürzten, z. B. sauren Speisen.

Durch die Schlingbewegungen wird die Speise in die Speiseröhre befördert und gleitet durch diese hindurch in den Magen. Der Magen bildet einen starkwandigen sackartigen Behälter, dessen obere Öffnung zu der Speiseröhre, dessen untere zu dem Darm führt. Solange er leer ist, hängt der Magen in der Bauchhöhle herab. Je mehr er sich aber füllt, hebt und wendet sich der untere Rand des Magens nach oben vorn, wodurch der Bauch an dieser Stelle anschwillt. Die beiden Öffnungen, für gewöhnlich geschlossen, öffnen sich, wenn Speisen hindurch treten sollen. Die innere Wandung des leeren nüchternen Magens ist mit Schleim bedeckt, welcher keine verdauende Wirkung besitzt. Vielmehr bedarf es erst besonderer Anreizungen auf die zahlreichen, dicht neben einander stehenden Magendrüsen, aus welchen sich alsdann der verdauende Magensaft in großen Mengen ergießt und dem Speisebrei mitteilt. Schon durch einfache Berührung der Speisen mit den Drüsen tritt diese Ausscheidung ein, sie wird verstärkt durch chemisch reizende Substanzen, durch die schmeckenden Bestandteile der Speisen, auch durch Gewürze; sie kann ferner durch eine besondere Nervenwirkung eintreten, welche durch das Auge, den Geruch, überhaupt durch uns angenehme Vorstellungen und Empfindungen dem Gehirn übermittelt und von diesem auf die Drüsen fortgepflanzt wird. So konnte man z. B. an einem hungernden Hunde, dessen Mageninneres man durch eine Öffnung sichtbar gemacht hatte, beobachten, wie die blasse Haut des leeren Magens sich rötete und reichlich Magensaft auszuscheiden begann, als man dem Hunde ein Stück Fleisch nur vor die Augen hielt. Eben dieselbe Beobachtung machte man an einem jungen Menschen, welcher aus Versehen starke Ätzlauge getrunken hatte. Seine Speiseröhre war infolge davon soweit zugewachsen, daß weder feste Speise, noch schließlich selbst Flüssigkeiten in den Magen gelangen konnten. Er wurde stark abgemagert und nahezu verhungert in das Krankenhaus gebracht. Sein Magen wurde geöffnet und er nun durch diese dauernd offengehaltene Öffnung genährt und dem sicheren Hungertode entrissen, indem er die Speisen zuerst im Munde vorkaute und dann durch einen Gummischlauch in den Magen gleiten ließ. Wenn er hungernd sein Essen kommen sah oder er bei seinen Nachbarn in dem Zimmer des Krankenhauses die eine oder andere Speise erblickte, die auch seinen Appetit reizte, so sonderten seine Magenwände sofort in reichlichem Maße Verdauungssäfte ab, ohne daß er selbst diese Thätigkeit in seinem Innern empfand. Bedenkt man die Wichtigkeit dieser Ausscheidung, denn ohne sie kann natürlich der Magen seine verdauende Thätigkeit nicht ausüben, beherzigt man ferner, daß das Austreten der Darmverdauungssäfte in gleicher Weise beeinflußt wird, so wird man die Art der Zubereitung der Speisen, welche sie uns angenehm schmeckend macht, überhaupt alles, was während des Essens auf unsere gesamten Sinne angenehm einwirkt, nicht für etwas Nebensächliches halten. Man wird nun den Unterschied erkennen, ob mit oder ohne Appetit gegessen wird, wird sich den Appetit zu verschaffen suchen und ihn sich nicht unnütz

durch Voressereien, Leckereien, durch große Mengen Suppe, durch eine Zigarre oder sonst etwas nehmen.

Durch den klaren, farblosen, sauren Magensaft wird ein Teil der Eiweißsubstanzen in dem Speisebrei umgewandelt und gelöst. Fleischstückchen zerfasern und zerfallen unter Aufquellen, wobei die eingeschlossenen Fettteilchen, durch die Körperwärme geschmolzen, austreten. Diese Verdauung wird noch durch eine eigentümliche auf- und abwärts und seitwärts sich vollziehende Bewegung der Magenwände befördert, welche der Bewegung zweier Hohlhände zu vergleichen ist, wenn zwischen ihnen eine geeignete Masse, z. B. ein Stück Thon oder Mehlteig zu einer Kugel geformt werden soll.

In bestimmten Zeitabschnitten öffnet sich der untere Mund des Magens, und die dünnbreiig, fast flüssig gewordene Nahrungsmasse wird nach und nach schubweise dem Darmkanal zugeführt, nachdem schon im Magen ein Teil der verflüssigten Nahrungsstoffe aufgesogen worden ist. Die Menge des Magensaftes ist sehr beträchtlich, man veranschlagt sie auf täglich ein Zehntel des Körpergewichtes des Menschen, bei dem Erwachsenen auf etwa 13 Pfund.

Der Darm bildet einen vielfach gewundenen häutigen Schlauch, welcher den größten Teil des Bauches ausfüllt. Er zerfällt in den Dünndarm, welcher bei dem erwachsenen Menschen von mittlerer Größe etwa 8 Meter lang ist, und in den Dickdarm, von etwa $1^1/_2$ Meter Länge. Beide Darmteile sind durch eine Klappe von einander getrennt. Während der Dünndarm den wesentlichen Zweck erfüllt, die im Magen begonnene Lösung der Nahrung fortzusetzen und zu beendigen, und das Gelöste aus dem Speisebrei auszuziehen und an die Säfte des Körpers abzugeben, dient der Dickdarm vorzugsweise als zeitweiliger Behälter für das ungelöst und unverdaut Gebliebene.

Drei verschiedene Verdauungssäfte beteiligen sich an dem Prozesse der Umsetzung und Verflüssigung der Nahrungsbestandteile, der Bauchspeichel, die Galle und der Darmsaft. Die Eiweißstoffe werden fertig verdaut, die Stärke wird verändert und dabei zum Teil in eine Zuckerart verwandelt, und die Fette schließlich werden gleich der Butter in der Milch auf das Feinste in der nun eher flüssigen als dünnbreiigen Speisemasse verteilt. Durch unzählige feine Poren in der Darmwandung treten die Speisesäfte in die feinen Äderchen über, welche netzartig überall den Darm umsponnen haben. Wie der Magen hat auch der Darm seine Eigenbewegung, durch welche der Darminhalt nach abwärts geschoben wird, wobei er fort und fort seine verdauten Teile abgiebt, bis er, so mehr und mehr an Konsistenz gewinnend, in den Dickdarm und schließlich in dessen unterste Abteilung, den Mastdarm, eintritt. Hierdurch wird das Gefühl des Stuhldranges erregt, wonach die unverdaut gebliebenen Bestandteile der Nahrung, durch Gallenfarbstoffe gefärbt, den Körper verlassen.

Die Darmbewegungen vollziehen sich innerhalb der gesamten Darmlänge vom Magen an bis zu dem After, und zwar nur sobald Speise in den Darm tritt. Ist der ganze Darm in Bewegung, so gewährt er einen Anblick wie ein Haufen durcheinander kriechender Schlangen. Die Zeit, welche die aufgenommene Speise braucht, um den ganzen Verdauungskanal vom Munde bis After zu durchlaufen, ist je nach Art und Menge der Speise verschieden, beträgt aber meist nicht mehr als 20 Stunden. Im Magen verweilen die Speisen je nachdem 4—8 Stunden.

(Dr. Karl Freih. v. Rechenberg, „Hausherr und Hausfrau", 1889.)

178. Das Kochen der pflanzlichen Nahrungsmittel.

Soll die Kochkunst kräftig blühen
Und belohnen all die Mühen,
Muß Erfahrung uns belehren,
Hilfe Wissenschaft gewähren.

Das Kochen oder Braten des Fleisches geschieht aus Geschmacksrücksichten und hat zudem eine hohe gesundheitliche Bedeutung; an Verdaulichkeit gewinnt aber das Fleisch weder durch Braten und noch weniger durch Kochen. Die meisten Gemüse dagegen sind im rohen Zustande kaum eßbar. Erst durch das Kochen derselben werden sie für den Menschen verdaulich. Bei ihnen hat also die Zubereitung in der Küche vorzugsweise den Wert eines vorbereitenden Verdauungsprozesses.

Die Pflanzen bestehen aus einem Gewebe ungemein feiner Zellen, welche mit Saft erfüllt sind. Die Substanz, woraus die Zellenwandungen zusammengesetzt sind, ist in der Hauptsache die gleiche, welche wir als allgemein charakteristischen Bestandteil eines jeden Holzes kennen und Holzsubstanz oder Cellulose nennen. So wie das Holz, wenn es auch noch so fein zermahlen und noch so lange gekocht wird, für den menschlichen Verdauungsapparat zu keinem Nahrungsmittel werden kann, weil es nicht verdaut wird, so ist auch die Holzsubstanz, welche die Zellwandungen der Getreidekörner, der Knollen, Wurzeln, Blattgemüse, Früchte u. s. w. bildet, im allgemeinen für den menschlichen Magen Ballast; nur von den ganz jungen und zarten Blattgemüsen wird ein Teil dieser Holzfaser verdaut. Auch das Fleisch stellt ein Zellgewebe dar, aber mit dem wesentlichen Unterschiede, daß die Zellenwandungen aus Eiweiß bestehend, von unseren Verdauungssäften gelöst werden und ebenfalls einen Nahrungsstoff darstellen.

Bei dem Kochen von Pflanzen oder Pflanzenteilen werden durch den Einfluß der Wärme die im lebenden Zustande gespannten Zellhäute schlaff; Blattgemüse wird welk und fällt zusammen. Die in den Zellen selten fehlenden Stärkekörnchen quellen auf, wobei sie im Verein mit dem durch die Hitze sich ausdehnenden Safte zum Teil die Zelle sprengen. So hat also das Kochen der pflanzlichen Nahrungsmittel den für die Verdauung wichtigen Er-

folg, daß die Zellenwandungen teilweis zerrissen werden, oder wenigstens erschlaffen, so daß der Zellinhalt, soweit er flüssig ist, leichter austreten kann, und die Verdauungssäfte mit geringerer Schwierigkeit hinzutreten können. Die Stärkekörnchen quellen kleisterartig auf, das in dem Safte gelöste Eiweiß gerinnt, riechende flüchtige Substanzen entweichen zum Teil, herb oder bitter schmeckende Stoffe erfahren eine teilweise Umwandlung, so daß sie weniger unangenehm schmecken. Schließlich vollziehen sich noch zahlreiche andere Umsetzungen, die im einzelnen noch wenig studiert sind.

Bekannt ist, daß in einzelnen Fällen die Zubereitung der Speisen mit einem Verlust an Nährstoffen verbunden ist. So geht bei dem Pökeln des Fleisches ein nicht zu unterschätzender Teil des Eiweißes und der Mineralstoffe in die Pökellake. Auch das Abschäumen der Fleischbrühe ist hierzu zu rechnen, denn der Schaum ist geronnenes Eiweiß, das somit in Verlust gerät. Die Menge desselben ist verschieden groß, je nachdem durch kaltes Ansetzen des Fleisches mehr oder durch Einwerfen des Fleischstückes in schon kochendes Wasser weniger von dem Fleischalbumin dem Fleische entzogen worden ist. Verfährt jedoch die Hausfrau oder Köchin bei dem Kochen des Fleisches in stets gleicher Weise, so wird sie bemerken, daß sie zuweilen selbst bei einem größeren Fleischstück kaum abzuschäumen braucht, andererseits wieder unverhältnismäßig große Mengen von dem Albumingerinnsel auftreten. Dieser Unterschied gestattet einen interessanten Rückschluß auf die geringere oder bessere Beschaffenheit des Fleisches. Herabgekommene, schlecht ernährte abgearbeitete oder alte Tiere enthalten in ihrem Muskelfleisch nur geringe Mengen dieses löslichen, bei Kochhitze gerinnenden Eiweißes, während zartes saftiges Fleisch von einem gut ernährten Tiere reich an löslichem Eiweiß ist. Übrigens ist der Verlust an nährenden Substanzen durch das Abschäumen nicht groß.

Ein bedeutend größerer entsteht dagegen durch das Abkochen von pflanzlichen Nahrungsmitteln und beseitigen des Abkochwassers. So geht bei gekochten geschälten Kartoffeln mehr als der vierte Teil der für die Ernährung wertvollen Mineralstoffe in das Abkochwasser über, während ungeschälte Kartoffeln durch das Kochen einen eben nur nachweisbaren Anteil der Mineralstoffe verlieren, jedenfalls weil deren Austritt die Schale verhindert. Die Thatsache möge nun nicht zu dem Schlusse verleiten, daß es unter allen Umständen vorteilhafter sei, die Kartoffeln nur in der Schale zu kochen. Im Gegenteil, ebenso wie die Schale der Kartoffel die löslichen Nährsalze zusammenhält, erschwert sie auch den Austritt schlecht schmeckender Substanzen, die entweder bei einer geringerwertigen Eßkartoffel schon in der frischen reifen Kartoffel vorhanden sind, oder welche sich in jeder auch der feinsten Kartoffelsorte im Verlaufe einer längeren Aufbewahrung bilden. Aus diesem Grunde schmecken alte Kartoffeln in der Schale gekocht sehr viel schlechter, besonders kratziger, als wenn sie geschält gekocht worden sind. Es gehört durchaus kein fein ausgebildeter Geschmack dazu, um die bekannte

Thatsache selbst zu erfahren, daß nur junge Kartoffeln in der Schale gekocht gut schmecken und daß die ordinären Kartoffeln, die eigentlich nur zur Verfütterung oder für die Spiritusbrennerei dienen, auch im frischen Zustande als Schälkartoffeln kaum eßbar, geschweige ein Genuß sind, aber wenn geschält gekocht, einen großen Teil ihres unangenehmen Beigeschmacks verloren haben. Die Küche nimmt auf diesen Verlust an Nährstoffen keine Rücksicht und in diesem Falle mit Recht, da der Geschmacksunterschied hier von größerer Bedeutung ist. In gleicher Weise sind Geschmacksgründe die Ursache, daß viele Gemüse, z. B. Spinat, alle Kohlarten, die Hülsenfrüchte, falls diese nicht mehr ganz jung sind, Pilze und andere pflanzliche Nahrungsmittel erst mit Wasser abgekocht und, nachdem dies Wasser fortgegossen ist, mit frischem Wasser resp. Fleischbrühe fertig gekocht werden. Bei diesen Gemüsen wird durch das Wasser ein sehr bedeutender Teil der Nährstoffe ausgelaugt, ein größerer, als bei den Kartoffeln, da letztere vorwiegend neben der die Zellen bildenden Holzsubstanz aus in Wasser unlöslicher Stärke bestehen. Beachtenswert ist dieser Verlust noch deshalb, weil er nicht nur die Mineralstoffe, sondern auch andere Nahrungsstoffe betrifft. Beispielsweise nimmt bei Bohnen und Erbsen das Abkochwasser $^1/_4$ bis $^1/_3$ der gesamten Trockensubstanz derselben auf. Trotzdem kann auf dieses Abkochen verschiedener Gemüse nicht verzichtet werden, weil eben die Entfernung der schlecht schmeckenden Substanzen unumgänglich notwendig ist, und ohne Beseitigung des Abkochwassers diese Gemüse nicht genießbar sind.

Daß manche Gemüse, besonders die Hülsenfrüchte, sich mit hartem Wasser nicht weich kochen lassen, erklärt sich daraus, daß der hauptsächliche Eiweißbestandteil der Erbsen, Bohnen und Linsen mit Kalk- und Magnesiasalzen, durch deren Reichtum ein hartes Wasser gekennzeichnet ist, eine harte, hornartige Verbindung eingeht. Ein geringer Sodazusatz zu dem Wasser schafft die gewünschte Abhülfe.

(Dr. Karl Freih. v. Rechenberg, „Hausherr und Hausfrau," 1889.)

179. Etwas vom Bier und Biertrinken.

Das Bier ist ein Getränk, welches erquickt und ernährt und nicht Leib und Seele verdirbt, wie der unselige Branntwein. Sagt doch der Niedersachse:

„Beer dat nährt,
Brannwin de thert;"

aber nicht Jeder thut danach! — Allerdings darf man auch nicht das Bier im Übermaße trinken, wie es wohl in Bayern geschieht und auch anderswo nicht so selten ist. Dem arbeitenden Mann ist das Bier eine Stärkung und Erquickung.

Da fragt wohl dieser und jener: Woher stammt denn das Bier? Es ist doch ein künstlich Gebräu; wer hat's denn erfunden? Das weiß man freilich nicht genau, aber es ist ein uraltes Getränke und ist sicherlich nicht viel hundert Jahre nachher erfunden worden, nachdem die Menschen Ackerbau trieben und Gerste ernteten.

Die allererste Nachricht vom Bier giebt uns Äschylos, der um das Jahr 500 vor Christi Geburt lebte. Er berichtet, daß man in Griechenland einen Wein aus Gerste getrunken habe, was ohne Zweifel ein dem Bier ähnliches Gebräu aus Gerste war.

Die Griechen liebten es, alles, was ihnen angenehm und nützlich war, ihren Göttern zuzuschreiben. So hieß es denn, der Gott Bachus habe die Menschen, die durch die Lage ihrer Gegend keinen Wein bauen und ziehen konnten, ein wohlschmeckendes Getränk aus Gerstensaft bereiten gelehrt.

Das Bier war in Egypten auch bekannt. Herodot, welcher Anno 450 vor Christo lebte, erzählt, daß die Egypter ein dem Weine verwandtes Getränk aus Gerste bereiteten, und zwar ganz besonders in der Stadt Persulium, welches berausche und unter dem Namen: Zythos und Pinon bekannt und dort sehr beliebt sei. Ob das aber nicht eine Sorte von Meth gewesen, da Meth stellenweise aus Gerstensaft und Honig bereitet wurde, ist nicht mehr zu erkennen.

Die Hebräer scheinen das Bier gar nicht gekannt zu haben und auch die Römer brauten keines, da ihnen ihr gesegnetes Land Wein in Fülle bot. Sie pflanzten auch, wenn es nur immer Klima und Lage des Landes zuließ, überall wo sie sich festsetzten, Reben an und noch etwas — Kastanien, die sie sehr liebten. Bei den Galliern und den deutschen Stämmen lernten sie aber ein Getränk kennen, das aus gegohrener Gerstenbrühe bereitet wurde und ungemein berauschte. Sie nannten es: Cerevisia (man glaubt, der Name sei gebildet aus dem Worte: Ceres, welches der Name der römischen Göttin der Feldfrüchte und des Getreides war und dem Worte: vis, welches Stärke und Kraft heißt); — und tranken es sehr gern.

Ein gelehrter Römer, Namens Plinius, welcher etwa um das Jahr 70 vor Christi Geburt lebte, erzählt, daß man auch in Spanien ein Getränk aus Gerste bereite, welches Ceria heiße: Dies soll indes einen üblen Geruch gehabt haben, warum auch der römische Kaiser Julianus es durch ein Gedicht verspottet habe.

Der deutsche Name des Getränkes „Bier" hat denen, welche überall gern auf den Grund gehen, viel Kopfzerbrechen gemacht. Bei den Angelsachsen habe Bior oder Bear so viel bedeutet als Meth, der, wie schon bemerkt, aus Gerstensaft und Honig hergestellt wurde. Andere meinen, das Wort komme von „Beere", was eine Frucht bedeute, z. B. Erdbeere, Himbeere. Das sind Sachen der Gelehrten. Uns kann's gleich gelten, wie die Leute auf den Namen gekommen sind. Der fand sich bald, als sie das Bier gefunden hatten.

So viel steht fest, die Deutschen verstanden ein köstlich Bier zu brauen, auch ohne Brauhäuser und die künstlichen Einrichtungen, wie man sie jetzt hat. Sie ließen es nicht lange liegen, sondern tranken davon mehr, als ihnen gut war. Denn da dies an Kraft und Mut unbändige Volk auch unbändig in seinen Leidenschaften, roh und wild war, so liebte es die Trunkenheit.

Durch das ganze Mittelalter war das Bier das vorherrschende Getränk, besonders in denjenigen Gegenden Deutschlands, wo der Wein nicht mehr gedieh. Der Weinbau hatte aber auch in denjenigen Gegenden Deutschlands, die ihm zusagten, bei weitem die Ausdehnung nicht, als in späteren Zeiten. Es wurde daher in den Klöstern in jenen Zeiten sehr viel auf ein gutes Glas Bier gehalten und ein Biername aus jener Zeit lehrt uns, wie man dabei verfuhr. Man bereitete nämlich einen zweimaligen Aufguß auf das Malz: den ersten, stärksten und besten Aufguß behielten die Herren für sich und der zweite, schwächere, war für die Dienenden des Klosters, den man Konvent oder Kovent nannte, was deutsch Zusammenlauf, Zusammenkunft, Versammlung heißt. So nannte man aber auch alle zum Kloster gehörigen Personen. Nun heißt heute noch ein matteres Halbbier „Konvent" oder „Kovent" spottweise. Manche Klöster

brauten auch ein Bier, das besondere Kraft und daher Ruf hatte. So das Salvator-Kloster in München, wo noch das Salvator-Bier eines namhaften Beifalles sich erfreut. Man hielt beim Brauen nicht überall dasselbe Maß und Verfahren ein; auch übt die Beschaffenheit des Wassers starken Einfluß auf das Bier. So kam es, daß fast jeder Ort sein besonderes Bier hat, wie heute noch in Bayern, Sachsen und anderen Ländern; da hat man denn das Bier nach dem Orte benannt, wo es eigentümlich gebraut wurde. Oft aber auch trug das Bier den Namen des Brauers und behielt ihn, oder den des Abzeichens der Brauerei, wie denn das Bier der Brauerei „zum faulen Pelz" in Heidelberg weithin berühmt war.

Der Name des „Bocks" oder Bockbiers in München, der so ziemlich in aller Welt bekannt ist, hat einen anderen Ursprung. Es ist dieser: In der Stadt Einbeck im Hannoverschen wurde schon in früherer Zeit ein köstliches Bier gebraut (schickte doch der Herzog von Braunschweig Luther'n nach der berühmten Sitzung des Reichstages zu Worms einige Flaschen oder Krüge Einbecker Bier zur Erquickung nach solcher Anstrengung), und weithin ausgeführt. Dies Einbecker Bier wurde nun auch in München stark ausgeschenkt und die Münchener nannten es „Einbeckle". Aus dem Verlangen: „a Einbeckle" wurde dann scherzweise a Beckle und a Böckle, und als man in München anhob, ein gleich starkes und gutes Bier zu brauen, erhielt es denselben Namen, und aus dem a Böckle wurde a Bock. Der Name Bock ist geblieben und wird bleiben. Während das Einbecker Bier an seiner Güte und seinem Rufe derzeit viel einbüßte, lief ihm der Münchener Bock den Rang ab. Scherzweise konnte man sagen: „Dieser Bock" stoße gewaltig, und so manche taumelnde Gestalt, die aus dem Bockkeller wankt und verschiedentlich die Erde küßt, könnte den Beweis liefern.

Im Jahre 1498 begann der Brauer Christian Mumme zu Braunschweig das nach ihm noch heute benannte dicke, mit Wachholder, Majoran, Thymian, Fliederblüte und Pflaumen, wie auch Syrup gemischte Bier zu brauen, welches damals eines ungeheuren Rufes genoß und als „Braunschweiger Mumme" weithin ausgeführt wurde. Auch sein Ruf ist ziemlich geschwunden.

Der Brauer Konrad Broihahn in Hannover begann im Jahre 1526 ein eigentümliches Bier zu brauen. Es war dem englischen ähnlich. In Hamburg, Lübeck und Bremen war es sehr bevorzugt. Wenn er auch sein englisches Vorbild nicht erreichte, so behauptete sein Bier doch seine eigentümliche Stelle und seinen Ruf, wie auch seinen Namen „Broihahn" oder „Breihahn", wie es heute noch genannt wird.

Auch aus Hafer braute man im fünfzehnten Jahrhundert ein damals beliebtes Bier. Es erhielt sich jedoch nicht in seinem Ruf und ging wieder ein.

In Nürnberg braute der Brauer Hans Krähne, der aus den Niederlanden stammte, um das Jahr 1541 das erste Weißbier, dessen Ruhm anfänglich außerordentlich war. Indeß verlor es ihn wieder, hielt sich aber doch und wurde mehr in den Norden Deutschlands verpflanzt. In Berlin nennen sie das Weißbier: „Die kühle Blonde".

In Goslar wurde auch eine besondere Art Weißbier gebraut, das, weil man das Wasser dazu aus dem Flüßchen Gose schöpfte, diesen Namen erhielt. In der Stadt Goslar scheint dies Gebräu in heutiger Zeit weniger mehr gebraut zu werden; desto häufiger aber in Döllnitz. — Von Mannheim und Erlangen gingen zuerst die stärkeren und fetteren Biere aus, welche zum Lagerbier den Übergang bildeten. Jetzt genießt mit Recht des baierische Bier eines weitverbreiteten Rufes, und versteht man überhaupt jedes unterjährige starke Bier unter diesem Namen. Gar wundersame Namen haben die Biere an einigen Orten Deutschlands, ohne daß man im Stande wäre, den geschichtlichen Ursprung jetzt

noch nachzuweisen. In Lübeck z. B. giebt es ein Bier, welches „Israel" heißt. In Leipzig ein solches, welches „Rastrum" oder kurzweg „Raster" geheißen wird. In Wittenberg trinkt man den „Kuckuck", in Delitzsch den „Kuhschwanz", in Jena „Dorfteufel" und den „Klatsch", auch den „Maulesel" (das dünne Bier der städtischen Brauerei) und das „Menschenfett" (das starke Gebräu eines andern Brauhauses), in Halle den „Puff" und in Eisleben den „Krabbel an die Wand".

Die älteste aller Bezeichnungen scheint der Breslauer „Scheps", der braune und der weiße, zu sein. Er machte schon im Jahre 1301 „unruhige Köpfe". Die Entstehung des Namens, der übrigens noch heute gebräuchlich ist, wird ohne Zweifel ebenso wie der Londoner „Alesog", der Brüsseler „Farr" oder „Lambick", der Löwener „Pentermann", der Dortmunder „Adam" und der Brandenburger „Alte Klaus" auf einen Personennamen zurückzuführen sein. In dem Mecklenburgischen Städtchen Boitzenburg gab es ein Bier, das den Namen „Bit den Kerl" führte. Es muß wohl recht beißende, d. h. bittere Eigenschaften gehabt haben, denn im Mittelalter wurden die Biere überdies ungleich stark gehopft als heut zu Tage. In Braunschweig trank man neben der „Mumme" und dem „Duckstein" noch einen „Hund", der, wie Herr Henricus Knaustius berichtet, „im Magen anfing zu knurren". In dem in Norddeutschland durch seine Hunde berüchtigten Buxtehude genehmigte man einen „Ich weiß nicht wie", wobei es allerdings zweifelhaft bleibt, ob sich dieses geflügelte Wort auf die Zusammensetzung des Bieres oder auf seine etwaige Wirkung beziehen sollte*). — Ohne Zweifel ließe sich dieses seltsame Namenregister noch um ein Ansehnliches vermehren. Deutscher Stämme Lieblingsgetränk ist das Bier und sie haben es auch vorzugsweise ausgebildet und zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht. Wenn auch andere Völker gegohrene Getränke aus Früchten bereiteten, so sind sie doch im Allgemeinen mit dem Biere weder in Geschmack, noch in der Art der Bereitung verwandt Das stammverwandte England braut Biere, die ihres Rufes würdig sind. Sein „Ale" (Öl) ist ein treffliches Getränk, das wie Öl zart hinuntergleitet, aber doch den Schelm im Nacken hat. Der „Porter" (zu deutsch „Sackträger", weil nur Leute es trinken sollen, die durch tüchtige körperliche Anstrengung es wieder verarbeiten) ist eins der stärksten Biere und ungemein berauschend. Auch ein dem Weißbier ähnliches Gebräu hat man in England, das man dort „Broding" nennt; ein anderes, welches dem Wein ähnlich ist, heißt „Stock", wie man in England den Rheinwein, namentlich den Hochheimer, nennt. Das sogenannte „Table-beer" ist süßlichen Geschmacks, und „Pure" und „Ginger-beer" (Ingwerbier) haben gewürzige Beimischungen, welche nicht Jedermanns Geschmack zusagen. Das in Belgien beliebte Bier, das den Namen „Faro" trägt, ist ungemein stark, aber etwas säuerlich von Geschmack. Auch die Chinesen brauen aus Gerstensaft, Honig und Zwiebeln ein sehr beliebtes, berauschendes Getränk, und in Japan braut man ein solches aus Reis. — Zu welcher Zeit man in Deutschland und anderwärts die Hopfenblüte dem Bier zusetzte, ist nicht genau anzugeben.

In einem Erlaß Herzog Wilhelms V. aus dem Jahre 1571 wurde in Bayern das Biersieden ganz verboten, „weil mit dem weißen und braunen Biersieden (heißt es) in unserm Land ein merklich und unsäglich Treid vermelzt wird und dasselbe in dieser Zeit (weil das Getreid) so damit verschwendt (in hohem Geld ist) gar nit gut machen können". Glücklicher Weise dauerte dieses Verbot kaum ein Jahr, aber lange, lange dauerte es, bis Münchens Bier-

*) Das älteste Buch, welches von der Bierbrauerei handelt, ist im Jahre 1575 in Erfurt erschienen, und zwar unter dem Titel: Fünff Bücher von der Göttlichen und Edlen Gabe der philosophischen, hochthewren und wunderbaren Kunst Bier zu brawen durch Herrn Henricum Knaustium, beyder Rechte Doctoren."

brauerei sich hob. 1801 waren 72 Brauereien in München, aber trotzdem wurden Tölzer und Dachauer Biere eingeführt. Erst das Jahr 1831 brachte mit der Spatenbrauerei, der sich bald die Hacker- und Löwenbrauerei anschlossen, einen Wendepunkt und von dort an stieg Münchens Biererzeugung und Bierausfuhr stetig. In den 70er Jahren eroberte das Münchener Bier auch Norddeutschland und jetzt ist sein Ruf über die Welt verbreitet. Es wurden 1871 bis 72 nur 55 627 Hektoliter Bier ausgeführt, 1881: 369 906 hl und 1886: 721 981 hl. Nach amtlichem Ausweis wurden im Jahre 1886 in den 40 Münchener Brauereien 1 006 488 hl Malz verschrotet. Man kann im Durchschnitt annehmen, daß aus 1 hl Malz 2 hl Bier gewonnen werden, es wurden also in München 1886 201 297 600 Liter Bier hergestellt. In Bayern darf zur Bierbereitung nur Gersten- (oder Weizen-)malz, Hopfen, Hefe und Wasser verwendet werden. 1 006 488 hl Malz entsprechen 1 184 100 hl Gerste, 100 Liter Gerste geben im Durchschnitt 85 Liter Malz. Fragen wir uns, wie groß die Ackerfläche sein müßte, um die nöthige Gerste zu erzielen. Man kann annehmen, daß auf 1 ha (4 Morgen) im Durchschnitt 25 hl Gerste wachsen, die Ackerfläche müßte also, um 1 184 100 hl Gerste zu erzielen, einen Flächenraum von 47 368 ha oder rund 189 480 Morgen haben, beinahe anderthalb mal so groß als das ganze Fürstentum Schaumburg-Lippe.

Die Stadt München ist als diejenige Stadt bekannt, welche am meisten Bier trinkt. Vor allem geht ein großer Teil dieses Bieres nach auswärts, 1886 waren es 721 981 hl, also etwa ein Drittel, denen nur 249 hl eingeführtes Bier gegenüberstehen, in München wurden also 1886 129 124 400 Liter Bier getrunken, d. i. pro Kopf jährlich 492,8 oder täglich $1\frac{1}{3}$ Liter; in Wien 296, in Berlin 240, in London 254, in Paris 20 Liter, so daß also in Bezug auf Bier München die erste Großstadt ist. Da aber nichts umsonst ist, so müssen wir auch berechnen, was dem Münchener diese Ehre kostet. Nehmen wir an, daß für den Liter im Durchschnitt 25 Pf. gezahlt werden, so trank München 1886 für 32 281 050 Mk. und täglich für 88 441 Mk. Bier und auf den einzelnen Kopf der Bevölkerung trifft dann jährlich eine Ausgabe von 123,21 Mk., täglich eine Ausgabe von $33\frac{7}{10}$ Pf. Der Staat bekommt vom hl Malz 6 Mk., die Stadt an Lokalmalz- und Bieraufschlag etwa 3,30 Mk., die Münchener zahlten daher 1886 eine Steuer von 3 873 726 Mk. für den Staat, 2 097 490 Mk. für die Stadt. — Die Bierausfuhr war 1886 72 198 100 Liter im Werte von 18 049 525 Mk. Es gäbe das einen hübschen „Bierzug", denn nicht weniger als 12 033 Wagen mit etwa 400 Lokomotiven wären nötig, diese Menge auf einmal fortzuführen, und der Zug würde eine Länge von 100 km haben.

Soviel ist vorauszusehen, daß das bayerische Bier sich in seiner Herrschaft in Deutschland behaupten wird, und die Zunahme des Biertrinkens aller Orten spricht schon jetzt dafür, daß es immer mehr Gebiet sich erobern wird. Möchte nur ein gutes Bier überall dem Volke geboten werden, damit der verderbliche, vergiftende, heillose Branntwein immer mehr verschwände!

(Zum Teil nach W. O. v. Horn.)

* Hunsrück, 15. August 1798, † Wiesbaden, 16. September 1867.

180. Das Wasser.

Das Wasser gehört zu den wichtigsten Nährstoffen, wird aber am wenigsten als solches beachtet und meist in zwecklosem, selbst schädlichem Überschuß genossen, weil es nichts kostet und reichlich zur Verfügung steht.

Der Mensch besteht im Durchschnitt zu etwa 60 Hundertteilen aus Wasser. Ein 150 Pfund schwerer Mensch birgt in seinem Innern die gewaltige Menge von im Mittel 90 Pfund Wasser. Sein Körper besteht also mehr aus Wasser als aus fester Substanz. Die Menge ist aber sehr verschieden je nach dem Alter und Ernährungszustande. Neugeborene, Kinder und alte Leute sind verhältnismäßig reich an Wasser, ebenso Erwachsene, wenn ihre Kost dauernd wasserreich ist und besonders wenn sie von den Heizstoffen vorzugsweise die Stärkesubstanzen (z. B. viel Kartoffeln) in ihrer Nahrung aufnehmen.

Auf der Mitwirkung des Wassers beruht jedes tierische Leben. Es ist das Material, worin die übrigen Nährstoffe gelöst oder wenigstens, um auch die Fette zu berücksichtigen, auf das Feinste im Körper verteilt werden. Nur in dieser verflüssigten Form können die Nährstoffe alle Gewebe des Körpers durchziehen und durchfeuchten, von Zelle zu Zelle treten und dabei nach und nach zerfallen. Wasser ist in jeder Speise, in jedem Nahrungsmittel vorhanden, selbst in den festen und scheinbar völlig trocknen. 100 Pfund Brot enthalten 35 bis 50 Pfund Wasser. Das Brot besteht also zu einem Drittel bis zur Hälfte aus Wasser. Drei Viertel von magerem oder mittelfettem Fleische ist Wasser. Von den Kartoffeln ist nur der fünfte Teil feste Substanz, von den Wurzelgemüsen nur der zehnte Teil und von den grünen Gemüsen sogar nur der fünfzehnte bis zwanzigste Teil feste Substanz, alles übrige ist Wasser. Wie sehr der äußere Augenschein täuschen kann, erkennt man bei Vergleichung von flüssigen Nahrungsmitteln mit anscheinend festen. Die Wurzelgewächse und grünen Gemüse z. B. sind wasserreicher als Milch. Selbst die abgerahmte Milch und die Buttermilch, denen der größte Teil des Fettes genommen ist, haben immer noch mehr feste Substanz und weniger Wasser, als verschiedene der grünen Gemüse, wie Rotkraut, Weißkohl, Spinat oder die frischen Pilze. Man muß sich das Wasser in den festen Nahrungsmitteln wie in einem Schwamm eingesogen denken, nur daß die Poren unendlich klein sind, so daß durch Auspressen nur aus den wasserreicheren Poren das Wasser (der Saft) herausquillt und zwar auch nur zu einem mehr oder weniger geringen Teile. In unseren Speisen genießen, d. h. essen wir also eine mehr oder weniger bedeutende Menge von Wasser, so daß wir z. B. bei vorzugsweise Pflanzenkost, ohne daß die Zubereitung allzu wässerig zu sein braucht, keinen Tropfen außerdem zu trinken brauchen.

Der Erwachsene bedarf im Durchschnitt innerhalb 24 Stunden $2^1/_2$ bis 3 kg Wasser (1 kg = 1 Liter), womit aber nicht nur das in den Getränken oder Suppen aufgenommene Wasser gerechnet ist, sondern der Wassergehalt der gesamten täglichen flüssigen und festen Kost. Die Schwankungen im notwendigen Wasserkonsum können aber viel bedeutender werden. Äußere Wärme und besonders starke Bewegung, überhaupt Arbeitsleistung vermögen den Wasserbedarf durch die vermehrte Hautausdünstung ganz beträchtlich zu steigern. Das Wasser verläßt den Körper wieder durch Darm und Nieren, durch die Lunge in der ausgeatmeten Luft, und besonders durch die Haut.

Nimmt man zu wenig Wasser auf, so mahnt das Durstgefühl, das aber durchaus nicht immer einen sicheren Maßstab für den Bedarf abgiebt, sondern durch Gewohnheit irre geleitet, einen Bedarf vortäuschen kann, der in Wahrheit gar nicht vorhanden ist. Hat man den ganzen Tag keinen Durst gehabt, so ist fast sicher anzunehmen, daß die Kost zu wasserreich war. Man hat dann eben das Wasser ohne Durst gegessen, statt nach dem Sättigungsgefühl getrunken. Wässrige Kost giebt wässriges Blut, wässrige Säfte. Zu wenig oder zu viel, beides ist von Übel! Das Zuwenig kommt nur in besonderen Lebenslagen vor, wenn der Durst nicht befriedigt werden kann, denn der Durst ist quälender als der Hunger; das Zuviel dagegen ist häufiger vorhanden, als

für gewöhnlich angenommen wird, denn die tägliche Kost an Speisen und Getränken ist fast durchgängig wasserreicher, als notwendig ist.

Die durch wasserreiche Kost hervorgerufene Überladung des Körpers unterscheidet sich übrigens wesentlich von dem wasserreichen Zustande des Körpers, der durch stärkereiche Nahrung entsteht. Dort zirkuliert das Wasser vorzugsweise in dem Blutstrom und der Überschuß verläßt den Körper sehr schnell, schon nach Stunden oder noch kürzerer Zeit wieder. Hier ist aber das Wasser in den Geweben selbst, in dem Fleisch- und Fettgewebe abgelagert, entstanden durch den Zerfall der durch die Magen- und Darmverdauung umgewandelten Stärkeprodukte. Infolgedessen sind die Gewebe aufgetrieben. Der Mensch erscheint voll und wohlgenährt, nur daß eben nicht Fleisch und Fett, sondern Wasser diesen Anschein hervorruft. Ein solch „aufgedunsener" Körper ist weniger leistungsfähig, er wird von den meisten ansteckenden Krankheiten leichter ergriffen und leichter von jeder Krankheit, die ihn befällt, dahingerafft. Schnell und einfach wird dieser gesundheitsschädliche Überschuß an Wasser aus den Geweben entfernt, nicht durch Wasserentziehung in der Nahrung, sondern durch Änderung der übermäßig stärkereichen Kost in eine mehr eiweißhaltige, also in Fleischkost, die nach wenigen Tagen das Wasser in Strömen aus dem Körper treibt, natürlich unter sichtlicher Abmagerung desselben, aber nicht an Fett, sondern an Wasser.

Eine dauernd durchgeführte Verringerung des Wasserkonsums unter dem notwendigen Bedürfnis kann schwere Erkrankungen zur Folge haben und darf nur auf Verordnung und unter Leitung eines erfahrenen Arztes geschehen.

(Dr. Carl Freih. v. Rechenberg, „Hausherr und Hausfrau"; 1889.)

Das Wasser als Heilmittel. Seiner Temperatur nach eignet sich das Wasser zu Gesundheitszwecken 1. als Schnee oder Eis, 2. als eiskaltes Wasser bei 0 bis 5° C., als kaltes bei 5 bis 15° C, als kühles bei 15 bis 30° C., als lauwarmes bei 30 bis 35° C., als warmes bei 35 bis 45° C., als heißes bei mehr als 45° C.

Als äußerliches Mittel kommt das Wasser zur Anwendung in der Form vor:

1. Schnee, bei Erfrorenen, ferner bei erfrorenen Nasen, Fingern, Zehen, frisch entstandenen Frostbeulen.

2. Als Umschlag von Eis und kaltem Wasser bei Schlagfluß, Sonnenstich, bei allen fieberhaften Krankheiten mit Blutandrang nach dem Kopfe und bei heftigem Kopfschmerz (Thermometer!) Um die Kaltwasserumschläge bei möglichst niedrigem Wärmegrad zu erhalten, bringt man mehrere Stücke Eis in den Eimer. Falls letzteres nicht schnell zu haben ist, schafft man Ersatz durch Hineinthun einer Mischung von 350 Gr. bis 1 Pfd. Kochsalz mit 2—4 Pfd. Essig. Der Eimer mit frischem Brunnenwasser werde in die Nähe des Bettes gestellt und je nach der Jahreszeit und Witterung öfter oder seltener erneuert. In den Eimer werden zwei Tücher gelegt, davon das eine mäßig ausgerungen, mehrfach zusammen- und um den kranken Teil geschlagen, um nach 3—4 Min. mit dem anderen gewechselt zu werden. — Dies Verfahren paßt auch bei Wunden und heftigen Blutungen infolge von Blutsturz aus der Lunge, Nasenbluten und äußeren Verletzungen.

Die bei jeder Art von Halsschmerzen und Halsentzündungen ganz vorzüglichen Umschläge von kaltem Wasser bedürfen keiner sehr hohen Kältegrade und einer Erneuerung nur etwa alle Stunden. Zur Verhütung von Durchnässung der Betten bedeckt man den Umschlag mit einem leichten Tuch oder mit Gummipapier.

3. Als kaltes Bad, kalte Waschung und Abreibung. Die Gelegenheit zu kalten Bädern im Freien (tüchtig abreiben!) ist nur auf die Sommermonate beschränkt, dafür haben wir aber in den kalten Abreibungen und Waschungen ein herrliches Mittel zur Stärkung der Gesundheit jahraus und jahrein. Ein ganzes Heer von Leidenszuständen, die auf Hypochondrie und Nervenverstimmung, auf Blutandrang nach Kopf, Brust und Leber beruhen, wird durch diese Abreibungen in die Flucht geschlagen. Tagtäglich morgens nach dem Aufstehen wasche und reibe man den ganzen Körper vom Kopf bis zu Fuß mit einem groben, in frisches Wasser getauchten Handtuch, trockne sich dann gründlich ab und verweile auf- und abgehend noch etwa 5 Minuten im Zimmer.

4. Das warme Wasser zieht den Säftestrom an die Oberfläche und wirkt schweißtreibend, erschlaffend, beruhigend. Ein Reinigungsbad zur Entfernung des Schmutzes und der verdichteten Schlacken des Ausdünstungsprozesses von den mehr als 2 Millionen Poren der Haut sollte jeder Erwachsene wenigstens zweimal im Monat vornehmen; Kindern aber müßte die Wohlthat des warmen Bades bis zum dritten Lebensjahr täglich zuteil werden. Nach großen körperlichen Anstrengungen und bei Ermüdung durch beschwerliche Reisen stellt nichts rascher die erschöpften Kräfte her, als ein warmes Bad, welches aber nur bei nüchternem Magen und nicht länger als 15 Minuten zu nehmen ist. Nächstdem finden wir den Gebrauch warmer Bäder äußerst heilsam, wo es darauf ankommt, Krisen durch die Haut hervorzurufen, so bei Muskelrheumatismus und bei Wassersucht.

5. Der Wasserdampf. Die mächtige Heilkraft desselben, namentlich in der Form russischer Dampfbäder bei Muskelrheumatismus, ist zwar unbestreitbar, doch bleibt die Anwendung dieses eingreifenden Mittels am besten dem ärztlichen Rat überlassen. Bei Ohrzwang infolge von entzündlichem Katarrh des Gehörgangs und Geschwürbildung in demselben ist die Einlassung von Wasser- oder Kamillendämpfen in den leitenden Teil durch einen Trichter vielfach in Gebrauch, desgleichen das Einatmen von mit Karbol geschwängerten Wasserdämpfen bei Erstickungsgefahr infolge von Bräune.

Innerlich verwenden wir das Wasser

1. Als Eis und zwar ganz klein geschlagen, in Stückchen von Pillengröße, all 5—10 Minuten eins, in Krankheiten, die sich durch unaufhörliches Erbrechen und unstillbaren Durst äußern, und wo das Trinken von vielem Wasser schädlich wirken könnte z. B. Cholera, Unterleibsentzündung, Magenblutung u. s. w

2. Als kaltes Wasser. Das Trinken von vielem kaltem Wasser während der Mahlzeit erscheint sehr nachteilig, weil dadurch der Magensaft verdünnt und die Verdauung geschwächt wird. Ebenso soll man es bei stark erhitztem Körper (Tanz, Jagd, Laufen) meiden, wenigstens anfangs nur in kleinen Absätzen trinken, ferner bei Ruhr, Diarrhoe und bei heftiger Reizung der Atmungsorgane, wo es den Husten noch vermehren würde. Dagegen muß das vielfach herrschende Vorurteil, als ob bei den sonstigen hitzigen Krankheiten der Erwachsenen und Kinder und bei den Wöchnerinnen der kalte Trunk schade, auf das entschiedenste bekämpft werden — hier befriedige man unbesorgt den gebieterischen Trieb der Natur und reiche ihr die verlangte Labung, das beste Mittel gegen Fieberhitze. Beiläufig gesagt, wirkt ein Glas kaltes Wasser, morgens nüchtern getrunken, bei Leibesverstopfung oft sehr günstig.

3. Der Genuß warmen Wassers in großen Mengen ist bei Vergiftungen, gleichviel durch welche Substanz, zur Verdünnung des Giftes als erstes Mittel dringend zu empfehlen.

(Dr. med. D.)

181. Wie viel Nahrung braucht ein Kind?

Den Kindern wird das Essen nicht nur der Art nach, sondern meist auch der Menge nach zugeteilt. Es giebt wenig Eltern, welche ihre Kinder im Essen völlig gewähren lassen. Von dem Gedanken geleitet, es könnte zu viel genossen werden, wird meist Einhalt gethan, ehe die Sättigung gänzlich eingetreten ist. Geführt zu dieser Ansicht und darin bestärkt werden sie teils durch wohlmeinende Ermahnungen der Angehörigen zur Mäßigkeit und zur Vorsicht gegen Überladung des Magens, teils wohl auch durch die scheinbar unberechtigt großen Nahrungsmengen, welche ein Kind zu seiner Sättigung verlangt.

Gewöhnlich wird hierbei vergessen, daß der wachsende Mensch neben der Unterhaltung des Lebens auch den Bedarf für die weitere Entwickelung, für das Wachsen seines gesamten Körpers befriedigen muß, und insbesondere

nicht bedacht, daß allein schon die Unterhaltung der Lebensthätigkeit im Verhältnis bei weitem mehr Nahrung in anspruch nimmt als bei dem größeren Körper des Erwachsenen, und zwar deshalb, weil der kleinere Körper im Verhältnis mehr Wärme ausstrahlt, infolgedessen mehr Heizmaterial braucht. Ein Beispiel möge dies erklären. Es ist uns einleuchtend, daß ein und dieselbe Menge heißen Wassers sich schneller abkühlt, wenn sie auf zwei kleinere Töpfe verteilt wird, als wenn sie in einem größeren Topfe beisammen bleibt. Oder mit anderen Worten, wir bedürfen mehr Feuerungsmaterial, um die Temperatur des Wassers in den beiden Gefäßen auf ihrer Höhe zu unterhalten, als wenn wir dasselbe Wasser in ein einziges gegossen hätten. Daher kann es uns auch nicht wundern, daß z. B. zwei dreizehnjährige Kinder, welche zusammen ungefähr soviel wie ein Erwachsener wiegen, nicht gleich viel, sondern zusammen ein beträchtliches mehr an Nahrung beanspruchen als der Erwachsene, und zwar hauptsächlich deshalb, weil beide Kinderkörper einen größeren Wärmeverlust haben als der eine gleich schwere Körper des Erwachsenen.

Ein vierzehnjähriger Knabe oder ein gesundes Mädchen desselben Alters bedarf dieselbe Nahrungsmenge als ein schlecht genährter Mensch von etwa 40 Jahren, ebensoviel als in guten Ernährungsverhältnissen stehende Männer in höherem Alter, mehr als Frauen in höherem Alter. Wenn nun noch der vierzehnjährige Knabe in kalter Luft im Winter herumgetollt hat und sich darauf zum Essen hinsetzt, so dürfen seine Eltern nicht erstaunt sein, wenn er gleich viel oder sogar mehr Essen wie der Vater oder die Mutter verlangt, die vielleicht auch einen gesunden Appetit haben, aber im Allgemeinen mehr ein Stubenleben ohne große körperliche Anstrengung führen.

Gehen wir von dem Nahrungsbedarf eines 130—140 Pfund wiegenden erwachsenen Mannes aus, dessen Beruf nicht gerade körperlich sehr angestrengte Arbeitsleistungen verlangt, so kann man für ein 1 Monat altes Kind von 8 Pfund Gewicht ungefähr den achten Teil von der Nahrungsmenge dieses Erwachsenen rechnen,

für ein	$2^1/_2$	jähriges	Kind	von	24	Pfund	: $^1/_3$
„ „	5	„	„	„	32	„	: $^4/_{10}$
„ „	10	„	„	„	48	„	: $^1/_2$
„ „	$12^1/_2$	„	„	„	62	„	: $^6/_{10}$
„ „	$14^1/_2$	„	„	„	80	„	: $^7/_{10}$
für einen	60—80	jährigen	Mann	von	112	Pfund	: $^7/_{10}$
„ eine	60—80	jährige	Frau	„	104	„	: $^6/_{10}$.

Natürlich können diese Zahlen nicht den Anspruch erheben, daß sie für alle Fälle genau passen. Doch das läßt sich aus ihnen, wie überhaupt aus dem bisher Gesagten, erkennen, daß ein Kind in Wirklichkeit viel Nahrung braucht, um gesund und gedeihlich sich zu entwickeln.

Gewiß, man kann die Jugend unschwer zum unnötigen und schädlichen Zuvieleſſen erziehen. Schwerlich wird aber Überfütterung eintreten, wenn

die Speisen nicht lecker und stark appetitreizend, sondern einfach und kräftig sind, und man die Kinder nicht nötigt, mehr zu verzehren, als ihnen schmeckt und sie selbst verlangen. Übernährung ist seltener, meist ist das Gegenteil vorhanden. Die Sorge des Nahrungsmangels liegt daher bei weitem näher. Um diesem zu begegnen, genügt es nicht, den Magen zu füllen. Gleich wichtig ist die Rücksicht auf die Art der Nahrung. Die Kost soll eine gemischte sein, weder vorherrschend Fleischspeisen noch pflanzliche Kost. Ist mittags die Hauptspeise Fleisch, an welcher aber auch hauptsächlich der Hunger zu stillen ist, so steht im übrigen die Wahl der Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche frei.

Sorgen die Eltern für eine kräftige, nicht eiweiß- noch fettarme, einfache und nicht zu sehr appetitreizende, nicht übertrieben wasserreiche Kost, und halten sie auf regelmäßige Mahlzeiten ohne Zwischenessereien, so können und sollen sie ihre Kinder soviel essen lassen, als diese noch Hunger verspüren, sie werden dann weder überfütterte noch schlecht oder fehlerhaft genährte Kinder haben.

(Dr. Karl Freih. v. Rechenberg, „Hausherr und Hausfrau", 1889.)

182. Verhalten bei plötzlichen Unglücks- und in dringenden Krankheitsfällen.

In der Stadt ist bei plötzlich eintretenden Unglücksfällen der Arzt meist rasch zur Hand, auf dem Lande aber, fern von ärztlichem Beistand, muß der Unglückliche oft längere Zeit auf ärztliche Hülfe warten. Was soll nun der Laie thun, um die Lage des Unglücklichen möglichst zu erleichtern, um das vielleicht entfliehende Leben zurückzuhalten? Soll er die Hände müßig in den Schoß legen? — Doch nein! Nicht blos die Rolle eines stummen, unthätigen Zuschauers bei Leibesnot gebührt dem Menschenfreund, zumal wenn er den gebildeten Klassen angehört. Bei offenbarer Lebens- und Gesundheitsgefahr unsers Nächsten gilt nicht die Ausrede: „das ist meine Sache nicht!", entbindet kein Beruf von der Pflicht, dem leidenden Nebenmenschen beizustehen. Jedermann, wenn er auch nicht Arzt ist, muß bei Zeiten die Kenntnisse sich sammeln, die Maßregeln sich einprägen, welche, von Ärzten erprobt und gebilligt, bei Verletzungen und sonstigen körperlichen Unglücksfällen als erste Hülfe mit Erfolg anzuwenden sind. Bei allen leiblichen Unfällen ersterer Art wird die Aufgabe des Laien vor allen die sein, ärztliche Hülfe schleunigst zu beschaffen. Denn der wahre Samariter ist fern von aller Überhebung; sein Wirken hört auf, sobald der Arzt erscheint. Sodann werde der Kranke vorsichtig in bequeme Lage gebracht, von beengenden Kleidungsstücken um Hals, Brust und Magen befreit, bei Blässe und Ohnmacht mit kaltem Wasser bespritzt.

Der Unglücksfall kann entweder in einer Verletzung bestehen, oder er kann ein solcher sein, bei dem der Zusammenhang der Gewebe nicht unterbrochen ist.

A. Verletzungen (sichtbar, als offene Wunden, oder unsichtbar unter der Haut).

a) **Offene Wunden:** Es sind sowohl die so gefährlichen Fäulniskeime abzuhalten, als auch eine etwaige bedenkliche Blutung zu stillen. Die Fäulniskeime hält man ab, wenn man die Wunde und ihre Umgebung sorgfältig mit frischem, bezw. lauem, reinem oder noch besser Karbolwasser abspült und von allem Schmutz reinigt, sodann mit

in Karbolwasser getauchten leinenen Kompressen bedeckt (keine Charpie hinein!) und zuletzt mit reinen Binden oder Tüchern einhüllt. Blutet die Stelle nicht, so bedarf es auch keiner kalten Umschläge weiter. — Länger dauernde Blutungen sind immer gefährlich, selbst solche aus durchtrennten kleinen Blutgefäßen; umsomehr wenn größere Gefäßstämme verletzt sind. Strömen Mengen schwarzen Blutes in der Breite aus einer Wunde (wie bei geplatzten Aderknoten am Schenkel), so ist eine Blutader (Vene); spritzt es bogenförmig, absatzweise und im Strahl hervor, so ist eine Schlag- oder Pulsader (Arterie) eröffnet. In beiden Fällen ergießt sich recht eigentlich das Herzblut, und es droht die Gefahr der Verblutung.

Um dieser zu begegnen, löse man zunächst die sämtlichen Kleidungsstücke von dem verletzten Körperteil (Stiefel und Ärmel nötigenfalls durch Aufschneiden der Nähte), hebe denselben, um den Blutstrom zu verlangsamen, recht hoch, drücke eine Kompresse dicht auf die Wunde und umwickle das Glied mit einer festen Binde. Steht nun die Blutung noch nicht, so muß man den Blutgefäßstamm selbst zusammendrücken: die Vene unterhalb, die Arterie oberhalb der Verletzung nach dem Herzen zu. Die Arterie sieht und fühlt man meist klopfen. Wenn auch dies nicht hilft, so lege man ein Tuch lose um das Glied, knote die Enden zusammen, schiebe einen Stock oder langen Hausschlüssel unter das Tuch und drehe um diesen Knebel so lange herum, bis die Blutung steht. Als sehr wirksam empfiehlt sich auch das wiederholte feste Umbinden des Teiles mit einem elastischen Gurt, wozu sich auch manche Hosenträger gut eignen. (Von den Brandwunden wird an einem andern Ort die Rede sein.) — Bei kleineren Blutungen ist das beste Mittel das Eisenchlorid, wovon einige Tropfen auf die blutende Stelle gethan werden, wodurch das Blut sofort gerinnt und die kleinen Röhrchen verschließt. Ein vortreffliches Mittel zum Heilen der Wunden sind auch die käuflichen Kollodiumblätter. — Wunden am Schienbein oder an solchen Stellen, an denen sich wenig Fleisch befindet und welche deshalb schwer heilen, behandelt man am besten mit starkem Kamillenthee, den man mit etwas Bleiessig (16 Gr. auf 1 Ltr. Kamillenthee) versetzt hat. Der Umschlag muß erneuert werden, so oft derselbe trocken geworden ist.

b) **Verletzungen unter der Haut.** Oft ereignen sich (z. B. durch Sturz oder Stoß) schwere innere Verletzungen (Berstungen des Hirns, Magens, der Leber, Blase) bei fast unbeschädigter äußerer Haut. Dieselben haben eine innere Verblutung zur Folge und enden fast immer rasch tödlich. Hier soll nur von den nicht komplizierten Verletzungen der Knochen und ihrer Gelenkverbindungen, bei welchen äußere Wunden nicht vorhanden sind, die Rede sein:

1. Knochenbruch: Kennzeichen: Deutliche Abweichung von der graden Linie und Verkürzung des Gliedes; unnatürliche Beweglichkeit des untern Teiles desselben; hörbares hartes Geräusch der Bruchenden beim Anfassen und Reiben derselben; Unmöglichkeit, das Glied von selbst zu bewegen; heftiger Schmerz in dem Teil. — Verfahren: Man ziehe die Bekleidung an dem kranken Teil nicht ab, sondern durchtrenne die Nähte mit einer scharfen Schere; lege ihn in eine Hölung (Baumrinde oder Pappe) und auf Häcksel oder Stroh, und fahre den Kranken langsam zum Arzt. Schienungsversuche sind dem Laien nicht anzuraten, umsoweniger, als er doch nur in seltenen Fällen den Bruch erkennen wird. Wohl aber sind kalte Umschläge passend.

2. Verrenkung ist eine Verschiebung zweier Knochenenden aus ihrer gegenseitigen Lage und Zerreißung der Gefäßbänder durch äußere Gewalt (Fall, Ringen). Daß ein Knochen aus seiner Gelenkpfanne getreten ist, erkennt man aus der Formveränderung, namentlich beim Vergleich mit dem gesunden der andern Seite, und der Unbeweglichkeit und dem Schmerz im Gelenk. Einrichtungsversuche sind gänzlich dem Arzt zu überlassen und Ruhe und kalte Umschläge einstweilen das Wichtigste.

3. Verstauchung: Zerrung und teilweise Zerreißung der Gelenkbänder und Quetschung der Gelenkenden (gewöhnlich durch Fall, Stoß, Umknicken). Das Gelenk ist wohl in seiner Lage, aber es schwillt bald an und schmerzt sehr. Ruhe, kalte Umschläge, Einwicklungen mit in kaltes Wasser getauchter Leinewand, Gazebinde ꝛc. sind zu empfehlen.

B. Unglücksfälle, bei denen eine Gewebstrennung nicht stattfindet. Hierzu gehören Ertrinken, Erhängen (Erdrosseln, Erwürgen), Erfrieren, Erstickung in Kohlendunst, Kohlenoxydgas, Leuchtgas, Einatmung von Kohlensäure, Keller- und Grubengas, Blitzschlag und Vergiftungen. Bei allen tritt, bevor das Leben wirklich erloschen ist, ein Zustand ein, wo es erloschen

scheint; Scheintod: Atmung und Blutkreislauf stocken, von Bewußtsein ist keine Spur und dennoch ist das Leben noch nicht entflohen. Vorzugsweise ist in solchen schwierigen Fällen zu achten auf die Herstellung der *Atmungsthätigkeit*, Hebung der *Körperwärme* und Anregung der erschlafften *Nervenkräfte*. Der erste leise Atemzug ist das Signal des neu erwachten Lebens; mit ihm stellt sich der erste Herzschlag ein, erlangt das Gehirn sein Bewußtsein.

Nach Entkleidung des Verunglückten reinige man zuvörderst Mund und Nase von Schmutz, Erde, Schlamm, ziehe die Zunge hervor, blase von Mund zu Mund Luft in die Lungen, drücke während dessen zeitweise den Brustkasten und lasse damit wieder nach. Man lege den Verunglückten flach auf den Rücken, Kopf und Schultern etwas erhöht, stellt sich hinter ihn, ergreift beide Arme oberhalb des Ellenbogens, erhebt sie sanft bis über den Kopf, hält sie zwei Sekunden fest, führt sie langsam zurück und drückt sie sanft zwei Sekunden lang an die Seiten des Brustkastens. Zwei Personen können, wenn zugegen, jede einen Arm nehmen. Es geschieht bis die ersten Atembewegungen eintreten. — Inzwischen versäume man nicht, durch wollene Unterlagen und Einhüllungen den Körper zu erwärmen und allerlei Reizmittel, Bürsten und Reiben der Arme und Waden, Waschen der Schläfen, der Brust und Herzgrube mit warmem Branntwein oder Essig und Riechenlassen von Salmiakgeist die Nerven zu beleben. Dies Rettungswerk erfordert Geduld und Ausdauer; wenn nach 5—6 Stunden rastloser Arbeit sich gar keine Reaktion zeigt, dann hat der Tod sein Opfer.

1. *Ertrinken*. Das noch immer vielfach Aufdenkopfstellen Ertrunkener ist höchst gefährlich und kann nur zu Schlagfluß führen. Man verfahre wie oben angegeben, bespritze außerdem das Gesicht mit kaltem Wasser, schlage die Brust mit nassen, kalten Tüchern ein, gebe ein viertelstündiges warmes Bad.

2. *Erhängen* (Erdrosseln, Erwürgen): Abschneiden, das Band durchschneiden, entkleiden, auf die Erde legen, Atmung zu bewirken suchen. Zeigt das Gesicht an einer Stelle rote oder blaue Färbung, so deutet dies auf Blutandrang, und darf ein Heilgehülfe einen Aderlaß von etwa $^2/_3$ Pfd. Blut machen.

3. *Erfrieren*: Vorsichtig angefaßt und getragen, im kalten Zimmer auf Stroh gelegt, $^1/_3$ Fuß mit Schnee bedeckt oder, wo es fehlt, im eiskalten Wasser baden; event. mit eiskalten Laken umschlagen. Wenn der Körper mehr weich wird, so in kaltes Bett gelegt, mit Schnee oder kalten, nassen Tüchern gerieben, ein Kaltwasserklystier setzen; — wenn Alles nicht hilft, so die Reizmittel: Bürsten, Reiben, Senfspiritus, Riechen an Salmiakgeist. Erst wenn der Verunglückte warm wird und zu sich kommt, fange man mit wärmenden Mitteln an, gebe Klystiere und Abreibungen von lauem Wasser, flöße Thee, Wein ein, und bringe ihn in's ungeheizte Zimmer in ein mäßig erwärmtes Bett. — Auch bei erfrorenen einzelnen Körperteilen muß zu Anfang stets Kälte angewandt werden.

4. *Erstickung* in Kohlendunst, Kohlenoxyd und Leuchtgas. *Kennzeichen*: heftige Kopfschmerzen, Schwindel, Ohrensausen, Benommenheit des Kopfes, Erbrechen, Schlafsucht, Verlust des Gefühls auf der ganzen Haut und vom Fuß nach dem Kopf zu aufsteigende Lähmung. Wird der Kranke durch die Kopfschmerzen ꝛc. geweckt, so hat die Betäubung schon so sehr zugenommen, daß er, noch während er sich retten will, die Besinnung verliert, zu Boden taumelt, und, wenn nicht schleunigst Hilfe kommt, zu Grunde geht. — *Behandlung*: Sofort Fenster, Thür aufreißen, die Ofenklappe öffnen, den Kranken in ein anderes Zimmer, entkleiden, bürsten, Waden und Fußsohlen reiben, das Gesicht mit kaltem Wasser reichlich bespritzen, künstliche Atmung (s. oben!) anwenden, an die Waden Senfteige, in die Nase Schnupftaback bringen, Klystier von Eiswasser und Essig setzen, starken, schwarzen Kaffee trinken lassen.

5. *Einatmung* von Kohlensäure, Keller- und Grubengas. Ehe man in tiefe Keller, Brunnen, Gruben sich herabläßt, lasse man ein brennendes Licht hinunter, erlischt es, so ist die Luft unatembar. Wer hinunter steigt, lasse sich einen Strick fest unter die Arme binden und das Ende vom Obenstehenden stramm halten; auch halte er sich ein in Essig oder Kaltwasser getränktes Tuch vor den Mund; merkt er schlechte Luft und spürt Atemnot, so gebe er alsbald das Zeichen, ihn hinaufzuziehen. Ebenso möge man bei Rettung bereits Verunglückter verfahren. Behandlung ganz so wie beim Kohlenoxydgas.

in Karbolwasser getauchten leinenen Kompressen bedeckt (keine Charpie hinein!) und zuletzt mit reinen Binden oder Tüchern einhüllt. Blutet die Stelle nicht, so bedarf es auch keiner kalten Umschläge weiter. — Länger dauernde Blutungen sind immer gefährlich, selbst solche aus durchtrennten kleinen Blutgefäßen; umsomehr wenn größere Gefäßstämme verletzt sind. Strömen Mengen schwarzen Blutes in der Breite aus einer Wunde (wie bei geplatzten Aderknoten am Schenkel), so ist eine Blutader (Vene); spritzt es bogenförmig, absatzweise und im Strahl hervor, so ist eine Schlag- oder Pulsader (Arterie) eröffnet. In beiden Fällen ergießt sich recht eigentlich das Herzblut, und es droht die Gefahr der Verblutung.

Um dieser zu begegnen, löse man zunächst die sämtlichen Kleidungsstücke von dem verletzten Körperteil (Stiefel und Ärmel nötigenfalls durch Aufschneiden der Nähte), hebe denselben, um den Blutstrom zu verlangsamen, recht hoch, drücke eine Kompresse dicht auf die Wunde und umwickle das Glied mit einer festen Binde. Steht nun die Blutung noch nicht, so muß man den Blutgefäßstamm selbst zusammendrücken: die Vene unterhalb, die Arterie oberhalb der Verletzung nach dem Herzen zu. Die Arterie sieht und fühlt man meist klopfen. Wenn auch dies nicht hilft, so lege man ein Tuch lose um das Glied, knote die Enden zusammen, schiebe einen Stock oder langen Hausschlüssel unter das Tuch und drehe um diesen Knebel so lange herum, bis die Blutung steht. Als sehr wirksam empfiehlt sich auch das wiederholte feste Umbinden des Teiles mit einem elastischen Gurt, wozu sich auch manche Hosenträger gut eignen. (Von den Brandwunden wird an einem andern Ort die Rede sein.) — Bei kleineren Blutungen ist das beste Mittel das Eisenchlorid, wovon einige Tropfen auf die blutende Stelle gethan werden, wodurch das Blut sofort gerinnt und die kleinen Äderchen verschließt. Ein vortreffliches Mittel zum Heilen der Wunden sind auch die käuflichen Kollodiumblätter. — Wunden am Schienbein oder an solchen Stellen, an denen sich wenig Fleisch befindet und welche deshalb schwer heilen, behandelt man am besten mit starkem Kamillenthee, den man mit etwas Bleiessig (16 Gr. auf 1 Ltr. Kamillenthee) versetzt hat. Der Umschlag muß erneuert werden, so oft derselbe trocken geworden ist.

b) **Verletzungen unter der Haut.** Oft ereignen sich (z. B. durch Sturz oder Stoß) schwere innere Verletzungen (Berstungen des Hirns, Magens, der Leber, Blase) bei fast unbeschädigter äußerer Haut. Dieselben haben eine innere Verblutung zur Folge und enden fast immer rasch tödlich. Hier soll nur von den nicht komplizierten Verletzungen der Knochen und ihrer Gelenkverbindungen, bei welchen äußere Wunden nicht vorhanden sind, die Rede sein:

1. Knochenbruch: Kennzeichen: Deutliche Abweichung von der graden Linie und Verkürzung des Gliedes; unnatürliche Beweglichkeit des untern Teiles desselben; hörbares hartes Geräusch der Bruchenden beim Anfassen und Reiben derselben; Unmöglichkeit, das Glied von selbst zu bewegen; heftiger Schmerz in dem Teil. — Verfahren: Man ziehe die Bekleidung an dem kranken Teil nicht ab, sondern durchtrenne die Nähte mit einer scharfen Schere; lege ihn in eine Hölung (Baumrinde oder Pappe) und auf Häcksel oder Stroh, und fahre den Kranken langsam zum Arzt. Schienungsversuche sind dem Laien nicht anzuraten, umsoweniger, als er doch nur in seltenen Fällen den Bruch erkennen wird. Wohl aber sind kalte Umschläge passend.

2. Verrenkung ist eine Verschiebung zweier Knochenenden aus ihrer gegenseitigen Lage und Zerreißung der Gefäßbänder durch äußere Gewalt (Fall, Ringen). Daß ein Knochen aus seiner Gelenkpfanne getreten ist, erkennt man aus der Formveränderung, namentlich beim Vergleich mit dem gesunden der andern Seite, und der Unbeweglichkeit und dem Schmerz im Gelenk. Einrichtungsversuche sind gänzlich dem Arzt zu überlassen und Ruhe und kalte Umschläge einstweilen das Wichtigste.

3. Verstauchung: Zerrung und teilweise Zerreißung der Gelenkbänder und Quetschung der Gelenkenden (gewöhnlich durch Fall, Stoß, Umknicken). Das Gelenk ist wohl in seiner Lage, aber es schwillt bald an und schmerzt sehr. Ruhe, kalte Umschläge, Einwicklungen mit in kaltes Wasser getauchter Leinewand, Gazebinde ꝛc. sind zu empfehlen.

B. Unglücksfälle, bei denen eine Gewebstrennung nicht stattfindet. Hierzu gehören Ertrinken, Erhängen (Erdrosseln, Erwürgen), Erfrieren, Erstickung in Kohlendunst, Kohlenoxydgas, Leuchtgas, Einatmung von Kohlensäure, Keller- und Grubengas, Blitzschlag und Vergiftungen. Bei allen tritt, bevor das Leben wirklich erloschen ist, ein Zustand ein, wo es erloschen

scheint; Scheintod: Atmung und Blutkreislauf stocken, von Bewußtsein ist keine Spur und dennoch ist das Leben noch nicht entflohen. Vorzugsweise ist in solchen schwierigen Fällen zu achten auf die Herstellung der Atmungsthätigkeit, Hebung der Körperwärme und Anregung der erschlafften Nervenkräfte. Der erste leise Atemzug ist das Signal des neu erwachten Lebens; mit ihm stellt sich der erste Herzschlag ein, erlangt das Gehirn sein Bewußtsein.

Nach Entkleidung des Verunglückten reinige man zuvörderst Mund und Nase von Schmutz, Erde, Schlamm, ziehe die Zunge hervor, blase von Mund zu Mund Luft in die Lungen, drücke während dessen zeitweise den Brustkasten und lasse damit wieder nach. Man lege den Verunglückten flach auf den Rücken, Kopf und Schultern etwas erhöht, stellt sich hinter ihn, ergreift beide Arme oberhalb des Ellenbogens, erhebt sie sanft bis über den Kopf, hält sie zwei Sekunden fest, führt sie langsam zurück und drückt sie sanft zwei Sekunden lang an die Seiten des Brustkastens. Zwei Personen können, wenn zugegen, jede einen Arm nehmen. Es geschieht bis die ersten Atembewegungen eintreten. — Inzwischen versäume man nicht, durch wollene Unterlagen und Einhüllungen den Körper zu erwärmen und allerlei Reizmittel, Bürsten und Reiben der Arme und Waden, Waschen der Schläfen, der Brust und Herzgrube mit warmem Branntwein oder Essig und Riechenlassen von Salmiakgeist die Nerven zu beleben. Dies Rettungswerk erfordert Geduld und Ausdauer; wenn nach 5—6 Stunden rastloser Arbeit sich gar keine Reaktion zeigt, dann hat der Tod sein Opfer.

1. Ertrinken. Das noch immer vielfach Aufdenkopfstellen Ertrunkener ist höchst gefährlich und kann nur zu Schlagfluß führen. Man verfahre wie oben angegeben, bespritze außerdem das Gesicht mit kaltem Wasser, schlage die Brust mit nassen, kalten Tüchern ein, gebe ein viertelstündiges warmes Bad.

2. Erhängen (Erdrosseln, Erwürgen): Abschneiden, das Band durchschneiden, entkleiden, auf die Erde legen, Atmung zu bewirken suchen. Zeigt das Gesicht an einer Stelle rote oder blaue Färbung, so deutet dies auf Blutandrang, und darf ein Heilgehülfe einen Aderlaß von etwa $^2/_3$ Pfd. Blut machen.

3. Erfrieren: Vorsichtig angefaßt und getragen, im kalten Zimmer auf Stroh gelegt, $^1/_2$ Fuß mit Schnee bedeckt oder, wo es fehlt, im eiskalten Wasser baden; event. mit eiskalten Laken umschlagen. Wenn der Körper mehr weich wird, so in kaltes Bett gelegt, mit Schnee oder kalten, nassen Tüchern gerieben, ein Kaltwasserklystier setzen; — wenn Alles nicht hilft, so die Reizmittel: Bürsten, Reiben, Senfspiritus, Riechen an Salmiakgeist. Erst wenn der Verunglückte warm wird und zu sich kommt, fange man mit wärmenden Mitteln an, gebe Klystiere und Abreibungen von lauem Wasser, flöße Thee, Wein ein, und bringe ihn in's ungeheizte Zimmer in ein mäßig erwärmtes Bett. — Auch bei erfrorenen einzelnen Körperteilen muß zu Anfang stets Kälte angewandt werden.

4. Erstickung in Kohlendunst, Kohlenoxyd und Leuchtgas. Kennzeichen: heftige Kopfschmerzen, Schwindel, Ohrensausen, Benommenheit des Kopfes, Erbrechen, Schlafsucht, Verlust des Gefühls auf der ganzen Haut und vom Fuß nach dem Kopf zu aufsteigende Lähmung. Wird der Kranke durch die Kopfschmerzen ꝛc. geweckt, so hat die Betäubung schon so sehr zugenommen, daß er, noch während er sich retten will, die Besinnung verliert, zu Boden taumelt, und, wenn nicht schleunigst Hilfe kommt, zu Grunde geht. — Behandlung: Sofort Fenster, Thür aufreißen, die Ofenklappe öffnen, den Kranken in ein anderes Zimmer, entkleiden, bürsten, Waden und Fußsohlen reiben, das Gesicht mit kaltem Wasser reichlich bespritzen, künstliche Atmung (s. oben!) anwenden, an die Waden Senfteige, in die Nase Schnupftaback bringen, Klystier von Eiswasser und Essig setzen, starken, schwarzen Kaffee trinken lassen.

5. Einatmung von Kohlensäure, Keller- und Grubengas. Ehe man in tiefe Keller, Brunnen, Gruben sich herabläßt, lasse man ein brennendes Licht hinunter, erlischt es, so ist die Luft unatembar. Wer hinunter steigt, lasse sich einen Strick fest unter die Arme binden und das Ende vom Obenstehenden stramm halten; auch halte er sich ein in Essig oder Kaltwasser getränktes Tuch vor den Mund; merkt er schlechte Luft und spürt Atemnot, so gebe er alsbald das Zeichen, ihn hinaufzuziehen. Ebenso möge man bei Rettung bereits Verunglückter verfahren. Behandlung ganz so wie beim Kohlenoxydgas.

6. Blitzschlag. Wenn auf freiem Felde geschehen, so alsbald entkleiden, den Körper in eine frisch aufgeworfene Erdhöhlung, das Gesicht mit Mengen kalten Wassers besprengt, die Atmung künstlich eingeleitet (s. oben!) und Hautreize angewandt. Geschehe es im Zimmer, so öffne man Fenster und Thüren und verfahre im übrigen wie im Freien.

7. Vergiftungen. Säuren und alkalische Gifte können durch Neutralisation unschädlich gemacht werden. Hat Jemand Säuren verschluckt (Schwefelsäure, Salz- und Salpetersäure), so gebe man ihm Kalkwasser, Magnesie und Natron. Bei Vergiftung durch Alkalien (Laugenwasser, Kalk) nützen Essig, Zitronensäure. — Narkotische Gifte suche man aus dem Magen zu schaffen durch Brechmittel (Kitzeln des Schlundes mit einem Federbart, Trinken von vielem warmen Salzwasser und Butterwasser). Nachdem gebe man starken schwarzen Kaffee, Eisumschläge, Senfteige auf die Magen- und Wadengegend.

C. Dringende Krankheitsfälle, (bis zur Ankunft des Arztes.)

1. Asthma (Brustkrampf, Atemnot). Senf auf Brust und Rücken, heißes Fuß- und Armbad, Baldriantropfen, viertelstündlich 15 in 1 Theelöffel Wasser; schwarzer, starker Kaffee, Einatmen der Dämpfe von angebranntem Salpeterpapier. Keine schwere Abendmahlzeit.

2. Augenentzündung der Neugeborenen. Auge fest geschlossen, Lider stark geschwollen, dicker Schleim fließt beständig aus. Höchste Gefahr für das kranke, sogar auch für das gesunde Auge, welches durch Scharpie und Heftpflasterkreuze vor Ansteckung zu schützen ist, dieser Verband ist zweimal täglich zu wechseln. Das kranke Auge stündlich mit kaltem Wasser ausspritzen. Eiskalte Kompressen alle 5 Minuten auflegen. Der Pfleger wasche nach Berührung des Auges seine Hände gleich mit Karbolwasser.

3. Blasenkrampf (gänzliche oder teilweise Harnverhaltung). Häufig warme Sitzbäder, täglich warmes Vollbad, warme Mandelmilch trinken, warme Breiumschläge auf den Unterleib.

4. Blutungen. a) Nasenbluten. Nur wenn zu viel und zu oft, schädlich. Dann kaltes oder Essigwasser in die Nase ziehen, Eisblase auf den Kopf und Nacken, einen Bausch Watte, in Essig getränkt, in die blutende Nasenöffnung möglichst tief einführen. Heftige Bewegung der Kinnladen wie beim Kauen hilft oft; Kindern giebt man einen Papierpfropfen in den Mund und läßt sie heftig daran kauen.

b) Bluthusten, Blutsturz. (Aushusten hellroten Blutes aus den Lungen.) Beengende Kleidung lösen, Bettlage, Eisbeutel auf die schmerzende Brustseite, Umschläge von kaltem Wasser oder Essig auf die Brust. Wasser mit Kochsalz oder Citronensaft trinken, nichts Warmes. Ruhe, nicht sprechen, zwei Wochen im Bett liegen.

c) Blutbrechen. (Der Magen erbricht unter Übelkeit dunkles, klumpiges mit Speisen vermischtes Blut.) Kleidung lösen, ruhige Bettlage, nichts Warmes (kein Kaffee!) oder Festes. Eiswasser- oder Essigwasser-Umschläge auf den Magen. Eisstückchen schlucken, Citronenwasser trinken. Milchkur nachher.

d) Unterleibsblutungen. Nur wenn heftig, zu unterdrücken. Ruhige Bettlage, dünn bedeckt und gekleidet, Citronenlimonade trinken, nichts Warmes, keinen Thee oder Kaffee. Einspritzungen von kaltem Wasser.

e) Blutungen aus Wunden. Reinigen mit Karbolwasser und alle 2 Minuten kalte Umschläge. Spritzt das Blut, so drücke man ein in Leinen gehülltes Geld- oder Korkstück auf die blutende Stelle oder höher hinauf auf die Schlagader. Umwickelung mit elastischem Gurt (Hosenträger). Blutegelstiche mit in Essigwasser getränkter Verbandwatte so lange drücken, bis die Blutung aufhört. Das Umbinden dicker Tücher allein hat bei Blutungen keinen Wert, da dieselben darunter ihren Fortgang nehmen können. (Bestreichen mit Kollodium.)

5. Bräune (häutige und Rachenbräune). Eiswasserumschläge um den Hals, oft Eisstücke schlucken. Gurgeln mit Kalkwasser, heiße Wasserdämpfe aus Beimischung von 1 Eßlöffel Terpentinöl zum Wasser. Eingießen von 1 Theelöffel Wasser in jedes Nasenloch, damit es aus dem Mund fließe und Rachenpilze fortschwemme. — Tüchtig schwitzen.

6. Durchfall und Brechdurchfall. a) Der Kinder. Mutter- und Ammenmilch, aber keine vom Tier. Pfeffermünzwasser auf Zucker, Salep-Abkochung. Stärkeklystiere. b) Erwachsener. Schwarzer Kaffee mit etwas Rum, Ruhe, Pfeffermünze, nur schleimige Suppen, nichts Festes, keine Milch. — Zimmt in Rotwein gekocht.

7. Bruch einklemmung. (An den Weichen tritt unter der Haut ein Stück Eingeweide bis Apfelgröße und darüber hervor.) Schneidende Leibschmerzen, Stuhl-

verstopfung, grünliches Erbrechen: größte Gefahr. Klystiere mit Ricinusöl oder Bittersalz. Essigäter auf die Geschwulst theelöffelweise gießen. Eisumschläge. Eispillen schlucken. Vom Arzt verlangte Operation nicht verweigern. Genau passendes Bruchband, vor dem Zufall getragen und nie abgelegt, hätte denselben verhütet!

8. Cholera. Wenn diese herrscht, größte Diät beobachten und rohe Früchte jeder Art (Gurkensalat!) meiden, auch die kleinste Diarrhoe vom Arzt stopfen lassen. Warme Kleidung. Im Anfall: den Körper entkleiden, in warme Decken einhüllen, Reiben mit Senfspiritus, besonders Arme und Waden, oder auch mit Kampherspiritus. Innerlich kaltes Selterswasser, starker schwarzer Kaffee.

9. Epileptischer Anfall (Bewußtlosigkeit, Zuckungen des Kopfes, der Gliedmaßen, Schaum vor dem Mund). Der Kranke werde um Hals und Brust von beengenden Kleidern befreit und auf ein Lager gebracht, wo er sich nicht schädigen kann. Der Anfall muß austoben, höchstens kalte Umschläge auf den Kopf. Daumenaufbrechen und Festhalten ganz überflüssig. Neugierige entfernen.

10. Hartnäckiges Erbrechen. Eispillen, schwarzer Kaffee, Senfteige auf die Magengegend. Brausepulver.

11. Erfrieren eines Körperteils. Abreiben mit Schnee, Einhüllen mit Eiswassertüchern, Waschung mit Kampherspiritus.

Gegen Frostbeulen werden die folgenden Mittel empfohlen:

a) Für gründliche Heilung des Frostes empfiehlt man: Ungegorenes Bier, am besten Weißbier, wird bis zur Syrupdicke eingekocht, dann der erfrorene Teil damit bestrichen, lockere Baumwolle darübergelegt und mit Leinen verbunden, gleichviel ob die Frostbeulen offen sind oder nicht; das Mittel ist alle Abende frisch aufzulegen. Die auf der Wunde hart gewordene Salbe soll durch warmes Wasser verweicht und abgelöst werden.

b) Schlesier empfiehlt heiße Umschläge von geriebenem Schwarzbrod, Essig und je nach der Masse 30—60 Gr. gepulverten Alaun zu einem Brei gekocht, diesen auf Leinwand zu streichen und so heiß, wie er vertragen werden kann, über den erfrorenen Teil zu schlagen und so oft er abgekühlt ist, zu wechseln und damit 8—16 Stunden unausgesetzt fortzufahren.

c) Ein sehr gerühmtes Mittel gegen nicht aufgebrochene Frostbeulen an Händen und Füßen besteht in einer Abkochung von 2 Pfund Eichenrinde mit 10 Pfd. Wasser bis auf $^1/_3$ Pfd. eingekocht mit Zusatz von 30—60 Gr Alaun. Dies Mittel soll im Spätherbst sogleich angewandt werden. sobald das erste Jucken entsteht. Täglich sind 2—3 solcher (Hand- oder Fuß-)Bäder $^1/_2$ bis $^3/_4$ Stunden lang zu brauchen.

d) Einreibungen von Petroleum allein, oder mit der Hälfte Terpentinöl vermischt, bei alten Frostballen; bei frischen und schmerzhaften: Umschläge von Bleiwasser.

e) Noch nützlicher sind allabendlich bis zur Heilung Hand- oder Fußbäder in lauwarmer Alaunlösung.

f) Die Röte, welche an erfrorenen Nasen, Ohren und Wangen zurückgeblieben ist, weicht beharrlichen Abreibungen mit Kampferspiritus allein oder mit einer Mischung von 6 Teilen des letzteren mit einem Teil Saffrantinktur. Die letztere Mischung ist auch zu empfehlen gegen Frostbeulen und wirklich erfrorene Teile. Bei Wunden darf die Mischung nur um dieselben gestrichen werden, weil nach Berührung mit der Wunde ein furchtbares Brennen und heftiger Schmerz entsteht.

12. Fremdkörper. a) Im Auge. (Staub, Stahl- und Steinsplitterchen.) Das untere Augenlid abziehen und unter das obere die Spitze eines mit Wasser gefüllten Spritzchens führen und ausspritzen. Einen Tropfen warmes Provenceröl in den Augenwinkeln einträufeln. Bei Schmerzen kalte Umschläge. Kalkbröckchen entfernen, Zuckerwasser hineintröpfeln. b) Im Ohr und c) in der Nase. (Insekten, Perlen, Bohnen, Steine, Knoblauch.) Nur wenn sie ganz vorn liegen, mit der Krümmung einer Haarnadel zu entfernen, besser mit einem Spritzchen auszuspritzen. d) Im Rachen. Lösliche, weiche Gegenstände (Brot, Fleisch) durch Trinken und Gurgeln von warmem Wasser wegzuspülen, wobei man sich auf die Seite legt mit etwas herabhängendem Kopfe. Sind es festere Sachen (Gräte, Knochen, Geldstück), so lasse man den Kranken sich auf einen niederen Stuhl setzen, den Rachen weit öffnen und ergreife den Gegenstand mit geöltem Finger, kleiner Zange oder zusammengebogenem Wachsstock. Glückt dies nicht oder sitzt der Gegenstand e) und f) in der Luft- oder Speiseröhre, so bringe man den Kranken sofort zum Arzt. Die nachfolgenden Schlingbeschwerden lindere man durch Trinken von warmem Haferschleim.

13. Hirnerschütterung (nach Sturz, Stoß): Bewußt- und Regungloſigkeit; Eisbeutel oder eiskalte Umſchläge, Kaltwaſſerklyſtiere, Senf an die Waden.

14. Huſten. Die heftigſten Stickhuſten-Anfälle kleiner Kinder kann man durch einen einfachen Handgriff augenblicklich unterdrücken: Mit den beiden halb gebogenen Zeige- und Mittelfingern wird der hintere Rand des Unterkiefers unmittelbar vor dem Ohre feſt gefaßt, die Daumen werden aufs Kinn geſetzt, und mit kräftigem, aber doch ſanftem Zuge und Druck ſchiebt man den Unterkiefer nach vorn und unten. Wenn der Mund beim Huſten, wie es gewöhnlich der Fall, ſchon offen ſteht, ſo greifen beide Zeigefinger in die Gegend der Eckzähne in den Mund und vollführen den Zug nach vorn und hinten. Man kann den Handgriff auch von hinten her ausführen, wenn einem der Patient gerade den Rücken zukehrt, indem man in der gleichen Weiſe den Druck mit den beiden Daumen am hinteren Rande des Unterkiefers ausführt. Der Handgriff iſt ungemein einfach, ſo daß ihn ohne weiteres jeder Laie, jede verſtändige Mutter oder Wärterin leicht und völlig ſchmerzlos auszuführen vermag. Die Wirkung iſt eine durchaus ſichere; der Anfall wird regelmäßig unterbrochen, Huſten und Atemnot hören auf, und zum Erbrechen, das beim Stickhuſten die Kleinen ſo ſehr quält, kommt es niemals. Auch die Nachtruhe der Kinder wird nicht geſtört, denn ſie ſchlafen ruhig weiter, während der Handgriff an ihnen ausgeführt wird.

Gegen den Keuchhuſten beſonders für Kinder bereitet man $^1/_2$ Liter Kamillenthee und thut in denſelben einen Theelöffel voll Salmiak. Von dieſem Getränk giebt man täglich etwa 3 mal einen kleinen Eßlöffel voll lauwarm ein, und man wird ſchon nach den erſten Gaben finden, daß Linderung erfolgt, nämlich der Schleim ſich löſt, der Reiz zum Huſten ſich mindert und dieſer letztere bedeutend an Heftigkeit verliert. (Obige Portion paßt für Kinder von 5—7 Jahren.)

Bedeutende Erleichterung (beſonders auch leichteres Aushuſten des Schleimes) gewährt auch folgendes Mittel: Man füllt ein gewöhnliches Bierglas zu $^1/_3$ mit Selterwaſſer und zu $^2/_3$ mit kochend heißer Milch, man trinkt dies ſo heiß, wie man es leiden kann. Man ſpürt gewöhnlich ſofort die gute Wirkung des Tranks, und wiederholt denſelben, ſo oft es nötig iſt. — Eine große Zwiebel (ein Rettig) wird ausgehöhlt, mit geſtoßenem Kandis gefüllt und der abgeſchnittene Deckel wieder feſtgebunden. Nach etwa einem Tage Stehen wird der Saft theelöffelweiſe genommen.

Ein vorzügliches, aber ſehr wenig bekanntes Mittel wider den Huſten oder ſonſtige Bruſtbeſchwerden ſoll der ſog. Haſenbrahm oder Beſenkeule (Spartium Scoparium) ſein. Man nimmt nämlich von dieſem, ſo lange er noch grün, eine Handvoll und kocht dieſe mit der genügenden Menge Waſſers ſo lange (etwa 1 Stunde), bis noch eine Taſſe Flüſſigkeit nachbleibt. Dieſe wird dann durch ein Tuch geſeihet, und am beſten morgens nüchtern getrunken. Man wird, nachdem das Mittel einige Morgen angewendet, ſofort Linderung fühlen.

15. Leibſchmerz (Kolik). Bei Diätfehler und Stuhlverſtopfung 1—2 Eßlöffel Ricinusöl, Pfefferminz- und Baldrianthee trinken, warme Handtücher ꝛc. auf den Unterleib legen. Bei Erkältungskolik warme Breiumſchläge, warmes Bad und, in ein wollenes Tuch gehüllt, nachſchwitzen. Bei gleichzeitigem Durchfall Pfefferminze und Baldrianthee, ſtarker ſchwarzer Kaffee, ſchleimige Getränke, Waſſerſuppen, keine feſten Speiſen, kein Obſt, keine Butter und Milch. — Gegen Appetitloſigkeit, Unterleibsbeſchwerden, Blähungen iſt Holzkohlenpulver (am beſten Lindenholzkohle) eines der bewährteſten Mittel. Dieſes fängt die Gaſe auf und führt den übermäßigen Schleim ab. —

16. Magenkrampf. Heftige, oft bis in den Rücken gehende Schmerzen, dabei zuſammenſchnürendes Gefühl im Hals. Öffnen beengender Kleidung, Senfeinreibung, Baldriantropfen, halbſtündlich 15 Tropfen in Waſſer.

17. Ohnmacht. Schwinden der Sinne, Ohrenſauſen, kalte blaſſe Haut, Zuſammenſinken. Meiſt noch Blutverluſt, Gemütsbewegung, Aufenthalt in heißen, überfüllten Räumen: friſche Luft, Beſprengen mit kaltem Waſſer, Bruſt freimachen, horizontale Lage mit tiefer liegendem Kopf, Riechen von Salmiakgeiſt. Einreibung der Stirn und Schläfen mit Eſſig, Äther. Innerlich Hoffmannstropfen

18. Schlagfluß. Plötzliche Bewußtloſigkeit, ein- oder zweiſeitige Lähmung und Gefühlloſigkeit. Schnarchender, blaſender Atem. Friſche Luft, Eisbeutel auf dem Kopf, letztern hoch, Klyſtiere von kaltem Eſſigwaſſer, Senf an die Waden. Bei Geſichtsröte und ſtarkem Puls darf ein Heildiener $^3/_4$ Pfund Blut aus der Ader laſſen.

19. Schluckkrampf. Stoßweiſes Zuſammenziehen des Zwergfells nach Genuß harter, nicht genug gekauter Speiſen, nach kaltem Trunk oder Erkältung der Füße. Atem

möglichst lange anhalten, langsam kaltes Wasser schlucken, gestoßenen Zucker mit Rum nehmen. Schnupftabak in die Nase führen. Senf auf den Magen.

Das Schluchzen oder der sog. Hückupp, durch welches manche Personen häufig und anhaltend inkommodirt werden, hört alsbald auf, wenn man sich vor einen Tisch setzt, die beiden Hände, die obere Seite nach unten, auf denselben legt, und zwar so, daß die beiden Daumen, welche nun nach auswärts gerichtet sind, den Tisch berühren. — Auch ein Theelöffel voll fein gestoßenen weißen Zuckers, trocken herunter geschluckt, macht das Schluchzen bald aufhören.

20. Seitenstiche, zuweilen von Rheumatismus, meistens von Rippenfell- oder Lungenentzündung herrührend. Senf, Bettlage, Kaltwasserumschlag alle paar Stunden.

21. Sonnenstich. (Von Einwirkung der Sonnenstrahlen auf den Scheitel, im heißen Sommer und bei Märschen, aber auch in geschlossenen, engen, erhitzten Räumen). Plötzliches Umfallen mit Bewußtlosigkeit, trockne heiße Haut, schnarchender Atem, glänzende blutunterlaufende Augen, enge Pupillen. Man bringe den Kranken an einen kühlen Ort, entkleide ihn, lege den Kopf hoch, reibe, bürste, lege Senf, Eisumschlag. Erholt sich der Kranke, so gebe man Wein, Kaffee.

22. Stimmritzenkrampf, Glavenkrampf. Bei 6—15 monatlichen Kindern, besonders künstlich genährten. Plötzlich erschwertes Atmen und Zeichen höchster Angst, krähenden Schrei, zurücksinkenden Kopf; das Gesicht wird bleich oder blau, das Auge stier. Ursache: Krampfhafter Verschluß der Stimmritze. Dauer: Einige Sekunden bis Minuten. Nach dem Anfall bis zu den immer häufiger wiederkehrenden, völliges Wohlbefinden. In einem kann das Kind wegbleiben. Lösung der Kleidung, Aufrichten des Kopfes. Man ziehe mit den Fingern schnell die Zunge hervor, um die Stimmritze zu öffnen. Durch ein in Leinwand gelegtes um den Hals gebundenes Kampferstückchen beugt man oft dem Anfall vor, da die Dünste davon die Nerven beleben.

23. Trunkenheit. Hohe Grade leicht mit Schlagfluß zu verwechseln, jedoch von diesem durch den Geruch des Atems und die Empfindlichkeit der Hornhaut des Auges zu unterscheiden. Kann auch in Schlagfluß übergehen. Lösung der Kleidung. Bei Aufstoßen und Würgen Salz oder warmes Butterwasser, um Brechen zu erregen. Eisblase, starker schwarzer Kaffee, Übergießen mit kaltem Wasser.

24. Verbrennung. Ist die Haut nur gerötet (V. 1. Grades), so lege man geschabte Kartoffeln oder Ölläppchen oder streiche eine Mischung von gleichen Teilen Leinöl und Kalkwasser mehrmals täglich auf und decke Leinen darüber. Letzteres Mittel ist auch bei Verbr. 2. Grades (Erhebung der Haut in Blasen) nützlich; die Blasen steche man auf, schneide sie aber nicht weg; auch Läppchen mit Zinksalbe oder Provenceröl mit Eiweiß geschlagen, sind gut. Im 3. Grade ist die Haut mehr oder weniger zerstört, braun oder schwarz: hier mache man Umschläge von Bleiwasser oder Kamillen. —

Als Mittel gegen Branntwunden wird auch folgendes empfohlen. Die verbrannten Stellen werden sogleich mit Baumwolle umhüllt und die Baumwolle fort und fort mit Franzbranntwein, worin Salz gelöst ist, beträufelt. Nach wenigen Minuten hört der Schmerz auf, und wenn der Brandschaden nicht zu arg war, findet man nach einigen Stunden kaum eine Spur davon. (Wo Franzbranntwein nicht zu haben ist, versetzt man andern guten Branntwein mit Salz.)

Steht ein Mensch durch brennende Kleider in Flammen, so lege man ihn schnell auf die Erde, bedecke ihn mit möglichst vielen Kleidungsstücken, wälze ihn auf dem Boden umher und begieße ihn mit Wasser, bis die Flammen erstickt sind. Ausgedehnte Verbrennungen sind lebensgefährlich; man bringe den Verunglückten in ein warmes Bad, worin er stundenlang bleibt, stärke ihn durch Wein, Branntwein.

Ätzende Substanzen wie Oleum, Salpetersäure wirken ähnlich wie Feuer; bei Säureverbrennungen mache man Umschläge von Milch, Kreide, Magnesia, Seife, bei Laugenätzungen schlage man Essig um.

25. Verletzungen durch Hundsbiß. Immer ist zu besorgen, daß der Hund vielleicht toll war; da ausgebrochene Wasserscheu unheilbar ist, so muß man das Wutgift, so lange es noch örtlich ist, zerstören. Man umschnüre das Glied oberhalb der verletzten Stelle, spüle die Wunde mit Salzwasser, Essig, Urin aus, setze auf die Bißstelle eine brennende Zigarre.

26. Verletzung durch Schlangenbiß. Bei uns kommt nur die Kreuzotter vor, ein fingerdickes, graubraunes, bis zwei Fuß langes Reptil mit schwarzbraunen Zickzackstreifen über den Rücken; ihr Biß zeigt nur einen bis zwei punktförmige Einstiche

oder kleine Schrammen. Nach wenigen Minuten furchtbare, schießende Schmerzen bis zur Achsel- oder Leistengegend, kolossale Anschwellung, Kälte, blasse, dann graue Färbung des verletzten Teils, Brandblasen. Innere Angst, Schwindel, Ohnmacht, Zuckungen, Frost, Erbrechen, Blutungen aus Mund, Nase und Ohren. — Die örtliche Zerstörung des Giftes ist die erste Aufgabe, also Unterbinden des Gliedes über der Bißstelle. Aussaugen des Giftes mit dem Mund (denn dem Magen schadet es nichts), Auswaschen mit Laugenwasser, mit einer Zigarre brennen.

Innerlich tüchtig Branntwein; Salmiakgeist halbstündlich 5 bis 20 Tropfen, Baumöl eßlöffelweise trinken.

27. Verletzungen durch Biß und Stich giftiger Insekten. Bei uns stechen nur Mücken, Fliegen, Wespen, Bienen, Hummeln und Hornissen. Ihre Wunden sind schmerzhaft, doch nicht gefährlich. Man entferne den etwaigen Stachel aus der Wunde, lege kalte Erde auf, reibe die Stelle mit Öl, frisch durchgeschnittenen Zwiebeln, verdünntem Salmiakgeist oder Bleiwasser ein, bedecke sie mit Heftpflaster oder Briefmarkenrand.

28. Vergiftung durch Milzbrandansteckung; dieselbe geschieht entweder direkt durch Fliegenstiche, Berührung von erkrankten Tieren (Hornvieh, doch auch Pferde und Schweine) oder mittelbar durch ihre Haare (bei Gerbern). Zuerst ein roter Fleck, unter der Haut ein hartes, sich schnell vergrößerndes Knötchen, über dem sich ein mit Jauche gefülltes Bläschen erhebt. Die Härte und Geschwulst greift um sich, wird blau, bedeckt sich mit neuen Brandblasen. Man ätze die angesteckte Stelle mit Ätzkali, brenne sie mit einer Zigarre oder glühendem Eisen, mache fortwährend Umschläge von Chlorkalkauflösung oder Karbolwasser.

(Nach Dr. Karl Frhr. v. Rechenberg, „Hausherr und Hausfrau;“ 1889.)

183. Die Hausapotheke.

„Den Kop holl' kolt, den Foot holl' warm,
Un schlag' di nich to vull de Darm.
De Achterpurt möt apen stahn,
Denn kann de Doctor wiere gahn.“ (Aus Mecklenburg.)

(In's Hochdeutsche übersetzt: „Halte den Kopf kalt und die Füße warm, übernimm dich nicht im Essen und Trinken, sorge für gute Leibesöffnung und du wirst des Doctors (Arztes) entbehren können.“

Jeder verständige Mann wird ein Gegner aller Selbsthülfe in Krankheitsfällen sein, wenn der Arzt in der Nähe und bald zu haben ist. Die Hausapotheke soll nicht den Arzt entbehrlich machen. Auf dem platten Lande kommen aber zahlreiche Fälle vor, wo in plötzlichen Krankheits- und Unglücksfällen schnell ein Mittel zur Hand sein muß, und wo in geringfügigen Fällen man sich selber helfen kann und muß. Wie manches Gut ist meilenweit von der Stadt entfernt, von der ärztliche Hilfe geholt werden kann, — und doch handelt es sich oft um Leben und Tod! Oft sind die Pferde nicht bereit, oft sind die Wege grundlos, oft hinwiederum herrscht ein solches Unwetter, daß die sofortige Fahrt zum Arzte mit Gefahr verknüpft ist und nicht so schnell von statten gehen kann, als es gewünscht wird. In solcher Zeit ist ein Vorrat von Hausmitteln und Arzneien nötig. Natürlich müssen es solche sein, welche durchaus nicht schaden, wenn sie nicht helfen würden. Der Hausapotheke muß ein besonderer Ort im Hause (trocken und luftig) eingeräumt sein. Die verschiedenen Mittel dürfen nicht zerstreut umherliegen, daß man erst Stunden lang suchen muß, wenn man eines derselben benutzen will. Sie müssen in einem Schranke vereinigt und so übersichtlich geordnet sein, daß man jede Art sofort erkennen kann. Thee muß neben Thee, Flüssigkeiten neben Flüssigkeiten, Pulver neben Pulver, Äußeres neben Innerliches (jede dieser beiden Gruppen mit verschiedenfarbigem Etikettpapier versehen u. s. w.) liegen. Jede Art muß numeriert und deutlich bezeichnet sein; alle Gläser müssen

einen festen Verschluß haben; ein Verzeichnis der Mittel (vielleicht alphabetisch geordnet) ist in den Schrank zu legen.

Die Bestandteile der Hausapotheke teilen wir zur bequemeren Übersicht in äußerliche und innerliche, wiewohl manche derselben nach beiden Richtungen hin verwandt werden können.

A. Äußere Mittel.

Thermometer,
Eisbeutel,
Klystier,
Kochsalz,
Kartoffel und Kartoffelstärke,
Petroleum,
Seife,
Senf, Senfspiritus und Senfpapier,
Essig,
Karbolsäure,
Arnikatinktur,
Zinksalbe,
Bleiwasser,
Chlorkalk,
Spanische Fliege,
Übermangansaures Kali,
Borax,
ein Tropfenzähler,
Salmiakgeist,
Essigäther,
Hoffmanns-Tropfen,
Heft- und Englisch-Pflaster,
Charpie, Verbandwatte und Kompressen,
Binden von Leinwand, von Gaze und Flanell,
Gummi-Papier,
Badeschwämme,
mehrere Schlund- und einfache kleine Pinsel,
Kalkwasser,
einige Ohrspritzen von Glas,
Eisenchlorid,
Glycerin,
Alaun,
Kampfer,
Holzkohle.

B. Innerliche Mittel.

Kamille,
Pfefferminze,
Baldrian-Thee,
Baldrian-Tinktur,
Leinsamen und Leinöl,
Lakritzen,
Salep,
Milch,
Kaffe,
Hühnerei,
Kreide,
gebrannte Magnesia,
Brausepulver,
doppelt kohlensaures Natron,
Fliederthee,
Abführmittel:
St. Germainthee,
Ricinusöl,
Kurella's Brustpulver,
Rhabarbersaft,
Wiener Tränkchen,
Sennesblätter mit Pflaumen;
Wacholderbeeren,
Petersilienwurzel,
Hafergrütze,
Fenchel,
Holzkohle.

A. Äußere Mittel.

1. Das Thermometer ist am Krankenbett nicht zu entbehren. Der Mensch gleicht einem wandelnden Ofen; das Feuerungsmaterial bezieht er aus den Speisen und Getränken, die er zu sich nimmt; das zum Brennen nötige Feuer erhält er aus dem Sauerstoff der Luft, welchen seine Lunge einatmet. Die bei diesem Verbrennungsprozeß erzeugte Wärme beträgt im gesunden Zustande $37^1/_2{}^0$ C. (Körperwärme; Eigenwärme), sie steigt jedoch bei jeder fieberhaften Krankheit, weil bei jeder fieberhaften Krankheit ein Übermaß von Wärme erzeugt wird. Es ist das 100teilige Celsius'sche Thermometer (ohne Holzfassung) anzuschaffen. Man führt die Quecksilberkugel des Instrumentes in die Achselhöhle und läßt sie 20 Minuten darin liegen, indem der Kranke den Oberarm seitlich

stark verdeckt. Nach dieser Zeit hat die Quecksilbersäule ihren höchsten Stand erreicht und giebt den augenblicklichen Wärmegrad an.

2. Der Eisbeutel ist in mehreren Exemplaren aus Gummi vorrätig zu halten; durch Schweinsblasen sind dieselben nicht völlig zu ersetzen. Die Eisstücke haben Wallnußgröße. Eis verwahrt sich am besten auf Stroh in einem Holzgefäß und mit Wollzeug bedeckt; es spaltet sich leicht, wenn man eine Stecknadel aufsetzt und mit einem Hammer darauf zuschlägt.

3. Das Klystier ist in der Hausmedizin meist wirksamer, als alle Arzneien. Je nach Bedürfnis werden Kaltwasser- oder Warmwasserklystiere angewandt. Eine große Anzahl verschiedener Formen und Konstruktionen von Klystieren sind im Handel, man wähle nur Praktisches.

4. Das Kochsalz leistet auch in Krankheitsfällen wichtige Dienste: Rachenentzündung, Blutandrang nach dem Kopf, Darmentleerung; bei Vergiftungen durch narkotische Stoffe; Bluthusten und drohendem Ausbruch von epileptischen Krämpfen.

5. Kartoffeln und Kartoffelstärke. Rohe Kartoffeln gegen Insektenstiche und Brandwunden ersten Grades. Stärke als Streupulver beim Wundsein der Kinder; Stärke-Abkochung als Klystier bei Durchfall und Ruhr der Kinder.

6. Das Petroleum bei noch nicht aufgebrochenen Frostbeulen abendlich einzureiben.

7. Seife in Lösung als Klystier; denselben Erfolg bei Kindern durch in den Mastdarm geführte Seifenzäpfchen. Bei chronischen Hautleiden, besonders der Kinder, täglich 1 Pfd. gewöhnliche Hausseife geschabt als Zusatz zum Bade; beim Jucken der Haut auch Hauteinreibung; Seifenbäder, eine Viertelstunde lang, bei eiternden Wunden, z. B. Fingergeschwür. — Innerlich die Lösung schleunigst und oft bei Vergiftungen durch Säuren trinken.

8. Senf, Senfspiritus und Senfpapier: Wirksam bei unzähligen Krankheiten; z. B. Zahn-, Brust- und Kopfschmerzen, Rheumatismus, Magenkrampf, anhaltendes Schlucken. — Der Senf kommt vor als Senfmehl (pulverisierte schwarze Senfkörner); Senfspiritus (Verdünnung des Senföls mit Alkohol) ist sehr flüchtig: fest zukorken! Senfpapier (Senfmehl durch Walzen auf Papier aufgetragen und durch Klebmittel befestigt); jahrelang haltbar; beim Gebrauch mit Wasser anzufeuchten und aufzulegen. Senfpulver als Zusatz zu warmen Fußbädern bei Asthma, Blutstockungen im Unterleib und Kongestionen nach dem Kopf. Die Füße bleiben 10 Minuten lang bis zu den Knöcheln im Wasser stehen.

9. Der Essig: als Riechmittel bei Ohnmachten, Erschöpfung durch Blutverlust; bei Blutungen und geplatzten Aderknoten als Umschlag, bei Nasenbluten, Mund- und Zahnbluten; bei Lungen- und Magenblutungen Umschläge; bei Schlagfluß Klystiere. (Das Verdampfen von Essig auf glühenden Platten, Ofen 2c. ist völlig nutzlos.)

10. Die Karbolsäure, eines der besten Mittel gegen die Krankheitskeime (Bakterien 2c.). Selbst bei kleinen Verletzungen dieselben mit Karbolwasser gehörig reinigen, dann mit Verbandwatte und Gummipapier bedecken. Karbolsäure ist ein gefährliches Gift, also Vorsicht! Ist nur in $2^1/_2$prozentiger Verdünnung und mit der Aufschrift: „Karbolsäure-Gift!" aufzubewahren.

11. Die Arnikatinktur ist nicht bei offener Wunde anzuwenden; wohl bei stärkeren Anschwellungen durch Quetschung und bei Blutergüssen unter die Haut. Bei Gebrauch verdünnt man die Tinktur mit Wasser und verwendet sie zu Umschlägen und Waschungen.

12. Die Zinksalbe ist vortrefflich bei nässenden Hautflechten, aufgesprungener Haut, Ausschlägen, vor allem bei eiternden Geschwürsflächen; wird auf Charpie gestrichen aufgelegt.

13. Das Bleiwasser ist wirksam bei Entzündungen der Haut und des Zellgewebes, Quetschungen und Brandwunden; auch bei Hautabschürfungen und kleinen Eiterungen am Schienbein. Auf Leinen, gut durchtränkt damit, angewandt; ist giftig! Gut umschütteln und gut verkorken!

14. Der Chlorkalk ist ein wichtiges Desinfektionsmittel; man gießt in eine Schüssel voll Chlorkalk einen Eßlöffel Wasser und rührt nun mit einem Stäbchen. Noch energischer wirkt es, wenn statt Wasser ein Löffel Schwefelsäure genommen wird (die Lunge sehr belästigend!).

15. Die Spanische Fliege als Pflastermasse meist nur hinter das Ohr abends gelegt, da die Wirkung dann am nächsten Morgen sich einstellt.

16. Das übermangansaure Kali, vorzüglich zu Waschungen nach Berührung von Leichen, ansteckenden Krankheiten und faulen, ekelhaften Dingen, besonders aber als Gurgel- und Mundwasser nützlich (gegen üblen Geruch im Munde); desgleichen zum Auswaschen von angegangenem Geflügel, Fischen, Hasen, Fleisch ꝛc.

17. Der Borax nützlich gegen Schwämmchen der Kinder: 1 Teil Pulver auf 25 Teile Wasser, damit gepinselt aller paar Stunden. Der übliche Zusatz von Rosenhonig ist schädlich.

18. Der Tropfenzähler ist sehr nützlich, da selten das richtige Austropfen aus einem gewöhnlichen Glase gelingt. Das Patenttropfglas ist käuflich und nicht teuer.

19. Salmiakgeist (Ammoniak in Wasser gelöst); nur äußerlich teils als belebendes Riechmittel bei Ohnmachten, teils verdünnt aufgestrichen; bei Insektenstichen sehr wirksam; einige Tropfen dem Waschwasser zugesetzt zur Reinigung der Hände, des Gesichts, schweißiger Füße, der Haare; bei Kopf- und Zahnschmerzen, Stockschnupfen (Einatmen); zur Reinigung von Ölanstrichen, Silberzeug, Spiegeln und Fenstern, aller Art von Bürsten u. s. w.

20. Der Essigäther ist ein gutes Riechmittel bei Ohnmachten, ein Theelöffel voll auf das Taschentuch; auch Stirn und Schläfen damit einreiben.

21. Die Hoffmanns-Tropfen bestehen aus 1 Teil Äther mit 3 Teilen Alkohol; Riechmittel und Einreibung bei Ohnmachten; auch einige Tropfen auf Zucker; bei Asthma 1 Theelöffel mit 3 Theelöffel Wasser vermischt.

21. Heft- und Englisch-Pflaster, bei kleinen Schnitt- und Rißwunden, besonders am Finger; stillt auch den Schmerz bei Insektenstichen. Englisch-Pflaster ist Seidenzeug mit Hausenblasenauflösung bestrichen.

22. Charpie und Verbandwatte. Charpie nur aus reiner alter Leinewand herstellen; für jeden neuen Verband neue Charpie; ist jetzt, und mit Recht, weniger im Gebrauch. Verbandwatte, karbolisierte, ist käuflich und billig.

23. Binden von Leinwand, Gaze und Flanell; für plötzliche Vorfälle ein Vorrat (verschiedener Länge und Breite) nötig; mit Bändchen zu versehen, Gazebinden 4—7 cm breit.

24. Gummipapier zum Bedecken antiseptischer Verbände, 2—3 m.

25. Badeschwämme: 3—4 Stück, gut ausgekocht und durchaus rein, oftmals mit Carbolwasser getränkt; bei blutenden Verletzungen.

26. Mehrere Schlund- und einfache Pinsel: bei Diphtheritis der Kinder; kleinere Pinsel bei Augen-, Mund- und Ohrenleiden.

27. Kalkwasser, bei Halsentzündungen jeder Art unentbehrlich, namentlich bei Diphtheritis: 1—2 Eßlöffel in 1 Obertasse laues Wasser alle halbe Stunden recht tief gurgeln. Ist auch für Kinder (der Milch eßlöffelweise zugesetzt) ein gutes säuretilgendes und knochenverbesserndes Mittel. Das Gefäß ist fest zu verkorken. Selbst herzustellen durch Löschen des ungelöschten Kalkes und davon die klare Flüssigkeit für den Gebrauch abgießen.

28. Einige Ohrspritzen von Glas, sind zum Ausspritzen kleiner Körperhöhlen oft zu gebrauchen.

29. Eisenchlorid, bei starken Blutungen einige Tropfen auf die blutende Stelle.

B. Innere Mittel.

1. Die Kamille ist so recht der Leibfreund der Frauenwelt. Die vielseitige Anwendung als Umschläge, Thee ꝛc., ist bekannt.

2. Pfefferminze, Baldrian und Baldriantinktur haben in ihrer Wirkung mit der Kamille vieles gemein. Die Tinktur wirkt auffallend bei allen hysterischen Leiden, besonders Magenkrampf (10—15 Tropfen stündlich in 1 Theelöffel Wasser.)

3. Leinsamen und Leinöl. Trinken von warmen Leinsamenthee bei alten und frischen Lungenkatarrhen; Leinsamen äußerlich zu Eiterung befördernden Beiumschlägen, ähnlich der Hafergrütze, verwandt. Leinöl mit Kalkwasser zu gleichen Teilen vermischt bei Brandwunden.

4. Lakritzen, nur aus der Apotheke zu kaufen, besonders bei Katarrh der Luftwege, kitzelndem Husten und chronischer Rachenentzündung.

5. Der Salep als Schleim gegen den Darmkatarrh der Kinder; dazu wenn nötig Salep-Klystiere.

6. Die Milch, der Kaffee und das Hühnerei sind auch wichtige Hausmittel bei den verschiedensten Zufällen.

7. Die Kreide, geschabt und mit Wasser getrunken, stumpft die Säuren bei Vergiftungen durch diese ab und verwandelt sie in harmlose Kalksalze.

8. Die gebrannte Magnesia wirkt ähnlich, ganz vorzüglich bei akuter Arsenikvergiftung, mit 20fachen Wasser vermischt und viertelstündlich 4—6 Eßlöffel genommen.

9. Brausepulver (eine Mischung von doppelt kohlensauren Natron und weinsteinsaurem Kali); durch Zusatz von Wasser entweicht die Kohlensäure: für verschiedene Fälle niederschlagend und beruhigend.

10. Das doppelt-kohlensaure Natron, im Wesentlichen das bekannte Bullrich'sche Salz, gegen Sodbrennen, Magensäure und Aufstoßen.

11. Der Fliederthee (Hollunder) bei leichten Erkältungszuständen; auch recht nützlich bei beginnenden Zahngeschwüren.

12. Abführmittel: St Germainthee, Rizinusöl (mit wenig Kaffee oder Wein); Kurella'sches Brustpulver; wässeriger Rhabarbersaft; Wiener Tränkchen und Sennesblätter mit Pflaumen.

13. Wacholderbeeren: bei dicken Füßen und anschwellendem Unterleib; eine handvoll mit $^1/_2$ Liter Wasser oder Bier zur Hälfte eingekocht und binnen ein Paar Stunden getrunken.

14. Petersilie; die Wurzel dient ähnlichen Zwecken wie die Wacholderbeeren.

15. Hafergrütze, als Nahrungsmittel für Kinder statt der Milch, wenn ihnen diese wegen Darmkatarrh entzogen werden muß. Auch als stopfendes Klystier zu verwenden. Vielfach auch zu Beinumschlägen bei beginnenden Eiterungen gebraucht.

16. Fenchel: gegen katarrhalische Beschwerden; für kleine Kinder bei Blähungen; bei verdorbenem Magen.

Außer den genannten Mitteln wachsen bei uns noch so mancherlei heilsame Kräutlein, von denen wir hier nur nennen wollen: das Dreiblatt oder der Fieberklee, der Kalmus (Wurzel), das Tausendgüldenkraut, die Nelkenwurzel (Geum urbanum), der Beifuß (Artemisia vulgaris), der Wermut, die Schafgarbe, das Johanneskraut oder Hartheu (Hypericum perforatum), das Sandruhrkraut (Gnaphalium arenarium), harntreibend; der Salbei, zum Gurgeln und Ausspülen des Mundes; Malve (Malva sylvestris), zum Gurgeln bei Halsentzündungen, Waschen offener Geschwüre; die Lindenblüten (ohne das Ansatzblättchen), sehr schweißtreibend u. s. w.

(Z. T. nach Dr. Karl Freih. v. Rechenberg, „Hausherr und Hausfrau", 1889.)

184. Gesundheits-Tafel.

Willst du leben froh und in die Läng',
Leb' in der Jugend hart und streng,
Genieße alles, doch mit Maß,
Und was dir schlecht bekommt, das laß.

Mit Milch fängst du dein Leben an,
Mit Wein magst du es wohl beschließen;
Doch fängst du mit dem Ende an,
So wird das Ende dich verdrießen.

Der Wein erfreut des Menschen Herz,
Zuviel getrunken, macht er Schmerz;
Er öffnet sträflich deinen Mund
Und thut selbst dein Geheimnis kund.

Das Wasser ist der beste Trank,
Es macht fürwahr dein Leben lang,
Es kühlt, es reiniget dein Blut
Und giebt dir frischen Lebensmut.

Schlaf ist des Menschen Pflanzenzeit,
Wo Nahrung, Wachstum baß gedeiht,
Und selbst die Seel', vom Tag verwirrt,
Hier gleichsam neu geboren wird.

Willst immer froh und heiter sein
Denk' nicht: „Es könnte besser sein,"
Arbeite, bet', vertraue Gott,
Und hilf' dem Nächsten aus der Not.

Willst sterben ruhig, ohne Scheu,
So lebe deiner Pflicht getreu;
Betracht' den Tod als deinen Freund,
Der dich erlöst't und Gott vereint.

(Dr. Chr. W. Hufeland.)
* 12. Aug. 1762, † Berlin 25. Aug. 1836.

185. Hauswirtschafts-Tafel.

Asche, deren Nutzen im Haushalte. Die Asche, gleichviel ob von Holz- oder Steinkohle, (wenn von Holz auch besser), ist ein vorzügliches Reizmittel, den Keim der Samen zu wecken. Wird der Samen eingeweicht und vor der Saat mit Asche bestreut, so ist die Wirkung bald ersichtlich und Insekten greifen einen solchen Samen nicht gerne an. — Als Reinigungsmittel der Luft in dumpfen Gärten, unter dichtstehenden Obstbäumen, oder in engen Häusern, wo Weinstöcke sich befinden, ist die Asche unübertrefflich, wenn man sie ohne weiteres um den Stamm der Pflanzen ausstreut. Zur Vertilgung des Ungeziefers leistet die Asche die besten Dienste. Junge Sämlinge, welche von Schnecken und dergl. zu leiden haben, sind am besten geschützt, wenn sie mit Asche überstreut werden. Wenn man die Asche mit etwas Boden, Kalk und Wasser zu einem Brei anrührt und mit diesem die Baumstämme bestreicht, so ist ihre Wirkung zur Abhaltung des Ungeziefers, zur Erhaltung einer gesunden Rinde und zur Vertilgung des Mooses und der Flechten unverkennbar. Zur Vertilgung der Engerlinge und aller im Boden lebenden Insekten ist die Asche ein wirksames Mittel, wenn solche oben aufgestreut und durch Umgraben in den Boden gebracht wird. Bei hohlen und alternden Obstbäumen, welche mit Faulstellen behaftet sind, macht man einen dicken Brei, dem man wegen besserer Haltbarkeit etwas Lehm beifügt, beschmiert die faulen Stellen damit und bindet die äußeren noch mit einem Tuche zu. — Topfbäume und Pflanzen werden vor Würmern, welche durch die untere Öffnung des Topfes sich einschleichen wollen, geschützt, wenn man die Töpfe auf Asche stellt. Zur Düngung der Obstbäume ist die Asche ebenfalls wertvoll; man streut sie entweder ohne weiteres auf die Oberfläche des Bodes um die Bäume aus, oder man wendet sie im Spätsommer zur Kräftigung sehr volltragender oder schwachtreibender Obstbäume an, indem man mit einem kleinen Spaten ringsum Löcher in die Erde stößt, in jedes eine Hand voll Asche bringt und solche von Zeit zu Zeit mit Wasser füllt. Je feuchter der Boden, desto wirksamer die Asche. In trockenem Erdreich kann sie, zu häufig angewendet, jedoch auch schädlich werden. Die Lauge von Holzasche wird noch hier und da bei dem Waschen und Bleichen braucht.

Asche zur Verlängerung des Feuers. Die Asche der Steinkohlen enthält immer noch eine beträchtliche Menge Kohlenstoff, der sich leicht verwerten läßt dadurch, daß man die Kohlenasche vermittelst Zusatzes von Wasser zu einem dicken Brei verrührt und diesen als Brennmaterial benutzt. Derselbe giebt eine anhaltende Wärme und läßt sich vorzüglich verwerten zur Unterhaltung der Stubenwärme. Er hinterläßt eine glasige Schlacke. Allerdings muß das Feuer, wenn man den dicken Aschenbrei darüber schüttet, in voller Glut sich befinden; auch muß die Schüttung in schräg aufsteigender Richtung auf dem Feuer liegen, also an einer Seite läßt man etwas Luftzug; anders würde das Feuer bald erstickt.

Apfelmus, wenn wenig Äpfel vorhanden. Man entfernt Stiele, Blüten und schlechte Stellen, schneidet die Äpfel in Stücke, setzet sie mit wenig Wasser, etwas Citronenschale oder Ingwer aufs Feuer und lässet sie weich kochen. Dann wird die Masse durchgeschlagen. Das Mus setzt man nochmals ans Feuer und rührt, wenn es kocht, ein wenig in Wasser klar gequirltes Kartoffelmehl und den Zucker darunter. Das Mus wird dann steifer als gewöhnlich, doch hüte man sich einen Mehlbrei daraus zu machen. Man erhält vielmehr Mus, wenn man vor dem Anrichten ein Eiweiß zu Schnee schlägt und darunter mischt.

Apfel-Gelee aus unreifen Äpfeln. Nicht ganz reife Äpfel sind zum Gelee besser als reife geeignet, weshalb auch Fallobst hier zur Benutzung kommen kann. Die Äpfel bleiben ungeschält, werden gewaschen und möglichst weich gekocht, doch nicht so, daß sie zu Brei werden. Nun kommen die Äpfel samt ihrem Saft in ein Gefäß, in welchem Alles 2—3 Tage stehen bleibt. Während dieser Zeit geht ein Prozeß vor sich, welcher die Äpfel zu besseren Geleebildung geeigneter macht. Nach dieser Zeit kommen nun die Äpfel in einen groben Sack, welcher über ein Gefäß gehängt wird, so daß der Saft in dieses abtropft. Um das Abtropfen zu befördern, kann man den Sack leicht drücken, doch immer nur in der Weise, daß der Saft nicht trübe abfließt. Ist solches nun geschehen, so wird die Flüssigkeit sirupdick eingekocht und Zucker während des Kochens nach Geschmack hinzugefügt, und ehe der Saft dick wird, wird noch eine Kleinigkeit Vanille, Zimmt, Ingwer u. dgl. zugesetzt. Der erkaltete Saft wird in Flaschen, Einmachegläser oder Töpfe gefüllt und diese nun gut verschlossen. Dergleichen Gelee schmeckt gut

zu Brot und ist für Kinder ein Leckerbissen.

Birnen, das Einmachen derselben. Es werden 2 Pfd. geschälte Birnen durchgeschnitten, vom Kernhaus befreit und beim Schälen ins Wasser geworfen, damit sie hübsch weiß bleiben. Die Kochmischung besteht aus 3 Pfd. Zucker mit $1^1/_2$ Liter Weinessig (vielleicht mit wenig Wasserzusatz), 8 Gr. Kanehl (Zimmt) und wenig Zitronenschale. Nach dem Schälen werden die Birnen eingelegt und solange gekocht, bis sie sich mit einem spitzen Holz leicht durchstechen lassen. Die fertig gekochten Birnen werden in das Einmacheglas (Hafen) gelegt, und, nachdem so mit den 9 Pfd. Birnen verfahren, wird der Saft zu Syrup eingekocht und über die Birnen gegossen. Nach einigen Tagen stehen lassen wird der wieder dünngewordene Saft abgelassen, nochmals dick eingekocht, abgekühlt und über die Birnen gegossen. Jetzt werden die Hafen mit Pergamentpapier zugebunden.

Beerenweine und Fruchtsäfte: a) Heidelbeerwein (Bickbeerwein). Die Heidelbeeren werden ausgepreßt, nachdem sie gequetscht etwa 24 Stunden im Keller gestanden haben. Dann löst man Zucker, wobei auf 1 Liter Saft $^1/_4$ bis $^3/_4$ Pfund gerechnet wird, über Feuer in Saft oder auch in Wasser auf, gießt ihn noch warm zu dem übrigen Saft, der bereits in ein Faß gefüllt ist und schüttelt das letztere tüchtig, damit eine vollständige Vermischung eintrete; oder noch besser, man gieße, mit Zuckerlösung anfangend, abwechselnd 2 bis 4 Liter von dieser und dann dasselbe Quantum Saft in's Faß und lasse den Saft ebenso wie Johannisbeermost oder Brombeermost zu Wein vergähren. Ein Zusatz von 1 Liter Cognak, Franzbranntwein oder Weingeist auf 25 Liter Most verbessert den Wein sehr. — b) Preißelbeerwein (Kronsbeerwein.) Die Preißelbeere giebt, bei richtiger Behandlung einen der vorzüglichsten Beerenobstweine von gutem Geschmacke und ausgezeichnetem Aroma. Die vollständig reifen, gut verlesenen Beeren werden mit einer hölzernen Keule in einem geeigneten Gefäße zerquetscht und ausgepreßt. Den Trestern setzt man einen Teil des später beizufügenden Wassers zu, läßt sie über Nacht stehen und preßt sie nochmals rein aus. Hierauf setzt man zu 10 Liter Saft der ersten Pressung 30—35 Liter Wasser, und will man nur einen gewöhnlichen Haustrunk herstellen: $6^1/_2$, für Tischwein 8, für schweren Wein 10 und für Likörwein 15 Kilogramm Zucker hinzu. Der Zucker wird am besten in einem Teile des zur Verwendung kommenden Wassers über mäßigem Feuer gelöst und mit Saft und Wasser gemischt. Nachdem man den so hergestellten Saft in ein geeignetes Faß gebracht, welches am besten nur zu $^9/_{10}$ gefüllt wird, setzt man, um den Beginn einer kräftigen Gärung zu beschleunigen, 1—2 Eßlöffel voll gute, frische Weinhefe zu, verschließt das Spundloch mit einer entsprechenden Gärvorrichtung, lagert es in einem Raum von 20 Gr. C. und überläßt es der Gärung, welche in durchschnittlich 6—8 Wochen vorüber sein wird. Hierauf zieht man den Wein auf ein anderes Faß, in welchem er weitere 2 Monate bei derselben Temperatur lagert. Hat sich der Wein soweit geklärt, daß er als flaschenreif bezeichnet werden kann, was dann der Fall ist, wenn ein dem Fasse entnommenes Glas Wein, welches man 12 Stunden im warmen Zimmer stehenließ, sich nicht trübt oder aufsteigende Blasen zeigt, so zieht man ihn auf Flaschen, taucht diese, gut verkorkt, behufs luftdichten Verschlusses in geschmolzenes Paraffin und bewahrt sie stehend im Keller auf. Wie alle Beerenobstweine, gewinnt auch dieser durch längeres Lagern, und er sollte darum nicht schon im ersten Jahre in den Handel gebracht werden. — c) Johannisbeerwein. Wenn man die Johannisbeeren zu 10 Pfg. das Pfund und den Zucker zu 35 Pfg. das Pfund rechnet, kann man sich einen haltbaren, schönen Tischwein herstellen, welcher nicht teurer als höchstens 20 Pfg. die Flasche zu stehen kommt. Sehr viel kommt auf das passende Verhältnis von Saft, Zucker und Wasser an. Der Alkoholgehalt des Weins richtet sich nach dem größeren oder geringeren Zusatz an Zucker. Zur Entsäuerung der Beeren muß stets die doppelte Quantität Wasser zum Saft zugesetzt werden, also auf 1 Ltr. Saft 2 Ltr. Wasser. Für Dessertwein rechnet man auf 1 Ltr. Saft 2 Pfd. Zucker, für Tischwein auf 1 Ltr. Saft 700 Gr. Zucker. Außerdem empfiehlt es sich, um einen bouquetreichen Wein zu erzielen, eine kleine Quantität kernfreier Rosinen hinzuzuthun, etwa auf 10 Pfd. Zucker $^1/_2$ Pfd. Rosinen Beispiel für Dessertwein. Ein 40 Ltr.-Faß: 10 Ltr. Saft, 20 Pfd. Zucker, 1 Pfd. Rosinen, das Übrige Wasser. Hiernach muß für Zucker immer ein entsprechendes Wasserquantum vom Gehalt des Fasses abgezogen werden. Der Zucker wird in heißem Wasser aufgelöst und lauwarm ins Faß gefüllt. Da auf eine möglichst gleichmäßige Vergärung des Weins alles ankommt, muß das Faß in einem Raum untergebracht werden, wo eine Temperatur herrscht, die keinen großen Schwankungen unterworfen ist; sie darf

nicht unter 12 Grad Reaumur sinken und nicht über 15 Grad Reaumur steigen. Die Luft muß durchaus frei von üblen Gerüchen sein. Will nach der stürmischen Gärung keine gleichmäßige Gärung eintreten, und sogar die Gärung stocken, entferne man mit einem silbernen Löffel den Dost durch das Spundloch, der oft eine dicke Kruste bildet, und rühre den Inhalt mit einem hölzernen Stab tüchtig durch. In den ersten Wochen der Gärung muß etwa alle 8 Tage entweder mit altem Johannisbeerwein oder mit Zuckerwasser nachgefüllt werden. Nach vollendeter Gärperiode und nach Ablassen von der Hefe ist das Faß spundvoll zu machen und dicht zu verspunden bis der Inhalt auf Flaschen gezogen wird. — d) Himbeerensaft ungekocht herzustellen. Auf 10 Pfd. Himbeeren nimmt man 70 Gr. in wenig Wasser aufgelöste Weinsteinsäure. Die Frucht wird zerdrückt, die Weinsteinsäure zugegeben und das Ganze 24—36 Stunden stehen gelassen, dann in einen Beutel gegeben zum Durchlaufen. Zum durchgelaufenen Saft nimmt man zu je 1 Pfd. Saft, 1 Pfd. zerriebenen Zucker, rührt es eine Stunde, giebt es auf Flaschen, läßt diese 14 Tage mit einem Mullläppchen zugedeckt stehen, korkt sie dann fest zu; ebenso kann man mit Johannisbeeren, Erdbeeren ꝛc. verfahren. — e) Kirschenschnaps. 4 Pfd. Kirschen, halb Sauer-, halb Süßkirschen, werden ausgesteint, das Kirschfleisch zerdrückt, die Hälfte der Steine entzwei geklopft, einige Stücke Kaneel (Zimmt), 8—10 Nelken hinzugethan und das Ganze mit $2^1/_4$—$2^1/_2$ Ltr. guten Kornbranntwein (nicht Kümmel) übergossen. Nach 1—2 tägigem Stehen (zugedeckt) wird die Masse durch einen Filterbeutel gegeben und mit 1 Pfd. im Wasser getauchten und gekochten Zucker vermischt, auf Flaschen gethan und fest zugekorkt. Der Schnaps ist sehr schmackhaft und kann sogar als Kirschenlikör gelten, nur daß er nicht so voll und rund ist.

Betten, das Lüften derselben. Gewöhnlich wird diesem wichtigen Erfordernis für die Gesundheit zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Eine sorgsame Hausmutter soll darauf sehen, daß alle Betten sogleich, nachdem sie verlassen sind, gelüftet werden. Die Unreinigkeiten, welche durch die unmerklichen Ausdünstungen dem menschlichen Körper entströmen, bestehen aus winzigen Atomen, (Bakterien ꝛc.), welche, wenn sie nicht entfernt werden, vom Bette eingesogen werden und nicht nur dieses ungesund machen, sondern auch die Luft des Zimmers für längere oder kürzere Zeit verderben. Jede Person, die das Bett benutzt hat, sollte deshalb beim Aufstehen die Decke vollständig zurückschlagen, sowie dafür sorgen, daß die Fenster sobald als möglich geöffnet werden und wenigstens eine Stunde lang offen bleiben. Je früher Betten und Schlafzimmer gelüftet werden, desto günstiger ist die Wirkung dieser Maßregel. — Außerdem müssen im Herbst und Frühjahr mindestens je einmal die Betten an trockenen Tagen in's freie gebracht und darnach tüchtig geklopft und abgebürstet werden.

Butter, deren Aufbewahrung. Das beste Mittel dafür ist das Übergießen der fest eingeschlagenen, an einen möglichst kühlen, luftigen Ort gestellten Butter mit Salzsoole, welche so stark ist, daß sie eine Kartoffel trägt (circa 15% Salz enthält). In Holland wird die Butter so behandelt und versandt, wo sie selbst die Linie zu passieren hat. Freilich muß solche Butter schon an sich gut sein, auch vorzüglich geknetet, wiewohl nicht stark gesalzen sein, wozu aber etwas feiner Zucker und ein wenig Salpeter genommen werden. Das Salzwasser bleibt über der Butter stehen, bis die Tonne zum Versenden zuschlagen wird. In dieser Weise können diejenigen Hausfrauen, welche im Sommer für den Winter Buttervorräte in Steintöpfen aufbewahren wollen, auch verfahren.

Borax, für die Haushaltung. Der Borax ist wegen seiner fäulniswidrigen, desinfizierenden Eigenschaften von Alters her in Gebrauch. Als Bade- und Waschmittel bei unreinem Teint ist er von ausgezeichneter Wirkung, bei Lichtscheu der Augen dient er als Augenwasser (1 prozentige wässerige Lösung), in der Kinderpraxis ist er zum Gurgeln und Pinseln brauchbar, außerdem wirkt er günstig bei Harngries, Nieren- und Blasensteinen. Der Preis des Borax ist in den letzten Jahren beispiellos billig geworden; z. Zt. 1 Mark für das Kilogramm.

Die bedeutendste und wichtigste Anwendung des Borax für den Hausgebrauch — nämlich für die Wäsche — kennt man bei uns in Deutschland noch zu wenig. Man weicht die unreine Wäsche vor der Behandlung mit Seife in Boraxwasser statt in Soda ein und erhält das Linnen ꝛc. hierdurch blendend weiß, unversehrt und weich. Borax löst mit Leichtigkeit Fette und Öle, ja sogar Wachs auf und macht das härteste Wasser weich. Wenn wir zum Einweichen der Wäsche Borax nehmen, so werden die Mehrkosten gegenüber der Soda reichlich durch Mindergebrauch an Wäsche und Seifenersparnis gedeckt. Auch beim

Waschen und Baden des Körpers ist es zweckdienlich und für die Zartheit und Reinheit der Haut vorteilhaft, dem Wasser etwas vorher in kochendem Wasser aufgelösten Borax zuzusetzen.

Beim Kochen von Gemüsen ꝛc., beim Konservieren von Milch, Butter, Fleisch, Geflügel, Fisch u. a. m. dient Borax mit großem Erfolge. Die meisten Konservierungssalze bestehen größtenteils aus Borax. Auch die Erfolge der Glanzplätterei, die auf der Verwendung des Borax zur Stärke (ein Theelöffel Borax zu 4 Eßlöffel Stärke und 4 Wassergläser mit Wasser) beruhen, kann jede Hausfrau erreichen. Für den Hausgebrauch müßte man, wie dies in anderen Ländern üblich ist, pulverisierten Borax in Pfund- und Kilopacketen vorrätig halten. Die Versuche, in welchen Fällen Borax anzuwenden ist, namentlich, wie es konservierend für Nahrungsmittel gebraucht werden kann, sind durchaus noch nicht abgeschlossen; hier kann Jeder experimentieren, namentlich dürfte hier die Mithilfe der praktisch denkenden deutschen Hausfrau noch besondere Erfolge erringen. Erwähnen wollen wir noch, daß der Borax (1 Teil Borax mit 2 Teilen Zucker und 3 Teilen Mehl) zur Tötung bezw. Vertreibung der Küchenschaben mit Erfolg angewandt werden kann.

Enten, junge, vom Teich zu bringen. Man muß einmal den unverhaltenen Ärger einer Hühnerwärterin mit erlebt haben, um zu wissen, daß es in der Regel eine recht mühsame, verdrießliche Arbeit ist, das junge Entenvolk ans Land zu bringen. Ein praktisches, von meinem Vater erdachtes Mittel, dies zu erreichen, schreibt Ingenieur v. Neergard-Holstein, ist folgendes: In eine geteerte, dicke Schnur bindet man faustgroße Korkstücke geringerer Sorte, dann befestigt man das Ende am Ufer in der Nähe derjenigen Stelle, wo man die Enten an's Land treiben will und legt die Schnur an der einen Hälfte des Teichufers entlang. Am Abend erfaßt man das freie Ende und zieht die Schnur, am Ufer weitergehend, über den Teich. Sämtliche Enten werden vom Teich verschwinden, da sie die Berührung ihrer Schwimmhäute mit der Schnur scheuen. Schon am nächsten Abend warten sie das Herannahen der schwimmenden Schnur gar nicht ab, sondern flüchten sich flatternd und schnatternd an's Land.

Epheuwände, deren Schädlichkeit. Die Gewohnheit, Epheu an die Häuser zu pflanzen und sie dadurch trocken zu erhalten, gehört zu den größten Irrtümern. Eine Wagenremise, deren eine Wand mit Epheu umkleidet war, zog die Feuchtigkeit so an daß dieselbe dem Wagenlack der Kutschen schädlich wurde; man riß sie herunter und hatte alsbald wieder einen trockenen Raum für dieselben. Ein Arbeiterhaus wurde an der Seite, die mit Epheu überzogen war, von einem scharfen Winde, der drei Tage anhielt, gestreift, der Epheu löste sich teilweise ab, und die Einwohner baten, denselben ganz beseitigen zu dürfen, da sie seit Jahren nicht so trockene Zimmer gehabt hätten. Die Kirche eines Dorfes, die 32 Meter hoch von oben bis unten mit Epheu überzogen war, mußte repariert werden, man entfernte ihr grünes Kleid, und nun zeigte sich die zerstörende Wirkung desselben in dem verwitterten Gestein. Die meisten Forstleute haben gewöhnlich keine Schwärmerei für Epheuranken an ihren Bäumen, denn obwohl der Epheu nicht zu den Schmarotzerpflanzen zählt, hemmen sie doch deren Entwickelung, wenn sie sie auch gerade nicht töten. Am schädlichsten ist er den Gypswänden, die er sehr bald zerstört. Sehr bezeichnend ist es, daß der Epheu an ganz trockenen Wänden oder toten Bäumen sich nie ohne vorhergegangene Befestigung aufranken wird, ist ihm der erste Anhalt darin gegeben, dann schmückt er auch den toten Baum mit neuem Leben. Zu all derartigen Dekorationen ist der irländische Epheu der beste, da er schnell wächst und seine großen Blätter jede Fläche leicht und schnell bedecken.

Eier, deren Alter zu erkennen. Um beim Ankauf der Eier das Alter derselben zu ermitteln, kann man außer der bekannten Lichtprobe, bei welcher im Innern der Eier um so mehr dunkle Punkte zu erblicken sind, je älter sie sind, auch die Schwimmprobe anzuwenden. Man gießt zu diesem Zweck in einen Topf auf 120 Gr. Kochsalz 1 Klgr. (Ltr.) heißes Wasser. Legt man in die erkaltete Lösung frische Eier, so sinken sie langsam zu Boden; (in ungesalzenem Wasser rasch) einige Tage alte Eier schwimmen unten, etwas ältere weiter höher, ganz alte schwimmen auf der Flüssigkeit, faule ragen oft über die Hälfte hervor, sogar in ungesalzenem Wasser. Schwimmer, namentlich Hochschwimmer, haben selbstverständlich nicht den Wert der gesunkenen frischen Eier.

Eier, das Kochen derselben. Wenn die Eier in lebhaft kochendes Wasser gethan, die Hitze hinlänglich und so viel Wasser im Gefäß ist, daß ersteres nicht aus dem Kochen kommt, so haben die Eier, gerechnet genau vom Einlegen, folgende Kochzeit notwendig:

Nach 1 Minute ist der gesamte Inhalt noch flüssig;
nach 2 Minuten ist der an der Schale liegende Teil des Weißen bereits hart, die andere Hälfte desselben zitternd weich, das Dotter aber noch ganz flüssig;
nach 3 Minuten ist das Weiße fast ganz fest, das Dotter angenehm weich („pflaumenweich gekochte Eier");
nach 4 Minuten ist das Weiße völlig hart, das Dotter halbfest;
nach 5 Minuten ist das Ei hart gesotten. — Kommt das Wasser einen Augenblick aus dem Kochen, so treten die beschriebenen Grade um weniges später ein; auch treten kleine Unterschiede auf bei älteren und frischen Eiern 2c.

Eier, deren Aufbewahrung für den Winter. Vorsorgliche Hausfrauen auf dem Lande pflegen von den im Spätsommer und Herbst gelegten Hühnereiern Vorräte für den Winterbedarf zu sammeln. Seit ungefähr 16 Jahren geschieht das in meiner Haushaltung in folgender Weise: Vom Tischler ließ ich ein Regal mit durchlöcherten Börtern anfertigen. Das Regal ist ca. 1 m hoch, die 1 cm dicken Bortbretter sind 80 cm lang und 22 cm breit. In je $2^1/_2$ cm Abstand sind Löcher eingebohrt, welche 3 cm im Durchmesser halten, in jedes Bort 3 Reihen, in die mittelste Reihe 13 Löcher, in die äußeren je 12, in jedes Bortbrett also 37 Löcher. In diese werden die Eier mit der Spitze gestellt und alle paar Wochen auf die gegenüberliegende Seite gekehrt. — Der Zweck der oftmaligen Umwendung der Eier ist der, einen Ansatz des Eidotters an die Eierschale zu verhindern. Steht das Ei auf einer seiner Spitzen, so wird sein Dotter — das Eigelb – durch das Dotterband in der Mitte vom Eierweiß gehalten. Durch langes Beharren in gleicher Lage dehnt sich das obere, also tragende Dotterband stark aus, es erfolgt mithin allmählich ein Ansatz des Dotters an die Eihaut, welche das Eierweiß umhüllt und von der Kalkschale trennt. Dann dringt durch die Poren der Kalkschale und der in ihrem Innern liegenden Eierweißhaut die Luft an das Dotter und bringt dieses in Fäulnis, welche sich dann dem Eierweiß mitteilt. Durch oftmalige Kehrung des Eies wird diesem Übel in ganz vorzüglicher Weise vorgebeugt. Grundbedingung beim Wenden ist, daß der längste Durchmesser des Eies möglichst senkrecht zu stehen kommt. Das mit Ölfarbe zu streichende beliebig große Eierregal wird an einen Platz gestellt an welchem die Temperatur nie unter 4—6° R. sinkt. Durch Frost geborstene Eier halten sich bekanntlich nicht; zu warm aufbewahrte verderben ebenfalls leicht. — Es ist diese Aufbewahrungsmethode der Eier der nachbeschriebenen, in England üblichen, vorzuziehen. Man benutzt dort, auch anderswo, einen filierten weitmaschigen Beutel, wie solcher wohl zur Aufnahme von Fischen, Geflügel und Gemüse vom Markt gebraucht zu werden pflegt Jedes aufzubewahrende Ei wird in Zeitungspapier gewickelt. Dann werden 20—50 Eier in den Beutel gesteckt, hier auch wohl in Holzwolle eingefüttert, worauf der Beutel so fest zugebunden wird, daß die Eier nicht in's Rollen kommen, sondern fest liegen. Der Eierbeutel wird in einen kühlen, luftigen Raum, etwa im Keller aufgehängt und nach jedem Gebrauch in der Weise umgehängt, daß die zu oberst gewesene Seite nach unten kommt. Da bei dieser Methode nicht zu erreichen ist, daß alle Eier mit ihrem größten Durchmesser senkrecht stehen, so ist die Anwendung von Eierborten zweckmäßiger, beim Gebrauch der Eier auch bequemer, obwohl durch die Anschaffung des Regals teurer.

Andere Aufbewahrungsmethoden für Eier bestehen in folgenden Verfahrungsweisen: Man löst Salicylsäure in Spiritus auf, läßt in der Lösung die Eier eine Stunde liegen und verpackt sie dann. Häcksel oder Heu, welche vielfach zum Verpacken gebraucht werden, taugen dazu wenig, das Material wird muffig und teilt den schlechten Geruch bezw. Geschmack den Eiern mit. Ein sehr gutes, in Dänemark neuerdings viel für die Eierausfuhr nach England gebrauchtes Eierverpackungsmaterial ist Holzwolle. — Oder man bestreicht die inneren Handflächen mit Vaseline, rollt in diesem Fett die Eier herum und verpackt sie dann wie oben angegeben ist. Oder man bestreicht die Eier mit Wasserglas. — Auch in Lehm- oder Kalkbrei werden die Eier eingelegt, damit die Schale verdickt und der Luftzutritt durch die Poren der Eierschale erschwert werde. Solche und ähnliche Aufbewahrungsmethoden sind wenig sauber und bei der Verwendung der Eier unangenehm. Die beiden erstgenannten Methoden erfüllen vollständig ihren Zweck, wenn man zum Aufbewahren frische Eier wählt. (L. Danger.)

Fußschweiß und wunde Füße. Man nimmt alle drei Tage eine Messerspitze von der pulverisierten Gerbsäure und streut sie in die Stiefel oder Schuhe, wodurch die ammoniakalischen Zersetzungsprodukte der Haut sogleich gebunden werden und auch

zu Brot und ist für Kinder ein Leckerbissen.

Birnen, das Einmachen derselben. Es werden 2 Pfd. geschälte Birnen durchgeschnitten, vom Kernhaus befreit und beim Schälen ins Wasser geworfen, damit sie hübsch weiß bleiben. Die Kochmischung besteht aus 3 Pfd. Zucker mit $1^1/_2$ Liter Weinessig (vielleicht mit wenig Wasserzusatz), 8 Gr. Kanehl (Zimmt) und wenig Zitronenschale. Nach dem Schälen werden die Birnen eingelegt und solange gekocht, bis sie sich mit einem spitzen Holz leicht durchstechen lassen. Die fertig gekochten Birnen werden in das Einmacheglas (Hafen) gelegt, und, nachdem so mit den 9 Pfd. Birnen verfahren, wird der Saft zu Syrup eingekocht und über die Birnen gegossen. Nach einigen Tagen stehen lassen wird der wieder dünngewordene Saft abgelassen, nochmals dick eingekocht, abgekühlt und über die Birnen gegossen. Jetzt werden die Hafen mit Pergamentpapier zugebunden.

Beerenweine und Fruchtsäfte: a) Heidelbeerwein (Bickbeerwein). Die Heidelbeeren werden ausgepreßt, nachdem sie gequetscht etwa 24 Stunden im Keller gestanden haben. Dann löst man Zucker, wobei auf 1 Liter Saft $^1/_4$ bis $^3/_4$ Pfund gerechnet wird, über Feuer in Saft oder auch in Wasser auf, gießt ihn noch warm zu dem übrigen Saft, der bereits in ein Faß gefüllt ist und schüttelt das letztere tüchtig, damit eine vollständige Vermischung eintrete; oder noch besser, man gieße, mit Zuckerlösung anfangend, abwechselnd 2 bis 4 Liter von dieser und dann dasselbe Quantum Saft in's Faß und lasse den Saft ebenso wie Johannisbeermost oder Brombeermost zu Wein vergähren. Ein Zusatz von 1 Liter Cognak, Franzbranntwein oder Weingeist auf 25 Liter Most verbessert den Wein sehr. — b) Preißelbeerwein (Kronsbeerwein.) Die Preißelbeere giebt, bei richtiger Behandlung einen der vorzüglichsten Beerenobstweine von gutem Geschmacke und ausgezeichnetem Aroma. Die vollständig reifen, gut verlesenen Beeren werden mit einer hölzernen Keule in einem geeigneten Gefäße zerquetscht und ausgepreßt. Den Trestern setzt man einen Teil des später beizufügenden Wassers zu, läßt sie über Nacht stehen und preßt sie nochmals rein aus. Hierauf setzt man zu 10 Liter Saft der ersten Pressung 30—35 Liter Wasser, und will man nur einen gewöhnlichen Haustrunk herstellen: $6^1/_2$, für Tischwein 8, für schweren Wein 10 und für Likörwein 15 Kilogramm Zucker hinzu. Der Zucker wird am besten in einem Teile des zur Verwendung kommenden Wassers über mäßigem Feuer gelöst und mit Saft und Wasser gemischt. Nachdem man den so hergestellten Saft in ein geeignetes Faß gebracht, welches am besten nur zu $^9/_{10}$ gefüllt wird, setzt man, um den Beginn einer kräftigen Gärung zu beschleunigen, 1—2 Eßlöffel voll gute, frische Weinhefe zu, verschließt das Spundloch mit einer entsprechenden Gärvorrichtung, lagert es in einem Raum von 20 Gr. C. und überläßt es der Gärung, welche in durchschnittlich 6—8 Wochen vorüber sein wird. Hierauf zieht man den Wein auf ein anderes Faß, in welchem er weitere 2 Monate bei derselben Temperatur lagert. Hat sich der Wein soweit geklärt, daß er als flaschenreif bezeichnet werden kann, was dann der Fall ist, wenn ein dem Fasse entnommenes Glas Wein, welches man 12 Stunden im warmen Zimmer stehenließ, sich nicht trübt oder aufsteigende Blasen zeigt, so zieht man ihn auf Flaschen, taucht diese, gut verkorkt, behufs luftdichten Verschlusses in geschmolzenes Paraffin und bewahrt sie stehend im Keller auf. Wie alle Beerenobstweine, gewinnt auch dieser durch längeres Lagern, und er sollte darum nicht schon im ersten Jahre in den Handel gebracht werden. — c) Johannisbeerwein. Wenn man die Johannisbeeren zu 10 Pfg. das Pfund und den Zucker zu 35 Pfg. das Pfund rechnet, kann man sich einen haltbaren, schönen Tischwein herstellen, welcher nicht teurer als höchstens 20 Pfg. die Flasche zu stehen kommt. Sehr viel kommt auf das passende Verhältnis von Saft, Zucker und Wasser an. Der Alkoholgehalt des Weins richtet sich nach dem größeren oder geringeren Zusatz an Zucker. Zur Entsäuerung der Beeren muß stets die doppelte Quantität Wasser zum Saft zugesetzt werden, also auf 1 Ltr. Saft 2 Ltr. Wasser. Für Dessertwein rechnet man auf 1 Ltr. Saft 2 Pfd. Zucker, für Tischwein auf 1 Ltr. Saft 700 Gr. Zucker. Außerdem empfiehlt es sich, um einen bouquetreichen Wein zu erzielen, eine kleine Quantität kernfreier Rosinen hinzuzuthun, etwa auf 10 Pfd. Zucker $^1/_2$ Pfd. Rosinen Beispiel für Dessertwein. Ein 40 Ltr.-Faß: 10 Ltr. Saft, 20 Pfd. Zucker, 1 Pfd. Rosinen, das Übrige Wasser. Hiernach muß für Zucker immer ein entsprechendes Wasserquantum vom Gehalt des Fasses abgezogen werden. Der Zucker wird in heißem Wasser aufgelöst und lauwarm ins Faß gefüllt. Da auf eine möglichst gleichmäßige Vergärung des Weins alles ankommt, muß das Faß in einem Raum untergebracht werden, wo eine Temperatur herrscht, die keinen großen Schwankungen unterworfen ist; sie darf

nicht unter 12 Grad Reaumur sinken und nicht über 15 Grad Reaumur steigen. Die Luft muß durchaus frei von üblen Gerüchen sein. Will nach der stürmischen Gärung keine gleichmäßige Gärung eintreten, und sogar die Gärung stocken, entferne man mit einem silbernen Löffel den Dost durch das Spundloch, der oft eine dicke Kruste bildet, und rühre den Inhalt mit einem hölzernen Stab tüchtig durch. In den ersten Wochen der Gärung muß etwa alle 8 Tage entweder mit altem Johannisbeerwein oder mit Zuckerwasser nachgefüllt werden. Nach vollendeter Gärperiode und nach Ablassen von der Hefe ist das Faß spundvoll zu machen und dicht zu verspunden bis der Inhalt auf Flaschen gezogen wird. — d) Himbeersaft ungekocht herzustellen. Auf 10 Pfd. Himbeeren nimmt man 70 Gr. in wenig Wasser aufgelöste Weinsteinsäure. Die Frucht wird zerdrückt, die Weinsteinsäure zugegeben und das Ganze 24—36 Stunden stehen gelassen, dann in einen Beutel gegeben zum Durchlaufen. Zum durchgelaufenen Saft nimmt man zu je 1 Pfd. Saft, 1 Pfd. zerriebenen Zucker, rührt es eine Stunde, giebt es auf Flaschen, läßt diese 14 Tage mit einem Mullläppchen zugedeckt stehen, korkt sie dann fest zu; ebenso kann man mit Johannisbeeren, Erdbeeren 2c. verfahren. -- e) Kirschenschnaps. 4 Pfd. Kirschen, halb Sauer-, halb Süßkirschen, werden ausgesteint, das Kirschfleisch zerdrückt, die Hälfte der Steine entzwei geklopft, einige Stücke Kaneel (Zimmt), 8—10 Nelken hinzugethan und das Ganze mit $2^1/_4$—$2^1/_2$ Ltr. guten Kornbranntwein (nicht Kümmel) übergossen. Nach 1—2 tägigem Stehen (zugedeckt) wird die Masse durch einen Filterbeutel gegeben und mit 1 Pfd. im Wasser getauchten und gekochten Zucker vermischt, auf Flaschen gethan und fest zugekorkt. Der Schnaps ist sehr schmackhaft und kann sogar als Kirschenlikör gelten, nur daß er nicht so voll und rund ist.

Betten, das Lüften derselben. Gewöhnlich wird diesem wichtigen Erfordernis für die Gesundheit zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Eine sorgsame Hausmutter soll darauf sehen, daß alle Betten sogleich, nachdem sie verlassen sind, gelüftet werden. Die Unreinigkeiten, welche durch die unmerklichen Ausdünstungen dem menschlichen Körper entströmen, bestehen aus winzigen Atomen, (Bakterien 2c.), welche, wenn sie nicht entfernt werden, vom Bette eingesogen werden und nicht nur dieses ungesund machen, sondern auch die Luft des Zimmers für längere oder kürzere Zeit verderben. Jede Person, die das Bett benutzt hat, sollte deshalb beim Aufstehen die Decke vollständig zurückschlagen, sowie dafür sorgen, daß die Fenster sobald als möglich geöffnet werden und wenigstens eine Stunde lang offen bleiben. Je früher Betten und Schlafzimmer gelüftet werden, desto günstiger ist die Wirkung dieser Maßregel. — Außerdem müssen im Herbst und Frühjahr mindestens je einmal die Betten an trockenen Tagen in's freie gebracht und darnach tüchtig geklopft und abgebürstet werden.

Butter, deren Aufbewahrung. Das beste Mittel dafür ist das Übergießen der fest eingeschlagenen, an einen möglichst kühlen, luftigen Ort gestellten Butter mit Salzsoole, welche so stark ist, daß sie eine Kartoffel trägt (circa 15% Salz enthält). In Holland wird die Butter so behandelt und versandt, wo sie selbst die Linie zu passieren hat. Freilich muß solche Butter schon an sich gut sein, auch vorzüglich geknetet, wiewohl nicht stark gesalzen sein, wozu aber etwas feiner Zucker und ein wenig Salpeter genommen werden. Das Salzwasser bleibt über der Butter stehen, bis die Tonne zum Versenden zuschlagen wird. In dieser Weise können diejenigen Hausfrauen, welche im Sommer für den Winter Buttervorräte in Steintöpfen aufbewahren wollen, auch verfahren.

Borax, für die Haushaltung. Der Borax ist wegen seiner fäulniswidrigen, desinfizierenden Eigenschaften von Alters her in Gebrauch. Als Bade- und Waschmittel bei unreinem Teint ist er von ausgezeichneter Wirkung, bei Lichtscheu der Augen dient er als Augenwasser (1 prozentige wässerige Lösung) in der Kinderpraxis ist er zum Gurgeln und Pinseln brauchbar, außerdem wirkt er günstig bei Harngries, Nieren- und Blasensteinen. Der Preis des Borax ist in den letzten Jahren beispiellos billig geworden; z. Zt. 1 Mark für das Kilogramm.

Die bedeutendste und wichtigste Anwendung des Borax für den Hausgebrauch — nämlich für die Wäsche — kennt man bei uns in Deutschland noch zu wenig. Man weicht die unreine Wäsche vor der Behandlung mit Seife in Boraxwasser statt in Soda ein und erhält das Linnen 2c. hierdurch blendend weiß, unversehrt und weich. Borax löst mit Leichtigkeit Fette und Öle, ja sogar Wachs auf und macht das härteste Wasser weich. Wenn wir zum Einweichen der Wäsche Borax nehmen, so werden die Mehrkosten gegenüber der Soda reichlich durch Mindergebrauch an Wäsche und Seifenersparnis gedeckt. Auch beim

Waschen und Baden des Körpers ist es zweckdienlich und für die Zartheit und Reinheit der Haut vorteilhaft, dem Wasser etwas vorher in kochendem Wasser aufgelösten Borax zuzusetzen.

Beim Kochen von Gemüsen ꝛc., beim Konservieren von Milch, Butter, Fleisch, Geflügel, Fisch u. a. m. dient Borax mit großem Erfolge. Die meisten Konservierungssalze bestehen größtenteils aus Borax. Auch die Erfolge der Glanzplätterei, die auf der Verwendung des Borax zur Stärke (ein Theelöffel Borax zu 4 Eßlöffel Stärke und 4 Wassergläser mit Wasser) beruhen, kann jede Hausfrau erreichen. Für den Hausgebrauch müßte man, wie dies in anderen Ländern üblich ist, pulverisierten Borax in Pfund- und Kilopacketen vorrätig halten. Die Versuche, in welchen Fällen Borax anzuwenden ist, namentlich, wie es konservierend für Nahrungsmittel gebraucht werden kann, sind durchaus noch nicht abgeschlossen; hier kann Jeder experimentieren, namentlich dürfte hier die Mithilfe der praktisch denkenden deutschen Hausfrau noch besondere Erfolge erringen. Erwähnen wollen wir noch, daß der Borax (1 Teil Borax mit 2 Teilen Zucker und 3 Teilen Mehl) zur Tötung bezw. Vertreibung der Küchenschaben mit Erfolg angewandt werden kann.

Enten, junge, vom Teich zu bringen. Man muß einmal den unverhaltenen Ärger einer Hühnerwärterin mit erlebt haben, um zu wissen, daß es in der Regel eine recht mühsame, verdrießliche Arbeit ist, das junge Entenvolk ans Land zu bringen. Ein praktisches, von meinem Vater erdachtes Mittel, dies zu erreichen, schreibt Ingenieur v. Neergard-Holstein, ist folgendes: In eine geteerte, dicke Schnur bindet man faustgroße Korkstücke geringerer Sorte, dann befestigt man das Ende am Ufer in der Nähe derjenigen Stelle, wo man die Enten an's Land treiben will und legt die Schnur an der einen Hälfte des Teichufers entlang. Am Abend erfaßt man das freie Ende und zieht die Schnur, am Ufer weitergehend, über den Teich. Sämtliche Enten werden vom Teich verschwinden, da sie die Berührung ihrer Schwimmhäute mit der Schnur scheuen. Schon am nächsten Abend warten sie das Herannahen der schwimmenden Schnur gar nicht ab, sondern flüchten sich flatternd und schnatternd an's Land.

Epheuwände, deren Schädlichkeit. Die Gewohnheit, Epheu an die Häuser zu pflanzen und sie dadurch trocken zu erhalten, gehört zu den größten Irrtümern. Eine Wagenremise, deren eine Wand mit Epheu umkleidet war, zog die Feuchtigkeit so an daß dieselbe dem Wagenlack der Kutschen schädlich wurde; man riß sie herunter und hatte alsbald wieder einen trockenen Raum für dieselben. Ein Arbeiterhaus wurde an der Seite, die mit Epheu überzogen war, von einem scharfen Winde, der drei Tage anhielt, gestreift, der Epheu löste sich teilweise ab, und die Einwohner baten, denselben ganz beseitigen zu dürfen, da sie seit Jahren nicht so trockene Zimmer gehabt hätten. Die Kirche eines Dorfes, die 32 Meter hoch von oben bis unten mit Epheu überzogen war, mußte repariert werden, man entfernte ihr grünes Kleid, und nun zeigte sich die zerstörende Wirkung desselben in dem verwitterten Gestein. Die meisten Forstleute haben gewöhnlich keine Schwärmerei für Epheuranken an ihren Bäumen, denn obwohl der Epheu nicht zu den Schmarotzerpflanzen zählt, hemmen sie doch deren Entwickelung, wenn sie sie auch gerade nicht töten. Am schädlichsten ist er den Gypswänden, die er sehr bald zerstört. Sehr bezeichnend ist es, daß der Epheu an ganz trockenen Wänden oder toten Bäumen sich nie ohne vorhergegangene Befestigung aufranken wird, ist ihm der erste Anhalt darin gegeben, dann schmückt er auch den toten Baum mit neuem Leben. Zu all derartigen Dekorationen ist der irländische Epheu der beste, da er schnell wächst und seine großen Blätter jede Fläche leicht und schnell bedecken.

Eier, deren Alter zu erkennen. Um beim Ankauf der Eier das Alter derselben zu ermitteln, kann man außer der bekannten Lichtprobe, bei welcher im Innern der Eier um so mehr dunkle Punkte zu erblicken sind, je älter sie sind, auch die Schwimmprobe anzuwenden. Man gießt zu diesem Zweck in einen Topf auf 120 Gr. Kochsalz 1 Klgr. (Ltr.) heißes Wasser. Legt man in die erkaltete Lösung frische Eier, so sinken sie langsam zu Boden; (in ungesalzenem Wasser rasch) einige Tage alte Eier schwimmen unten, etwas ältere weiter höher, ganz alte schwimmen auf der Flüssigkeit, faule ragen oft über die Hälfte hervor, sogar in ungesalzenem Wasser. Schwimmer, namentlich Hochschwimmer, haben selbstverständlich nicht den Wert der gesunkenen frischen Eier.

Eier, das Kochen derselben. Wenn die Eier in lebhaft kochendes Wasser gethan, die Hitze hinlänglich und so viel Wasser im Gefäß ist, daß ersteres nicht aus dem Kochen kommt, so haben die Eier, gerechnet genau vom Einlegen, folgende Kochzeit notwendig:

Nach 1 Minute ist der gesamte Inhalt noch flüssig;
nach 2 Minuten ist der an der Schale liegende Teil des Weißen bereits hart, die andere Hälfte desselben zitternd weich, das Dotter aber noch ganz flüssig;
nach 3 Minuten ist das Weiße fast ganz fest, das Dotter angenehm weich („pflaumenweich gekochte Eier");
nach 4 Minuten ist das Weiße völlig hart, das Dotter halbfest;
nach 5 Minuten ist das Ei hart gesotten. — Kommt das Wasser einen Augenblick aus dem Kochen, so treten die beschriebenen Grade um weniges später ein; auch treten kleine Unterschiede auf bei älteren und frischen Eiern 2c.

Eier, deren Aufbewahrung für den Winter. Vorsorgliche Hausfrauen auf dem Lande pflegen von den im Spätsommer und Herbst gelegten Hühnereiern Vorräte für den Winterbedarf zu sammeln. Seit ungefähr 16 Jahren geschieht das in meiner Haushaltung in folgender Weise: Vom Tischler ließ ich ein Regal mit durchlöcherten Börtern anfertigen. Das Regal ist ca. 1 m hoch, die 1 cm dicken Bortbretter sind 80 cm lang und 22 cm breit. In je $2^1/_2$ cm Abstand sind Löcher eingebohrt, welche 3 cm im Durchmesser halten, in jedes Bort 3 Reihen, in die mittelste Reihe 13 Löcher, in die äußeren je 12, in jedes Bortbrett also 37 Löcher. In diese werden die Eier mit der Spitze gestellt und alle paar Wochen auf die gegenüberliegende Seite gekehrt. — Der Zweck der oftmaligen Umwendung der Eier ist der, einen Ansatz des Eidotters an die Eierschale zu verhindern. Steht das Ei auf einer seiner Spitzen, so wird sein Dotter — das Eigelb – durch das Dotterband in der Mitte vom Eierweiß gehalten. Durch langes Beharren in gleicher Lage dehnt sich das obere, also tragende Dotterband stark aus, es erfolgt mithin allmählich ein Ansatz des Dotters an die Eihaut, welche das Eierweiß umhüllt und von der Kalkschale trennt. Dann dringt durch die Poren der Kalkschale und der in ihrem Innern liegenden Eierweißhaut die Luft an das Dotter und bringt dieses in Fäulnis, welche sich dann dem Eierweiß mitteilt. Durch oftmalige Kehrung des Eies wird diesem Übel in ganz vorzüglicher Weise vorgebeugt. Grundbedingung beim Wenden ist, daß der längste Durchmesser des Eies möglichst senkrecht zu stehen kommt. Das mit Ölfarbe zu streichende beliebig große Eierregal wird an einen Platz gestellt an welchem die Temperatur nie unter 4—6° R. sinkt. Durch Frost geborstene Eier halten sich bekanntlich nicht; zu warm aufbewahrte verderben ebenfalls leicht. — Es ist diese Aufbewahrungsmethode der Eier der nachbeschriebenen, in England üblichen, vorzuziehen. Man benutzt dort, auch anderswo, einen filierten weitmaschigen Beutel, wie solcher wohl zur Aufnahme von Fischen, Geflügel und Gemüse vom Markt gebraucht zu werden pflegt Jedes aufzubewahrende Ei wird in Zeitungspapier gewickelt. Dann werden 20—50 Eier in den Beutel gesteckt, hier auch wohl in Holzwolle eingefüttert, worauf der Beutel so fest zugebunden wird, daß die Eier nicht in's Rollen kommen, sondern fest liegen. Der Eierbeutel wird in einen kühlen, luftigen Raum, etwa im Keller aufgehängt und nach jedem Gebrauch in der Weise umgehängt, daß die zu oberst gewesene Seite nach unten kommt. Da bei dieser Methode nicht zu erreichen ist, daß alle Eier mit ihrem größten Durchmesser senkrecht stehen, so ist die Anwendung von Eierborten zweckmäßiger, beim Gebrauch der Eier auch bequemer, obwohl durch die Anschaffung des Regals teurer.

Andere Aufbewahrungsmethoden für Eier bestehen in folgenden Verfahrungsweisen: Man löst Salicylsäure in Spiritus auf, läßt in der Lösung die Eier eine Stunde liegen und verpackt sie dann. Häcksel oder Heu, welche vielfach zum Verpacken gebraucht werden, taugen dazu wenig, das Material wird muffig und teilt den schlechten Geruch bezw. Geschmack den Eiern mit. Ein sehr gutes, in Dänemark neuerdings viel für die Eierausfuhr nach England gebrauchtes Eierverpackungsmaterial ist Holzwolle. — Oder man bestreicht die inneren Handflächen mit Vaseline, rollt in diesem Fett die Eier herum und verpackt sie dann wie oben angegeben ist. Oder man bestreicht die Eier mit Wasserglas. — Auch in Lehm- oder Kalkbrei werden die Eier eingelegt, damit die Schale verdickt und der Luftzutritt durch die Poren der Eierschale erschwert werde. Solche und ähnliche Aufbewahrungsmethoden sind wenig sauber und bei der Verwendung der Eier unangenehm. Die beiden erstgenannten Methoden erfüllen vollständig ihren Zweck, wenn man zum Aufbewahren frische Eier wählt. (L. Danger.)

Fußschweiß und wunde Füße. Man nimmt alle drei Tage eine Messerspitze von der pulverisierten Gerbsäure und streut sie in die Stiefel oder Schuhe, wodurch die ammoniakalischen Zersetzungsprodukte der Haut sogleich gebunden werden und auch

jeder Geruch beseitigt wird. Auch das Blasenlaufen zeigt sich dadurch gehoben; ebenso wird das Wundsitzen beim Reiten verhütet.

Füße, gegen kalte. Man lege ein paar Bogen Druckpapier in die Schuhe und wechsele damit alle Tage, oder so oft das Papier feucht wird. Trägt man Stiefel, so umwickele man die bloßen Füße mit dünnem Druckpapier und ziehe darüber die Strümpfe und demnächst die Stiefel, welche letztere selbstverständlich nicht zu enge sein dürfen. So einfach dies Mittel ist, so praktisch ist dasselbe. Neuerdings werden Loofahsohlen mit Erfolg gegen kalte und feuchte Füße gebraucht.

Fruchtessig. Den beim Pressen der Erd-, Himbeeren ꝛc. erhaltenen Rückstand übergieße man mit recht scharfem Essig und stelle das Gemisch einige Tage hindurch an einen kühlen Ort. Dann gieße man es durch Leinwand und filteriere es noch durch Löschpapier. In dieser Weise kann man mit dem nutzlosen Beerenrückstande noch vielen Essig veredeln, indem derselbe den lieblichen Geruch und Geschmack der Früchte erheblich aufnimmt. Setzt man ihm etwas reinen Sprit hinzu, so kann man ihn auch lange Zeit erhalten.

Fruchtsuppe von den Beeren des Flieders oder Hollunders. Die reifen Beeren des Flieders, die in weiten Landstrichen ausschließlich den Vögeln verbleiben, können auch den Menschen dienstbar gemacht werden. In Schleswig-Holstein geschieht dies allgemein; die Wochenmärkte der größeren Städte daselbst zeigen große Vorräte dieser brauchbaren Beerenfrucht, während z. B. im Hannoverschen die Verwendung fast allgemein unbekannt ist. Die entstielten Beeren werden mit wenig Wasser 5 bis 10 Minuten aufgekocht, dann im Haarsieb gedrückt, so daß der Saft ganz dunkel bleibt. Hiernach wird der Saft mit reichlich sauren Aepfeln unter Zusatz von Zimmt (Kanehl) und Zucker nach Geschmack aufgekocht. Man ißt die Suppe mit Griesklößen, Mehl-, Schwemmklößen, auch mit Zwieback. Das Gericht ist sehr schmackhaft, wirkt diätetisch, ist gut gegen Erkältung u. s. w. — Auch lassen sich die Beeren für den Winter aufbewahren, indem man sie ohne Wasser tüchtig aufkocht, in ausgeschwefelte Flaschen mit möglichst weitem Halse füllt, mit Rindertalg zuschmilzt und mit Pergamentpapier die Flaschen zubindet. Die also behandelten Beeren lassen sich bis zum Frühjahr aufbewahren und werden bei Gebrauch wie oben beschrieben behandelt.

Fleisch, Hülfsmittel zu dessen Erhaltung. a) Durch Buttermilch oder Molken. Darin läßt sich das Fleisch selbst einige Tage konservieren, wenn die Flüssigkeit täglich gewechselt wird und reichlich vorhanden ist, aber dem ungeachtet geht doch eine Menge Fleischsaft verloren und die Brühen werden sehr gering und wenig schmackhaft. — b) Durch Essig. Essigfleisch behält mehr Kraft, doch büßt der Braten seinen feinen Fleischgeschmack ein. Man wendet ihn auch meist nur bei Hammel- und Rindfleisch an. Man nehme besonders zu Rinderfilet nur ein in Essig ausgerungenes Tuch und wickle das Fleisch dahinein. Sobald es übertrocknet ist, macht man es wieder feucht. — c) Auch Holzkohle ist ein ausgezeichnetes desinfizierendes Mittel. Kocht man angegangenes Fleisch mit Holzkohle, so verliert es viel von dem schlechten Geruch, ebenso benimmt letztere den Fischen den dumpfigen, morastigen Geschmack — d) Salizylsäure ist im Haushalte wegen ihrer antiseptischen Wirkung von großem Nutzen. Man verwendet sie entweder als Pulver, oder als Wasserauflösung (1 Liter Wasser zu 2 Gr Salizyl) schließlich auch als Spiritusauflösung (6 Gr. Salizyl auf $^1/_2$ Liter Spiritus). Frisches Fleisch reibt man zur Konservierung mit etwas Salizylpulver ein, überständiges Fleisch legt man eine halbe Stunde in Wasserauflösung von Salizyl, beidemal aber wäscht man wiederholt gut ab. Angebrochene Weinflaschen erhält man lange Zeit brauchbar durch einen Theelöffel Salizylspiritusauflösung, selbst Bier wird dadurch vor Sauerwerden geschützt. Eingelegte Früchte hütet man einigermaßen vor Schimmel, giebt man ihnen obenauf ein in dieser Lösung getränktes Papier. Immerhin muß man aber vorsichtig in der Anwendung von Salizyl sein, das Fleisch erhält doch leicht einen anderen Geschmack.

Fleisch, das Pökeln desselben. Durch das Pökeln wird in erster Linie bezweckt, das Fleisch trockener und somit haltbarer zu machen. Jedermann weiß, daß dazu vorzugsweise Kochsalz benutzt wird. Das Salz entzieht, indem seine Lösung in die Fleischzellen eindringt, diesen einen großen Teil ihres Wassergehalts. Die Lake, welche sich bei der trockener Einsalzung bildet, besteht ja — außer dem gelösten Salz — fast ausschließlich aus der Zellfeuchtigkeit des Fleisches, daneben aus einigen Nährsalzen, aus löslichen Eiweißkörpern und anderen organischen Verbindungen des Fleisches. Um diese Bestandteile wurde das Fleisch durch das Salzen verarmt, so daß das Pökelfleisch (ausgenommen Schinken und Speck) in seinem Nährwert nur ausgekochtem Suppenfleisch vergleichbar ist.

Pökellake ist demgemäß gänzlich versalzenes Fleischextrakt. Da sich hierin aber Fettsäure entwickelt, so wird durch diese die Lake vergiftet, so daß an deren Genuß schon manches Tier krepiert ist. Pökellake ist kein Viehfutter, wohl aber ein gutes Pflanzenfutter, welches in stark mit Wasser verdünntem Zustande für salzliebende Gewächse, z. B. Spargel und Sellerie, im Winter auf das Land gebracht, gute Dienste zu leisten vermag, auch zur Konservierung des Stalldüngers beiträgt, da es die Zersetzung desselben verlangsamt.

Beim gewöhnlichen Pökelverfahren wird am besten heißes Salz verwendet, denn je trockener es ist, um so mehr Wasser kann es dem Fleische entziehen, um so trockener kommt dieses in den Rauch, um so besser kann es mithin durch die fäulniswidrigen Bestandteile des Rauchs gegen Verderben geschützt werden. Auf 50 Klgr. = 100 Pfd. Fleisch rechnet man 3 Klgr. = 6 Pfd. Salz, höchstens 4 Klgr. Zunächst wird in die Pökeltonne etwas Salz gestreut. Die mit Salz tüchtig eingeriebenen Schinken werden zuerst — die Schwarte nach unten — in die Tonne gepackt, worauf alle Lücken mit den gut eingeriebenen kleineren Pökelstücken fest ausgelegt werden. Obenauf kommen die Speckseiten, dick mit Salz bestreut. An einer Seite der Tonne bleibt ein kleiner Raum frei, um daselbst mit einem Löffel oder mit einer Tasse Lake schöpfen und über das Fleisch gießen zu können, sonst bleibt ein Teil des Salzes ungelöst und erfüllt nicht seinen Zweck. Für die fleischigen, nicht aber für die Speckteile der Pökelware wird etwas Salpeter verwendet. Man kauft denselben meistens erst kurz vor dem Verbrauch, da er bei unzweckmäßiger Aufbewahrung in Tüten von der Luft Feuchtigkeit anzieht und dann unwirksam ist. Verwahrt werden die Tüten beim warmen Stubenofen. Der Salpeter soll dem Fleische eine schöne rote Farbe erhalten; das ist sein Hauptzweck, weniger derjenige, zur Haltbarkeit des Fleisches beizutragen. Auf 50 Klgr. Fleisch soll nicht mehr als 50 Gr. Salpeter verbraucht werden. Je mehr Salpeter verwendet wird, desto zäher und härter wird das Rauchfleisch. Durch übermäßigen Salpeterverbrauch wird das Fleisch aber auch gesundheitsschädlich, denn der Salpeter ist, im Übermaß genossen, ganz entschieden giftig. Der Genuß von widernatürlich rotem Schinken aus Delikatessengeschäften, woselbst man die erwähnte künstliche Färbung liebt, um dem Auge etwas zu bieten, hat nur zu oft für den Verzehrer Unwohlsein im Gefolge gehabt. Um den Nachteil, daß durch Salpeter das Fleisch hart wird, abzuschwächen, ist vielfach beliebt, beim Einsalzen auf je 50 Klgr. Fleisch einen Zusatz von $^1/_2$ Klgr. gestoßenem Zucker zu geben. Nicht nur soll das Fleisch alsdann saftiger bleiben, sondern auch wohlschmeckender werden.

Manche Hausfrauen und Schlachter geben Salz, Salpeter und Zucker nicht trocken zwischen das Fleisch, sondern die oben angegebenen Mengen — also für 100 Pfd. Fleisch 6—8 Pfd. Salz, 50 Gr. Salpeter und 1 Pfd. Zucker — in 18 Liter heißem Wasser aufgelöst. Mit dieser Lösung wird das in die Tonne gelegte Fleisch übergossen und mit Steinen beschwert, damit die Lake darüber steht. Die trocken gesalzenen Speckseiten werden oben aufgelegt. Nur wenn das Fleisch mit solcher Kunstlake bedeckt ist, wird es genügend gesalzen; Fleisch, welches nicht unter der Lake ist, verdirbt leicht. Als Vorzug der nassen Pökelung wird angegeben, daß dem Fleisch dann weniger Nährstoffe entzogen werden, das Fleisch etwas nahrhafter bleibt. Auf jeden Fall muß naß gepökeltes Fleisch beim Räuchern und späteren Aufbewahren besonders kräftigem Luftzuge ausgesetzt werden, um genügend austrocknen zu können. Wird sehr früh im Herbst oder spät gegen Frühjahr eingeschlachtet, also bei warmem Wetter, so ist mit besonderer Sorgfalt auf gutes Einsalzen und rasches Austrocknen beim Räuchern zu achten, sonst verdirbt das Fleisch um so leichter.

In Hamburger Exportschlachtereien wird ein eigentümliches Schnellpökelverfahren in folgender Weise angewendet. Das Fleisch wird in eisernen luftdicht verschlossenen Zylindern durch eine Luftpumpe von eingeschlossener Luft befreit. Dann wird durch eine andere Pumpe Pökelflüssigkeit eingetrieben, die sich nun überall in die geleerten Poren und Zwischenräume einzieht. Das „Hamburger Rauchfleisch" ist berühmt. Fleisch, welches nach der gewöhnlichen, in den landwirtschaftlichen Betrieben allgemein üblichen Weise mit trockenem Salze gepökelt wird, darf nicht zu kalt stehen, sonst bildet sich zu wenig, jedenfalls zu langsam Lake. Die gewöhnliche Kellertemperatur ist zweckdienlich. Nach Verlauf von 10—12tägiger Pökelung, bei kleinen Schweinen schon nach 8tägiger, ist das Verfahren beendigt und wird nach dem Abtrocknen des Pökelfleisches zum luftigen Räuchern geschritten.

(L. Danger.)

Fleisch, das Räuchern desselben. Das Räuchern bezweckt, durch Austrocknen und Durchdringen desselben mit fäulnis-

verhindernden Bestandteilen des Rauches das Fleisch haltbarer zu machen. Luftzug und Erzeugung geeigneten Rauch's sind deshalb die wesentlichsten Bedingungen zur Gewinnung guter Räucherware. Da im nordwestlichen Deutschland noch zahlreiche sogenannte Räucherkaten sich befinden, nämlich mit Stroh oder Ret gedeckte Wohnhäuser ohne Schornsteine, in welchen der vom Herde aufsteigende Rauch auf der nicht vom Herde abgeschlossenen luftigen Diele das aufgehängte Fleisch durchzieht und dann durch Dach und Thüren entweicht, so bringen hier viele, wohl die meisten Landwirte das aus der Pökel genommene Fleisch zum Räuchern in solche Räucherkaten. Oft hat in diesen der aufgehängte Fleischvorrat einen Wert von mehreren tausend Mark. An Räuchergeld werden für jedes Schwein gewöhnlich 1 Mk. bis 1.50 Mk. bezahlt, je nach der Größe der Schweine, für Ochsen und Kühe entsprechend mehr, so daß den Räucherern oft eine recht belangreiche Nebeneingabe erwächst.

Auffallend ist, daß in den Räucherkaten das Fleisch gewöhnlich nicht gegen Feuerschaden versichert wird. Allerdings brennen die im Innern mit einer sog. „Soti-" oder Rußkruste bekleideten Rauchhäuser nicht leicht ab. Ausgeschlossen ist der Fall aber nicht, ein Retten der Fleischvorräte im Brandfalle aber kaum möglich. Da die abgeschlossene Versicherung erlischt, wenn die betreffenden Gegenstände in andere Gebäude gebracht werden, sofern nicht eine Umschreibung für diese erfolgt solche aber leicht unterbleibt, so sei hiermit den Räucherern empfohlen, ihrerseits das ihnen als unversichert anvertraute Fleisch gegen Brandschaden zu versichern und die Gebühr dafür sich ersetzen zu lassen. Mancher würde dadurch beruhigt und vor etwaigem Schaden bewahrt bleiben. — In Räucherkammern wird das Fleisch nur dann gut erhalten, wenn sie zweckmäßig eingerichtet sind. Am besten wird die Räucherkammer oben im Hause neben einem weiten, unten offenen Küchenschornstein errichtet, nicht weniger als 3—4 m über der Feuerstelle. Je besser der Rauch abkühlt, bevor er in die Räucherkammer eintritt, um so besser wirkt er; heißer Rauch bringt das Fett zum Tröpfeln und verdirbt Speck wie Fleisch. In engen Röhren, den sogenannten russischen Schornsteinen, aufsteigender Rauch eignet sich weniger gut zum Räuchern des Fleisches, weil er zu warm ist. In diesem Falle muß der Rauch in der Räucherkammer selbst abgekühlt werden. Benutzt man Rauch aus einem unten offenen Schornsteine, so genügt es, am Fußboden und nahe der Decke der Räucherkammer je eine Öffnung in den Schornstein zu hauen, welche je nach Bedarf mit einem Schieber geöffnet und geschlossen werden kann. Der Rauch tritt durch die untere Öffnung in die Kammer, durchzieht diese und entweicht oben. Gut ist es, auch in diesem Falle zwei Luftröhren in Form gewöhnlicher Ofenröhren anzubringen; notwendig sind solche Röhren, wenn heißer Rauch aus engen Schornsteinen benutzt wird, da derselbe durchaus abkühlen muß. Eine Röhre führt am Fußboden der Kammer Luft von außen zu. Bei nassem Wetter und widriger Windrichtung, sowie bei scharfem Frost ist diese Röhre in der Räucherkammer mit einer Kapsel zu schließen, gleichzeitig der Schieber im Schornstein, damit dann kein heißer Rauch eintreten kann. Ist der Verschluß geöffnet, so trägt der trockene Luftstrom wesentlich zur Abkühlung und Dauerhaftigkeit des Rauchfleisches bei. Die Luft entweicht teils mit dem Rauch durch die obere Öffnung im Schornstein, oder aber durch ein Luftrohr, welches durch die Decke der Kammer und dann wieder in den Schornstein führt. Auch wenn das Fleisch genug Rauch bekommen hat, muß Luftzug unterhalten werden. Während des Räucherns schadet kalter Luftzug bei Frostwetter nicht, weil er dann durch den Rauch erwärmt wird; dagegen, wenn kein Rauch gegeben wird, ist bei Frost nachts die Luftklappe zu schließen, weil sonst namentlich die Würste Schaden erleiden.

Es ist nicht gleichgültig, was für Material zur Raucherzeugung benutzt wird. Rauch aus Steinkohlen, Braunkohlen und Kohlen-Briquetts ist unbrauchbar, solcher aus Torf, sowie aus Nadelholz und dessen Abfällen (Hobel- und Sägespänen) ist schlecht. Kohlenrauch bringt zu viel Ruß; Rauch aus Nadelholz giebt dem Fleisch einen stechenden, scharfen Geschmack. Sehr gut ist dagegen allerlei Laubholz zum Fleischräuchern zu gebrauchen, am besten Abfall von Buchenholz. Er enthält in seinen brenzlichen Bestandteilen namentlich viel Kreosot, welches fäulniswidrig auf das Fleisch wirkt und diesem den eigentümlichen Geruch und Geschmack des Rauchfleisches verleiht.

Das Rauchfeuer soll ein „Schmookfeuer" sein und nicht mit heller Flamme brennen, weil die aufsteigende Flamme den Rauch und damit das Fleisch zu sehr erhitzt. Je trockener das Material, desto besser, denn um so trockener ist der Rauch, feuchte Luft schadet dem Produkt und macht dasselbe rußig; trockener Rauch räuchert das Fleisch am schnellsten und am besten. Ein An-

feuchten des Holzwerks mit Wasser ist deshalb zu vermeiden, wogegen bei aufflackerndem Feuer Sägespähne und Grusholz aufzudecken ist, wo zu haben, auch Heidekraut, Besenpfriem und zerhackter Wachholder. Wenn das Fleisch aus der Pökel genommen wird, ist es durch Begießen mit klarem kalten Wasser von den anhaftenden Salzteilen zu befreien; dann aber, bevor es in den Rauch kommt, luftig aufzuhängen, damit es während kurzer Zeit etwas abtrocknet, sonst wird die Luft in der Rauchkammer zu feucht. In offenen Räucherkaten kommt das weniger in Betracht.

Ein zu schnelles Räuchern ist zu vermeiden, namentlich bei Würsten, auf denen die Haut sonst leicht sich löst, das Fleisch unter der Haut dunkelfarbig wird. Oftmals setzt sich sogar zwischen Fleisch und Haut Schimmel an und verdirbt die Würste. Um das zu vermeiden, sind Würste in den ersten 8 Tagen nicht zu stark zu räuchern, in Räucherkaten also zunächst zurück zu hängen, wogegen in Kammern durch zeitweiliges Verschließen der Schieber anfänglich nur mäßig Rauch, jedoch um so mehr scharfer Luftzug zu geben ist. Feines Fleisch, z. B. Gänsebrüste, die beliebten „Goosslicken". sind während des Räucherns in dünnes Zeug einzuschlagen; Schinken im Sommer in Beutel zu stecken, um sie gegen Fliegen zu schützen. Wenn man bedenkt, welche große Rolle das Rauchfleisch namentlich im Haushalte des Landwirts während des ganzen Jahres spielt, so ist auf gutes Räuchern großer Wert zu legen. (L. Danger.)

Flaschen zu reinigen. Die Flaschen werden in einen Kübel gelegt und mit Wasser übergossen, worin sie einige Zeit liegen bleiben. Darnach werden dieselben mit einer Flaschenbürste (oder mit trockenen Eierschalen) gereinigt, dann mit etwas Salzsäure geschüttelt und mit Sodalauge nachgespült; schließlich mit reinem Wasser tüchtig ausgespült.

Flecke zu entfernen. Um Obstflecke und Tintenflecke aus weißen oder bunten Stoffen zu entfernen, legt man letztere einen Tag in saure Milch; sollte der Fleck noch nicht fortgehen, so muß die Milch erneuert werden, überhaupt so oft bis der Fleck verschwunden ist. Dann werden die Stoffe in Seifenwasser ausgewaschen. Derartige Flecke lassen sich aus weißer Wäsche auch dadurch entfernen, daß man die Flecke befeuchtet und den Dampf eines Schwefelfadens durchziehen läßt. — Frische Obst- und Rotweinflecke entfernt man ohne Schaden aus Wäsche, Mousselin- oder Kattunkleidern in folgender Weise: Breite das befleckte Stück über einen leeren Topf oder ein Becken, spanne es möglichst straff darüber, stelle einen Kessel mit unaufhörlich wallendem kochenden Wasser dicht neben dich und übergieße den Flecken langsam damit, bis er verschwunden ist. Es wird sehr bald der Fall sein, wenn das Wasser nicht aus dem Kochen gekommen ist. Auch bunte Sachen können ohne Schaden für die Farbe so behandelt werden.

Gemüse (Kopfkohl und Wurzelgewächse) einzuwintern. Vielen unserer gebräuchlichsten Kopfkohl- und Wurzelgewächsen schadet gelinder Frost keineswegs so leicht, wie vielfach angenommen wird; sie werden vielmehr durch leichten Frost weit zarter und schmackhafter, als wenn sie sehr früh eingewintert wurden. Hinsichtlich des Rosenkohls ist das allgemein bekannt. Wir verzehren ihn erst dann, nachdem er etwas Frost erhalten hat; dann liefert er ein hochfeines Gemüse, wohl das schönste — für den Käufer aber auch teuerste — aller Kohlgewächse, das mancher Feinschmecker sogar über den Blumenkohl stellt. Nicht angefrorener, ebensowohl aber auch erfrorener Rosenkohl liefert ein fades, hartblätteriges, unschmackhaftes Gemüse. Vom Rosenkohl sollte man daher nur diejenigen Stauden einwintern, deren Köpfchen — die sogenannten Rosen — erst nach Neujahr verbraucht werden sollen. Haben die Stauden nur reichlich Deckblätter und Blätterköpfe, welche niederhängend die Rosen gegen scharfe Winde schützen, zwecks angeblich stärkerer Ausbildung der Köpfchen also nicht ausgeschnitten werden sollten, so schadet ihnen der Frost nicht leicht.

Auch den zum Verbrauch im November und Dezember bestimmten Weiß-, Rot- und Wirsingkohl kann man — falls einigermaßen geschützt gepflanzt und nicht dem Wildfraß ausgesetzt — im Freien lassen; er muß aber sofort nach dem Abschneiden verbraucht werden. Im Februar sah ich bei einem Landwirt noch Kopfkohl draußen, der unbeschädigt war, nur in den losen Blättern geglitten hatte. Freilich war der Winter bis dahin recht milde. Auch Möhren, deren Beete im Herbst mit Laub beschüttet werden, halten sich unter dieser Decke recht gut. Dagegen müssen diejenigen Kopfkohl- und Wurzelgewächse, welche lange aufbewahrt werden sollen, möglichst vor Eintritt des Frostes geerntet werden. Haben sie bereits Frost erhalten, so läßt man sie stehen, bis sie aufgetaut sind. Besonders achte man darauf, das Wintergemüse bei möglichst trockenem Wetter zu ernten und es nach der Aufnahme in der Sonne oder in bedeckten luftigen Räumen gut nachtrocknen zu lassen. Naß eingeerntetes Wintergemüse fault leicht und wird auch ohne

Fäulnis durch übermäßige Feuchtigkeit unschmackhaft. Zum Nachtrocknen im Freien benutze man sonnige, grasfreie Wege, besser noch zugig und sonnig aufgestellte Gartenbänke, Gartentische oder sonstige Stellagen, welche mit der Auflage während der Nacht unter Dach gebracht werden und hier bei feuchtem Wetter verbleiben. Fleißiges Umwenden befördert das Nachtrocknen, auch das Anwelken der Schnittwunden, worauf großer Wert zu legen ist.

Man lasse das Wintergemüse möglichst lange in frostfreien luftigen Schuppen oder auf zugigen Böden, bevor es in den Keller oder in andere Winterquartiere gebracht wird. Kommt es naß dahin, dann treten nicht nur die erwähnten Übelstände ein, sondern es kommt dann auch zu viel Feuchtigkeit in den Überwinterungsraum, der möglichst trocken und kühl sein soll. Im Herbst soll der Keller ꝛc. bei trockener Luft stets gelüftet werden, im Winter bei mildem Wetter häufig, sobald die Temperatur mindestens + 4° C. hat; bei kälterer Luft werden sonst die auch eingekellerten Kartoffeln süß und schmecken widerlich. Nur das beste Gemüse werde zur Überwinterung bestimmt, das weniger gute zuerst verbraucht. Aus dem Kopfkohl werden die festen Köpfe herausgeschnitten, worauf sie — gut nachgetrocknet — mit der Strunkseite nach oben auf Lattengerüst in den Keller gelegt werden. Sobald sie faulende Blätter erhalten, werden diese abgetrennt. Öfteres Wenden ist nützlich. Recht gut überwintert man Kopfkohl in trockenem Buchenlaub, welches man in Schuppen oder auf dem Boden schichtweise zwischen die Köpfe und über die Haufen streut. Man vergräbt auch wohl recht festen Kohl im Garten, hebt an durchaus trockenen Plätzen, möglichst auf durchlässigem oder drainiertem Grunde $^3/_4$—1 m tiefe Gruben aus, setzt in diese die mit den Wurzeln aufgegrabenen Kohlköpfe, die Köpfe nach unten gerichtet, neben einander, so daß sie sich nicht berühren, füllt die Zwischenräume mit Sand, schließt die Grube mit Erde und deckt sie bei Frost mit Laub, damit man auch im Winter daran kommen kann. Mein so behandelter Einschlag hielt sich im letzten Winter bis Mitte März. Wirsing- und Rosenkohl für späten Bedarf schlägt man mit den Wurzeln in Gruben ein und deckt diese mit Stangen, Stroh, Laub ꝛc., lüftet aber bei milder, trockener Luft.

Bei Wurzelgewächsen achte man darauf, daß bei Abnahme der Blätter nur möglichst kleine Schnittflächen entstehen. Auf keinen Fall darf der obere Teil des Wurzelkopfes abgeschnitten werden; der Schnitt erfolgt vielmehr an der Ansatzstelle der Blätter, oder diese werden abgedreht. Je größer die Wunde, desto leichter entsteht Fäulnis. Rüben- und Wurzelgewächse kann man sowohl in als ohne Sand durchwintern, in Tonnen Kästen oder auf Haufen. Letztere werden in Ecken oder kegelförmig aufgesetzt, so daß die Köpfe thunlichst nach außen stehen. Auch im Freien halten sich die Wurzelgewächse in mit Stroh und Erde gedeckten Mieten recht gut.

Der Blumenkohl ist im Keller aufzubewahren und hält sich nur kurze Zeit. Er muß bei trockener Witterung geerntet und gut abgetrocknet in diesen gebracht werden. Um ihn möglichst lange zu erhalten, muß man die ganze Pflanze ausheben, die Wurzeln so ziemlich bis auf den Strunk und von den Blättern den oberen Teil abschneiden, so nämlich, daß die Blattstummel die Blume (Rose) etwas überragen. Die Blumenkohlstauden werden dann bis zur Stelle, wo die Blätter beginnen, in ganz mäßig feuchtem Sande eingeschlagen. Durch mäßiges Befeuchten kann der Sand, wenn er trocken, wieder angefeuchtet werden; hierbei sind aber nur dieser und nicht auch die Stauden anzufeuchten. Bei einiger Aufmerksamkeit und Sorgfalt läßt sich Blumenkohl bis zum Januar erhalten.

(L. Danger.)

Gemüse einmachen in Salz. Die meisten Gemüsearten werden vor dem Einlegen fein zerschnitten und dann erst roh oder abgebrüht mit Salz vermischt eingestampft. Wird nur wenig Salz zugesetzt, so wird das Gemüse bald genießbar, hält sich aber auch nicht lange. Wird viel Salz zugesetzt, gährt es zwar langsamer, ist aber auch längere Zeit vor dem Verderben geschützt. Alle Unreinlichkeiten wie Schaum, Schimmel u. s. w. sind von den eingemachten Gemüsen stets abzuschöpfen. Von 8 zu 8 Tagen sollte das Reinigen der Gefäße erfolgen und die das Gemüse bedeckenden Tücher ausgewaschen, sowie die schließenden Holzdeckel und beschwerenden Steine abgewaschen werden. Sollte Brühe fehlen, so ist ein gekochtes und wieder erkaltetes Wasser zuzugießen. Soll den Gefäßen Gemüse entnommen werden, so faßt man das darauf liegende Tuch von allen Seiten zusammen und hebt es vorsichtig, damit der sich darauf befindliche Schleim nicht auf das Gemüse fällt, aus dem Fasse oder Topfe heraus, wäscht es aus, nimmt dann den Gemüsebedarf heraus, legt das Tuch wieder über, darauf die Schlußbretter und beschwert sie mit Steinen. Bei solcher Behandlung wird

das Gemüse nie einen Nebengeschmack aufweisen.

a) Bohnen abgekocht. Noch junge, zarte Bohnen werden geputzt, geschnitzelt (am besten nicht geschnittene Perlbohnen) in kochendem Wasser einige Male übergekocht und geschütttet, dann auf einen Durchschlag, wo man sie auf einem Tuch abkühlen läßt. Den Boden des Einmachfasses oder Topfes bestreut man mit Salz und legt die angeschwellten Bohnen mit etwas Bohnenkraut schichtenweise hinein, zwischen jede Lage etwas Salz streuend. (Man rechnet auf 100 Liter Bohnen 750 Gr. Salz.) Ist man mit dem Einlegen fertig, so wird die oberste Lage noch mit etwas Salz bestreut und mit kaltem Wasser übergossen. Darauf legt man einen durchlöcherten Holzdeckel und Steine zum Beschweren. Doch soll anfangs nur soviel beschwert werden, daß das Wasser über den Bohnen steht. Von 14 zu 14 Tagen wird die Brühe abgegossen und als Ersatz kaltes Wasser darüber gegeben. Auf diese Art eingemachte Bohnen entwickeln nicht den scharfen Geruch und schmecken ähnlich den frischen. Sollen Bohnen ihre grüne Farbe behalten, so sind sie in einem kupfernen Kessel zu kochen, aber nach dem Kochen sofort daraus zu entfernen.

b) Salzgurken. Kleine, noch nicht ausgewachsene Gurken ohne Flecken legt man 24 Stunden in kaltes Wasser, wäscht sie rein, trocknet sie ab und packt sie schichtweise ein mit sauern Kirsch- und Weintraubenblättern, Dill, schwarzem, weißem und wenig spanischem Pfeffer, Zwiebeln und Meerrettig; als letzte Schicht tüchtig Kirsch- und Weinblätter nebst Dill. Hiernach wird eine Salzsoole, welche ein Ei trägt, bereitet und nach Geschmack Essig zugesetzt; diese darüber gegossen und das Gefäß mit einem Deckel versehen, der mit einem Stein derart beschwert wird, daß die Soole oben über den Gurken steht.

c) Sauerkraut. Nur feste, mittelgroße Köpfe, welche, 10 Tage auf Haufen gesetzt, abgedunstet haben, sollte man, um schönes, weißes, zartes Kraut zu erhalten, verwenden. Von den Köpfen entfernt man die äußeren lockeren Blätter, bohrt den Strunk aus, stellt den Krauthobel so, daß er auch wirklich fein schneidet und legt die Krautköpfe nicht glatt, sondern zur Schneide schrägstehend in den Hobel. Hierauf belegt man den Faßboden mit frischen Krautblättern, legt das Kraut schichtenweise mit Salz versehen ein und stampft es gleichmäßig, ohne Gewalt anzuwenden, fest. Bei zu kräftigem Stampfen würde wohl die Brühe aus dem Kraut gehen, doch würden auch die langen Krautfäden zerkleinert werden und das Kraut an schönem Aussehen verlieren. Ist das Faß voll, so belegt man es entweder mit frischen Weißkrautblättern oder noch praktischer mit einem leinenen Tuche. Man rechnet auf 10 Liter Kraut 50 Gr. Salz. Zum Schlusse wird das Faß mit sauber abgewaschenen und abgepaßten Brettchen oder mit einem durchlöcherten Holzdeckel versehen und mit Steinen beschwert. Wird sich das Sauerkraut hart kochen, so ist der Stein zu schwer, ist das Sauerkraut zu weich, so ist der Stein zu leicht. Nach der Gärung ist das über dem Kraute stehende Wasser mit allen Unreinlichkeiten, wie Schimmel, Schaum ꝛc. abzuschöpfen und Leintuch, Brett und Steine mit reinem Wasser abzuwaschen. Bei jeder Krautentnahme ist das Verfahren zu wiederholen und das Kraut fest anzudrücken. In einzelnen Gegenden werden auch beim Einmachen Wachholderbeeren und Kümmelkörner mit eingelegt.

Halsschmerzen. Alaun in Wasser aufgelöst oder Flieder mit Milch sind wirksame Mittel bei leichter Mandelanschwellung. Chlorsaures Kali gebrauche man nur mit größter Vorsicht und nach Vorschrift des Arztes. Vorzüglich sind kalte Umschläge. Man winde ein leinenes Tuch (Handtuch) in recht kaltem Wasser fest aus, lege es um den Hals und binde ein dickes wollenes Tuch darüber. Bei Halsentzündungen ist thunlichst früh der Arzt zu Rate zu ziehen. Bis dahin thun warme Umschläge von Leinsamen, sowie Gurgeln mit Leinsamenaufguß gute Dienste. Ein gutes Gurgelwasser ist auch ein Aufguß von Salbei mit Honig und Essig.

Hände, aufgesprungene, werden durch Bestreichen mit Glycerin oder Coldcream, auch frischem Gänsefett, neuerdings auch mit Lanolin, wieder hergestellt. Die Hand bleibt selbst bei angestrengter Arbeit weich und mild, wenn man sie allabendlich wäscht, etwas feucht abtrocknet, mit Glycerin einreibt und Handschuhe darüberzieht. Bimsstein reinigt die Hände ebenfalls.

Holz, Schutz für weiches, besonders für Pfähle, Kellerbalken und dgl. Dr. Herm Hager giebt hierfür ein Mittel an, das dem Holze keinen Geruch erteilt, die Farbe desselben nicht ändert und überdies sehr billig ist. Die Hölzer werden mit einer heißen Lösung von Eisensalz (grünen Vitriol) ganz durchtränkt, dann wieder getrocknet und hierauf in ein heißes Bad von Wasserglas gebracht. In diesem Bade bildet die Wasserglaslösung mit dem vorher in das Holz eingedrungenen Eisensalz in den äußeren

Holzschichten ein in Wasser gänzlich unlösliches Eisensilikat. Diese unlösliche Verbindung ist ein ganz beständiger und unveränderlicher Körper, der hier gleichsam einen Panzer um das innere, von Eisensalz durchtränkte Holz bildet und ersteres vor Zersetzung schützt. Das die Holzzellen des ganzen Querschnittes ausfüllende Salz verhindert das Eintreten der Holzfäulnis auf lange Zeit hinaus.

Keller, dumpfige, an deren Wänden sich Schimmel gebildet hat, zu reinigen. Man verschließe alle Öffnungen und Thüren, und ebenso auch alle Spundlöcher der Gefäße, welche sich darin etwa befinden, recht dicht. Hierauf bringt man in ein tiefes Gefäß etwa 3 Pfund Kochsalz, stellt dieses in die Mitte des Kellers und übergießt das Salz mit zirka $^1/_2$ Liter Schwefelsäure; sofort entferne man sich. Die Räumlichkeit bleibt nun einige Stunden verschlossen; dann öffnet man alle Thüren, Fenster und Lucken derselben, damit sich das schädliche Gas entfernen kann. Ist nun dies geschehen, so kehrt man mittelst eines stumpfen Besens oder dergleichen den Schimmelüberzug von den Wänden 2c., derselbe stellt sich dann nicht sobald wieder ein. — Auf diese Weise entfernt man auch den Modergeruch aus den Kellerräumen, der besonders im Frühjahr sehr nachteilig auf die darin aufbewahrte Milch einwirkt; auch verhindert man dadurch die Schimmelbildung auf den sonst darin aufbewahrten Gegenständen auf länger Zeit.

Ketten, goldne, in kürzester Zeit zu reinigen. Man thue die Kette in eine kleine Flasche mit etwas warmem Wasser, setze etwas geschabte Seife und Kalkpulver hinzu und schüttle die Flasche eine Minute lang tüchtig. Dann nimmt man die Kette heraus, wäscht sie in reinem Wasser und trocknet sie ab. Sie wird dann einen schönen Glanz zeigen. — Zum Putzen von Silberzeug nimmt man feingeschabte Kreide (Schlemmkreide) und Salmiakgeist, reibt die Gegenstände damit ab und trocknet mit einem weichen Tuche nach

Kleiderbürsten zu reinigen. Die eben gebrauchte Bürste reibe man jedesmal gegen ein reines Papier, welches man mit einer Hand gegen die scharfe Ecke eines Tisches hält, so lange, bis das Papier, welches man beim Reiben immer verschiebt, rein bleibt. Man schont die zu reinigenden Kleidungsstücke auf diese Weise sehr, da die unreinen Bürsten denselben oft mehr Schaden thun, als der Gebrauch und der Staub.

Klebemittel. Man bringt Milch mittelst Essigsäure zum Gerinnen und löst das erhaltene Kasein in kalt gesättigter Boraxlösung. Die hierdurch erhaltene klare Flüssigkeit von dicklicher Konsistenz übertrifft durch ihre Klebkraft das arabische Gummi.

Krebse, schnell zu töten. Beim Kochen der Krebse werden dieselben natürlich sofort in kochendes Wasser gethan. Besser ist aber noch folgendes Verfahren. Der Magen der Krebse entladet sich in den Darm, der in grader Linie nach dem Schwanze geht und sich in dem an der mittelsten Scherenflosse liegenden After öffnet. Da dieser Darm eine absolute Lebensbedingung des Krebses ist, so ist dessen Zerstörung das leichteste und zuverlässigste Mittel, den Krebs augenblicklich zu tödten. Man braucht nur die mittelste, breiteste, mit dem After versehene Schwimmflosse aus dem Schwanzende herausziehen, und der Krebs ist tot.

Möbel von Fliegen- u. anderem Schmutz zu reinigen und aufzupolieren. Man macht von gewöhnlicher, zart geriebener Stärke, mit Salat- oder Oliven-Öl vermischt, einen dünnen Teig, taucht ungefähr eigroße Baumwollwatte hinein und reibt die Lack- oder Politurmöbel damit ab, bis aller Fliegenschmutz aufgeweicht ist. Dann wird mit reinen Wollentüchern blank abgerieben. Schnitzerei und Dreharbeit benötigen für Vertiefungen weiche Bürsten, auch kann man bei letzteren die Zipfel vom Lappen durchziehen. Sehr brauchbar ist auch Oliven-Öl mit Regenwasser bis zur Salbe gerührt. Aus Flanelle oder Wollappen macht man sich einen Ballen, der in die Salbe getaucht und Leinen darüber gelegt wird; dann tüchtig damit gerieben. Mit trockenem Leinen wird dann recht kräftig nachgerieben. Einen billigen Firnis zum Aufpolieren der Möbel kann man sich leicht verschaffen, wenn man Leinöl und guten Weingeist zu gleichen Teilen in einer verkorkten Flasche durch Schütteln mischt und damit die Möbel mittels eines wollenen Lappens reibt. — Zweckmäßiger ist eine Mischung aus etwa für 30 Pfg. Terpentinöl und für 20 Pfg. gelben Wachs; letzteren geschmolzen und (vom Feuer abgenommen!) soviel Terpentin zugeführt, daß die Masse nach dem Erkalten eine Salbe bildet. Hierin ein wollener Lappen getaucht und damit gerieben. Mit leinenem Lappen wird tüchtig nachgerieben. Die Möbel werden wie neu.

Nadeln aufzubewahren. Klamann vermeidet das Rosten der Nadeln, indem er dieselben in einer mit eingeschliffenem Deckel versehenen Glasdose in flüssiger Kaliseife aufbewahrt, wobei die Nadeln stets blank bleiben. Einreiben der Nadeln mit

Öl oder Vaseline und Einwickeln in Wachspapier genügt nicht, die Nadeln vor dem Rosten zu schützen. Man wendet auch wohl gepulverte Kreide (oftmals zu erneuern) an.

Petroleumgebrauch, Vorsichtsmaßregeln dabei. 1. Das Petroleum ist am besten in Blechgefäßen und an kühlen Orten aufzubewahren. Explosionen finden nur statt, wenn das Petroleum sich in gasförmigen Zustande befindet, in welchen es schon bei einer Erwärmung von 25° R. gelangen kann; es ist daher alles zu vermeiden, was eine Erwärmung des Behälters veranlassen könnte. — 2. Das Um- und Einfüllen des Petroleums darf möglichst nur bei Tageslicht, keinesfalls aber in der Nähe von offenem Feuer oder Leuchtflammen geschehen. Ein Vergießen des Petroleums führt leicht zur Entzündung, zur Explosion des Gefäßes und zu lebensgefährlichen Verbrennungen. Unbedingt unstatthaft ist das Nachgießen von Petroleum in eine brennende Lampe. 3. Der Docht muß beim Ziehen in die Lampe völlig rein und trocken sein. Zu dünner Docht führt zur Erhitzung des Brenners und damit des Öls. Feuchter und zu dicker Docht saugt schlecht. Das Trocknen feuchten Dochtes geschieht am besten mit einem heißen Plätteisen. 4. Docht und Brenner müssen täglich von allen kohligen Resten befreit werden. Eine Petroleumlampe, welche längere Zeit nicht im Gebrauch war, ist vor der Wiederbenutzung mit besonderer Sorgfalt zu reinigen. Kohlige Reste erhitzen den Brenner, ungleich geschnittener Docht verursacht Ruß. 5. Die Luftzüge des Brenners sind täglich zu reinigen. Schadhaft gewordene Brenner sind unverzüglich durch neue zu ersetzen. Reinhaltung der Luftzüge bewirkt eine günstige Abkühlung des Brenners, der beim Anzünden leicht verunreinigt wird. 6. Das Öl im Behälter darf nie vollständig ausbrennen, der Behälter muß vielmehr stets so viel Petroleum enthalten, daß der Docht in dasselbe eintaucht. Sobald der Docht aus Mangel an Petroleum trocknet, brennt die Flamme in den Brenner hinab, erwärmt das Petroleum und entzündet das dadurch gebildete Gas. 7. Der Behälter muß vor jeder Erwärmung bewahrt werden. 8. Die Lampe darf niemals zurückgedreht werden. Das Niederdrehen des Dochtes erzielt keinerlei Petroleumersparnis, es erhitzt aber den Brenner und erzeugt übelriechende, gesundheitsschädliche Gase. 9. Das Auslöschen der Lampe ist durch leichtes Überblasen des Zylinders nach vorherigem geringen Niederdrehen des Dochtes zu bewirken. Das Ausdrehen kann unbemerktes Fortbrennen und Rückschlagen der Flamme bewirken. 10. Es empfiehlt sich, namentlich in Kinderstuben, wenn irgend thunlich, nur Hängelampen zu verwenden.

Preißelbeeren, (Krousbeeren) einzumachen. Dieselben werden verlesen, gewaschen und in kochendem Wasser einmal übergewellt; durchgeseiht und auf je 5 Ltr. Beeren 3 Pfd. Zucker genommen. Der Zucker wird geläutert, die Beeren hineingethan und gekocht, bis sie weich geworden. Hierauf werden sie in Einmachegläser gethan und diese nach der Erkaltung mit Pergamentpapier zugebunden. Da die Preißelbeere die Eigenschaft hat, nicht leicht in Gärung überzugehen, so benutzt man dies, um in Preißelbeersaft andere Früchte einzumachen. Es wird damit noch der doppelte Zweck erreicht, den Früchten mehr ihres eigentümlichen Saftes zu erhalten und dann sie auch zugleich zu färben. So kann man Birnen- und Apfelscheiben recht gut in den Preißelbeersaft oder auch in den gewöhnlichen Preißelbeeren mit einmachen. Saftige Früchte schmecken besser, aber sind auch insofern gefährlicher, als sie leichter Gärung erregen; sonst sind alle Früchte dazu zu benutzen.

Perlbohnen, Einmachen derselben, als Bohnensalat. Faserfreie Perlbohnen, nicht zu alt, werden abgeputzt (nicht zerschnitten oder gebrochen), gewaschen, in kochendes Wasser gethan, einmal rasch überwallen lassen und darnach auf ein grobes Tuch zum Erkalten ausgebreitet; so wird mit demselben Wasser fortgefahren, bis das beabsichtigte Quantum verarbeitet ist. Die erkalteten Bohnen schüttet man in einen dünnen weißleinenen Beutel und legt denselben in einen Steintopf, wozu soviel Salzlake (die ein Ei trägt) gethan wird, daß, nachdem die Bohnen leicht beschwert sind, die Soole darüber steht So zubereitet halten sich die Bohnen bis zum Frühjahr. Beim Gebrauch nimmt man den Bedarf heraus und thut dieselben (nicht entwässert) in kleinen Particen nach und nach in das kochende Wasser. Wenn sie gar sind, so auf ein Sieb geschüttet und dann in kaltes Wasser zum Auswässern gethan. Nun sind sie zur Salatbereitung fertig.

Pilze, Einmachen oder Aufbewahren derselben. Die in Deutschland fast in allen Waldungen wachsenden Pilze lassen sich auf einfache und billige Art konservieren. Morcheln, Champignons, Ziegenbart, Stein- und Herrenpilze, Hünchen oder Pfifferlinge, werden wie folgt vorbereitet. Man putzt und wäscht sie rein ab, läßt sie

gut abtropfen und legt sie dann in einen Topf und bestreut je 1 Liter Pilze mit 4 Eßlöffel Salz, deckt dann einen Teller über den Topf und läßt ihn so über Nacht stehen. Die Pilze werden infolgedessen sehr zusammenschwinden und viel Saft gebildet haben. In diesem Saft läßt man sie ordentlich aufkochen, am besten in einem reinen irdenen Topfe. Nachdem sie etwas abgekühlt sind, füllt man die Pilze in nicht zu große Büchsen oder Glashäfen, läßt etwas Saft überstehen und verschließt sie wie jede eingemachte Frucht gut und luftdicht. Die Pilze werden mit der Brühe zu allerhand Braten und Saucen verwandt und geben diesen einen sehr feinen Wohlgeschmack. Auch werden dieselben mit verschieden gewürztem Essig eingemacht, oder auch manche Pilzarten getrocknet, wodurch einige aber an Wohlgeschmack verlieren, nur Champignons, Stein- und Eichpilze nicht.

Petersilie trocken aufzubewahren. Im Winter begnügt man sich auch wohl mit getrocknetem Petersilienkraut. Zum Trocknen wählt man junge, ziemlich ausgewachsene Blätter und pflückt nur solche, die noch kein Regenwetter durchgemacht haben, denn sie dürfen nicht schmutzig sein und dürfen doch auch nicht gewaschen werden; alle Stiele und Stielteilchen sind zu entfernen, indem diese nur schlecht trocknen. Nun legt man das Kraut an einem luftigen und schattigen Orte dünn auf reinliches Papier, wendet es von Zeit zu Zeit einige Male und wenn die Blattrippchen ganz trocken sind, nimmt man das Kraut früh morgens, wenn es gelind angezogen hat, sodaß man es anfassen kann, ohne es zu zerdrücken, thut es in weiße Papierdüten und bewahrt es nun an einem trockenen Plätzchen weiter.

Pergamentpapier läßt sich in der Haushaltung zum Einwickeln, Verschicken und Aufbewahren (Einmachegläser ꝛc.) von Eßwaren vielfach verwenden. Man legt es in Wasser, damit es weich wird. Es läßt sich alsdann zum Verschluß von größeren und kleineren Flaschen, Gläsern und Töpfen sehr gut gebrauchen. Das Papier ist gegen Wasser fast undurchdringlich, verhindert auch das Eindringen aller fettigen und öligen Teile und ist äußerst widerstandsfähig Es kostet z. B. 15, 20 und 25 Pfg. das Meter.

Rindertalg zum Fetten der Speisen. Der rohe Rindertalg wird in Würfel zerschnitten, in kaltem Wasser einige Stunden ausgewässert und dann mit Milch (1 Liter zu 8 Pfd. Talg) aufgesetzt, damit solange bei fleißigem Umrühren gekocht, bis die Grieben ganz dunkel sind und das Fett klar geworden. Dieser Prozeß geht langsam vor sich. Wird hierzu Schmalz oder Butter gethan, so läßt sich dies Gemisch auch auf Brod streichen.

Rücken, denselben warm zu halten, ist besonders bei älteren Leuten wichtig, weil dort die Nieren ihren Sitz haben. Zwischen den Schulterblättern sitzen die Lungen. Jeder weiß, wie leicht ein kalter Wind auf den Rücken eine Erkältung herbeiführt. Das Sitzen mit dem Rücken gegen ein Fenster oder eine Thür ruft infolge des Zuges, der durch die Ritzen und Spalten stattfindet, nicht selten einen Katarrh hervor. Deshalb sollte die Stelle zwischen den Schulterblättern bei kalter Witterung ganz besonders geschützt werden, und Personen über 50 Jahre und solche, die an Beschwerden der Atmungsorgane leiden, sollten hier ein Stück Flanell tragen, um die Körperwärme zusammen und die Einwirkung der Kälte von außen abzuhalten.

Rostflecke aus ungefärbten Stoffen zu entfernen. Man nimmt Kleesalz, ebensoviel Kochsalz, Zitronensaft und wenig weiches Wasser. Mit dieser Lösung, welche in einem Fläschchen gut verkorkt sein muß, befeuchtet man den Rostfleck, nachdem man jedoch vorher einen alten Schöpflöffel gut erwärmt, was am besten über dem Zylinder einer Petroleumlampe geschieht. Über die äußere runde, warme Form des Löffels legt man den Stoff und befeuchtet die Stelle mit der Lösung, und sofort verschwindet der Rostfleck. — Zweckmäßiger ist es, über einen Topf mit kochendem Wasser einen Blechdeckel zu legen, darüber ein schützendes Tuch und dann den Stoff mit den Flecken darüber breiten. Das Kleesalz wird mit angefeuchtetem Finger auf den Fleck solange gerieben, bis derselbe entfernt ist. Der Stoff wird mit Seifenwasser nachgewaschen. — Auf diese Weise lassen sich mit Kleesalz auch Tintenflecke entfernen; nur beachte man sorgfältig, daß Kleesalz giftig ist.

Sodbrennen (Magensäure). Man verwendet dagegen vielfach Kreide; ebensogut ist es, einen Theelöffel voll gebrannter Kaffeebohnen trocken hinunterzuschlucken. Auch weiße (gebrannte) Magnesia in etwas Fenchelwasser genommen läßt das Sodbrennen verschwinden.

Schuhwerk wasserdicht zu machen. Man erhitze 1 Pfd. weißes Harz oder gekochten Terpentin, sogen. Glaspech, in einem eisernen Topf. Sobald das Harz geschmolzen ist, werden nach und nach 900 Gr. Baumöl zugerührt. Das Gemisch wird durchsichtig und einem Syrup gleichen. Es wird zum Gebrauch aufbewahrt und dem

trockenen Schuhwerk mit der Bürste kalt aufgestrichen und das Schuhwerk an die Sonne oder den warmen Ofen gestellt (nicht zu warm). Andern Tags wird dies wiederholt, dann noch wieder, wenn das Leder nach 24 Stunden wieder trocken erscheint. Wenn es fettigglänzend bleibt, wird es mit einem Tuche trocken abgerieben; es ist dann völlig wasserdicht. Man kann auch die Sohlen bestreichen, dann dringt auch tauender Schnee nicht durch. Derartiges Schuhwerk ist übrigens weich und geschmeidig und kann auch in gewöhnlicher Weise gewichst werden. Auch hat sich eine gesättigte Lösung von weißem, weichem Paraffin in Benzin sehr bewährt.

Schuhe, nasse zu trocknen. Als ein vorzügliches Mittel zum raschen Trocknen nasser Schuhe empfiehlt sich folgendes Verfahren: Nachdem die nassen Stiefel ausgezogen sind, fülle man sie sofort mit trockenem Hafer. Diese Fruchtart nimmt rasch jede Feuchtigkeit in sich auf, und wird bald die letzte Spur derselben von dem feuchten Leder einsaugen. Bei dem Aufnehmen der Feuchtigkeit schwillt der Hafer an und verhütet somit zugleich, daß das Leder hart wird und einschrumpft. Am folgenden Morgen schüttet man den Hafer aus und trocknet ihn zum ferneren Gebrauch in einem Ofen. Als Regel diene noch, daß der Hafer die beste Wirkung erzielt, je trockner er ist.

Schimmel an Würsten und Schinken zu verhüten bezw. zu beseitigen. Es ist nichts empfehlenswerter, als gewöhnliches Kochsalz in einem Teller nur mit so viel Wasser zu übergießen, daß eine breiartige Lösung des Salzes erfolgt. Wenn man schimmelige Würste mit diesem Salzbrei anstreicht, verschwindet der Schimmel sofort und nach einigen Tagen überziehen sich die Würste mit überaus feinen Salzkrystallen, die jeder weiteren Schimmelbildung vorbeugen. Dasselbe Verfahren ist auch zu empfehlen, um den zeitweilig in den Knochen der Schinken auftretenden Schimmel zu beseitigen bezw. vorzubeugen.

Schimmeln des Brotes zu verhüten. In Landhaushaltungen, wo man gewöhnlich größere Mengen von Brot auf einmal backt, pflegt letzteres im Sommer, oder bei Aufbewahrung in einem feuchten Keller, leicht schimmelig zu werden. Als erprobtes Mittel gegen diesen Übelstand empfiehlt sich, das frischgebackene Brot, sobald es aus dem Ofen kommt, in einen Mehlsack zu stecken, in welchem noch etwas Mehl übrig geblieben, und zwar so, daß immer die Oberrinden des Brotes aufeinander zu liegen kommen. Hernach bindet man den Sack zu und hängt ihn an einem luftigen Orte freischwebend auf. Auf diese Weise läßt sich das Brod 4—6 Wochen aufbewahren, ohne sehr trocken zu werden oder auch nur eine Spur von Schimmel anzusetzen. Vor dem Gebrauch bürstet man das Brod ab und legt es eine Nacht vorher in den Keller, oder schlägt ein feuchtes Tuch darum, damit es wieder geschmeidig wird.

Sellerie, ein Ersatz der Ananas. Für diesen Zweck werden einfach die Knollen der Sellerie, und zwar in folgender Zubereitung verwendbar gemacht: Es wird gleich wie bei der Ananas der Sellerie in feine Scheiben geschnitten, die, mit Zucker reichlich bestreut, etwa 10—12 Stunden in einem bedeckten Gefäße verwahrt werden, zunächst wird leichter weißer Wein darüber gegossen und das Ganze beliebig versüßt. — Ein Zusatz solcher Scheiben dient auch bei Bischof, Punsch ꝛc. zum wohlschmeckenden aromatischen Gewürz; auch kann man die Scheiben für spätere Verwendung im Zucker aufbewahren, gleich der Ananas.

Töten der kleineren Tiere. Um das Schlachten nicht zur Tierquälerei zu machen, ist vor allem notwendig, daß die Werkzeuge (Messer, Beil ꝛc) scharf geschliffen und gut im stande seien. Sodann beachte man die folgenden Vorschriften: Tauben werden am besten, d. h. schmerzlosesten geschlachtet, indem man durch einen kräftigen Messerschnitt den Kopf vom Rumpfe trennt. — Hühner schlachtet man auf dieselbe Weise wie Tauben, indem man ihnen schnell den Kopf abschneidet. Noch leichter führt es zum Ziel, den Kopf auf einem Hauklotz abzuhacken. Bei Hähnchen ꝛc., wo der Kopf bleiben muß, wird ein Einschnitt in den oberen Teil der Gurgel gemacht. — Auch Gänse und Enten finden durch Abhauen des Kopfes am leichtesten ihren Tod. Wählt man den Genickstich, so bereitet man den Tieren eine längere Todesqual. In diesem Falle sollte man wenigstens nicht unterlassen, die Tiere vor dem Abstechen durch einen starken Schlag auf den Hinterkopf zu betäuben. — Kaninchen schlachtet man so, daß man sie zuvor durch einen wuchtigen Schlag ins Genick (hinter die Ohren) betäubt und ihnen unmittelbar darauf den Hals mit den großen Blutgefäßen durchschneidet. — Fische, gleichviel ob groß oder klein, werden zuerst durch einen kräftigen Schlag auf das Gehirn betäubt. Dann trennt man mit einem raschen tiefen Schnitt den Kopf vom Rumpfe bezw. macht man im Genick durch das Rückgrat einen tiefen Einschnitt, was den Fisch sofort tötet. Und nun erst wird derselbe geschuppt und aus-

geweidet. — Aale greift man mittelst eines trockenen Tuches und giebt ihnen einen sicheren Schlag gegen den Hinterkopf, wodurch das Tier bewußtlos wird und sein krampfhaftes Sträuben aufhört. Dann schneidet man rasch den Kopf ab und hat nun Zeit, den Aal ohne Tierquälerei zu reinigen, auszunehmen ꝛc. — Krebse, Hummern und Krabben sterben sogleich, wenn man sie in ein auf dem Feuer stehendes Gefäß voll siedendes Wasser wirft und darin untertaucht. Nur können nicht mit einem Male zu viele Tiere hineingethan werden, weil sonst das Wasser den nötigen starken Hitzegrad nicht behält. — Sind die Tiere getötet, dann erst reißt man ihnen den Darm aus, schneidet die Nasen ab, damit die Galle ablaufen kann ꝛc.

Warzen zu vertreiben. Der Schleim der großen, schwarzen, nackten Schnecken, womit die Warzen bestrichen werden (drei Tage sitzen lassen) läßt dieselben verschwinden. Auch gehen die Warzen ab, wenn man sie täglich mehrere Male mit Kreide tüchtig bestreicht.

Zähne schön zu halten. Man nehme fein gepulverte Holzkohle, erhitze sie zum Rotglühen in einem eisernen Gefäße und schütte sie noch heiß in eine Schüssel mit reinem Wasser, fülle dieses sogleich in eine Flasche und stöpsle sie fest zu. Wenn man sich dieser Flüssigkeit bedienen will, muß man sie umschütteln, eine Kleinigkeit davon in den Mund nehmen und die Zähne damit reiben. Alles, was dem Atem einen unangenehmen Geruch giebt und was den Zähnen nachteilig ist, wird dadurch entfernt.

(J.)

---

186. Die Milch.

Der Landwirt hat an der Milch, dem Haupterzeugnis seines Viehstandes, ein doppeltes Interesse und zwar in erster Linie betriebswirtschaftlich als Produzent und sodann hauswirtschaftlich als Konsument. In ersterer Beziehung findet die Verwertung der Milch bekanntlich entweder durch direkten Vollmilch-Verkauf oder durch Verbuttern bezw. Verkäsen statt. Der Milchverkauf, die rentabelste Verwertung, ist nur in der Nähe größerer Städte möglich, das Verbuttern bezw. Verkäsen ist durch die in neuerer Zeit in Norddeutschland zahlreich eingerichteten Genossenschafts-Molkereien, mit Vollbetrieb und mit sog. beschränktem Betrieb, (worüber wir in der zweiten Abteilung dieses Buches auf Seite 266 und folgende Näheres mitgeteilt haben) für die eigene Wirtschaft zu einer großen Erleichterung geworden und hat die Erträge aus der Kuhhaltung nicht unbedeutend erhöht, da jetzt jeder Tropfen Milch zur Geltung kommt, während bei eigener Verarbeitung noch in unzähligen bäuerlichen Haushaltungen mehr oder minder große Quantitäten Milch vergeudet oder mangelhaft verarbeitet werden, deren Werte, für einen bestimmten Landbezirk und beispielsweise für ein Jahr addiert, eine erstaunliche Höhe annehmen, die der Einzelne nicht entfernt ahnt.

„Blut ist ein ganz besonderer Saft," hat der Dichter gesagt; und wir könnten hinzufügen: „Milch ist ein ganz besonderer Saft." Blut und Milch, „Rot und Weiß," haben manche Ähnlichkeiten, wenn auch letztere aus dem ersteren entsteht. Beides sind Flüssigkeiten, in welchen gewisse Stoffe ungelöst verteilt sind: Fett in der Milch, die Blutkörperchen und das Fibrin im Blut, — eine größere Zahl von Stoffen aber gelöst vorhanden sind: Käsestoff, Eiweiß, Zucker und Salze in der Milch; verschiedene Eiweißstoffe, ziemlich Zucker, wenig Fett, Harnstoff, Harnsäure, Salze ꝛc. im Blut. Befreit man das Blut von den Blutkörperchen und dem Fibrin (Faserstoff, Blutkuchen), so bleibt das Blutwasser (Serum) als klare Flüssigkeit zurück; könnte man aus der Milch alle Fettkügelchen ausscheiden, so würde das ebenfalls völlig klare Milchwasser (Serum) übrig bleiben. Blutserum wie Milchserum enthalten dann noch alle gelösten Stoffe. Die Zahl der roten Blutkörperchen ist sehr erheblich; in 1 cmm (1 Kubik-Millimeter) Blut eines kräftigen Mannes finden sich nahezu 5 Millionen

solcher Körperchen. Für 1 cmm Milch mit reichlich 3% Fett lassen sich etwa 1 Million Fett- oder Milchkügelchen berechnen. Der Wassergehalt von Blut und Milch ist auch annähernd gleich: die Milch enthält im Mittel reichlich 87% und das Blut des Erwachsenen 83, das des Neugeborenen 85% Wasser. Wie die Milch aus dem Blut durch Vermittelung des Euters sich bildet, haben wir in dem ersten Abschnitt der vierten Abteilung dieses Buches „das Euter der Milchkuh," näher beschrieben.

1. Milch ist die in den Milchdrüsen weiblicher Tiere während der Milchbildungszeit nach dem Gebären durch eigentümliche Umwandlung des Drüsengewebes entstehende Flüssigkeit. Unter Milch als Handelswaare wird die durch völliges Ausmelken des Euters einer oder mehrerer Kühe gewonnene, gut gemischte Milch verstanden. Als Mischmilch größerer Stallungen von einem Bestande bis zu fünf Kühen herunter enthält sie durchschnittlich $87^1/_4$% Wasser (also etwa $^7/_8$ des Gesamtgewichtes) und $12^3/_4$% feste Bestandteile. Von diesen Zahlen weicht die (tüchtig gemischte) Milch größerer Viehbestände nur wenig ab. Der Gehalt an Wasser schwankt zwischen 86—88% und der der festen Bestandteile zwischen 14—12%. Anders verhält sich die Milch aus kleineren Stallungen von 1—4 Kühen, vorzüglich aber einzelner Tiere, welche je nach der Rasse, dem Lebensalter, der Individualität, der Zeit nach dem Gebären, der Fütterung ꝛc. Veränderungen in der Zusammensetzung zeigen kann. Hier finden sich Schwankungen des Wassergehaltes von 83,65—90% und in den festen Bestandteilen von 9,80—16%.

Bei dem in guten Wirtschaften Norddeutschlands üblichen Jahresdurchschnitt und 300 Melktagen der sämtlichen Kühe eines Viehstapels von 2500 Kgr. ($2419^1/_2$ Liter) Milch werden aus der Kuh zirka 2200 kg reines Wasser jährlich gewonnen, während solche Durchschnittskuh im ganzen Jahre nur etwa 300 kg, also pro Tag ihrer Milchgebezeit (Laktationsperiode) nur etwa 2 Pfd. trockne (feste) Substanz (Trockengehalt) liefert. Dieser Trockengehalt der Milch ergiebt sich, wenn eine genau abgewogene Menge Milch solange vorsichtig eingedampft wird, bis bei wiederholten Wägungen das Gewicht nicht mehr abnimmt. — Wird diese übriggebliebene Trockensubstanz jetzt vorsichtig verbrannt (geglüht) und die Asche gewogen, so erhält man die Rohsalze, (die mineralischen, unverbrennlichen Bestandteile der Milch) als Rückstand, welcher vorzugsweise aus Kalium- und Kalciumoxyd, aus Phosphorsäureanhydrit und Chlor besteht. Die Aschenbestandteile sind sehr gering, sie betragen im Mittel nur $^3/_4$% der Gesamtmilch, also im obigen Beispiel von der Jahresmilch einer Durchschnittskuh nur $37^1/_2$ Pfd. Milchasche. Höhere Zahlen als 0,80% lassen auf einen Zusatz von Mineralbestandteilen, meist kohlensaurem Natron, schließen.

2. Je mehr feste Bestandteile eine Milch enthält, desto größer ist ihre Dichtigkeit oder das spezifische Gewicht derselben, d. i. diejenige Zahl, welche angiebt, wie viel mal so schwer die Milch bei 15° C. ist als destilliertes Wasser bei gleicher Raummenge (Volumen) und Temperatur. Die Dichte wächst mit sinkender und verringert sich mit steigender Temperatur. Auf das spezifische Gewicht des vollständig reinen Wassers als Einheit bezogen, zeigen von den übrigen Milchbestandteilen: Käsestoff, Eiweiß, Milchzucker und Salze ein höheres spez. Gew., und muß demnach das spez. Gew. des Milchserums über 1 liegen: es muß schwerer als Wasser sein. Etwas herabgedrückt wird dies spez. Gew. durch das im Serum verteilte Butterfett, welches spez. leichter als Wasser ist. Die Schwankungen in den Mengen der einzelnen Bestandteile des Trockenrückstandes (auf der einen Seite das leichtere Fett und auf der anderen Seite die übrigen, schwereren Bestandteile, welche nicht Fett sind, besonders der Milchzucker) bewirken auch die Schwankungen im spez. Gew. der Milch. Die Grenzwerte des spez. Gew. der Vollmilch liegen zwischen 1,028 und 1,034 (in den norddeutschen Wirtschaften mit mustergültiger Kuhhaltung und zumeist Weidegang der Kühe zwischen

1,030 und 1,035). In der Milch-Polizeiordnung der Stadt Dresden sind die Grenzen für gute Vollmilch auf 1,029 bezw. 1,034, und für entrahmte Milch auf 1,032 bezw. 1,038 festgestellt. Auf der vom Verfasser früher in Kiel geleiteten Kontrollstation für Nahrungsmittel 2c. wurden als Verkaufsmilch für „verdächtig" erklärt, die Vollmilch, wenn sie über die Grenzen von 30 und 35 hinaus-, und die abgerahmte Milch, wenn diese unter 34 herabging. — Zur Bestimmung des spez. Gew. bedient man sich der Milchwage (eines Laktodensimeters) mit Zuhülfenahme des Thermometers. Das spez. Gew. der Vollmilch wird durch Wasserzusatz erniedrigt, durch Entrahmen erhöht. Hieraus folgt, daß sich durch teilweise Entrahmung und vorsichtige Verdünnung der Milch durch Wasserzusatz eine „Normalmilch" herstellen läßt, deren Güte nur dann zu ermitteln ist, wenn neben der Milchwage und dem Thermometer auch der Rahmmesser in Anwendung kommt. Ohne letzteres braucht der Fälscher nur für je ein Prozent Fett, welches er der Milch in Rahm entzogen hat, vier Prozent Wasser zuzusetzen, um das ursprüngliche spez. Gew. wieder herzustellen.

3. Der wertvollste Bestandteil der Milch ist das Fett. Es ist in derselben in Form mikroskopischer Kügelchen, welche einen Durchmesser von 0,01—0,008 mm haben, enthalten, und nach gehöriger Mischung darin gleichmäßig verteilt. Da das Fett leichter als Wasser ist, so steigt es bei ruhigem Stehen der Milch allmählich, und zwar die größten Kügelchen zuerst, die kleineren später, an die Oberfläche und scheidet sich noch gemischt mit den übrigen Bestandteilen der Milch als Rahm ab. In gleichem Verhältnis der Rahmbildung verarmen die unteren Schichten der Milch an Fett und haben daher eine fortwährend wechselnde Zusammensetzung.

Die Rahmbildung selbst unterliegt verschiedenen, zum Teil unbekannten Einflüssen, welche sich nicht immer ausgleichen lassen, so daß es geschehen kann, daß eine fettreiche Milch unter ungünstigen Umständen weniger Rahmprozente ergiebt als eine fettärmere: ein Schluß auf die Mengenverhältnisse des vorhandenen Fettes auf Grund des gewonnenen Rahmquantums ist daher nur bedingt zulässig. Wirklichen Aufschluß über den Gehalt der Milch an Fett giebt nur die Analyse. Auf Grund zahlreicher Untersuchungen hat man durchschnittlich die Fettmenge ganzer Milch zu 3,5 % gefunden. Die Schwankungen nach Rassen, Alter, Melkperiode, Fütterung und Anzahl der Kühe sind jedoch recht bedeutend; sie betragen 2,8 bis 4,5 %. In besonderen Fällen bei einzelnen Tieren kann der Fettgehalt bis auf 2,5 % herabgehen. In den Polizeiverordnungen verschiedener Städte wird ein Mindestgehalt an Fett gefordert; so u. a. in Dresden (1889) von 3 % in der Vollmilch, von 1 % in der nicht durch Zentrifugen abgerahmter Milch. Die Zentrifugenmagermilch enthält $^1/_8$ bis $^1/_2$ % zeitweilig auch wohl $^3/_4$ % Fett. Als untere Grenze für den Fettgehalt normaler Verkaufs-Vollmilch dürfte 2,5 % festgehalten werden können. Nach unsern frühern Kieler Ermittelungen beträgt das Butterfett im Milchgemisch normal gefütterter Kühe schleswig-holsteinischer Milchviehstapel im Mittel reichlich den vierten Teil des Trockengehaltes und beinahe den dreißigsten Teil der ganzen (unabgerahmten) Milch. Diejenige Zahl, welche den Unterschied zwischen dem Fett und dem „Nichtfett" der Trockensubstanz der Milch ausdrückt, ist für die Beurteilung der Güte der Milch (bezw. für die Milchkontrolle) sehr wichtig. Für den Milchverkauf in England z. B. gilt die Bestimmung, daß die ganze Milch mindestens 11,5 % Trockensubstanz und darin 2,5 % Fett, bezw. 9 % feste Bestandteile, die nicht fett sind (solids not fat) enthalteu müsse. Eine Milch, die in ihrer Trockensubstanz zwischen Fett und „Nichtfett" einen größeren Unterschied als 9 % zeigt, wird als mit Wasser gefälscht angesehen. — Bezüglich der abgerahmten Milch läßt sich nach unseren Untersuchungen ein Trockengehalt von mindestens 9 und in der Buttermilch ein solcher von mindestens 8 % mit Recht fordern.

4. Die Entrahmung der Milch geschah früher fast ausschließlich in Satten und Bütten (dünne Milchschicht bei gewöhnlicher Lufttemperatur); zu Ende der sechsziger Jahre wurde in Norddeutschland das schwedisch-dänische (Svartz'sche) Verfahren der Entrahmung im Wasser bezw. Eiswasser (hohe Milchschicht bei niedriger Temperatur) eingeführt; und seit 1873 findet Anwendung des Centrifugalverfahrens (jetzt fast ausnahmslos in allen Genossenschafts- und Sammel-Molkereien) zur Entrahmung der Milch statt. Hierbei wird die Milch im Mittel bis auf 0,3 % Fett entrahmt.

Die 100 milchenden Kühe der Radener (mit Eis und mit Bütten betriebenen) Gutsmeierei (Mecklenburg) ergaben nach Dr. Fleischmann im Jahre 1878 durchschnittlich per Kuh 5164,68 Pfd. Milch, d. i. das 569fache ihres Lebendgewichtes. Jede Kuh lieferte im Durchschnitt in 310 Tagen des Jahres Milch (stand also 55 Tage „trocken", güst), und enthielt (nach wöchentlichen chemischen Analysen) im Mittel die Morgenmilch 3,374, die Abendmilch 3,420, die Tagesmilch also 3,395 % Fett. — Der Milchertrag pro Kuh war im Mittel am Morgen 7,104, am Abend 6,878, am Tage also 14,18 Pfd., oder 6,87 Liter Milch, da 1 Liter Milch bei 15° C. im Mittel 2,064 Pfd. wiegt, oder 15 Liter rund 31 Pfd. wiegen. Die ausgeschiedene Fettmenge pro Kuh betrug also am Morgen 0,240, am Abend 0,232, am Tage 0,472 Pfd. (nahezu $^1/_2$ Pfd.), also während ihrer Milchgebezeit (Laktationsperiode) in 310 Tagen: 146,3 Pfd. Fett. Verrechnen wir diese Fettmenge auf Butter nach dem (ermittelten) Fettgehalt guter eingeschlagener und nicht zu frisch verkaufter gutausgearbeiteter holsteinischer Hofbutter von im Mittel 84 % Fett, so würde die Radener Durchschnittskuh im Jahre 174 Pfd. Butter produziert haben. In Wirklichkeit stellte sich auf Raden im Jahre 1879 das Verhältnis folgendermaßen: Die milchende Kuh gab im Durchschnitt 14,06 Pfd. oder 6,81 Liter Milch (303 Melktage); im Jahresdurchschnitt wurden auf 100 Pfd. Milch 3,07 Pfd. Butter gewonnen und zu 1 Pfd. Butter 32,57 Pfd. Milch verbraucht. Die milchende Kuh erzielte eine Jahresmilchmenge von 5130,7 Pfd. oder 2486,53 Liter, würde also, wenn sämtliche Milch verbuttert worden wäre, per Jahr 157,5 Pfd. Butter ergeben haben. — Ein holsteinischer Gutsbesitzer erzielte 1878/79 von 100 Kühen (mit Sommerweidegang) 553450 Pfd. Milch, wovon 546774 zur Verbutterung gelangten, die 19243 Pfd. Butter lieferten, was per 100 Pfd. Milch 3,5 Pfd. Butter und eine Jahresausbeute per Kuh im Mittel von 192,4 Pfd. ergiebt. In dieser Büttenmeierei (mit Milchkühler) wurden im Durchschnitt des ganzen Jahres zu 1 Pfd. Butter 28,04 Pfd. Milch gebraucht.

Weil der Fettgehalt der von den einzelnen Genossen der Genossenschafts-Molkereien gelieferten Milch recht erheblich verschieden ist, so ist in vorgeschrittenen Anstalten dieser Art die Bezahlung der Liefermilch nach deren ermittelten Fettgehalt seit einigen Jahren im Gebrauch, wodurch eine gerechtere Verteilung der verfügbaren Betriebseinnahmen ermöglicht wird. Als Beispiel diene folgender Auszug aus den Geschäftsbüchern einer Genossenschafs-Molkerei im Fürstentum Lüneburg. (Seperatoren-Betrieb). Seit Mai 1889 wird die Vollmilch den Genossen nach Fettgehalt bezahlt, und seitdem ist ein erheblicher Aufschwung des Betriebes und Besserung der Milchviehhaltung, Fütterung ꝛc. unverkennbar. Es ist ein von den übrigen Betriebsräumen vollständig getrenntes kleines Laboratorium für den Laktokrit eingerichtet und alles auf das schönste geordnet. Der Meierei-Verwalter führt von der (gemischten) Morgen- und Abendmilch der Kühe eines jeden Genossen dreimal monatlich, unter Beihülfe eines Vorstandsmitgliedes, die Untersuchungen aus, in durchschnittlich drei Proben. Jedesmal wird das Mittel berechnet und schließlich aus den drei Mittelzahlen im Monat das Monats-Mittel des Fettgehaltes gezogen, wonach die Bezahlung der Liefer-

milch an die Genossen nach Monatsschluß erfolgt. — Zur Verdeutlichung führen wir zwei Beispiele an aus dem Oktober-Monat 1889:

1. Genosse H. (ca. 10 Kühe); geliefert 1953 Liter. Fettgehalt gefunden: 4, 4, 4,0 %, d. i. durchschnittlich 4,0 % × 1953 Liter = 7812 Liter Fettprozente. Zur Auszahlung ist für alle Genossen angenommen für jedes Liter-fett-Prozent 2 Pfg.; d. i. für Genosse H. am Monatsschluß 7812 × 2 Pfg. = = M. 156,20. Auf das Liter berechnet, ergiebt es rund 8 Pfg. Da sich in letzter Zeit bei dieser Annahme ein erheblicher Überschuß ergab, so ist in den spätern Monaten 2,2 Pfg. für jedes Liter-Fettprozent zur Berechnung gekommen. Vor der Auszahlung waren von der Monats-Einnahme jedoch bereits abgezogen die Betriebskosten, Amortisation, Zinsen ꝛc., mit ca. 1½ Pfg. und das Fuhrlohn mit ca. 1 Pfg. pro Liter. Letzteres kann der Lieferant sich ebenfalls anrechnen, wodurch der Literpreis auf ca. 9 Pfg. sich erhöht. Außerdem hat der Genosse H. rund 70 % Magermilch und 20 % Buttermilch (zus. ca. 1760 Liter) zurückerhalten, (sog. beschränkter Betrieb), die bei der Kälber- und Schweinemast zu rund 4 Pfg. das Liter verwertet wurde. Genosse H. hat demnach im Oktober 1889 für jedes Liter Milch (bei 4 % Fettgehalt) rund 13 Pfg. erzielt, in Summa M. 246, d. i. pro Kuh und Tag (für ca. 6¼ Liter) nahezu 82 Pfg. (Hierbei ist ersichtlich der Hausverbrauch an Vollmilch nicht eingerechnet.)

2. Genosse M. (8 Kühe); 1739 Liter Milch geliefert mit 2,7, 2,7, 2,2, im Mittel also 2,5 % Fettgehalt × 1739 Liter = 4348 Liter-Fettprozente à 2 Pfg. = M. 86,95 ausbezahlt; d. i. im Durchschnitt 5 Pfg. pro Liter; dazu (wie oben beim Genossen H.) Fuhrlohn M. 17,39, für 1565 Liter Mager- und Buttermilch à 4 Pfg. = M. 62,60, ergiebt in Summa M. 166,94, d. i. pro Liter Milch bei 2½ % Fett: 5 + 1 + 4 Pfg. = 10 Pfg.; oder pro Kuh und Tag (für ca. 7⅕ Liter) 72 Pfg.; außer der im Hause verbrauchten Vollmilch. — Verglichen mit Genosse H. hat Genosse M. wegen des geringen Fettgehaltes der Milch eine Minder-Einnahme von 3 Pfg. pro Liter, oder im Monat Oktober 1889 M. 52,17, oder pro Tag ca. M. 1,70 gehabt.

Für den Genossen H. stellen sich die Ergebnisse der einzelnen Monats-Abrechnungen im Jahre 1889 wie folgt; (von Mai ab wurde nach Fettgehalt bezahlt):

Januar	geliefert	Liter	1534,	bar erhalten	M.		91,40
Februar	„	„	1231,	„	„	„	86,15
März	„	„	1397,	„	„	„	97,75
April	„	„	1100,	„	„	„	66,00
Mai	„	„	1263,	„	„	„	80,80
Juni	„	„	1236,	„	„	„	79,10
Juli	„	„	1408,	„	„	„	84,45
August	„	„	1588,	„	„	„	101,60
September	„	„	1666,	„	„	„	119,95
Oktober	„	„	1953,	„	„	„	156,20
November	„	„	1616,	„	„	„	126,00
Dezember	„	„	1584,	„	„	„	128,90
Summa		Liter	17606			M.	1216,30

Im Durchschnitt des Jahres hielt H. 9 Milchkühe, hatte also (außer der in der Haushaltung verbrauchten Milch) pro Tag und Kuh durchschnittlich 5½ Liter Milch in die Molkerei geliefert und nahezu 7½ Pfg. pro Liter erhalten: dazu an Fuhrlohn fast 1 Pfg. und als Verwertung der Mager- und Buttermilch ca. 4 Pfg., ergiebt im Ganzen eine Milchverwertung im Jahresdurchschnitt von etwa 12½ Pfg. pro Liter; ein sehr befriedigender Ertrag, allerdings vorwiegend erzielt durch den hohen Fettgehalt der Milch. Der Bruttoertrag pro Kuh berechnet sich hiernach für das Jahr 1889 auf rund M. 245. —

Schließlich bleibt noch zu erwähnen, daß in der genannten Molkerei nach erfolgter Monatszahlung von 2 Pfg. pro Liter-Fettprozent an die Genossen, und den erforderlichen Abschreibungen ꝛc. meistens ein nicht unerheblicher Betrag in der Kasse verbleibt, der am Jahresschluß zur Verteilung gelangt. Man hat deshalb, wie bereits oben bemerkt, in jüngster Zeit für das Liter-Fettprozent 2,2 Pfg. ausbezahlt. Der jedem Genossen entfallende Betrag aus dem Jahresüberschuß wird am Jahresschluß an die Genossen verteilt. Der endgültig empfangene Literpreis gegenüber den oben mitgeteilten Zahlen hat sich dadurch nicht unwesentlich erhöht.

5. Der zweite wichtige und für die Ernährung des Tierkörpers unentbehrliche Bestandteil der Milch ist die Gruppe der darin enthaltenen Eiweißkörper. Die Hauptmenge derselben bildet der Käsestoff, (Kaseïn) welcher sich im Durchschnitt zu 3,5 % darin vorfindet, ferner Eiweiß (Albumin) zu 0,4 % und in geringen Mengen sogen. Laktoproteïn. Für die Beurteilung des Wertes der Milch genügt es vollkommen, ihre Gesammtmengen zu wissen, die zwischen 3 und 5 % schwanken. Der süße Geschmack, welchen jede unverdorbene Milch auf der Zunge erregt, wird durch den vorhandenen Milchzucker bedingt. Im Allgemeinen schwankt sein Gehalt in ziemlich engen Grenzen zwischen 3—5½ %; als Mittelzahl sind 4,6 % angenommen.

Eine gute, ganze Milch als Marktmilch ist für's bloße Auge eine mattweiße, selten schwach ins Bläuliche, öfter mehr ins Gelbliche spielende Flüssigkeit von reinem, mildem, süßlichem Geschmack und schwachem, an der Hautausdünstung der Kinder erinnernden, jedoch nicht unangenehmem Geruch. Sie fühlt sich fettig an und ist von ziemlicher Konsistenz: der einzelne Tropfen, auf den Fingernagel gegeben, bleibt daselbst prall und hochgewölbt liegen und hat völlig undurchsichtige weiße Ränder. Sie bläut rotes und rötet blaues Lackmuspapier. Sie soll nicht weniger als 11,5 % fester Bestandteile, mindestens 2,5 % Fett und nicht mehr als 0,8 % Asche enthalten. Als eine fernere Charakteristik guter Milch glaubt das Kaiserliche Gesundheitsamt als Basis für die Verordnungen betreffend Milch das Mengenverhältnis des Eiweißes zum Fett betrachten zu sollen, welches es wie 100 : 80 annimmt.

6. Während die Milch auf der Höhe der Milchbildung bei jeder gesunden Kuh in ihrer Zusammensetzung nur wenig wechselt, finden sich gegen das Ende der Laktation, besonders aber beim Beginne derselben, erhebliche Abweichungen in den Bestandteilen. Innerhalb der ersten sieben Tage, bei älteren Kühen auch wohl schon bis gegen den vierten Tag hin, nähert sich die Zusammensetzung immer mehr der der normalen Milch, indem der Fett-, Zucker- und Käsestoffgehalt steigt, das Albumin sich vermindert. Vom achten, beziehentlich vierten Tage an hat die Milch durchgehends die normale Zusammensetzung und kann ohne Anstand in den Handel gebracht werden.

Nach dem Obigen läßt sich für den Gehalt der Milch an ihren wichtigsten Bestandteilen die folgende Zusammenstellung geben:

	Mittel in %	Schwankungen in %
Wasser	87,25	90 — 83,65
(Trockensubstanz	12,75	10 — 16,35)
darin: Butterfett	3,50	2,80 — 4,50
Käsestoff	3,50	3,00 — 5,00
Eiweiß	0,40	0,30 — 0,55
Milchzucker	4,60	3,00 — 5,50
Aschenbestandteile . .	0,75	0,70 — 0,80
Summa:	100,00	

7. Der Nahrungswert der Milch ist sehr hoch zu rechnen, denn ½ Liter Milch entspricht ungefähr ½ Pfund halbfetten Rindfleisch oder

335 Gramm, also etwas weniger als $^3/_4$ Pfund, magerem Fleisch, oder dem Inhalte von fast $4^1/_2$ Stück Hühnereiern mittlerer Größe. Immerhin gehören aber etwas mehr als 4 Liter Milch dazu, um den täglichen Nahrungsbedarf eines erwachsenen Menschen zu decken, wenn dieser allein von Mich leben wollte. Im allgemeinen kann man die frische, noch nicht saure Milch zu den leicht verdaulichen Nahrungsmitteln rechnen. Daß sie für alte Leute meist schwerer verdaulich ist, läßt sich wohl erklären, denn im Magen gerinnt die Milch zu einem dickflockigen Käsegerinnsel, welches zu seiner Lösung ein gewisses Maß wirksamer Verdauungssäfte und einigermaßen kräftige Magen- und Darmbewegung verlangt. Milch frisch vom Euter gilt als leichter verdaulich, als längere Zeit gestandene oder als abgekochte Milch. Jedoch sind dies feine Unterschiede, die für einen kräftigen Verdauungsapparat nicht merkbar sind, sondern nur bei einem schwachen zur Wirkung kommen. Daß saure Milch nur einem gesunden Magen und Darm zuträglich ist, von vielen Menschen garnicht, von den meisten nur in mäßigen Mengen vertragen wird, ist bekannt. Der Grund liegt hauptsächlich in dem hohen Gehalt der sauren Milch an Milchsäure, welche auf den Magen und Darm stark reizend wirkt.

In anbetracht des hohen Nahrungswertes und des niedrigen Verkaufspreises gehört die Milch zu den wertvollsten und preiswürdigsten Nahrungsmitteln. Ihr Verbrauch ist zwar allgemein verbreitet. Sie verdiente aber bei weitem mehr geschätzt und noch mehr als bisher zur Ernährung der Jugend als auch der erwachsenen Menschen herangezogen zu werden; höhere Beachtung verdient auch die entrahmte Milch.

8. Außer den erwähnten durch die physiologischen Verhältnisse der Milchbildung bedingten Abweichungen von der normalen Zusammensetzung kann die Milch noch anderweite Veränderungen erfahren, welche als Milchfehler bezeichnet werden.

Werden nicht besondere Vorkehrungen getroffen, so gerät die Milch in Gärung und der Milchzucker geht in Milchsäure über. Dieselbe bedingt das Gerinnen der Milch. Ist nur wenig Milchsäure vorhanden, so tritt das Gerinnen erst beim Kochen ein, ist sie in erheblicher Menge zugegen, so geht die Abscheidung des Käsestoffs schon in der Kälte vor sich. Milch mit 0,20 % freier Milchsäure verträgt das Kochen nicht mehr und gerinnt mit 0,50 bis 0,60 % schon bei gewöhnlicher Temperatur freiwillig.

Wie oben gesagt, erhält man von gesunden, gut gefütterten Kühen stets eine Milch von weißer oder gelblich weißer Farbe. Sind aber deren Verdauungsorgane durch Erkrankung oder unzweckmäßige Fütterung geschwächt, so bildet sich eine wässrige Milch von niedrigem spezifischem Gewicht und geringem Fettgehalt. Außer dieser Art der blauen Milch wird aber, wenn auch nur in seltenen Fällen, in sonst normal zusammengesetzter Milch die Bildung eines blauen Farbstoffes beobachtet, welcher durch Zerlegung der Eiweißkörper entsteht. In diesem Falle sieht man eine reichliche Entwicklung niederer Organismen, welche die vorerwähnte Spaltung der stickstoffhaltigen Körper bedingen. Schleimige oder fadenziehende („lange") Milch entsteht unter Bedingungen, welche noch nicht aufgeklärt sind. Am meisten scheint unzureichende Reinlichkeit an dieser Veränderung die Schuld zu tragen. Altmelkende Kühe geben nicht selten eine Milch von bitterem Geschmack, so wie auch manche Futtermittel einen solchen hervorrufen. Hierbei kann die Milch wohl an Wert verlieren, nicht aber als unzuträglich für die Gesundheit zu betrachten sein. Anders, wenn sie durch Medikamente Bitterstoffe aufgenommen hat, oder wenn faulige Umsetzungen, die sich durch Aufsteigen größerer Gasblasen kennzeichnen, Platz gegriffen haben. Milch mit diesen Eigenschaften wird immer aus dem Verkehr zurückzuweisen sein. Auch eine rote Färbung vermag Milch bei Fütterung

mit Pflanzen, welche einen roten Farbstoff enthalten, anzunehmen. Im allgemeinen aber erscheint die Milch rot durch Blut, das entweder aus erkranktem Euter oder von einer von schwerem Allgemeinleiden ergriffenen Kuh stammt. In diesem Falle würde die Milch für die menschliche Ernährung als untauglich zu bezeichnen sein.

9. An die schon äußerlich als annormal erkennbare Milch reiht sich die von krankem Vieh, welche ohne in die Augen fallende Veränderungen zu zeigen, doch wegen ihrer Schädlichkeit vom Verkehr zurückgewiesen werden muß. Dahin gehört vornehmlich die Milch von perlsüchtigem Vieh. Die Milch perlsüchtiger Kühe kann zur Ernährung von Menschen, zumal Kindern, nicht dienen. Aber auch zur Fütterung ist sie untauglich, da nachgewiesenermaßen die Perlsucht ebenso auf Tiere derselben Gattung, wie auf Tiere anderer Gattung, wie Schweine, übertragbar ist. Ebenso ist selbstverständlich die Milch von Kühen, die an Milzbrand, Lungenseuche, Maul- und Klauenseuche leiden, als gesundheitsgefährlich zum Verkehr nicht zuzulassen. Als verfälscht im Sinne des § 367,7 des Reichsstrafgesetzbuches ist nach einem Urteil von Sachverständigen Milch zu betrachten, wenn ihr ursprünglicher Gehalt an Wertbestandteilen durch Entziehen solcher oder durch Zusatz von anderen verringert ist. Hierzu gehören Abrahmen und gleichzeitiges Zusetzen von Wasser, um das ursprüngliche spezifische Gewicht der normalen Milch wieder herzustellen. Solche Milch erscheint blau, zerfließt auf dem Nagel und hat den natürlichen milden Geschmack verloren. Ferner Zusätze von Stärke, Mehl, Eiweiß, Gummi, Dextrin, Zucker, Salz, Gips, Kreide, Eigelb, Leim, Seifenwasser, Samenemulsionen, zerriebene Hirnsubstanz und Knochenmark. Diese Zusätze sollen der abgerahmten und gewässerten Milch das Ansehen normaler geben. Zusätze von Substanzen, welche dazu bestimmt sind, die Haltbarkeit der Milch zu erhöhen, wie kohlensaures Natron, Salicylsäure, sind unzulässig, da Reinlichkeit und zweckmäßige Behandlung der Milch gleich nach dem Melken derartige Vornahmen entbehrlich machen. Ungenießbar ist auch die Kolostrum- oder Biestmilch, d. i. diejenige Milch, welche unmittelbar nach der Geburt und die ersten Tage nach derselben abgesondert wird. Sie hat gelbliche Farbe, eigentümlichen Geruch, eine Art schleimig-klebrige Beschaffenheit, sie gerinnt beim Kochen. Die Verfälschungen der Milch, die weniger auf dem Lande als in der Stadt, weniger im Stalle als bei dem Zwischenhändler, vorzugsweise aber in den großen Städten vorkommen, können in mehrfacher Weise geschehen. Die meist geübten Verfälschungen sind, wie oben bemerkt, Wasserzusatz oder Abrahmen oder beides zusammen.

10. Nach den vorstehenden Ausführungen ist der Mensch allerdings bei dem Genusse von Milch Gefahren ausgesetzt. Die Möglichkeit einer Übertragung von Tuberkulose, Maul- und Klauenseuche, Unterleibstyphus und Cholera ist mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit anzunehmen. Geringer ist diese Möglichkeit bezüglich des Scharlachfiebers zu veranschlagen. Was Diphtherie und Lungenseuche anlangt, müssen vorerst weitere Erfahrungen abgewartet werden. Milzbrand, Tollwut und Piosepthämie dürfte es sich empfehlen, in einer besonderen Gruppe zusammenzufassen, weil die Übertragbarkeit dieser bei Tieren thatsächlich vorkommenden Krankheiten wegen ihrer hohen Virulenz (Giftigkeit) so lange im Auge behalten werden muß, als nicht feststeht, daß eine solche nicht zu fürchten ist.

Um diesen Gefahren zu entgehen, möge man die Milch stets nur gekocht trinken. Es hat sogar nicht an Stimmen gefehlt, welche eine zwangsweise Abkochung der Milch vor ihrem Verkaufe befürwortet haben. Ferner ist vor dem Bezuge von Milch einer und derselben Kuh zu warnen. Um die Verbreitung der Tuberkulose zu hemmen, ist empfohlen worden, eine zu starke

landwirtschaftliche Ausnutzung des Milchviehes und die Benutzung zu alter Tiere bei der Milcherzeugung zu vermeiden.

Die der Sanitätspolizei erwachsenden Aufgaben bestehen darin, der Verbreitung ansteckender Krankheiten unter dem Vieh entgegenzutreten, die Milch erkrankter Tiere vom Verkehr auszuschließen und eine nachträgliche Infektion der Milch gesunder Tiere zu verhüten. Die Ausführung der allgemeinen gesundheitspolizeilichen Vorschriften ist auch für die vorliegende Frage von der größten Bedeutung. Im Besonderen ist strengste Reinhaltung der Tiere, Ställe, der Milch und aller in der Milchwirtschaft benötigten Geräte zu beobachten. Es ist weiter erforderlich, daß die Ställe, sowie die Aufbewahrungsorte der Milch von den Wohnräumen getrennt liegen, sowie daß der Verkauf von Milch aus solchen Meiereien und Milchhandlungen, in welchen ansteckende Krankheiten ausgebrochen sind, eingestellt wird.

Die Anzeigepflicht, welche den Ausgangspunkt zu weiteren Maßnahmen beim Auftreten ansteckender Krankheiten bildet, ist im Deutschen Reiche nach dem Gesetze, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 23. Juni 1888 u. a. für Milzbrand, Tollwut, Maul-, Klauen- und Lungenseuche vorgeschrieben. Jeder Verkauf oder Verbrauch der Milch wut- und milzbrandkranker oder dieser Seuchen verdächtiger Tiere ist verboten, desgleichen das Weggeben der Milch, von an Maul- und Klauenseuche erkrankten Tieren in rohem, ungekochtem Zustande behufs unmittelbarer Verwendung zum Genusse für Menschen oder Tiere. Der Erlaß von Vorschriften bezüglich der Perlsucht stößt wegen der Feststellung der Diagnose (Erkennung) auf Schwierigkeiten. Der erste Staat, welcher hierin 1888 vorgegangen ist, war Frankreich. Aber auch bei uns ist man der Frage näher getreten, da durch Rundschreiben des Reichskanzlers vom 22. Oktober 1887 die Bundesregierungen ersucht sind, Ermittelungen über die Verbreitung der Tuberkulose des Rindviehs behufs Regelung der Materie durch Gesetz anzustellen.

Die in England allgemein getroffenen Bestimmungen suchen auch die Übertragung von Menschenseuchen durch die Milch zu verhüten. Im deutschen Reiche ist von einer gemeinsamen Regelung des Verkehrs mit Milch abgesehen worden. Es sind aber in den polizeilichen Bestimmungen mehrerer Orte (Berlin, Dresden, Braunschweig u. s. w.) ähnliche Vorkehrungen wie in der englischen Verordnung getroffen worden.

Neben den behördlichen Vorschriften ist indessen auch die Fürsorge von privater Seite von größtem Werte. Innerhalb und außerhalb Deutschlands ist durch Begründung und sachgemäße Leitung von Milchkuranstalten, Milchkonsumvereinen, Sterilisierungsanstalten, Genossenschafts-Molkereien u. s. w. der Verbreitung von Menschen- und Tierseuchen durch die Milch mit Erfolg entgegengearbeitet worden. (J.)

Vierte Abteilung.

Der Landwirt und die Tierwelt.

I. Die Haustiere.

187. Das Pferd.

Soweit geschichtliche Erinnerung reicht, sehen wir das Pferd mit dem Leben des Menschen eng verbunden und im Frieden wie im Kriege eine Hauptrolle spielen. Es zieht den Pflug und den Schlitten, den lastbeschwerten Wagen und die glänzende Karosse; es trägt den Reiter schwebenden Ganges auf gefahrvollen Wegen und rettet seinen Herrn aus dem Drangsal verlorener Schlacht. Treu ergeben seinem Pfleger in allen Lagen des Lebens, hat das Pferd mit seiner Kraft und seiner Schnelligkeit dem Menschen geholfen, die Stufen der Kultur zu ersteigen wie kein anderes Wesen.

Ein ungewöhnliches Ebenmaß im ganzen Körperbau zeichnet das Pferd vor fast allen anderen Tieren aus Der gestreckte magere Kopf wird stark geneigt getragen. Die großen Augen blicken lebhaft umher und mit den zugespitzten und beweglichen Ohren, welche die halbe Kopflänge nicht erreichen, folgt es aufmerksam jedem Laut. In der Aufregung werden die Nüstern (Nasenlöcher) schnaufend bewegt und weithin erschallt seine wiehernde Stimme. Das Haarkleid des Körpers ist im ganzen ziemlich kurz und glatt, doch ziert den seitlich zusammengedrückten Hals im Nacken eine herabwallende Mähne, während der lange buschige Schweif die schlanken Lenden peitscht, sei es in Feuer und Ungeduld, sei es um die zudringlichen quälenden Fliegen zu verscheuchen. Im Vergleiche zu anderen Tieren erscheint das Pferd außerordentlich hochbeinig; denn Unterarm und Unterschenkel sind äußerst kräftig und lang entwickelt, wogegen Oberarm und Oberschenkel so kurz sind, daß der Ellbogen und das Knie mit der Kniescheibe noch in der Rumpfhaut liegen. Die Beine endigen in je eine einzige Zehe, die rings vom Hufe eingeschlossen ist. Vorder- und Hinterbeine tragen an der Innenseite eine hornige Warze.

Bei der Bewegung, welche aus einem Schieben des Körpers vermittelst der Hinterbeine nach vorn und einem Auffangen des so im Schwerpunkte nicht mehr unterstützten Tieres durch die Vorderbeine besteht, zeigt das Pferd verschiedene Gangarten: Schritt, Trab, Galopp, Karrière und Sprung. In welcher Reihenfolge hierbei die Beine bewegt werden, läßt sich durch folgende Figuren veranschaulichen.

$\overset{2}{3}$ $\overset{4}{1}$	$\overset{1}{2}$ $\overset{2}{1}$	$\overset{2}{1}$ $\overset{2}{1}$	$\overset{2}{1}$ $\overset{3}{1}$	$\overset{0}{1}$ $\overset{0}{1}$
Schritt	Trab	Galopp	Carrière	Sprung

das heißt: beim Schritt wird der rechte Hinterfuß (1) zuerst gehoben und vorangesetzt, dann der linke Vorderfuß (2), darauf der linke Hinterfuß (3) und endlich der rechte Vorderfuß (4); beim Trabe gleichzeitig der linke Vorder- und der rechte Hinterfuß (1) und darauf gleichzeitig der rechte Vorder- und linke Hinterfuß u. s. w.

Edel ist das Pferd; wie aus Erz gegossen, so fest steht es da und dennoch schlank wie ein Reh und so friedlich. Sicher ist sein Gang, stolz trägt es sein Haupt mit schön gewölbter Stirn und Nase; das runde rege Auge mit dem schwarzen Glanz erspäht den Feind; mit grünem Schein erleuchtet es den dunkeln Pfad. Es spielt mit dem spitzen Ohr, erfaßt den verlornen Laut, stutzt und warnt seinen Reiter.

Mit dem Krieger zieht das Pferd gegen den Feind, es beißt schäumend in die Zügel, schüttelt die Mähne, scharrt den Boden, schnaubend und wiehernd vor Kampflust. Da schmettern die Trompeten; es erwartet nicht des Reiters Sporn, sprengt entgegen den blitzenden Lanzenreihen. Es ist eins mit seinem Führer; ein Wille beherrscht beide, ein Held sind Roß und Reiter zusammen. Das Roß ist des Reiters Schild, es ist sein Pfeil, mit dem er zugleich in die Reihen der Feinde trifft. Des Rosses Mähne flattert, eine schwarze Todesfahne, dem blinkenden Schwert des Reiters voran. Es steht vor der Lanze, aber es zittert nicht, bleibt besonnen, unerschrocken und fest wie ein Fels mitten im Rauch und im Donner des Geschützes. Nicht das Getümmel, nicht das Sausen der Kugeln, nicht der Wunden und Sterbenden Klagen heißen es wanken. Ist sein Führer gefallen, so stellt es sich in die Reihen der Genossen. Es stürzt allein in das Gewitter der Schlacht. Und bluten ihm selber tiefe Wunden, nimmer vernimmt man von ihm einen Klageton, nimmer ein Zeichen des Schmerzes; nur Freude, nur Kampflust wecken seine Stimme. Ernst und langsam schreitet das Pferd hinter dem Trauerwagen des Helden, den es trug, einher. Aber es gewinnt den Mut, es erwacht sein Stolz, wenn es unter dem Schall der Trompeten den Triumphwagen zieht. Mit goldenem Gebiß, mit funkelndem Zügel, mit Purpurdecken geschmückt, schreitet der Andalusier feierlich einher, trägt hoch sein Haupt, zeigt hell den Blick; denn auch ihm gehört der Lorbeer, und er weiß, daß er mit dem Herrn der Erde ein Bündnis geschlossen hat.

Und wie das Pferd des Helden Schutz und Trutz in der Schlacht, so ist es auch sein Freund, sein Gehülfe im Frieden. Mit dem Krieger in die Heimat zurückgekehrt, legt es die Rüstung ab, zieht geduldig den Pflug und den Erntewagen. Es trägt den Reisenden über die rauhen Pfade der Alpen, in die Eisfelder Sibiriens und durchrennt mit ihm die Ebenen von Amerika. Der Zelter begleitet den Araber, wie dieser genügsam, in die brennenden Wüsten, trägt alle seine Habe, ist das Spiel seiner Kinder, ruht

getreulich neben ihnen unter dem gleichen Dache. Stets bleibt das Pferd ein beharrlicher, geduldiger Arbeiter, ein unermüdlicher, rüstiger Gänger, ein behender Renner, ein offener, kühner Held, ein treuer Waffengenosse, ohne Falsch und ohne Bosheit! —

Das Pferd existierte auf der Erde schon lange vor dem Auftreten des ersten Menschen und es giebt vielleicht keine Tierart, deren Stammbaum wir so genau kennen, als den des Pferdes. Über das eigentliche Vaterland und über die Rasse, welche als der Stammvater des Pferdes der Gegenwart angesehen werden muß, gehen die Ansichten noch auseinander. Nach dem Urteil der Meisten sind es die Pferde, die noch jetzt in großen Herden die Steppen der Tartarei vom Ural bis zur chinesischen Grenze im Zustande der Wildheit zerstampften, die sog. Tarponis, Tiere von edlem, feinem Knochenbau, wenn auch mit etwas schwerem Kopfe und nicht hoher Gestalt, dunkelbraun oder silbergrau, mit weißen Füßen und starker Mähne und Schweiffahne. Die wilden syrischen Pferde sollen die Stammeltern der kleinen Pferderassen sein, die man Ponys nennt und welche sich in Europa auf Korsika, Island, in Schottland und der Normandie finden. In der That sprechen viele Merkmale für eine besondere Abstammung dieser kleinen, aber dauerhaften und genügsamen Pferde; so namentlich die graue Grundfarbe mit dem schwarzen Eselskreuze, welche die meisten führen.

Wann, wie und in welcher Beschaffenheit das Pferd aus der Wiege des Menschen, die vielleicht auch die seinige war, nach Europa gekommen, ist unbekannt. Als die nachweisbaren Einführungen von dort über Griechenland und Spanien stattfanden, traf der Araber seinen Stammgenossen schon in großer Zahl an. Wie hoch in Deutschland bei den alten Germanen schon die Pferde gehalten und geehrt wurden, beweisen die geheiligten schneeweißen Pferde, welche in den heiligen Hainen zum Dienste der Götter gehalten wurden. Als die Römer im Jahre 54 v. Chr. ihre Eroberungen über Deutschland ausdehnten, waren die Pferde, die sie hier fanden, nach Cäsar's Berichten darüber, klein von Wuchs und weder schön noch schnell aber sehr abgehärtet, so daß dieser große Feldherr die germanische Reiterei gar hoch schätzte und mit gutem Erfolge gegen die Gallier verwandte. Er rühmt die Reiterei der Usipeter, die nach der Yssel zu, der Teuchterer, die an der Lippe wohnten; und später empfahl Vegetius den Römern neben den burgundischen auch thüringische und friesische Pferde wegen ihrer Schnelligkeit und Ausdauer.

Die alten Deutschen aßen auch Pferdefleisch, was ihnen jedoch bei Einführung des Christentums durch Bonifacius als zu sehr an die heidnischen Opferfeste erinnernd untersagt wurde. Karl der Große unterhielt schon bedeutende Gestüte und Heinrich I. führte 100 Jahre später die Ritterspiele ein, um der Reiterei die nötige Gewandtheit zu geben. Zu den Waffenübungen gehörten starke Pferde, um die vom Kopf bis zu den Füßen in Eisen gehüllten Reiter tragen zu können. Er hatte viele Klöster gegründet, die auch mit dem Beispiele einer besseren Pferdezucht vorangingen.

Nachdem die Kreuzzüge südliches Blut in die deutsche Pferdezucht gebracht, trat mit Einführung der Feuerwaffen im 16. Jahrhundert ein entschiedener Wendepunkt in der Kriegsführung ein, die auch auf die erforderlichen Eigenschaften der Pferde einwirkte. Die Tourniere bestanden zwar fort, und hierzu waren nach wie vor große, gewandte, gelehrige und feurige Pferde unentbehrlich. Deshalb legten die Fürsten und Ritter bei ihren Burgen Stutereien an, wozu sie sich später Hengste aus Italien und Spanien holten, nachdem sie der Krieg auch in diese Länder geführt hatte.*) Dabei wurde jedoch an die Verbesserung der Pferdezucht der Bauern nicht gedacht, und der dreißigjährige Krieg richtete auch die meisten Gestütanstalten zu Grunde.

Die alten Sachsen identifizierten sich gewissermaßen mit den Pferden. Der eine der beiden Häuptlinge der nach Britannien ziehenden Sachsen nannte sich „Hors“ (Roß, Stute), der andere „Hengist“ (Hengst). Der General von Schreckenstein sagt von den Teuchterern und Usipetern: „Ihr häusliches Leben und selbst ihr Erbrecht war darauf berechnet, den Unternehmungsgeist als Reiter zu erhalten; denn es erbte das Pferd (mit der Rüstung und dem übrigen Gut) nicht der Erstgeborene, sondern der mutigste und tapferste unter den Söhnen. Wenn die Enterbung die größte Schmach ist, die einem Kinde widerfahren kann, so ist die Aussicht auf Einsetzung in die von den Vorfahren überkommenen Güter der stärkste Antrieb zur Aufbietung aller Kräfte. Die Altvordern haben durch ihr Erbrecht — indem sie den Fähigsten zum Erben einsetzten — bewiesen, daß sie es begriffen hatten, was zum Aufblühen und was zum Ruine ihres Geschlechts führen mußte.“ (Nach Prof. Dr. H. Landois-Münster i. W., 1883.)

188. Pferde-Tafel.

Barmherzigkeit.

So lange peitscht er auf das Tier,
Bis ächzend es zu zusammenbricht! —
Sein Keuchen und sein stummer Blick
Rührt eure harten Herzen nicht.

Nun liegt es da und atmet schwer,
Es freut sich, daß es liegen kann!
Es stirbt — nun ist es ja befreit
Aus seiner Knechtschaft blut'gem Bann.

Da steh'n die Menschen still herum,
Und Mitleid bebt in jeder Brust;
Doch daß er Schuld an diesem Tod
Mitträgt, wird Niemandem bewußt.

Und doch, wenn jeder ungesäumt,
Der in dem Busen tief und warm
Mitfühlt die Pein der Kreatur,
Den Quälern fiele in den Arm;

*) Am 2. Dezember 1760 empfing König Karl II. von England einen Transport Berberpferde aus Syrien und Tunis, welche als die Stammeltern des englischen Vollblutes gelten.

Wenn jeder säʼte früh den Keim
Des Mitleids in der Kinder Herz;
Wenn keiner litte, daß ein Tier
Gepeinigt würde nur zum Scherz, —
Dann schwände jene Barbarei,
Die eine Schmach für unsre Zeit,
Und auch dem Tier erwiese man
Was es verdient: Barmherzigkeit!

(Friedrich Kirchner.)

Ein kluges Pferd verdient seinen Hafer besser, als ein dummer Knecht sein Brot.

Sein Pferd und sein Weib zu schlagen wird wenig Ehre tragen.

Wer plagt sein Pferd und Rind, hält's schlecht mit Weib und Kind.

Wer ein Pferd braucht und hält deren zwei,
Dem schlagen sie über Nacht die Hausthür entzwei.

Kurze Pferd' und lange Schwein' für den Bauern nützlich sein.

Des Pferdes Gemüt zeugt von des Knechtes Geblüt.

„Des Herrn Auge macht das Pferd satt", sagte der geizige Bauer, sah sich die Pferde an und verkaufte den Hafer.

Striegel und Streu thun mehr als Heu.

Gemästete Pferde hielt Hans zum Plaisier,
Er hatte zwei nötig und fütterte vier;
Klar ist es, daß solch' ein fettes Gespann
Nicht viel mehr als Fressen und Faullenzen kann.

(F. W. Forke.)

Klatscht, Bursche, klatscht! laßt schwere Peitschen schallen,
Laßt Hieb auf Hieb auf dürre Klepper fallen! —
Der Fremdling sieht es mit Erstaunen an,
Und denkt, daß Jener noch ein Sauhirt werden kann.

Sei beim Handel wie ein König, denke viel und rede wenig! . . .
Wie auch immer die Gestalt, bleibe ruhig, bleibe kalt,
Und besonders, bleibe stumm! Rede nicht von steif und krumm . . .
Schweig', und sieh auf seinen Gang, ob die Tritte kurz, ob lang . . .
Ruhig sag': „Ich danke schön!" Wenn kein Handel soll geschehn,
Sage einfach, kurz und schlicht: „Lieber Freund, es paßt mir nicht!"

De kladdrigen Fahlens gevt de besten Peer.

Der Hufbeschlag.

Willst Du tüchtig im Geschäfte
Nützen Deines Pferdes Kräfte,
Halte sehr auf das Beschläge,
Gieb dem Huf die beste Pflege!
Es ist nicht genug zu sagen,
Wie so wichtig das Beschlagen;
Darum lerne selbst, was recht,
Glaub' nicht Alles Deinem Knecht!

Doch willst Du es gut versteh'n,
Mußt Du oft zur Schmiede geh'n,
Oft zum Schmied und in den Stall,
Wie Dich lehrt so mancher Fall;
Such' Dir selbst den Schmied, den Mann,
Der die Kunst auch wirklich kann,
Der gewissenhaft sich müh't,
Daß dem Pferd kein Leid geschieht;
Und dann gieb ihm seine Ehre
Nach der alten guten Lehre:
Denkt der Schmied bei jedem Schlag
Über seine Arbeit nach,
Handelt er mit Geist und Herz,
Um zu sichern Mann und Pferd,
Ist er mehr des Goldes wert,
Wert, daß man ihn liebt und ehrt,
Wenn er auch nicht hoch gelehrt!

Ja, wenn selbst nach dem Beschlagen
Deine Pferde sollten klagen,
Und Dein Kenneraug' erblickt,
Daß das Eisen wirklich drückt:
Selber dann sei nicht zu strenge,
Treib' den Schmied nicht in die Enge,
Denn dem Klügsten kann's passieren,
Daß die Eisen irritieren;
Und ein braver Schmied verzehrt
Sich vor Ärger, wenn er hört,
Daß vernagelt er ein Pferd! —
Soll jedoch Dein Streben glücken,
Und nicht leicht ein Eisen drücken,
Soll der Huf bei deinen Pferden
Nicht vom Schmied verstümmelt werden,
Rat' ich, halte Weber's Lehren
Aus der alten Zeit in Ehren,
Der da sagt: Sorg' beim Beschlagen,
Daß die Wände rundum tragen,
Und zwar stets die volle Wand,
Nicht, wie's oft geschieht, der Rand.
Wenn der äuß're Rand nur trägt,
Weil das Eisen hohl gelegt,
Oder, weil, was man oft sieht,
Das Beschneiden falsch geschieht,
Bringt die Lage Druck und Zwang,
Und die Wand wird mürb' und krank!

(J.)

189. Die Landstraße.

Unlängst wanderte ich eines abends meiner Heimat zu, und die Nacht überfiel mich, da ich noch draußen auf der Straße war. Wie es nun so geht, wenn einer allein so seines Weges hinpilgert, sonderlich in der Stille und unter den Sternen des abends, daß ihm allerlei Gedanken durch den Kopf laufen, so kam auch mir über meinem Weg manches in den Sinn, was ich am Tage zuvor nicht so bedacht hatte.

Die Landschaft war dunkel. Um so mehr stach dagegen die weiße Straße ab, die sich als ein breiter, heller Streifen auf eine ziemliche Entfernung vor mir ausdehnte. Da dachte ich: wie doch das lange Ding sich das ganze Thal hinab und weit, weit übers Land hinziehe, und welchen großen Teil des Bodens sie wohl einnehmen möge. „Ist wohl", so fragte es mich unvermutet, „ist wohl auf dieser weiten Strecke auch schon von Menschen *gebetet* worden?" Der geneigte Leser denkt, das sei eine sonderbare Frage. Ich dachte auch so etwas, aber antworten mußte ich: „Auf diesem Boden vielleicht stundenweit niemals." „Aber *geflucht*?" fragte mich's weiter. O da mag hier kein Schritt breit Bodens sein, worauf das nicht schon mannigfach und in himmelschreiender Weise geschehen wäre! Überhaupt, wenn diese Steine reden könnten, was würden sie wohl zeugen? Über dieser Frage ward mir's, als erwachten tausend Töne und Stimmen; ich hörte knallen und schlagen mit Geißelhieben und Geißelstöcken, stechen und stoßen, treiben, schreien und fluchen — und das kam von *Menschen*. Dazwischen hinein vernahm ich ein Seufzen und Stöhnen, wie man's sonst nicht hört; es klang wie schmerzliches Bitten und ein jammervolles Klagen, wie ein Beten sprachloser Kreatur zu ihrem Schöpfer und Herrn, und das kam von *Tieren*. Jetzt traten mir alle die armen, geplagten *Pferde* vor die Augen, denen dieser Weg der tägliche Kreuz- und Jammerpfad ist, auf dem sie von ihren Herren und deren Knechten erst mutwillig verdorben, und dann, wenn sie verdorben sind, unbarmherzig mißhandelt und zu Tode ge-

trieben werden; die ausgehungerten und ausgearbeiteten Gerippe, denen der hohe schwankende Bretterwagen von der Donau zum Neckar sein klägliches Jammerlied nachseufzt, die wundgetriebenen Geschöpfe, denen das Kummet oder der Sattel in frischem Fleische spielt, die erbarmungswürdigen Trippler vor den vollgepackten Kutschen, denen bei jedem Schritt das Knie zittert, und deren Auftreten so jammervoll bescheiden ist, als brennte ihnen der Boden heiß unter den Hufen, — nun der Postillon hält sie ja hübsch aufrecht durch Zerren und Heraufreißen und Peitschenmahnungen von einer Station zur andern, von Stuttgart nach Ulm, und von Ulm nach Stuttgart, und ist das Tier hin, denkt er, so ist ja nicht viel hin! — Hier, wo der Güterweg neben hineingeht, war es, wo ich vor nicht langer Zeit einen Frachtwagen hinunterfahren sah; der Wagen war vollgeladen, der Knecht aber noch voller und hatte sich vermutlich zu lange aufgehalten, so mußte es denn im hellen Galopp von der Stadt hinaus gefahren sein; die jungen Rosse waren ganz außer sich über dem wilden Hetzen und der unordentlichen Führung, und da sie nicht wußten, wo es brannte, folgten sie hin, wohin der Bursche zerrte, nämlich den Stich daneben hinunter, und drunten steckte jetzt der Wagen. Was gab's da für ein Peitschen über die Köpfe, Prügeln auf die Knochen, Mißhandeln und Schreien über die Tiere hinein! Warum? weil sie in aller Unschuld gefolgt waren, wohin der tolle und volle Führer sie gerissen, und weil sie hatten besser als er verstehen sollen, was sich gehörte. — Und komme ich dort nicht an das Brücklein, wo ich unlängst aufgehalten wurde, weil an einem Güterwagen ein alter abgedienter Gaul gefallen war? Zweimal versuchte das Tier auf den kräftigen Zuspruch der Peitsche sich wieder aufzuraffen, um in seinen harten Dienst zurückzukehren, aber unmächtig stürzte es wieder zusammen; und nun — wenn ich nur den Menschen wieder aus meinem Sinn bringen könnte, der jetzt mit seiner heiseren Stimme über das in seinem Dienst sterbende Geschöpf alle Wetter des Himmels und alle Plagen der Hölle hinein fluchte, und da das Tier sein mattes Auge noch einmal nach ihm erhob, mit einem schallenden Fußtritt auf die Nase und im bittern Lachen der Wut schrie: „So schau mich auch noch einmal an, ehe Du todt bist!"

Wund und wehe ward mir auf meiner Straße, wie Geister umseufzten mich die Seelen der hier todt geplagten Tiere, und schienen sich, wie vor einem Gericht, in Scharen zu sammeln, als Kläger wider die Roheit und Kargheit der Menschen. (Karl Schmidlin.)

---

190. Das Euter der Milchkuh.

Das Euter ist eine Hautfalte, welche die Milchdrüsen einschließt. Von den beiden großen Drüsen liegt die eine rechts, die andere links. Sie werden durch eine starke faserige Scheidewand getrennt, welche sich äußerlich am Euter durch eine rinnenähnliche Vertiefung bemerkbar macht. Dieselbe teilt das Euter der Länge nach in zwei Hälften. An jeder Hälfte befinden sich zwei, selten drei

Zitzen („Striche"). Die dritte (verkümmerte) Zitze ist nicht selten bei milchergiebigen Kühen an dem hintern Teil einer jeden Hälfte etwas nach oben angebracht; Milch giebt sie aber nicht oder doch sehr selten.

Von einem guten Euter fordert man, daß es groß und weich ist und mit allen vier Strichen Milch giebt. Es soll sich nicht nur am Bauch weit nach vorwärts, bis in die Nabelgegend, und zwischen den Hinterbeinen nach hinten fast bis zum Scham hinauf erstrecken, sondern nach beiden Seiten hin sich beträchtlich ausdehnen und womöglich in allen Vierteilen gleich gut ausgebildet: ein „vierschrötiges" Euter sein. Die Haut des Euters muß fein und weich, fast nackt und nur mit vereinzelten, feinen und weichen Haaren bedeckt sein. Doch thut die Größe des Euters es nicht allein: auch wenig milchergiebige Kühe können ein großes Euter besitzen, wo die Größe dann von einer großen Menge Fett herrührt, welches die Milchdrüsen umgiebt und durchsetzt. Solche Fleisch- oder richtiger Fetteuter geben zuweilen kaum Milch genug, um ein Kalb zu ernähren. Das Fetteuter zeigt sich immer gleichmäßig gespannt oder angefüllt, fällt nach dem Melken nicht zusammen, bildet keine Falten und Runzeln, hat aber eine mit langen und groben Haaren besetzte wenig weiche Haut. Das sog. Milcheuter dagegen erscheint vor dem Melken strotzend, fühlt sich dabei nachgiebig, aber doch zugleich fest an, namentlich am oberen Teil; nach dem Ausmelken fällt („klappt") das Euter zusammen, wird kleiner und lose in feinen Runzeln von der Haut umgeben. Das Zusammenfalten des Euters nach dem Melken ist das sicherste Kennzeichen des Milcheuters.

Vor dem Euter befindet sich auf jeder Seite der Bauchmittellinie eine große Blutader, welche das Blut aus dem vorderen Teile des Euters dem Herzen zuführt (also venöses, kein arterielles, Blut enthält). Diese sog. Milchader steht nach hinten durch das Adernetz des Euters mit der Blutader der Bauchmuskeln in Verbindung und durch diese mit der Schenkelblutader; dagegen vorn verbindet sie sich mit der aufliegenden äußeren Brustblutader (Spurader) und führt ihre ganze Blutmasse beim Durchbrechen der Bauchwand in die tiefliegende vordere Blutader der Bauchmuskeln über und durch diese in die innere Brustblutader. Der Umfang (der Querschnitt) dieser Ader steht im Verhältnis zur Entwickelung des Euters und besonders zu derjenigen Blutmasse, welche in den Milchdrüsen zirkuliert. An der Stelle, wo die sog. „Milchader" die untere Bauchwand durchtritt, fühlt man den Durchtritt als eine Öffnung von entsprechender Größe, in die sich gewöhnlich die Spitze des kleinen Fingers stecken läßt. Je nach der Größe dieser Öffnung („Milchgrube", auch „untere Milchpforte" genannt) schließt man auf die Straffheit der Ader und glaubt, wenn die Grube recht weit, dies als ein sehr günstiges Milchzeichen ansehen zu dürfen. Dies ist im ganzen jedoch nicht der Fall, da diese Adern (die Bauchhautvenen) das Blut, wie gesagt, den Milchdrüsen nicht zuführen, sondern es von diesen ab wieder nach dem Herzen leiten. Sie sind somit nur ein Zeichen für eine reichliche Zirkulation des Blutes, geben aber nicht näher an, ob dies vorzugsweise für die Milchbildung seine Verwendung findet. Alte Kühe zeigen oft große Milchadern und Milchgruben, ohne jedoch sehr milchergiebig zu sein; bei jungen Kühen sind sie dagegen stets verhältnismäßig klein, trotzdem diese Tiere recht milchreich sein können.

Man kann den sog. Milchadern nur dann eine Wichtigkeit beilegen, wenn die sonstigen Zeichen für die Milchergiebigkeit, namentlich die gute Beschaffenheit des Euters, mit ihnen übereinstimmen. Das Milcheuter enthält wenig Fett und Bindegewebe, das arterielle (vom Herzen in den Pulsadern kommende) Blut, das ihnen zufließt, wird daher auch vorzugsweise für die Thätigkeit der Milchdrüsen verwendet werden. Natürlich sind die Adern nur während der Thätigkeit der Drüsen (während der Milchgebezeit) stark gefüllt; steht diese still

oder stehen die Kühe „trocken", so sind sie weniger mit Blut gefüllt, und man hat dann entweder den Blutstrom durch Zusammendrücken der Adern anschwellen zu lassen, um den Durchmesser derselben wahrnehmen zu können, oder auch nach der Weite der Milchgrube das Urteil zu fällen.

Auch die stark hervortretenden *Adern am Euter selbst* werden als ein Zeichen für die Milchergiebigkeit angesehen, und nicht ganz mit Unrecht. Desgleichen hat man auf die sog. *Mittelfleisch-Adern* Gewicht gelegt. Diese Adern befinden sich am Mittelfleisch („Milchspiegel") oberhalb des Euters und unterhalb der Scham zwischen den Schenkeln. Bei guten Milchkühen ist die Haut hier von dünner und weicher Beschaffenheit und läßt die mit Blut stark gefüllten Gefäße wahrnehmen; jedoch hat die Beurteilung dieser Adern ihre große Schwierigkeit.

Wenn die Haut des Euters sehr fein und weich, dabei fast nackt ist, so scheidet sich der *Hauttalg* oft so bedeutend ab, daß das Euter mit einer Lage feiner Schuppen bedeckt und ganz fettig anzufühlen ist. Auch dies ist ein Zeichen einer guten Milchkuh, wenn es auch nicht, wie wohl Mancher glaubt, auf besonders fette Milch deutet, als ob überschüssiges Fett auf diese Weise seinen Weg nach außen suche. Da jedoch die Milchdrüsen nichts anderes als außerordentlich große Hautdrüsen sind, so muß der stark vermehrte Stoffwechsel auf sämtliche, und besonders auf die zunächst liegenden Hautdrüsen einwirken und starke Ausscheidungen auch hier veranlassen. Diese Schuppen geben der Haut, wenn sie hell oder gefleckt (mit weißen Abzeichen) ist, eine eigentümliche Nankingfarbe, und daher ist eine derartige *Farbe des Euters* auch häufig als ein gutes Milchzeichen angeführt worden. —

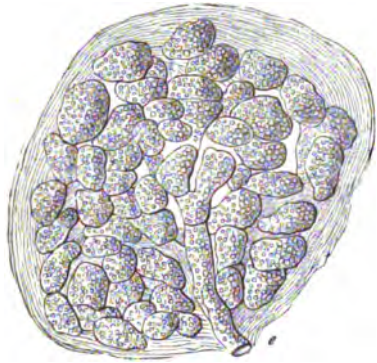
Nachdem wir jetzt das Äußere des Euters uns angesehen und die äußerlich erkennbaren sog. *Milchzeichen* aufgeführt und beurteilt haben, gehen wir zur Betrachtung des *Innern* dieses wichtigen Organes über.

Das Euter wird, wie bemerkt, von zwei großen Drüsen (rechts und links) gebildet. Unter der äußeren Haut des Euters liegt zunächst ein dichtes Bindegewebe, die *Milchdrüsenkapsel*, welche die eigentliche Drüsenmasse hautartig umgiebt. Diese Masse hat meistens eine grau-rötliche Farbe, ist in ein bindegewebiges Netzwerk eingebettet und besteht aus unzähligen ganz kleinen Hohlräumen (Endbläschen oder Drüsenkörnchen), welche sich zu Läppchen, und diese wieder sich zu Lappen vereinigen. Die sehr feinen Kanäle, welche von den *Drüsenbläschen* ausgehen, vereinigen sich zu den Ausführungsgängen der *Läppchen*; diese gehen dann allmählich in weitere Kanäle (Milchkanäle, *Milchgänge*) über und münden schließlich in die über der Zitze liegende Höhle, welche *Milchcisterne* oder Milchkammer heißt. In jeder Drüsenhälfte (à 2 Zitzen) finden sich zwei Cisternen, eine vordere und eine hintere, welche durch den Zitzenkanal — eine Einstülpung der äußeren Haut — mit der Außenwelt in Verbindung stehen und durch diesen Ausführungsgang beim Melken die Milch entladen. In jeder Zitze finden sich Muskelfasern, die an der Öffnung sich zu einem (nicht willkürlichen) Verschlußapparate anordnen, der das freiwillige Abfließen der Milch verhindert. Werden nun beim Melken die beiden rechts- oder linksseitig sitzenden Striche gezogen, so wird gleichzeitig nur die eine Drüse entleert; beim Melken entweder der beiden vorderen oder der beiden hinteren Striche, oder aber beim kreuzweise Melken (Stripp-Melken) wird jede der beiden Milchdrüsen *zugleich* in Anspruch genommen.*) — An der *Zitze* unterscheidet man die Basis, und den unteren unbehaarten Teil,

*) Auf schleswig-holsteinischen Gütern haben wir Dienstmägde, welche morgens und abends je 16—18 Kühe zu melken hatten, in der Weise melken sehen, daß alle vier Zitzen *gleichzeitig* gemolken wurden, wenigstens bei der ersten Milch; die beiden rechtsseitigen Striche wurden zwischen Daumen und Zeigefinger, die beiden linksseitigen zwischen Mittel- und Ringfinger gefaßt.

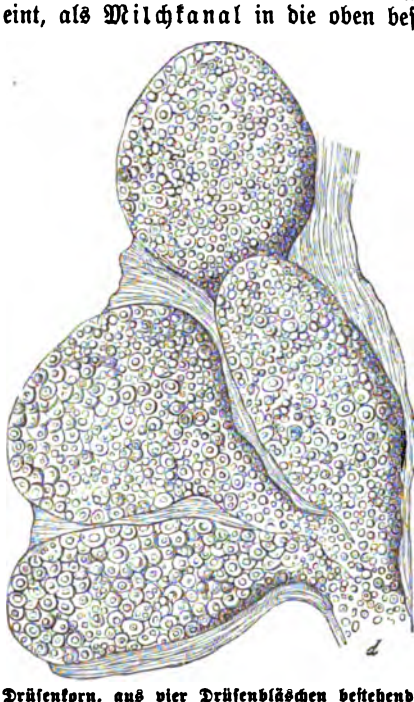
die Brustwarze. Rinder, welche noch nie geboren haben, besitzen nur die Brustwarze. Man spricht hier deshalb auch von Jungfernstrichen, gegenüber den Melkstrichen der Kuh.

Der Hohlraum über jeder Zitze — die Milchcisterne — erstreckt sich in das Innere der Milchdrüse; in diesen Hohlraum münden zahlreiche Öffnungen, die Enden der in der Drüse befindlichen schon erwähnten Milchkanäle oder Drüsengänge, große und kleine.



Drüsenläppchen der Milchdrüse einer Kuh in 60facher Vergrößerung: e ist der Ausführungsgang (Milchkanal.)

Die Milchdrüse wird durch das in ihr einlaufende Bindegewebe in größere Abteilungen, die Drüsenlappen (hier nicht abgebildet), diese wieder durch fernere Verzweigungen in kleinere Abteilungen, die Drüsenläppchen (hierneben abgebildet) geteilt. Letztere bestehen wieder aus Unterabteilungen, den Drüsenkörnern (hierunter abgebildet), davon jedes schließlich nochmals in einzelne ganz kleine Teile, die Drüsenbläschen (auch hier unten abgebildet) zerlegt werden kann; so daß also die Milchdrüse aus Lappen, Läppchen, Körnern und Bläschen besteht. Jeder dieser Teile besitzt einen Ausführungsgang, welcher sich mit denjenigen der andern gleichen Teile vereinigt, und schließlich, zu einem Sammelstamm vereint, als Milchkanal in die oben beschriebene Milchkammer münden.



Drüsenkorn, aus vier Drüsenbläschen bestehend; aus der Milchdrüse einer Kuh, in 200facher Vergrößerung. — d ist der Ausführungsgang des Drüsenkornes.

Die kleinsten Bestandteile der Drüse, die Bläschen, sind von einer sehr dünnen Membran (Haut) umhüllt, welche auf der Innenseite mit Zellen dicht besetzt ist und auf der Außenfläche von einem dichten Netz von Blutgefäßen umspült wird. Diese Zellen sind die Werkstatt für die Bereitung der Milch mit Hülfe des Blutes. Wie das geschieht — man weiß es noch nicht genau. Zwei Ansichten stehen sich gegenüber: Einmal soll die Drüse die zur Bildung der Milch nötigen Stoffe direkt aus dem Blut abscheiden, um dieselben dann in die bekannten Milchbestandteile Käsestoff, Fett, Zucker u. s. w. umzuwandeln, selbst dabei aber ihre Substanz nicht verändern. Nach der anderen Ansicht ist bei der Milchlieferung die Milchdrüse selbst einem beständigen Zerfalle unterworfen, die Zellen derselben würden während der Milchabsonderung beständig abgestoßen und in Käsestoff, Fett und Milchzucker umgewandelt, eine „fettige Degeneration" der Zellen finde statt. Die letztere Theorie, die sog. Umwandlungstheorie, dürfte aus mehreren Gründen die z. B. richtige sein; (in der Kolostrum-

milch, „Biestmilch“, finden sich die sog. Kolustrumkörperchen, welche die Bildung aus Zellen deutlich erkennen lassen). Also diese Epithelzellen in Form der Drüsenbläschen (ihre mit Fetttröpfchen gefüllten Enden, Spitzen) würden fortwährend abgestoßen u. s. w. Je kräftiger die Nahrung des Tieres ist, und je häufiger und anhaltender das Melken geschieht, um so energischer verläuft dieser Vorgang im Innersten der kleinen Milchwerkstatt. Da das Euter gleichzeitig nur etwa 1 Liter Milch faßt, so muß während des Melkens ein Teil der entleerten Milchmenge gebildet werden; wahrscheinlich wird das Wasser (reichlich 87 % der Milch) erst während des Melkens aus dem Blute ausgeschieden.

Die Milch sammelt sich in den Milchcisternen an, das Fett (der Rahm) steigt mehr oder minder in die oberen Teile des Euters, darum ist das reine Ausmelken (das „Nachstrippen“) so wichtig; denn die zuletzt gemolkene Milch ist die fetteste; die letzte hat oft dreimal so viel Fett als die erste. Durch die Reizung, welche nötig ist, um die letzte Milch zu erhalten, wird der Blutstrom nach dem Euter verstärkt und dadurch die Entwicklung und Thätigkeit desselben (die Milchbildung) befördert: das Melken selbst ist eines der wichtigsten Mittel zur Heranziehung eines guten Milchviehstammes. (J.)

191. Rindvieh-Tafel.

Die gute Milchkuh.

Sie ist lang von Gesicht und fein von Horn
Und wird leicht feist ohne Kuchen und Korn.
Der Rücken ist grad und flach, ohne Höcker,
Sie frißt begierig und ist nicht lecker.
Der Hals ist leicht, die Rippen sind weit,
Die Schultern voll und die Hüften breit.
Das Auge ist ruhig, die Knochen sind fein,
Der Schenkel behende, der Schwanz nur klein.
Der Rumpf ist lang, die Lenden sind weich,
Die Flanken sind voll und das Fell ist weich.
Ist sie gut in der Milch und breit in der Brust,
So ist diese Kuh des Landwirts Lust.

Nicht die Zahl der Tiere, sondern ihre reiche und gleichmäßig gute Ernährung bedingt die Rentabilität der Rindviehzucht. (Julius Kühn.)

Das Melken.

Handhoch soll der Schaum im Eimer stehn,
D'ran kann man deine Kunst und Kraft ersehn.
's melkt jede Kuh durch Hals und Melker's Hand,
Wenn weich, doch kraftvoll, letzt're angewandt.

Wer schlagen kann seine milchende Kuh,
Dem deckt sie gar bald auch die Schüssel zu.

Gesunde Milch bleibt das beste Gericht,
Drum thue der Melker mit Lieb' seine Pflicht!

(B. Zielke.)

Die Kühe, welche am meisten brüllen, geben die wenigste Milch.

Wer da hat die Kühe, habe auch die Mühe.

Gut gefuttert — viel gebuttert.

Es kommt immer einmal wieder die Zeit, wo die Kuh den Schwanz nötig hat.

Neues Gras bringt das alte Heu in Vergessenheit.

Treibst du auf schlechte Weide die Kuh,
So verlierst du die Milch und den Mist dazu.

Gott giebt wohl die Kuh, aber nicht den Strick dazu;
Der Segen kommt von oben, aber von unten hilft man dazu.

Beim Pferdehandel und Rinderkauf thue die Augen oder den Beutel auf.

Vergäßest du im Stall die Kuh —
Das trockne Brod verdientest du
Und Wasser statt der Milch dazu.

(Johann Meyer.)

Man muß nicht vom Ochsen verlangen, daß er in der Bibel soll lesen können.

Alte Ochsen machen grade Furchen.

Was nützt der Ochs im Stall, wenn man der Milch bedarf.

Ochsen gehören auf den Acker und nicht auf's Rathaus.

Eine Kuh, die Gutes frißt, giebt gute Milch und guten Mist.

Wenn die Frau die Kühe füttert, so geben selbst die Hörner Milch.

„Es ist nicht alles Butter, was die Kuh giebt," sagte die Magd, als sie in den Fladen trat.

Den Mann bind't das Wort allein, der Ochse will gekettet sein.

Gott giebt Einem wohl den Ochsen, aber nicht bei den Hörnern.

Kommt ein Ochs in fremdes Land, wird er sogleich als Rind erkannt.

Eine Kuh, wohlgepflegt, ist besser als zwei, die hungern.

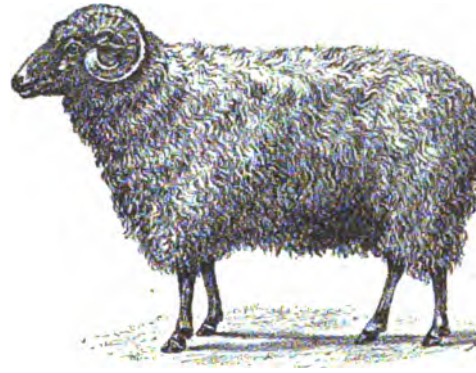
Was bricht dort im Gestrüppe am Revier?
Im holprichten Galopp stampft es den Grund;
Ha, brüllend Herdenvieh! voran der Stier
Und ihnen nach klafft ein versprengter Hund.
Schwerfällig poltern sie das Feld entlang,
Das Horn gesenkt, wagrecht des Schweifes Strang,
Und taumeln noch ein paarmal in die Runde,
Eh' Posto wird gefaßt im Heidegrunde.
Nun endlich steh'n sie, murren noch zurück,
Das Dickicht messend mit verglastem Blick,
Dann sinkt das Haupt und unter ihrem Zahne
Ein leises Rupfen knirrt im Thymiane;
Unwillig schnauben sie den gelben Rauch,
Das Euter streifend am Wachholderstrauch,
Und peitschen mit dem Schweife in die Wolke
Von summendem Gewürm und Fliegenvolke. —
So langsam schüttelnd den gefüllten Bauch,
Fort grasen sie bis zu dem Haidekolke.

(Prof. H. Landois-Münster i. W.) (J.)

192. Die Heidschnucken.

Diese für die unfruchtbaren Gegenden im nördlichen und nordwestlichen Deutschland, besonders in der Lüneburger Heide, ganz besonders geeignete Schafrasse wird in neuerer Zeit durch größeren Gewinn abwerfende Rassen mehr und mehr verdrängt und verlohnt sich daher die eingehendere Schilderung derselben um so mehr, als man in zoologischen Werken in der Regel nichts über dieses merkwürdige Tier findet, das auch in Brehm's Tierleben nicht erwähnt wird. Und doch ist die Heidschnucke ein echtes Charaktertier der Heide. Die Heidschnucken, an Ort und Stelle einfach „Schnucken" genannt, haben eine hübsche zierliche Gestalt; ihre Größe ist etwas geringer als die der gewöhnlichen Rassen des Hausschafs. Die Farbe der Wolle, die schön und lang gelockt vom Körper herunterhängt, ist blaugrau, weißlich untermischt; das Grau wird mit dem Alter immer heller; die feinen und zierlichen Beine sind schwarz, wie auch der Kopf.

Beide Geschlechter tragen rückwärts gebogene Hörner, die Böcke größere als die Schafe. Der Bock zeichnet sich auch durch gedrungenere Gestalt und durch dichtere und längere Wolle vor den Schafen aus.



Heidschnuckenbock aus dem Rassegarten des landwirtschaftlichen Instituts Halle. — Länge 56 cm, Höhe 55,5 cm.

Ein auffallender Unterschied vom gewöhnlichen Hausschaf ist der, daß die jungen Lämmer stets kohlschwarz sind, nur Scheitel, Ohrenspitzen, Schnauze und Kinn sind bisweilen weißlich; mit dem zunehmenden Alter ergraut nun die Wolle des Körpers, bis sie nach etwa drei Vierteljahren mehr oder weniger grau geworden ist; die Färbung der Beine und des Kopfes aber bleibt stets schwarz, nur die Schnauze ist grau.

Die Hörner treten nach einem Vierteljahre auf und sind mit etwa einem halben Jahre ausgewachsen; sie sind von der Stirn gerade nach hinten gebogen, gehen über die Ohren hin und die Spitze ist nach abwärts gerichtet.

Die Wolle der jungen Lämmer ist gekräuselt, aber nicht in Locken herabhängend wie bei den Alten; die Iris des Auges ist dunkelbraun, die Pupille schrägoval. —

Das Wesen des Tieres ist ein ganz anderes als das des gewöhnlichen Hausschafes; es ist viel lebhafter und hat schöne, elegante, rehartige Bewegungen. Es springt, was sonst kein Hausschaf thut, gewandt über 2 m hohe Hindernisse.

Das Lamm ist ein ungemein munteres, bewegliches Geschöpf, das graziöse Sprünge macht und ungemein schnell dahinläuft. Es hat nichts von dem scheuen Wesen des älteren Schafes, sondern ist im hohen Grade zutraulich, namentlich zu Kindern, denen es ohne jede Scheu folgt wie ein Hund, und mit denen es spielt, indem es sich in lustigen, graziösen Sprüngen mit ihnen herumtummelt. Diese Eigenschaft hat zu einem ziemlich lebhaften Handel mit sogenannten Spiellämmern Veranlassung gegeben, welcher sich über fast ganz Deutschland, bis an den Rhein und nach Ostpreußen, erstreckt und die Lämmchen den Kindern zuführt. Aber die anscheinend so harmlose Freude findet gewöhnlich einen tragischen Ab-

schluß, denn die Lämmchen verkümmern mit wenig Ausnahmen binnen einigen Monaten und sterben an Entkräftung. Die sorgfältigste Pflege vermag ihnen nicht die verlorene Freiheit, die sie übrigens scheinbar nicht vermissen, und nicht das zu ihrer Ernährung unentbehrliche Heidekraut zu ersetzen. Es geht dem Heideschaf wie dem Renntier, welches verkümmert, wenn man es aus seiner Heimat fortführt und ihm andere, als die ihm von der Natur bestimmte Nahrung, das Renntiermoos, darbietet.

Vielleicht würde es manchem alten Schäfer ähnlich ergehen, wenn er von der Heide in die lärmende Stadt versetzt würde! Nur in seiner Heimat fühlt er sich wohl; der eng gezogene Kreis, der seine Gedankenwelt und seine Thätigkeit umgrenzt, genügt ihm, alles Fremde beunruhigt ihn, oder er hat kein Verständnis dafür; aber mit dem, was ihm das Schicksal beschieden hat, ist er zufrieden und ist daher auch stets heiteren Sinnes. Ein Leben und vollends eine Gegend ohne Heide und ohne Heidschnucken kann mancher alte Schäfer sich nicht vorstellen. Ein alter zweiundsiebenzigjähriger Schäfer, welcher noch immer, Winter und Sommer, seine Herde austrieb, erzählte mir, er sei nur einmal in seinem Leben nach der Stadt Lüneburg gekommen, sei aber sehr bald wieder umgekehrt, weil ihn das Treiben daselbst beunruhigt habe. Er kannte weiter keinen Ort als sein Kirchdorf, und höchlich war er erstaunt, als ich ihm sagte, daß ich die Heide und die Heidschnucken zum erstenmal sähe, da wir beide in meiner Heimat nicht kennen. Nicht ohne einen Anflug von Mitleid meinte er darauf ganz trenherzig: „Herr, dat mutt 'ne trurige Gegend sien!“ —

Im März und April wirft das Schaf 20 Wochen nach dem Beschlagen ein, selten zwei Lämmer.

Im 3. oder 4. Jahre sind die Tiere am besten, älter als 7 oder 8 Jahre läßt man sie nicht werden; man mästet die vierjährigen und verkauft sie im Herbst. Sie können 10 Jahre alt werden, dann aber verlieren sie die Zähne und verkümmern.

Die Nahrung besteht vorwiegend in Heide Erica vulgaris, Glockenheide Erica tetralix, Kronsbeeren (Preiselbeeren) und Wachholder.

Das Tier sucht sich immer seine Nahrung selbst; sogar im strengsten Winter, wo die Herde mindestens $1^1/_2$ Stunden täglich ausgetrieben wird, kratzt es, was kein anderes Hausschaf thut, mit den Vorderfüßen den Schnee fort, um zum Futter zu gelangen. Es weidet nie an derselben Stelle, sondern ist beständig in Bewegung. Nur bei strenger Kälte im Winter wird es in den Stall genommen und bekommt hier nur Stroh.

Jedes Tier gebraucht zu seinem Unterhalt etwa einen Morgen Heideland.

Täglich muß die Schnucke hinaus ins Freie, mögen die Sonnenstrahlen beinahe versengend auf die schutzlose Ebene niederfallen, mag es regnen, stürmen oder schneien, denn nur auf der Heide ist sie in ihrem Element, während sie auf fetter Weide oder bei längerer Einsperrung traurig und krank wird. Ihr Körperbau erinnert an den des Damwildes, doch ist sie kleiner als dieses und die Beine sind weniger zierlich und schlank, sondern ähnlich denen der Ziege. Aber in ihrem scheuen Wesen verrät sich die ursprüngliche Wildheit, wie dies auch bei dem Renntier der hochnordischen Völker der Fall ist.

In der Stärke von 300 bis 400 Stück sieht man das ganze Jahr über die Herden der Bauern auf der Heide dahinziehen, bald beinahe eilig, nur hin und wieder Sträuche beknabbernd, bald ruhig in dichten Haufen weidend, dann wiederum zerstreut, je nachdem die Weide beschaffen ist. Bei Annäherung eines Fremden ergreift die Herde leicht die Flucht, bis der Hund des Hirten sie wieder zusammentreibt, worauf sie sich alsbald beruhigt. Aber das einzelne Schaf flieht vor dem Fremden, von dem es sich nicht anfassen läßt, ja selbst ungerne

von dem Hirten, mit Ausnahme einiger Lieblinge, die durch Brodspenden an einen zutraulichen Verkehr gewöhnt worden sind.

Der Hirt kennt übrigens jedes einzelne Schaf seiner Herde genau, selbst wenn sie aus mehreren Hunderten besteht; er weiß das Alter eines jeden anzugeben, sagt uns, ob es ein gutes Wollschaf ist, wie oft es gelammt hat und ob es kräftige oder schwächliche Lämmer zu bringen pflegt und ob es geschlachtet oder ferner zur Zucht leben bleiben soll. Indem er auf jedes einelne Tier seiner Herde acht hat, füllt sich sein scheinbar unthätiges, inhaltsloses Dasein durch die Aufmerksamkeit aus, die er ununterbrochen seinen Schützlingen zuwendet. Früh am Morgen wandert er, nur von dem treuen Hund begleitet, hinaus zu dem einsamen Schuppen, in welchem die Herde während der Nacht untergebracht wird, und treibt sie hinaus in die Heide; gegen Mittag führt er sie zu dreistündiger Rast in den Schuppen zurück, während er sich ins Dorf begiebt, und dann hütet er sie wieder bis zum Abend. Nur während der Wintermonate, wenn die Tage sehr kurz sind, weidet die Herde von 10 Uhr vormittags an fünf Stunden ohne Unterbrechung, wird aber, damit sie sich schneller sättige, dann auch auf die Wiesen getrieben, im Schuppen aber noch mit Heu oder Buchweizenstroh etwas gefüttert. Bei hohem Schnee wird den Schafen das Leben oftmals recht sauer gemacht, denn gleich dem Wilde ist es dann genötigt, mit den Vorderbeinen den Schnee fortzuscharren, um zu der Heide zu gelangen, wobei, wenn die Kälte groß und der Schnee hart gefroren ist, die Beinchen oft wund werden; aber die Wunden heilen bald wieder aus und das Schaf bleibt frischer, wenn es, trotz der winterlichen Unbilde, täglich hinaus getrieben wird. Der Schäfer entschließt sich daher ungern, die Herde im Schuppen zurückzuhalten, und eigentlich nur, wenn der Schnee vom Winde gepeitscht gar zu dicht und wild über die Heide dahinwirbelt, treibt er sie nicht hinaus, weil er befürchten muß, daß einzelne Schafe sich verirren oder ermattet liegen bleiben, wobei sie dann leicht den Füchsen oder den Raben zur Beute werden, besonders den letzteren, welche weite Gebiete absuchen und jedes von der Herde abgekommene Schaf sofort angreifen. Sie rufen durch ihr Geschrei ihre Genossen herbei, verwirren das geängstigte Tier durch Flügelschläge und Schnabelhiebe, die sie zunächst nach den Augen des Opfers richten, bis sie es geblendet haben, und dann ist es ihnen rettungslos verfallen.

Einer gleichen Gefahr erliegen auch oftmals diejenigen Schafe, welche durch übermäßigen Genuß des betäubend wirkenden, sogenannten Hasenbrahm, auch Besenginster oder Besenpfrieme (Spartium scoparium) genannt, in einen Rausch verfallen sind, weshalb aufmerksame Schäfer Sorge tragen, daß die Herde nicht zu lange in den auf der Heide zerstreut vorkommenden Hasenbrahmfeldern verweilen. Mäßig genossen ist dieser Strauch den Schafen sehr dienlich. Merkwürdig ist es, daß in jeder Herde einzelne Exemplare sich mit Leidenschaft dem Genusse des Hasenbrahms hingeben und unablässig dorthin zurückzukehren versuchen, bis sie berauscht liegen bleiben!

So wenig empfindlich die Heidschnucke, selbst im jugendlichen Alter, gegen die Einflüsse der Witterung auch ist, so hält der Schäfer doch an rauhen und kalten Märztagen die Mutterschafe mit ihren Lämmern zuweilen im Schuppen zurück, und große Sorgfalt wendet er den auf der freien Heide geborenen Lämmchen zu. Er steckt sie vorsorglich in einen zu diesem Ende während der Lammzeit mitgeführten Sack und trägt sie mit sich herum, bis er mit der Herde in den Schuppen zurückgekehrt ist; dort packt er seine Schützlinge vorsichtig aus, und die Mutterschafe, die während der Wanderung auf der Heide nicht von seiner Seite gewichen sind, finden sogleich ihr Eigenes heraus und führen es mit allen Zeichen einer rührenden Freude in einen möglichst geschützten Winkel, von welchem sie alle anderen Schafe, oft mit energischen Stößen, fern halten.

Die Böcke wiegen geschlachtet und ausgenommen 11—12 höchstens 15 kg, die Schafe 8—9 kg. Die Wolle wird zweimal jährlich geschoren, und liefert jedes Tier etwa $^1/_4$ kg à 50 Pfg.; somit ist der Ertrag ein höchst geringer. Die Schnucken bringen, wenn man die Kosten von Hirt und Hund rechnet, wenig ein, der Heidebauer aber kann sie des Mistes wegen nicht entbehren, der da, wo man Pferde und Rinder nicht halten kann, von Wert ist.

Von sehr angenehmem Geschmack ist das Fleisch, das an Rehziemer erinnert und, gut zubereitet, mit Rehbraten leicht verwechselt werden kann.

(Nach Prof. H. Landois-Münster u. A.).

193. Schweine-Tafel.

Ihr Freunde, tadle keiner mich,
Daß ich von Schweinen singe!
Es knüpfen Kraftgedanken sich
Oft an geringe Dinge.
Ihr kennet jenes alte Wort,
Ihr wißt: es findet hier und dort
Ein Schwein auch eine Perle.

(Ludw. Uhland.)

Was man seinem Schwein giebt, ist nicht weggeworfen.

„Etwas Latein ist gut im Haus," sagte der Bauer und ließ über seinen Schweinestall schreiben: „Pax intrantibus et mores exeuntibus." (Friede den Eintretenden und Tod den Hinausgehenden.)

Daß man einem Schwein im strengsten Sinne des Wortes ein Denkmal gesetzt hat, gehört allerdings unter die Seltenheiten. Ein solches Denkmal findet man auf dem Rathause zu Lüneburg; dort wird der Schinkenknochen eines Schweines in einem kostbaren Glaskasten aufbewahrt; auf demselben steht eine lateinische Inschrift mit goldenen Buchstaben folgenden Inhalts:

„Hier siehst Du die Überreste eines Schweines, welches sich durch die Entdeckung der Lüneburger Salzquellen berühmt gemacht hat."

Wer will hadern um ein Schwein,
Der nehme eine Wurst und lasse es sein.

Ein Geizhals und ein fettes Schwein werden im Tod erst nützlich sein.

Wer sein Schwein hungern läßt, bekommt schlechte Schinken.

Wasch' und bügle hübsch dein Schwein, es bringt hundertfach dir's ein.

Lob des Schweins.

Längst schon trieb mich der Muse Gebot, zu singen des Schweines
Tiefempfundenes Lob, des vielfach verleumdeten Borstviehs,
Welches, dem Märtyrer gleich, verachtet sein Leben dahinbringt,
Bis nach grausamem Tode die innere Tugend enthüllt wird,
Welches ihm nimmer was nützet und welches ihm gänzlich egal ist.
Zwar schon sang uns sein Lob vor Zeiten der treffliche Uhland,

Pries es im Erbswurstlied der beschaulich-erbauliche Trojan
Hat ihm ein Epos geweiht, der weiberschreckende Herrig —
Allumfassend doch keiner erschöpfte des Schweines Bedeutung!
Darum, der Menschheit Schuld zu sühnen, will ich besorgt sein,
Singen dein Lob, vortreffliches Schwein, Beglücker der Menschheit.
Thörichte sind es fürwahre, Verblendete, die dich verachten,
Naserümpfend vorüber dir gehn mit dem schändlichen Ausspruch:
„Sehet das schmutzige Schwein, o welch ein Schwein ist das Schwein doch!“
Würdigen Schrittes sich naht der vielgelehrte Präceptor,
Sorglich führt er vorüber den maulaufsperrenden Zögling,
Welchen er Tag für Tag beträufelt mit Sprüchen der Weisheit.
Gleichwie die Köchin den Braten begießt, bis er mürbe und gar wird.
Also spricht er, mit bleicher Nase vermeidend den Schweinsduft:
„Siehe, mein Söhnchen, der Trägheit Bild und der schändlichen Schmutzlust,
Wie es behaglich sich wälzt und Tugend und Weisheit verachtet,
Einzig mit Freßgier bedacht, wie es den wampigen Wanst füllt!“
O, welch thörichtes Zeug sprichst du mein weiser Präceptor:
Menschentugend und Tugend des Schweins sind gänzlich verschieden;
Diesem ist Fettsein Verdienst und größester Vorzug die Freßgier.
Wär' ich an deiner Stell', o hypergelehrter Präceptor,
Also spräch ich gewichtige Worte zum lauschenden Zögling:
„Siehe, mein Söhnchen, das Schwein, dies herrliche Wunder der Schöpfung,
Welche mit mächtigen Kräften gesegnet seine Verdauung;
Schlechte verachtete Treber und wertlos erbärmlichen Abhub
Wandelt sein mystischer Bauch in rosig-fleischigen Speckwanst,
Welcher Millionen gewährt gedeihlich köstliche Nahrung.“

(Heinrich Seidel.) (J.)

---

194. Zucht-Tafel.

Lob der Zucht.

„Züchtet Rinder, züchtet Pferde,
Züchtet Schafe und das Schwein.
Aber edel sei die Herde,
Soll die Zucht Euch nützlich sein.
Schönstes Ebenmaß zu geben,
Höchster Stufe Brauchbarkeit —
Diesem Ziele nachzustreben
Ist diese Losung unsrer Zeit.“

Also tönen weise Lehren
Zu des schlichten Landvolk's Ohr.
Und es läßt sich gern bekehren,
Seit am Fruchtbau es verlor.
Von der Ställe blanken Wänden
Glänzt's wie milder Hoffnungsstrahl,
Daß sie Retter uns entsenden
Von der Wettbewerbung Qual.

Edle Vatertiere stellen
Wir seitdem nach Kräften auf.
Manchmal lassen wir uns prellen,
Denn erlernt sein will der Kauf.
Färsen auch und fromme Stuten
Führen wir von außen ein.
Wenn auch stark die Kassen bluten —
Anders giebt es kein Gedeih'n.

Doch im Mittelpunkt des Strebens
Steht das Rind und seine Zucht;
Und wir züchten nicht vergebens,
Denn die Ware ist gesucht.
Zuchtgenossenschaften walten
Ihres Amts geschickt und gut,
Merzen aus den Schlag, den alten,
Bis auf's letzte Tröpfchen Blut.

Und es lädt zu seinen Schauen
Deutschlands mächtigster Verein
Aus des Vaterlandes Gauen
Alle Züchter freundlich ein.
Um die Palme zu erringen,
Lodert auf ein Kämpfen heiß;
Jeder will das beste bringen,
Denn dem besten winkt der Preis.

Edle Formen, starke Glieder,
Idealer Körperbau
Sind zu schaun, und immer wieder
Freut das Aug' sich solcher Schau.
Alle Schläge weisen gutes,
Vom Gebirg, vom Nied'rungsland,
Einfluß sieht man edlen Blutes
Und der Züchtung sich're Hand.

In den „Preisring" zieh'n die Richter
Würdevoll, weil weltbekannt;
Die „Korona" schließt sich dichter
Und erwartungsschwer gebannt.
Strengen Auges wird gesichtet,
Wird gemustert mit Geschick.
Manches Hoffen ist vernichtet,
Heller leuchtet mancher Blick.

Endlich werden sie verkündet,
Die als Sieger sich bewährt,
Und die frohe Botschaft zündet —
Müh' und Arbeit ward geehrt.
Groß und schön und reich belehrend
War der großen Schau Verlauf,
Und den Züchtern, heimwärtskehrend,
Schallt es nach: Glück auf, Glück auf!

(„Deutsche landw. Presse.") ***

... Ist doch die Viehzucht das einzige Mittel, ebensowohl die Bodenkräfte am höchsten auszunutzen, wie eine zweckmäßige, das leibliche Wohl fördernde und damit den Menschen zum Menschen machende Ernährung in allen Schichten der Gesellschaft anzubahnen.

(Herm. Settegast-Proskau.)

Sein Vieh karg füttern und schlecht pflegen,
Gereicht dem Landmann nicht zum Segen;
Ein reicher Schwachkopf hält's wohl aus,
Den Armen bringts um Hof und Haus.

(F. W. Forcke.)

Man halte nicht sein Vieh nur knapp und kärglich hin;
Was man darüber hat, erst das bringt den Gewinn.

(F. W. Forcke.)

Was den Menschen über das Tier erhoben,
War der erste Blick seines Auges nach oben.
Und wo er den Blick nach oben verliert,
Da seh'n wir den Menschen bald wieder vertiert.

(Fr. Bodenstedt.)

Wenn du dich neigst für Herden und Zucht, ob du Stiere zum Pflug willst,
Oder bewundernd schaust den Palmzweig elischer Renner,
Immer sorge zuerst, daß frei von Fehlern die Mutter.

(Virgil.)

Der Bauer ist ein großer Sünder,
Der mehr an sein Vieh denkt, als an seine Kinder.

Wer sein Vieh läßt paaren wie die Hunde, der hat viele Köter zu verkaufen.

(J.)

195. Das Haushuhn

stammt in allen seinen Varietäten und Veredelungen von dem Bankiwahuhn, Gallus bankiva *Temm.*, ab, welches in Nordindien, auf Java, Sumatra ꝛc. lebt. Der Hahn dieser Stammart hat die Kopf-, Hals-, Nacken- und die verlängerten Schwanzfedern rotbraun bis goldiggelb, purpurbraunen Mantel; Brust, mittlere Flügeldeck- und Schwanzfedern schwarzgrün; die Henne hat schwarze Halsfedern mit goldigen Rändern; die Unterseite ist schmutzigbraun mit hellen Schaftflecken.

Die Eier unserer Haushühner sind von den gleich großen und ebenfalls weißen Eiern anderer Vögel stets leicht und sicher an den scharfen Porenstrichen zu erkennen, welche auch bei den deformierten Eiern noch stets zu finden sind. Derartige Eier besitzen wir in allen Größen bis zu 125 Gramm Schwere und in allen Formen bis zu langen Röhren und unförmlichen Klumpen; Eier ohne Dotter und Eier ohne Eiweiß, solche mit doppelter Schale und ohne Schale, sogenannte Windeier, welche wenig oder nur geringe Mengen von Kalksalzen enthalten und die interessantesten Mißbildungen zeigen, bisher aber als äußerst schwierig zu konservieren galten. Hierzu wendet man wohl folgendes Mittel an, welches die Eier völlig in ihrer natürlichen Form erhält. Das Ei wird in kaltes Wasser gebracht und dieses bis zum Kochen erhitzt; nach kurzem Sieden (damit das Ei nicht platze) wird es in kaltes Wasser gebracht. Zur Konservierung werden nun 1 Teil Glycerin, 6 Teile Wasser und etwas Karbolsäure genommen, das Ganze in ein Standgefäß gebracht und mit Glasdeckel, Glaserkitt und Kuhblase verschlossen. —

Vom Hahn und Huhn unsern Lesern Allbekanntes zu erzählen, erscheint überflüssig; wir beschränken uns darauf, einige eigene Beobachtungen über ihr Gebahren hier mitzuteilen. Über die Art der ihnen dienlichen Nahrung werden die jungen Küchlein von der alten Henne sehr sorgsam belehrt. Wirft man ihnen von einer nicht zusagenden Nahrung vor, so ist die Alte gleich dabei, sie genau zu begucken; dann wendet sie sich mit warnendem „öck — öck — öck“ ab und selten nur wird eins der Jungen danach noch einen Angriff auf das Futter wagen. Lehrer Holtmann in Albersloh teilt mit, daß bei einem Wirt daselbst ein am Beine verletztes Huhn, mit einer Henne und den beiden Küchlein zusammengehalten, sehr bald in ein vertrauliches Verhältnis zu diesen getreten sei, und dieselben als Pflegemutter nicht minder eifrig, wie die rechte Mutter behandelt, bewacht und beschützt, schließlich auch richtig geglucksst habe, als die Mutter ihre Kinder der Pflegerin vollständig überließ.

Die Henne legt das Jahr hindurch gegen 200 Eier. Werden diese für unsern Gebrauch nicht aus dem Neste fortgenommen, so legt sie etwa 20 und brütet diese.

Wie kommt denn beim Brüten der Vogel in dem Ei zustande?

Das Hühner-Ei besteht äußerlich aus einer Kalkschale, welche durch Gestalt und Bau eine verhältnismäßig große Festigkeit besitzt. Im Innern wird dieselbe von einer weißen Haut ausgekleidet. In der Mitte des Eies liegt das gelbe Dotter, und um ihn das Eiweiß. Das Eiweiß füllt nicht ganz den inneren Eiraum aus, sondern es bleibt stets ein am stumpfen Ende des Eies befindlicher kleiner Raum leer, der sogenannte Luftraum, den man bei gekochten Eiern leicht beobachten kann. Das Dotter wird in seiner Mittellage dadurch erhalten, daß an den zwei Polen schraubenförmig gedrehte Eiweißstränge, die Hagelschnüre, ihn befestigen.

Das Ei ist nicht tot, sondern es lebt. Auf dem Dotter liegt ein kleines weißliches Fleckchen, und aus diesem entwickelt sich bei der Bebrütung das junge Hühnchen. Dieser Keimfleck teilt sich in drei Blättchen und aus diesem wachsen allmählich alle Körperteile hervor. Nach etwa 16—18 Tagen der Bebrütung ist der junge Vogel fertig gebildet. Das Eiweiß ist ganz verbraucht, von dem Dotter jedoch sehr wenig. Letzteres wird in den letzten Tagen in den Darm eingeschlossen, worauf sich die Bauchhöhle völlig schließt. Man hört gegen Ende der Brütezeit das Küchlein schon in dem Ei piepen. Vorn auf der Kuppe des Oberschnabels befindet sich ein kleines Kalkzähnchen. Dieses wetzt der Vogel an der Schale hin und her, bis ein Spalt entsteht. Nun dringt die äußere Luft in das Ei, der Vogel atmet tief ein, vergrößert dadurch seinen Körperumfang bedeutend und sprengt infolgedessen die Schale völlig. Nahrung brauchen die Küchlein an dem ersten und zweiten Tage nicht, weil der größte Teil des Dotters noch in dem Darme liegt; die Henne kann deshalb ruhig so lange brüten, bis nach 21 Tagen sämtliche Küchlein ausgeschlüpft sind. Diese laufen dann gleich umher und sind imstande, Nahrung zu picken.

In neuerer Zeit haben die „Würmer in Hühnereiern" viel von sich reden gemacht.

Um überhaupt zu verstehen, wie in Hühner-Eier Würmer gelangen können, wird es nötig, die Entwickelung des Eies kurz zu erörtern.

An dem linken Eierstocke — der rechte verkümmert stets — entwickeln sich die Dotter bis zur normalen Größe. Dadurch erhält der Eierstock Ähnlichkeit mit einer Weintraube, an welcher große und kleine Beeren hangen. Die reifen Dotter lösen sich durch Bersten ihrer Hülle vom Eierstock los und fallen in die trichterförmige Öffnung des Eileiters. Dort wird das Dotter mit Eiweiß umgeben, und um dieses bildet sich die weiße Schalenhaut und Kalkschale. Es können also nur Würmer in das Hühnerei gelangen, bevor die Schale sich gebildet hat, d. h. im Eileiter. Ferner werden wohl nur Würmer in das Ei gelangen, welche überhaupt im Huhn heimaten.

Man hat bis jetzt 26 verschiedene Würmer im Haushuhn kennen gelernt; 13 von ihnen gehören zu der Abteilung der Spulwürmer; 8 zu den Saugwürmern und 5 zu den Bandwürmern. Die meisten von ihnen bewohnen den Darmkanal, sei es nun die Speiseröhre, den Magen, Dünn-,

Dick-, Blind- oder Mastdarm. Syngamus primitivus findet sich in der Luftröhre. Nur zwei sind bis jetzt in Eiern gefunden worden, ein Spulwurm, Heterakis inflexa *Rud.* und ein Saugwurm Distomum ovatum *Rud.*

Wenn bisher nur zwei Würmer-Arten im Ei gefunden sind, so liegt die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß nicht noch andere in dieselben gelangen könnten. Eine Ausnahme wäre das in jedem Fall. Das Ei ist niemals die normale Entwickelungsstelle eines Wurmes.

Wir kennen zwar von keinem Wurm, der in Hühnern schmarotzt, die vollständige Reihe der Entwickelung; wissen jedoch, daß sie wie ihre Verwandten in verschiedenen Wirten in verschiedener Gestalt vorkommen. Auf dieser Wanderung von einem Tier in's andere können die Würmer sich verirren und in die Eileiter geraten, allwo sie von der sich bildenden Eischale eingeschlossen werden.

In den meisten Fällen sind jedoch die fremdartigen Bestandteile in Hühnereiern keine Würmer, sondern nur Gebilde. Höchst selten sind in denselben Federn aufgefunden. Diese bilden sich bisweilen am Eierstock selbst, lösen sich mit den Dottern ab und werden mit ihnen von der Schale eingeschlossen. Gewöhnlich aber sind es Eier in den Eiern, und dann entweder normale oder abnormale Eier. Daß ein gewöhnliches Ei nochmal von Eiweiß und Schale umhüllt wird, gehört zu den seltenen Erscheinungen. Viel häufiger kommen 2 Dotter in 1 Ei vor. Recht häufig werden lange Eiweißstränge von einer weißen Faserhaut umgeben. Diese haben auf den ersten Blick große Ähnlichkeit mit Würmern.

Schließlich die Bemerkung, daß alle fremdartigen Beimengungen in Hühnereiern dem Menschen beim Genusse nichts schaden können. Wenn auch wirklich Würmer eingeschlossen lägen, der Mensch ist nicht der Wirt, in welchem dieselben ihre Entwicklungsreife weiter vollenden, sondern sie werden in dessen Verdauungsapparat getötet.

(Prof. Dr. H. Landois-Münster i. W.)

---

196. Der Kettenhund.

Von allen Haustieren, wie wir sie zu diesem und jenem landwirtschaftlichen oder anderen Zwecke verwenden, haben unstreitig die sogenannten Kettenhunde, wie sie vielfach auf größeren oder kleineren Gehöften gehalten zu werden pflegen, es am schlimmsten; denn es giebt wohl kaum eins von unseren zahmen oder gezähmten Tieren, welches die Freiheit so sehr liebt, als gerade der Hund. Wir sehen zwar auch an manchen anderen Tieren, wie sie, nachdem sie längere Zeit eingesperrt oder sonst der freien Bewegung entbehren, aus dem Stalle gelassen, freudig umherlaufen und allerlei Sprünge machen, wie z B. Schweine, Pferde, Kühe ꝛc.; sie alle aber gewöhnen sich leichter an den Mangel der Freiheit oder der freien Bewegung, als der Hund.

Dies tritt besonders deutlich dann hervor, wenn der angekettete Hund seine Kameraden frei umherlaufen sieht, namentlich wenn er noch jung oder in seinen

besten Jahren ist. Wie bemüht er sich, an ihren Spielen Teil zu nehmen oder sie zu sich heranzulocken, und welche ungeheuren Anstrengungen macht er, um die Kette zu sprengen, welche ihn daran hindert! — Kommt ein fremder Mensch auf den Hof, wie tobt dann der Hund, wie stößt er in die Kette! und gelingt es ihm nun, sich von dieser frei zu machen, mit welcher Wut fährt er auf den Fremden ein, und wie gefährlich wird er für diesen; während er, wenn sonst frei umherlaufend, vielleicht gar nicht bissig oder ganz fromm ist.

Noch trauriger aber wird die Lage solcher Hunde, wenn sie nicht mit der größten Rücksichtnahme behandelt werden; wenn ihre Wohnung nicht so angelegt oder eingerichtet ist, daß sie darin ausreichend vor Kälte, Schnee und Zugluft oder vor Hitze und Regen geschützt sind; wenn sie ferner nicht ausreichend mit Futter, besonders aber nicht mit reinem, frischem und kühlem Wasser versehen werden, oder wenn die Gefäße, in denen ihnen beides gereicht wird, nicht stets gehörig gereinigt werden, oder sie sonst ihre Mahlzeiten nicht regelmäßig erhalten. Frisches, kaltes Wasser ist allen Hunden ein durchaus notwendiges Bedürfnis; sie bedürfen es noch mehr zur Erfrischung, als zur Stillung des Durstes, und eine solche Erfrischung muß ihnen stets zu Gebote stehen.

Man sagt wohl, daß Hunde, denen bei großer Hitze kein Wasser, und zwar reines, kühles Wasser zu Gebote stehe, der Wasserscheu verfallen und wutkrank werden können, und man sieht, mit welcher Gier die frei umherlaufenden Hunde bei warmem oder gar heißem Wetter jede Gelegenheit, selbst jede Pfütze benutzen, um ihre Zunge zu netzen, wie sehr also dieses für sie Bedürfnis ist; so wird man zugestehen müssen, daß jene Behauptung wahrscheinlich nicht allen Grundes entbehre; wenn es auch wieder schwer hält, die Richtigkeit derselben durch Thatsachen zu beweisen, eben weil jene furchtbare Krankheit nicht sofort nach solchen Einwirkungen folgt, sondern gewöhnlich erst nach einiger Zeit, vielleicht erst nach mehreren Monaten zum Ausbruche kommt. — Dasselbe mag von großer Kälte, von starkem Luftzuge gelten; sollte der Hund darnach auch nicht gerade wutkrank werden, so werden doch solche ungehinderte Witterungseinflüsse nur zu oft Veranlassung zu allerlei Krankheiten geben.

Dies alles sollten diejenigen, welche einen sogen. Kettenhund halten, wohl beherzigen. Sie sollten nicht allein für eine geeignete, warme und geschützte Wohnung mit reiner, trockener Streu darin, sondern auch dafür sorgen, daß der Hund nur gesundes Futter, und zwar regelmäßig erhalte (dieses muß ihm drei- oder zweimal täglich, je nachdem dasselbe aus mehr oder weniger nährenden Bestandteilen besteht, gereicht werden), und daß es ferner dem Tiere, besonders bei großer Hitze nie an frischem, reinem und kühlem Wasser fehle. Alles dieses bedürfen freilich alle Tiere und so auch alle Hunde; die frei umherlaufenden Hunde werden indeß, sollten sie nicht ausreichend mit Nahrung versehen sein, sich anderweitig damit zu versorgen Gelegenheit finden.

Besonders zu vermeiden ist aber endlich, daß sich auf dem Hofe keine hitzigen oder läufischen Hündinnen zeigen und frei umherlaufen, am allerwenigsten aber in die Nähe des Kettenhundes kommen; denn daß angekettete Hunde dadurch, daß solche Hündinnen in ihre Nähe kommen, ohne daß jene Gelegenheit haben, ihren Geschlechtstrieb an diesen zu befriedigen, von der Wutkrankheit befallen werden können, ist Thatsache. Der Geschlechtstrieb ist zwar bei einzelnen Hunden stärker als bei anderen; immer aber bleibt es gefährlich, obgedachte Regel nicht zu befolgen, abgesehen davon, daß das Nichtbefolgen derselben mehr als Tierquälerei ist.

Schließlich noch die Bemerkung, daß das Halten der Kettenhunde, als Hofwächter, kaum seinen Zweck erfüllt; wenigstens ist der frei umherlaufende Hund immer ein weit besserer und sicherer Wächter, als der angekettete; auch wird er von unbefugten Eindringlingen oder Dieben mehr gefürchtet, als letzterer.

Selbstverständlich dürfen so frei umherlaufende Hunde nicht allzu bösartig sein; dies sind aber große Hunde weit seltener, als kleinere; auch lassen sich fast alle Hunde, wenn sie nur nicht schon in der Jugend verdorben sind, leicht zu jenem Wächteramte abrichten. (G.)

197. Hunde-Tafel.

Der allertreuste Freund zu jeder Zeit,
Deß Willkommgruß dir ohne Falsch geweiht,
Der arglos dir zu eigen giebt sein Herz,
Dir ohne Selbstsucht folgt in Freud' und Schmerz,
Nur für dich lebt, dich liebt selbst ohne Grund,
Ohn' Ehrgeiz für dich stirbt, es ist — dein Hund.

Als der Hund tot war.

Alard ist hin, und meine Augen fließen
Mit Thränen der Melancholie!
Da liegt er tot zu meinen Füßen!
Das gute Vieh!

Er that so freundlich, klebt an mich wie Kletten,
Noch als er starb an seiner Gicht.
Ich wollt' ihn gern vom Tode retten,
Ich konnte nicht.

Am Eichbaum ist er oft mit mir gesessen,
In stiller Nacht mit mir allein;
Alard, ich will dich nicht vergessen,
Und scharr' dich ein.

Wo du mit mir oft saß't, bei unsrer Eiche,
Der Freundin meiner Schwärmerei.
Mond scheine sanft auf seine Leiche!
Er war mir treu.

(Matthias Claudius.)

Meinem gestohlenen Dachshund.

He stund mi in Gefohren by,
Was my in Glück un Unglück trü —
Wenn ick dat denk un üm mi seh,
Wat deit my dann min Herz so weh!

Gedrost kunn ick mit Good un Geld
De Kinner schicken öwer Feld:
Denn Bergmann leep up Tritt un Schritt
To Schutz un sichern Bystand mit.

Bald was he hinnen, bald vöran,
Un was Gefohr, he stunn as Mann:
Ihr harr he sich das Leben nahm
As kinnerlos torügg to kam.

Sprack ick, sin Herr: „Bergmann, kumm her,
Hier leg dy vor de Stubendöhr,
Un bet ick wärrer by dy bin
Lettst du nicht Fründ noch Fiend herin —"

Dann kunn ick drieſtweg vorwärts gahn,
He bleef up ſynen Poſten ſtahn;
Nich Speck, nich Stock, nich Hungersnot
Verdreef em von myn Haaw un Good. —

(Bornemann.) (J.)

198. Der beſte Rat.

Es giebt vielen nützlichen und auch unnützen Rat in der Welt. Den beſten Rat hat ein Bauer im Schwarzwald gehabt, und faſt jeder Landmann wird ihn haben, wenn er nur will. Er ſagte gern: er habe drei Hausräte, den Haushahn, die Hauskatze und den Haushund. Der erſte ruft in aller Frühe: „Aufgeſtanden!“ und mahnt zum Fleiß; — die Hauskatze putzt ſich hinter dem Ofen und ruft: „Aufgeputzt!“ — der Haushund achtet auf jeden, der ein- und ausgeht, kommt Freund und Feind und ruft: „Aufgepaßt!“ — Giebt es drei beſſere Hausräte als die zu Fleiß, Reinlichkeit und Achtſamkeit ermuntern?

(B. Auerbach.)

199. Holſteiniſche Gänſemaſt.

Gänſezucht wird in Holſtein nicht in ſo ausgedehntem Maße betrieben, wie in vielen anderen Bezirken unſeres deutſchen Vaterlandes. Wohl finden ſich auch hier Gänſezüchtereien, meiſtens jedoch nur für die eigenen Haushaltungsbedürfniſſe kleinerer Landwirte, ſelten für Handels- oder größere Mäſtungszwecke. Desungeachtet hat ſich die Gänſemaſt hier in den letzten Jahren zu einem ſchwunghaft betriebenen und einträglichen Nebengewerbe vieler Landwirte entwickelt; manche derſelben ſtallen in jedem Herbſte viele hundert, einzelne Mäſter ſeit Jahren allherbſtlich 3000 bis 4000 Stück Gänſe auf, treiben die Gänſemaſt alſo geradezu profeſſionell.

Die mageren Gänſe werden vorzugsweiſe aus Pommern, Brandenburg und Mecklenburg bezogen, auch wohl aus Poſen. Dort kaufen Kommiſſionäre im Auguſt und September große Gänſeherden zuſammen; die größeren Auftraggeber reiſen dann hin, ſortieren das liebe Federvieh nnd laſſen es zum Bahntransport gelangen.

Nachdem man in den erwähnten Gänſezuchtbezirken weiß, daß ſolche in Holſtein fehlen, hier aber ſich fortwährend noch ſteigernde Neigung zur Maſt vorhanden iſt, haben fremde Unternehmer für eigene Rechnung hier den Handel mit Magergänſen unternommen, in jüngſter Zeit weit mehr als früher. Ein Händler aus der Magdeburger Gegend hat z. B. im September in den Kreiſen Herzogtum Lauenburg, Stormarn und Segeberg in wenigen Wochen angeblich über 8000 Stück verkauft. Die Händler ziehen mit ihren Herden von Ort zu Ort; viele Liebhaber ſaftiger Gänſebraten, geleereichen Gänſeſaurem und gebräunter „Gooſsflicken“ (wie man die geräucherten Gänſebrüſte benamſt) kaufen unter oder über ein Dutzend Schreihälſe, und die Hausfrauen freuen ſich auf die Pflück- und Rupffedern, welche als Extraverdienſt bei der Maſt herauskommen ſollen, denn dann weiß man, was in den Betten ſteckt. Andere Spekulanten machen einmal einen Maſtverſuch mit 50—100 Gänſen, wieder andere nehmen gleich mehre hundert, und die in der Maſt bereits gründlich Erfahrenen

jagen tausende auf die Stoppeln, in die Wiesen und dann abteilungsweise in die Mastbuchten.

Im Kreise Stormarn wird die Gänsemast am großartigsten im Dorfe Gr.-Barwitz bei Reinfeld betrieben, wo insgesamt reichlich 6000 Stück zur Zeit angekauft sind und Sendungen noch in Aussicht stehen. Ein dortiger Landwirt, Herr Gaede, welcher seit vielen Jahren ausgedehnte Gänsemast betreibt, hat jetzt bereits weit über 3000 Stück auf der Weide und teilweise in der Mast. Nachstehend möge eine Beschreibung jener Mästerei folgen.

Zwischen dem Gehöft und dem nahe vorüber fließenden Travefluss befindet sich eine fruchtbare Wiese. Wasser und Gras, zwei wichtige Vorbedingungen zu einer Mästerei, sind also vorhanden. Unmittelbar neben der Hofstelle ist der Maststall hergerichtet. Derselbe mißt ca. 25 Schritt in der Länge, ca. 80 in der Breite und ist durch eine ca. 2 m hohe Bretterplanke eingefriedigt. Bedachung ist nicht vorhanden. Ein ca. 3 Schritt breiter Weg führt der Länge nach mitten durch den Stall. Auf jeder Seite des Weges sind durch Hürden 8 Buchten hergestellt, deren jede für ungefähr 100 Gänse Raum bietet. In einigen Ecken der Buchten sind durch Lattenwerk Isolierzellen eingerichtet, welche bissigen Friedensstörern zum zeitweiligen Aufenhalt dienen.

Neben dem höher gelegenen Bauernhause befindet sich ein 24 m tiefer artesischer Brunnen, welcher treffliches Wasser in unerschöpflicher Menge hervorsprudeln läßt.

Aus dem Brunnen sind zwei Röhrenleitungen abgezweigt. Eine derselben durchrieselt den Mittelweg des Maststalles und bildet zwischen je zwei Buchten aus Brunnensteinen hergestellte Tränkbassins, welche — da die Leitung starkes Gefälle hat — stets mit frischem, lufthaltigem Wasser gefüllt sind und von den Gänsen nicht beschmutzt werden können. Aber: „Wasser thut's freilich nicht". Das wird in einem neben dem Maststalle befindlichen Gebäude unverkennbar veranschaulicht. Hier erblicken wir, aus Backsteinen gemauert und innen und außen cementiert, vier mit Getreide gefüllte Behälter, welche in der Tiefe, Weite und Höhe je ungefähr $1^1/_2$ m messen. Vor denselben steht eine Pumpe, welche durch eine zweite Röhrenleitung aus dem artesischen Brunnen mit klarem „Gänsewein" versorgt wird. Durch diese Pumpe wird vermittelst einer verstellbaren Holzrinne Wasser in die Kornbehälter geleitet, wodurch das Getreide (vorzugsweise aus Gemenge von Mais, Hafer und Buchweizen bestehend) einen oder mehrere Tage vorgequellt wird. Das Korn wird dadurch nicht nur verdaulicher, sondern auch schmackhafter für die Gänse. Gefüttert wird in fünf gleichlangen Zeiträumen innerhalb 24 Stunden, aus Holztrögen, welche an den Seiten die Mastbuchten umgeben. Es wird bei jeder Mahlzeit nicht mehr Futter verabfolgt, als in der nächsten Stunde völlig verzehrt wird. Die Tiere sollen mit Appetit nach jeder Mahlzeit verlangen und Zeit zur Verdauung haben.

Damit die Gänse auch während der Nacht fressen, sind in dem Mittelwege auf drei, etwa 3 m hohen Posten Straßenlaternen aufgestellt, deren Licht nach dem Erlöschen der Abenddämmerung den ganzen Stallraum nebst Umgebung erhellt. Die Beleuchtung dient außerdem zur Beruhigung der sehr furchtsamen Tiere. Auch ist die Beleuchtung ein gutes Mittel um „zweibeinige Füchse" von der Anlage fern zu halten.

Je kühler der Herbst, desto besser die Mast. Je nach der Dauer der Mastzeit, welche von der Reife der Federn bedingt wird, werden 30 bis 50 Pfd. Körner als Verzehr einer Gans gerechnet. Das Schlachtgewicht — unausgenommen — beträgt im Durchschnitt 12—14 Pfd., bei einzelnen Exemplaren ausnahmsweise auch wohl 20 und mehr Pfd. Manche Gänse vermehren ihr Gewicht nach dem Aufstallen aber nur unbedeutend, gewinnen mitunter kaum 1 Pfd. Jedenfalls ist eine Schätzung des durch die Mast erzielten Reingewinnes nicht leicht,

und bestimmte buchmäßige Nachweisungen werden von denjenigen Mästern, welche die Konkurrenz nicht vermehren wollen, nicht erteilt. Verluste, viele Kosten und Mühen sind ja mit der Gänsemast verknüpft; man denke nur an die großen Ausgaben, welche nach den Baareinkäufen die Fütterung und Wartung, das Schlachten, Rupfen und der marktmäßige Verkauf der Gänse und ihres gut zu bearbeitenden Gefieders erfordert. Immerhin ist richtig betriebene Gänsemast ein einträgliches Geschäft, das bekundet die große Nachahmung, wo die äußeren Verhältnisse günstig liegen. Das Pfd. fetter Gänse wurde hier in den letzten Jahren mit 60—68 Pfg. bezahlt, im Durchschnitt mit etwa 65 Pfg.; es wird jetzt bei den hohen Preisen anderen Fleisches aber wohl über 70 Pfg. hinausgehen.

Einige Zeit vor dem Aufstallen zur Mast werden die Gänse leicht gerupft, indem ihnen nur die lose sitzenden Daunen und Federn vom Rumpf und dem Halse gepflückt werden, nicht aber von den Flügeln, diese hängen sonst leicht. Wenn vorsichtig vollzogen, ist das Rupfen lebender Gänse kaum als Tierquälerei zu bezeichnen; wirtschaftlich ist es durchaus gerechtfertigt, denn wenn das leichte Rupfen unterlassen wird, so gehen die lose sitzenden, sich stets erneuernden Federn doch verloren. Nur durch geübte Leute sollte das Rupfgeschäft rechtzeitig vollzogen werden. Wer der Gans festsitzende Federn ausreißt, wohl gar mit Hautfetzen, martert die armen Tiere in unverantwortlicher, strafwürdiger Weise, schädigt sich selbst auch materiell, da der Ersatz von je 15 Gr. festsitzender Rupffedern den Verlust von 1 kg Fleisch und Fett gleich erachtet wird und bei den dadurch kränkelnden Tieren nur auf Unkosten des Futtersackes ersetzt werden kann.

Man rechnet hier von einer mittelgroßen Gans aus einmaligem Lebendrupfen und nach dem Schlachten mindestens 50 Gr. Flaum oder Daunen im Werte von wenigstens 60 Pfg. und $^1/_2$ Pfd. Federn zu 1,50 Mk. = ca. 2,10 M. Beim Lebendrupfen erhält man von einer Gans im Mittel etwa 100 Gr. Federn und Flaum.

Außer dem Ertrage von Fleisch, Fett und Federn ist auch der Gewinn aus dem Dünger in Rechnung zu stellen. Reichliche Stroheinstreu muß täglich erneuert werden, sonst leidet bei der wässerigen Beschaffenheit der Auswürfe sowohl das Gefieder, wie die Gewichtszunahme der Gänse, deren Reinlichkeitsliebe sich bekanntlich in sehr häufigem Putzen des Gefieders bekundet. Reinlichkeit ist eine Hauptsache bei der Mast. Es wird angenommen, daß 20 bis 25 Gänse während der Mast bei reichlicher Einstreu ein Fuder Dünger liefern und daß dieser billiger gewonnen wird, als der durch Ochsenmast erzielte. Zwar ist die chemische Wirkung des letzteren größer, als die des Gänsedüngers; jedoch übt dieser auf schwerem, bindigem Boden eine bedeutende physikalische Verbesserung aus.

Schließen wir nunmehr diese Gänse-Epistel mit dem 5. Verse der den Kindern wohlbekannten „Gänse-Kantate" des Dichters Hoffmann von Fallersleben:

„Was machen wir Gänse am Martinstag?
Gi-ga-gick!
Man führt uns aus dem Stall hinaus
Zu einem fetten Martinsschmaus,
Gi-ga-gick,
Und bricht uns das Genick!" (L. Danger.)

200. Der hochgesteigerte Instinkt der Bienen.

Die Biene bietet in ihren Lebenserscheinungen dem menschlichen Geiste so viel Lehrreiches und Anziehendes, daß jeder, der offene Sinne und ein empfängliches Herz für die Wunder der Natur hat, unwiderstehlich zu ihr hinge-

zogen wird. Je tiefer wir unseren Blick in diese Wunderwelt versenken, um so klarer wird es uns, daß wir nicht imstande sind, alle Geheimnisse zu erforschen. Hierin liegt auch der Grund, daß die Beschäftigung mit den Bienen dem Naturfreunde nie etwas Alltägliches werden kann, um dem geheimnisvollen Treiben und dem hochgesteigerten Instinkte, den ewig bildungslosen Seelenfähigkeiten, seine Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Die interessantesten Äußerungen und Erscheinungen, welche ich seit 50 Jahren im Bienenleben zu beobachten Gelegenheit hatte, mögen hier Platz finden. Sie beruhen auf eigenen Erfahrungen, selbst an den Bienen erlebten. Auch hatte ich Gelegenheit, auf den Wanderversammlungen deutsch-österreichischer Bienenwirte, die ich früher alljährlich besucht, mit den Koryphäen der Apistik Bekanntschaft zu machen und mündlich und schriftlich zu verkehren. Durch das Seelenleben dieser Insekten wird man zu dem Schlusse geführt, daß sie vom Schöpfer mit außerordentlichen hochgesteigerten Fähigkeiten ausgerüstet und ihren Pfleger lebenslänglich zu fesseln vermögen. Königin, Arbeiter, Drohnen, letztere freilich nur als zeitweilige Mitglieder, bilden jene bauende, im geheimnisvollen Dunkel lebende Genossenschaften, die seit Menschengedenken die ununterbrochene Teilnahme und Aufmerksamkeit des Beobachters gefesselt haben. Der Zusammenhang des Ganzen ist ein so wunderbar harmonisch geordneter, daß wir uns kaum enthalten können, die Biene um ihre Ordnung zu beneiden und ein ähnliches Zusammenwirken und übereinstimmendes Ineinandergreifen der verschiedenen Kräfte auch für menschliche Verhältnisse zu wünschen. Zur Aufrechthaltung dieses bewunderungswürdigen Staatshaushaltes sind die Bienen vom Schöpfer auch mit so außerordentlichen Fähigkeiten und Eigenschaften ausgerüstet, daß man sie in dieser Beziehung nicht mit Unrecht an die Spitze der tierischen Schöpfung zu setzen sich versucht gefühlt hat. In der That finden wir bei keinem Tiere den Instinkt so hoch gesteigert, wie grade bei der Biene.

1. Der Zellenbau zieht unsere Aufmerksamkeit als ein Kunstprodukt auf sich. Er ist das Gebäude, in welchem die Bienen wohnen, ihre Vorräte aufspeichern, ihre Jungen ziehen und pflegen. Für die Erziehung der verschiedenen Geschlechter sind von der Natur auch verschiedene Wiegen bestimmt. Hier tritt uns eine Instinktäußerung der Königin, Bienenmutter, entgegen. Drohnenzellen, für männliche Bienen bestimmt, sind bedeutend größer als für Arbeiter, ihr Größenverhältnis ist etwa 7 zu 9. Die normale Königin unterscheidet instinktmäßig die verschiedenen Zellen genau und legt in die Königin- und Arbeiterzellen nur befruchtete Eier, in die größeren unbefruchtete. Sie besitzt die Fähigkeit, je nachdem ihren Organismus in Thätigkeit zu setzen, das Ei befruchtet oder unbefruchtet abzusetzen. Da alle Eier unter sich gleich sind, so kann man diese Thatsache nur durch den der Königin innewohnenden Instinkt erklären. Man hat eine solche Willkürlichkeit der Königin einzuräumen bedenklich gefunden, ich weiß aber nicht, wie man solche auffallende Erscheinung anders erklären könne, wenn der große Gesetzgeber der Natur der Bienenkönigin nicht eine Befähigung verliehen hat, wodurch sie in den Stand gesetzt wird, ihren komplizierten Lebensberuf naturgemäß zu erfüllen. Belauscht man die Königin bei ihrer Eierlege, so hat sie nach vielfachen Beobachtungen einen Hofstaat von 20 bis 30 Arbeitern um sich. Ein Teil reicht ihr Futter, andere streicheln, putzen und liebkosen sie, andere untersuchen vorweg die Zellen, ob sie tauglich, das Ei aufzunehmen. Sie selbst steckt in jede Zelle vorerst den Kopf, dreht sich um und legt dann das Ei auf den Zellenboden. Ein Teil der Begleiter untersucht die Zellen, ob wohl nicht zwei oder mehrere Eier abgesetzt, was bei jungen fruchtbaren Königinnen vorkommt, und entfernen die Überzahl, heften das Ei auf dem Zellenboden unter spitzem Winkel fest. In diesem Hofdienste erfolgt auch Ablösung. Die stärkste Eierlege ist in volkreichen Stöcken der Monat Mai

und Juni, so daß in 24 Stunden gegen 3000 gelegt werden, welche das vierfache Gewicht ihres Körpers ausmachen. Nachdem die Königin hintereinander 20 bis 30 Eier abgesetzt, wird die eintretende Ruhepause durch Liebkosung ihrer Begleiter ausgefüllt.

Der Wachszellenbau muß die Bewunderung jeden Beobachters hervorrufen. Man kann unmöglich verkennen, daß die Biene dadurch einen unwiderleglichen Beweis hochgesteigerten Instinkts liefert. Mathematiker haben bündigst nachgewiesen, daß die Form der Bienenzellen genau diejenige ist, welche mit den geringsten Mitteln die größte Festigkeit erzielt, daß eine andere Figur, als die pyramidale für die Böden, das Sechseck für die Zellenwände, oder irgend ein anderer Winkel als der gewählte, weder gleich viele Zellen noch gleiche Festigkeit für dieselben gewähren können. Manche Naturforscher haben die Bauform der Waben nicht dem Instinkt der Bienen, sondern dem allgemeinen Naturgesetze, dem mechanischen Drucke, zuschreiben wollen. Wenn ich nicht beobachtet, wüßte ich nicht, was mich behinderte, dieser Ansicht beizustimmen. Da ich aber stets gesehen, daß die Bienen schon in den ersten Anfängen der Zelle ihre bestimmte Form geben, so halte ich fest am Instinkt, wodurch der Biene ihr Bauplan vorgeschrieben ist. Die Naturforscher, welche die Zellenform nach anderen Gesetzen entstehen lassen, haben nicht beobachtet, und ist ihnen etwas Menschliches passiert: „sie haben sich geirrt." — In jedem Bienenbau findet man fünferlei Zellen. Die Mehrzahl bilden die kleinen oder Arbeiterzellen, die geringere Zahl die größeren, Drohnenzellen. Da sich die Drohnenzellen gewöhnlich im Fortgange unter den Arbeiterzellen finden, ein regelrechter Übergang wegen der verschiedenen Größe nicht möglich ist, bekommen diese eine unregelmäßige Gestalt und heißen Übergangszellen. Diese Zellen werden von der Königin, wiewohl sie in ihrer Eierlege regelmäßig fortschreitet, nie mit Eiern besetzt, ihr Instinkt sagt ihr, daß diese Wiegen für ein Bienenwesen nicht tauglich sind. Ich habe nie in solchen Zellen Eier oder Maden zu Gesicht bekommen, sondern diese waren, wenn auch überall mit Brut umgeben, stets mit Honig gefüllt. Außer diesen Zellen kommen zur Sommerzeit Königin- oder Weiselzellen vor. Ihre Form ist eichelförmig, inwendig rund und stehen senkrecht. Die Bienen haben beim Aufbau den Grundsatz der Sparsamkeit ganz außer Acht gelassen und so viel Wachs verwendet, daß wohl 100 kleine Zellen daraus erbaut werden konnten. Giebt ein so königliches Haus nicht zu denken!? Die fünfte Art von Zellen sind Honigzellen, stark verlängerte Arbeiter- oder Drohnenzellen, und sind nur zur Aufnahme von Honig bestimmt, oft bis drei Zoll tief.

2. Der Fleiß ist eine vorzügliche Äußerung ihres Instinkts. Der Fleiß, mit welchem jede Biene rastlos ihren Lebensberuf zu erfüllen sucht, erregt unsere Bewunderung. Werden demselben durch die Ungunst des Wetters unüberwindliche Schranken nach außen hin gesetzt, so entfaltet sich eine eben so rege Thätigkeit im Inneren. Ihr Fleiß wird durch überreichen Honigsegen nicht abgeschwächt, durch vereinte Kraft Vieler, wenn auch Schwacher, durch Streben nach gemeinsamem Ziele wird Großes erreicht. Ein starkes Volk von 40 000 bis 50 000 Arbeitern vermag in einem Tage, bei reichlicher Honigweide, 8 bis 10 Pfund Honig einzutragen. Zu einem Pfund Honig gehören 7680 Grän, die Honigblase vermag nur 1 Grän zu fassen; so kann man sich ein Bild von der Arbeit und dem Getümmel eines solchen Trachttages machen. Das Sammeln besorgen ausschließlich die älteren Bienen. Ihre Parole ist: Wirf hin, hol mehr! Die jüngeren Schwestern läutern den Rohstoff, schwitzen Wachs („Fett") aus, führen den Wachsbau auf, bereiten Futterbrei für die Jungen und werden nach 3 Wochen gleichfalls Feldarbeiter und haben nach 6 bis 8 Wochen ihr Lebensziel erreicht, sich zu Tode gearbeitet!

3. Fortpflanzungstrieb ist der Gipfelpunkt ihres Instinkts. Kolonien aussenden, um dadurch ihr Geschlecht nicht nur zu erhalten, sondern immer mehr Terrain auf den blütenreichen Gefilden zu gewinnen, damit den von der Natur ihnen auferlegten Beruf, die Befruchtung der Pflanzenwelt zu sichern, erfüllen zu können, ist ihre Lebensaufgabe. Die Bienenzüchter nennen das Aussenden neuer Kolonien „Schwärmen", und diese Erscheinung ist so außerordentlich, daß man sich vergebens bemüht, sie durch äußere Umstände zu erklären. Die vorgängige Erziehung junger Königinnen und Drohnen, die Scheidung der Ausziehenden und Zurückbleibenden, die Verproviantierung der Ausziehenden mit Honig auf einige Tage, das Aufgeben und Vergessen der bisher so lieben und teuren Wohnung müßte unerklärbar bleiben, wenn wir hier nicht einen hochgesteigerten Instinkt der Bienen annehmen wollten. Keine einzige Biene kehrt in die frühere Wohnung zurück. Ob die Königin oder das Bienenvolk die Veranlassung eines Schwarmes giebt, war lange eine offene Frage. Neuere Beobachtungen haben mit ziemlicher Gewißheit festzustellen vermocht, daß der Beschluß in der großen Volksversammlung gefaßt wird. Ist der Beschluß zur allgemeinen Annahme gebracht, so wird der Königin von dieser Zeit an ein geringeres Futterquantum gereicht, damit der Eierstock in seiner Entwicklung zurückgeht und die Königin an Körpergewicht bedeutend abnimmt und dadurch geschickt gemacht wird, flugfähig zu werden und der Auswanderung beizutreten. Eine in voller Eierlege sich befindende Königin ist wegen ihres Gewichts nicht imstande, zu fliegen, sondern fällt bei angestellten Versuchen bald zur Erde. Anderseits kann man auch behaupten, daß, wenn die Königin bei ihren Wanderungen Königinzellen wahrnimmt, sie, von Furcht ergriffen vor der jungen, wenn auch noch eingeschlossenen Thronprätendentin, durch ihre Unruhe das ganze Volk alarmiert, dadurch eine unerträgliche Hitze im Stocke entsteht, und der Schwarmakt erfolgt. Vielfache Beobachtungen haben mich überzeugt, daß das erstgenannte, wenigstens beim Vorschwarm, vorangegangen sein muß.

Das Bienenvolk, vom Instinkt geleitet, verläßt ohne Königin niemals den Stock, wohl wissend, daß ohne dieselbe die Fortexistenz unmöglich ist. Hat der Erstschwarm mit der alten Mutter die Wohnung verlassen, so ist für die Nachfolge durch eingeschlagene junge Mütter gesorgt. Diese haben eine instinktmäßige Furcht vor ihres Gleichen, und von dieser geleitet, verlassen sie nicht eher ihren Verschluß, bevor sie sich überzeugt haben, daß ihnen keine Gefahr von einer Nebenbuhlerin droht. Die Natur hat daher eine eigene Vorkehrung getroffen. Die junge, noch eingeschlossene Königin läßt wiederholt abgebrochene Töne vernehmen, die durch das gewaltsame Hervorpressen der Luft aus ihren Stigmen (den Luftröhren im Brustkasten), vermittelst deren sie atmen, hervorgebracht werden. Erhält sie keine Antwort und damit die Bürgschaft, daß noch keine andere Genossin frei geworden, dann setzt sie da, wo der Deckel auf die Zelle gebaut, ihre scharfen Kiefern ein, trennt ihn mittelst Drehung des Kopfes scharf ab, bis auf ein kleines Teilchen, an welchem derselbe wie an einem Charnier haften bleibt, hebt den Deckel mit dem Kopfe, kriecht rasch aus und mischt sich unter die Bienen. Kaum aber fühlt sie sich frei, als auch eine zweite, dritte zum Ausschlüpfen sich geneigt fühlt und denselben Ruf ertönen läßt. Augenblicklich antwortet die freigewordene Königin, jedoch in helleren und schärferen Tönen (das „Tüten"), die im Stocke weitere Tonwellen finden, als in der eingeschlossenen Zelle. Sobald die eingeschlossene Königin die Töne der freigewordenen vernimmt, verbleibt sie in sicherer Vorahnung des Geschickes, welches sie treffen würde, wenn sie der älteren Nebenbuhlerin entgegenzutreten wagte, vorsichtig in der Zelle. Weil sie aber als vollkommenes Insekt das Ernährungsbedürfnis empfindet, so weiß sie in die Zellenwand, gleich unterhalb des Deckels, eine Öffnung anzubringen, die nur so groß ist, um ihr Züngelein hindurchzustecken, um auf diesem Wege durch

die Arbeitsbienen sich die bedürftige Nahrung zuführen zu lassen. So wird es dem vollkommen entwickelten Insekt möglich, sich mehrere Tage ungefährdet im Verschlusse zu halten. Aber auch die freie Königin fühlt sich von derselben Furcht vor den künftigen Thronprätendentinnen, die doch nicht immer unter Schloß und Riegel zu halten sind, erfüllt und wird ruhelos umhergetrieben, sie sucht sich ihrer möglichst rasch zu erledigen und dringt deshalb zornsprühend auf die Zellen ein, in denen sie ihre Feindinnen wittert. Fühlen die Bienen keinen weiteren Trieb zum Schwärmen, so dulden sie, daß die junge Königin ihre Angriffe auf die noch geschlossenen Königszellen ausführt und ihre Nebenbuhlerinnen dem Tode weiht. Dabei wird sie von ihrem Instinkt aufs Auffälligste geleitet. Die Königinnymphe spinnt sich nun einen Halbcocon, welcher Kopf, Brust und einen Teil des Hinterleibes deckt. Dieser Cocon ist für die Stechborsten der Angreifer undurchdringlich, auch durch das Ausreißen des Stachels würde ihr eigenes Leben gefährdet. Im instinktmäßigen Bewußtsein dieser Gefahr greift sie ihre Gegnerin der Zelle immer oberhalb des Punktes an, wo der Cocon aufhört und der Hinterteil bloß liegt. Sobald sie hier mit ihren scharfen Kiefern eine ausreichende Öffnung gemacht hat, steckt sie den Hinterleib in dieselbe, senkt ihren Giftstachel in den weichen Körper der Gegnerin und geht ohne Verzug weiter an die Fortsetzung ihres mörderischen Werkes, bis sie die letzte Nebenbuhlerin unschädlich gemacht hat. Den Arbeitern bleibt dabei weiter nichts zu thun übrig, als die vorhandene Öffnung zu erweitern, die königlichen Leichname aus der Zelle zu ziehen, sie aus dem Stocke zu entfernen, die Burg abzutragen. Unmöglich könnten die Bienen einen so komplizierten Lebensberuf erfüllen, wenn sie dazu nicht durch einen angeborenen Instinkt, der ihr unabänderlich zur Richtschnur für ihr Verhalten an die Hand gegeben, geschickt gemacht wären.

4. Die Liebe zu der Brut. Auffällig ist die Liebe der jungen Bienen zu der Brut, um die sich die älteren Schwestern gar nicht bekümmern. Sie bereiten ihnen eine Nahrung, die geeignet ist, ohne Weiteres sich dem Körper zu assimilieren, und wodurch sie allein in den Stand gesetzt werden, mit so reißender Schnelligkeit die Bildungsstadien zu durchlaufen, reichen ihnen die Nahrung mit der unfehlbarsten Pünktlichkeit, unterscheiden bestimmt zwischen den Larven der verschiedenen Geschlechter und modifizieren danach die betreffende Pflege, wechseln auf Tag und Stunde den Ernährungsgang für Drohnen- und Arbeitermaden, während sie denselben für königliche Larven nicht ändern, erkennen genau den Zeitpunkt, in welchem die Larven ihre Umwandlungsperiode erreichen, und überdeckeln dazu jede Zelle mit einem Wachsverschluß, der für jede Art ein verschiedener sein muß. Zur Erfüllung dieses Ammendienstes brauchen die Bienen nicht erst durch Erfahrung herangebildet zu werden, sie verstehen sich sofort darauf, sobald sie selbst die Zelle verlassen haben. Liegt diese Tüchtigkeit, dieses Wissen nicht in ihnen selbst, müssen ihnen Vorstellungen in ihrem Berufe nicht angeboren, ihr Instinkt nicht ein entschieden ausgeprägter sein? Wer möchte ein mechanisches Gesetz hier an die Stelle zu setzen wagen!? Wie schon angegeben, werden die Bienenlarven in ihrem ersten Lebensstadium mit Futterbrei, am Schlusse des Larvenzustandes mit Blumenstaub und Honig gefüttert, nur die königlichen Larven werden diesem Nahrungswechsel nicht unterworfen, sie erhalten nur Chylusbrei. Dieses Futter ist die vollkommen verdaute Nahrung der Bienen, ist das Resultat der Verdauung, der Extrakt des Ernährungsstoffes, der unmittelbar in's Blut übergeführt wird, um sich dem Körper zu assimilieren. Aus dieser Eigentümlichkeit des Futterbreies erklärt sich das schnelle Wachstum, wie es bei keinem anderen Tiere vorkommt. Die Made vermehrt demzufolge in 24 Stunden ihr Gewicht um das Vierfache. Daß die Bienen den Drohnen und Arbeitsbienen anfänglich verdaute und später unverdaute Nahrung reichen, ist nicht eben befremdlich, da

wir ähnlichen Wechsel in der Nahrung überall finden, wo die Jungen gefüttert werden, auffällig aber ist es, daß sie einen solchen Wechsel bei den Königinlarven nicht eintreten lassen, und da dieser Umstand auf die geschlechtliche Entwicklung einen wesentlichen Einfluß auszuüben berufen scheint, die Bienen aber durch mechanischen Zwang zu dieser Abweichung nicht genötigt sind, so müssen wir diese Erscheinung auf den Instinkt zurückführen.

5. Drohnen. Die Drohnen haben für die Genossenschaft keinen anderen Zweck, als die jungen Königinnen zu befruchten und sind daher unerläßlich notwendig. Deshalb trifft man in allen Stöcken, welche sich mit Schwärmgedanken tragen, mehr oder weniger Drohnen. Sobald die Schwärmzeit der Bienen vorüber ist, folglich keine jungen Königinnen mehr erbrütet, welche noch zu befruchten, werden die Drohnen überflüssig, nützen dem Bienenstaate nichts mehr, sind vielmehr begehrliche Fresser und eine drückende, zehrende Last. Das wissen die Bienen sehr gut, obgleich noch keine Einzige unter ihnen ist, die alt genug geworden, um eine solche Überzeugung aus früheren Lebenserfahrungen gewonnen zu haben. Die Drohnen werden im Rate der Bienen dem Tode geweiht. Mit unerbittlicher Strenge werden sie aus den Honiggassen vertrieben, die Zugänge dicht abgesperrt, wodurch ein Teil derselben auf dem Bodenbrette dem Hungertode verfällt. Andere werden zum Flugloche hinausgetrieben und durch aufgestellte Wachen ihnen die Rückkehr unmöglich gemacht. Auch in der „Drohnenschlacht" legen die Bienen gleichfalls einen Beweis ihres ausgebildeten Instinktes ab.

6. Beseitigung untauglicher Königinnen. Da nun die Königin mit nichten als die blos das Zepter führende Herrscherin des Volkes anzusehen ist, sondern wie jede andere Biene ihre besondere Bestimmung im Gemeinwesen angewiesen erhalten hat, die weder durch Regentschaft noch Ausschuß ersetzt werden kann, so muß sie dieser notwendig nachkommen und ist darin dem Gemeinwillen des Volkes als willenloses Werkzeug unterworfen. Ist sie durch irgend einen Umstand gehindert, dem nachzukommen, so muß sie dem unabänderlichen Gesetze verfallen und einer tüchtigeren Platz machen. Ist der Volksbeschluß gefaßt, und sind zu ihrer Ersetzung die geeigneten Maßregeln getroffen, dann nützt die untüchtige nicht blos nicht mehr, sondern kann wohl gar das Leben der Thronerbin, und damit das Fortbestehen des Ganzen gefährden, und da die Rücksicht gegen letzteres den Angelpunkt des ganzen Bienenlebens ausmacht, so muß sie ohne Erbarmen über Bord geworfen werden. Daß die Bienen trotz ihrer Liebe und Anhänglichkeit an die Königin sich als so treffliche Prognostiker erweisen, darf uns nicht Wunder nehmen, wenn man so vielfach wahrnimmt, auf welche hohe Stufe ihr Instinkt vom Schöpfer gestellt ist.

7. Krüppel. Wie die Bienen nach der Schwärmzeit die überflüssigen Drohnen abschlachten, eine untaugliche oder alterschwache Königin gewaltsam beseitigen, so betrachten sie auch die verkrüppelten Arbeiter, die flügellos aus der Zelle schlüpfen, oder mit sonstigen Leibesschäden geboren sind, wodurch sie verhindert, zum allgemeinen Wohlergehen beizutragen, als einen Stein des Anstoßes und Ärgernisses, die sie in ihrer Mitte nicht dulden, und werden mitleidlos aus dem Stocke verstoßen und einem traurigen Geschicke geweiht. Im Monat Mai und Juni kann man auf den Bienenständen diese armen Krüppel auf der Erde sich krümmen und wenden sehen. Auch hier begegnen wir wieder einer Instinktäußerung, wie wir sie bei keiner anderen Tiergattung antreffen.

8. Raub der Bienen. Der Sammeltrieb der Biene ist vorzugsweise auf Honig gerichtet, weil er die erste notwendige Bedingung ihres Bestehens ist. Da die Bienen in ausdauernden Gesellschaften leben, im Winter aber nur auf die im Sommer aufgespeicherten Vorräte angewiesen sind, so suchen sie ihre Magazine nach Möglichkeit zu füllen. Sie unterziehen sich willig jeder Anstrengung, setzen sich freudig jeder Gefahr aus, um, wenn auch nur ein Tröpfchen,

dem gemeinsamen Vorrate hinzufügen zu können. Öfter aber sind diese Ausflüge wenig lohnend, und da suchen sie auch wohl, namentlich im Frühjahr und Herbst, ihre Honiggier auf ungesetzliche Weise zu befriedigen, von Vorräten zu naschen, an denen sie kein Recht haben, und machen sich kein Gewissen daraus, selbst ihre Nachbarn zu berauben, wenn es ihnen gelingt, sich in ihre Wohnungen einzuschleichen. Gelingt es solchen Dieben, mit Beute beladen in ihre eigenen Stöcke zurückzukehren, so geben sie ihren Genossen Kunde von der entdeckten Honigquelle. Diese Sprache verstehen sie sehr wohl, und unter Führung wird ein Diebeszug in's Werk gesetzt. Wehe dem Stocke, dem solche Raubanfälle gelten, ohne Zwischenkunft des Bienenvaters würde ein solcher Stock bald gemordet und ausgeraubt sein. Nachdem ich die italienische Biene gezüchtet, die rühriger, spionierender, fleißiger und flinker, aber auch räuberischer sich kennzeichnet, hatten dieselben in einem benachbarten Dorfe bei einem Kaufmann die auf einem Hausboden stehenden Zuckerfässer entdeckt und, durch die offenen Dachlucken eingeflogen, tüchtig gezehntet. Sie füllen zu dem Ende ihre Honigblasen mit Wasser, spritzen dieses auf den Zucker, machen ihn dadurch löslich und transportabel. Ist hier nicht, wenn auch ein Diebesinstinkt sichtbar?

9. Thorwache. Im Sommer findet man in und vor dem Flugloche der Stöcke neben den auf das Feld ausfliegenden und zurückkehrenden Bienen andere, die keinen anderen Zweck zu verfolgen scheinen, als die Ankömmlinge zu sondieren, ihnen die Parole abzufordern und jeden anhalten, den sie nicht kennen, sich als ein verdächtiger Eindringling erweist. Sie sind Schildwachen, Thorwächter, die für die Sicherheit des Staates zu sorgen haben. Man hat diesen Dienst in's Fabelreich weisen wollen, doch braucht man nur das Verhalten jener Bienen sorgfältig zu beobachten, zu sehen, wie sie stets sorgfältig auslugen, wie ihre Fühler ein besonderes Leben zu gewinnen scheinen, wenn eine fremde Biene, eine Näscherin, sich dem Flugloche nähert, wie sie bemüht sind, dieselbe zu erhaschen, mit welchem Ernste sie dieselbe zausen, wenn sie sich attrapieren ließ, wie sie ihre Notsignale geben, wenn sie Hülfe zu bedürfen glauben, oder eine absonderliche Gefahr zu drohen scheint, wie sie selbst abends, besonders den Wachsmotten, das Eindringen ins Flugloch abwehren, von Zeit zu Zeit vorgeschobene Posten ausstellen, ob nicht irgend ein Feind im Hinterhalte lauert, und grimmig über ihn herfallen, wenn er vorhanden ist. So geben die Bienen wiederum einen interessanten Zug ihres Seelenlebens, wenn wir auch bei anderen Tiergattungen ähnlichen Erscheinungen begegnen.

10. Fächeln. Daß die Bienen instinktmäßig durch Fächeln, Flügelschlag, die verdorbene Luft aus dem Stocke entfernen und dadurch das Eindringen atmungsfähiger Luft ermöglichen, ist seit langer Zeit beobachtet. Die atmosphärische Luft ist für alle Tiere ein unerläßliches Lebenselement, daß man nicht einmal den Gedanken an eine Ausnahme zu fassen wagt. Die Bienen leben in einem abgeschlossenen Raum, in welchem die Luft nur mit großer Schwierigkeit sich erneuern kann. Das nur kleine Flugloch ist in der Regel die einzige Öffnung, wo die Luft eindringt. Daß die kleine Öffnung ausreicht, läßt sich nur begreiflich finden, wenn man den Bienen das Talent zuschreibt, die äußere atmosphärische Luft anzuziehen und sich zugleich derjenigen zu entledigen, welche durch die Atmung verdorben ist. Ein solches Talent besitzen die Bienen wirklich in ihrem Flügelschlage; durch das Fächeln oder Ventilieren setzen sie die Luft im Stocke in Zirkulation und erzielen dadurch die Entfernung derselben. Man halte an warmen Tagen oder Abenden die Hand vor das Flugloch eines Stockes, so fühlt man schon auf einige Entfernung eine starke Strömung warmer Luft, welche durch die Wirkung des Flügelschlages der Bienen im Innern des Stockes, in großer Anzahl arbeitend, hervorgebracht wird. Sobald die fächelnden Bienen ermüden, treten augenblicklich andere zur Ablösung an ihre Stelle, so daß eine Unterbrechung

in dem Brausen eines guten Stockes nicht eintritt. Die Luft der Atmosphäre braucht nicht hinein ventiliert zu werden, sie dringt nach allgemeinen Naturgesetzen, wenn die alte wärmere hinausgeschafft, von selbst ein. Das Ventilieren ist, wie die Thorwache, ausschließliches Onus oder alleiniges Vorrecht der alten Bienen und macht einen Teil ihrer Berufsgeschäfte aus, denen sie alle der Reihe nach sich unterziehen. Die Feldarbeiter, die Honig und Blütenstaub sammelnden Bienen, setzen den Rohstoff, den Nektar, der noch mit Wasserteilen gemischt, in die erste beste Zelle ab, und fort geht es wieder aufs Erntefeld. Die jüngeren Bienen, welche vorzugsweise dem inneren Haushalt vorstehen, saugen den Honigstoff auf, schwitzen bei erhöhter Temperatur die wässrigen Teile, wie auch das Fett, in Form von Wachsblättchen aus, fügen aus ihrem Stachel ein Atom Ameisensäure dem Honig zu, bringen ihn in bestimmte Zellen und versiegeln diese mit einem Wachsverschluß. Auch hier werden die Bienen von einem sichtbaren Instinkt geleitet, da der Rohstoff, wie er aus den Blütenkelchen gesammelt, noch nicht tauglich ist, sich für längere Zeit zu halten.

11. Der Ortssinn ist bei den Bienen auch besonders ausgebildet, obgleich dies bei anderen Tiergattungen auch der Fall ist. Wenn hundert, ja tausend äußerlich gleich aussehende Bienenstöcke neben einander stehen, finden die Bewohner ihren Stock unfehlbar wieder. Stellt man ein Bienenvolk z. B. in der großen Kaiserstadt auf und läßt dasselbe aus einer versteckten Dachluke ausfliegen, so wissen sie sich in dem Häusermeer zurecht zu finden. So werden dem Beobachter außer dem angeführten noch vielfache Beweise für angeborene Vorstellungen entgegentreten und andere hochgesteigerte Instinktäußerungen ihn lehren, daß auch im Tiere mehr vorhanden sei, als blos Materielles.

(„Beibl. der Magd. Ztg.") (F. Bahrs-Barby, 1888).

II. Die Tierwelt in Feld und Wald.

201. Das Reh.

Es ist in der That nichts lieblicher, als an einem schönen Frühlings- und Sommermorgen hinaus in das grüne Waldrevier zu wandern, mit offnen Augen, gesunden Sinnen nnd frommen Herzen die Sprache des Waldes zu verstehen und das Treiben und Thun seiner Bewohner zu belauschen. So habe ich oft dagesessen, wo der Gießbach aus tiefer und schroffer Seitenschlucht herabschäumt und sich in den Waldbach ergießt, habe von hier aus den Habicht, der auf dürrem Aste saß und den Falken auf hoher Felsenspitze beobachtet, das Morgenlied der kleineren, gefiederten Waldsänger verstanden, vor allem aber die muntern Rehe und stolzen Hirsche in ihrem Thun und Spiel belauscht. — Stille, heilige Waldstille herrscht um mich. — Doch horch! jetzt knackt es in den Zweigen. Ein Rehbock, erst mit halbem Leib sichtbar, tritt aus dem Waldesdunkel. Das Haupt mit seinem kräftigen, doch nicht vielzackigen Geweih ist keck emporgerichtet; die großen, hellen, blauen Augen rollen nach allen Seiten, beobachten alles, lauschen aufmerksam und horchen, ob auch alles sicher und ohne Gefahr sei. Er zieht sich wieder zu-

rück, kommt noch einmal, prüft noch einmal, und nun erst giebt er den Seinen das Sicherheitssignal. Im Nu ist die Ricke mit ihren beiden Kälbchen ihm zur Seite, und in muntern Sprüngen geht es hinab ins Thal, hinab auf die betaute Waldwiese. In den drolligsten, mutwilligsten Sätzen umkreisen die netten, weißgefleckten Zicklein die Mutter, entfernen sich dann von ihr mit Blitzesschnelle und im Nu sind sie wieder da, tändeln mit ihr, werfen sich nieder, zu saugen. In allen ihren Bewegungen zeigt sich eine Leichtigkeit, in ihrem Laufe eine Flüchtigkeit, die Staunen erregt. Bald kommen noch mehrere der muntern Tiere hinzu; schon ist ein ganzes Rudel beisammen. Da aber schlagen die Hunde des in der Nähe weidenden Hirten an; im Nu ist der Haufen auseinander. In wilden Sprüngen setzen sie durch die Fichtenschonung; bergauf, bergab geht die Flucht. Sie schrecken ein Rudel Hirsche auf, das dort in der Birkenniederung äste. Die Hirsche schauen stolz um sich und werfen die Geweihe. Sie erkennen mit geübtem Feldherrnblick, daß keine Gefahr vorhanden, und traben ruhig dem Quell, der dort durch's Moos sickert, zu, um ihren Morgentrunk zu schlürfen. Einige der Flüchtlinge stehen, sammeln sich und trinken in respektvoller Entfernung aus demselben Quell; andere schießen und klettern weiter. Für ihren heitern Jugendsinn ist es dort nichts in der feuchten, sumpfigen Niederung, unter den himmelragenden Ästen finsterer Eichen und Buchen; sie lieben mehr die lichten Schläge, die an Saatfelder stoßen. Spielend jagen sie weiter, auf den freien Wiesenplatz hinauf, wo die Morgensonne die Gräser golden malt und die Thautropfen zu Diamanten stempelt. Aber haben sich die zarten Tiere nicht zu weit entfernt, zu weit verirrt? Die Luft ist hier kalt, trotz der wärmenden Sonnenstrahlen, das Gras ist nicht weich und saftig, wie unten auf der blumigen Waldwiese. Es vermischt sich dieses schon mit dem Kraute der roten und blauen Landbeere, die aus lockerem Gesteine hervorwächst, und dort — ja dort verschwindet es ganz vor dem Moose, das üppig die riesigen Steinblöcke überwuchert. Wie behende die muntern Tiere auch zwischen den Steinblöcken hindurchschlüpfen; drüber wächst nur violettes Haidekraut, der Wald wird zu Kniewuchs. Die Rehe stehen, stutzen und starren wie Kinder, die sich aus Mutwillen oder Furcht weit aus dem Kreise ihrer Spielplätze entfernt haben, das starre, nackte Felsenthal an; sie kehren um, fliegen den Abhang hinunter, bis die weißen Birken sie aufnehmen. In der That, ein munteres, schönes, gewandtes Tier ist das Reh; in seinem ganzen Wesen, in allen seinen Bewegungen ein höchst zierliches Geschöpf. Seine vollen, glänzenden Augen beseelt eine Frische und ein Feuer, das ganz mit seinen raschen Bewegungen und seiner Leichtigkeit im Springen übereinstimmt.

Doch es war auch hohe Zeit, daß sich die Tierchen im Dickicht verbargen; denn von drüben herüber tönt schon das weithin schallende Jagdhorn, wird vernommen der beutelustige Troß der Waidmänner; mit Angst und Schrecken vernehmen die friedlichen Waldbewohner die bellende, sie aufspürende und folgende Meute. Das Getös kommt näher und näher. Jetzt kracht ein

Schuß; jetzt noch einer; es fällt ein dritter, das Echo giebt sie verzehnfacht zurück, und aus dem Dickicht stürzt ein majestätischer Hirsch, setzt über Gebüsch und Gräben, das Geweih hinten übergelegt, seine Fährte tränkt sein Schweiß, die Zunge ist lang herausgestreckt. Doch jetzt kracht es wieder, — er stürzt tödlich getroffen nieder und verendet. Doch das Reh, listiger und flüchtiger, als der Hirsch, läßt durch die Flüchtigkeit seines Laufes bald den Hund hinter sich. Es weiß durch mannigfaltige Umwege, verdoppelte Kreuzsprünge den Hund irre zu führen, macht mitten im Laufe einen starken Absprung zur Seite, duckt sich wie ein Hase nieder und läßt die ganze Meute seiner aufgehetzten, bellenden Feinde vorüberziehen.

Die Jungen hat die Ricke im Gestrüpp verborgen und zeigt sich lieber selbst dem Jäger, um nur die Feinde davon abzulenken; doch bald kehrt sie auf weiten Umwegen unversehrt zu denselben zurück und überläßt dem Bocke das weitere Spionieren. Stößt diesem etwas unvermutet auf, so stutzt er im ersten Augenblick, ist dann aber blitzschnell davon und warnt die Seinigen durch ein Pfeifen, welches er dreimal wiederholt und das weithin schallt.

Diese Schnelligkeit und Listigkeit mag viel dazu beitragen, daß seine Art an vielen Orten noch vorkommt, wo der Hirsch schon längst ausgerottet ist; denn man findet das Reh in ganz Europa, die nördlichsten Gegenden desselben ausgenommen. Jung auferzogen, sind die Rehe allerliebste Geschöpfe; allein die Böcke nur so lange, bis sie ein tüchtiges Gehörn aufgesetzt haben, wo sie sich fühlen und mit ihrem Geweih zu stoßen versuchen.

(Wunderlich.)

---

202. Das Feld- oder Rebhuhn.

Das Leben der Feldhühner ist so wechselvoll und interessant, so reich an Lust und Freuden, so bedroht von Not und Gefahren aller Art, daß es sich wohl lohnt, dasselbe in aller Ausführlichkeit hier vorzuführen. Im Frühjahr beginnen die Hähne ihre Kämpfe um die Weibchen, deren Zahl bei uns meist geringer ist, so daß von ersteren die schwächsten überall abgeschlagen werden und sich schließlich ohne Henne behelfen müssen. Die zusammengefundenen Pärchen wählen sich nun ihren Wohnbezirk für sich, nicht allzuweit von lieben Nachbarn entfernt aus, und an verborgener Stelle kratzt die Henne eine kleine Vertiefung aus, die dürftig mit dürren Grashalmen und dann mit den Eiern belegt wird. In der Anbringung des Nestes zeigen die verschiedenen Hennen ihren besonderen Geschmack. Die eine liebt es, ihr Nest mitten in einem Getreide- oder Kleefelde anzulegen, eine andere sucht Wiesen, eine andere das Gestrüpp der Hecken und Raine oder gar das Feldgehölz auf — und diese Vorliebe scheint sich auf ihre Kinder zu vererben. In die Vertiefung legt das Weibchen seine 10—20 kleinen Eier von stumpfbirnförmiger Gestalt und graugrünlicher Farbe und zwar eins jeden Tag. Wird ein Nest zerstört, so schickt sich das Weibchen sofort zum sog. Notgelege an, welches aber selten mehr als 9—12 Eier enthält. Nach dreiwöchentlicher Bebrütung schlüpfen die Jungen aus und ernähren sich in den ersten 14 Tagen ausschließlich von Insekten, welche sie im Grase aufschnappen, und von kleinen Würmern. Tritt anhaltendes Regenwetter ein, so verschwinden die Fliegen, Mücken ꝛc., und die kleinen Hühnchen kommen vor Not und Kälte

massenweise um. Sind aber die ersten Wochen warm und sonnig, dann wachsen die Küchlein schnell und munter heran, es sprossen kleine Federchen hervor, sie werden unempfindlicher gegen die Witterung und nehmen härtere Nahrung, Käfer, Heuschrecken und Sämereien zu sich, die nun immer in ausreichendem Maße vorhanden sind. Den Sommer über gewähren nun die Frucht- und Getreidefelder Schutz und Verstecke; unter der wachsamen Sorge von Hahn und Henne lernen die Kleinen bald flattern und fliegen und so leichter den Nachstellungen der zahlreichen Feinde aus der Familie der Raubtiere entgehen. In den friedlichen Tagen vor Beginn der Jagdzeit führen die Familien ein stilles, schönes Leben. In der ersten Morgenfrühe sind sie schon munter und wenn die Sonne erscheint, haben die Feldhühner schon ihre erste Mahlzeit gehalten und lassen sich behaglich von dem freundlichen Tagesgestirn durchwärmen. Ist der Tau zu stark, so suchen sie Brachäcker, Stoppelfelder und dergl. auf; die Insekten, Sämereien und was ihnen sonst als Nahrung dient, finden sie jetzt ja überall. Nach Mittag halten sie eine mehrstündige Ruhe, während deren sie ein Sand- oder Staubbad zu nehmen und dann bequem in dem heißen Sonnenschein zu liegen lieben. Dann schütteln sie den Staub aus den Flügeln und suchen in behaglicher Langsamkeit die Futterplätze ab, bis die Dunkelheit hereinbricht. Zur Nacht haben sie ihren regelmäßigen Stand, wo sie lautlos dicht nebeneinander einfallen und sich, ohne viel umherzulaufen, zur Nachtruhe aneinanderschmiegen. Dieser Nachtstand befindet sich immer auf freiem Felde, auf ungepflügten Brachäckern in einer Seitenfurche zwischen den Erdschollen, nie aber oben auf dem von Raubtieren gern als Passage benutzten Rücken des Stückes. — So rückt der Herbst heran, es rüsten sich die Jäger in Stadt und Dorf, und mit gespannten Erwartungen und gespannten Flinten ziehen sie aus, denn das Rebhuhn ist in unserem Gebiete neben dem Hasen das hauptsächlichste Wild. Zwar gelingt es nicht jedem Jäger und jedem Gewehr, aus der Kette der Feldhühner, wenn die gescheuchte Schar so plötzlich mit lautem Brausen in überraschender Schnelle auf und davon fliegt, eins herunterzudonnern. Wer keinen guten Hund hat, dem laufen die gewitzten Tiere in den Ackerfurchen davon, ohne daß der Jäger ein Stück zu Gesicht bekommt. Ist auf solche Weise eine Kette auseinander gekommen, dann lockt der alte Hahn die Seinen durch lautes „Girrik" oder „Girrăk" wieder zusammen; wenn der treue Hüter selbst fällt, übernimmt die Henne die Führung und Sammlung. Wenn aber eine halbwüchsige Kette der beiden Eltern beraubt wird, so geht sie fast ausnahmslos bis auf das letzte Glied zu Grunde, wenn nicht ein kinderloses Pärchen oder eine andere Kette sich der Waisen annimmt. Diese herbstlichen Verfolgungen sind für die Feldhühner die Vorschule für die Unbilden und Heimsuchungen des Winters. Durch dieselben werden sie gezwungen, über ihren Brutbezirk hinaus zu fliehen und alle sicheren Zufluchtsorte eines weiten Kreises kennen zu lernen. Durch die Verfolgungen lernten ihre gelichteten Reihen die Wachsamkeit, welche bei den kahlen Feldflächen doppelt not thut jetzt, wo das Raubzeug um so eifriger auf die leckere Beute lauert. Vor allem ist der Hühnerhabicht ihr furchtbarster Feind, dem sich für unsere Heimat der Sperber anschließt. Wenn bei tieferem Schnee die Feldhühner durch Hunger ermattet sind, werden ihnen Bussard, Rabe und selbst Krähen gefährlich. Weiher und Eulen ergreifen sie, und Fuchs, Katze und Hermelin thun ihnen Abbruch.

Unsere Feldhühner sind im ganzen oben bräunlich mit vielen hellen und dunklen Streifen und Fleckchen, auf der Unterseite im allgemeinen grau; das Männchen hat unten am Bauche einen großen rostbraunen Fleck. Dieses Schild ist nach Noglo bei den Zughühnern, welche beinahe regelmäßig in Ketten von 30—40 Stück in den Bockenberger Heiden erscheinen, dunkler, die übrige Färbung aber lebhafter als gewöhnlich. Die Wangen sind bei ihnen im Gegensatz zu

den echten Hühnern befiedert; schmale Kreise um die Augen sind nackt. Die kleineren und mehr buntgesprenkelten „Moorhühner" kommen hier einzeln vor, doch nur selten als Brutvögel. In manchen Jahren, z. B. 1876 und 1877, kamen hier weißliche Varietäten häufiger vor, die aber nicht Albinos, sondern hellgefärbte, in der Mauser befindliche, meist ruppige Tiere sind, deren Federkleid die Spuren der normalen Zeichnung, wenn auch in blassen, verwischten Farben erkennen läßt.

Unsere Feldhühner sind ohne Rücksicht auf die Strenge des Klimas konsequente Standvögel und entziehen sich der Härte des Winters niemals durch Fortwandern, sondern gehen eher vor Hunger und Kälte zu Grunde. Dennoch regte sich zuweilen, doch nur in einzelnen seltenen Fällen, unter den Hühnern einer Kulturgegend ein unerklärbarer Drang zum Fortwandern. Ohne ersichtliche Veranlassung rotteten sich die Feldhüher im Herbste zu Schwärmen von 100—300 Stück zusammen, wurden unnahbar scheu und waren dann eines guten Tages verschwunden. Auch bei Paderborn schlagen sich nach Tenckhoff's Beobachtungen die Feldhühner im Herbst in der Heide an den Pader zu Ketten von 50 und mehr Stück zusammen und sind dann sehr scheu.

(Prof. Dr. H. Landois-Münster i. W., 1886.)

---

203. Der Entenfang auf den nordfriesischen Inseln.

Die beiden Nordseeinseln Föhr und Sylt sind in den letzten Jahrzenten immer bekannter geworden. Sie werden alljährlich von mehreren tausend Badegästen besucht. Wenn diese nun mit Eintritt der rauheren Herbstwitterung wieder abziehen, so halten neue Besucher der Inseln ihren Einzug. Das sind die Seevögel, und unter diesen namentlich die Enten, die von ihrer Brutstelle im nördlichen Europa, Asien und Amerika mit den flügge gewordenen Jungen in südlichere Gegenden ziehen und auf diesen Zügen unsere Küsten bevölkern. Die reichliche Nahrung, die ihnen hierselbst zu Gebote steht, macht sie in kurzer Zeit bedeutend fetter und schmackhafter. Wer zur Herbstzeit auf unsere Watten hinauswandert, der macht sehr bald die Entdeckung, daß hier vier Entensorten ihr Lager aufgeschlagen haben. Den ersten Platz unter diesen nimmt die Wild- oder Stockente (Anas boschas) ein, die ja bekanntlich die Stammmutter unserer zahmen Ente ist. Ihr zur Seite steht die kleinste unserer Entenarten, die Krickente (A. crecca). Die größte aller hierselbst bekannten Enten ist die Pfeifente (A. Penelope), wogegen die vierte Art, die Spießente (A. acuta), etwas an Größe zurücksteht.

Wenn diese Entenzüge bei uns Einkehr gehalten haben, dann herrscht reiches Leben in unsern Strandgewässern. Dr. H. Masius sagt: „Ein lautpfeifender Flügelschlag verrät in der Dämmerung ihre Züge, die oft dicht über dem Haupte des Wanderers dahinrauschen; aber ungleich gewaltiger tönt noch das Brausen der auf's Wasser niederfahrenden oder der erschreckt aus demselben sich erhebenden Vögel." Zu der Zeit herrscht auch in den süßen Strandgewässern des westschleswigschen Festlandes reges Leben. Abends knallen rund um dieselben die Gewehre der Entenjäger. Dazwischen ertönt das Geschnatter der Enten, die ängstlich von einem Ufer zum anderen gescheucht und überall mit Flintenschüssen begrüßt werden, verbunden mit dem verschiedensten Geschrei anderer wild aufgescheuchter Seevögel. Diese Jagd („auf die Abendflucht gehen", wie der landläufige Ausdruck für dieselbe lautet) kann recht einträglich ausfallen, erfordert aber gesunde Naturen, die sich aus nassen Kleidern, aus Kälte, Schnupfen u. dergl. nichts machen dürfen. Sie ist aber recht interessant, und wer sie einmal mitgemacht hat, geht gern auf die Abendflucht. Das Fangen

der Enten wird auf dem Festlande immer nur en detail, auf einigen Inseln (Sylt, Föhr, Amrum) dagegen en gros betrieben.

Es waren zunächst die Holländer, die auf den Gedanken kamen, die Enten in besonderen Anstalten, Vogelkojen genannt, zu fangen. Auch Ostfriesland, Oldenburg, das nördliche Frankreich und das östliche England waren uns in der Einrichtung solcher Vogelkojen zuvorgekommen. Seefahrer von Föhr lernten solche in Holland kennen. Im Jahre 1748 wurde nun auch auf Föhr eine Vogelkoje errichtet. Wenige Jahre nachher zählte man auf Föhr schon drei solcher Anstalten und jetzt hält man dort sechs Kojen, von welchen fünf alljährlich im Betriebe sind. Auf Sylt sind dagegen nur 3 Vogelkojen, die der Reihe nach in den Jahren 1767, 1874 und 1880 eingerichtet wurden. Der Entenfang in diesen Kojen ist äußerst interessant.

Eine Vogelkoje nimmt ungefähr ein Areal von 5 ha Land ein. Dieses liegt immer gegen das Meerwasser hinter einem Seedeich geschützt. In der Mitte dieses Areals liegt ein Süßwasserteich, den man so tief gegraben hat, daß er immer Wasser hält. Dieser Teich hat eine Größe von 60—80 a und flache Ufer. Um denselben ist Gebüsch gepflanzt, das möglichst dicht und hoch gezogen wird. Zur Anpflanzung gelangen Weiden, Pappeln, Eschen, Erlen und Hollunder. Dieser Zaun hat den Zweck, daß er den Enten auf dem Teiche alle Vorgänge am Ufer desselben verdeckt. Von dem Teiche führen 4 Gräben, die die Form eines Hornes haben, in das Gebüsch hinein. Diese Gräben oder Kanäle haben 20 m Länge und ziehen sich nach den 4 Himmelsgegenden hin. Am Teiche 2 m breit, haben sie am anderen Ende nur eine Breite von $^1/_2$ m. Da sie bogenförmig gezogen sind, können die Enten auf dem Teiche nicht sehen, was in den Gräben vor sich geht. An der einen Seite dieser Pfeifen ist ein Wall aufgeworfen oder eine Wand von hölzernen Planken gezogen. Oben über die Planken sind Querstäbe gezogen und über die ganze Einrichtung ist ein Netz ausgespannt, welches den Kanal bis zu seinem Ende vollständig überspannt. Dieses wird immer flacher und berührt zuletzt fast das trockene Land. Hier endigt es in einem Netzsack oder in einer Reuse. Während also die rechte Seite der Pfeife mit einem Wall versehen ist, ist ein solcher an der linken Seite nicht aufgeworfen. Hier stehen 8—10 Schirme aus Reth, welche etwa 2 m hoch sind, in Augenhöhe Gucklöcher enthalten und in schräger Stellung zu der Pfeife stehen, ähnlich wie die Kulissen auf der Bühne. Ein wenig links von den Schirmen ist ein Fußsteig, auf welchem ein Mensch gehen kann, ohne von den Enten im Teich oder in den Pfeifen gesehen zu werden.

In der Koje ist ein Mann angestellt, der Kojenmann, der alle hier vorkommenden Geschäfte zu besorgen hat. Ihm ist im Gebüsch ein Häuschen gebaut. Dabei steht ein zweites Häuschen, in welchem die Lockenten ihren Aufenthalt haben. Solche Lockenten sind unentbehrlich. In den letzten Tagen der Fangzeit pflegt man einigen gefangenen Enten, oftmals bis 100 Stück, das Leben zu schenken, um sie für die nächstjährige Fangzeit zu zähmen und abzurichten. Diese werden in dem einen Häuschen untergebracht, gefüttert, von ihrem Wärter angelockt u. s. w. Sind sie etwas an diesen gewöhnt, so führt er sie in ein mit Netzen überspanntes Bassin. Vorerst sind ihnen aber die Flügel gehörig beschnitten. Im Juni bezw. Juli des nächsten Jahres führt er sie dann auf den Teich und streut ihnen hier reichlich Futter. Sie sind jetzt meistens so zahm, daß sie bleiben, ja, daß sie herbeikommen, sobald der Wärter sich nur zeigt. So nähren sie sich hier also friedlich und locken ihre Brüder und Schwestern aus der Luft in die Koje hinab. Die Zahl der Lockenten in jeder Koje beträgt etwa 100. An Gerste werden jährlich in einer solchen 12—16 Tonnen (17 bis 22 Hektoliter) verfüttert.

Im August kommen schon die ersten wilden Enten an. Hungrig, durstig und müde, bietet vielen der Süßwasserteich einen angenehmen Aufenthaltsort. Andere werden von den gezähmten Enten, die von den Watten, nach der Gerste lüstern, in die Koje zurückkehren, mitgebracht. Sobald sich nun der Teich mit Enten füllt, beginnt der Fang. Man fängt daher schon im August an, Enten zu fangen, und hält damit solange an, bis es so stark friert, daß das Wasser in dem Teiche mit Eis bedeckt ist. Die beste Fangzeit ist im September und Oktober. In diesen Monaten werden an einem Tage oftmals bis zu 2000 Enten gefangen.

Der Fang geschieht immer in dem Kanal, über welchen der Wind nach dem Teiche hinweht, denn die Enten schwimmen am liebsten gegen den Wind. Damit den mit äußerst scharfen Geruchsnerven ausgestatteten Enten keine Witterung von dem Kojenmanne zuweht, muß derselbe stets ein Räucherfaß mit glimmender Torfkohle bei sich führen. Befinden sich viele Enten auf dem Teiche, so darf der Kojenmann keinen der Gräben (Pfeifen) außer acht lassen, denn dann kann auch in mehreren Pfeifen ein guter Fang in Aussicht stehen. — Mit den zahmen Enten zusammen gehen die wilden allmählich in die Pfeifen hinein. Von unsichtbarer Hand geworfen, fliegen jetzt über die Böschung die schönsten Gerstenkörner in die Pfeife. Die zahmen Enten fliegen danach, endlich auch die wilden, immer tiefer in die Pfeife eindringend. Da tritt plötzlich der Kojenmann hinter der Kulisse, die dem See zunächst steht, heraus. Ängstlich fliegen die Enten weiter in die Pfeife, die zahmen, die den Wärter nicht fürchten, bleiben zurück. Die wilden Enten wollen sich erheben, stoßen aber oben gegen das Netz. Der Wärter folgt den vorwärtsdrängenden Vögeln, treibt sie immer mehr in die Enge und zuletzt in die Reuse. Diese hält er dann mit der Hand dicht, löst sie ab und nimmt die gefangenen Enten Stück für Stück heraus, jeder mit einem einzigen eigenen Kunstgriff den Hals umdrehend. Es werden mitunter auf Föhr wohl 150 Enten auf einmal in die Reuse getrieben, mitunter aber auch weit weniger. Dabei werden die Enten, die noch auf dem See sind, nicht verscheucht, denn vermöge der Krümmung der Pfeife können sie nicht sehen, was in derselben vor sich geht.

Die Vogelkojen auf Föhr und Amrum liefern mehr Beute, als die auf Sylt. Während früher ein guter Fangtag hier wohl 600—800 Enten lieferte, bringt er jetzt selten mehr als 150 Stück. Eine Koje, die auf Sylt in der Fangzeit des Jahres 1841 noch 25 244 Enten fing, lieferte 1882 z. B. nur noch 1893 Enten. Auf Föhr hat der Fang ebenfalls abgenommen, doch wurden dort noch in den letzten Jahren jährlich etwa 30 000 Enten in einer einzigen Koje gefangen. Man erhofft einen jährlichen Fang von 10—12 000 Enten pro Koje, doch hat man in vielen Jahren über 40 000 Enten in einer Koje gefangen, ja im Jahre 1789 sogar 67 000. — Es geht also hieraus hervor, daß der Entenfang im allgemeinen abgenommen hat. — In der Zahl der gefangenen Enten herrschen die Krickenten vor.

Zur Tagesfangzeit wählt man die Zeit der Flut, denn zur Zeit der Ebbe sind die Vögel, denen auf den vom Wasser entblößten Watten sich reichliche Nahrung darbietet, außerhalb des Deiches. Tritt zur Zeit der Flut stürmische Witterung ein, so wird der Fang meistens am ergiebigsten. Es kann dann vorkommen, daß der Teich so dicht mit Enten belegt ist, daß kaum mehr Tiere dieser Art Platz darauf finden. Da gilt es denn vorsichtig zu sein und jedes Geräusch zu vermeiden. Die Koje hat so wie so schon eine ruhige Umgebung, denn Schießen und Lärmmachen in ihrer Umgebung ist polizeilich verboten. Es bietet die Vogelkoje somit ein Bild friedlicher Stille.

Im vorigen Jahrhundert, ja bis in die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts hinein war der Preis für die Enten ein äußerst geringer. Bis

Michaelis kosteten sie nur 1 Schilling das Stück und gingen nach dieser Zeit, wenn sie fetter und schmackhafter waren, kaum über $1\frac{1}{2}$ Schilling (etwa 11 Pfg.) hinaus. Die Verkehrsverhältnisse gestatteten ein weiteres Verschicken dieser Tiere nicht, und die meisten mußten daher auf den Inseln und in den nächsten Städten des Festlandes verzehrt werden. In späteren Jahren, als die Kommunikation eine bessere wurde, als Eisenbahnen ferne Gegenden näherrückten, stieg auch der Preis der gefangenen Seevögel. Augenblicklich werden die Enten mit 50—60 Pfg. das Stück bezahlt. In großer Zahl werden sie jährlich nach allen größeren Städten Norddeutschlands, u. a. nach Berlin, Hamburg, Leipzig, Dresden, Magdeburg u. s. w. ausgeführt. Andere werden eingekocht, in Blechdosen verpackt und vom Herbst bis zum Juni hin auf eingehende Bestellungen weithin versandt.

Was nun die Anlage und Unterhaltung der Vogelkoje betrifft, so erfordert diese nicht unerhebliche Kosten. Uns liegt eine Nachricht vor, daß die 1767 auf Sylt eingerichtete erste Vogelkoje ein Anlagekapital von rund 12 000 Mark verschlang. Für die jährlichen Unterhaltungskosten (Gehälter, Auslagen für Gerste, Reparaturkosten) sind nicht unerhebliche Summen in Rechnung zu stellen. Es teilen sich daher viele Leute an einer Koje. Jede Koje zerfällt auf Föhr in 8 Parten, jeder Part in mehrere Teile. Es haben sich daher viele in den Gewinn zu teilen. Es ist der Entenfang mithin ein nicht zu unterschätzender Erwerbszweig unserer Inselbewohner.

Wenn die Entenscharen im März, aus dem Süden kommend, an ihre alten Brutplätze zurückkehren, dann hat ihre Zahl sehr erheblich abgenommen. Sie halten sich denn auch nur kurze Zeit an unseren Küsten auf, leben nicht in so großen Völkern mehr zusammen als im Herbst. Die Vogelkojen lassen sie friedlich vorüberziehen und werden nicht eher in Betrieb gesetzt, als bis die Vögel nach vollendetem Brüten im Herbste in weit größerer Zahl zurückkehren.

(J. C. Andersen.)

204. Die Waldschnepfe.

Wer denkt nicht bei dem Namen der „Schnepfe“ — und wenn er nur ein einziges Mal mit Flinte und Jagdtasche hinausgewandert ist, an die schönen Tage und Stunden des „Schnepfenstrichs“? — Milde Frühlingslüfte wehen; am Haselstrauch haben sich neben den männlichen Blütenkätzchen schon einzelne weibliche Blütensternchen entwickelt; in den Gärten blühen Schneeglöckchen, Kornelkirschen und Stachelbeersträucher. Auch in der Vogelwelt beginnt es sich zu regen. Von der Spitze des Birnbaumes erschallt das Lied der Stare; von dem Dachfirst des Forsthauses läßt der Hausrotschwanz sein eintöniges Liedchen hören und am Wiesenbach geht wieder wie im vorigen Jahre mit zierlichem Schritte die Bachstelze einher: für den Jäger sichere Zeichen, daß nun auch der Schnepfenstrich beginnt. Im Walde läßt die Schwarzdrossel ihren Abendgesang hören, von dem dürren Wipfel der Eiche schallt das Lied der Singdrossel, der Sippe, auch das Rotkehlchen läßt fleißig noch sein Liedchen hören — allmählich aber verstummt ein Sänger nach dem andern, die Dämmerung bricht herein, die Drosseln begeben sich unter lautem Geschrei und Gezänke zur Ruhe, die Rotkehlchen verstecken sich in dichtem Tannengebüsch. Alles ist ruhig im Walde. Unter

den Füßen die feuchten Polster des üppigen Mooses, über uns die lichten Kronen der Buchen und hoch, hoch darüber die ersten Boten der kommenden Nacht, die ruhelos flimmernden Sterne. Rings ist's still und schattenhaft; hier und da nur ein einzelner Eulenruf oder die gedämpfte Stimme eines Genossen, der mit den aufgespeicherten Witzen ohne Explosionsgefahr nicht länger zurückhalten kann. Jetzt horcht der Jäger, das Gewehr fertig zum Schuß, auf den eigentümlichen Balzton der Schnepfe. Aus der Ferne erschallt es „psiep .... psiep" und mit trägem, eulenartigem Fluge kommt die langersehnte heran — ein Knall, ein weithin schallendes Echo und vom sicheren Schuß ereilt stürzt die Beute auf den dunklen Waldboden. — Vielleicht aber auch vergebliches Harren und Hoffen, vielleicht auch ein Fehlschuß bei der einzigsten günstigen Gelegenheit, oder statt des erhofften leckeren Wildes eine dickköpfige Eule. Danach aber doppelt eifriger Drang nach dem nächsten Jagdabend und endlich die fröhlichen Stunden im Kreise der Gefährten und Hunde bei schäumendem Krug und dampfender Pfeife, wenn dröhnendes Lachen die Fenster erschüttert und die Tische stöhnen unter der Wucht des aufgetragenen Jägerlateins.

Je nach der Witterung kommen die Schnepfen bald früher oder später, nach Altum öfters schon im letzten Drittel des Februar, durchschnittlich Mitte März, und dann streichen sie in der Dämmerung abends oder morgens über die begrasten breiten Waldwege hin, bis sie ihre Heimat erreichen. Am Tage hält sich der delikate Vogel meist im Walde verborgen, und die Farbe seines Gefieders gleicht der des Waldbodens so sehr, daß selbst das geübteste Auge das sich duckende Tier nicht zu entdecken vermag: ein buntes Gemisch von Grau mit helleren und dunkleren braunen Flecken, wie die dürren Blätter des Waldes, aus denen hie und da die graubraunen Wurzeln der Bäume hervorlugen. Von den übrigen Schnepfenarten unterscheidet sich die Waldschnepfe der Farbe nach hauptsächlich durch die schwarzen und gelbbraunen Querstreifen des Hinterkopfes. Auf dem zoologischen Museum der Akademie zu Münster befinden sich zwei merkwürdige farbige Exemplare, ein semmelgelbes und ein reiner Albino, beide dem Münsterlande angehörig. In dem Kabinett des Gymnasiums zu Paderborn befindet sich ein offenbar dort geschossenes und sonst normal gefärbtes Exemplar mit weißen Schwungfedern. Die vier großen, waldbodenfarbigen, dunkelfleckigen Eier liegen in einer seichten, nur schlecht mit Laub ausgelegten Bodenvertiefung. Auch die Jungen zeigen die Farbe des Waldbodens und können sich daher leicht verstecken, wie auch die Alten wegen ihres bodengleichen Kleides wie alle Schnepfenarten gern sich ducken.

Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Würmern, Insekten und deren Larven, welche sie mit ihrem langen, graden, oben an der Spitze kolbigen Schnabel aus dem weichen feuchten Waldboden bohrend hervorholt. Dies wird ihr um so leichter, als einerseits der Schnabel mit einer nervigen Haut überzogen und daher auch als Tastorgan zu betrachten ist, und die Schnepfe andererseits ihren Oberschnabel durch eine eigentümliche Vorrichtung in der

Mitte biegen und dessen Vorderende auf- wie abwärts bewegen kann. Die großen Augen können ihr dabei schon deshalb wenig Dienste leisten, weil dieselben hinten und oben am Kopf ihre Stellung haben, welcher hierdurch ein ganz eigentümliches Aussehen bekommt. Die abgeflachte Stirn ist nach dem Schnabel hin verschmälert.

Im Oktober verläßt die Waldschnepfe ihre nördlichen Brutplätze, um den Winter in südlicheren Gegenden zu verbringen, und auf solchen Durchzügen ist sie in unserm Gebiete meist recht häufig, dagegen nisten nur einzelne bei uns. Bei Lippstadt sind beispielsweise wiederholt Nester gefunden worden, so 1881 zwei fast unmittelbar nebeneinander. Bei Paderborn erscheinen sie bisweilen, wenn auf dem Teutoburger Walde plötzlicher Schneefall eintritt und die Schnepfen zwingt, sich in die Ebene hinabzuretten, in so großer Zahl, daß z. B. vor etwa 10 Jahren ein Jäger an einem Morgen 28 Stück schoß und noch mehr hätte schießen können, wenn ihm nicht Pulver und Blei ausgegangen wäre. (Prof. Dr. H. Landois-Münster i. W., 1886.)

205. Die Saatkrähe,

ihrer großen Geselligkeit wegen auch Gesellschaftskrähe genannt, kommt in den Thälern und den Vorhölzern des Hochwaldes stellenweise häufig vor, meidet aber den Hochwald selbst sowie das Gebirge, und nistet nur kolonienweise, oft 8—12 Nester auf einem Baum. Das Lippische Ländchen, so schreibt Schacht, scheint das Eldorado der Saatkrähe (Corvus frugilegus *L.*) zu sein; denn es existieren dort nicht weniger als 9 Kolonien. Anderwärts aber giebt es wohl hundertfach größere Kolonien, wie z. B. bei Steterburg unweit Braunschweig, wo wir selbst ihr Leben und Treiben zu beobachten Gelegenheit hatten. Der Revierförster, unser Führer, hatte vor Jahren schon von seiner Behörde den Auftrag erhalten, die Krähen abzuschießen, weil sie die Bäume wipfeldürr machen und dadurch zum allmählichen Absterben bringen sollen. Am Forsthause liegt schon ein Haufen Krähenleichen; Fliegenmaden wimmeln umher und bieten dem Hofgeflügel willkommenes Futter. Wir betreten das erste Gehölz, einen Bestand von etwa 5 Morgen, innerhalb dessen über 2200 Horste gezählt werden. Das Gekrächze der Krähenscharen ist ohrbetäubend und der allgemeine Aufruhr nimmt gradezu beängstigende Grade an, als einige Schüsse fallen und eine Anzahl der Schreier herunterpurzeln. Die Tiere sind dabei aber mit der Zeit so scheu geworden, daß trotz der Schußgelder und trotz der Herrichtung von Laubhütten als Verstecke alljährlich nur etwa 600 Stück geschossen werden können. In dem etwa 15 Minuten weiter belegenen, etwas größeren Gehölze wurde die Anzahl der Horste von dem Förster auf etwa 3000 angegeben, und hier begrüßte uns dasselbe Geschrei und Gekrächze, nur in noch verstärktem Maßstabe.

Das schwarze Gefieder der Saatkrähe schillert in stark blauem und violettem Stahlglanze, die spitzen Flügel erreichen das Ende des Schwanzes. Bei älteren Individuen ist der Schnabelgrund durch die bodenzerhackende Thätigkeit ganz kahl geworden und die den Schnabel umgebende Haut erscheint weißlich. Ihr Flug ist schneller und gewandter als der der Rabenkrähe, ihre Stimme heiserer. Als Durchzügler sehen und hören wir sie in unserm Gebiete im Herbst und Frühjahr, namentlich im Oktober und März häufig, doch schwärmen auch bei milder Witterung den ganzen Winter hindurch zahlreiche Scharen im Lande umher.

Beim Bau der Nester, die stets in den höchsten Zweigen schlanker Bäume, oft mehrere über- und nebeneinander angebracht werden, geht es auch ohne Störung durch menschliche Verfolgung sehr unruhig her, herrscht das regste Leben und erfüllt heiseres Gekrächze die Luft. Die einen kommen, die anderen gehen, von den einzelnen Paaren der diebischen Gesellschaft aber, die sich in ihren innersten Neigungen gegenseitig wohl kennen, bleibt das eine Individuum stets auf Posten zurück und wacht, damit nicht das Nestmaterial von den Nachbarn geplündert werde. Denn das würde geschehen, selbst wenn das Nest schon mit Eiern belegt wäre. Daher werden verlassene Nester auch bald von den Krähen weggetragen. Die Eier der Saatkrähe sind von gleicher Färbung wie von der Rabenkrähe, aber kleiner und schlanker.

Die Hauptnahrung der Saatkrähe bilden Regenwürmer, Insekten, Mäuse und Ackerschnecken, und danach sollte man sie für überaus nützlich halten. Über ihre Nützlichkeit und Schädlichkeit aber sind die Ansichten sehr geteilt. Wir fanden beispielsweise zur Brutzeit den Magen der erlegten Exemplare meist mit Insektenresten angefüllt. Die Kornfelder in der Nähe ihrer Kolonien beweisen durch den üppigen Stand, welche Massen schädlicher Insekten ihre Scharen dem Boden entreißen und verzehren. Deshalb darf auch vom Ausrotten dieser Krähe keine Rede sein. In Gegenden, wo dies geschehen ist, hatte man gar bald über Insektenfraß zu klagen. Nun aber die Kehrseite. Sobald die junge Brut flügge geworden ist, verläßt die ganze Schar ihre Geburtsstätte und verteilt sich über das ganze Land. Dies fällt aber in die Zeit, wo die Kirschen reif sind, und wenn man diese den Krähen gönnen will, so haben wir nichts dagegen. Frisch gepflanzte Runkel- und Zuckerrüben reißen diese Krähen oft sämtlich aus dem Boden, aber vielleicht nur deshalb, weil sie unter diesen meist angewelkt und schlaff auf dem Boden liegenden jungen Pflänzlingen Engerlinge oder ähnliche Insekten vermuten. Schädlich wirken sie entschieden, wenn sie im Frühjahr in großen Massen auf frisch bestellte Äcker einfallen und den eben aufgegangenen oder im Herbst den milchenden Hafer plündern. Man muß es also damit machen, wie es nach Brüning in Enniger geschieht: so lange sie dort nach den Engerlingen bohren, werden sie geschont, wenn sie aber in das frühreife Korn einfallen, wird auf sie geschossen und ihre Scharen werden dezimiert.

„Die Saatkrähe", schreibt Schacht, „durchfliegt täglich ein weites Gebiet und kehrt erst spät nach Sonnenuntergang in Scharen, die wohl nach Tausenden zählen, hoch durch die Luft nach ihrem Ruheplatze, meist einem mit alten Eichen bestandenen Feldgehölze zurück. Hier geht es bis tief in die Nacht hinein hoch her, und besonders im Sommer scheint das Geschrei und Gekrächze der schwarzen Bande kein Ende nehmen zu wollen. Zur Winterzeit fand ich kleinere Flüge in niedrigen Beständen übernachten, und viele schlafen sogar auf einzeln stehenden Feldbäumen, wo sie natürlich dem Wind und Wetter preisgegeben sind. Ja zur Zugzeit traf ich sogar eine wandernde Schar in der Nacht auf einem im freien Felde etwas emporragenden Hügel auf dem Erdboden sitzend an, wo sie durch ihr plötzliches, aber ohne Geschrei erfolgendes Auffliegen mich nicht wenig in Schrecken setzte." (Prof. Dr. H. Landois-Münster i. W., 1886.)

206. Der Nutzen und Schaden des Sperlings.

Seitens mehrerer landwirtschaftlichen Vereine ist wiederholt auf den bedeutenden Schaden hingewiesen, den die Sperlinge den Landwirten verursachen, wo sie in so großen Schaaren auftreten, wie das in vielen Gegenden der Fall ist; es ist unzweifelhaft, daß der Sperling dort, wo er in Massen auftritt, zu einer wahren Plage wird und daß der Schaden, den er anrichtet, so bedeutend

ist, daß seine Vertilgung mit allem Ernst betrieben werden muß. Um aber festzustellen, ob der Sperling überhaupt zu den nützlichen Vögeln gerechnet werden darf, hat Dr. Schleh in Herford (jetzt Münster) sehr umfassende Untersuchungen über den Mageninhalt der Sperlinge angestellt, deren Resultate er in den „Landwirtschaftlichen Jahrbüchern" veröffentlicht hat. Da die Ergebnisse seiner Beobachtungen von hohem praktischem Wert sind, wollen wir die Hauptresultate derselben hier kurz mitteilen.

Die früheren Untersuchungen des Mageninhalts, durch die dargethan werden sollte, ob der Sperling von tierischen oder pflanzlichen Stoffen, von Getreide oder Unkrautsämereien sich vorzugsweise ernähre, führten zu dem Ergebnis, daß der Sperling als überwiegend schädlich zu betrachten sei, daß dagegen seine Nahrung während der ersten Lebenszeit, bis etwa 8 Tage vor dem Flüggewerden, in der Hauptsache aus Unkrautsämereien und schädlichen Kerfen bestehe, daß man demnach die Sperlinge in diesem Alter aus dem Nest nehmen und zur menschlichen Nahrung zu verwenden habe; dadurch werde dem Schaden dieser Tiere vorgebeugt, der Nutzen dagegen erhalten.

Die neueren Beobachtungen des genannten Autors erstrecken sich namentlich auf eine größere Zahl von Nestersperlingen, um ein vollständig sicheres Urteil über den Mageninhalt und damit über die Hauptnahrung der jungen Vögel zu gewinnen; der Mageninhalt von 118 Nestersperlingen, welche aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands stammten, bestand bei 53% aus mehr pflanzlicher, bei 34% aus mehr tierischer, bei 13% aus gleichen Mengen beiderlei Kost. Hieraus folgt, daß der Sperling selbst im zartesten Alter die pflanzliche Kost der tierischen vorzieht.

Betrachtet man den Mageninhalt nach der Schädlichkeit oder Nützlichkeit der darin gefundenen Tiere und Pflanzen, so ergiebt sich, daß in 72 Magen 292 Exemplare schädlicher, in 19 Magen 31 nützlicher Tiere, schädliche Pflanzen gar nicht, und in 104 Magen 266 nützliche Körner gefunden wurden. Deutlich erhellt aus den Beobachtungen, daß der Sperling in Beziehung auf seine Nahrung ein vorzügliches Anpassungsvermögen an seine Umgebung, d. h. an die sich ihm darbietende Speise besitzt. So fanden sich in vier Magen von aus Berlin gesandten Sperlingen fast nur Hafer- und Gerstenkörner, welche ohne Zweifel den auf der Straße befindlichen Pferde-Exkrementen entstammten; 6 Vögel, welche einem Busche in der Nähe von Hannover entnommen waren, enthielten nur Kerfe, aus dem einfachen Grunde, weil diese von den Eltern am leichtesten zu beschaffen waren. Der Mageninhalt von 23 Spatzen, deren Nester in einem Schafstall angelegt waren, bestand zum größten Teil aus Erbsen; in der Nähe des betreffenden Stalles war ein 46 ha großes Erbsenfeld gelegen.

Aus diesen Untersuchungen geht hervor, daß der Schaden, welchen der Sperling namentlich dem Landwirt verursacht, ein erheblicher ist, und daß derselbe auch unter gewissen lokalen Verhältnissen schon während des Aufenthalts im Neste große Mengen von Getreide verzehrt; es unterliegt somit keinem Zweifel, daß der Spatz als ein überwiegend schädlicher Vogel zu betrachten ist. Dementsprechend hat die General-Versammlung des landwirtschaftlichen Centralvereins der Provinz Sachsen den Antrag angenommen, daß „das Fangen oder Töten von diesen Vögeln in Gebäuden, Hofräumen und umfriedigten Hausgärten den Haus- und Grundbesitzern jederzeit gestattet ist."

Nicht einverstanden ist der Verfasser mit den Maßregeln, wonach auf die Ablieferung einer bestimmten Anzahl von Sperlingsköpfen eine Prämie gesetzt wird; auf diese Weise würden Kinder, denen hauptsächlich die Herbeischaffung zufallen würde, systematisch zum Vogelmord herangezogen. Das einfache Töten der Sperlinge und nutzlose Fortwerfen derselben, ebenso das Vergiften ist auch schon deshalb unzweckmäßig, weil die Vögel, und namentlich die noch nicht flügge

gewordenen, eine sehr kräftige und verdauliche Nahrung abgeben. Da die von Gloger und Ruß empfohlenen Brutkästen das Ausnehmen der Jungen zu jeder Zeit gestatten, so verdient diese Art der Bekämpfung und Nutzbarmachung der Tiere allgemein verbreitet zu werden.

Siebenundzwanzig Magen, die Dr. Schleh während eines der letzteren Winter untersuchte, enthielten fast ausschließlich Körner. Deshalb aber den Sperlingen den völligen Vernichtungskrieg zu erklären, würde einerseits nicht menschenwürdig sein, dann aber auch kaum zum Ziele führen; denn Jeder, der die außerordentliche Vermehrung dieses Vogels kennt, wird zugeben, daß die Ausrottung ein Ding der Unmöglichkeit ist. Der Aufsatz schließt mit den Worten: Wir wollen den Sperling nicht ausrotten, dürfen ihn aber noch viel weniger gesetzlich schützen, sondern müssen das schmackhafte, nährkräftige Fleisch für unsere Küche zu gewinnen suchen. (J.)

207. Der Storch als heiliger Vogel im Volksmunde und im Kinderliede.

Mit dem Frühling kommt auch der Storch wieder, der in der Poesie der Kinderwelt eine so vielseitige Verwendung findet und dessen Name im Volksmunde so mannigfach entstellt ist, wie wohl selten ein Name. Er bringt Heil und Segen, und Heil und Glückbringer bedeutet vielleicht auch sein Name. Er bringt die kleinen Kinder durch den Schornstein in's Haus, und entfernt sich schleunigst wieder, nachdem er zuvor noch die Wöchnerin in's Bein gebissen. Er behütet das Haus vor Feuer und Blitz. Er prophezeit, ist er recht weiß, einen heißen, trockenen, und wenn er schmutzig ist, einen nassen Sommer. Sein erstes Erscheinen ist bedeutungsvoll, denn

Wer den ersten Storch sieht im Fluge
Und den ersten Pflug im Zuge,

der ist das Jahr über sehr fleißig, heißt es irgendwo. Wer ihn klappern hört, wird Schüssel entzwei werfen, und wer ihn stehen sieht, wird faul. — Er ist auch ein dankbarer Vogel; denn jedes Jahr bezahlt er seine Miete, und zwar im ersten Jahre mit einer Feder, im zweiten mit einem Ei, und im dritten mit einem seiner Kinder.

Weit verbreitet sind die Lieder an diesen heiligen Vogel. Es lassen sich drei verschiedene Kinderlieder unterscheiden:

Hoddjerboar, Oul'r,
Bring' mi'n lütt'n Broul'r.

Und: Hoddjerboar, Esd'r,
Bring' mi'n lüttje Swesd'r.

(Bergenhusen in Stapelholm.)

Auch: Hoaboar, kiek in 'e Kann,
Bring' min'n lüttje junge Mann;
Du schaß mi ock ni bedreg'n! —
Ick will em ock gut weg'n.

(Delve-Norderditmarschen.)

Als Vogel der Göttin Hulda oder Freia ist er ihr Diener, der die Kinder aus der Göttin Kinderbrunnen holt.

Die Frage, wann er wegzieht:

Hodboar, du Lang'rbein,
Waneir wullt du wegtein?
Wenn dei Rogg rip is,
Wenn dei Oar pip is,
Wenn dei roud'n App'ln
Op dei Boum snapp'ln,
Wenn dei gä'ln Beir'n
Foer dei Doern sei'rn,
Wenn dei gä'ln Ring'
In'e Riſt'n kling'.

(Lunden.)

Als Götterbote, der im Frühling aus der wieder erschlossenen Götterburg auf die Erde kommt, kennt er den Willen der Götter, und legt ihm ein Stück Allwissenheit bei.

Hoddboar, du Lankbein,	Katt'n flapp'n!
Heß min Voal'r ni hang'n sehn?	Watt schüllt dei Katt'n?
Wonäm denn?	Müs fang'!
In Kiwittsmour!	Watt schüllt dei Müs?
Wat deit hei boar?	Hakk'lsch snid'n!
Hei kämmt sin Hoar!	Watt schall dat Hakk'lsch?
Watt schullt dei Hoar?	Pär frädn'n!
Prük'n vun moak warrn!	Watt schüllt dei Pär?
Watt schüllt dei Prük'n?	Land umplöig'n!
Herrn op hebbn!	Watt schall dat Land?
Watt schüllt dei Herrn?	Korn in wass'n!
Keu köip'n!	Wat schall dat Korn?
Watt schüllt dei Keu?	Broud vun bakk warrn!
Melk gäb'n!	Watt schall dat Broud?
Watt schall dei Melk?	Herrn äd'n!

Kennt man in Schleswig-Holstein auch Frau Holle-Teiche, aus welchen der Storch die kleinen Kinder holt? (H. Carstens-Lunden.)

208. Der Star (die Sprehe).

Der Star ist von Haus aus eigentlich ein Waldvogel, und ihrer viele haben da draußen im Walde noch ihre geselligen Brutstellen in Baumhöhlen, von wo sie die benachbarten offenen Weiden, Wiesen und Äcker bequem absuchen können. Es giebt aber keinen zweiten Vogel, der dem Menschen so zum Hausfreund im besten Sinne des Wortes geworden ist; keinen Auswanderer, der mit so offenbarer Freude zu dem liebgewordenen Brutplatze zurückkehrt, sobald es die Milde eines Winters oder Vorfrühlings nur erlaubt. Es giebt keinen Spaßvogel, der auf dem First unseres Hausdaches unter seinesgleichen soviel zu erzählen hätte; und keinen Stubengenossen, der in der Gefangenschaft als immer lustiger, höchst kluger und gelehriger Kamerad, mit dem wir uns sogar in unserer Muttersprache unterhalten können, uns mehr Freude bereitete, als eben der Star.

Wohlgemut sitzen sie auf allen Dächern und tragen unter fächelndem Flügelschlage ihr sonderbares Lied vor, in welchem lang aufwärts gezogene Töne mit wunderlichem Gezwitscher abwechseln. Metallisch grün und violett erglänzt das schwarze Gefieder, das nach der Herbstmauser weiße und hellbräunliche Spitzen trägt, die aber im Winter fast ganz wieder abschleißen, so daß aus einem bunten Winterkleide ein fast einfarbiges Sommerkleid geworden ist. Das Weibchen verliert nämlich die weißen Federspitzen nicht, auch das Männchen nicht am ganzen Körper, sondern nur an Kopf, Hals und Brust. Die Jungen sind mattbraun mit weißer Kehle. Auch der mittellange, an der Spitze flach gedrückte, auf der Oberfläche in gerader Richtung mit der Stirn verlaufende Schnabel, der zur Zeit der höchsten Gefiederpracht zitronengelb war, ist allmählich wieder schwarz geworden.

Vor Ende März pflegen die Stare, auch wenn sie viel früher hier angekommen sind, nicht zu nisten. Zuerst gehen sie an die Reinigung der Nistkasten, was außerordentlich rasch geschieht, indem fast ohne Unterbrechung ein Schnabel voll nach dem andern von den vorjährigen Niststoffen herausgebracht wird. Wenn dann aber die 5—6 blaßblauen Eier im Nistkasten ausgebrütet sind, die Jungen ihre stets begehrlichen Stimmchen hören lassen und die Alten sofort begriffen haben, welche Aufgabe ihnen jetzt gestellt ist, dann kann man recht be-

obachten, wie nützlich für uns die Stare wirken, indem sie ihren und ihrer Kinder Hunger stillen. Ununterbrochen fliegen Männchen und Weibchen von und zum Neste; jetzt geht es in rasch räumendem Fluge über die Häuser weg, hinaus, wo der nahrungsspendende Acker vom hellsten Braungrau bis zum dunkelsten Schwarzbraun der letzten Furche gefärbt ist, um hinter dem Pfluge her die feisten Engerlinge zu sammeln und schleunigst heimzutragen. Unter den Erdschollen holt er die Nachtschnecken weg, die den lieben Stärlein so köstlich schmecken. Dort gehen sie schon wieder mit raschen Schritten und nickendem Kopfe durch die frisch-feuchte Wiese hin, um die ringelnden Regenwärmer aufzunehmen, die nagenden Raupen von den Halmen abzupicken und die Feldgrillen wegzuschnappen. Bald schweifen sie um die Laubkronen der Waldbäume, um Käfer und Raupen zu suchen und zu vertilgen, bald beehren und beglücken sie die wiederkäuend gelagerten Rinder, um ihnen das quälende Ungeziefer vom Rücken abzulesen. Sie begleiten die Schafherden, um den geduldigen Tieren, welche die wohlthätigen Vögel gern auf dem Rücken tragen, die Schafläusfliege, Melophagus ovinus, abzufangen; und sie stellen sich zu diesem Zwecke regelmäßig am frühen Morgen schon bei den Hürden ein, ehe die Schafe auf die Weide geführt werden. Wo eine größere Zahl Starenpärchen in der Nähe eines Gutes brütet, sind sie imstande, Garten und Bäume fast ganz von Ungeziefer frei zu halten.

In manchen Fällen ist nachgewiesen, daß nach der ersten gestörten Brut noch eine zweite stattfindet, wozu jedoch dasselbe Nest nicht wieder benutzt wird; dem natürlichen Verlauf nach wird aber von den Staren keine zweite Brut gemacht. Wenn die Brut großgeworden ist, dann machen es die Stare wie die Städter, sie ziehen mit Familie aufs Land; aber nicht, um wie diese sich möglichst von andern abzuschließen, sondern erst recht sich mit ihresgleichen und deren Genossen aus dem Walde zu großen Scharen zusammenzuschlagen und in Gemeinschaft Wälder, Wiesen und Äcker von schädlichen Schnecken und Kerfen zu säubern. Dann wählen sie auch gemeinsame Schlafstätten und zwar immer große Teiche, deren Ränder mit Rohrwäldern umsäumt sind; und wenn diese fehlen, Fichtenwälder, die möglichst in der Nähe eines Flusses oder Baches liegen. „An diesen Orten", schreibt Schacht, „versammeln sich die verträglichen, friedliebenden Vögel oftmals in solch' ungeheuren Scharen, daß ein geübtes Auge bei heiterer Luft wohl in Entfernung einer Stunde ihre Züge in Gestalt einer dunklen Wolke wahrzunehmen vermag. Diese Schwärme scheinen in der Luft oft förmliche Flugspiele zu veranstalten, wie ich einst zu beobachten Gelegenheit hatte. Gegen 5 Uhr nachmittags sah ich nämlich plötzlich über einem mit Fichten bestandenen Bergrücken unseres Waldes eine dunkle Wolke stehen, die von mir aus etwa eine halbe Stunde entfernt war. Es war ein schöner Herbsttag, die Luft klar und rein. Ich hielt diese Wolke anfänglich für den Rauch eines Waldbrandes, sah aber bald an dem freien Raume, der oberhalb des Horizontes blieb, daß dies Täuschung war. Jetzt teilte sich die Wolke in zwei Teile, deren jeder sich bald hob, bald senkte, und nun erkannte ich, daß es ein ungeheurer Starenschwarm war, dessen Stückzahl nur nach Tausenden geschätzt werden konnte. Staunend betrachtete ich ihre wunderbaren Flugspiele, die mit einer Präzision ausgeführt wurden, als ginge alles nach einem bestimmten Kommando. Bald waren es zwei, bald drei, ja einmal sogar vier Kolonnen, die sich bald näherten, bald entfernten, jetzt hoben, jetzt senkten, dann sich wieder vereinigten, dann auseinanderfuhren. Wohl eine Stunde lang sah ich dem großartigen Spiele zu, das in seinem weiteren Verlaufe noch die mannigfachsten Abwechselungen darbot und für mich erst beendet war, als sich der ganze Schwarm hinter dem Horizont hinabsenkte und so meinen Augen entrückt ward.

Wir fragen hier — und mancher unserer Leser wird sich schon diese Frage gestellt haben — wie ist es zu erklären, daß ein solcher Vogelschwarm selbst

beim Spielen stets nach einer bestimmten Norm, in einem ununterbrochenen Kontakt seine Bewegungen ausführt, ohne daß ein anderer Wille als der jedes einzelnen Mitglieds den ganzen Haufen beherrscht? Wenn in den blühenden Büschen tropischer Zonen eine Schar leuchtender Käfer in rythmischem Atmen ihren Phosphorschein aufleuchten und verschwinden läßt, so ist auffallende Regelmäßigkeit in diesem Aufblitzen und Erlöschen vielleicht erst nach verschiedenen Versuchen erreicht worden. Wenn ein Bienenschwarm sich nach einer bestimmten Richtung hinbewegt, so ist hier die Königin das bestimmende Agens für jedes einzelne Mitglied. Wenn aber ein Heer von Tausenden von Staren Bewegungen und Spiele ausführt, bei welchen jeder einzelne ohne weiteres sich regelrecht einfügt, so scheint dem ein unlösbares Problem zu Grunde zu liegen. Und doch ist die wunderbare Erscheinung einfach zu erklären, wenn wir sie uns entsprechend zerlegen. Bei einem einzelnen Paare zusammenfliegender Vögel richtet sich meist das Männchen nach dem Weibchen; bei zwei Paaren kann schon eine Trennung eintreten, dieselbe ist aber bei dem eifrigen Bestreben beider Parteien, zusammenzubleiben, für uns meist unmerkbar, weil sofort die Verbindung wieder hergestellt wird. Bei drei Paaren wird das voranfliegende den Ausschlag geben, ob höher oder niedriger, wann hierhin, wann dorthin geflogen werden soll. Sind der Paare sehr viele, so richten sich naturgemäß die innen im Schwarm befindlichen Vögel nach den Randgenossen, diese nach ihren Vordermännern, und dies Erkennen der Richtung dieser Leitgenossen erfolgt mit außerordentlicher Raschheit. Absichten eines Einzelnen finden meist keine Berücksichtigung; hat er aber die nötige Unterstützung, so folgt ein fernerer Teil bis vielleicht zum letzten Individuum der neuen Richtung und zwar eben mit einer für uns unfaßbaren Geschwindigkeit des Entschlusses. Findet jeder Einzelne oder ein Teil nicht die nötige Unterstützung bei den andern, so schließt er sich meist augenblicklich dem Gros wieder an, so daß die beabsichtigte Trennung für uns kaum wahrnehmbar ist. Findet er diese Unterstützung nur bei einem Teil des Schwarmes, so erfolgt eben eine Zerreißung desselben. Bei genauem Zusehen wird man auch gewahr, daß eine Schwenkung z. B. nicht von allen Mitgliedern eines Schwarmes zugleich, sondern an einer Seite begonnen, von der anderen aber so schnell nachgeahmt wird, daß die Bewegung einem Aufrollen gleicht. Teilt sich wirklich ein großer Schwarm infolge zufälliger bedeutender Abweichungen in den gegenseitigen An- und Absichten, so finden wir alle möglichen Kombinationen und Modifikationen von sofortiger enger Wiedervereinigung der auseinander gezogenen Kolonne bis zur völligen Zerreißung in zwei, drei und mehr einzelne Teile. Die operieren dann längere oder kürzere Zeit für sich, bis der allgemeine Geselligkeitstrieb die getrennten wieder vereint. Genaue Beobachtung nimmt, wie überall so auch diese Erscheinung, viel des Überraschenden und Wunderbaren.

Das Vorhergesagte gilt nur vom Spielen und zwecklosen Herumflankieren, wobei die Hauptrichtung nicht durch ein gemeinsames Ziel angegeben ist. Sonst giebt dieses Ziel die allgemeine Richtung an und die vordersten Flieger bestimmen die Nebenverhältnisse, z. B. das Ausruhen an diesem oder jenem Platze, wobei die gegenseitige Anhänglichkeit meist zu einem raschen Übereinkommen verhilft. Wenn aber vor dem Aufbruch von dem liebgewordenen Aufenthaltsorte, wie z. B. bei den Schwalben im Herbste, die Lust zum Abzuge nicht zu groß und so allgemein ist, um sofort eine Einmütigkeit in Bezug auf den Abzug zu erzielen, dann finden wir auch ein ziemliches Durcheinander. Die anfänglichen Versammlungen auf den Dächern u. s. w. haben kein anderes Resultat, als daß kleinere oder größere Schwärme aufbrechen, um nach kurzer Zeit, wenn sie den erhofften Zuwachs nicht finden, zu den zurückgebliebenen Kameraden wieder heimzukehren. Aber die rauher werdende Witterung und das gegenseitige Parlamentieren machen jene immer geneigter zum Abzuge und schließlich ist eine Übereinstimmung er-

zielt, deren Resultat dann freilich für uns ein ganz überraschendes ist. Hat dieser Schwarm dann die neue Heimat erreicht, so löst sich der Zusammenhang wieder und jedes einzelne Glied oder Paar scheidet aus der Gemeinschaft aus, wenn es sein Plätzchen gefunden hat.

„An heiteren Frühlings- oder Herbstabenden", schreibt Schacht, „sieht man einzelne Trupps unserer Stare von allen Seiten zu den Fichtenwäldern, hier ihren einzigen Schlafstätten, heranziehen, die erst in weiten Kreisen über dem Gehölze dahinschweben und dann mit weithin vernehmbarem Rauschen der Flügel pfeilschnell herniederstürzen. Ehe sie jedoch, den Kopf unter die Flügel gesteckt, dem Schlummer in die Arme sinken, schwatzen, schreien, singen, zwitschern und pfeifen sie erst noch mit einem unverwüstlichen Eifer, wie ihn eben schlechte Musikanten nur zu häufig zur Schau tragen."

Der Monat September, bei gutem Wetter auch noch die erste Hälfte des Oktobers, ist die eigentliche Zeit für das Herbstlied der Stare. Es ist, als ob die alten Vögel die jungen im Singen unterrichten, und mit Vergnügen sieht und hört man dem Treiben der munteren Vögelchen zu. Für die Stare ist der Herbst die Zeit des lebhaftesten geselligen Verkehrs, die Zeit des Umherschwärmens und des gemeinschaftlichen Übernachtens in oftmals nach Tausenden zählenden Scharen. Doch nicht immer verläuft das harmlose Treiben ohne Störung. Die kleinen Raubvögel nämlich, denen die Versammlungsorte der Stare sehr wohl bekannt sind, umlauern dieselben fast täglich, um noch vor Abend eine Beute zu erhaschen, und Stunden lang halten sie sich oftmals in der Nähe in den Zweigen der Bäume verborgen. Plötzlich schießen sie hervor, um im Fliegen einen der kleinen Vögel zu fangen; aber auch diese sind wachsam, und kaum hat der Falke sein Versteck verlassen, so eilen sie in rasender Flucht einem Baum, einem Gebüsch oder einem Rohrfelde zu. Gelingt ihnen die Flucht, so hat der Falke einstweilen das Nachsehen; macht er es aber möglich, sich zwischen den Schwarm und die gesuchte Zufluchtsstätte zu drängen, dann beginnt eine Jagd, die um so interessanter ist, je größer der Schwarm, der von dem Falken verfolgt wird. Vor allen Dingen sucht er unter denselben zu kommen und ihn höher und höher zu treiben; dicht drängen sich die Vögel zusammen, bilden ein Knäuel und fahren mit erstaunlicher Geschwindigkeit in der Luft hin und her, wohl wissend, daß der Feind wegen des heftigen, durch die Bewegung erzeugten Luftzugs sich nicht zu nahe heranwagen wird, da er sich vergeblich bemühen würde, einen der Vögel zu ergreifen. Aber der Falke läßt sich nicht irre machen; hartnäckig hält er sich zwischen dem Knäuel und der Zufluchtsstätte, welche den Verfolgten Rettung verspricht, und endlich erreicht er sein Ziel, denn nicht gar zu lange, dann ermüdet einer oder der andere Vogel am Rande des Schwarms, schweift ab und dann ist er verloren, denn in demselben Augenblick fährt der Falke pfeilschnell herbei und schlägt seine Fänge in das ermüdete Opfer. Unmittelbar darauf aber stürzt sich der Schwarm mit lautem Geschrei in das unter ihm belegene Rohrfeld, und hier ist er sicher vor weiterer Verfolgung.

Lange Zeit können sich die geängsteten Vögel von dem Schrecken nicht erholen, von welchem vielhundert kleine Kehlen in höchster Erregung noch erzählen. Allmählich aber geht die Sonne zu Rüste, die Nacht löst die Dämmerung ab, nur einzeln hört man noch kreischende Vogelstimmen und endlich herrscht Schweigen im Röhricht; nur ein leises Rauschen in den vom Wind bewegten Blättern des schwankenden Rohrs unterbricht die Stille der Nacht.

(Nach Prof. Dr. H. Landois-Münster i. W.)

Das Lied von den Staren.

Siehe, was kommt in den Lüften gefahren,
Schwirrend und schwatzend in schwärzlichen Scharen?
Ei, ich erkenne das munt're Gebahren:
Schwirrende Völklein von schwatzenden Staren!

Ja, ich erkenne die schelmischen Bräuche!
Wie sie so hurtig, die fröhlichen Gäuche,
Wetzend die Schnäbel und füllend die Bäuche,
Fallen in Schilf und Holundergesträuche!

Wieder zurück aus den wärmenden Sonnen?
Nicht sind dem Dank und Gedenken zerronnen
Alte Wohnstätten, die wert ihr gewonnen:
Wogende Wipfel und rieselnde Bronnen.

Wie sie sich säubern und putzen und rupfen!
Wie sie sich necken und jagen und zupfen!
Wie in die Nester auf Stangen und Schupfen
Lustig sie, spielerisch, hupfen und schlupfen!

Da ist kein Vög'lein — sie müssen's probieren,
Seine Gesänge genau zu kopieren:
Jubelnder Lerchen frohlockend Trillieren,
Flötender Amseln pathetisch Psallieren, —

Alles studieren und dann — parodieren! —
Aber gern höre ich wahrscheinlich auch ihren
Eig'nen Gesang: dies vergnügte Parlieren,
Plaudernde, schwatzende Scherzfabulieren.

Seid mir willkommen, ihr munteren Scharen,
Frühling verkündende Wanderscholaren!
Kommt nur zu mir in den Garten gefahren:
Will euch vor Katzen und Netzen bewahren.

Kehret nur ein hier im sicheren Neste,
Seid ihr auch schalkische, schelmische Gäste:
Traurigkeit acht' ich ein schlimmes Gebreste,
Singende Fröhlichkeit aber das Beste!

(Felix Dahn.)

---

209. Unsere Zugvögel in der Fremde.

Der Herbst mit seinen rauhen Tagen hat seinen Einzug gehalten. Das Laub der Bäume ist gelb, und ein rauher Wind wirbelt dasselbe durch die Lüfte. Die gefiederten Bewohner von Wald und Flur haben uns zum Teil verlassen, und die noch von uns gehenden sind zur Wanderung gerüstet. Im Walde streichen Drosseln, längs den Flüssen ziehen Enten, Wasserhühner, Möwen und Seeschwalben; sie alle streben zur Ferne. Bald wird es öde, still und traurig bei uns werden.

Über die Hälfte aller hier heimischen Vögel entzieht sich jährlich durch Wanderung der Kälte und dem Mangel, die ein nordischer Winter mit sich bringt. Jene Wanderungen hat man schon in alter Zeit beobachtet und bewundert; dennoch wird man schwerlich eine für alle Fälle ausreichende Er-

klärung dieser Erscheinung zu geben vermögen. Wenn auch bei den meisten Vögeln der bevorstehende Nahrungsmangel der Treiber ist, der sie nach ferneren Ländern führt, so scheinen doch auch allgemeine kosmische Einflüsse mitzuwirken, denen das in der Luft lebende Geschöpf mehr als das Landtier unterworfen sein muß. Bemerkt man doch an der Unruhe des gezähmten Vogels zur Zeit des Herbstes den eingeborenen Wanderzug.

Kaum eine einzige Ordnung, ja, kaum eine Familie unserer deutschen Vögel giebt es, welche nicht in der Winterherberge vertreten wäre. Die Adler wandern ebenso wohl als die Sänger, die Schwäne so gut als die kleinsten Seeschwalben. Schon im August beginnen die Vorbereitungen zur Reise. Der Mauersegler ist der erste Vogel, welcher von uns zieht. Erst im Mai traf er bei uns ein, eiligst zog er seine Brut groß und schon in den letzten Tagen des Juli durchfliegt er mit seinen Jungen die Stadt, in deren Thürmen und Mauern er nistet, um die Brut für die Reise zu üben. Störche, Kuckucke, Pirole, Blaukehlchen, Würger u. s. w. folgen ihm. Grasmücken, Fliegenfänger, die lieblichen Nachtigalen u. s. w. ziehen in der ersten Hälfte des September von uns; die letzte Hälfte desselben Monats nimmt uns die Schwalben, Möwen, Seeschwalben und einige Raubvögel. Bussarde, Sperber, Pieper, Rotkehlchen, Lerchen, Drosseln, Bachstelzen, Stare, Finken, Meisen, Tauben, Kraniche, Reiher, Gänse, Enten und noch viele andere ziehen im Oktober dem Süden zu, und der November, welcher uns bereits nordische Gäste bringt, raubt uns die letzten Nachzügler.

Nur wenige Wochen währt der eigentliche Reisestillstand. Die Vögel, welche uns am spätesten verließen, treffen schon wieder im Februar bei uns ein, und die übrigen kehren in umgekehrter Folge, wie sie gingen, zu uns zurück.

Die Reisen gehen bei vielen Vögeln mit einer bestimmten Taktik vor sich. Störche und Wildgänse bilden bei ihrem Fluge einen Keil, Kibitze und Regenpfeifer eine schiefe Linie; andere schwärmen dahin und bringen durch herrliche Luftreigen Abwechslung in das ermüdende Einerlei des Fliegens, ohne jedoch das Ziel der Reise dabei aus den Augen zu lassen.

Sehr interessant sind die Reisevorbereitungen. Zu großen Gesellschaften treten die Reisenden zusammen. Die Störche lassen sich auf ausgedehnten Wiesenflächen nieder, in großen Scharen sitzen die Schwalben auf den Dächern und ziehen am Abend, wie die Stare, den Rohrteichen zu. Welch' Gezwitscher und Geflöte erschallt von hier aus durch die Stille des Abends! Da plötzlich wird es ganz still im Teich; einige Erfahrene rufen und locken, und mit einem Male erhebt sich der ganze Schwarm und ist bald im Dunkel der Nacht entschwunden.

Die meisten Vögel wandern zur Nachtzeit. Unter den Wasservögeln giebt es eine namhafte Zahl, die schwimmend dem Laufe der Flüsse so weit folgt, als es ihrer Reiserichtung günstig ist, und welche ihre Schwingen erst dann gebraucht, wenn die Richtung des Stromes von dem erstrebten Ziele abweicht.

Außerordentlich rasch geht die Reise von statten. Die Nachtwanderer ruhen am Tage; die Tagreisenden erheben sich schon vor dem Anbruch des Tages, fliegen bis Mittag und gehen in den Nachmittagsstunden ihrer Nahrung nach. Die Reise geht süd- und südwestwärts. Ungünstige Witterung, namentlich in der Zugrichtung streichender Wind, hindert die Reise; schöne Tage, helle Nächte und Gegenwind fördern dieselbe.

Die meisten Vögel erheben sich nicht höher als nötig, um einerseits das unter ihnen liegende Gebiet zu übersehen, Weg und Richtung zu ermitteln, geeignete Ruheplätze aufzufinden, andererseits um sich vor dem Geschoß der Menschen zu sichern. In hohen Gebirgen kommen sie daher dem Boden sehr nahe, wählen aber immer, die Gipfel vermeidend, zu ihren Übergängen nur Pässe und Schluchten.

„Seit den urältesten Zeiten wandern sie", wie Masius sagt, „in denselben Thälern, in denen die Völker auf- und abfluteten; sie ziehen über die Alpen in denselben Pässen, in denen Hannibal und Karl der Große, Barbarossa und Napoleon diese Gebirge waffenklirrend überschritten. Durch die Wanderungen der Vögel, kann man sagen, wurde schon längst die Linie aller der kühnen Bergstraßen bezeichnet, die zum Teil erst in neuester Zeit entworfen und ausgeführt sind."

Die Wanderscharen der meisten hochnordischen Vögel kommen nur bis zu uns nach Deutschland oder bis Mitteleuropa. Von den bei uns heimischen Zugvögeln reisen einige, wie Star, Drossel, Lerche, Saatkrähe gewöhnlich nur bis Südeuropa und nehmen während des Winters in allen busch- und waldreichen Gebirgen der drei südlichen Halbinseln ihre Herberge. Dort rufen und locken die Drosseln in jeder Gartenhecke, in jeder Ölbaumpflanzung, in Wald- und Feldgebüschen, und unser gemütliche Star nimmt in den Olivenpflanzungen seinen Hauptstandort. In den Waldungen streifen Meisen, Goldhähnchen, Gimpel und Kreuzschnäbler, an den Gebirgsbächen die Bachstelzen, auf den Feldern Saatkrähen, Dohlen und Lerchen. Auch einige Raubvögel bleiben hier während des Winters wohnen.

Die größte Anzahl der Wandervögel aber zieht über das Mittelmeer nach Afrika hinüber, einige, wie z. B. die Schwalben, so weit, daß die Forschung ihre eigentlichen Winterherbergen noch nicht ermittelt hat. Die nordafrikanischen Seen werden, wie Reisende berichten, von unglaublichen Scharen verschiedener Vögel aufgesucht. Tausende von Läufern und Regenpfeifern bewohnen die Ufer, tausende von Enten und Hühnern die freien Flächen. Die Vogelwelt ganz Europa's ist vertreten. Möwen und Seeschwalben vieler Orten schweben über den Wasserflächen auf und nieder. Pelikane, Gänse, Steißfüße, Taucher leisten der Unzahl von Enten Gesellschaft; selbst viele Sänger finden sich ein. Die unzählbare Menge der Versammelten zieht die Herrscher herbei; Kaiser- und Seeadler, Edelfalken, Milane und Weihen finden hier reiche Beute.

Aber, wie die Schwalben, ziehen noch viele andere Wandervögel, gleichsam als hätten sie des Wanderns Lust noch nicht genug gekostet,

weithin nach Süden. Reisende sahen die Spießente, welche unter dem 70. Grade nördlicher Breite häufig noch brütet, im raschen Fluge den Quellen des heiligen Nil's zustreben. Unsere flugschwache Wachtel schwirrte in den Steppen Kordofan's vor dem Jäger auf, und dort, wo der blaue und der weiße Nil sich zu einem Strom vereinigen, erscheinen unsere Störche in großen Flügen. Unsere Würger, Grasmücken, Nachtigalen und Fliegenfänger finden in den duft- und glanzreichen Wäldern Mittelafrika's eine gut bestellte Herberge; denn die Insektenwelt, durch die Regenzeit zum Leben gerufen, tritt dort in einer uns undenkbaren Zahl auf.

Unendlich sind die Gefahren, welche unsern Zugvögeln in der Fremde drohen. Viele, vom Sturm überrascht, werden bei ihrer Reise über das Meer von demselben verschlungen; viele werden eine Beute der Raubvögel, die ihrer Spur folgen; die meisten aber erliegen der Jagdlust der Menschen. Diese artet namentlich in Italien in eine förmliche Jagdwut aus. Nicht nur die Schnepfen und Wachteln, Drosseln, Tauben und andere jagdbare Vögel werden gefangen, sondern auch die bei uns so freundlich gehegten Singvögel: Schwalben, Nachtigalen, Grasmücken, Lerchen und Sänger aller Art werden in Italien von Alt und Jung, Vornehm und Gering, mit gleichem Eifer zu vielen Tausenden erlegt. Am Bangsee werden werden alljährlich, wie von Tschudi berichtet wird, an 60000 Singvögel gefangen; bei Bergamo, Verona, Chiavenna, Brescia aber bei Millionen. Ungeheuer groß ist die Zahl der Wachteln, welche an der neopolitanischen Küste und auf Sizilien getötet werden. Solchen Thatsachen gegenüber mag man wohl an ein Wort Stifter's erinnern, welcher sagt: „Mit dem Schutze der Singvögel würde dem menschlichen Geschlecht ein heiligendes Vergnügen aufbewahrt bleiben, und wir würden dann durch die Länder wie durch schöne Gärten gehen."

Unsere Singvögel sind wohl teilweise fern, aber sie kehren, wenn auch nicht alle, aus der Fremde in die Heimat zurück. Wir freuen uns dessen, denn:

„Nichts Fröhlich'res als Finkenschlag
Im grünen Buchenwald,
Der schmetternd hell am Frühlingstag
Von hundert Zweigen schallt.
Und wer die schöne Welt durchzieht,
Mit Sorgen nicht bepackt,
Dem schlägt ein flottes Finkenlied
Zum Marsch den rechten Takt."

(„Itzeh. Nachr.") (H. M.)

---

210. Der Kuckuck.

Wir aßen unsern Fisch im Freien, blieben sodann noch bei einer Flasche Wein sitzen und hatten allerlei gute Unterhaltung. — Ein kleiner Falke flog vorbei, der in seinem Fluge und seiner Gestalt große Ähnlichkeit mit einem Kuckuck hatte.

„Es gab eine Zeit," sagte Goethe, „wo das Studium der Naturgeschichte noch so weit zurück war, daß man die Meinung allgemein verbreitet fand, der Kuckuck sei nur im Sommer ein Kuckuck, im Winter aber ein Raubvogel."

„Diese Ansicht," erwiderte ich, „existiert im Volke auch jetzt noch. Ja man dichtet dem guten Vogel auch an, daß, sobald er völlig ausgewachsen sei, er seine eigenen Eltern verschlucke. Und so gebraucht man ihn denn als ein Gleichnis des schändlichsten Undankes."

„Alles, was ich über den Kuckuck gehört habe," sagte Goethe, „giebt mir für diesen merkwürdigen Vogel ein großes Interesse. Er ist eine höchst problematische Natur, ein offenbares Geheimnis, das aber nichtsdestoweniger schwer zu lösen, weil es so offenbar ist" . . . .

„Mit dem Kuckuck," sagte ich, „ist es nicht anders. Wir wissen von ihm, daß er nicht selber brütet, sondern sein Ei in das Nest irgend eines andern Vogels legt. Wir wissen ferner, daß er es legt in das Nest der Grasmücke, der gelben Bachstelze, des Mönches; ferner in das Nest der Braunelle, in das Nest des Rotkehlchens und in das des Zaunkönigs. Auch wissen wir gleichfalls, daß diese Vögel Insekten-Vögel sind und es sein müssen, weil der Kuckuck selber ein Insekten-Vogel ist, und der junge Kuckuck von einem samenfressenden Vogel nicht könnte erzogen werden. Woran aber erkennt der Kuckuck, daß diese Vögel auch wirklich Insekten-Vögel sind, da doch alle diese Genannten, sowohl in ihrer Gestalt, als in ihrer Farbe, von einander so äußerst abweichen? — Und ferner: wie kommt es, daß der Kuckuck sein Ei und sein zartes Junges Nestern anvertrauen kann, die in Hinsicht auf Struktur und Temperatur, auf Trockenheit und Feuchtigkeit so verschieden sind, wie nur immer möglich! — Das Nest der Grasmücke ist von dürren Grashälmchen und einigen Pferdehaaren so leicht gebaut, daß jede Kälte eindringt und jeder Luftzug hindurch weht, auch von oben offen und ohne Schutz; aber der junge Kuckuck gedeiht darin vortrefflich. Das Nest des Zaunkönigs dagegen ist äußerlich von Moos, Halmen und Blättern dicht und fest gebaut, und innen mit allerlei Wolle und Federn sorgfältig ausgefüttert, so daß kein Lüftchen hindurchdringen kann. Auch ist es oben gedeckt und gewölbt, und nur eine kleine Öffnung zum Hinein- und Hinausschlüpfen des sehr kleinen Vogels gelassen. Man sollte denken, es müßte in heißen Junitagen in solcher geschlossenen Höhle eine Hitze zum Ersticken sein. Allein der junge Kuckuck gedeiht darin auf's beste. Und wiederum, wie anders ist das Nest der gelben Bachstelze! Der Vogel lebt am Wasser, an Bächen und in allerlei Nassem. Er baut sein Nest auf feuchten Triften in einem Büschel von Binsen. Er scharrt ein Loch in die feuchte Erde und legt es dürftig mit einigen Grashälmchen aus, so daß der junge Kuckuck durchaus im Feuchten und Kühlen gebrütet wird und heranwachsen muß. Und dennoch gedeiht er wieder vortrefflich. Was ist das aber für ein Vogel, für den im zartesten Kindesalter Feuchtes und Trockenes, Hitze und Kälte, Abweichungen, die für jeden andern Vogel tötlich wären, durchaus gleichgültige Dinge sind! Und wie weiß der alte Kuckuck, daß sie es sind, da er doch selber im erwachsenen Alter für Hitze und Kälte so sehr empfindlich ist?"

„Wir stehen hier," erwiderte Goethe, „eben vor einem Geheimnis. Aber sagen Sie mir doch; wenn Sie es beobachtet haben, wie bringt der Kuckuck sein Ei in das Nest des Zaunkönigs, da es doch nur eine so geringe Öffnung hat, daß er nicht hereinkommen und er sich nicht selber darauf setzen kann?"

„Er legt es auf irgend eine trockne Stelle," erwiderte ich, „und bringt es mit dem Schnabel hinein. Auch glaube ich, daß er nicht blos beim Zaunkönig, sondern auch bei den übrigen Nestern so thut. Denn auch die Nester der andern Insekten-Vögel, wenn sie auch oben offen sind, sind doch so klein oder so nahe

von Zweigen umgeben, daß der große, langschwänzige Kuckuck sich nicht darauf setzen könnte. Dies ist sehr wohl zu denken. Allein wie es kommen mag, daß der Kuckuck ein so außerordentlich kleines Ei legt, ja so klein, als wäre es das Ei eines kleinen Insekten-Vogels, das ist ein neues Rätsel, das man im Stillen bewundert, ohne es lösen zu können. — Das Ei des Kuckucks ist nur ein weniges größer, als das der Grasmücke, und es darf im Grunde nicht größer sein, wenn die kleinen Insekten-Vögel es brüten sollen. Dies ist durchaus gut und vernünftig" . . .

„Es setzt uns allerdings in Erstaunen," erwiderte Goethe, „weil unser Standpunkt zu klein ist, als daß wir es übersehen könnten. Doch fahren Sie fort und sagen Sie mir mehr. Weiß man denn nicht, wie viele Eier der Kuckuck legen mag?"

„Wer darüber etwas mit Bestimmtheit sagen wollte," antwortete ich, „wäre ein großer Thor. Der Vogel ist flüchtig; er ist bald hier und bald dort; man findet von ihm in einem einzigen Nest immer nur ein einziges Ei. Er legt sicherlich mehrere; allein wer weiß, wo sie hingeraten, und wer kann ihm nachkommen! Gesetzt aber, er legte fünf Eier, und diese würden alle fünf glücklich ausgebrütet und von liebevollen Pflegeeltern herangezogen, so hat man wiederum zu bewundern, daß die Natur sich entschließen mag, für fünf junge Kuckucke wenigstens fünfzig Junge unserer besten Singvögel zu opfern . . . Zunächst geht die erste Brut verloren. Denn im Fall auch die Eier des Singvogels neben dem Kuckucksei, wie es wohl geschieht, mit ausgebrütet würden, so haben doch die Eltern über den entstandenen größern Vogel eine solche Freude und für ihn eine solche Zärtlichkeit, daß sie nur an ihn denken und ihn füttern, worüber dann ihre eigenen kleinen Jungen zu Grunde gehen und aus ihrem Nest verschwinden. Auch ist der junge Kuckuck immer begierig und bedarf so viel Nahrung, als die kleinen Insekten-Vögel nur immer herbeischleppen können. Es dauert sehr lange, ehe er ein vollständiges Gefieder hat und ehe er fähig ist, das Nest zu verlassen und sich zum Gipfel eines Baumes zu erheben. Ist er aber auch längst ausgeflogen, so verlangt er doch fortwährend, gefüttert zu werden, so daß der ganze Sommer darüber hingeht, und die liebevollen Pflegeeltern ihrem großen Kinde immer nachziehen und auch an eine zweite Brut nicht denken. Aus diesem Grunde gehen dann über einem einzigen Kuckuck so viele andere junge Vögel verloren."

„Das ist sehr überzeugend," erwiderte Goethe, „doch sagen Sie mir, wird denn der junge Kuckuck, sobald er ausgeflogen ist, auch von andern Vögeln gefüttert, die ihn nicht gebrütet haben? Es ist mir, als hätte ich dergleichen gehört."

„Es ist so," antwortete ich. „Sobald der junge Kuckuck sein niederes Nest verlassen und einen Sitz etwa in dem Gipfel einer hohen Eiche genommen hat, läßt er einen lauten Ton hören, welcher sagt, daß er da sei. Nun kommen alle kleinen Vögel der Nachbarschaft, die ihn gehört haben, herbei, um ihn zu begrüßen. Es kommt die Grasmücke, es kommt der Mönch, die gelbe Bachstelze fliegt hinauf, ja der Zaunkönig, dessen Naturell es ist, beständig in niederen Hecken und dichten Gebüschen zu schlüpfen, überwindet seine Natur und erhebt sich, dem geliebten Ankömmling entgegen, zum Gipfel der hohen Eichen. Das Paar aber, das ihn erzogen hat, ist mit dem Füttern treuer, während die übrigen nur gelegentlich mit einem guten Bissen herzufliegen."

„Es scheint also," sagte Goethe, zwischen dem jungen Kuckuck und den kleinen Insekten-Vögeln eine große Liebe zu bestehen."

„Die Liebe der kleinen Insekten-Vögel zum jungen Kuckuck," erwiderte ich, „ist so groß, daß, wenn man einem Neste nahe kommt, in welchem ein junger Kuckuck gehegt wird, die kleinen Pflegeeltern vor Schreck und Furcht und Sorge

nicht wissen, wie sie sich geberden sollen. Besonders der Mönch drückt eine große Verzweiflung aus, so daß er fast wie in Krämpfen am Boden flattert."

„Merkwürdig genug!" erwiederte Goethe; „aber es läßt sich denken. Allein etwas sehr problematisch erscheint mir, daß z. B. ein Grasmückenpaar, das im Begriff ist, die eigenen Eier zu brüten, dem alten Kuckuck erlaubt, ihrem Neste nahe zu kommen und sein Ei hinein zu legen."

„Das ist freilich sehr rätselhaft," erwiederte ich; doch nicht so ganz. Denn eben dadurch, daß alle kleinen Insekten-Vögel den ausgeflogenen Kuckuck füttern und daß ihn also auch die füttern, die ihn nicht gebrütet haben, dadurch entsteht und erhält sich zwischen beiden eine Art Verwandtschaft, so daß sie sich fortwährend kennen und als Glieder einer einzigen großen Familie betrachten. Ja, es kann sogar kommen, daß derselbe Kuckuck, den ein Paar Grasmücken im vorigen Jahre ausgebrütet und erzogen haben, ihnen in diesem Jahre sein Ei bringt."

„Das läßt sich allerdings hören," erwiederte Goethe, „so wenig man es auch begreift. Ein Wunder aber bleibt es mir immer, daß der junge Kuckuck auch von solchen Vögeln gefüttert wird, die ihn nicht gebrütet und erzogen."

„Es ist freilich ein Wunder," erwiederte ich, „doch giebt es wohl etwas Ähnliches: Ja, ich ahne in dieser Richtung sogar ein großes Gesetz, das tief durch die ganze Natur geht. (Nach Eckermann's Gesprächen mit Goethe.)

Der Kuckuck ist ein Wandervogel, als dessen Geburtsländer ganz Europa und Sibirien mit den daranstoßenden Ländern anzusehen sind. Wenn die Wälder ihren Blätterschmuck anzulegen beginnen und damit das Leben der Insektenwelt erwacht, dann kündigt sich auch der Kuckuck durch seinen bekannten Ruf an, jubelnd, daß der böse Winter verschwunden und die schöne, wonnige Frühlingszeit heranbricht. Darum gilt er auch als Glücksverkünder, dem das Schäfermädchen wie die Matrone mit Aufmerksamkeit lauschen. Seine durchschnittliche Ankunftszeit ist für Nord- und Nordostdeutschland den 20.—30. April; sein Abzug im Herbst erfolgt dagegen nicht so regelmäßig; einige treten schon Anfang August den Rückzug an, die meisten ziehen im September fort und einzelne werden noch Anfang Oktober bemerkt. Unsere Kuckucke wandern bis in's mittlere und südliche Afrika. — Die Stimme des männlichen Kuckucks (das „Rufen") ist bekannt; die des Weibchen's besteht in einem kichernden, auflachenden Geschrei; Ende Juni läßt der Kuckuck allmählich mit Rufen nach und Mitte Juli hört man ihn nur noch morgens und abends einigemal.

Der Kuckuck verzehrt erstaunliche Mengen von Raupen, worüber Altum in seiner „Forstzoologie" ausführlich berichtet. E. v. Homeyer traf im Juli 1848 in einem etwa 30 Morgen großen Kieferngehölz, wo die Nonnenraupe verheerend auftrat, gegen 100 Stück Kuckucke. Derselbe berechnet die Zahl der innerhalb 15 Tage daselbst vernichteten Raupen auf 2 880 000 Stück; nach dieser Zeit waren die meisten Raupen vernichtet und die Vögel verließen wieder den Platz. Altum sagt: „Ein Vogel, dem die Aufgabe des Kuckucks von der Natur zugewiesen ist, müßte jederzeit frei umherschweifen, er muß sich in seinem Individuum dort sammeln können, wo jene erwähnten Kalamitäten auftreten, muß aber auch frei sich wieder vereinzeln dürfen oder überhaupt als ungesellige Art vereinzelt leben, sobald und wenn sein vereinzeltes Wirken am Platze ist. Er bildet ein Polizeikorps, das bald hier, bald dort zum Dämpfen des Aufruhrs längere Zeit thätig sein muß, dessen Glieder aber, bei ruhigen Zeiten über das ganze Land verteilt, auf Ordnung zu halten haben. Ein normales Fortpflanzungsgeschäft ist damit unvereinbar. Und so vertraut denn der Kuckuck ein- für allemal seine Eier fremden Brutvögeln an." (J.)

211. De lüttje Spinn.

Ne, süh mi doch de Spinn mal an!
Wat de föer Fadens haspeln kann!
Wat meenst du, Nawer, wenn du't schullst,
Du kunnst dat ni, so geern du't wullst;
Ne, süh mal an! wa fin und nett!
Wat de doch wul föer'n Spinnrad hett?

Wo keem de fine Flass wul her?
Un wat föer'n Meister hekel'n ehr?
Wa mennig Fru wul, wüß se dat,
Gung ok darhin un hal sick wat;
Nu süh, wa se de Finger sett
Un all de Ärmels krempelt hett!

Dar wevt se just en langen Draht
Un spinnt en Brügg na Nawers Kath,
Un bu't en Landstrat in de Luft,
De hangt des Morrns vull Morgenduft,
Ok bu't se'n Fotstig nebenan,
Damit se gauer röewer kann.

Se spinnt, se wevt der op un aff,
Putz dusend! in'n Gallop un Draff;
Nu hin un her, — nu scheef un krumm,
Un süh, nu makt se'n Rink darum!
Nu ward dat Scheergarn twischen sett, —
Ick löv föerwahr, dat ward en Nett!

Nu stoppt se, — kik! — un höllt mal still,
Un weet ni recht, wohin se will;
Se geiht torügg — süh dar! — dat lett,
As wenn se wat vergeten hett;
Nu sitt se wedder still en Wil
Un denkt wul sacht: dat hett keen Il!

Se spinnt un wevt ahn Ruh un Rast
So prächtig, — man verzückt sick fast;
Un Preester's Krischan hat mi seggt,
Dat jeder Faden doppelt leggt! —
He süht dersülbn wul doppelt gar,
Denn sunsten würr he't nümmer wahr!

Nu putz se sik de lüttjen Hann
Un steiht un süht ehr Kunstwark an;
Nu sitt se in ehr Summerkath
Un kikt heröewer langs de Strat,
Un seggt: „Wat't Bu'n doch kosten deit!
Man freut sick rech', wenn't Hus erst steiht!"

Dar swevt se nu, — ei sich doch mal!
As hung se rein an'n Sünnenstrahl,
Dat schient ehr richtig döer un döer,
Ei, sich mal an! — un rundumher
Dar danzt de Mücken — na, ick meen,
Se denkt wul sacht: ach, harrst du een! —

Du hest mi richtig rein entzückt!
Wa büst so lüttj' un so geschickt!
Wer hett die doch dat Weben lehrt?
De dare wull, de Alls ernährt,
Un de föer Alls to eten hett
Un ok keen Tier verhungern lett!

Dar kummt en Fleeg, herrjee, wa dumm!
Se rennt ehr meist dat Hus herum;
Se schriggt un winselt, Gott erbarm;
Du arme Schelm, nu muß du starb'n!
Du hest ja doch twee Og'n in'n Kopp,
W'rum paß du ok ni beter op!?

Süh dar! de Spinn hett't ok all sehn,
Un wupdi! snört se ehr de Been;
Se denkt: „Ick heff veel Arbeit hatt,
Nu et ick mi denn erst mal satt!"
Ick sä dat ja, — nu sühst du't hier:
Uns' Herrgott sorgt föer't lüttste Tier!

(Johann Meyer-Kiel, nach Joh. Pet. Hebel.)

212. Unsere nächsten Freunde und Feinde aus der Tierwelt.

In der schönsten Zeit des Jahres wandern wir hinaus durch Feld und Wald, über Berg und Thal, um die heimische Natur in ihrer Herrlichkeit zu genießen. Doch nicht weit sind wir gekommen, da wird unser Naturgenuß in rauher Weise gestört, denn dicht neben uns donnert das Rohr des Schützen, der eine Waldschnepfe aus der Luft herabschmettert; weiterhin erblicken wir einen Vogelfänger, der die soeben angekommenen gefiederten Sänger mit Schlingen und Leim zu überlisten sucht; dort auf dem Spazierwege wandelt ein Kindermädchen, welches die Kleinen dazu anleitet, jeden Wurm zu zertreten, jedes winzige Geschöpf

zu vernichten. Wenn auch der Mensch das Recht hat, alle seine Nebengeschöpfe für seinen Nutzen in den Gebrauch zu ziehen, so legt dieses Recht ihm zugleich ernste Pflichten auf. Diejenigen Tiere, welche wir zu unserer Ernährung, Kleidung u. s. w. schlachten oder sonstwie erlegen müssen, dürfen wir nimmermehr quälen, denn wohl ihr Leben, doch nicht ihre Pein ist unser Recht. Rücksichtlich derjenigen Tiere, welche wir als unsere Feinde befehden, haben wir zu erwägen, ob ihr Schaden für uns oder für den Naturhaushalt wirklich ein so bedeutender und den etwaigen Nutzen überwiegender sei, daß ihre Verfolgung und Vertilgung durchaus geboten erscheint. — Wenn erst die gründliche Kenntnis der uns umgebenden Tierwelt jedermann zu eigen geworden, dann würde der Naturfreund nicht mehr den Schmerz erleben, daß der biedere Landmann im blinden Wahne seine besten Freunde, eine Eule, einen Bussard und dergleichen erschießt und an das Scheunenthor nagelt, daß Fledermaus, Iltis, Wiesel u. a. allenthalben auf das eifrigste verfolgt und daß allerlei harmlose Tiere ohne Ziel und Zweck vernichtet werden.

Auf unserer weiteren Wanderung zwischen Durchschnitten von Obstbaumreihen und hier und da wechselnd mit Wiesen und Gemüsegärten bemerken wir zu verschiedenen Zeiten während des Wachstums an allen Nutzgewächsen die verderbliche Thätigkeit freßgieriger Schädiger. Schon an den Wurzeln der Getreide- und Gemüsepflänzchen, wie der Obstbäume u. s. w. nagen Maden und Larven; nicht minder bedroht ist das Dasein der Knospe am Baume, Strauche und Kraute, wie später auch Blatt, Blüte und Frucht. Es sind hier in der That Legionen winziger und eben in ihrer Anzahl und Mannigfaltigkeit überaus furchtbarer Feinde aus den Reihen der niederen Tiere. Zu diesen unsern nächsten Feinden gehören außer Insekten oder Kerbtieren, Weichtieren, Würmern namentlich auch Nagetiere.

Der Maikäfer, einer der allerbösesten kleinen Fresser, nagt bereits als Larve (Engerling) an allen Wurzeln in der Erde, von haardünnen bis zu zolldicken, und wo dieselbe sehr zahlreich ist, können ganze Kulturen verkümmern und verderben. Doch unbemerkt sind die Bekämpfer auf seiner Spur, es ist vor allem der Maulwurf; dieser arge Räuber und Fresser, der außerdem in erstaunlichen Massen auch allerlei andere gefräßige Larven und Regenwürmer, Schnecken und sonstiges „Ungeziefer" jagt und frißt. Nicht wie er, tief unten in der Erde, allein fast noch heimlicher, treibt die Spitzmaus ihr Wesen, täglich viel mehr verzehrend, als ihr eigenes Körpergewicht beträgt. Größer und gewandter ist das kleine Wiesel, ebenfalls ein mordsüchtiger Verfolger jener schädlichen Kerbtiere ꝛc., aber auch der Mäuse, die es bis in den innersten Schlupfwinkel zu verfolgen und zu fassen vermag. Wiederum größer und kräftiger ist der Iltis, welcher auch die Ratten jagt. Ihm folgt dann noch der Igel als sehr eifriger Mäuse-, Schnecken-, Maden- und dergl. Vertilger.

Alle diese kleinsten Raubsäugetiere sind als die wirksamsten Bekämpfer des Ungeziefers und daher als unsere besten Freunde aus der Tierwelt zu betrachten. Die drei letzten von ihnen, Igel, Iltis und Wiesel, verursachen allerdings im Naturhaushalte auch Schaden, indem sie manches Vogelnest ausräubern und zu weilen auch einen alten Vogel oder ein anderes nützliches Tier erwischen. Allein dieser Schaden ist im Vergleiche mit ihrem Nutzen gar nicht in Betracht zu ziehen. Auch der Maulwurf wird zuweilen dadurch lästig, daß er in den Gärten kostbare Pflanzen mit seinen Haufen überschüttet. Doch ist längs festgestellt, daß sowohl er als auch die Spitzmaus ausschließlich von schädlichem Getier sich ernähren und niemals Pflanzenstoffe berühren.

Alle diese kleinen Räuber gehen übrigens in der Dämmerung ihrer Nahrung nach, und zu dieser Zeit können wir noch eine andere Tierfamilie in gleich nützlicher Thätigkeit belauschen. Dies sind die Fledermäuse, welche in sämtlichen

europäischen Arten ebenfalls ausschließlich nur von tierischer Nahrung leben. Da aber im dämmernden Düster auch die meisten jener kleinen Pflanzenfresser am regsamsten sind, so ist die Thätigkeit aller dieser Dämmerungstiere eine außerordentlich wirksame.

In der Vogelwelt finden wir dann ebenfalls mehrere sehr wichtige, in der Dämmerung auf Raub ausgehende Tiere. Zunächst sind es die sämtlichen einheimischen Eulen, welche (mit Ausnahme der größten, des Uhu) in ihrer Ernährung den kleinsten Raubsäugetieren völlig gleichen und ganz eben so nützlich sind. Ihnen folgt dann die drosselgroße Nachtschwalbe (Ziegenmelker), welche für die Wälder und Obstgärten von großer Wichtigkeit ist, weil sie die gefräßigsten Käfer, Schmetterlinge u. a. Kerbtiere in staunenswerter Anzahl vertilgt.

Doch auch unsere lieblichen Singvögel nützen sehr im Haushalt der Natur. Gerade die herrlichsten Sänger und alle kerbtierfressenden Vögel überhaupt, also Nachtigal, Blaukehlchen, Rotkehlchen, Rotschwänzchen, alle Grasmücken, Laubvögelchen, Schilf- und Rohrsänger, Schmätzer, Fliegenschnäpper, Bachstelzen, Meisen, Goldhähnchen, Zaunkönig, alle Drosseln, Pirol, Star, alle Pieper, die Schwalben und Segler, die Spechte, Wendehals, Kleiber, Baumläufer, Kuckuck und Wiedehopf ernähren sich fast ausschließlich nur von Kerbtieren in allen deren Entwickelungsstufen. Sie sind es eigentlich vor allen anderen Tieren, welche unser Getreide, Gemüse, Obst und also unsere wichtigsten Lebensbedürfnisse uns zu erhalten vermögen. Diese Unentbehrlichkeit der Singvögel für den Naturhaushalt und das Menschenwohl hat auch den Erlaß des Vogelschutzgesetzes veranlaßt.

Aber auch unter den körnerfressenden Singvögeln giebt es viele, welche zeitweise von Kerbtieren und Gewürm sich ernähren, oder doch wenigstens ihre Jungen damit großfüttern. Dies sind vor allem der Buch- oder Edelfink und seine nächsten Verwandten: Stieglitz, Zeisig, Hänfling, Girlitz, Grünfink, ferner die Lerchen u. s. w.

Die Naturwissenschaft im Vereine mit der Landwirtschaftskunde u. s. w. hat festgestellt, daß alle mehr oder minder großen Kerbtierplagen, besonders aber der verheerendste Raupenfraß, die massenhafte Getreidevernichtung u. dergl., von vornherein nur darin begründet sind, daß durch die menschlichen Kulturen tiefgreifende Störungen im Walten der Natur hervorgerufen worden. Durch das Niederschlagen der Wälder, das Ausroden der Gebüsche, die Urbarmachung der Brüche u. s. w. werden den Vögeln die Brutstätten und jenen kleinen Raubtieren die Schlupfwinkel entzogen.

Da hat nun die neuere Zeit Erscheinungen gezeigt, die man früher gar nicht kannte. Winzige, dem unbewaffneten Auge unsichtbare Fliegen- und Mückenarten legen ihre Eier an die Getreidepflänzchen, und die daraus sich entwickelnden Maden üben eine so weitreichende Wirkung am Roggen, Weizen u. dergl. aus, daß man diese kleinen Feinde als Getreideverwüstler bezeichnen muß. In ähnlicher Weise zeigen sich andere Kerbtiere für allerlei andere Nutzgewächse schädlich, so die Muffel- oder Samenkäfer für die Erbsen u. a. Hülsenfrüchte, mehrere Käfer für die Obstbaumblüten, Blattläuse und Raupen für mancherlei Gemüsepflanzen, andere Raupen- und Käferarten für die Waldbäume, die Kornwürmer wiederum für das Getreide u. s. w.

Du glaubst es gar nicht, lieber Christ,
Wie viel 'ne Raupe täglich frißt!
Darum, wenn Du kein Faulpelz bist,
Kohl und Gemüs' Dir wichtig ist,
Und wenn Du gern 'nen Apfel ißt,
So rat' ich Dir, zu dieser Frist
Brauch', wie Du kannst, Gewalt und List,
Zerstör' den Raupen ihr Genist.

Doch denke, o Freund, nicht allein an das Deine!
Kämpfst gegen das Raupenvieh Du nur alleine,
So ist Deine Hilfe so gut wie keine. —
Dem rechten und linken der Nachbarn Dich eine,
Macht frühe am Morgen Euch schon auf die Beine
Und schützet gemeinschaftlich jeder das Seine.
Nur so werden Pflanzen und Obstbäume reine.
Und thust Du es nicht, — steh' im Herbst dann und — weine!

Aber auch hier treten uns wiederum andere Freunde aus der Tierwelt helfend zur Seite und zwar aus den Reihen der Kerbtiere selber. Die wichtigsten unter ihnen sind die Schlupfwespen, meistens ebenfalls winzige Tierchen, welche ihre Eier in oder an die Larven, Maden, Raupen jener Getreideverwüster u. a. legen, so daß die daraus sich entwickelnde Brut jene zu grunde richtet. Verschiedene Raubkäfer, Raubfliegen und Raubwespen sind es sodann, welche in mörderischer Gefräßigkeit ihre Verwandten aus der Kerbtierwelt gar wirksam befehden. Einige der bekanntesten sind folgende: der Puppenräuber, ein großer, kräftiger Käfer, welcher besonders Raupen, Larven und Puppen schädlicher Kerbtiere vernichtet; der Marienkäfer (auch Siebenpunkt, Gotteskühlein genannt), der, und noch wirksamer seine Larve, (Blattlauslöwe geheißen), jene gierigen Sauger frißt. Der eigentliche Blattlauslöwe ist sodann aber die Larve der Florfliege, (eines silberglänzenden grünen Zweiflüglers), welche unter den Blattläusen und allen ähnlichen winzigen Pflanzenschädigern geradezu fürchterlich wütet. Ganz ebenso freßlustige Räuber sind die Schillebolde (Seejungfern oder Libellen), welche besonders Fliegen und Mücken, die Erzeuger der getreideverwüstenden Larven, verfolgen. —

Jetzt vermögen wir wohl zu beurteilen, daß jener Jäger, der uns den Genuß des Frühlingsmorgens trübte, vollkommen in seinem Rechte war, denn er tötete ein Tier, dessen er zur Nahrung bedurfte. Von den Vogelfängern wollen wir sodann annehmen, daß er die Bewohner der Luft nicht mehr ihrer Freiheit berauben würde, wenn er ihren ganzen Wert zu ermessen verstände. Dem Dienstmädchen aber dürfen wir zutrauen, daß ein Marienkäferchen oder eine Florfliege ihm hoch und wert erscheinen müßte, nachdem ihm ihre Wichtigkeit klar geworden. Ja, noch mehr, wir müssen hoffen, daß eine treue, verständige Wärterin den Fuß des Kindes bewahren werde, irgend ein Tierchen zu zertreten, welches ihr, ob schädlich oder nützlich, unbekannt ist.

Auch ist nicht zu vergessen, daß zahlreiche Tiere vorhanden sind, deren Verhältnis zum Naturhaushalte selbst dem Kundigen noch nicht klar ist. Hierher gehören die krähenartigen Vögel und viele Raubvögel, unter denen es immer einige giebt, wie die Dohle und den Mäusebussard, an deren Nützlichkeit niemand zweifeln darf. Aber den übrigen gegenüber, bei denen das Für oder Wider noch schwankt, dürfte es mindestens in der Billigkeit liegen, daß man sie keinesfalls unnachsichtlich verfolgt, bevor man von ihrer überwiegenden Schädlichkeit überzeugt ist. — Schließlich giebt es noch eine Anzahl von Tieren, welche den meisten Menschen widerwärtig und ekelhaft erscheinen, und die durch die Vertilgung verderbenbringender Geschöpfe wiederum zu unsern nächsten Freunden gehören. Dies sind die Frösche, Kröten, Eidechsen, alle einheimischen Schlangen, mit alleiniger Ausnahme der giftigen Kreuzotter, und sämtliche Kriechtiere oder Amphibien überhaupt. Auch ihnen gegenüber wolle man nur Gerechtigkeit walten lassen, und bei näherem Kennenlernen wird sich die Freundschaft schon finden.

Viele Freuden hat der Landwirt,
Die die gütige Natur,
Welche leider oft verkannt wird,
Ihm beschert in Wald und Flur;
Weiht sich das Insektenvieh
Just doch der Ökonomie!

Sproßt ein Blatt von Lenzes Gnaden,
Sitzt auch schon die „Blattlaus" d'rauf,
Und den Rest, an seinem Faden
Frißt der gier'ge „Springwurm" auf:
Aber bald — man glaubt es kaum,
Steht voll Blüten doch der Baum.

„Birnenbohrer", „Apfelbeißer"
Wüten in den Blüten jetzt.
Statt der Früchte — dürre Reiser
Sieht der Landmann stumm entsetzt!
„Horniß" und der „Wespen" Schar
Tilgen, was noch übrig war.

Reich' Erträgnis, frohe Zecher
Gab die Rebe, die gedieh —
Jetzt verzehrt der „Rebenstecher"
Und die schnöde „Reblaus" sie,
Daß der Landwirt aus Verdruß
Teuren Kunstwein trinken muß.

„Krautwurm", „Kolorado" zehren
Kraut ihm und Kartoffeln auf.
Und der „Kornwurm" frißt die Ähren —
's geht die ganze Wirtschaft drauf!
Bald kommt wohl ein neues „Biest",
Das den Landwirt selbst noch frißt! (J.)

213. Ungeziefer-Tafel.

Ameisen lassen sich, wo sie sich einmal festgesetzt haben, nicht „vertreiben", man muß sie vernichten. Zunächst entferne man alle eßbaren Sachen und Süßigkeiten. Meist fallen sie ihrer Naschhaftigkeit zum Opfer. Man vertreibt die Ameisen aus Zimmern und Speisekammern am schnellsten, wenn man Honig, Sirup oder aufgelösten Zucker mit etwas Hefe oder Sauerteig vermischt, in Untersätze von Blumentöpfen thut und diese an solche Stellen setzt, welche am meisten von den Ameisen aufgesucht werden. Mit dem Verschwinden der süßen Flüssigkeit aus den Untersätzen werden auch die Ameisen fortgehen, denn die Hefe ist für sie ein tötliches Gift. Ein anderes gutes Mittel ist Benzin, das man im Hause in die Ritzen und Fugen des Holzes und im Garten in die Ameisenhaufen gießen muß, um die lästigen Gäste fast augenblicklich zu töten. Nicht weniger gut soll eine Mischung von gleichen Teilen Naphthalin und frischem Insektenpulver sein, die man im Hause in die von Ameisen bewohnten Fugen und Löcher zu streuen hat. Letzteres Mittel verdient sogar noch vor Benzin den Vorzug, weil es nicht feuersgefährlich ist. Außerdem vertreibt man diese lästigen Insekten dadurch, daß man trocknen Kampher, Schwefel und Dosten (Herba origani vulg.) zu gleichen Teilen nimmt, alles fein pulvert und an solche Orte streut, wo sich die Ameisen aufhalten. Gleichfalls soll das Streuen von gepulvertem Borax vollkommen hinreichen, um die Ameisen zu vertreiben. Eine „Ameisenfalle" kann man sich in folgender Weise leicht herstellen: Den Boden in einer oder in mehreren gewöhnlichen Flaschen übergieße man bis zu 5—6 cm Höhe mit Honig oder Syrup, überhaupt mit einer dickflüssigen, süßen Flüssigkeit, dann lege man die Flaschen (oder Flasche) abends wagerecht in die Nähe der Stätte, wo sich die Ameisen gewöhnlich aufhalten. Begierig laufen sie hinein, kommen aber nicht wieder heraus, da sie durch die zähe, klebrige Masse festgehalten werden. Am nächsten Morgen hat man den größten Teil der Ameisen gefangen, die dann in der Flasche durch kochendes Wasser leicht zu töten sind. Wiederholt man dieses einige Male, dann wird man nie von Ameisen wieder belästigt werden. Aus Mistbeeten sind die Ameisen schon durch Gerberlohe vertrieben worden. Falls sie sich in Bienenstöcken eingenistet haben, fülle man entweder Glasgefäße mit Honigwasser oder lege mehrere mit diesem Wasser getränkte Schwämme an dunkle Stellen des Korbes; nach kurzer Zeit werden die Ameisen verschwunden sein.

Die Fliegen sind entsetzliche Plagegeister auf dem Lande, mit denen man den ganzen Sommer Krieg zu führen hat. Man schütze sich gegen diese Eindringlinge durch Vorhänge an den Thüren, durch Gazefenster, durch Verdunkeln der Zimmer und lasse so wenig als möglich die Speisen offen stehen oder Spülwasser ꝛc. in der Küche. In Fliegenglocken fangen sich die Fliegen ausgezeichnet, man fülle die Glocken mit Molken, (Spiritus ist noch besser, aber teurer) lege ein Stückchen Zucker unter und reinige sofort, wenn sie gefüllt sind. Fliegenpapier mit Zuckerwasser befeuchtet, sowie ein Aufguß von Quassia aufgestellt, sind ebenfalls gute Hilfsmittel. Am sichersten und raschesten verschafft Insektenpulver Ruhe gegen die

Fliegen. Das Eßzimmer ½ Stunde vor der Mittagsmahlzeit damit auszustäuben, kann nicht genugsam empfohlen werden. (Auch empfiehlt es sich, die Viehställe damit auszustäuben.) In den Wirtschaftsräumen geschehe es am Abend, wenn allgemeine Ruhe eintritt. Thür und Fenster sind dabei zu verschließen und am Morgen kehre man die Beute aus, ehe die Fliegen durch die frische Luft aus ihrer Betäubung erwachen. In den Ställen sind viele Schwalben und Spinnen die besten Fliegenfallen. — Aufgehängte Büschel des Beifuß (Artemisia) helfen auch etwas, weil die Fliegen zu hunderten sich daran setzen. Eine im Topf gut wachsende Fliegenfalle ist der Hundskohl (Aponicum andros aenifolium) für das Zimmer. Sie ist buschig, hat viele Zweige, die mit länglichen, bläulich-grünen Blättern dicht bedeckt sind, und ist während des Sommers überschüttet mit blaßroten, den Maiglöckchen ähnlichen Blumen. Die Fliegen fangen sich in der Blumenröhre, wo sie von den reizbaren Zähnen derselben festgehalten werden.

Gegen Insektenstiche, namentlich gegen die der Bienen, Wespen, Hornissen, Mücken, giebt es kein einfacheres und wirksameres Mittel als Zwiebelsaft. Man zerteilt zu dem Zweck die Zwiebel mit einem Messer und reibt die Wunde nach dem Ausziehen des Stachels mit dem Zwiebelsaft ein, worauf der Schmerz sofort schwindet und keine Geschwulst sich entwickelt. — Auch das Kochsalz wird empfohlen, welches man, mit etwas Wasser oder Speichel befeuchtet, auf den Stich einige Male einreibt. Schmerz und Geschwulst verlieren sich schnell und treten bei sofortiger Anwendung gar nicht ein. — Um sich vor den genannten lästigen Insekten zu schützen, lege man eine Hand voll Petersilie 24 Stunden lang in Wasser und wasche sich mit letzterem Gesicht und Hände vor dem Schlafengehen.

Gegen den Kornwurm. Sehr verderblich für die aufgespeicherten Kornvorräte werden, wenn auch Mäuse und Ratten nicht auf den Speicher kommen können, der weiße und schwarze Kornwurm. Gegen diese Schädlinge, die oft bedeutende Kornvorräte vernichten können, empfiehlt sich sorgsames Reinhalten des Speichers, sorgfältiges Dichtmachen aller Fugen und Ritzen mit Kalk, besser noch mit Asphalt, Aufstreuen von Chlorkalk, auch von Hanfsaat, insbesondere aber fleißiges Umschaufeln und Werfen des Kornes, namentlich im Frühjahr und im Juli. Die Käfer (den schwarzen Kornwurm) kann man im Winter leicht in ausgelegten Schaffellen fangen, in welchen sie von selbst sich einnisten. In den Wintermonaten suche man sorgfältig die Puppengespinnste zu entfernen, sowie auch die an den Wänden sitzenden Motten (den weißen Kornwurm) zu vernichten. Ist das Übel schon zu weit vorgeschritten, dann bleibt schließlich nichts anderes übrig, als Entleerung des Speichers und gründliche Reinigung desselben durch scharfe Laugen.

Gegen Milben bei Geflügel. Ein sicheres Mittel gegen die Milben der jungen Gänse und sonstigen Geflügels besteht in einer Abkochung von Wermut, mit welcher man die mit Ungeziefer behafteten Tiere bestreicht. Ebenso zweckmäßig soll es sein, wenn man trockenen Wermut pulverisiert, denselben durch ein feines Sieb laufen läßt und dann aufstreut. Nach mehrmaliger Anwendung des Pulvers verschwinden die Plagegeister und kommen nicht wieder. Auch eine geringe Gabe von Wermut zur Nahrung der Gänse soll ein Schutz gegen Milben sein.

Motten. Es ist eine irrige Meinung, daß irgend ein Pulver oder anderes Mittel die Motten abhält. Es existiert absolut kein derartiges Mittel. Einzig nötig ist große Sorgfalt, wozu etwas Zeit und Lust gehört. Sobald die Pelzsachen nicht mehr gebraucht werden, klopft man sie tüchtig aus, streicht die Haare mit einer weichen Bürste glatt, sieht nach, ob die hölzerne Aufbewahrungslade des Muffes oder Kragens keine Ritze hat, wischt sie aus und läßt den Muff ꝛc. in die Lade gleiten, bedeckt ihn noch mit einem weißen Tüchlein und macht den Deckel, der auch ohne Ritze sein muß, zu. Hat man Pelzmäntel, schlägt man sie am besten in ein Tuch ein, nachdem sie ebenfalls tüchtig geklopft und gebürstet sind, und verwahrt dann alles gleichfalls in staubfreiem verschlossenem Raume. Nie gehe man z. B. abends mit dem Lichte an den Schrank, denn da fliegen die Motten ersterem gern nach, nisten sich ein und richten später ihr Zerstörungswerk an, zernagen die Haare, welche ausfallen und nur kahle Lederstellen zurücklassen. Derlei Pelze sind, obwohl gewöhnlich reichlich mit allerlei Pulvern bestreut, trotzdem unverbesserlich zerfressen und kaum mehr brauchbar. Man denke doch, wie viel die Kürschner zu thun hätten, wenn sie alle ihre Pelze mit diesem oder jenem Pulver bestreuen wollten, abgesehen von vielen unangenehmen Gerüchen, die da ausströmen! Zur Aufbewahrung dienen große Räume mit Regalen, wohin die Sachen gebracht werden nach dem Ausklopfen und worin peinliche Sauberkeit herrschen muß. Auch sind die Fenster mit dunklem Stores oder Jalousien versehen, damit die Sonnenstrahlen nicht in's Zimmer dringen. Einmal im Sommer werden die Pelzsachen nochmals revidiert

und bleiben dann ruhig bis zum Winter liegen. Das ist das ganze Geheimnis und auf andere Weise wird nicht verfahren. Hat man aber selbst nun weder Zeit noch Lust, oft auch keinen geeigneten Raum, um selbst alles genau zu besorgen, ist auch oft den Sommer über verreist, so übergebe man im Frühjahre sein Pelzwerk dem Kürschner zur Aufbewahrung, das ist das Bequemste und die Kosten sind sehr gering. Jedenfalls weiß man dann, daß man im Winter alles wieder benutzen kann und keinen Schaden zu befürchten hat.

Gegen Ratten und Mäuse in den Gebäuden wird kohlensaurer Baryt in der Gestalt eines feinen Pulvers empfohlen. Um ihn als Mäusegift zu verwenden, wird das Pulver mit Mehl gemengt oder einem Teige zugeknetet, der immer als Köder dienen kann. Dieser Stoff, welcher seine volle Wirkung auf diese Tiere übt, wird in England jährlich in großer Menge zur Vertilgung auch von Feldmäusen und Ratten verbraucht. Die größte Feindin der Mäuse ist die Katze, diese allein hält sie in angemessener Entfernung und Furcht. Nächstdem sind die Fallen noch das sicherste Mittel. Die Mäuselöcher verstopfe man sorgfältig mit einer Mischung von Glasstückchen, Chlorkalk und Zement, damit die Tiere sich nicht durchbeißen können und gebe vorher noch vergifteten Weizen hinein, wovon sie auch leicht sterben. Widerwärtiger sind die Ratten, diese ewig nagenden und gierigen Tiere, die selbst Mauern unterwühlen können. Man vertreibt sie am sichersten durch Gift und nagelt zu dem Zweck leicht auf Brettchen etwas Speck oder Fleisch auf, welche man mit Strychnin bestreicht. Auf dem Lande aber sind solche Mittel stets mit großer Vorsicht zu gebrauchen. Vielfach wird frische, geriebene Meerzwiebel, welche man braten muß, oder auch schon präpariert erhält, mit Erfolg angewandt. Ebenso liefert oft eine Mischung von Mehl mit Gips und ungelöschtem Kalk, daneben ein Gefäß mit Wasser reichen Fang. Die Tiere haben nach dem Genuß des Mehles Durst, saufen und platzen oder werden dabei erschlagen. Gießt man zur Zeit, daß sie Junge haben, Wasser in die Rattenlöcher, so kommen die Tiere heraus und können getötet werden. Fangeisen sind noch immer das sicherste Mittel. Sie müssen aber vor dem Aufstellen stets ausgebrüht werden.

Gegen Schaben oder Schwaben (auch Russen, Spanier und Franzosen genannt) und **Heimchen**, diese schnellfüßigen, unheimlichen Insekten, die besonders die Küche und die Ofenwärme lieben, werden gar viele Mittel empfohlen, von denen sich folgende bewährt haben. Ein bewährtes Vertilgungsmittel besteht aus 2 Teilen gepulvertem Borax, 1 Teil Weizenmehl und 2 Teilen Zucker. Genannte Stoffe werden gut mit einander gemischt und entweder auf Scherben vor die Schlupfwinkel der genannten Insekten gesetzt oder mittelst eines Zerstäubers, welcher in Droguengeschäften zu haben ist, in die Ritzen und Löcher gespritzt. Manche vermischen auch Borax und gutes Insektenpulver zu gleichen Teilen miteinander oder nehmen statt dessen gepulverten Stangenschwefel und blasen ihn des abends in die Fugen und Spalten, wo sich Schwaben oder Heimchen aufhalten. Am anderen Morgen findet man diese Tierchen entweder betäubt oder tot am Boden liegen. Daß solche Einspritzungen ꝛc einige Tage lang wiederholt werden müssen, ist selbstverständlich. Ein gutes Mittel soll auch eine Mischung sein, welche aus 8 Teilen Insektenpulver, 1 Teil Borax und 8 Tropfen Fenchelöl besteht und welche gleichfalls mit einer Insektenpulverspritze in die Schlupfwinkel der Schwaben eingeblasen wird. Schon früher wurde ungereinigte Karbolsäure als ein untrügliches Mittel empfohlen. Die Schlupfwinkel der Schwaben und Heimchen werden damit ausgespritzt. Die von der Säure selbst berührten Tierchen gehen augenblicklich zu Grunde, und die anderen sollen auf immer verschwinden. Auch Gurkenschalen sollen ein tötliches Gift für genannte Insekten sein, es wird dies durch neuere Erfahrungen bestätigt. Der Geruch zieht dieselben an, sie fressen begierig davon und krepieren teils auf der Stelle, teils in ihren Schlupfwinkeln. Für die Heimchen (Grillen), welche sich etwa im Zimmer aufhalten, lege man hier und da etwas Erbsenstroh während der Nachtzeit hin; sie kriechen in dasselbe und lassen sich auf diese Weise fangen.

Wanzen nisten sich in aller Geschwindigkeit fest ein, wenn nicht ernstlich vorgegangen wird, sobald sie sich zeigen. Man nehme die Bettstellen sofort ins Freie, säubere sie mit einem Holzstäbchen oder einer Haarnadel in allen Fugen und brühe sie dann mit kochendem Sodawasser und etwas Alaun aus, lasse sie gründlich austrocknen und bepinsele sie mit einer Abkochung von Wermutthee, Petroleum, oder noch besser Salzsäure, vergesse aber auch die Sprungfedermatratze nicht und streue noch mit Insektenpulver nach. Die untapezierten Wände werden sorgfältig verschmiert und dann mit Alaun in Kalkwasser geweißt. Alaun ist überhaupt allem Ungeziefer zuwider. Bilder und Tapeten, die

nicht festkleben, sind besondere Schlupfwinkel für diese Plagegeister. Eine Abwaschung mit Weinessig schützt die Menschen vor den nächtlichen Ruhestörern, auch eine Nachtlampe vertreibt sie einigermaßen, sie wagen sich bei Licht nicht heraus. — Von anderer Seite wird berichtet, daß sich gegen Wanzen nichts so gut bewährt, als dünner Tischlerleim. Man kann denselben in alle Fugen, Zapfenlöcher und Risse der Bettstellen hineinlaufen lassen, hineinpinseln oder hineinreiben; die herauskriechenden Tiere tötet man und die darin bleibenden Individuen wie die Brut werden durch den Leim festgeklebt und für ewig gefesselt, was natürlich ihren völligen Untergang zur Folge hat. Auch der Samen, wo solcher haftet, wie an den Stirnenden der Bettseiten u. s. w., wird durch den Leim gleichsam überglasiert und kann nimmer lebendig werden. In die Risse der Fourniere u. s. w. reibt man den dünnen Leim hinein; was als überflüssig herauskommt, wischt man sofort mit einem nassen Lappen, Papier oder dergleichen ab, damit es nicht erst abtrocknet. Auch in die Gehrungsfugen der Thürbekleidungen oder wo sonst die Wanzen sitzen, läßt man auf diese Weise Leim hineinlaufen, und hinter undichte Scheuerleisten kann man ihn mittelst einer (Spielzeug-) Gießkanne hinein- und hindurchlaufen lassen. Losgegangene Tapeten und Böden, welche gern von den Wanzen zum Nisten gewählt werden, klebt man mit Leim wieder an; was darunter sitzt, ist auf diese Weise für immer am Aufkommen verhindert.

Zuckergast oder Mottenfischchen, ein kleines, silbergraues Tierchen mit Fischleib und von großer Behendigkeit, wählt meist schmutzige Wäsche, in welche es Löcher beißt, zu seinem Aufenthalt. Man sprenge an ihren Wohnorten mit Terpentinöl oder Petroleum und puste die Ritze der Dielen mit Insektenpulver und Schwefelblüte aus.

(J.)

III. Jagd und Fischerei.

214. Jagd-Tafel.

Dem Waidmann, der mit Hochgenuß,
Die Hand auf's Herz, sich sagen muß:
„Ich hab' gehegt, mit Lieb gepflegt
Und brav erlegt durch sichern Schuß":
Dem gilt mein Gruß!

Es lebe, was auf Erden
Stolziert in grüner Tracht;
Die Wälder und die Felder,
Die Jäger und die Jagd!

Das ist des Jägers Ehrenschild,
Daß er beschützt und hegt sein Wild,
Waidmännisch jagt, wie sich's gehört,
Den Schöpfer im Geschöpfe ehrt.

Ein Jäger will ich bleiben,
So lang die Tannen grün,
Mein Liebchen will ich küssen,
So lang die Lippen glühn.

Auch Sonntagsjäger sollen leben!
Es muß ja stets Hanswurste geben.

Das Rohr zur Hand,
Voll Mut die Brust,
Was gleicht im Land
Der Waidmannslust?

Das Mondlicht und der Jäger gehn
Noch einsam durch den Wald;
So still vergnüglich finden sich
Zwei Wandrer nicht so bald.

Durch's ganze Weltall geht die Jagd,
Wohin dein Blick auch wand're.
Von allem, was auf Erden lebt,
Verfolget Eins das Andre.

Jagen ist ein Würfelspiel,
Ein vom Glück bedingtes;
Wage, wer gewinnen will,
Schlimmsten Falls mißlingt es.

Verpufft unsonst sein Kraut
Ein Schütz im Waldesgrund,
So schämt statt seiner sich
Der waidgerechte Hund.

Der Jäger ist im Wald Regent,
Im Walde ein und aus;
Doch steht es mit dem Regiment
Ganz anders oft zu Haus.

Was manch' ein Jäger kann vertragen,
Weiß oft die Schenke nur zu sagen.

Der Jäger ward noch nicht gefunden,
Dem Weib, Tabak und Wein nicht munden.

Ein Jäger und ein Hund fressen alle Viertelstund'.

Aus 'm Walde der Braten und die Beeren vom Hag,
Aus der Schlinge den Vogel, die Forell' aus 'm Bach,
Und taufrische Butter und Bier blank und fein —
Was braucht man da mehr noch um glücklich zu sein?
(A. Sommer.)

Wer Wild zu sehr liebet, der wird gemeiniglich auch wild.

Grabschrift: Hier ruht ein Hund, der offenbar viel klüger als der Jäger war.

Der Jagdhund.

Suchend streift er durch die Flur, nichts entgeht der feinen Nase;
Selbst die allerkleinste Spur wittert er im hohen Grase;
Wie gewandt, wie klug und fein weiß er alles auszuspähen; —
Seiner Arbeit zuzusehen ist schon Götterlust allein. (Bunsen.)

Ein Landwirt, der die Hasenjagd,
Zu seinem Hauptgeschäfte macht,
Denkt nur an seine Flinte
Und an die lust'ge Jägerei.
Bald bringt ihn dann die Bummelei
Für immer in die Tinte. (F. W. Forcke.)

Oberförster: „Herr Forstaufseher, Sie haben wieder nicht gemerkt, daß der Söhlke mit Frau und fünf Kindern Reisig gestohlen hat, — wozu haben Sie denn zwei Augen im Kopf?"

Forstaufseher: „Damit ich bei armen Leuten eins zudrücken kann."

Hoffnung — ist ein Jagdhund ohne Spur. (Shakespeare.) (J.)

215. Matten Haf'.

Lütt Matten de Haf'
De mak sik en Spaß
He weer bi't Studeern
Dat danzen to lehrn,
Un danz ganz alleen
Op de achtersten Been.

Keem Reinke de Voß
Un dach: das en Kost!
Un seggt: Lüttje Matten
So flink oppe Padden?
Un danzst hier alleen
Oppe achtersten Been?

Kumm, lat uns tosam!
Ik kann as de Dam!
De Krei de spelt Fidel,
Denn geit dat kandidel,
Denn geit dat mal schön
Op de achtersten Been!

Lütt Matten gev Pot.
De Voß beet em dot;
Un sett sik in Schatten,
Verspis' de lütt Matten:
De Krei de kreeg een
Bun de achtersten Been.
(Klaus Groth.)

216. Fischzucht und Fischereiwesen auf den Stolberg-Wernigerödischen Domänen im Harz.

Die Fischzucht hat von jeher eine nicht unbedeutende Rolle in der Grafschaft gespielt und ist in neuerer Zeit eng mit dem Landwirtschaftsbetrieb der Domänen verbunden worden. Sie wurde früher nur durch die wilde Fischerei gewonnen, die daher hochgeschätzt wurde. In den ältesten Urkunden über Bestätigung der Klöster, so Drübeck 860, Ilsenburg 1003, wird stets die Fischerei hervorgehoben. Die künstliche Fischzucht in Teichen wurde namentlich im Mittelalter durch die Geistlichkeit und die vielen Klöster stark gehoben. Die Anlage mancher Teiche wird noch urkundlich erwähnt, so die des großen sogenannten Mönchsteiches bei Weckenstedt im Jahre 1463, die Anlage eines kleinen Teiches und zweier Fischbehälter im Jahre 1572 ꝛc. Im Jahre 1496 hatte das Kloster Ilsenburg allein, nach einem Verzeichnis, 15 Teiche, es hatte auch seinen eigenen Fischmeister. Hauptsächlich war es der Karpfen, dessen Zucht im Mittelalter betrieben wurde, daneben aber wurden noch bedeutende Quantitäten Fische von größeren Flüssen und von der See bezogen, wodurch der Handel und Verkehr im Mittelalter mächtig gefördert wurde. Es ist kulturgeschichtlich sehr bedeutsam, daß im Mittelalter durch kein Gesetz der Handel, besonders von der See nach dem Binnenlande, mehr gehoben wurde als durch die Fastengesetze. Auch von seiten der Grafen wurde die Fischzucht, wenn auch nicht sehr ausgedehnt, betrieben. Nach dem Bauernkriege mehrten sich die herrschaftlichen Teiche; im Jahre 1558 werden 15 aufgezählt, die dem Grafen gehörten. Bei der Säkularisation der Klöster kam der Graf in den Besitz aller Teiche, es wurde der Fischzucht jedoch nicht mehr das Interesse und die Sorgfalt wie früher durch die Mönche zugewandt, daher ging mancher Teich ein, und noch jetzt finden sich manche Plätze, die allem Anschein nach früher Fischteiche waren.

Die Fischzucht schien früher recht rentabel zu sein; im Jahre 1496 wurden aus dem Mönchsteich bei Weckenstedt allein für 58 rheinische Gulden Fische verkauft. Die Preise betrugen meist zu Anfang des 16. Jahrhunderts 3 Gulden pro „zenterkarpen", d. i. nach jetzigen Verhältnissen 30 Pfg. pro Pfd., was ein sehr hoher Preis ist, denn das Pfd. Fleisch kostete damals kaum 10 Pfg. Die Steigerung auf die heutigen Fischpreise beträgt danach bloß etwa das 3fache, während andere tierische Produkte um das 10fache gestiegen sind.

Die gräfliche Fischzucht war früher dem Forstwesen unterstellt, vorübergehend wurde auch wohl zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Bestallung der Fischmeister von dem Hofmeister und der Hofküche ausgeführt; im Jahre 1714 stellte Graf Christian Ernst den Fischmeister direkt an und organisierte eine selbständige Fischereiverwaltung, die bis in die neueste Zeit bestanden hat. Im Jahre 1878 wurden die Teiche in das Areal der Domänenverwaltung eingereiht. Man fand bei genauerer Berechnung auch

bald, daß die Teiche sehr wenig Rente abwarfen, während doch die Fischpreise in den 1870er Jahren stetig gewachsen waren. Die Durchschnittspreise der aus den gräflichen Teichen versteigerten Karpfen betrugen

Mitte der 60er Jahre pro Pfd. 75 Pfg.

1868	0,94	Mark	1873	0,97	Mark
1869	0,96	„	1874	1,68	„
1870	0,76	„	1875	1,05	„
1871	1,04	„	1876	1,32	„
1872	0,95	„	1877	1,34	„

In den 80er Jahren sind die Preise wieder bedeutend gesunken. — Die geringen Erträge in den Jahren 1868—77 trotz der hohen Fischpreise wurden dadurch verursacht, daß man die in den Laichteichen erzeugten jungen Fische noch 2—4 Jahre herumzog und dann noch 3 Jahre in die Hauptteiche setzte, also 6—8 Jahre auf die Zucht der Fische verwandte. Der Besatz der Hauptteiche betrug nur 20—40 Stück pro Morgen, eine Fütterung der Fische wurde nicht ausgeführt. Es fand hier nun ein ähnlicher Übergang wie beim Rindvieh von der Weide- zur Stallfütterung statt; man strebte danach, die Hauptteiche mit 100 Stück pro Morgen zu besetzen und ein Heranwachsen zu Verkaufsfischen in 4 Jahren zu ermöglichen. Es wurden die Teiche durch Ausschlämmen und Anlage von Umflutgräben verbessert, an passenden Orten, die als Äcker oder Wiese doch keine Rente abwarfen, neue Teiche angelegt, sämtliche vorhandene Teiche sodann eingeteilt in Laichteiche, Streck- oder Schulteiche und in Haupt- oder Abwachsteiche. Die jungen Brutkarpfen werden nach dem ersten Jahre in einen Streckteich 1. Ordnung, im folgenden Jahre in einen Streckteich 2. Ordnung und sodann auf 1 Jahr in einen Hauptteich gesetzt. Man züchtet hauptsächlich Karpfen und Schleie, weniger Hecht, Forelle und Aal. Das Hauptaugenmerk richtet man auf die Fütterung der Fische, man verwendet dazu allerhand pflanzliche und tierische Abfälle: Lupinen, Fleischmehl, Biertreber, Malzkeime, Schnitzel, Schafdünger, faule oder erfrorene Kartoffeln u. s. w. Der Erfolg dieser Umänderung zeigte sich Anfang der 80er Jahre noch nicht, da noch immer größere Kapitalanlagen gemacht wurden. Im Rechnungsjahr 1886/87 zeigte die Fischzucht auf den 4 Domänen-Administrationen folgendes Resultat: Einnahme 10 906 Mark, Ausgabe 3 022 Mark, Überschuß 7 884. Die Teiche umfassen in Summa eine Fläche von 53 ha, es ergiebt dies somit einen Reinertrag von 148,75 Mark pro ha, welche Summe kaum die besten Äcker einbringen. Das Areal der Teiche ist aber meistens Land, das als Acker oder Wiese fast gar keinen Reinertrag abwerfen würde.

(Prof. Dr. Alexander Backhaus-Göttingen.)

217. Der Wilddieb.

Ich lag im Wald, im Schatten alter Eichen,
Die tausend Jahre wohl und noch darüber
Hier wurzelten, und deren knorr'ge Äste
Schon manchem Sturmwind Trotz geboten hatten. —
Still rings um mich, kein Laut ließ sich vernehmen,
Denn Sonntag war's, von fern die hellen Töne
Der Vesperglocke aus dem kleinen Dörfchen
Erreichten leise nur mein lauschend Ohr.
Ich war vom langen Wandern müd' geworden
Und überließ mich daher gern der süßen Ruhe.
Zwar huschte hier und da ein zwitschernd Vogelpärchen,
Bald jauchzend, klagend bald an mir vorüber,
Doch stört's mich nicht. In Träumen ganz versunken
Vergaß ich, wo ich war, die Welt mit ihren Sorgen,
Und leicht im Schlummer fielen mir die Augen zu. —

Wie lange so im Traum ich da gelegen,
Ich weiß es nicht, doch als ich nun erwachte
Geweckt von Laubgeraschel, Zweigeknicken,
Hat schon die Nacht sich über mich gebreitet,
Und nur der Mond beleuchtete mit seinen Silberstrahlen
Den Wald. Ich rieb den Schlaf mir aus den Augen
Und blickte staunend, fragend um mich her.
Ein überraschend schöner Anblick bot sich da,
Um den mich mancher wohl beneiden möchte:
Am Bache stand, vom Monde hell beschienen
Und scharf gezeichnet auf dem dunklen Grunde,
Ein Edelhirsch, den Kopf mit stattlichem Geweih
Stolz aufgerichtet, unbeweglich da.
Ich hielt mich ruhig, um nicht das Tier zu stören,
Das langsam vorwärts schreitend sich dem Wasser näherte.
Mit einmal zuckt es jäh empor, und seitswärts blickend,
Gewahrt ich eine nächtige Gestalt, im Dunkeln kaum erkennbar
Im Anschlag liegend, um aus sicherem Versteck
Dem Könige des Waldes hier den Tod zu geben.
Kein Laut mehr ließ sich hören, Ruhe überall,
Nichts unterbricht die feierliche Stille.
Ich wollte vorwärts stürzen, um die That zu hindern,
In Wut und Angst, von Frevlers Hand,
Gemordet gleich das edle Tier zu sehen.
Doch konnt' ich's nicht, die Kniee zitterten,
Und angsterfüllt gab meine Stimme keinen Laut. —

Da plötzlich schallt es von dem Fels herunter:
„Halt, schieß nicht, Schurke, nieder mit der Büchse!"
Erschreckt, doch rasch gefaßt, kehrt dieser schnell die Waffe:
Ein scharfer Knall, nein zwei, und beide Männer,
Der Förster wie der Wilddieb, wälzten sich im Blute.
Das alles kam so rasch, so ungeahnt, daß ich,
Ganz starr vor Schrecken, keines Wortes mächtig,
Unthätig auf den Fleck gebannt war. —
Dann wurden Stimmen laut, Holzfäller kamen,
Die durch den lauten Streit und durch die Schüsse

Aus ihren nahen Hütten hergerufen worden.
Auch ich trat jetzt hinzu und half die Beiden
Auf raschgefügte Bahren aufzulegen,
Und sie ins nächste Dorf zu weitrer Sorge tragen.

Der Wilddieb lebte noch, der schwarze Peter,
Ein wilder Bursch, gefürchtet in der Gegend,
Der manchen Mord hier schon begangen hatte.
Auch diesmal hat er nicht gefehlt, und seine Kugel
Hat mitten in ihr Ziel, in's Herz, getroffen.
Sein Opfer gab für Amt und Pflicht sein Leben,
Und jammernd standen Weib und Kind an seiner Bahre,
Des Schützers und Ernährers nun beraubt.
Zwar war der Mörder ja gefaßt und sah im Kerker
Der strengen, wohlverdienten Strafe bang entgegen.
Auch hört ich, daß die Wittwe jenen Preis erhalten,
Der ausgesetzt war auf den Kopf des Wilddiebs. —
Doch das war Blutgeld, konnte sie nicht trösten,
Und immer wieder mußt' ich fragen, wenn ich später
Zurück an jenen schreckensvollen Abend dachte:
„Wiegt wohl des Tieres Leben das der Menschen auf?"

---

218. Die Teichfischerei im östlichen Holstein.

In alten Zeiten war die holsteinische Teich-, speziell Karpfenfischerei viel bedeutender, als in der Gegenwart. Diese Erscheinung läßt sich auf zwei Hauptursachen zurückführen. Zunächst ist es die dem östlichen Holstein eigentümliche und der mühelosen und billigen Anlegung von Teichen günstige Terrainbildung. Die ganze Ostseite dieses Landes besteht meistenteils aus ziemlich hohen, sanft gerundeten, wellenförmigen Hügeln, welche in allen nur möglichen Richtungen dicht nebeneinander liegen, und zwischen diesen befinden sich keine eigentlichen Thalbildungen, sondern vielmehr kesselförmige, aus Seen, Mooren, Äckern und Wiesen bestehende Vertiefungen. Diese kesselförmigen Vertiefungen der letzteren beiden Arten, welche in der Regel staffelförmig übereinander liegen und durch unzählige kleine Bäche verbunden sind, geben hier die passendste und ausgedehnteste Gelegenheit zur Anlegung von Teichen, wobei die kleinen Bäche den namentlich im Winter so unentbehrlichen Zufluß von frischem Wasser lieferten und die verhältnismäßig kurze Abdachung des Terrains der Gefälle gab und das zeitweilige Abzapfen des Teichwassers ermöglichte. Diese günstigen Verhältnisse zur Anlegung von Fischteichen finden sich in dem Maße weder im übrigen Holstein, noch in Schleswig wieder.

Als zweite Hauptursache der vielen Fischteiche im östlichen Holstein ist die klösterliche Ansiedelung der Mönche anzusehen, welche die jedenfalls als künstliche Fischzucht zu betrachtende Teichfischerei vom Süden mitbrachten und hier einführten. Vom Süden nach Norden zieht sich mitten durch das östliche Holstein eine Reihe von früheren klösterlichen Anlagen hin, und alle lassen darauf schließen, daß man bei der Wahl des Ortes besondere Rücksicht darauf genommen habe, inwiefern die Anlage von schönen Fischteichen und etwa damit verbundenen Wassermühlen möglich gewesen ist. So finden wir bei Reinfeld (von den Cistercienserm gegründet) noch etwa acht Fischteiche, von denen der sog. Herrenteich über 50 Hektar umfaßt und zugleich als Mühlenteich dient. In Segeberg ist die sog. „Mönchsmühle" und nicht weit davon die „Herrenmühle".

Bei Ahrensbök, wo im 14. Jahrhundert ein Mönchskloster existierte, zeigt eine Anzahl alter Dämme (zum Teil mit mehrere Hundert Jahre alten Eichen), daß auch hier in früheren Zeiten Teichfischerei betrieben worden ist. Auf Mönch-Neverstorf, wo weder Wassermühle noch ein schiffbarer Fluß, wie bei Reinfeld, zur Ansiedelung eines Klosters einluden, aber über 100 Hektar Landes, welche Anlage von Fischteichen gestatteten, gründete man (im 13. Jahrhundert) eine Mönchsniederlassung und erbaute das Kloster auf einer Anhöhe in einem 25 Hektar großen Fischteich. Von hier treffen wir auf Cismar (cis mare, d. h. diesseits des Meeres), wo die grauen Klosterbrüder am Strande des Klostersees Halt machten: hier finden sich noch heute vier Fischteiche und zwei Wassermühlen; andere Teiche sind nach Aufhebung des Klosters eingegangen. Wenn wir uns erinnern, daß die Mönche es waren, welche, belehrt durch die ihnen zu Gebote stehende römische Litteratur, zuerst im südlichen Deutschland den Ackerbau in Aufnahme brachten und den Weinbau einführten, so dürfen wir wohl auch annehmen, daß sie bei uns die Teichfischerei eingeführt und systematisch betrieben haben werden. Es erscheint auch nicht ohne Beziehung auf die treue Pflege, welche die Mönche ihrem Fischereibetrieb zugewandt haben, wenn der Volksmund noch heute den grauen Pfosten vor solchen Fischteichen, der den Wasserstand derselben reguliert und aus der Ferne als ein unbeweglicher und treuer Hüter erscheint, den „Mönch" nennt.

Es ist nun bekannt, daß die Klöster eine große Anzahl der jetzigen adeligen Güter in Besitz hatten, und es ist natürlich, wenn sie hier überall, wo das günstige Terrain es irgend gestattete, die Teichfischerei einrichteten. Nach Einführung der Reformation gingen diese geistlichen Güter größtenteils in die Hände des schleswig-holstein'schen Adels über. Während in den vormaligen Ämtern die Teichfischerei, insofern die betreffenden Teiche nicht Mühlenteiche waren und noch als Fischteiche benutzt wurden, bald einging, blieb dieselbe auf den adeligen Gütern erhalten, und in den großen Städten Hamburg und Lübeck hatte man (wenn die katholischen Fast- und Fischtage auch abgeschafft waren) immer noch einen hinreichenden und bequemen Absatz und, wie einige alte Nachrichten ergeben, bildete der Ertrag aus der Teichfischerei einen verhältnismäßig hohen Teil der Wirtschaftseinnahme. Aus diesen alten Nachrichten ersehen wir u. A. auch die damaligen Preise der Karpfen; so auf dem Gute Rantzau im Jahre 1598: 6 Mark 6 Schillige für den Zuber (140 Pfd.), im Jahre 1647: 12 Mark, im Jahre 1705: 16 Mark; auf dem Gute Koselau im Jahre 1647: 12 Mark und im Jahre 1705: 16 Mark. Bis in das erste Jahrzehnt unseres Jahrhunderts waren die Karpfenpreise verhältnismäßig hohe, dann fielen sie bedeutend, und vom Beginn der Freiheitskriege an kam die ostholsteinsche Teichfischerei in Abnahme. Zunächst wurden die Hauptmärkte Hamburg und Lübeck mit Karpfen aus Westpreußen, Schlesien und Böhmen (auf dem billigen Wasserwege) überflutet. Hinzukam, daß in Hamburg ein sog. Fischeramt, als alleinberechtigt zum Betrieb des Fischhandels, eingeführt wurde, welches die Preise nach Belieben drücken konnte; und schließlich war bei dem ersten Auftreten der Cholera die Ansicht allgemein verbreitet, daß alle Süßwasserfische ein sehr gefährliches, die Cholera beförderndes Nahrungsmittel seien. Die Folge war, daß in den Jahren 1808 bis 1815 die Karpfenpreise auf 6 ja 4 Thaler Courant für den Zuber sanken und die Fische oft unverkäuflich waren. Kein Wunder daher, wenn die Teichfischerei in Verfall geriet; die Dämme wurden planiert, die niederen Teile des Teiches (Blänken) mit Gräben gut durchzogen und so das Land dauernd unter den Pflug genommen, oder, wo die Bodenbeschaffenheit dieses nicht möglich machte, zu Wiesen oder ewigen Weiden ausgelegt. Nur einzelne Teiche erhielten sich, entweder kleine, in denen der Besitzer seinen eigenen Bedarf an Fischen aufzog, oder einzelne ganz große, deren Umwandlung in Acker- oder Wiesenland

sich nicht hatte ausführen lassen. Diese wurden dann auch zuweilen zur Fischzucht benutzt, konnten aber immer nur einen verhältnismäßig geringen Ertrag liefern, weil der Einsatz nicht selbst gezogen werden konnte, sondern oft teuer gekauft und viele Meilen weit hergeholt werden mußte.

Nur auf wenigen Gütern erhielt sich ein vollständiges System der Karpfenfischerei, und besonders auf dem adeligen Gute Kletkamp wurde die Karpfenzucht auch fürder in ausgedehntem Maße betrieben. Zu Anfang des Jahrhunderts waren hier noch über 40 Teiche und Heller in Benutzung, jetzt sind es nur etwa 25 Teiche mehr. Regel war und ist, daß der Teich 3 Jahre zur Fischzucht benutzt wird, um dann die nächsten 2 oder 3 Jahre (je nach Bodenbeschaffenheit) Weizen, Hafer oder Mengkorn ohne alle Düngung zu säen oder dieses nur auf den höher gelegenen, trockneren Stellen, den Rändern (Schöllkanten) oder kleinen Inseln (Wardern) zu thun, in den Blänken aber Heu zu gewinnen. Die Bodenbeschaffenheit wechselt vom schönsten Weizenboden und schwerstem Lehm bis zum kalten Moorgrund und eisenhaltigen Grandboden. Wenn nun auch die Erfahrung gelehrt hat, daß die schlechtesten Bodenarten bei dieser Wechselwirtschaft sich meistens am besten lohnen, so steht es andererseits doch fest, daß die Karpfen in einem Teich mit gutem Weizenboden am besten gedeihen: ja, man kann sagen, gute Boden-Beschaffenheit ist die erste Bedingung eines rentablen Karpfenteichs.

Der Besitzer des Gutes (Graf Brockdorff) beschrieb im Jahre 1847 seine Fischerei (in Teichen, deren größter 30 Hektar, deren kleinster nur reichlich 1 Hektar groß ist), wo er u. A. bemerkt, daß im zehnjährigen Durchschnitt vom Hektar Fläche 4 Zuber Speisefische, also 240 bis 280 Kopf, gefischt wurden. Es wurden während dieser Zeit (Anfang der vierziger Jahre) erzielt für den Zuber Marktware etwa 15 bis 16 Thaler Courant, für Streck (Setzkarpfen, den Zuber zu 400 bis 600 Köpfen) 20 Thaler und für Kuller (Laich) 50 bis 60 Thaler. Das dortige Teichareal (112 Hektar) trug (nach zehnjährigem Durchschnitt) jährlich ein: für verkaufte Fische (nach Abzug von 30 Thaler Unkosten) 1170 Thaler, 150 Fuder Heu, je 3 Thaler, gleich 450 Thaler, und 120 Fuder Hafer, je 6 Thaler, gleich 720 Thaler, also insgesamt 2 340 Thaler Courant, nach unserem jetzigen Reichsgeld (der Thaler gleich 3 Mk. 60 Pfg.) gleich 8 424 Mark. Der Besitzer nimmt als Unkosten für Einsaat, Bestellung, Ernte, Fuhr- und Tagelohn 2 Thaler auf den Hektar, und nur den vierten Teil als beackert an, so daß für den Hektar ungefähr 19 Thaler oder rund 70 Mark Reingewinn übrig bleiben, derzeit ein hoher Ertrag. — Aus dem Auswahl- oder Marktwarenteich werden nach 2 oder 3 Jahren $2^1/_4$- bis 4pfündige Karpfen herausgefangen und verkauft.

Vergleichen wir mit diesen vor einem halben Jahrhundert gezahlten Preisen die jetzigen weit höheren Karpfenpreise, so ist es erklärlich, daß der Karpfenzucht gegenwärtig wiederum eine erhöhtere Aufmerksamkeit zu teil wird. Im ersten Drittel unseres Jahrhunderts ist die eigentliche regelmäßige Teichfischerei auf den adeligen Gütern nach und nach und anscheinend, teils des schon lange auf Kosten der immer mehr verschwindenden Waldungen sich ausdehnenden Ackerbaues, teils auch der bei Einführung der reinen Brache immer notwendiger werdenden Entwässerung wegen, verdrängt worden. (J.)

219. Der Ochse und der Fisch bei Weidewirtschaft und Stallfütterung.

Die bei der Viehzucht einzuhaltenden Grundsätze bauen sich auf Erfahrungen, Überlieferungen und dadurch bedingten, pratisch befundenen Grund-

lagen auf. Aber auch die Fischzucht, die ja bekanntlich in längst entschwundenen Zeiten schon blühte und oft lange, besonders in unserem Jahrhundert vernachlässigt wurde, hat Fortschritte gemacht und muß sie weiter machen.

Wenn man früher bei der Fischzucht mehr Weidewirtschaft trieb, so erfordert die heutige Zeit, bei dem verarmten Wasser, wenn ich so sagen darf, Stallfütterung! Jawohl, denn die Teiche, die wir uns anlegen, sind nichts anderes, als der Stall mit Tummelplatz unserer Fische, in dem sie sich wohlbefinden, geschützt sind und darin gedeihen sollen.

Bei der Viehzucht, soll sie rentabel sein, stehen die Worte über der Stallthür als Gebot: „Futter, Futter und nochmals Futter!“ Diese drei Worte muß auch der Fischfreund im Spiegelbild seines Teiches erblicken und sie beherzigen. Sorgt die Natur also nicht selbst für völlige Ernährung seiner Fische, was in den wenigsten Fällen zutreffen kann und wovon er sich zu überzeugen hat, so muß er zur richtigen Zeit richtiges Futter beschaffen. Darin eigentlich liegt die Kunst!

Praktische Männer haben berechnet, daß man ein Stück Rindvieh mit Trockenfutter ernährt, das pro Centner mindestens 1,50 Mk. kostet, während sie feststellen, daß der Fisch (Karpfen) mit Stoffen ernährt werden kann (Dünger ꝛc. auch nicht zu vergessen) die sich pro Ctr. nur auf etwa 1,00 Mk. stellen. Ein bekannter Fischzüchter erzielt nach seinen Mitteilungen bei der künstlichen Fütterung von je 0,9 kg Eiweißsubstanz und 0,45 kg Kohlenhydrate 1 kg Fischfleisch. Für die Karpfen sind zerkleinerte Lupinenkörner ein sehr gutes Futter. Wartungszinsen und Kapitalkosten sind zudem beim Fisch weit geringer als beim Vieh.

Vergleichen wir z. B. einen Ochsen mit dem Fisch, so wird der Ctr. bei ersterem mit etwa 30—40 Mk., beim Karpfen dagegen mit 60—70 Mk. verwertet. Freilich leistet uns der Fisch keine Zugviehdienste und keinen Dünger; dennoch neigt sich die Berechnung stets zugunsten der Fische.

„Ja“, wird da mancher denken und sagen: „aber das wässerige Fischfleisch, das kann man doch mit einem derben Stücke Lendenbraten nicht vergleichen!“ Dem ist zu entgegnen: Allerdings wird der Ochsenbraten seine Vorherrschaft auf der Tafel behalten, und besonders der einfache Mann wird stets glauben, in seinem ausgekochten Stück Suppenfleisch, dessen Fasern ihm in den Zähnen bleiben, eine Fülle von Kraft in sich aufgenommen zu haben! Aber es ist doch hier nicht die Frage, was durch besondere Erziehung dem Gaumen am besten schmeckt, sondern die Frage, zum Wohle unserer deutschen Volkswirtschaft, welches Fleisch von beiden, bei billiger oder gleichwertiger Produktion (die Fische sind ja im Kleinverkauf noch viel zu teuer) mehr Nahrungsstoffe dem menschlichen Körper zuzuführen imstande ist. Es ist unstreitig das Fischfleisch, selbst wenn der geneigte Leser ungläubig den Kopf darüber schüttelt. Mag ja dasselbe Quantum vorzüglichen Mastochsenfleisches (wie wenige bekommen dieses!) einen etwas höheren Nährwert

haben als das entsprechende Gewicht Fischfleisch. Der Ochse hat aber schwere Knochen, die mitgekauft und verrechnet werden müssen; gute Arten von Fischen haben aber so leichte Gräten, daß sie wenig ins Gewicht fallen. Vor allem ist Fischfleisch (Lachs, auch Aal ausgenommen) leicht verdaulich, d. h. es geht rascher und ohne wenig Rückstände in's Blut über; der Hungrige wird dadurch, im Verein mit Brot oder anderen Speisen, viel rascher zu Kraft für die Arbeit kommen.

Wo also Fische nicht zu teuer gezüchtet und gekauft werden können, ist deren Genuß auch dem gemeinen Manne nur zu empfehlen. Dabei ist nicht zu vergessen, daß Fisch auch im kleinen Quantum gekauft werden kann, was bei rohem Fleisch nur mit Verlust des Käufers möglich ist.

Leider sind, wie schon oben gesagt, die Fische, besonders die Süßwasserfische, noch immer zu teuer, weil Produktion und allgemeiner Verbrauch noch immer viel zu gering ist. Auflebende und blühende Fischzucht dürfte diesen Übelstand am raschesten entfernen, ohne die Befürchtung aufkommen zu lassen, der Fischzucht damit den Boden der Rentabilität wegzuziehen. Es würde dem Fisch als Nahrungsmittel wieder diejenige Stelle eingeräumt, die ihm gebührt. Gute Beispiele ermuntern. Die deutsche Militär-Verwaltung ist darin schon vorgegangen, und sind Versuche mit Verpflegung der Mannschaften mittels Fischfleisches (vorläufig Seefische) nicht nur im Gange, sondern überall günstig ausgefallen. Freilich, mit Süßwasserfischen wird dies sobald noch nicht möglich sein. Aber im kleinen Konsum; wie würde sich z. B. in dichtbewohnten Gegenden zum Wohle der Bevölkerung deren Ernährung durch Fischreichtum heben können! Wie gut bekäme die Ausbeute des Teiches manchen großen und kleinen Besitzungen, bei einer gesunden, mehr abwechselnden und die Arbeitskraft mehr anregenden Beköstigung des ganzen menschlichen Apparates; wie viel Fleisch, das doch meist zugekauft wird, könnte dadurch erspart werden!

Um ihr vorgestecktes Ziel zu erreichen, erübrigt nun der Fischzucht, entweder leere oder verarmte Gewässer durch Einsetzen im Wachstum begriffener Fische zu bevölkern, Fischeier oder Fischbrut in dieselben zu bringen, Fischzucht in Teichen zu betreiben, oder künstliche Fischzucht, d. h. Ausbrüten von Fischeiern im riesigen Maßstabe vorzunehmen.

Auf allen diesen Gebieten machen sich gottlob in der Neuzeit Bestrebungen geltend; was aber unserm lieben deutschen Vaterlande Not thut, das ist eine allgemeine Einführung der einst durch die Klöster hervorgerufenen, blühenden Teichfischzucht, die leider in ganzen Landstrichen ausgestorben und vergessen ist. Die schönen und gut bewirtschafteten Teiche gehörten früher zum unumgänglichen Bestandteil des großen, ja oft des kleinen Grundbesitzes; sie durften ebensowenig, wie Viehstall, Pferde, Garten und Park fehlen. Bei heutigem Fragen danach zuckt man die Achsel und sieht recht blöde drein, da man nicht recht weiß, was man sagen soll. Raffen wir uns doch auf! Das stärkste, wenn auch bescheidenste Volk unseres Erdballs, das deutsche, soll sich hierin von anderen Völkern überbieten lassen?

Ein braver hannoverscher Lieutenant aus Lippe-Detmold, Jakobi zu Hohenhausen, hat Ende des vorigen Jahrhunderts (1790) den Anstoß zur künstlichen Fischzucht gegeben. Jetzt, wo man erst anfängt ihm dankbar zu werden, sollten viele, alle, die dazu beitragen, des längst zu Staub gewordenen Fischfreundes Entdeckung der künstlichen Zucht zu verwerten, denen Gelegenheit durch Wasser offen steht, zum mindesten aber ihre Gewässer mit Fischen bevölkern: Viele Scherflein geben ein gewaltiges Kapital!

(Heinrich Freiherr v. Schilling.)

220. Teichforellenzucht in der Lüneburger Heide.

Die seit Anfang der Achtziger Jahre in der Lüneburger Heide, besonders in den Ufergebieten der Örtze und der in diese letztere bei dem Dorfe Müden einmündenden Wietze eingeführte Forellenzucht in geschlossenen Teichen nimmt fortwährend größere Ausdehnung an. Die zur Herbstzeit nach den großen Städten, besonders nach Hamburg, Bremen und Berlin, abgehenden Forellensendungen sind nicht unbeträchtlich und mit jedem Jahre werden sie bedeutender, da fortwährend neue Forellenteiche angelegt werden. In früheren Zeiten haben die Große Örtze nebst der Wietze gleichfalls Forellen geliefert, indessen ermangeln sie derselben gegenwärtig völlig, wofür man den Grund in den durch die ausgedehnten Wiesenberieselungsanlagen verursachten Störungen in der Bewegung des Wassers suchen zu müssen glaubt.

Bei der bekannten Vorliebe der Forellen für fließendes und besonders für klares Wasser und für steinigen Untergrund hat es etwas Überraschendes, dieselben in geschlossenen Teichen zu finden, deren Untergrund in der Heide sogar größtenteils moorig und deren Wasser durch torfige und humose Bestandteile dunkel und keineswegs schlammfrei ist; indessen sieht man die Fische dennoch gut in denselben gedeihen, bis auf die natürliche Vermehrung, die ausgeschlossen ist. Zwar entwickeln sich sowohl Eier als Milch bei den beiden Geschlechtern, aber die ersteren finden kein Gedeihen, wenn sie nicht in die aufgestellten Brutkästen übernommen und durch fließendes Wasser durchaus rein gehalten werden. In dem Schlamm und Schlick der Teiche verkümmern sie dagegen alsbald. Die Fischzüchter nehmen daher den Rogenern und Milchnern ihre Leibesfrucht sorgfältig ab, vermengen beide und bringen dann die Eier in die Brutkästen, woselbst die Entwicklung der jungen Brut ungestört vor sich geht. Wenn das eigene Produkt nicht ausreicht, werden Eier von auswärts verschrieben.

Sobald nun die junge Fischbrut ausgekommen ist, wird sie in einen Teich gesetzt, den sogenannten Brutteich, in welchen ältere Forellen nicht eingelassen werden dürfen, da sie die eigene Art nicht verschonen, sondern sie mit derselben Gier verschlingen, wie andere kleine Fische. In diesem Brutteiche verbleiben dann die jungen Forellen bis zum Herbst und werden darauf in einen abgefischten, mit älteren Fischen besetzt gewesenen Teich übergeführt, wo sie bis zum dritten Jahre verbleiben. Sie haben bis dahin das von den Händlern geforderte Gewicht von $^1/_2$ bis $^3/_4$ Pfund erreicht und nun gehen sie als geeignete Handelsware am besten ab; schwere Ware ist nicht so gesucht. Zur Züchtung brauchbarer Forellen bedarf es also dreier Teiche, von denen der am längsten besetzt gewesene im Oktober oder anfangs November abgefischt wird und dann während des Winters trocken liegt, damit er gehörig ausfriert.

Höchst eigentümlich ist die Art, wie diese Teiche in der Lüneburger Heide geschaffen werden; sie werden nicht etwa ausgehoben, sondern man fängt, wo

eine sumpfige, mit Bülten, Glockenheide, Binsen und sonstigen Sumpfgewächsen besetzte Fläche das Vorhandensein von Quellen verrät, deren Wasser träge über der Fläche dahinzieht, dieses letztere dadurch auf, daß man an einer niedrigen Stelle einen mit zwei Flügeln versehenen (hufeisenförmigen) Damm aufwirft, welcher letztere dann eine Stauung verursacht, aus der sich der Teich bildet. Selbstverständlich muß einiges Gefälle vorhanden sein, damit sich das Wasser zu einer geeigneten Tiefe ansammeln kann. Unmittelbar vor dem aufgeworfenen Damm ist die Wasserfläche natürlich am größten und die obere Grenze des Teiches findet sich dort, wo das Terrain bis zur gleichen Höhe mit der Krone des Dammes sich erhoben hat. Jedoch staut man aus leicht ersichtlichen Gründen das Wasser nicht bis zur Höhe des Dammes auf, sondern reguliert den Stand desselben durch einen in den Damm eingesetzten Mönch. Wo irgendwo in der Heide eine größere Sumpfstelle einigermaßen ergiebige Quellen aufweist und einiges Gefälle hat, da läßt sich auf die soeben beschriebene Weise auch ein Teich anlegen.

Die Ergiebigkeit der Teiche ist nun, je nach der Beschaffenheit des Bodens, mehr aber noch des Wassers, verschieden; zu viel Säure im Boden und „unfruchtbares" Wasser lassen eine nur schwache Vegetation zu, und damit im Verhältnis steht dann die Entwickelung und Vermehrung des niederen Getiers, welches den Forellen zur Nahrung dient. Je fruchtbarer der Boden und je reicher das Wasser an nährenden, den Pflanzenwuchs fördernden Stoffen, desto reicher ist die Produktion an Fischnahrung. Es kommt vor, daß die Forellen in besonders fruchtbaren Teichen schon im zweiten Lebensjahre das oben erwähnte Handelsgewicht erreichen, während dies in der Regel erst im dritten Jahre der Fall ist. Anderseits giebt es aber auch Teiche, in denen die Forellen überhaupt nur ein mäßiges Gedeihen finden; im voraus ist darüber kaum mit einiger Sicherheit zu entscheiden, vielmehr wird dabei die Erfahrung ihr Bestes thun.

Zahlreich sind die *Feinde der Forellen*, und der Abbruch, der ihnen, besonders der jungen Brut, durch diese geschieht, ist oftmals recht bedeutend. Hauptsächlich sind es die Raubfische, einschließlich der größeren Forellen selbst, welche den Teichen bedeutenden Schaden zufügen, sodann aber der kleine unscheinbare Stichling; er ergreift und verzehrt die junge Brut, und den alten Forellen wird er, gleich allen anderen Raubfischen, durch seinen scharfen Stachel in der Rückflosse gefährlich, indem dieser den Fischen, welche in ihrer Gier Stichlinge verschluckt haben, so empfindliche innere Verletzungen verursacht, daß sie daran zu Grunde gehen. Sehr schädlich sind auch, besonders im ersten Jahre, die Larven der Libelle, welche die kleinen Fische mit ihren scharfen Zangen ergreifen und aussaugen. Auch Molche stellen den jungen Brutfischen nach, und Ratten und Wasserspitzmäuse wagen sich selbst an größere Exemplare heran. Während in der warmen Jahreszeit die Feinde der Forellen vielen Schaden anrichten, droht ihnen im Winter die *Frostgefahr*, gegen die es nur ein wirklich sicheres Mittel giebt, nämlich ein ununterbrochener nicht zu träger Zu- und Ablauf des Wassers. Sind die Quellen, die den Teich speisen, nicht ergiebig genug und reicht das Gefälle nicht aus, um eine lebhafte Strömung wenigstens an den Zu- und Ablaufsstellen zu erzeugen, dann liegt in jedem Winter die Gefahr vor, daß die Fische unter der Eisdecke ersticken und der Teich bis auf den Grund zufriert, wodurch dann gleichfalls der Untergang des ganzen Besatzes herbeigeführt werden kann. Bevor man also zur Anlegung von Fischteichen dieser Art schreitet, muß man die *Wasser-* und *Gefälleverhältnisse* genau untersuchen. Sind diese gut, dann kann man unbedenklich die Anlage einrichten im anderen Falle ist davon abzuraten.

Die *Abfischung* der Teiche findet im Oktober, zuweilen auch noch im November statt. Die Händler senden dann, auf zuvorige Benachrichtigung, ihre

Kübel und Behälter an die Bahnhöfe, wo sie von den Fischteichbesitzern abgeholt, an den Teichen mit ungetrübtem Wasser gefüllt und mit Fischen voll besetzt wieder zur Bahn gebracht werden. Der Preis der Forellen ist recht hoch und zwar gewöhnlich an Ort und Stelle 3 Mk., für besonders gute, gleichmäßige Ware auch $3^1/_2$ Mk. für das Pfund. Sind daher zwar die Anlagekosten und die Ausgaben zur Unterhaltung der Teiche, für Ausbringung und Wartung der Brut u. dergl. nicht ganz unbedeutend, so bleibt doch bei solchen Preisen die Forellenzucht ein lohnender Erwerbszweig, und wenn man bedenkt, daß es fast völlig ertragslose Flächen sind, welche man in Teiche verwandelt, so liegt um so mehr Veranlassung zur Förderung derselben vor. Kommt dann etwa noch hinzu, daß die Teiche sich auch zur Karpfenzucht eignen, was oftmals der Fall ist, dann ist der Betrieb um so lohnender und man kann nur wünschen, daß er nicht nur in der Lüneburger Heide sich mehr und mehr ausbreite, was von Jahr zu Jahr geschieht, sondern daß auch andere Gegenden mit ähnlichen Bodenverhältnissen sich mit demselben befassen mögen.

Die Ausbreitung der Fischzucht in der Lüneburger Heide wird in jüngster Zeit durch die Fischbrutanstalt zu Bienenbüttel und den dort angestellten Fischmeister erheblich gefördert. Die Königliche Landwirtschafts-Gesellschaft zu Hannover und der landwirtschaftliche Hauptverein für das Fürstentum Lüneburg, welche mit Hülfe bedeutender Staatsunterstützungen diese Anstalt errichtet haben und in erweitertem Maße auch erhalten, haben sich um die Hebung dieses wichtigen landwirtschaftlichen Nebenzweiges dankenswerte Verdienste erworben.

---

221. Mondwanderung.

Der Förster ging zu Fest und Schmaus!
Der Wildschütz zieht in den Wald hinaus.

Es schläft sein Weib mit dem Kind allein,
Es scheint der Mond in's Kämmerlein.

Und wie er scheint auf die weiße Wand,
Da faßt das Kind der Mutter Hand.

„Ach Mutter, wie bleibt der Vater so lang',
Mir wird so weh, mir wird so bang!"

‚Kind, sieh nicht in den Mondenschein;
Schließ' deine Augen, schlaf' doch ein.'

Der Mondschein zieht die Wand entlang,
Er schimmert auf der Büchse blank.

„Ach, Mutter! und hörst den Schuß du nicht?
Das war des Vaters Büchse nicht!"

‚Kind sieh doch nicht in den Mondenschein,
Das war ein Traum, schlaf ruhig ein!' —

Der Mond scheint tief ins Kämmerlein
Auf des Vaters Bild mit blassem Schein.

„Herr, Jesus Christus im Himmelreich!
O Mutter, der Vater ist totenbleich!" —

Und wie die Mutter vom Schlummer erwacht,
Da haben sie tot ihn heimgebracht! (Robert Reinick.)

Fünfte Abteilung.

Der Landwirt in Feld und Wald, im Moor und auf der Heide.

I. Die Feldfrüchte; Saat und Ernte.

222. Die Europäischen Kornarten.

„Herr, fürstlich ist dein Bissen,
Doch Eines thut ihm not,
Das mag kein Knecht vermissen:
Wo ließest du das Brot?"

So läßt Gustav Schwab die nach der Schlacht bei Seckenheim zum Mahle geladenen Fürsten sprechen, die trotz der reich besetzten Tafel aus der Pfalz zu Heidelberg vergebens nach einem Stückchen Brot ausschauen, das sie nicht entbehren können.

Das Brot, welches wir aus dem Getreide gewinnen, ist eine Gottesgabe, und nirgends wird erwähnt, daß der Getreidebau in alter Zeit eingeführt sei, seine Geschichte fällt in den Bereich der Sage. Der Anfang des Getreidebaues liegt weit über die geschichtliche Zeit hinaus. Gerade die jährliche Aussaat der Körnerfrüchte hat den Menschen zu einer regelmäßig wiederkehrenden Thätigkeit gezwungen, sie sind die Haupthebel aller Kultur geworden. Auf der nördlichen Halbkugel gingen Kultur und Wohlstand der Völker mit der Getreidekultur Hand in Hand, die Aufrechterhaltung der menschlichen Gesellschaft war an das Korn geknüpft.

Unter „Korn" versteht man in den germanischen Sprachen dasjenige Getreide, welches unter den Nahrungspflanzen eines Landes den ersten Platz behauptet, und so ändert sich mehrmals die Bedeutung dieses Wortes. Im skandinavischen Norden heißt Korn die Gerste, im nördlichen Deutschland der Roggen, im südlichen der Weizen und in einigen Gegenden der daselbst vorzugsweise gebaute Spelzweizen.

Trotz vieler und gründlicher Nachforschungen ist man bis jetzt nicht imstande gewesen, die eigentliche natürliche Heimat der wichtigeren Kornarten aufzufinden. Über unsere europäischen Kornarten besitzen wir nur ungenaue Andeutungen, daß sie hin und wieder in den südwestlichen Ländern Mittelasiens wild gefunden sein sollen. Man hat annehmen zu müssen geglaubt, daß der größere Teil unserer europäischen Getreidearten in Nord-Persien und Indien ursprünglich wild wachse, der Sommerweizen im nördlichen Indien, Gerste am Araxes und Kur in Georgien. Doch lassen die Stellen Zweifel entstehen.

Zu den älteſten Getreidearten gehört der Weizen, deſſen ſowohl in den bibliſchen als auch in den homeriſchen Schriften gedacht wird. In China war er ſchon 3000 Jahre v. Chr. als Kulturpflanze bekannt. Der Weizen gehört keinem Himmelsſtrich an wie der unſerige vom 40. bis 60.° nördl. Breite, denn ſeine Reife fällt in die Regenzeit dieſer Gegenden; wohl aber einem ſolchen vom 40. bis 30.°, wo er früh in der trockenen Jahreszeit reift. Er verlangt eine mittlere Sommerwärme von 11°. In wärmeren Gegenden kommt er nicht fort, wofern nicht die höhere Lage derſelben ein anderes Klima zur Folge hat. Er gedeiht z. B. in Peru auf einer Höhe von 2500 m. Außerdem braucht in den Tropen der Menſch für ſeine Nahrung nur weniges Land urbar zu machen; dort hat ſich der Menſch Pflanzen dienſtbar gemacht, die ihm eine reichere und weniger zögernde Ernte liefern. — Es mag wahrſcheinlich ſein, daß der Weizen in Aſien ſich wild fand, und zwar in der Nähe des Spelzes, da er mit dieſem faſt überall zuſammen gebaut iſt, und vielleicht fand er ſich in noch höheren Gegenden desſelben Landes wild, da er beſſer als der Spelz die Kälte erträgt.

Was nun dieſen betrifft, ſo war auch ſein Anbau uralt. Plinius nennt den Spelz das älteſte Getreide bei den Römern. Von der Heimat des Spelzes haben wir nur wenige Angaben. Er wird heute namentlich in Süddeutſchland, der Schweiz, Italien, Griechenland und Spanien kultiviert und wie der Weizen benutzt. Wie aber die altitaliſche Landwirtſchaft vom Spelz zum Weizen übergegangen iſt, ſo pflegt auch dieſer in Süddeutſchland den Spelzbau zu verdrängen. Er liefert aber, verglichen mit dem Weizen, im Brutto-Ertrag mehr als eine doppelte Ernte, dem ſpezifiſchen Gewicht nach aber vor der Enthülſung nicht viel über, nach der Enthülſung weniger als die Hälfte. Der Spelz iſt genügſamer in Bezug auf Boden und Klima und weniger Gefahren ausgeſetzt als der Weizen.

Die Gerſte iſt wahrſcheinlich die älteſte Ackerfrucht geweſen. Bei den Alten war die bekannteſte Gerſte die Winter- oder ſechszeilige Gerſte, dann folgte die zweizeilige oder große Gerſte, und unſere gewöhnliche vierzeilige wurde ſeltener gebaut, bei den Römern vielleicht gar nicht. Es iſt daher nicht unwahrſcheinlich, daß die vierzeilige Gerſte eine neue Art iſt, aus der ſechszeiligen in nördlichen Gegenden dadurch entſtanden, daß man ſie zum Sommergetreide machte. In Deutſchland baut man die ſechszeilige Gerſte ſeit dreihundert Jahren. Die Gerſte iſt heute ein Hauptnahrungsmittel in Sibirien, Norwegen, Schottland, Irland und den Alpen.

Den Roggen kannten die Alten gar nicht. Den wilden Roggen verſetzt man vielleicht am beſten in die kaſpiſch-kaukaſiſche Steppe und überhaupt in das weſtliche Aſien und ſüdöſtliche Europa. Samen von dieſem wilden Roggen in den botaniſchen Garten von Berlin geſäet, brachte ein Gras hervor, dem gemeinen Roggen im ganzen ſehr ähnlich, aber mit längeren Grannen überhaupt und beſonders an den Kelchblättchen. Der Roggen wurde wahrſcheinlich ſchon lange von den mongoliſchen Völkern gebaut, welche

das innere Asien bereits in den frühesten Zeiten bewohnten, und kam erst im Mittelalter, als diese Völker Einfluß auf Europa hatten, nach diesem Erdteil. Er ist für Mittel- und Nordeuropa das wichtigste Getreide geworden, nimmt aber einen viel schmaleren Gürtel ein als der Weizen.

Der Hafer wurde im frühen Altertum, wie auch jetzt, mehr zum Viehfutter als zur Nahrung des Menschen gebaut. Aber in den späteren Zeiten ist keine Spur von dem Gebrauche dieses Getreides; nach den homerischen Gesängen bekamen die Pferde, wie noch jetzt häufig in Südeuropa, immer Gerste, nie Hafer. Die Griechen scheinen überhaupt keinen Hafer gebaut zu haben, er galt ihnen als ein Unkraut. „Hafergrütze kannten ihre Ärzte nicht. Vielleicht war der Haferbau vormals nur bei den germanischen und keltischen Völkern üblich und kam von dort zu den Römern. Die Deutschen lebten nach Plinius von Haferbrei, wie im Mittelalter die britischen Kelten. Der Hafer kann noch weithin nach Norden angebaut werden, weshalb er noch in unserer Zeit den Bewohnern rauher Gebirge, z. B. den Schotten, als Brot dient. Einheimisch ist indessen in Europa keine daselbst gebaute Haferart. Vielleicht sind die Donauländer seine Heimat, vielleicht ist er durch die nördlichen asiatischen Völker zu uns gekommen. Das spätere Griechenland soll ihn durch die Kreuzfahrer kennen gelernt haben. —

Es erhellt, daß die Heimat der meisten Getreidearten unbekannt ist, daß nur die Heimat einer der ältesten und am häufigsten gebauten Getreideart, des Spelzes, wahrscheinlich nach dem nördlichen Persien versetzt wird, daß die Heimat einer anderen ebenfalls sehr alten und häufig gebauten Getreideart, der Gerste, wahrscheinlich in Armenien sich befindet. Von Indien stammen unsere Getreidearten nicht ab, in den älteren Zeiten bestand auch kein bedeutender Verkehr zwischen Indien und den westlichen Ländern. Zwei Getreidearten, Roggen und Buchweizen, gehören wahrscheinlich mongolischen Völkern an, wenigstens Völkern des mittleren und östlichen Asiens; sie waren den alten Kulturvölkern unbekannt und werden erst nach der großen Völkerwanderung und später in Europa eingeführt. Nur ein einziges Getreide scheint den keltischen Völkern anzugehören, der Hafer.

Die Getreidearten verbreiteten sich durch die Völkerzüge; so sind Weizen, Spelz und Gerste ohne Zweifel nach Europa gekommen. Es scheint nicht, als ob sie von einem fremden Stamme zum anderen übergingen, man baute wahrscheinlich Roggen und Buchweizen seit langer Zeit in Ländern, welche den Weizen- und Spelzländern nahe lagen, ohne daß man in diesen den Versuch machte, jene seltener fehlschlagenden Getreide zu säen. Wenn aber ein Volk, ein Haufen oder eine Familie, sich in ein anderes Land begab, so vertauschten diese Menschen leicht das mitgebrachte Getreide mit einer diesem Lande eigenen Art, so wie sie statt der bis dahin gebrauchten Tiere andere fingen und sich unterthänig machten. Das Altertum war in dieser Hinsicht erfinderischer als die Neuzeit; seit Jahrtausenden hat man kein wildwachsendes Gewächs zum Getreide gemacht.

Wer sollte glauben, daß da, wo man auf deutschem Boden die lachendsten Fluren mit goldenen Ähren erblickt, sich in der Vorzeit undurchdringlicher Wald befand, und anderwärts wieder große Heidesteppen, Sümpfe und öde Strecken! Strabo, ein Grieche, der unter Augustus lange Zeit in Rom lebte, sagt unter anderem: „Allen Völkern dieses Landes gemeinsam ist die Leichtigkeit der Auswanderung wegen der Einfachheit ihrer Lebensweise, und weil sie keinen eigentlichen Ackerbau kennen und keine Vorräte einsammeln, sondern in Hütten wohnen und nur den täglichen Bedarf besitzen. Ihre meiste Nahrung nehmen sie vom Zugvieh, gleich den Wanderhirten, so daß sie, diese nachahmend, ihren Hausvorrat auf Wagen laden und mit den Viehherden sich wenden, wohin es ihnen beliebt." Deutschland war damals ein in jeder Beziehung rauhes Land, mit einem kälteren Klima als heute. Die Landwirtschaft befand sich noch völlig in der Kindheit; ein großer Teil des kulturfähigen Landes lag brach, und was davon angebaut wurde, geschah nicht durch freie Männer, sondern durch Leibeigene oder Weiber.

Vorzüglich wirkten die christlichen Bekehrer vorteilhaft auf den Ackerbau ein, indem sie in bisher unkultivierten Gegenden Klöster und geistliche Stiftungen gründeten und einen besseren Anbau des Bodens daselbst verbreiteten. Zuerst bemerkte man dies im südlichen und südwestlichen Deutschland, später auch im nördlichen. Denn hier, namentlich im alten Sachsenlande, standen, wie es scheint, Ackerbau und Gewerbszweige selbst noch bis gegen Ende des 8. Jahrhunderts auf der nämlichen Stufe wie zur Zeit der Römer und hoben sich hier erst, seitdem Karl der Große, selbst der erste Landwirt im Lande, die Sachsen dem fränkischen Reiche unterworfen und das Christentum bei ihnen eingeführt hatte.

Mit der steigenden Bevölkerung stieg auch das Bedürfnis nach Getreideland; hierzu wurden Viehweiden und Holzgründe umgeschaffen. Schon zu des Tacitus Zeiten haben indessen die Deutschen aus der Gerste Bier gebraut, welches Getränk im Mittelalter einen der wichtigsten Handelsgegenstände der Hansa bildete und die Binnenstädte Deutschlands, wie Goslar, Einbeck, Braunschweig, Erfurt, mit den Ostseestädten in Verbindung setzte. Der Rat zu Nürnberg erlaubte im Jahre 1290 zum Bierbrauen nur Gerste, keinen Hafer, Roggen oder Weizen. Mit dem 16. Jahrhundert haben das Bier und die Brauereien bedeutend an Boden gewonnen, und welche Unsummen Gerste werden heute zur Bierbereitung verwendet!

Es läßt sich beobachten, wie der Roggen im nördlichen Europa allmählich vom Weizen verdrängt wird, wie er selbst in älterer Zeit den Hafer verdrängt zu haben scheint. Wer heute durch die Oder-, Warthe- und Weichselbrüche wandert und sich über die fruchttragenden Auen freut, der bedenkt wohl nicht immer, daß dies noch zur Zeit Friedrichs des Großen öde, sumpfige Gegenden waren. Hier liegen jetzt, begünstigt durch die Beschaffenheit des Bodens und die verhältnismäßig trockenen, warmen Sommer, die bedeutendsten Kornkammern für einen Teil Europas. Danzig ist die wichtigste Stadt der Kornausfuhr an der Ostsee.

Für Weizen ist Nordamerika das Hauptausfuhrland geworden, seitdem Ägypten so viele andere Kulturpflanzen baut und Sizilien, die alte Kornkammer Italiens, verödet ist. Großbritannien und Irland, Belgien, das Deutsche Reich, die Schweiz und Italien liefern ihren eigenen Roggenbedarf nicht, Rußland, Rumänien, Österreich, Dänemark, Chile, die Vereinigten Staaten ganz; und die englischen Kolonien in Nordamerika decken das Defizit. Weizenbrot sah man in früheren Zeiten nur bei den reichen Klassen. Den späteren Römern galt der Roggen als ein häßlich schwarzes, unschmackhaftes und unverdauliches Korn. Er ist auch noch heute den romanischen Völkern verhaßt, und im letzten deutsch-französischen Kriege entsetzten sich die Bauern vor dem Schwarzbrot der preußischen Soldaten.

Es ist gewiß eine äußerst auffallende Erscheinung, daß, während die alte Welt seit langer Zeit fast in jedem Lande Nationen hat, welche Cerealien bauen, in der neuen Welt sich Völker fanden, denen Mehl aus schmalährigen Grasfrüchten völlig unbekannt war. Die Kultur verschiedener Grasarten charakterisiert gleichsam beide Weltteile. Fast durch den ganzen neuen Kontinent sehen wir hauptsächlich nur eine Grasart, den Mais, angebaut, in dem alten dagegen erblicken wir überall seit den frühesten Zeiten die Früchte der Ceres, die Kultur des Weizens, der Gerste, des Spelzes und des Hafers. Kolumbus nahm den Weizen mit über den atlantischen Ozean und schon 1494 überreichte man ihm die ersten Weizenähren — aber der Golddurst der Europäer vernächlässigte den Getreidebau ganz und gar. Ein Negersklave des Cortez war der erste, welcher in Neuspanien Weizen baute. Er fand drei Körner davon unter dem Reis, den man aus Spanien als Proviant für die Armee mitgebracht hatte. Und welche Kornkammer ist in den wenigen Jahrhunderten aus Amerika geworden!? 1692 führte Newyork 21 000 hl Weizen aus; Ende des 18. Jahrhunderts galten Newyork, Pensilvanien und Maryland schon als die Kornkammer, aus der nach Westindien, nach Europa für jährlich etwa 4 Mill. Mk. Getreide ausgeführt wurde. Die Entwickelung des Verkehrswesens seit dem Jahre 1820 und die steigende Einwanderung waren der schnellen Steigerung äußerst günstig. Im Hungerjahre 1847 wurden für 170 Mill. Mk. Brotstoff nach Europa ausgeführt.

Was nun unsere gegenwärtigen Beziehungen zu Amerika betrifft, so läßt sich an der Hand statistischer Ausweise darthun, daß der landwirtschaftliche Wettbewerb Amerika's, der in den letzten Jahrzehnten durch die mannigfachsten Maschinen unterstützt wurde, auf den europäischen Märkten im Rückgange begriffen ist. Die Ausfuhr ist seit 1880, dem größten Ausfuhrjahre an Getreide (101 Mill. hl), mit 270 Mill. Doll. auf 127 Mill. (um 49%) im Jahre 1887 zurückgegangen. Gefallen ist vorzüglich die Ausfuhr an Weizen und Mehl, von 213 Mill. auf 111 Mill. Doll. Nach den neuesten Berichten hat im Laufe des Jahres 1888/89 die Ausfuhr der Vereinigten Staaten an Weizen und Mehl noch weit erheblicher abgenommen (betrug 124 Mill. Doll., dagegen die Einfuhr 8 Mill. Doll.), der Menge nach um 75%, dem Werte nach um 50%. Unzweifelhaft ist die Gefahr, welche

der europäischen Landwirtschaft von dem überlegenen Wettbewerb der Vereinigten Staaten drohte, in Abnahme begriffen. Amerika führte an Brotstoffen und Mehlprodukten 1888/89 für 124 Mill. Doll., davon in's Deutsche Reich für 2½ Mill. Dollar, (ins britische Reich dagegen für 74½ Mill. Dollar) aus. Ob indessen die europäische Landwirtschaft freier aufatmen kann, ist sehr fraglich, da der Wettbewerb von Britisch-Kolumbia und Kanada, welches für das amerikanische Weizenland der Zukunft gehalten wird, ferner der von Rußland und Indien zugenommen hat. Österreich-Ungarn führte 1889 an Getreide 12387 Doppelcentner zu einem Wert von 87095 Gulden aus. Das südwestliche Rußland, welches sich gegen das Schwarze Meer neigt und vom Dniepr und Dniestr durchströmt wird, bringt so viel Getreide hervor, daß es sich an der Ausfuhr in hervorragender Weise beteiligen kann. Die gesamte Getreideproduktion Rußlands beträgt über 500 Millionen hl im Durchschnitt. Es geht entweder von den Hafenplätzen des Schwarzen Meeres, namentlich von Odessa, wo jährlich über 10 Millionen hl verladen sind, oder durch die südwestlichen Bahnen, von wo die ostdeutschen Bahnen den Transport wieder zumeist an die Häfen der Ostsee vermitteln. Der russische Getreideexport betrug 1889 über die Westgrenze 155½ und über die Südgrenze 302 Mill. Pud. — Wo in Indien für den Reisbau kein Wasser ist, hat man sich in jüngster Zeit ebenfalls in höherem Grade dem Getreidebau hingegeben. (Geerntet an Weizen in 1889/90: 6303900 Tons à 20 Ctr., ausgeführt 1889/90: 13805220 englische Ctr.) Die sich immer weiter ausdehnende Erzeugung von Weizen in Indien hat die englische Regierung veranlaßt, zwischen indischem Weizen und dem daraus gewonnenen Mehl und demjenigen mehrerer anderer Länder vergleichende Versuche anstellen zu lassen. Darnach war das Gewicht des indischen Weizens größer als das des amerikanischen, australischen, russischen und ägyptischen Weizens.

Wir wollen nicht unerwähnt lassen, daß europäische Kolonisten den Weizen und andere europäische Kornarten auch nach dem Kapland und und Australien gebracht haben. Ist auch der australische Boden nicht von so großer Ergiebigkeit wie der der Vereinigten Staaten Amerikas, so hat dieser jüngste Erdteil doch den Vorteil, daß das Getreide, da die Ernte in unseren Winter fällt, auf unseren Markt kommt, wenn die Preise bei uns in die Höhe zu gehen pflegen.

Großartige Verkehrseinrichtungen sind entstanden und entstehen noch gegenwärtig, um das in Massen auszuführende Getreide leicht zu verladen. In Amerika erregen Getreidemagazine, die sogenannten Getreide-Elevatoren, unsere Bewunderung. In den Hallen derselben werden acht Eisenbahnwagen in zehn Minuten ein- und ausgeladen. Ähnliche großartige Anlagen machte neuerdings die russische Regierung zunächst am Hafen von Odessa.

Im deutschen Vaterlande ist der Roggenbau, der auf 1 ha etwa 1200 kg einbringt, sehr gleichmäßig, der Weizenbau dagegen außerordentlich ungleichmäßig verteilt. Der deutsche Landwirt erzeugt heute im

Durchschnitt mehr Korn als vor 10 Jahren, die Größe der Anbaufläche schwankt in den einzelnen Jahren, sie betrug (soweit Roggen und Weizen in Betracht kommen) in 1889: 8124440 ha; an den 5 Hauptgetreidearten: 13898058 ha. Der Ertrag schwankt auch je nach dem Ausfall der Ernte zwischen 14 und $16^1/_2$ Mill. Tons, im ganzen kann jedenfalls von einer Steigerung der deutschen Produktion, welche eine größere Billigkeit des Produkts herbeiführte, nicht die Rede sein. Im Jahre 1889 wurden an den 5 Hauptgetreidearten geerntet: 14293000 Tons. Das Deutsche Reich führte in den letzten 15 Jahren jährlich rund für 240 Mill. Mark (in 1889 für $378^1/_2$ Mill. Mark) an Brotfrüchten und Mehl ein; der größte Teil des Aufwands entfiel auf Roggen. Ausgeführt wurden 1889 an Getreide 239 und an Mehl 2c. 1496 Tons zu einem Wert von 35 Mill. Mk.; die Mehreinfuhr betrug 1889 demnach $343^1/_2$ Mill. Mk. Etwa 10 bis 13 Prozent des Getreideverbrauchs im Deutschen Reich entstammen dem Auslande; ja es ist nicht unwahrscheinlich daß bei der verhältnismäßig rasch steigenden Volksvermehrung und der steigenden Verwendung des Getreides zu landwirtschaftlich-industriellen Zwecken unser deutsches Vaterland in immer steigendem Maße bezüglich seines Getreidebedarfes vom Auslande abhängig werden wird. —

Ein wie wunderbares Ding ist das kleine Korn! Die Kulturgräser sind ihrer Natur nach Sommergewächse, aber von einigen der wichtigsten hat sich der Mensch eine Spielart gezogen, die in dem dazu geeigneten Klima im Herbste gesäet keimen und dann unter der wärmenden Decke des Schnee's überwintern, so daß sie im Frühling schon kräftig fortwachsen können, während noch für die übrigen Sommergewächse der Boden zur Aufnahme des Samens vorbereitet wird. Mit Berücksichtigung dieser Ausnahme kann man sagen, daß das Gedeihen sämtlicher Cerealien Europas von der Temperatur des Sommers abhängig ist. Je weiter man sich von den Alpen aus Afrika nähert, tritt die Zeit der Ernte unserer Cerealien früher ein. In demselben Jahre, in welchem der Winterweizen in Rom anfangs Juli reif wurde, erntete man in Neapel einen ganzen Monat früher, in Palermo in der zweiten Hälfte des Monats Mai und in Malta schon um die Mitte desselben, und da auch die Saat in den nördlicheren Gegenden früher als in den südlicheren bestellt wird, so erhielt sich die von der Keimung bis zur Ernte verflossene Zeit in noch höherem Grade ungleich; sie betrug an jenen Orten der Reihenfolge nach 242, 195, 171, 164 Tage, in Malta war sie gegen Berlin (299 Tage) fast um die Hälfte verkürzt. In Ägypten säet man an den Ufern des Nils die Gerste Ende November und erntet Ende Februar. Die in den Wintermonaten stattfindende Unterbrechung des Wachstums hört je weiter nach Süden allmählich auf.

Fast überall fällt mit der Polargrenze der Weizenkultur die Vegetationslinie der Eiche zusammen. Das gemischte Klima am ochotskischen Meerbusen läßt den Ackerbau nicht zu, weil die Sommerwärme zu gering ist, und selbst in Kamtschatka haben die Versuche Korn zu ernten nur im Innern des Landes und auch da nur geringen Erfolg gehabt. Die Polargrenze der Gerste

ist zugleich eine wichtige Kulturgrenze, denn jenseits derselben ist der Mensch für seinen Lebensunterhalt im wesentlichen auf das Tierreich angewiesen; er wird Fischer, Jäger oder Renntierhirt.

Das kleine Korn wird von uns der Erde anvertraut. Unter der warmen Decke des Schnees sind ununterbrochen Kräfte thätig, welche zersetzend, auflösend und verbindend den Boden verändern und bearbeiten, so daß er auf's neue der Frühlingsvegetation den Stoff bieten kann, dessen sie bedarf, und den die vorige ihm entzogen hat. Und wie lange währt es, so staunen wir die goldenen Gaben der Ceres an in all ihrer Herrlichkeit, mit der sie bekleidet sind. Wie vielen Gefahren ist der leichte Halm bis zur Ernte ausgesetzt gewesen! Mit dem Erntedankfest richtet der Landmann, welcher nur pflügt und den Samen ausstreut, seine Augen nach oben, wo er in heiliger Ahnung den Lenker der Welten sucht, wohlwissend:

Der Landmann baut umsonst das Land,
Wenn Gottes milde Vaterhand
Nicht seine Arbeit segnet!

(Nach Dr. Wilh. Richter. 1890.)

223. Acker-Tafel.

Kehret der Lenz und fegt den Schnee von grauem Gebirge,
Löst mit des Zephyr's Kuß des Eises sterbenden Rinde,
Dann hinaus mit dem Pflug, der Stier muß keuchen im Joche,
Und an der Furche gewetzt die Pflugschar blitzen im Lichte.

(Virgil-Rom.)
* 15. Oktober 70 v. Chr.

... Also ruh'n dir auch bei veränderter Frucht die Gefild' aus,
Ohne daß du den Zins der müssigen Brache verliereſt. (Virgil.)

Die Ernte.

Ich streute Körner wie Gold so rein dem lieben Liebchen in's Herz hinein,
Mit Liedern weckt' ich die junge Saat, daß sie gar fröhlich gegrünet hat.
Da ich zu Blüten gepflegt sie hab', da kommt ein And'rer und pflückt sie ab.
Und was zum Pflücken für ihn zu fein, das mußte Alles zertreten sein.
So leicht dies Liedchen sich singt daher: Wer's muß ertragen, den drückt es schwer!

(Fr. Wilh. Grimme).

Wer täglich sieht nach seinem Feld, der findet täglich ein Stück Geld.

Man muß aus der eigenen Scheune so zehren, daß das erste Korn das letzte trifft.

Wer das Feld will richtig bauen, muß auf Samen und Boden schauen.

Wer's Unkraut ein Jahr läßt stehn, kann sieben Jahre jäten gehn.

Die Ernte hängt mehr ab vom Jahr, als vom Acker und der Pflugschar.

Je hohler die Ähre, desto höher die Nase.

Der eine säet, der andere erntet, sagte der Bauer zum Spitzbuben, da säete er Hanf (zum Strick für letzteren).

Der Acker ist der dankbarste Schuldner.

Gott giebt das Korn, wir sollen aber säen und pflügen.

Verkehrt, den Keim nach unten, liegt im Beet
Ein Samenkorn. das sich beginnt zu regen;
Nach unten wächst der Keim, bald aber dreht
Es aufwärts sich und strebt dem Licht entgegen.

So läßt lebend'ge Kraft sich irren nicht,
Nicht sich durch finst're Mächte binden.
Was tief im Innern Sehnsucht trägt zum Licht,
Weiß auch den Weg zum Licht zu finden.
(Johs. Trojan.)

Sorge, daß deine Erdruschtabelle jedes Jahr größere Zahlen zeige und daß du an deinem Teil das Sprichwort wahr macheſt: Je älter der Bauer, je beſſer der Grund.

Wo eine Rade wächst, da könnte immer auch ein Halm wachsen.

Frühe Aussaat schadet niemandem, als nur dem, der sie nicht machen kann.

Wie auf dem Feld nur die Frucht gedeiht,
Wenn sie Sonne und Regen hat,
Also die Thaten des Menschen nur,
Wenn er Glück und Segen hat! (Mirza Schaffy.)

In de Marsch.

Wo langsam treckt de Plog de Spor!
Wo langsam legt sik For an For (Furche)!
De Jung sitt op de Peer un slöppt ni,
De Knecht geiht achteran un röppt: hü!
Un geiht un geiht un hollt de Plogsteert;
Un anne Wall dar liggt de Krogwerth,
Un süht se na, un smökt un smökt,
Un süht, wa swar de Mähren treckt,
Een för de anner, Schritt vör Schritt,
Sin Knecht, sin Jung, sin Ogen mit:
He hört man kum de Räder janken,
Un achteran treckt sin Gedanken,
Bet gündsit günnert an de Börwenn,
Dar süht he ruhig sik de Peer wenn',
Un mähli rüggwarts komnt de Tog,
Sin Peer, sin Jung, sin Knecht, sin Plog,
All liklankut as an en Snor:
So leggt sik langsam For an For.
(Klaus Groth-Kiel.)

Hat der Frost verschont die Saat,
Hagelschlag sie nicht vernichtet,
Kann sie noch ein Wetterstrahl
Zünden, wenn sie aufgeschichtet.
Arbeit thut es nicht allein,
Gottes Aug' muß wachsam sein. (F. W. Forcke.)

Der Hafer ist ein Doktor für das Land.

Hafer in's Nasse giebt Bündel die Masse.

Gebt mir nur ein gutes Unterbett, sagt der Hafer, das Deckbett mag sein, wie es will.

Immer brav Stroh in der Scheuer,
Dann ist Speck und Brot nicht teuer.

Wer sein Stroh thut verkaufen, wird bald müssen vom Hofe laufen.

Der Leinsamen muß so dick gesät werden, daß ihn der Ochse mit der Zunge auflecken kann.

Wer Rüben säen will, muß den Pflug an den Kornwagen binden.

Wer Kohl pflanzt im Mai, kriegt Köpfe wie ein Ei.

Wo man Bohnen ernten kann, soll man nicht Linsen säen.

Drei große Bohnen sind so gut, als ein Mund voll Brot. (Osnabrück.)

Gott mißt die Nahrung jedem zu;
Deswegen doch nicht sei're du!
Er lässet dir die Ähre reifen,
Du aber sollst die Sichel schleifen.

(Friedr. Rückert.)

Wo Arbeitslust, Verstand und Wissenschaft den Pflug regieren,
Da wird Erfolg und Glück die Sense zieren.

Wie das Aufwühlen des Pflug's die Erde empfänglich macht, ebenso wird es das Menschenherz durch die scharfe Schneide des Mißgeschicks.

(Josefine von Remekhazy.)

Wo der Pflug vom Rost gefressen,
Wird sehr wenig Korn gemessen.

Streue, streue edle, echte Samenkörner, wer da kann:
Einst dem kommenden Geschlechte reift die edle Frucht heran!

„Pflügen ist die Kunst, seine Mutter so lange zu bearbeiten, bis sie soviel Geld hergiebt, um damit seine Schulden bezahlen und seine Kinder standesgemäß erziehen lassen zu können."

Was der Roggen sagt.

Gegessen ernähr' ich, getrunken zerstör' ich.
In der Scheuer gedroschen, bin ich nützlich der Welt,
Destilliert und getrunken, raub' Verstand ich und Geld;
Zum Segen gereich' ich, wenn in Mehl ich verwandelt,
Zum Fluche dagegen, wenn im Maischfaß behandelt.
Gebrauchst du als Brot mich, so bin ich dein Freund,
Als Branntwein dagegen dein grimmigster Feind.
Wer als Brot mich verzehrt, hat Arbeit und Mut,
Doch Mühsal und Not bringt des Branntweins Glut.
Brot giebt dir Freude, bringt Frieden und Glück,
Branntwein zerstört es und bringt dich zurück.
Machst Brot du aus mir, so nähr' ich dein Haus,
Doch hung're ich zu Tode als Branntwein es aus.
Als Brot bau' ich Häuser, vermehre die Habe,
Als Schnaps trag' ich Leben und Wohlstand zu Grabe.

Als Brot geb' ich Stärke für jedwede That,
Als Schnaps mach' ich reif dich für Galgen und Rad.
Das Brot hält die Kinder dir brav und gesund,
Am Schnapse verlumpen Weib, Kinder und Hund.
Als Brot bin ich Diener dir jedweden Tag,
Als Branntwein bin Herr ich und du bist mein Sklav.
Merk wohl, was ich sage, meine Stärke ist so:
Als Brot geb' ich Kraft dir, als Branntwein: Mordio!

Frauenrat und Buchweizensaat geraten alle sieben Jahr.

Der Buchweizen ist ein Schlumpkorn, gerät er, ist er ein Plumpkorn.

Roggen säe in Asche, Weizen in die Wasche.

Für Thonboden ist der Frost der beste Ackermann.

Schwere Ähren und volle Köpfe neigen sich.

Wer Roggen unterstäubt, die Gerste unterkleibt,
Den Weizen säet in Schollen, hat Alles im Vollen.

Der Frühsäer hat die Zeit vor sich, der Spätsäer hinter sich.

Denk' nicht so drauf, deine Äcker zu mehren,
Als, die du hast, zu pflegen und kehren.

Wenn die Kirschen abblühen fein,
So blüht auch gut Getreide und Wein.

Wenn der Flieder verblühet schnell,
So gehts mit der Ernte rasch von der Stell'.

Je früher im April der Schlehdorn blüht,
Desto eher vor Jakobi die Ernte glüht.

Veele Swartebeeren — veele Tinseln. (Westfalen.)
(Heidelbeeren — Kartoffeln.)

Der Lein.

Auf, kommt in die Felder und blühenden Auen,
Das liebliche Pflänzchen der Mädchen zu schauen!
Es wächset und grünet so freundlich und zart,
Jungfräulich bescheiden in eigner Art.

Laut rauschet vom Golde der Ähren das Land,
Still grünet das Pflänzchen im schlichten Gewand;
Doch trägt es ein Krönlein von himmlischem Blau,
Des Krönlein's Gestein ist der funkelnde Tau.

(Krummacher.)

Lügen, trügen ist ein Pflug,
Der hat Ackerleut' genug.

Saaten muß man nicht aus der Kutsche und junge Mädchen nicht auf dem Tanzboden mustern.

Ick stunn in't Korn bit öber de Ohrn
Un dach: Hör mi de Gottessegen! —
Ript ock för Di wull en von de Wüppen (Ähren);
Wer stunn in'n Regen un kreeg keen Drüppen?! —

(Joh. Meyer.)

Wer im Heumond nicht gabelt, im Kornschnitt nicht zabelt,
Im Herbst nicht früh aufsteht, mag sehn, wie's ihm im Winter geht.

Die ihr sorgt in unserm Namen
Für die neue große Saat,
Sichtet aus den falschen Samen,
Der schon soviel böses that,
Raden, Rost, vor allem aber
Schwindelhaber, Dippelhaber! (Uhland.)

Man soll nicht eher Hafer und Gerste säen, als bis der weiße Reiter vor dem Lande steht (bis der Schwarzdorn blüht, — sagt man in Hameln.)

Will das Schicksal hart dich pflügen;
Nicht bloß Furchen deinen Zügen,
Furchen drücken in dein Herz:
Nimm es als Notwendigkeiten,
Dir die Seele zu bereiten,
Denn am tiefsten furcht der Schmerz.

Lerne nur den Schmerz begreifen!
Nimmer wird die Ernte reifen,
Wenn nicht tief das Saatkorn fällt.
Himmelstau muß es dann feuchten; —
Wenn dich Thränen nie erweichten,
War dein Herz nicht wohlbestellt.
(Gustav Kühne.)

An zwei Äcker magst du denken,
Einen nur bestellest du,
In den andern wird dich senken
Gottes Vaterhand zur Ruh.
Also magst du heut und morgen
Für ein gutes Saatkorn sorgen.

Willst du vom Pfluge werden reich,
So faß ihn selber an und weich'
Vom Acker nimmer spät und früh;
Er lohnt dir reichlich deine Müh.

Darnach man den Acker baut, darnach trägt er Furcht.

Den Acker bauen ohn' Verdruß, gewähret Brot im Überfluß.

Agrikulturchemischer Gruß an die deutschen Landwirte.

Von Eisen giebt es ein Instrument,
Es gehört zwar nicht zu den Waffen,
Doch ist das Zerstören sein Element,
Und unaufhörlich zerstört es und trennt
Das Schönste, was Gott geschaffen.

Wohl schlägt es Wunden, doch heilen sie schnell,
Bevor noch ein Sommer verschwunden;
Das thränende Auge, es wird wieder hell,
Und reichlichen Segens ein sprudelnder Quell
Entströmt den geschlossenen Wunden.

Ihr werdet alle wohl sicherlich
Das nützliche Werkzeug schon kennen:
Ackerpflug nennt es gewöhnlich sich,
Das Schwert des Friedens, so möchte ich
Die friedliche Waffe nennen.

Der Ritter des leidigen Krieges trug
Das blinkende Schwert zur Wehre;
Der Ritter des Friedens, er führet den Pflug,
Und achtet ihn sich mit Recht und mit Fug
Nicht minder zum Ruhm und zur Ehre.

Mag welken der Lorbeer, behalten nur Glanz
Des friedlichen Ölbaums Zweige.
Heil Euch, im schwellenden Ährenkranz,
Ihr wackern Bebauer des Vaterland's
Im Reich der germanischen Eiche!

Wohlauf denn, die klingenden Gläser zur Hand,
Und leert sie in einem Zuge:
Hoch lebe der friedliche Kriegerstand,
Und das Schwert des Friedens im deutschen Land,
Und hoch — die Ritter vom Pfluge!

(Adolf Stöckhardt in dem ersten Hefte seines „Chemischen Ackermanns", 1855.)

(J.)

---

224. Der Mais.

Vor der Ankunft der Europäer in Amerika war der Mais das hauptsächlichste Getreide des westlichen Kontinents und schon sehr lange unter Kultur. Die Frucht wurde von dem südlichen Teile von Chile bis Pennsylvanien gebaut, an seinen Anbau knüpft sich die einheimische Kultur der Mexikaner und Peruaner.

Der Mais ist Amerikas Gegengeschenk für den Reis. Schon Kolumbus fand diese Saatfrucht in Hispaniola (San Domingo) vor, wo er die erste Kolonie gründete, das erste Fort erbaute und die Herrschaft der Europäer über die Rothäute begründete. Die 1 bis 5 m hohe Pflanze mußte mit ihren breiten, schilfartigen, glänzend dunkelgrünen Blättern und wunderbaren Ähren den Europäern ja weit schneller in die Augen fallen, als die unsichtbar wachsende Kartoffel, welche erst fast 100 Jahre später ihren Einzug nach Europa hielt. Kolumbus selbst war es, welcher den Mais im Jahre 1493 nach dem Lande seiner Ausfahrt mitbrachte. Die über den üppigen Pflanzenwuchs erstaunten Spanier trafen den Mais nicht vereinzelt auf den westindischen Inseln an, große und weite Gebiete waren vielmehr mit Mais angebaut. Er ist auch die älteste Kulturpflanze in Mexiko. Von den höchsten Gegenden bis zur Meeresküste hinab gedeiht er, und ohne ihn wäre Mexiko nicht denkbar. Er vertritt noch heute für den größten Teil der Bevölkerung das ausschließliche Nahrungsmittel; auch die Indianer bauen ihn auf frisch abgebranntem Waldland an.

Im Jahre 1525 wurde der Mais schon auf spanischen Feldern angebaut und verdrängte auch nach und nach in Portugal alle anderen Kornarten; in Frankreich wurde er erst am Ausgange des 16. Jahrhunderts bekannter. Nach England kam er 1560 und wurde zunächst in Gärten angepflanzt. Er ist in ganz Südeuropa neben dem Weizen die Hauptgetreideart geworden. Während die Weizenäcker bald wieder brach liegen und in vielen Gegenden eine Nachfrucht zulassen, erheischt der Mais eine längere Entwickelungszeit im europäischen Süden. Denn wiewohl diese Pflanze in ihrer amerikanischen Heimat durch leichte Akklimatisationsfähigkeit vor allen anderen Cerealien hervorragt und mehrere Spielarten erzeugt, welche die kurze Vegetationsperiode Kanada's ertragen, gedeiht sie in Europa nur innerhalb des Weinklimas.

Mit reißender Schnelligkeit verbreitete sich der Anbau des Maises in Europa. Denn begünstigt durch den Ruf seiner großen Fruchtbarkeit trat der Mais schnell um das ganze Becken des Mittelmeeres als wichtigste Saatfrucht auf und wurde im Tieflande die allgemeine Nahrung des Landvolkes. Schon im Jahre 1580 wurde er in China angebaut. Die Venetianer sollen es gewesen sein, welche ihn im Orient verbreitet und unter dem Namen „Kukuruz" in der Türkei, den Donauländern und Ungarn angesiedelt hatten, wo er 200- bis 300fachen Ertrag liefert und bald zur Lieblingsspeise geworden ist. Durch die genannten Vermittler wurde er in Deutschland als „türkischer Weizen" eingeführt, als „Welschkorn" von Mailand aus über die Schweiz an den Rhein und Neckar, wo er in den meisten weinbautreibenden Gegenden immer fleißiger angebaut wird.

Von dem Mais, welcher nächst dem Bambusrohr das größte Gras ist, und dessen Körner die größten aller Grasarten sind, giebt es eine ganze Menge Spielarten, und von Zeit zu Zeit werden noch immer neue bekannt; in den Vereinigten Staaten Amerikas zählt man allein über vierzig. Man hat Sorten mit gelben, weißen, blauen, roten und buntfarbigen Körnern. Wichtiger aber ist der Unterschied der großen und kleinen Art, welche man in Deutschland anzubauen pflegt. Die große und gangbarste Maisart liefert einen höheren Ertrag, kommt aber in kühleren Sommern nicht zur vollen Reife. Die kleine Art, welcher wir z. B. in der Rheinebene begegnen, ist zwar im Ertrage weit weniger lohnend, ihre Reife dagegen sicherer. Je mehr wir uns durch Tirol Italien nähern, desto größer werden die Pflanzen. Der chinesische Mais hat ein kleineres Korn als der pennsylvanische, ist aber einträglicher und liefert zugleich ein feineres Mehl.

Wohin die Kultur der Europäer gelangt ist, da wird, so weit es die klimatischen Verhältnisse gestatten, der Mais gebaut und zum Teil in den Handel gebracht. Er bildet in dem nordamerikanischen Landbau, namentlich dem der Union das weitaus überwiegende Produkt. Seine Vegetationsperiode ist auch im Norden derselben auf eine geringe Zeit, ungefähr 60 Tage, eingeschränkt. Nicht der geringste Wert des Maises liegt aber auch in der Leichtigkeit seines Anbaues auf frischen Lichtungen. Er bildet den ersten Lebensunterhalt des in die Wildnis vordringenden Pioniers, welcher aus dem jungfräulichen Boden oft 800- bis 1000fältige Ernte erzielt, welche ihn unverzagt in die Zukunft blicken läßt. Lockerer, feuchter Boden ist der beste für den Anbau und dieser findet sich besonders im Süden, Südwesten und im Innern der Union. Es giebt in Karolina und Mittelamerika Landstriche, wo man vom Mais dreimal des Jahres auf dem gleichen Acker erntet, und wo doch der Ertrag in guten Jahren auf das 600ste Korn steigt. Im Jahre 1879 waren in den Vereinigten Staaten etwa 25 Mill. ha mit Mais bepflanzt, welche einen Ertrag von 672 Mill. hl ergaben. In den nächsten Jahren wurden etwa $3^1/_2$ Mill. hl im Werte von 213 Mill. Mk. ausgeführt. Die Vereinigten Staaten ernteten 1888: 1975000000 Bushel. Nach Deutschland sind im Jahre 1885 eingeführt 196321 t; in den deutschen Ländern selbst waren gewonnen im Jahre 1878: 225000, und 1880: 134000 t. (à 20 Ctr.)

Die Maiskultur hat sich über einen großen Teil der alten Welt verbreitet bis nach Indien, China und Japan, auf einem Wege, welcher meistens keine Überlieferung hinterlassen hat. Die Malaien auf Sumatra und Ozeanien, sowie auf den philippinischen Inseln bauen Mais an. Die Kanarischen Inseln pflegen den Mais; nach Guinea gelangte er im 16. Jahrhundert durch die Vermittelung der Portugiesen. Der Neger, welcher in den deutschen Kolonien — wie in Usambara — arbeitet, bringt sich für die Dauer seiner Arbeitszeit seine Nahrung mit, Maiskolben, welche er sich am Feuer dörrt, oder Hirsekorn, das er wie auch den Mais zu Mehl stampft und dann in Wasser dämpft. Reis gilt dort dagegen als Delikatesse und wird nur selten gegessen. In Deutsch-Neuguinea ge-

deiht der Mais ganz vortrefflich und hat sehr schnell bei den Eingeborenen Eingang gefunden.

Der Mais, welcher in Europa, um seine Körner zu reifen, eine lange Zeit der Entwickelung beansprucht, verkürzt dieselbe in Kanada, wo sechs Monate im Jahre Schnee liegt, auf einen Zeitraum von weniger als drei Monaten. Die Polargrenze der Maiskultur findet sich am Red River (50° nördl. Breite), aber jenseits des Felsengebirges gedeiht er nur in Kalifornien, nicht aber am Oregon. In Südamerika wird er auf einer Höhe von fast 4000 m noch auf den Inseln des Titikakasee's gewonnen. In Deutschland geht er bis zum 52.° und nur bis zu 400 m Seehöhe. So bauen die Anwohner des Bodensee's keinen Weizen mehr, wohl Mais; sie sind freilich gezwungen, bei einem trockenen Sommer jede einzelne Pflanze zu begießen.

Der 91 pCt. Stärkemehl enthaltende Mais ist vielfach ein Hauptnahrungsmittel der Völker wie der Haustiere geworden. Die Indianer am Arkansasflusse aßen als gewöhnliche Speise die grünen Kolben des Maises in Bisonfett gebraten, auch dienten ihnen die Maiskörner zum Rechnen. Aus den Stengeln zogen sie eine Art Zucker, welchen Cortez den Honig des Maises nannte. Man benutzt ihn auch zur Bereitung von verschiedenen gegorenen Getränken, welche in Peru schon zu den Zeiten der Inkas unter dem Namen Chicha bekannt waren; die Mexikaner bereiteten aus ihm ihre Pulque, eine Art Branntwein. Wenn bei den Rothäuten auch sonst kein Vorrat an Lebensmitteln vorhanden ist, eine Reihe von Maiskolben hängt wenigstens in ihrer Hütte. Der über die Anden kletternde Packträger nimmt für die Dauer seines Marsches vor allem ein Säckchen von gedörrtem Mais mit sich. Die Tortillas, d. h. Maispfannkuchen, sind in Peru und Mexiko bei Hoch und Niedrig sehr beliebt. Mexiko gebraucht seine Maisernte fast ausschließlich selbst. Auf dem Markte zu Bombay an der Malabarküste sieht man zur Seite des einheimischen Händlers eine heißgehaltene Pfanne, in welcher Mais geröstet wird als gelegentlicher Imbiß. In Frankreich und hie und da auch in Deutschland ißt man junge, in Essig eingemachte Maiskölbchen als Delikatesse. In Italien aber ist die Polenta, der Maisbrei, die Morgen-, Mittag- und Abendmahlzeit des Landmannes; nur auf den Bergen, wohin der Mais ihm nicht folgen konnte, baut er seine Kartoffel. Und seitdem die Kartoffel krankt, dehnt sich die Maiskultur immer wieder mehr aus, und der Mais verspricht bei seiner reichen Ergiebigkeit, obgleich auch ihm die Feinde nicht fehlen, eine immer wichtigere Handelsware zu werden. Rumänien bringt in guten Jahren an 20 Mill. hl Mais hervor, der das Hauptnahrungsmittel der ländlichen Bevölkerung geworden ist.

In neuerer Zeit dient auch der Mais bei uns als beliebtes Grünfutter für das Vieh, besonders fürs Milchvieh, und zur Herstellung von Stärke, namentlich in Nordamerika, Mexiko und Ungarn. Im äußeren stimmt sie mit der Weizenstärke überein und wird deshalb gar häufig im Handel als Weizenstärke feilgehalten. Sie erscheint als ziemlich reinweißes Pulver oder in der Form von Brocken, zeichnet sich aber vor der Weizenstärke namentlich dadurch aus, daß ihr Kleister ein größeres Steifungsvermögen hat. Etwa seit dem Jahre 1865 kommt aus Amerika eine reine Maisstärke unter dem Namen „Maizena" zu uns. Neuerdings wird unter dem Namen „Mondamin" ein entöltes Maisprodukt, zu Puddings, Fruchtspeisen u. a. m. verwendbar, empfohlen.

(Dr. Wilh. Richter. 1890.)

225. Der Buchweizen.

Fast um dieselbe Zeit, wo der europäische Süden den Mais erhielt, also zu Anfang des 16. Jahrhunderts, erhielt der Norden gleichsam als Ersatz den Buchweizen. Er kam aus dem inneren Asien, um vor allem für die von der Natur stiefmütterlich bedachten sandigen und moorigen Gegenden eine Wohlthat zu werden, indem er ihnen den reichen Ertrag edlerer Kornarten hinreichend ersetzt. Sein Vaterland ist in Nord-China, Sibirien und den Steppen Turkestan's zu suchen; er ist, wenn er nicht etwa schon zur Zeit der Kreuzzüge vereinzelt aus dem Orient gekommen ist, mit den Völkern, welche aus jenen unermeßlichen Weiten nach Westen aufgebrochen waren, zu uns gelangt. In Norddeutschland tritt er unter dem Namen Buchweizen, in Süddeutschland als Heiden- oder Taterkorn auf. Vielleicht waren es die Tataren oder das Heidenvolk der Zigeuner (tatarischer Buchweizen oder Steinbuchweizen), welche uns diese Frucht zugeführt haben. Ursprünglich etwa nach den Gegenden des Schwarzen Meeres gebracht, ist er durch den Seehandel über Venedig und Antwerpen nach Frankreich, den Niederlanden und in unser Vaterland gelangt. Er empfahl sich durch seinen angenehmen Geschmack und seine kurze Vegetationsperiode. Im Thale der Etsch wird er, nachdem der Winterroggen eingeheimst, Mitte Juli gesäet und im Oktober geerntet. Die Blüten der Pflanze geben den Bienen eine gute Nahrung.

Die Vereinigten Staaten können, was die Ausfuhr angeht, wegen des eigenen starken Bedarfes an Buchweizengrütze mit ihren 4 Mill. hl nicht in Betracht kommen. Jetzt ist das weite Rußland seiner geographischen Stellung gemäß ein vorzügliches Erzeugungsland dieser Frucht und die aus ihr bereitete Grütze eine unentbehrliche nationale Kost geworden. Selbst in den Niederlanden macht der Buchweizen einen wichtigen ländlichen Artikel aus; in Holstein hängt der gemeine Mann an seiner Grütze, wie man dort und anderswo auch den Buchweizenpfannkuchen liebt.

Seit dem Jahre 1726 hat man auch im nordwestlichen Deutschland versucht, das Moor zu kultivieren, und zwar so, daß nach erfolgter Abwässerung der Oberfläche dasselbe in Brand gesetzt und in die Asche Buchweizen gesäet wurde. Nach achtjähriger Benutzung eines solchen Bodens folgt eine dreißigjährige Brache. Die Bebauer solcher Flächen leben in dürftigen Verhältnissen, zumal die Buchweizenernte auch innerhalb acht Jahren nicht immer einen genügenden Ertrag giebt. (Dr. Wilh. Richter. 1890.)

---

226. Das tägliche Brot.

O wundervolle Himmelsgabe
Auf Menschentischen, heil'ges Brot!
Die Hoffnung trug ein Korn zu Grabe,
O wundervolle Himmelsgabe —
Ein Halm entstand, des Auges Labe,
Mit hellem Grün im Morgenrot.
O wundervolle Himmelsgabe
Auf Menschentischen, heil'ges Brot!

Von Liedern war der Halm umklungen,
Gott hat den schönen Halm bewacht.
Die Lerche hat sich aufgeschwungen,
Von Liedern war der Halm umklungen,
Auch Heimchen haben ihm gesungen,
Und Lüfte wiegten ihn bei Nacht.
Von Liedern war der Halm umklungen,
Gott hat den schönen Halm bewacht.

Und von geschnittnen, goldnen Ähren
Kommt Segen nun in jedes Haus.
Die Mühle klappt, den Kern zu klären,
Und von geschnittnen, goldnen Ähren
Muß weiter sich der Kern bewähren
In Flammenglut und Ofenbraus.
Und von geschnittnen, goldnen Ähren
Kommt Segen nun in jedes Haus.

Du Geber in der Sternenhalle,
Gepriesen seist du früh und spät!
Mit heil'gem Brot versorg' uns alle!
Du Geber in der Sternenhalle,
Erfreu' mit Erntejubelschalle,
Auch den, der hier in Thränen sä't!
Du Geber in der Sternenhalle,
Gepriesen seist du früh und spät!
(P. H. Welcker.)

227. Dünger-Tafel.

Der vernünftige landwirtschaftliche Betrieb setzt voraus, daß der Landwirt die wirkenden Dinge im Boden, mit welchem er seine Produkte erzeugt, wenn er höhere Ernten haben will, vermehren müsse. Der Landwirt kann seinen Betrieb und die Höhe seiner Erträge nur dadurch dauernd machen und sichern, wenn er in der Form von Dungstoffen seinem Felde ersetzt, was er ihm in den Feldfrüchten genommen hat. (Justus von Liebig.)

Wo der Mistwagen nicht hingeht, kommt der Erntewagen nicht hin.

Wo köstliche Jauche zum Hofe 'rausfließt,
Man mit Recht auf einen faulen Besitzer schließt.

Der Mist muß knappen (trocken sein) und nicht sappen (naß sein) beim Unterpflügen.

Wer den Dünger verkauft, verkauft das Fett von der Suppe.

Ein Mistwagen nützt dem Bauer mehr als eine Kutsche.

Auch Sand ist Mist, wenn er nur an der rechten Stelle ist.

Wer mit eigenem Schweiße düngt, dem wächst Gottes Segen im Garten; wer mit fremdem Schweiße düngt, dem trägt der Acker Disteln.

Was man seinem Felde leiht, bekommt man mit Zinsen wieder.

Ein Landwirt muß wissen, daß zwar ein Acker ohne alle Düngung von Kräften kommt, daß aber allzu starke Düngung ihm schade. Man dünge darum lieber oft, als unmäßig. (Columella.)
Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr.

Brachen, pflügen und stark misten füllt dem Bauer seine Kisten.

Unten Mist, oben rauh, giebt 'nen guten Sommerbau.

Wer tief pflügt, muß tief düngen.

Sommerroggen und Ziegenmist lassen den Bauern wie er ist (lohnen wenig).

Aller Anfang ist schwer, — nur beim Mistladen nicht, da kriegt man das Leichteste zuerst.

„Sehn Sie, so ist der Griff, so müssen die sackermentschen Hafjungens die Fork fassen, und dann nicht so — baff! hinsmeißen; nein, sie müssen erst en

drei- bis viermal mit die Fork schütteln, daß der Meß vonein kommt. En ordentlich afmeßt Land muß so sauber und fein aussehen, as 'ne Deck von Sanft."
(Fritz Reuter's „Inspektor Bräsig.")

Was versteht man unter Dünger? — „Dünger sind Materien, welche die ländlichen Tiere den Pflanzen in fester, und die städtischen Menschen ihren Nebenmenschen in gasförmiger Form servieren, wenn sie nicht Chinesen sind, welche im Notfall einander ganz verzehren. Man kennt natürliche und künstliche Dünger, welche den Namen davon haben, weil es eine große Kunst ist, sie von Sand und Schlamm zu unterscheiden. Von dem natürlichen Dünger gedeihen am besten die Pflanzen, von dem künstlichen die Düngerhändler."
Erfahrung ist der beste Mist. (J.)

228. Das Guanolied.

(Mel.: Ich weiß nicht, was soll es bedeuten.)

Des Liedes erster Teil.

Ich weiß eine friedliche Stelle
Im schweigenden Ozean,
Kryſtallhell schäumet die Welle
Am Felsengestade hinan.
Im Hafen da siehst du kein Segel,
Keines Menschen Fußtritt am Strand.
Wie viel Tausend reinliche Vögel
Sie hüten das einsame Land.

Sie sitzen in tiefer Beschauung,
Kein Einz'ger versäumt seine Pflicht,
Gesegnet ist ihre Verdauung
Und flüssig, wie ein Gedicht.
Die Vögel sind all' Philosophen,
Ihr oberster Grundsatz gebeut:
Den Leib halt't allezeit offen
Und alles Andere gedeiht.

Was die Väter geräuschlos begonnen,
Die Enkel vollenden das Werk,
Geläutert von tropischen Sonnen
Schon türmt es empor sich zum Berg.
Sie schauen im rosigsten Lichte
Die Zukunft und sprechen in Ruh:
Wir bauen im Lauf der Geschichte
Noch den ganzen Ozean zu.

Und die Anerkennung der Besten
Fehlt edlen Bestrebungen nicht,
Denn so im Osten und Westen
Der Korn- und Rapsbauer spricht:
Gott seg'n euch, ihr trefflichen Vögel
Auf der fernen Guanoküst',
Nächst unserm Landsmann, dem Hegel,
Schafft ihr den gediegensten Mist.

(Viktor v. Scheffel.)

Die Antwort der Vögel.

Singt dolce, andante, piano!
Die menschliche Schlauheit und List
Hat unsern Peruguano
Vertrieben durch künstlichen Mist.
Noch sitzen wir stumm in Beschauung,
Erfüllen noch stets unsere Pflicht,
Jedoch das Produkt der Verdauung: —
Die Menschheit sie achtet es nicht.

Da steckt seine Nas' ein Professor
In unsern Guano hinein,
Spricht: „Bauer, den Mist mach' ich besser,
Den lief're ich Dir chemisch rein!"
Und misten wir noch so ergiebig,
Vergeblich die Mühe all ist,
Seitdem durch Carl Justus v. Liebig
Erfunden der chemische Mist.

Die kalkigen Superphosphate.
Die Thomasphosphatmehlfabrik,
Die knochigen Mehlpräparate
Die brechen dem Guano das G'nick!
Es glaubt so ein schlauer Professor
Der duftenden Mistologie,
Er mache den Mist wohl noch besser
Als wir, das Guano-Mist-Vieh!

So wie es die Väter getrieben,
So machen auch wir unsern Mist:
Der Mist ist derselbe geblieben,
Er ist ebenso, wie er ist!
Drum: Liefert er chemisch ihn reiner
Und ist er auch mehr konzentriert,
Dies macht unsern Ruhm drum nicht kleiner,
Wir haben ja auch nicht studiert!

(Franz Graf.)

229. Die Predigt der Garben.

Der heiße Sommertag war vorüber, und eine schöne Sommernacht breitete sich über die schweigenden Gefilde. Da richtete sich eine Garbe auf und rief über den Acker hin: „Lasset uns dem Herrn ein Erntedankfest halten unter dem stillen Nachthimmel!“ Und alle Garben richteten sich auf, und von ihrem Rauschen erwachten auch die Lerchen, die in den Stoppeln umher schlummerten, und die Wachteln.

Die erste Garbe begann ihre Predigt: „Bringet her dem Herrn Ehre und Preis! Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich. Er läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute; er läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Aller Augen warten auf ihn, und er giebt ihnen Speise zu seiner Zeit. Jahrtausende sind über die Erde gegangen, und jedes Jahr hat Ernten gesammelt und Speise bereitet. Immer noch deckt der Herr seinen Tisch und die Millionen werden gesättigt. Seine Güte ist alle Morgen neu. Bringet her dem Herrn Ehre und Preis!“

Da stimmte der Chor der Lerchen ein Danklied an. Und eine andere Garbe redete: „An Gottes Segen ist alles gelegen! Der Landmann rührt seine thätige Hand, pflüget den Acker und streuet Körner in die Furchen; aber vom Herrn kommt das Gedeihen. Viele kalte Nächte und heiße Sommertage liegen zwischen Säen und Ernten. Menschenhand kann die Regenwolken nicht herbeiführen, noch den Hagel abwehren. Der Herr behütete das Körnlein im Schoße der Erde, behütete die grüne Saat und die reifende Ähre. Fürchtet euch nicht! Er war mit uns. An Gottes Segen ist alles gelegen!“

Nun nahm die dritte Garbe das Wort: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten! Mit schwerem Herzen ging ein Sohn aus, zu säen. Ach, der Vater war ihm gestorben, und daheim weinte die verlassene Mutter; denn die harten Gläubiger hatten die Scheuern geleert. Ein mitleidiger Nachbar lieh ihm die Saat; aber Thränen fielen mit den Körnern in die Furchen. Nun erntet er hundertfältig; denn der Herr hat seine Ernte gesegnet. Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten; sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben.“

Darnach fuhr eine vierte fort zu reden: „Wohlzuthun und mitzuteilen vergesset nicht! denn solche Opfer gefallen Gott wohl. Könnten wir das hineinrufen in die Häuser der Reichen, die ihre Scheuern jetzt füllen! Könnten wir's dem hartherzigen Manne zurufen, der gestern die armen Ährenleser von seinem Acker trieb! Wen der Herr gesegnet hat, der soll auch seine milde Hand aufthun, daß er gleiche dem mitleidigen Boas, der an der frommen Ruth Barmherzigkeit übte. Wohlzuthun und mitzuteilen vergesset nicht!“ Und die Wachteln riefen laut hinüber in's Dorf, als wollten sie die schlafenden Herzen aufwecken.

Und also redete die fünfte Garbe: „Was der Mensch säet, das wird er ernten! Wer kärglich säet, der wird auch kärglich ernten; und wer da säet im Segen, der wird auch ernten im Segen. Was wundert ihr euch, daß Unkraut unter dem Weizen stehet? Hättet ihr den Samen gesichtet, ehe ihr ihn ausstreuet! Wer Unkraut säet, wird Mühe ernten; wer auf sein Fleisch säet, der wird vom Fleische das Verderben ernten; wer aber auf den Geist säet, der wird vom Geiste das ewige Leben ernten. Was der Mensch säet, das wird er ernten."

Und alle Garben umher neigten sich und sprachen: „Amen! Amen!" (Claus Harms-Kiel.)

230. Der Saatwechsel, die Saatzucht und das Saatgut.

1. Die Übertragung aus schlechteren in bessere Lebensbedingungen läßt sich wie das Tier, so auch die Pflanze gern gefallen, d. h. sie wird sich jedesmal dankbar dafür erweisen. Im allgemeinen hat man unter „besseren Verhältnissen" an besseren, reicheren, höher kultivierten Boden und günstigeres Klima zu denken. Unter nicht zusagenden Lebensbedingungen gehen die Vorzüge einer Zucht verloren; die Pflanze „degeneriert", sie artet aus. Geschieht dies in sehr bemerklicher Weise und in kurzer Zeit, und zwar unter Umständen, die für die betreffende Lokalität nicht als ungewöhnliche anzusehen sind (Witterung), so liegt darin ein nicht mißzuverstehender Hinweis darauf, daß die Varietät nicht als „passend" gelten kann. Wäre dagegen die Ausartung eine allmähliche, und ist an den Vorzügen der betreffenden Varietät viel gelegen, so kann man die letztere beibehalten und nur „den Samen wechseln". — Von diesem „Samenwechsel" hat man bis vor nicht langer Zeit eine übertrieben große Meinung gehabt. Das bloße Wechseln, um zu wechseln, ist eine Thorheit. Ohne Ausartung kein Samenwechsel! das ist die wohlbegründete Ansicht unserer erfahrensten Landwirte. Gar leicht kann man für guten Samen schlechten eintauschen; vielleicht eine garnicht gewollte Sorte. Ohne Opfer am Preise pflegt es auch nicht abzugehen. Und leicht kann es kommen, daß man noch obendrein tierische und pflanzliche Parasiten einführt, an denen man seither nicht zu leiden hatte.

Auch für diesen Fall, wo es sich um einfachen Samenwechsel handelt, wird in landwirtschaftlichen Kreisen die Frage aufgeworfen und vielfach erörtert, wohin man sich dieserhalb wenden solle, ob man vom schlechteren oder vom besseren Boden beziehen sollte. Darauf ist zu antworten: immer den besten oder doch möglichst vollkommenen Samen nehmen; einerlei, wo er gewachsen ist! Bei der Wahl einer neuen Varietät bedarf es einer Sicherung, daß diejenige, auf welche mein Augenmerk gerichtet ist, unter den Existenzbedingungen, die ich bieten kann, am Platze ist; und diese Sicherung gewinne ich, wenn ich die Saat von einem ungünstiger situierten Orte entnehme, an welchem sie trotzdem zuverlässig, berechtigten Wünschen entsprechend, gedieh. Wenn ich aber innerhalb der schon bewährten Varietät den „Samen wechseln" will, so bedarf es einer derartigen Sicherung nicht mehr. Ich nehme das Beste, wo ich es finde, und erwarte von diesem besten Saatgut auch die besten Pflanzen.

2. Die Frage der Vervollkommnung unserer Kulturpflanzen durch Züchtung steht heute auf der Tagesordnung der gesamten Landwirtschaft des In- und Auslandes. Das vornehmste Interesse darf die Getreidezüchtung für sich in Anspruch nehmen, weil der Getreidebau fast überall im landwirtschaftlichen

Betrieb vertreten ist. Die Züchtung von Zucker- und Futterrüben und von Kartoffeln wird immer mehr in den Händen einzelner Spezialisten bleiben, die uns genugsam mit veredelten Rassen und neuen Sorten versorgen, so daß die Allgemeinheit schon volle Arbeit hat, all das Neue auf seinen Kulturwert zu prüfen, was ihnen die Züchter jedes Jahr entgegenbringen. Diese Züchtung erfordert ein größeres Maß von Geschicklichkeit und größere Aufwendungen an Geld und Zeit, als die meisten praktischen Landwirte zu machen in der Lage sind. Freilich pflegt ihr auch ein rascherer und sicherer Erfolg zur Seite zu stehen. So ist es bei der züchterischen Arbeit an der Zuckerrübe im Gegensatz zur Getreidezüchtung möglich, die eine Haupteigenschaft, den Zuckergehalt, auf welche es dem Züchter hauptsächlich ankommt, an dem Objekt, von welchem er züchten will, festzustellen, ohne den Organismus zu zerstören und für die Zucht unbrauchbar zu machen. Bei der Kartoffel ist es nicht sowohl die Veredelung einer Rasse, mit welcher sich der Züchter beschäftigt, als das Heranzüchten neuer unzähliger Sorten, welche, aus Samen entstanden, dann weiter vermehrt durch Knollen, in wenigen Jahren zum Anbau im großen zu gebrauchen sind und zum Teil sehr brauchbare Spielarten von immer steigendem Kulturwert liefern. Der Getreidezüchter darf nicht so raschen Erfolg erhoffen, während hier auch schon durch einfache Maßregeln etwas erreicht werden kann. Dieser Umstand macht es wünschenswert, daß die Getreidezüchtung zum Gemeingut aller wird, damit durch gemeinsame Arbeit rascher Erfolge erzielt werden als durch wenige Züchter, mögen sie noch so eifrig sich dieser Arbeit hingeben.

Als solche eifrige und im ganzen glücklich operierende Züchter Norddeutschlands sind in erster Linie zu nennen die Herren Amtsrat W. Rimpau-Schlanstedt und Klostergutsbesitzer F. Heine-Hadmersleben (früher Emersleben), Gutsbesitzer G. Bestehorn-Bebitz, Prov. Sachsen, Klostergutspächter Otto Beseler-Weende bei Göttingen (früher Anderbeck), Gutsbesitzer Herm. Rimpau-Anderbeck, Otto Steiger-Leutewitz, Königr. Sachsen, Hofbesitzer Otto Breustedt-Schladen, Hannover, W. v. Borries-Eckendorf bei Bielefeld (Runkelrüben), Gutsbesitzer Knauer-Gröbers, Prov. Sachsen (besonders Zuckerrüben), Gutsbesitzer W. Paulsen-Nassengrund, Lippe-Detmold (Kartoffeln), Gebr. Dippe-Quedlinburg (Zuckerrüben), Gutsbesitzer T. v. Trotha-Gänsefurth, Anhalt, u. a. m.

Wenn wir auf die Züchtung fördernd einwirken wollen, so sind vor allem zwei Arbeiten nötig; die eine derselben besteht in den vergleichenden Anbauversuchen und die andere in den eigentlichen Maßnahmen der Züchtung. Der vergleichende Anbauversuch ist eine Arbeit, welche nicht von jedem Züchter notwendig selbst auszuführen ist, auf welche sich aber die Züchtung zu stützen hat. Sie muß dem Züchter als Wegweiser dienen und gleichzeitig als Führer auf dem langen mühsamen Wege hinan zu dem erstrebten Ziel; er soll jedem Landwirt Aufschluß geben darüber, welche Varietät der von ihm gebauten Pflanzenart unter seinen örtlichen Verhältnissen ihm den höchsten Reinertrag verspricht, soll dem Züchter sagen, welche Varietät er zu veredeln hat und unausgesetzt eine Kontrolle ausüben über seine züchterischen Leistungen. Für den Versuchsanstelle kommt es vor allen Dingen darauf an, unter den unzähligen Sorten, welche von jeder Getreideart ihm zur Verfügung stehen, eine zweckmäßige, beschränkte Auswahl zu treffen. Es werden in erster Linie Sorten zu wählen sein, welche in der betreffenden Gegend sich schon eines guten Rufes erfreuen, ohne durch einen exakt ausgeführten Anbauversuch mehrere Jahre hindurch miteinander verglichen zu sein; in zweiter Linie sind Neuheiten zu berücksichtigen, bei deren Auswahl mit größter Vorsicht zu verfahren ist, und anzuraten, daß man mehr auf den Namen des Züchters achtet, welcher sie empfiehlt, als auf den Taufnamen der Sorte, welcher häufig das Beste an ihr ist. Da der Versuch die Produktionsfähigkeit jeder Sorte möglichst genau hervortreten lassen soll, so

sind für alle auch möglichst gleiche Lebensbedingungen herzustellen, also gleiche Beschaffenheit des Bodens in Bezug auf physikalische Eigenschaften, wie auf den Gehalt an Nährstoffen, gleiche Vorfrucht auf drei bis vier Jahre zurück, gleiche Düngung, gleiche Kultur, und zwar ein Kulturverfahren nicht von besonderer Art, wie es im großen etwa gar nicht auszuführen ist, sondern wie es in der betreffenden Gegend als das zweckmäßigste erkannt und von ordentlichen Wirten gehandhabt wird, und endlich die Ernte in gleichem Reifezustande, gleiches Ernteverfahren. Um die Abweichungen im Ertrage festzustellen, welche auf dem Versuchsstück dadurch entstehen können, daß die Lebensbedingungen auf allen Versuchsparzellen eben nicht ganz gleich herzustellen sind, ist es außerdem nötig, 2—3 sogenannte Kontrollparzellen zwischen die eigentlichen Versuchsparzellen einzuschieben, mit ein und derselben Getreidesorte bebaut. Es ist recht schwierig, alle diese Maßregeln gewissenhaft zu beobachten. Die erste und vornehmste Bedingung für das Gelingen eines solchen Versuchs ist daher das unausgesetzte persönliche Überwachen der für denselben zu treffenden Maßregeln durch den Versuchsansteller, sowie eine aufmerksame Beobachtung des Versuches, ein Erkennen namentlich und Aufzeichnen aller störenden Einflüsse, welche derselbe von Anfang bis zu Ende erleidet.

An der zweiten großen Arbeit des Züchters, den eigentlichen züchterischen Maßnahmen, kann sich jedermann beteiligen, soweit seine geistigen und materiellen Kräfte es gestatten. Jeder denkende Landwirt weiß, daß die höchsten Erträge ihm am sichersten sind, wenn er zur Saat nur das beste Korn verwendet und außer tadelloser Kultur vor allen Dingen dafür sorgt, daß nicht ungebetene Gäste seinen Pflanzen die Nahrung und das Sonnenlicht streitig machen; er erklärt dem Unkraut den Krieg. Die Maßnahmen, welche er hiernach trifft, sind folgende. Das Getreide, welches er zur Saat benutzen will, wählt er von einem Ackerstück aus, dessen Bestand ihm möglichst normal erscheint in Bezug auf die Ausbildung der Körner, ungeschädigt etwa durch Befall, durch Insektenfraß oder andere ungünstige Einflüsse. Das Cylindersieb der Dreschmaschine, die wohl kaum irgendwo mehr zu entbehren ist, wird so gestellt, daß es ihm die dicksten Körner aussondert, wovon er ja nur verhältnismäßig wenig gebraucht, so daß er das allerbeste auswählen kann. Bei diesem raschen Sortieren bleibt aber doch noch manches kleine Korn zwischen den großen; außerdem weiß er, daß die größten Körner nicht immer die schwersten sind. Um diese zu gewinnen, wendet er daher das Werfen auf der Tenne an, wodurch die spezifisch schwersten Körner in den Umkreis des Halbkreises von Körnern fallen, welche er vor sich hinwirft. Etwa noch vorhandenen Unkrautsamen entfernt ihm die mit Sieben versehene Windfege und, wo auch diese den Zweck nicht ganz erfüllt, entschließt er sich mit schwerem Herzen zu der Anschaffung eines Trieurs. In diesem Stadium der Entwickelung kann man noch nicht sagen, daß unser Freund seiner Getreidewirtschaft irgendwelche nennenswerten Opfer brächte. Allein er ragt schon über die meisten Nachbarn hervor, verkauft auch wohl einige Tonnen „Saatgut“ und streicht das Geld dafür vergnügt ein. Diese Freude soll aber nicht lange ungetrübt bleiben; denn kaum ist ein Jahr vergangen, so bekommt er von verschiedenen Seiten den Vorwurf, daß sein Saatkorn nicht rein gewesen sei; zwischen dem braunspelzigen Weizen seien massenhaft weiße Ähren oder gar Roggenpflanzen bemerkt, die Gerste sei von den Käufern beanstandet, weil Haferkörner dazwischen gewesen. Das ärgert unsern Freund ganz gewaltig; „das soll mir nicht wieder passieren!“ ruft er aus. Da er den Körnern die Varietät nicht ansehen kann, so bleibt ihm nichts übrig, als vor der Ernte im Felde Ähren von der Varietät auszuschneiden, welche er nun ganz sortenrein züchten will. Aus diesen Ähren drischt und reibt er die Körner aus, sortiert unter denselben die größten und schwersten heraus. Diese teuer erworbene Saat will er doch

gern gleich im ersten Jahre soviel als möglich vermehren; da kann er mit den so erhaltenen 20 Pfund in der Drillmaschine nicht viel anfangen; er reserviert also auf einem Ackerstück einen kleinen Fleck, zieht acht- oder zehnzöllige Reihen und legt auf etwa 6 Zoll Entfernung mit der Handhacke einige Körner. Diese Prodezur geht entsetzlich langsam von statten; aber seinen Morgen Acker hat er voll bekommen und noch Saat übrig behalten. Das thut er aber gewiß nicht wieder; im nächsten Jahre kauft er sich eine kleine Handdrillmaschine für 100 Mk., zwei Frauen ziehen dieselbe und in einem Vierteltag ist die Arbeit gemacht. Brauchte er auch etwas mehr Einsaat dazu, so ist die Arbeit doch bedeutend billiger als das Legen der Körner mit der Hand, wenn er mit dieser Maschine nur im Frühjahr zwei Morgen und im Herbst zwei Morgen bestellt. Das kleine Saatbeet ist brillant bestanden, es wird sorgfältig rein gehalten von Unkraut; die Ernte kommt heran und wird natürlich, um jede Verunreinigung dieser Elitesaat zu verhüten, an einem sonnigen Tage, sobald sie reif zum Einfahren ist, gleich im Felde auf Tüchern mit dem Flegel ausgedroschen, das Korn auf der Scheune geworfen, durch die Windfege gejagt und so das schwerste und schönste Korn jetzt ganz sortenrein erhalten. Im folgenden Jahre darf sich unser Freund schon über einen tadellos sortenreinen Bestand aus dieser Elitezucht freuen, deren Verunreinigung durch Körner aus dem Stroh von frischem Stallmiste er sorgfältig vermied dadurch, daß er ein in zweiter Gare stehendes Feld für seine Elite auswählte. Die Ernte kommt wieder heran; er drischt sie, um Vermischung zu vermeiden, gleich mit der Maschine aus, erhält sie aber doch nicht absolut rein. Der Sicherheit halber drischt er also vor dieser Elite, wenn sie Winterweizen ist, erst 1 Fuder Gerste, und wenn sie Sommerkorn ist, 1 Fuder Winterweizen, läßt die Maschine möglichst leer auslaufen und beginnt nun die Elite zu dreschen. Die ersten Säcke stellt er zurück, weil doch noch zuviel anderes Korn dazwischen ist, dann wird Saatkorn gedroschen, dem eine geringe Beimischung fremden Korns als Saatkorn nicht schadet, weil ja der Winterweizen mit dem Sommerkorn ausgesäet keine reifen Körner bringt, während die Pflanzen von im Herbst mit ausgesäeten Gerstenkörnern im Winter verfrieren. Also vor und während des Dreschens muß peinlich genau aufgepaßt werden, ebenso auf dem Schüttboden, daß dort keine offenen Fugen für fremde Körner sind, daß Katzen und Mäuse nicht fremde Körner hineinschleppen, daß zwei benachbarte verschiedene Haufen nicht zusammenlaufen u. s. w.

Auf den Ausstellungen studiert unser Freund die veredelten und die neuen Sorten; bald wird ihm die Notwendigkeit klar, von jetzt ab nicht nur sortenrein zu züchten, sondern auch an die Veredelung der Varietäten, an Züchtung neuer Sorten zu denken. Hatte sich doch beim Ausschneiden der Ähren sein Blick schon immer mehr geschärft, so daß er oft Ähren fand von einer ihm unbekannten Spielart, welche durch Zucht zu vermehren und auf ihren Anbauwert zu prüfen, vielleicht die Mühe lohnen möchte; auch wurde ihm dabei schon klar, daß innerhalb einer Rasse offenbar verschiedene Typen auftraten, welche festzuhalten sich wohl empfehlen könnte. Mit diesem Entschluß wird unser Freund erst voll und ganz zum Züchter, seine Arbeit zur methodischen Zuchtwahl. Diese Zuchtwahl beruht „auf Steigerung des Prinzips der Auslese mit zielbewußter, ausdauernder Benutzung der Veränderlichkeit der Formen auf Grund der Vererbung; ihr Ziel ist: die Erhaltung, Veredelung und Neubildung von Rassen.“ Unser Züchter muß sich nun bemühen, die einzelnen Individuen herauszufinden, welche die ihm an der Varietät wertvollen Eigenschaften in vollkommenster Weise besitzen, und diese durch die Zucht zu erhalten und höher zu entwickeln. Es kommt alles darauf an, daß er mit scharfem Blick aus einer Varietät verschiedene Typen herausfindet, welche sich von einander unterscheiden, zunächst durch ihre äußerlich leicht erkennbaren Eigenschaften, wie Bestockungsfähigkeit, Form der

Ähren, Vegetationsdauer, und sodann durch alle diejenigen dem Samenkorn innewohnenden wertvollen Eigenschaften, welche er zu vererben hofft, weil sie entweder für die Verwertung der Produkte in irgend einer Beziehung besonders schätzenswert sind, also zum Beispiel in der Bäckerei, Brauerei, als Viehfutter, oder in irgend einer Richtung die Produktionskraft der Varietät erhöhen können.

Unser Freund wird nun also weit mehr als bisher vor der Ernte seine Felder prüfenden Blickes durchschreiten und selten ohne eine kleine Kollektion Aehren heimkehren. Er wird mit allen Hilfsmitteln, welche ihm heute die Wissenschaft bietet, die für die Züchtung wertvollsten Pflanzen und einzelnen Körner zu erkennen trachten und die Züchtung in einem eigens dazu hergerichteten Zuchtgarten ausführen, wo er die einzelnen Pflanzen vom Aufgang bis zur Ernte beobachtet, dankbar für jedes neue Hilfsmittel, welches die Wissenschaft erfindet zur Erleichterung der Selektion. Hat er seine Neuzucht in etwa 4—5 Jahren soweit vermehrt, daß ein feldmäßiger Anbau damit ausgeführt werden kann, so stellt er sie im vergleichenden Anbauversuch in Konkurrenz mit Ihresgleichen.

Langwierig und schwierig, und nicht immer dankbar, sind also die Aufgaben, welche in der Getreidezüchtung die *Praxis* zu erfüllen hat; nicht minder bedeutend und anerkennenswert ist aber auch die Hülfe, welche die *Wissenschaft* solchem Streben des Praktikers leistet. Im Laboratorium werden die Züchtungsprodukte auf die Wertbestandteile, Backfähigkeit ꝛc. untersucht, die Botanik giebt Hinweise, wie wir durch Kreuzung viele neue Sorten erzielen können. Die Wissenschaft nimmt Kulturen in besonderen Gefäßen vor, um die individuellen Eigenschaften der einzelnen Züchtungsobjekte schärfer hervortreten zu lassen.

In Beantwortung der Frage, *in welcher Weise die Züchtung der Kulturpflanzen zweckmäßig unterstützt und gefördert werden kann*, nahm das Königliche *Landes-Ökonomie-Kollegium* in seiner Sitzung am 16. November 1888 folgenden Antrag einstimmig an:

„Aus der Förderung der Bestrebungen auf dem Gebiete der Züchtung neuer und der Prüfung des Anbauwerts der für bestimmte Verhältnisse geeigneten Getreidespielarten ist für die Landwirtschaft ein ähnlicher Nutzen zu erwarten, als derselben durch die Förderung gleichartiger Bestrebungen auf dem Gebiete der Viehzucht bereits erwachsen ist.

Zur Förderung dieser Bestrebungen ersucht das Landes-Ökonomie-Kollegium den Herrn Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten, den Central-Vereinen folgende Maßregeln zur Erwägung resp. zur Ausführung anheimzugeben und durch die Gewährung von entsprechenden Mitteln zu unterstützen:

a) Die Prämiierung hervorragender Leistungen auf dem Gebiete der Getreidezüchtung und des Anbaus von reinem Saatgut bei Gelegenheit von Konkurrenzen, welche im Gebiete der landwirtschaftlichen Central-Vereine nach dem Vorgang der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft zu veranstalten wären.

b) Die Veranstaltung von Saatgut-Ausstellungen verbunden mit Saatmärkten.

c) Die Veranstaltung von vergleichenden Anbauversuchen mit verschiedenen Getreidespielarten. Zur richtigen Ausführung solcher Versuche ist es erforderlich, daß besondere hierzu geeignete Organe die Überwachung derselben übernehmen. Es ist wünschenswert, daß zur Ausführung dieser Versuche auch die kleineren Landwirte herangezogen werden.

d) Zur Durchführung der vorgeschlagenen Maßregeln sind die geeigneten Organe von den landwirtschaftlichen Vereins-Verwaltungen oder von den Versuchs- und Samen-Kontrollstationen zu stellen, welche *bei der Auswahl ihres Personals* hierauf die nötige Rücksicht zu nehmen haben. Den betreffenden Beamten würde gleichzeitig die *Ausgestaltung der wissenschaftlichen Grundlagen der Züchtungsmaßregeln für die Getreidearten* obliegen.

In diesem Antrage sind die wesentlichsten Produkte berührt, worauf es in dieser Frage ankommt. Was zunächst die vergleichenden Anbauversuche betrifft, so sind diese am besten in kleineren Bezirken auszuführen. Ein solcher Versuch kann auch für einen ganzen Vereinsbezirk von großer Bedeutung werden, nicht nur durch Ermittelung der anbauwürdigsten Varietäten für die vorhandenen örtlichen Verhältnisse, sondern dadurch, daß er für die Versuchsanstelle zur Schule durch gegenseitige Belehrung, daß er geradezu allen zum Vorbild einer für die örtlichen Verhältnisse mustergiltigen Kultur wird. Wenn der vergleichende Anbauversuch als Beispiel wirken soll, namentlich auch für kleinere Wirte, so wird es dringend geboten sein, nicht nur größere Landwirte für dieselben zu gewinnen, sondern auch intelligente kleinere bäuerliche Besitzer heranzuziehen, damit die kleineren Wirte direkt durch ihre gleichgestellten Freunde lernen und nicht vorgeben können, solche Maßnahmen, wie sie ihnen die Versuche zeigten, könnten nur in großen Wirtschaften von reichen Leuten ausgeführt werden.

Die Saatgut-Ausstellungen sollten nicht, wie einst der Fall, lediglich eine Schaustellung normal zurechtgemachten Saatkornes von verschiedenen Getreidesorten und Produkten anderer Kulturpflanzen sein; sie erlangen erst einen höheren Wert, wenn, gestützt auf die Resultate vergleichender Anbauversuche, eine Anzahl Landwirte planvoll die Züchtung der durch diese Versuche als die besten erkannten Varietäten betreibt und Veredlung derselben erstrebt, wenn diese Züchter das Verlangen haben, durch Ausstellung ihrer Produkte auf ihre Züchtungen aufmerksam zu machen und mit ihren Kollegen in Konkurrenz zu treten. Die besten Leistungen wird der betreffende landwirtschaftliche Verein dann auszuzeichnen haben.

Die Gründung von Saatgutverbänden, wie z. B. die Propsteier-Saatgenossenschaft u. a. m., ist ebenfalls für die Züchtung von großer Wichtigkeit. Die Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft hatte hierfür drei silberne Medaillen ausgeworfen. — Nicht minder ist die Belehrung der Landwirte in Bezug auf Züchtung unserer Kulturpflanzen, durch Vorträge in den Vereinen, Verbreitung kurzgefaßter, leichtverständlicher Schriften, Hilfe bei Ausführung vergleichender Anbauversuche, Hilfe bei der Arbeit der Züchtung selbst. —

3. Zum Schluß wollen wir die Eigenschaften des vollkommenen Saatgutes besprechen:

a) Das Saatgut muß vollkommen entwickelt und ausgereift sein. Form und Größe, Farbe, Glanz und Gewicht bieten die hierfür entscheidenden Kennzeichen, von denen bald die einen, bald die anderen — je nach Gattung und Art der Pflanze — die gewichtigsten sind. Um einen vollkommenen Samen zu gewinnen, ist es nicht nötig, denselben auf dem Halme über und drüber reif werden zu lassen. Durchschnittlich wird der beste Samen gewonnen, wenn man in demjenigen Stadium den Einschnitt vornimmt, welcher der vollen Gelbreife bis beginnenden Vollreife bei den Cerealien entspricht, und wenn man nach dem Einschnitt weiterhin nicht unterläßt, für ein gutes Aus- und Nachreifen und mehr noch für ein gutes Austrocknen auf dem Felde Sorge zu tragen.

b) Das Saatgut soll gesund sein. Es darf nicht dumpfig, nicht mulstrig, nicht schimmelig, nicht faulfleckig sein. Das gilt in gleicher Weise vom Samen, wie von den zur ungeschlechtlichen Vermehrung benutzten Pflanzenteilen, wie sie bei Hopfen, bei Kartoffeln ꝛc. im Gebrauche sind. Der Same darf keinen Bruch oder Auswuchs zeigen, keine Verletzung durch Insektenfraß. Auch das mit Eiern, Sporen und Keimen von tierischen und pflanzlichen Feinden behaftete Saatgut kann nicht als gesund gelten; es sei denn, daß es gelänge oder gelungen

wäre, die anhaftenden Parasiten zu töten, ohne daß mit diesem Akte eine Beeinträchtigung der Keimkraft verbunden, eine solche auch nicht vorher bereits eingetreten war.

c) Der Samen muß frei sein von Unkrautsämereien. Zur Entfernung derselben besitzen wir nunmehr sehr leistungsfähige Maschinen, welche mit den Unkräutern auch die geringen und verletzten Samenkörner zu entfernen gestatten. Die Ausscheidung geschieht (nach dem Volumen) durch Siebe oder (nach dem Gewichte) durch Ventilatoren und Exhaustoren. Eine Kombination von Wind und Sieb bei derselben Maschine kann bei der vorläufigen oder „bodenmäßigen" Reinigung sehr zweckmäßig sein; sie ist aber prinzipiell unrichtig, wenn es sich bei Herstellung von Saatgut um eine exakte Leistung handelt. Denn das Sieb darf, um zur rechten Geltung zu kommen, nur langsam bewegt werden, während für die exakte Wirksamkeit des Windes eine raschere Drehung der Kurbel erforderlich ist.

d) Das Saatgut soll nicht zu alt und auch nicht zu jung sein. Auch das letztere darf nicht immer unbeachtet bleiben. Manche Samen können, ja müssen, zwar sehr bald nach dem Reifen ausgesäet werden. Eine sehr viel größere Zahl bedarf jedoch einer gewissen Ruhezeit, während deren sich erst die zum Keimen und besonders die zum Umbilden der Stärke nötigen Fermente bilden, die in jener ersten Gruppe gleich von Anfang an vorhanden sind. — Bei einigen landwirtschaftlichen Kulturpflanzen stellt sich zwar die Keimfähigkeit bald ein, sie gewinnt aber längere Zeit hindurch noch an Energie. Dies ist erfahrungsgemäß bei Lein der Fall; auch von Erbsen, Bohnen, Phaseolen, Gurken, Melonen ꝛc. behaupten es erfahrene Gärtner. Von Haus aus guten Samen und gute Aufbewahrung vorausgesetzt, sind die überjährigen Samen dieser Leguminosen und Cucurbitaceen wirklich keimkräftiger als die von der letzten Ernte.

Abgesehen von diesen vereinzelten Fällen gilt bei uns der Samen der letzten Ernte als der beste zur Saat, und viel häufiger tritt an den Landwirt die Mahnung heran, nicht zu alten Samen zu verwenden, als die, denselben nicht zu jung, zu frisch, zur Aussaat zu benutzen. — Im Laufe der Zeit verlieren alle Samen ihre Keimkraft. Wie lange sie dieselbe bewahren? ob ein oder zwei und drei Jahre und länger? das läßt sich kaum generell entscheiden. Es hängt von vielerlei Dingen ab, zunächst von Gattung und Art: die ölreichen, die mit solider Schale umschlossenen oder gar in ein markiges Gehäuse gebetteten Samen bewahren die Keimkraft am längsten; es hängt auch wesentlich ab von der Art der Aufbewahrung, sowie von den anderweitigen Schicksalen der Samen. Sie halten sich um so besser, je weniger Feuchtigkeit und Luft einwirken können. Schlecht ausgereifte, nicht gut getrocknete oder verletzte Samen bleiben niemals für lange Zeit keimfähig. Im Zweifel — und es gilt das ebensowohl für ältere wie für aus anderen Gründen verdächtige Samen — muß die Keimprobe darüber entscheiden, ob die Verwendung als Saatgut thunlich ist, und weiter darüber, welche Stärke der Aussaat angezeigt erscheint.

(Nach O. Beseler und Prof. Blomeyer.)

231. Erntelied.

Kein Klang von allem, was da klingt,
Geht über Sensenklang,
Wenn sie der braune Schnitter schwingt,
Zum fröhlichen Gesang.

Das Erntefeld in gold'ner Pracht
Wallt, Halm an Halm, gewiegt,
O, wie sein munt'res Auge lacht!
Wie ist er so vergnügt!

Kein Paradies, kein Herzogtum
Erfreut ihn wie sein Feld,
Der braune Schnitter gebe d'rum
Die ganze weite Welt.

Es singt, es zirpt mit frohem Ton
Die Grill' ihr einfach Lied,
Und nieder sinkt die Garbe schon
Von seiner Sense Schnitt.

Gemähet liegt die ganze Schar
Der Halme, lang und schwer,
Die dicken Schwaden, Paar bei Paar,
Wie Wellen rings umher.

Da steckt der Schnitter mitten drin
Und jauchzet laut im Thal;
Nun hüpft die schlanke Bäuerin
Daher und ruft zum Mahl.

Die Schüssel dampft, die Kanne blinkt,
Das Mahl schmeckt königlich; —
Und seht, der braune Schnitter winkt,
Das Mädchen schürzet sich.

Und wieder hin auf's hohe Feld,
Die Garben aufgefaßt,
Gebunden und emporgestellt,
Und immer keine Rast! —

Juchhei! Jetzt kommt in vollem Lauf
Der Wagen angerollt,
Er nimmt die reiche Ladung auf
Und glänzt von ihr wie Gold.

Und, heisa! geht's in raschem Trab',
Getümmel hinterdrein,
Den stoppelvollen Weg hinab
Zum Scheunenthor hinein.

Kein Fest, kein Freudenspiel, kein Tanz
Kommt diesem Feste bei;
Es fühlet auch kein Städter ganz,
Was Erntefreude sei.

Des Ackermannes sauern Schweiß
Belohnet dieses Fest;
Er nimmt und ißt zu dessen Preis,
Der Korn ihm wachsen läßt.

(Overbeck.)

Erntegesang.

Schön ist das Feld zur Frühlingszeit,
Wenn auf verjüngtes Grün
Der Lenz die bunten Blumen streut,
Die Bäume schneeweiß blüh'n.

Doch schöner ist der Ähren Gold,
Das aus dem Boden steigt
Und, unsrer süßen Arbeit hold,
Sich dankbar vor uns neigt.

Wenn jeder Halm uns zwanzigmal
Die Körnchen wiederbeut,
Die wir im Feld, am Berg, im Thal
Den Furchen eingestreut.

Hoch türmen wir die Fuder auf,
Vom reichen Segen schwer;
Das Garbenmädchen setzt sich d'rauf,
Der Schnitter geht beiher.

Dann essen wir in sich'rer Ruh'
Das Brot, das uns gebührt,
Indes die Grille froh dazu
Am Herde musiziert.

Du zarter Städter spotte nicht
Der schwielenvollen Hand:
Wir nähren, was Dein Stolz auch spricht,
Den Fürsten und das Land. (Weiße.)

Erntesegen.

Schon wehet leis' durch die Natur
Ein Hauch der Herbstesteit,
Und manches Blümlein schmückt sich schon
Mit seinem Totenkleid.

Es lacht die Saat auf weiter Flur
Im Sommer-Sonnenglanz,
Der Schnitter flicht der Schnitterin
In's Haar den Erntekranz.

Mit frohem Herz der Landmann preist
Den Segen der Natur.
Und ob auch manches Samenkorn
Auf immer deckt die Flur.

Und ob auch manchen Frühlingstraum
Er längst zu Grabe trug,
Zufrieden blickt sein Auge doch;
Des Segens ist's genug.

Zum Gotte, der ihn liebend gab,
Hebt er die Hände auf,
Zum Himmel steigt voll' Dankbarkeit
Sein schlicht' Gebet hinauf.

Die Sonne, wie ein Gottesaug'
Zum Beter niedersieht,
Ein Vöglein schwebt in's Wolkenblau
Und singt ein Dankeslied. (Jul. Diehl.)

232. Über stickstoffsammelnde Pflanzen.

Nach einer in der landwirtschaftlichen Praxis fast allgemein bestehenden Ansicht sollen gewisse Nutzpflanzen, und zwar die Leguminosen (Schmetterlingsblüter), zu welchen bekanntlich die Erbsen, Bohnen, Wicken, Linsen, Lupinen, Kleearten, Luzerne, Esparsette u. s. w. gehören, die Fähigkeit besitzen, den Boden zu bereichern. Man stützt sich hierbei wohl besonders auf die Beobachtung, daß die Ackererde nach Aberntung jener Gewächse eine auffallende Fruchtbarkeit in Bezug auf das Wachstum der Getreidearten und überhaupt aller zur Familie der Gräser gehörenden Pflanzen aufzuweisen hat.

So lange man auf die Art der behaupteten Bereicherung nicht näher einging, war es natürlich unmöglich, die vorbezeichneten Anschauungen zu prüfen und die Widersprüche zu lösen, welche sich in Bezug auf die vorliegende wichtige Frage zwischen praktischer Erfahrung und wissenschaftlicher Beobachtung ergeben hatten. Es war demgemäß eine genaue Untersuchung aller einschlägigen Verhältnisse erforderlich, eine Aufgabe, welcher sich zahlreiche Gelehrte mit verschiedenem Erfolg unterzogen.

Eine ganz besondere Veranlassung zu eingehenderen Beobachtungen war durch die bei dem Anbau der gelben Lupine auf Flugsandboden gemachte Wahrnehmung (Schulz-Lupitz) gegeben, daß diese bekanntlich an stickstoffhaltigen Bestandteilen reiche Pflanze auf einem Boden vortrefflich gedeiht, der nur Spuren oder äußerst geringe, zur Hervorbringung einer üppigen Pflanzendecke völlig unzureichende Mengen von stickstoffhaltigen Nährstoffen enthält. Offenbar mußte daraus die Schlußfolgerung abgeleitet werden, daß die Lupine ihren Bedarf an Stickstoff aus anderen Quellen schöpft, als aus dem Boden. Ähnliche Thatsachen ergaben sich auch bei anderen Leguminosen, vornehmlich dort, wo dieselben im Wechsel mit Getreidearten angebaut wurden. Man beobachtete hierbei, daß letztere Gewächse nach Klee, Erbsen und anderen Leguminosen angebaut, reichlichere Ernten lieferten, als bei der Kultur nach sich selbst.

Diese Erfahrungen wurden durch wissenschaftliche Versuche verschiedener Art bestätigt, zunächst durch jene von Lawes, Gilbert und Pugh in England. Wenn diese Forscher eine Fläche Landes mit den gewöhnlichen Kulturgewächsen bebauten und dabei genau in Bezug auf die Produktion in stickstoffhaltiger organischer Substanz kontrollierten, so fanden sie, daß für die jährlich verfügbare Stickstoffmenge eine bis dahin unbekannte Quelle zu Gebote stand. Wurden auf einem Felde mehrere Jahre hintereinander Getreidearten gebaut, so sank nach einigen Jahren die Produktion an stickstoffhaltiger Substanz auf ein Minimum herab. Wurden jedoch zwischen die einzelnen Ernten von Getreidearten Klee oder Erbsen eingeschoben, so konnten weit größere Mengen von stickstoffhaltiger Pflanzensubstanz in dem Weizen oder der Gerste, die darauf folgte, geerntet werden, trotzdem der Klee oder die Erbsen selbst sehr große Mengen von Stickstoff geliefert hatten.

Besonders lehrreich sind auch die von Dehérain in Frankreich ermittelten Werte für den Stickstoffgewinn und Verlust bei dem Anbau verschiedener landwirtschaftlicher Kulturpflanzen. Der jährliche Stickstoffverlust betrug bei dem Anbau von Futtermais im Durchschnitt 238 kg, bei dem Anbau von Kartoffeln 233 kg pro ha, während beim Esparsettebau sich ein jährlicher Stickstoffgewinn von 625 kg pro ha herausstellte. Zu denselben Resultaten gelangten Agathon in Frankreich und Heiden in Pommritz, Sachsen.

Nach den erwähnten Versuchsergebnissen kann es sonach keinem Zweifel unterliegen, daß es in der That „bereichernde“ Pflanzen giebt, und daß diese Eigenschaft den Leguminosen zukommt, welche größere Mengen von Stickstoff aufzunehmen vermögen, als der Boden ihnen bietet.

Aus welchen Quellen diese Gewächse hauptsächlich den Stickstoff nehmen, ist eine Frage, welche wegen ihrer Wichtigkeit an dieser Stelle erörtert werden soll.

Daß der in der Atmosphäre in ungeheuren Mengen enthaltene freie Stickstoff von den Pflanzen nicht assimiliert werden kann, und daß den Leguminosen in dieser Beziehung keine besondere Befähigung zukommt, wurde in exakter Weise durch die klassischen Untersuchungen Bousſingault's bei Paris dargethan, in welchen verschiedene Pflanzen in einem stickstofffreien Nährboden (Sand und Bimssteinpulver mit Asche von Stalldünger) und in einer Atmosphäre, die aller ammoniak- und salpetersauren Verbindungen beraubt war, kultiviert wurden.

Seine Versuchszahlen beweisen, daß bei der Entwickelung der Pflanzen freier Stickstoff durch die oberirdischen Organe nicht aufgenommen wird. — Hiernach stand es zur Frage, ob und inwieweit die in der Atmosphäre, allerdings nur in geringen Mengen vorkommenden Stickstoffverbindungen (Salpetersäure, Ammoniak) direkt von den Blättern aufgenommen werden könnten, event. ob den Leguminosen eine besondere Aneignungsfähigkeit für jene Verbindungen beizumessen sei. — Die Versuche von Peters und Sachs, in späterer Zeit von A. Mayer, setzen die Möglichkeit, daß grüne Gewächse ihren Blättern dargebotenes Ammoniak aufnehmen und assimilieren können, außer allem Zweifel. Allein es ergab sich in Bezug auf diese Eigenschaft kein Unterschied zwischen den Leguminosen (Bohne, von Sachs benutzt) und den Getreidearten (Weizen in den Versuchen A. Mayer's). Überdies würde aber auch, in Rücksicht auf die Spärlichkeit, mit welcher die atmosphärischen Quellen fließen, der beschriebene Vorgang keine erhebliche praktische Bedeutung haben können.

Der allerneuesten Zeit war es vorbehalten, eine Erklärung für die bis dahin rätselhafte Naturerscheinung zu finden, und zwar ist diese Errungenschaft den langjährigen und mühevollen Untersuchungen H. Hellriegel's in Bernburg zu verdanken, deren überraschende Resultate zuerst auf der Naturforscherversammlung in Berlin im Jahre 1886 an die Öffentlichkeit kamen und berechtigtes Aufsehen erregten.

Die Versuche wurden in Glasgefäßen vorgenommen, die mit Sand gefüllt waren. Die zum Wachstum erforderlichen Nährstoffe wurden in Form einer Nährlösung zugeführt. Die Feuchtigkeit im Boden wurde während der ganzen Versuchsdauer auf 70—85 pCt. derjenigen Wassermenge, welche der Sand im Maximum zu fassen vermochte, durch Aufgießen mit destilliertem Wasser erhalten.

In einer Reihe weiterer Versuche wurden Gefäße, Sand und Samen sterilisiert, d. h. die daran haftenden Mikroorganismen wurden zerstört.

Die während der Vegetation nötige Wasserzufuhr wurde nur mit destilliertem Wasser bewirkt, welches vor dem Gebrauche ein- auch zweimal eine Stunde lang unter Wattverschluß gekocht worden war.

Die unter Anwendung aller erdenkbaren Vorsichtsmaßregeln mit sterilisiertem und nicht sterilisiertem Boden und bei verschiedener Stickstoffzufuhr ausgeführten Versuche gaben nun folgende Resultate: In einem stickstofflosen Boden war die Assimilation und Produktion der geprüften Getreidearten, Gerste und Hafer, (gleichgültig, ob derselbe sterilisiert war oder nicht), immer nahezu gleich Null. Durch Zugabe von salpetersauren Salzen (Nitrate) zum Boden ließ sich aber stets ein normales Wachstum dieser Pflanzenarten hervorrufen, und zwar stand dann die Entwickelung derselben immer in annähernd direktem Verhältnis zu der Menge des gegebenen Nitrates. So lange sich die Nitratgaben innerhalb der Grenzen bewegten, in welchen sich der Stickstoffgehalt des Bodens als Wachstumsfaktor im Minimum befand, wurde durch einen Teil Bodenstickstoff immer annähernd der gleiche Ertrag, und zwar 90 bis 100 Teile oberirdische Trocken-

substanz produziert. In den Ernten der Gerste und des Hafers, (gleichgültig, ob sie in einem stickstofflosen, stickstoffarmen oder stickstoffreichen Boden gewachsen waren), wurde niemals mehr oder auch ebensoviel Stickstoff wieder gefunden, als in dem Boden bei Beginn des Versuchs in Form assimilierbarer Stickstoffverbindungen vorhanden war. Nichts deutete darauf hin, daß die Getreidearten eine bemerkenswerte Quantität ihrer Stickstoffnahrung aus einer anderen Quelle, als dem Boden schöpften, oder zu schöpfen vermochten.

In einem stickstofflosen, *sterilisierten* und sterilisiert erhaltenen Boden verhielten sich die zu diesen Versuchen benutzten *Leguminosen*, Erbsen, Seradella und Lupinen, den Getreidearten vollkommen gleich. Wachstum und Assimilation war in diesem Fall auch bei ihnen immer ungefähr gleich Null. Durch Zugabe von Nitraten zum Boden ließen sich dieselben aber zur Entwickelung bringen, und die Produktion stand dann in annähernd direktem Verhältnis zu der Menge der gegebenen Bodenstickstoffs, so lange sich der letztere als Wachstumsfaktor im Minimum befand. In den Ernteprodukten war ein bemerkenswertes Plus von Stickstoff, welches aus anderen Quellen, als dem Boden hätte stammen können, nicht aufzufinden.

In einem *nicht sterilisierten* Boden vermochten aber die Leguminosen unter gewissen Umständen zu wachsen, auch wenn derselbe *frei* war von assimilierbaren Stickstoffverbindungen, oder nur Spuren derselben enthielt, und zwar insbesondere dann, wenn die Versuchskulturen während der Vegetation unbedeckt im Freien gehalten wurden, und sicher dann, wenn man dem stickstofflosen Bodenmateriale den durch Anrühren mit destilliertem Wasser und Absetzenlassen bereiteten *Aufguß* von einer Menge (1—2 pCt.) *eines zweckmäßig gewählten Kulturbodens* beigab. Die Leguminosen brachten es in letzterem Falle nicht nur in der Regel zu einer durchaus normalen, sondern ausnahmsweise bisweilen zu einer auffallend üppigen Entwickelung, und in den Ernteprodukten derselben ließ sich stets ein entschiedenes, häufig sehr hohes Stickstoffplus nachweisen, welches aus dem Boden *nicht* stammen konnte. Ein ähnlicher, wenn auch minder ergiebiger Stickstoffgewinn wurde nach Zugabe von *Bodenaufguß* durch die Leguminosen auch dann erzielt, wenn der Boden *nicht völlig stickstofflos* war, sondern eine gewisse, für ihre Bedürfnisse nicht ausreichende, Quantität Nitrate enthielt.

Die *Getreidearten* dagegen zeigten in einem stickstofflosen Boden, auch wenn derselbe nicht sterilisiert war, niemals eine Neigung zum Wachsen und niemals einen bemerkbaren Stickstoffgewinn. Eine Zugabe von Bodenaufguß blieb bei Hafer und Gerste in beiden Beziehungen ohne jede merkbare Wirkung.

Der eigentümliche sehr bedeutende Einfluß, den die Zugabe von einer geringen Menge Bodenaufguß auf das Wachstum und die Stickstoffaufnahme der Leguminosen ausübte, ließ sich nicht erklären durch den Gehalt des letzteren an Stickstoff oder anderen Pflanzennährstoffen. Wenn der Bodenaufguß gekocht oder auch nur einer Temperatur von 70° C. ausgesetzt wurde, so verlor er seine Wirkung gänzlich und ausnahmslos.

Ein und dieselbe Leguminosenart wurde durch Bodenaufgüsse verschiedener Herkunft sehr *ungleichmäßig* beeinflußt, und ein und derselbe Bodenaufguß wirkte auf verschiedene Leguminosenarten durchaus verschieden. So beförderte der Aufguß von einem vorzüglichen Zuckerrübenboden, in welchem Erbsen und verschiedene Kleearten seit langer Zeit in die regelmäßige Fruchtfolge eingeschoben, Seradella und Lupinen aber noch niemals angebaut waren, das Wachstum und den Stickstoffgewinn der Erbsen sicher und in bedeutendem Grade, hatte aber in der geringen Menge, in der er verwendet wurde, für die Entwickelung der Seradella und Lupinen nie den geringsten Effekt.

Das durch Zufuhr von Bodenaufguß bedingte Wachstum der Leguminosen in einem stickstofflosen Bodenmateriale unterschied sich von der Vegetation derselben in einem sterilisierten, mit Nitraten versehenen Boden wesentlich und äußerlich sichtlich dadurch, daß im ersten Falle nach der Keimperiode in der Regel ein eigentümlicher, von sehr charakteristischen Erscheinungen begleiteter Hungerzustand der Pflanzen eintrat, welchem dann nach kürzerer oder häufig auch erst längerer Zeit eine sehr energische und rasche Wirkung folgte.

In sterilisiertem und während der Vegetationszeit steril erhaltenen oder mit einem unwirksamen Aufguß versehenen Boden wurde das Auftreten von Wurzelknöllchen*) bei den Leguminosen nicht bemerkt, gleichgiltig, ob der Boden stickstofflos war und die Pflanzen langsam darin verhungerten oder ob derselbe mehr oder weniger Nitrate enthielt und die Pflanzen infolgedessen eine mehr oder weniger gute Entwickelung erreichten. In nicht sterilisiertem, mit einem wirksamen Bodenaufguß versetzten Bodenmateriale war dagegen die Bildung normal entwickelter Wurzelknöllchen stets nachweisbar, und mit dieser war eine erhebliche Assimilation von Stickstoff, dessen Quelle im Boden nicht zu suchen war, immer verbunden. Auch hier traten Knöllchenbildung und Stickstoffgewinn nicht nur in stickstofflosem Boden, sondern auch dann ein, wenn derselbe eine gewisse, aber für die Bedürfnisse der Pflanzen unzureichende Menge Nitrate enthielt, und waren in letzterem Falle nur quantitativ geringer.

Bei einer und derselben Leguminosenpflanze ließ sich an der einen Hälfte des Wurzelsystems die Knöllchenbildung hervorrufen, an der anderen verhindern dadurch, daß man die erstere in eine stickstofflose, mit etwas Bodenaufguß vermischte und nicht sterilisierte, die andere in eine ganz gleich zusammengesetzte, aber durch Kochen sterilisierte Nährlösung eintauchen ließ.

Die Bildung der Wurzelknöllchen erfolgte nicht nur in einem sehr frühen Entwickelungsstadium der Pflanzen, sondern war auch in dem vorbezeichneten Hungerzustande nachweisbar, in welchem die Pflanzen, um ihr Leben zu fristen, ihre notwendigsten Assimilationsorgane reforbieren mußten; ein sichtliches Wachstum der Leguminosen in stickstofflosem Boden fand immer erst nach Entwickelung der Wurzelknöllchen statt.

Lebhaftes Wachstum der Leguminosen mit erheblicher Stickstoffassimilation ließ sich auch dann erzielen, wenn man sie in einer von Stickstoffverbindungen gereinigten Atmosphäre oder in einem beschränkten Luftvolumen wachsen ließ, welches ihnen nur Spuren gebundenen Stickstoffs liefern konnte.

Aus diesen Ergebnissen schließen nun Hellriegel und Wilfarth folgendes:

1. Die Leguminosen verhalten sich bezüglich der Aufnahme ihrer Stickstoffverbindungen von den Gramineen (Gräsern, Getreidearten) verschieden.
2. Die Gramineen sind mit ihrem Stickstoffbedarf einzig und allein auf die im Boden vorhandenen assimilierbaren Stickstoffverbindungen angewiesen, und ihre Entwickelung steht immer zu dem disponiblen Stickstoffvorrat des Bodens in direktem Verhältnisse.
3. Den Leguminosen steht außer dem Bodenstickstoff noch eine zweite Quelle zur Verfügung, aus welchen sie ihren Stickstoffbedarf in ausgiebigster Weise zu

*) Diese Wurzelknöllchen treten unter natürlichen Verhältnissen mit großer Regelmäßigkeit bei allen Leguminosen auf und besitzen eine verschiedene Form. Bald sind sie rosenkranzförmig (Esparsette, Erbsen), bald rundliche (Klee, Pferdebohne, Schminkbohne, Wicke) oder auch ziemlich umfangreiche Anschwellungen bildend (Lupinen). Man kann sich dieselben leicht dadurch vor Augen führen, daß man die betreffenden Pflanzen sorgfältig aushebt und die Wurzeln durch Auswaschen mit Wasser von der anhaftenden Erde befreit.

decken, respektive soweit ihnen die erste Quelle nicht genügt, zu ergänzen vermögen.

4. Diese Quelle bietet der freie elementare Stickstoff der Atmosphäre.
5. Die Leguminosen haben nicht an sich die Fähigkeit, den freien Stickstoff der Luft zu assimilieren, sondern es ist hierzu die Betheiligung von lebensthätigen Mikro-organismen im Boden unbedingt erforderlich.
6. Um den Leguminosen den freien Stickstoff für Ernährungszwecke dienstbar zu machen, genügt nicht die bloße Gegenwart beliebiger niederer Organismen im Boden, sondern ist es nötig, daß gewisse Arten der letzteren mit den ersteren in ein symbiotisches *) Verhältnis treten.
7. Die Wurzelknöllchen der Leguminosen sind nicht als bloße Reservespeicher für Eiweißstoffe zu betrachten, sondern stehen mit der Assimilation des freien Stickstoffs in einem ursächlichen Zusammenhang.

Die Beobachtungen Hellriegel's wurden weiterhin durch solche anderer Forscher bestätigt. Bréal kultivierte Erbsen in einer Nährlösung, welche er mit dem Inhalte von Luzerneknöllchen infiziert hatte. Die Wurzeln der Erbsen bedeckten sich sehr bald mit rosenkranzförmigen Knöllchen. Die Ernte ergab, daß die Pflanzen ihr Gewicht und ihren Gehalt in einem stickstofffreien Medium ziemlich beträchtlich vermehrt hatte.

Genannter Forscher übertrug auch durch Impfung die Bakterien von Luzerneknöllchen auf Lupinenwurzeln. Die geimpfte und nicht geimpfte Pflanze wurden in Sand gepflanzt, welcher mit einer stickstofffreien Nährlösung begossen wurde. Erstere entwickelte sich üppig, letztere schwächlich. Auch zeigten sich die Wurzeln jener mit Knöllchen bedeckt, die Wurzeln dieser frei davon. — In einem anderweitigen Versuch wurde eine junge, in Esparsetteboden gewachsene Erbsenpflanze in groben Sand versetzt, welcher mit einer stickstofffreien Nährlösung begossen wurde. Nach 25 Tagen wurden sie herausgenommen und gewogen. Die Wurzeln waren mit Knöllchen bedeckt. Die ober- und unterirdischen Organe wogen trocken: 9,6 g und enthielten 0,2316 g Stickstoff. Der Samen wog 0,25 g und enthielt 0,0093 g Stickstoff. Die Pflanze hatte demnach eine Ernte ergeben, die das 38fache des Samengewichts ausmachte. Der Stickstoffgehalt war 25mal größer als der Stickstoffgehalt des Samens. Die bei der Aufnahme des Stickstoffs beteiligten Organismen waren mit den an den Wurzeln der Erbsenpflanze anhaftenden Erdteilchen auf den Sand übertragen worden.

Zu ähnlichen Resultaten gelangte Prazmowski in seinen Untersuchungen über die Wurzelknöllchen der Leguminosen. Behufs Beantwortung der Frage, ob die Knöllchen normale Bildungen der Leguminosenwurzel seien oder ob sie durch Infektion von außen erzeugt werden, stellte er zahlreiche Kulturversuche mit Erbsen und Bohnen in Böden an, welche durch geeignetes Erhitzen (die Gartenerde in feuchtem Zustande) sterilisiert und nachher entweder vor Infektion geschützt oder absichtlich infiziert wurden. Zum Infizieren wurde ein wässeriger Auszug des betreffenden Bodens oder in sterilisiertem Wasser zerriebene Parenchymteile des Knöllchens benutzt. Das Ergebnis war stets dasselbe. In allen Töpfen, welche nach der Sterilisierung infiziert worden waren, bildeten sich zahlreiche Knöllchen, in den nicht infizierten Töpfen konnte nicht ein einziges gefunden werden. Es müssen also im Boden vorhandene Infektionsorganismen die Bildung der Knöllchen hervorrufen. Weitere Versuche lehrten, daß die Infektion nur im jugendlichen Zustande der Wurzeln zu stande kommt.

Über die Natur der Wurzelknöllchen, welche nach den bisherigen Mitteilungen eine so bedeutsame Rolle im Leben der Leguminosenpflanzen spielen, liegt eine größere Reihe von Untersuchungen vor.

*) Symbiose ist die in der Natur weit verbreitete Erscheinung des Zusammenlebens ungleicher Organismen.

Bereits oben wurde darauf hingewiesen, daß dieselben bei den verschiedenen Spezies eine verschiedene Form besitzen. Die von Bréal vorgenommene chemische Prüfung derselben ergab, daß sie sehr stickstoffreich sind.

Im übrigen gehen die Anschauungen über diese Bildungen sehr auseinander. Nach der einen Auffassung sind die Wurzelknöllchen krankhafte Bildungen, welche durch Eindringen bald von Anguillulen, bald von Bakterien, bald von Plasmodien oder Hyphenpilzen an der Wurzel entstehen. Andere sehen in ihnen ebenfalls Bildungen, welche ihre Entstehung einer äußeren Infektion entweder durch Bakterien (Hellriegel 1886) oder durch Hyphenpilze (Marshall Ward 1887) verdanken, meinen jedoch, daß der infizierende Organismus kein wirklicher Krankheitserreger sei, vielmehr mit der infizierten Pflanze in einem für dieselbe nützlichen, symbiotischen Verhältnis lebe (Hellriegel). Schließlich sehen einige Forscher die Knöllchen als normale Bildungen an, welche zur Aufspeicherung der normal nicht verbrauchten Eiweißstoffe dienen.

Auch über das Wesen und die Bedeutung der in den Knöllchen enthaltenen Formelemente gehen die Ansichten auseinander.

Prazmowski, der sehr eingehende Untersuchungen über den vorliegenden Gegenstand angestellt hat, fand bei der mikroskopischen Untersuchung der Knöllchen jene Pilzhyphen ähnlichen Fäden und beobachtete, daß sie teils die Oberhaut, teils die Wurzelhaare durchwachsend, in das innere Gewebe der Wurzel dringen. Sobald die Fäden in die tieferen Schichten der Rinde eingedrungen sind, beginnt die Einwanderung von Baustoffen in die Zellen der Rinde; sie füllen sich mit Stärke und Plasma und teilen sich in schneller Folge. Es bildet sich ein kleiner Höcker als erstes Anzeichen des entstehenden Knöllchens. In dem Parenchymgewebe werden zwei Zonen unterscheidbar: eine äußere mit kleineren Zellen und anscheinend pilzfrei und eine innere, welche sich zum Bakteroidengewebe entwickelt. Der Inhalt der Zellen besteht aus Zellsaft und plasmatischem Wandbeleg. Im Innern des Parenchyms treiben die Pilzfäden blasenförmige, bakteroidenhaltige Anschwellungen, welche sich vergrößern und die Zelle nach und nach ausfüllen. Ihre Membranen verflüssigen sich und Pilzkörper und Zellinhalt werden zu einer einheitlichen Masse. Auf Grund dieser Ergebnisse stellt Prazmowski die Knöllchen in die Reihe der Pilzgallen. Sie werden hervorgerufen durch einen von den Hyphenpilzen durch das Fehlen der Cellulosemembran unterschiedenen Pilzorganismus, der Ähnlichkeit mit den Schleimpilzen hat, aber durch seinen Bakteroideninhalt von allen bekannten Gebilden abweicht.

Die vorzüglichen, sehr ausführlichen Untersuchungen Beyerinck's über das Wesen der Leguminosenknöllchen stimmen mit denen Prazmowski's insofern überein, als von demselben die Entstehung der Knöllchen infolge Infektion von außen mit Sicherheit nachgewiesen wurde. Aber die infizierenden Organismen sind nach Beyerinck's Feststellungen weder Hyphenpilze noch Schleimpilze, sondern Bakterien (Bacillus radicicola).

Die Bakteroiden gehen aus Bakterien hervor, welche von außen in die Zellen einwandern. In den sehr jungen Knöllchen und der Teilungszone der älteren lassen sich entwickelungsfähige Bakterien auffinden und nach dem Koch'schen Plattenverfahren künstlich züchten.

Am Ende der Vegetationsperiode können die Knöllchen entweder durch normale, der Pflanze zu Gute kommende Entleerung ihren Eiweißvorrat verlieren oder, wenn ihnen wachstumsfähige Bakterien erhalten geblieben sind, durch Bakterienüberwucherung der Erschöpfung anheimfallen. — Bacillus radicicola ist sehr allgemein im Wasser und Boden verbreitet. Die Wurzeln der Papilionaceen üben eine eigentümliche Anziehung auf ihn aus, wahrscheinlich durch Ausscheidung eines Stoffes, der die Bacillen anlockt. Läßt man frische Wurzeln einer Leguminose in Wasser liegen, so enthält alsbald das Wasser eine Bakterien-

vegetation, in welcher der Wurzelbacillus entschieden vorherrscht. Beim Zerschneiden der Wurzel findet man, daß überall, wo sich Spalten und Risse vorfinden, sich Bacillus radicicola angesiedelt hat und sich von dort aus verbreitet. Die Wurzeln der Leguminosen müssen danach als fadenförmige Bakterienfangapparate betrachtet werden.

Als Endresultat der erwähnten Untersuchungen ergiebt sich mit ziemlicher Sicherheit, daß die Leguminosen mit Hilfe niederer Organismen, mit welchen sie in ein symbiotisches Verhältnis treten, befähigt sind, einen großen Teil des zum Aufbau ihrer organischen Substanz erforderlichen Stickstoffs aus dem freien ungebundenen Stickstoff der Atmosphäre sich anzueignen. Dadurch findet die in praktischen Kreisen verbreitete Anschauung von der Bereicherung des Bodens bei dem Anbau der Leguminosen ihre wissenschaftliche Begründung.

Für die Praxis des Pflanzenbaues muß es als ein unschätzbarer wirtschaftlicher Gewinn bezeichnet werden, daß die Leguminosen den freien, kostenlos zur Verfügung stehenden Stickstoff der Atmosphäre, welcher für andere Kulturpflanzen unerreichbar und demgemäß wertlos ist, in organische Form in der beschriebenen Weise überzuführen vermögen, denn dadurch ist dem Praktiker die Möglichkeit gegeben, sich einen besonders für die Ernährung der Getreidearten wichtigen Nährstoff ohne besonderen Aufwand in größeren Mengen zu verschaffen. Da der Stickstoff überdies bekanntlich der teuerste Nährstoff ist und in den Kulturböden leicht in's Minimum gerät, derart, daß die Ernten vornehmlich von den vorhandenen Mengen, in welchen er auftritt, beherrscht werden, so fällt um so mehr die Wichtigkeit der hier in Kürze mitgeteilten Versuchsergebnisse für die Praxis in das Auge.

Die für diese zu ziehenden Schlußfolgerungen ergeben sich von selbst. Durch ausgedehnteren Anbau schmetterlingsblütiger Pflanzen, besonders der ausdauernden, und mittelst Anwendung solcher Maßregeln, welche die sonst unvermeidlichen Stickstoffverluste beschränken, wird der Landwirt imstande sein, die im Boden enthaltenen respektive in der Wirtschaft zirkulierenden Stickstoffmengen mehr oder weniger beträchtlich zu erhöhen und dadurch gleichzeitig die Fruchtbarkeit der Ackererde vermehren, und zwar mit einem ungleich geringeren Kostenaufwande, als dies bei dem Ankauf von stickstoffhaltigen Düngemitteln oder Futtermaterialien möglich ist. In welchem außerordentlichen Grade auf diesem Wege das Ertragsvermögen der Ackerländereien gesteigert werden kann, hat Schultz-Lupitz in eklatanter Weise im großen bewiesen, indem er durch ausgedehnte Kultur der Lupine mit Hülfe von Kainit einen ertragloſen Sandboden in ein fruchtbares Land überführte.

Unter Berücksichtigung der weiter aus den Hellriegel'schen und Wagner'schen Untersuchungen hervorgehenden Thatsache, daß die Getreidearten die relativ geringste Fähigkeit besitzen, sich Stickstoff aus den im Boden vorkommenden schwer löslichen Verbindungen anzueignen und für ihren Bedarf auf leicht aufnehmbare Stickstoffverbindungen (Ammoniak und salpetersaure Salze) angewiesen sind, wird ferner gefolgert werden müssen, daß die Leguminosen, und besonders die ausdauernden, die besten Vorfrüchte für Getreidearten abgeben und bei einem ausgedehnten Anbau der letzteren besonders als Stickstofflieferanten zu berücksichtigen sind.

Man ist in Bezug auf die praktische Verwertung der von Hellriegel ermittelten Thatsachen noch weiter gegangen und hat versucht, unfruchtbare Böden durch Impfung mit Erde, welche erfahrungsmäßig die Leguminosen zu üppiger Entwicklung bringt, für das Wachstum dieser Pflanzen befähigt zu machen. Solche Versuche sind von Dr. Salfeld-Lingen auf schlecht zersetztem Hochmoor ausgeführt worden, um ohne animalische Dünger Hülsenfrüchte bauen zu können. In

der Versuchswirtschaft im Gr. Fullener Hochmoor (bei Meppen) hat derselbe auf neu kultiviertem Boden, der vor zwei Jahren noch in Heide lag, im Jahre 1888 auf 9 Ackerstücken Felderbsen, Pferdebohnen, gemischt mit Kapuzinererbsen, Pferdebohnen gemischt mit Wicklinsen, Peluschken (Pisum arvense) angebaut. Alle Ackerstücke erhielten gleichmäßig gebrannten Kalk, Kainit und Thomasschlacke, aber keine Stickstoffdüngung. — Wo weiter nichts als Kalk, Kainit und Thomasschlacke gegeben war, wurden alle Hülsenfrüchte vom 13. Juni an sehr kümmerlich, bekamen ein krankes Aussehen, und erst am 8. Juli besserten sich bei dem fortwährenden Regenwetter Felderbsen und noch mehr Peluschken. Die übrigen Hülsenfrüchte blieben kümmerlich. Dasselbe war der Fall, wo außer Kalk, Kainit und Thomasschlacke auch noch lehmige Erde von Heideboden gegeben war.

Zauberhaft üppig aber wurde das Aussehen aller Hülsenfrüchte vom 13. Juni auf derjenigen Hälfte der Ackerstücke, wo außer Kalk, Kainit und Thomasschlacke im Herbst 1887 noch die geringe Menge von 80 Pfd. per Acker holländische Marscherde oder ebensoviel Erde aus der Ackerkrume eines guten Pferdebohnenbodens aus dem Kalenbergischen mit der Hand ausgestreut und im Frühjahr flach untergebracht war. So blieben die Unterschiede bis zur Ernte und wurden namentlich bei den Pferdebohnen immer bedeutender. Der Ertrag wurde durch Gaben von 40 kg Erde per 100 qm gesteigert:

1) bei dem Gemische von Pferdebohnen
durch Kalenberger Erde um 67 pCt. bei Korn und 87,7 pCt. bei Stroh,
durch Marscherde um 90,3 pCt. bei Korn und 117 pCt. bei Stroh,
2) bei dem Gemische von Pferdebohnen und Wicklinse
durch Marscherde um 208,8 pCt. bei Korn und 84,9 pCt. bei Stroh,

Durch die Verwendung solcher geringen Mengen fruchtbarer Erde hätte man es also in der Hand, auf derartigem Boden die Erträge der Hülsenfrüchte um das Doppelte zu steigern.

Es bleibt abzuwarten, inwieweit diese Resultate anderweitig bestätigt werden, also ob es möglich ist, Böden, welche an sich zur Hervorbringung eines üppigen Wachstums der Leguminosen nicht geeignet sind, durch Impfung mit Erde von solchen Ländereien, auf welchen sie gut gedeihen, d. h. also durch Übertragung der den einzelnen Spezies eigentümlichen Mikroorganismen (Bakterien) in ihren Fruchtbarkeitsverhältnissen günstig umzugestalten.

(Prof. Dr. Wollny-München.)

* Berlin 20. März 1846.

233. Marschbur sin Sommergedanken.

Nu is dat an't Wassen, wa steit dat doch schön!
De Rogg un de Gassen — en Staat antosehn.
Un süh mal, de Weeten, wa hoch is he nu!
Min Sön, wöllt wie meten? — De 's höger as du.

De Haber weer swächlich, dat har to dull drögt;
Nu kommt he sick mächtig, de Kamp is god plögt;
Der is ok wat ünner, dat kommt uns to Bat.
Nu kiek mal, wa schön de Kantüffeln dar staht!

De Warms un de Regen, de keem'n uns to Paß,
Na kiek, wat en Segen an Kleber un Gras!
Wa wokert un blöht dat in Feld und in Gaarn,
Min Sön, o wa smöt dat — wat ward dat en Aarn!

De Stadtlüd seggt drok nok: wi sünd to bedurn,
Wi sünd ehr ni klok nok, wi sünd ja man Burn.
Wi wet wul, so geit dat: wi möt se ernähren,
Wi seit dat un meit dat — se hebbt dat Vertehrn.

Wi kleit in de Eer rüm, se gat in Glaçé,
Wi quält uns wul mehr üm de Staat noch, als se.
De Staat keem in't Swanken, stünn'n wi nich so fast.
Uns hebbt se to danken för all, wat dar waßt.

Un denn noch Een mehr — un du weetst ock sin Nam,
Wenn de dar nich weer, kunn der doch niks na kam.
Wenn dat Korn erst in Sack is, dankt wi em, min Sön,
Wenn dat all ünner Dack is un all opp'n Bön.

(Paul Trede-Itzehoe.)

234. Segen des Lupinenbaues.

„Leer sah man in der Ferne sonst die Höhen,
Den Flugsand trieb der Ostwind in das Thal,
Nur Rüstelkiefern sah man einzeln stehen
Und Bocksbart, sonst die Berge völlig kahl.

Zur Brache lag der Acker und vergessen,
Uneingeteilt nach alter schlimmer Art.
Knapp ward dem Vieh das Heu nur zugemessen,
Das obendrein noch sauer war und hart.

Sie kam! — es deckten ihre Irisflügel
Die Fluren wie mit einem goldenen Zelt;
Sie kam, — da schwanden alle kahlen Hügel,
Es glänzte goldig gelb gar manches Feld.

Man sah sie gern, weil sie nicht lange wählte
Und nicht verschmähte selbst den losen Sand,
Und man versuchte, probte und erzählte,
Wie man verschieden ihren Wert erkannt.

Sie kam, — es freut der Hirt sich und die Herde,
Der sie den würz'gen Duft entgegen streut;
Es freut die Saat sich in der mageren Erde,
Der sie noch sterbend ihre Nahrung beut.

Sie bleibt — und näher lernt man sie noch kennen,
Durch sie hebt sich die Wirtschaft und das Gut;
Man wird sie noch das „Gold der Wüste" nennen,
Sie, die im Sande solche Wunder thut! —

(So schilderte vor etwa 40 Jahren eine Dame aus der Kurmark den segnenden Einfluß der Lupinen auf „die große Streusandbüchse des heiligen römischen Reiches.")

235. Dei Pläugebengel.

Ein Pläugebengel ßin eek mant,
En valen Pläugebengel.
Det Morgens fräuh wäärd anäspannt
Dei Päre vor den Swengel.

Eek teihe nunter in dat Feld,
Mit lichtem Szinn und Harten.
Eek mand meek quälen up de Welt,
Doch ho eek wenig Smarten.

Da buten in der friſchen Luft,
Up Feld un Wieſch un Aue,
In Szunnenſchein un Blaumenduft —
Wen is da ßlecht tau Maue?

(Göttinger Mundart.)

Dei Läärke ſingt ehr Morgenleid
In heller Luft doort boben,
Uu alles, wat da chaiht un ſtaiht,
Schient uſen Gott tau loben.

En Pläugebengel ßin eek mant,
Doch weit oak eek tau leeben:
Eek nöhm dei Mütze in dei Hand,
Gott Loſ un Dank tau cheeben.

Denn lote eek door't weike Land
Vom Plaug dei Foren teihen,
Un uſet Vaders Chnadenhand
Giſt Szegen un Chedeihen.

(Aus „Haus und Schule".)

236. Der Huflattich.

Der Huflattich (Fohlenfuß), Tussilago Farfara L., iſt ein in Nord- und Nordweſtdeutſchland ſo häufig auftretendes und höchſt gefährliches, ſchwer auszurottendes Unkraut, daß wir im Intereſſe derjenigen Landwirte, welche damit geplagt ſind und auch derjenigen, auf deſſen Ländereien dieſe Plage leicht noch Eingang finden kann, dieſe eigentümliche, wirklich „intereſſante" Pflanze und deren Vertilgungsmittel etwas ausführlich beſchreiben wollen. In den landwirtſchaftlichen Blättern kommen alle Jahre Fragen nach den „ſicherſten und billigſten" Vertilgungsmitteln; der eine verſucht dieſes, der andere jenes, ſelten mit Erfolg. Das kommt hauptſächlich daher, weil der Landmann die Entſtehung und Entwickelung des Fohlenfußes meiſt nicht kennt und von ganz falſchen Vorausſetzungeu bei der Ausrottung ausgeht.

Gewöhnlich zu Anfang des Märzmonats zeigen ſich die ungefähr 20 cm hohen filzigen, ſchuppigen, blattloſen Blütenſchafte mit den gelben Blütenköpfen an der Spitze, während die herzförmig-rundlichen, hufförmigen, unterſeits weißflaumigen Blätter erſt nach dem Blühen (Ende März, April) erſcheinen; „der Sohn alſo vor dem Vater" kommt. Die Samen, mit Flugfederchen verſehen (ähnlich wie beim Löwenzahn), verbreiten ſich durch den Wind oft in weite Ferne, etwa zwiſchen dem 12. Mai und 12. Juni, am meiſten Ende Mai. Jährige Pflanzen treiben bis 5, ältere kräftige Stöcke ſogar bis 30 Blütenkörbe. In jedem Korb finden ſich 200 bis 400 Samen; ein einziger Stock kann alſo 1000 Samenkörner und mehr hervorbringen. Doch nicht durch die Samen verbreitet der Huflattich ſich auf dem Acker; wenn der Same auch bald nach der Reife keimt, ſo erfordert er hierzu ſehr viel Feuchtigkeit und geht ſehr ſchnell zu Grunde, wenn er keine günſtige Keimlage findet. In der Brache kann das Pflänzchen, ſelbſt wenn angewachſen, nicht fortkommen, da es zur Bildung der erſten unterirdiſchen

Ausläufer 2—3 Monate Zeit nötig hat, die Brache jedoch wiederholt bearbeitet wird. Das günstige Keimlager aber findet der Same auf dem Boden feuchter Gräben, an den Rändern kleinerer Wasserläufe, Mergelgruben, offener Hauptgräben und an ähnlichen feuchten Plätzen, wie auch hier die Samenpflanze bei steter Feuchtigkeit sich ungestört entwickeln kann. Selbst diejenigen Samen, welche auf die Wasseroberfläche von Mergelgruben, Gräben, Tränkstätten ꝛc. niederfallen, beginnen hier zu keimen, schwimmen bis an die Ränder und fassen hier festen Fuß. Von solchen und ähnlichen Stellen aus wird die Pflanze über die Felder sich verbreiten durch die Gliederstücke der Ausläufer. Aus den Knospen der untersten Blattwinkel bilden sich an und unter der Erde die Seitenschüsse (Ausläufer), wenn die Pflanze im losen und lockeren Boden steht. Diese Triebe breiten sich nach allen Seiten horizontal aus, in größerer oder geringerer Tiefe, ähnlich wie die Erdbeerranken. Ist der Boden fest oder dicht bedeckt (z. B. gute, dichte Weide), so werden nur wenige Ausläufer ihre Spitzen durch die Erdkruste senden können: die Vermehrung des Huflattichs durch Samen ist also auf solchem Boden sehr erschwert. Wenn die aus Samen entstandenen Pflanzen unter günstigen Bedingungen wachsen, zeigen sich in der letzten Septemberhälfte, spätestens im Oktober, Blütenknospen in den oberen Blattwinkeln und vielleicht gleichzeitig in den Stengelspitzen; aber die Blüten werden sich erst im folgenden Frühjahr entfalten, zu welcher Zeit die Blätter jedoch vergangen sind; deswegen findet man die blühenden Huflattichpflanzen blattlos. Mit der Samenreife ist das Wachstum des oberirdischen Teiles der Pflanze so zu sagen abgeschlossen; es entwickeln sich im Laufe des Sommers vielleicht einige schwache Blätter, im nachfolgenden Winter sterben sie gänzlich ab.

Durch die zahlreichen Ausläufer (nicht zu verwechseln mit den eigentlichen Nährwurzeln der Pflanze) kann der Huflattich sich bekanntlich über eine größere Fläche ausbreiten, d. h. auf losem und feuchtem Boden; kräftige Ausläufer können bis 6 Fuß lang werden, gewöhnlich bleiben sie 1 bis 4 Fuß lang. Der einzelne Ausläufer besteht aus einer größeren Anzahl Glieder (Gelenkstücken), jedes mit einem schildförmigen Blatt versehen, in dessem Winkel eine Knospe sitzt; aus jeder Knospe kann ein Seitenschuß (Ausläufer) hervorgehen, doch entwickelt sich eine geringere Anzahl Ausläufer, wenn die Pflanze nicht gestört wird, die meisten bleiben „schlafende Augen". Eine Pflanze mittlerer Größe, welche aus dem im Juni gesäeten Samen herangewachsen ist, hatte, wie P. Nielsen in Dänemark berichtet, im ersten Sommer 5 Ausläufer (von je 15—40 Zoll lang), welche zusammen 130 Zoll lang waren und aus zusammen 101 Gliederstücken bestanden. Von diesen erstjährigen Ausläufern gingen im folgenden Sommer 16 Schüsse zweiten Grades aus, mit zusammen $12^1/_3$ Fuß Länge und 161 Gliedern. Da von jedem (getrennten) Glied ein Ausläufer sich bilden kann, würde diese Pflanze, wenn sie im ersten oder zweiten Herbst durch Ackerbearbeitung u. s. w. geteilt worden wäre, eine sehr ansehnliche Anzahl selbständiger Pflanzen haben

liefern können; da sie im andern Falle aber ungestört blieb, lieferte nur jedes sechste Glied einen Ausläufer.

Die Ausbreitung über den Acker geschieht also nicht (oder höchst selten) durch Samen; daß die meisten Landwirte das Gegenteil annehmen, hat viel dazu beigetragen, daß der Huflattich so überaus lästig geworden ist. Wer die Verhältnisse auf dem Acker untersucht, wird sich bald überzeugen, daß die Fohlenfußpflanzen sämtlich laubtragende Ausläufer sind. An manchen Plätzen sind die Mutterpflanzen dieser Ausläufer vielleicht vor 20—30 Jahren aus Samen hervorgegangen, haben aber schwerlich gekeimt auf dem Acker selbst, sondern am Rande einer Mergelgrube, auf dem Grunde eines feuchten Graben's oder anderer feuchter Stellen; denn während diejenigen Pflanzen, welche aus Samen im Frühjahr entstanden sind, sehr selten auf dem Acker angetroffen werden (feuchte, niedrige Stellen ausgenommen), wird man sie nie vergebens suchen an den Rändern von offenen, nassen Hauptgräben, kleineren Wasserläufen, Mergelgruben und anderen Wasserbehältern, deren lehmige oder schlammige Ufer durch anderweitigen Pflanzenwuchs nicht bedeckt sind.

Mancher Landwirt glaubt, daß der Fohlenfuß ihm auf seinem Acker Mergel anzeigt; dies ist jedoch ein Irrtum: die Anwesenheit von Lehm und Mergel ist keine notwendige Bedingung für den Huflattich; daß er auf solchem Boden allgemeiner und lästiger ist, kommt zumeist davon, daß ihm hier nicht, wie auf Sandboden, die Feuchtigkeit mangelt. Die Ausläufer kann man (in einzelnen Fällen) höchstens noch auf 3—4 Fuß Tiefe finden; dagegen können die wirklichen (Nähr-) Wurzeln (welche aber keine Knospen bilden) bis zu 6 Fuß Tiefe dringen. Das Mergeln hat viel zur Verbreitung des Fohlenfußes beigetragen, nicht durch den Mergel selbst, sondern dadurch, daß viele Mergelgruben geöffnet wurden hier und da auf dem Feld, und die Samen des Lattichs an den Rändern u. s. w. Gelegenheit fanden, sich anzusiedeln. Allmählich schrägen sich Ufer und Ränder ab und die Ausläufer steigen daran in die Höhe und wachsen schließlich in die Äcker u. s. w. hinein, von wo aus das Unkraut sich nach anderen Plätzen des Ackers und auf andere Felder durch abgetrennte Gliederstücke verbreitet, die durch Pflug, Walze, Egge u. s. w. umhergeführt werden. —

Wenden wir uns jetzt zu den Mitteln der Vertilgung. Was ist hier nicht alles den Landwirten geraten worden! Früher wurde eine möglichst tiefe Drainage der betreffenden Felder vorgeschlagen. Der Erfolg blieb aus, denn der Lattich liebt nicht nur die Feuchtigkeit, sondern verlangt auch einen losen und lockeren Boden, was durch Drainage, besonders in der Nähe der Drainsgräben befördert wird. — Die langjährige Weide ist dem Huflattich nicht günstig, da ihm ein fester kompakter Boden nicht zusagt.

Finden sich im oder am Felde Mergelgruben, kleinere Wasserläufe oder offene Hauptgräben, Tränkstätten, deren Ufer mit dichter Grasnarbe nicht bedeckt sind, so ist das Ufer abzuschrägen und mit passender Grasmischung

anzusäen, aus oben angeführten Gründen. — Ferner ist das Feld sofort nach der Ernte nach jungen Samenpflanzen des Lattichs sorgfältig abzusuchen, denn in diesem Zustande können dieselben mit einer geeigneten Mistgabel vollständig (mit allen jungen Ausläufern) ausgehoben werden. Ist das Feld nicht zu sehr besetzt, so kann ein zuverlässiger und fleißiger Mann an einem Tage in dieser Weise 200 bis 300 Morgen vom Fohlenfuß befreien.

Wo der Huflattich sich über den größten Teil des Ackers (wenn auch in getrennten Plätzen) verbreitet hat, muß der Pflug im Laufe des Sommers fleißig gebraucht werden. Unpraktisch ist es, den Lattich, wie oft empfohlen, mit Erde, Seetang, Stroh oder Ähnlichem zu bedecken, um ihn zu ersticken. — Noch weniger ist es zu empfehlen, die Pflanzen mit Salzlake, Kupfervitriollösung oder ähnlichen Lösungen zu begießen. Schweinedung in fester oder flüssiger Form ist hier und da auch angewandt worden, aber selten mit Erfolg. Durch starke Düngung läßt sich der Huflattich wohl in einigen Fällen ausrotten; so ist flüssiger Dung, Jauche (Gülle) auf der letztjährigen Weide mit mehrseitigem Erfolg zu geben, wo die Lattichpflanzen wiederholt, aber bei trockenem Boden, zu begießen sind.

Die Ausrottung des Lattichs durch Pflug (und die Egge) muß etwa von Mitte Mai bis Anfang September geschehen; dann vor allem in der Brache und endlich sofort nach Aberntung des Feldes. In der Brache muß häufig gepflügt werden, etwa monatlich einmal und so lange, als es trocken ist. Der Lattich darf nie so viel Zeit gewinnen, daß er Blätter entwickeln kann. Wird bei Halbbrache (Sommerbrache) die Weide Mitte Juni aufgebrochen, fleißig gepflügt und die Brache so trocken als möglich gehalten, so wird der Huflattich in Wachstum und Verbreitung sehr gestört, hier und da auch vernichtet werden. Als Eggen sind kleinere Geräte zu gebrauchen, welche die abgeschnittenen und abgerissenen Gliederstücke der Ausläufer an die Oberfläche schaffen. — Es empfiehlt sich außerdem, den Huflattich schon vor der Brache anzugreifen. Folgt die Brache sofort nach der Weide, so wird im letzten Weidejahre die Pflanze (wenn nicht zu zahlreich auftretend) einige Male im Sommer ausgezogen. Sind die Plätze zu zahlreich und zu groß, so werden diese oder das ganze Feld im Juli gepflügt. Das Begießen mit Jauche (Gülle) haben wir bereits erwähnt. In dauernden Weiden ꝛc. wird der Fohlenfuß durch eine recht dichte Grasnarbe erheblich geschwächt, da die Gräser die Feuchtigkeit für sich gebrauchen. Endlich wird es den Lattich auch etwas schaden, wenn er einige Male im Frühjahr und Sommer recht dicht am Boden abgemäht wird.

Tritt der Huflattich stark auf, so wird der Acker sofort nach Aberntung der Wintersaat gepflügt und im Sommer mit Hackfrüchten bestellt, welche gut rein zu halten sind, oder mit Mengsaat, welche früh gesäet, grün gemäht und der Acker danach in Halbbrache behandelt wird, stark bedüngt auf den Lattichflecken, und danach mit Winterkorn bestellt. Erlauben es die Verhält-

nisse nicht, daß die Ausrottung in der Brache geschehe, so wird das Feld im Herbst (so früh als möglich) zweimal gepflügt.

Meist werden gegen den Huflattich so große Anstrengungen nicht erforderlich sein; dies ist nur der Fall, wenn man den Feind während der Sommersaaten hat ungestört zu Kräften kommen lassen. Im Vergleich mit der Ackerdistel (welche sich ebenfalls durch die Ausläufer so rasch verbreitet und mit dem Fohlenfuß viele Ähnlichkeiten hat) und der auf lehmigem Acker ebenfalls vorhandenen gemeinen Ackerwinde hat der Huflattich nicht das zäheste Leben. Wird z. B. ein Stück Land, welches alle drei Wurzelunkräuter hat, als Garten eingerichtet oder mit Hackfrüchten bestellt und gut unkrautrein gehalten, so verschwindet zuerst der Fohlenfuß, danach die Ackerdistel und zuletzt die Ackerwinde, wenn es überhaupt gelingt, dieses unverwüstliche Zeug gänzlich zu vertilgen.

Kleine Flächen mit Huflattich lassen sich auch durch wiederholtes Jäten rein halten. Dies giebt wohl Arbeit, doch läßt sie sich bewältigen und ist bereits halb ausgeführt, wenn das Jäten zum ersten Male sorgfältig und zu rechter Zeit geschieht. P. Nielsen in Dänemark erzählt, daß auf einem Felde (auf Seeland), wo der Huflattich durchschnittlich 20 Zoll hoch war und recht dicht stand, so daß alle andern Pflanzen durch ihn erstickt wurden, sich 214 Schüsse auf 50 Quadratfuß oder durchschnittlich nur 4,3 Pflanzen auf jeden Quadratfuß fanden. Bei tüchtiger Arbeit wurden hier 200 Quadratfuß in einer Stunde von Lattichpflanzen gereinigt. Die Pflanzen müssen zum ersten Male im Juni und das nächste Mal eben vor oder gleich nach der Ernte gejätet werden, möglichst immer nach einem Regen. Mehrere Male jäten ist aber durchaus erforderlich, dann wird die Pflanze in einigen Jahren verschwunden sein.

Das Ausstechen des Lattichs mit dem sog. Distelstecher erzielt wenig Wirkung, weil die meisten Pflanzen nur in der ebenen Ackerkruste getroffen werden und schnell wieder wachsen. Das Ausstechen mit etwas Erfolg muß einige Zoll unter der Oberfläche geschehen. Vereinzelte Pflanzen, hier und da zerstreut, hebt man auch wohl mit der Mistforke aus, sofort nach der Ernte, besonders nach dem Brachjahre, und recht fleißig und sorgsam. Hierdurch gelingt es oft, durch wenig Arbeit und auf einmal größere Partieen des Feldes vom Huflattich gänzlich zu befreien.

Mancher Landwirt, und besonders in der Marsch, hat es versucht, dies böse Unkraut durch Rajolen und Aussammeln der abgebrochenen Ausläufer zu vertilgen. Doch dies ist, abgesehen von der Kostspieligkeit, eine hoffnungslose Arbeit; denn ein Teil der Gliederstücke des Lattichs wird stets im Boden verbleiben und sehr bald an die Oberfläche Triebe senden und danach kräftige Seitenschüsse in dem losen, gut durchgearbeiteten Boden treiben. (J.)

237. Der Flachs.

Auf grünem, schwankem Stengel
Ein Blümlein sich erhebt,
Das unsichtbar der Engel
Der Häuslichkeit umschwebt.

Es wird nicht auf dem Beete
Gepflegt von Gärtner's Hand,
Der schlichte Landmann sä'te
Es in sein bestes Land.

Da schaut es bald mit blauen
Und hellen Augen aus
Und fördert fleiß'gen Frauen
Wohl manchen Schatz in's Haus.

Da deckt es weiß und sauber
Die Betten und den Tisch,
Und schafft mit stillem Zauber
Das Abgenutzte frisch.

Betreten junge Gatten
Die neue Lebensbahn,
Hat es, sie auszustatten,
Das Beste schon gethan.

Es giebt die erste Hülle,
Die um das Kind sich schmiegt,
Das hülflos noch und stille
In Mutterarmen liegt.

Und wenn in Todesschatten
Sich schließt das Lebensbuch,
Deckt es den Arbeitsmatten
Noch mit dem Leichentuch.

Als dieses Blümchen's Pflege
Den Frauen noch gefiel,
Da leiteten die Wege
Sie stets zum rechten Ziel.

Da konnten sie bereiten
Des Hauses stilles Glück. —
Ihr einfach goldnen Zeiten
O kehrt, o kehrt zurück!

238. Lob des Flachses.

Wohl hat Sommer sich zum Kranze
Manche Blüte zart gewoben;
Aber Flachs, dich mild'ste Pflanze
Muß ich doch vor allen loben.

Blauen Himmel ausgestreuet
Hast du über dunkle Auen,
Deine milde Schönheit freuet
Die gleich zartgeschaffnen Frauen.

Weiches Grün den Stengel zieret,
Blüte trägt des Himmels Helle,
Leis' vom Westhauch angerühret,
Wogt sie sanft in blauer Welle.

Ist die Blüte dir entfallen,
Zieht man dich aus dunkler Erden;
Darfst nicht mehr im Westhauch wallen,
Mußt durch Feu'r zu Silber werden.

Und die Hand geschäft'ger Frauen
Rührt dich unter muntern Scherzen;
Klar, wie Mondschein, anzuschauen,
Bist du teuer ihrem Herzen.

Nächtlich in des Landmann's Hütte,
Wo ein flammend Holz die Kerze,
In viel munt'rer Mädchen Mitte
Bist du bei Gesang und Scherze.

Draußen brausen Sturm, Gespenster;
Wand'rer wird der Sorg' entladen,
Sieht er hinter hellem Fenster
Heimisch deinen goldnen Faden.

Zarten Leib in dich gekleidet
Tritt das Mägdlein zum Altare;
Liegst, ein segnend Kreuz, gebreitet
Schimmernd über dunkler Bahre.

Bist des Säuglings erste Hülle,
Spielest lind um seine Glieder;
Bleich in dich gehüllt und stille
Kehrt der Mensch zur Erde wieder.

(Justinus Kerner.)

239. Das Erntedankfest in alter und neuer Zeit.

Von alters her war die Menschheit darüber einig, daß die Ernte in ihrer Abhängigkeit von Grund und Boden, vom Klima, vom Verlaufe der Witterung in jedem Jahre als ein Segen der Natur, ein Lohn des Fleißes für die aufgewandte Mühe und Arbeit und als „Gottes Gabe" zu betrachten sei. Die Religion und ihre Priester beanspruchten den „Zehnten" und lehrten die Pflicht des

Erntedankes. Da Gott den fröhlichen Geber lieb hat, wie die heilige Schrift sagt, wurde der Gedanke eines jährlichen Erntedankfestes eingeführt. So begingen die alten Griechen zur Erntezeit Feste zu Ehren der Demeter, an deren Stelle bei den Römern Ceres trat. Auch die alten Deutschen pflegten vor dem ersten Schnitte die Hülfe der Götter anzurufen und ihnen wohl auch die ersten Garben zu weihen, woran noch das in manchen Gegenden Deutschlands übliche Stehenlassen eines Büschels Ähren, die man mit Kornblumen umwindet, erinnert. War die Glut der Hundstage im Erlöschen, tränkte erfrischender Regen die Erde, dann vermochten auch nach dem Glauben der alten Germanen Gott Odin's (Wodan's) Bemühungen das ganze Werk des Sommers zu krönen. Von Odin erflehte der Landwirt eine gesegnete Ernte, zu ihm betete der Schiffer als „dem Herrn der Frachten", von ihm hoffte der Krieger, daß der gewaltige Schutzgott des Heeres den Krieg zu erwünschtem Ziele führen werde.

In der katholischen Kirche ist gegenwärtig das Erntefest nicht ein eigentliches, für einen bestimmten Tag vorgeschriebenes Kirchenfest, sondern besteht mehr in einer Dankvotivmesse mit dem Tedeum und einer Prozession, zu welcher sich der Geistliche des Ortes mit seiner Gemeinde nach vollbrachter Ernte im Gotteshause vereinigt. — Der evangelischen Kirche erschien es am passendsten, die Erntedankfeier mit dem Michaelisfest zu verbinden. Dies geschah schon früh, wie uns die preußische Kirchenordnung vom Jahre 1544 lehrt: „Es ist auch gut und billig angesehen, aller heiligen Engel Memoria oder Gedächtnis den nächsten Sonntag vor Michaelis zu halten, wie solches auch hier zu Königsberg alljährlich in Übung; darin man dem barmherzigen Gott für allerlei unzählige Güte und uns Unwürdigen erzeigte Wohlthat, beide, leiblich und geistig, billig Lob, Ehr und Dank sagen soll, insonderheit für die milden Gaben der Früchte und vollendeten Ernte."

Im Einklang damit verordnet die Wolfenbüttler Kirchenordnung: „Am Michaelistage soll die Lehre von den heiligen Engeln dem Volk vorgetragen werden. Desgleichen soll auch an demselben Fest nach verlesener Epistel eine gemeine Danksagung geschehen für die empfangenen Früchte und dazu das Te Deum laudamus gesungen werden." — So ist denn auch dem Väterbrauche entsprechend, jetzt noch das Michaelisfest für die Feier des Erntefestes maßgebend geblieben, welches man entweder am Sonntag vor oder nach dem 29. September feiert.

Die katholische Bet- und Kreuzwoche, in der feierliche Prozessionen um die Felder zur Erflehung des Erntesegens unter Vorantragung des Kreuzes stattfinden, hat vielleicht Anlaß zu der sog. „Hagelfeier" gegeben, womit in einem Teile der evangelischen Kirche ein Buß- und Bettag vor der Ernte gemeint war, an dem man ganz besonders um gnädige Abwendung des Hagelschadens bat. Zeugnis dafür legen folgende Worte der Lauenburger Kirchenordnung ab: Es soll am Freitag vor Kantate ein Gottesdienst gehalten, in demselben erst ein Bittlied gesungen, darauf über eine von der Fürsorge Gottes redende Schriftstelle gepredigt, dann um die Erhaltung der Saaten gebeten und mit dem Singen der Litaney geschlossen werden.

Eine recht sinnige Sitte findet man hier und da in deutschen Gauen am Erntedankfeste, welche darin besteht, daß man die Altäre mit des Jahres schönsten Gaben schmückt:

Da ist auf dem Altare aufgeschlichtet
Das Gut des Jahres, bunt und mannigfach.
Hoch steht ein Strauß von Ähren aufgerichtet,
Darum viel Früchte, die man fröhlich brach.

Die uns stammverwandten Engländer begehen von allen ländlichen Festen das Erntefest mit dem größten Jubel. Die Italiener, Spanier und Südfranzosen kennen dergleichen Feste nicht. Dort giebt es keinen eigentlichen Erntemonat, wie

in den nördlicher gelegenen Ländern Europas. Die Südländer gewinnen ihre Feldfrüchte mit leichterer Mühe und brauchen nicht durch sorgsamen Fleiß Vorräte für einen langen Winter zurückzulegen.

In Deutschland, Holland, England und anderen nordeuropäischen Ländern hat die Feldfrucht insbesondere großen Wert, und nirgends scheinen sich die festlichen Gebräuche der alten Germanen so eigentümlich erhalten zu haben, als in England, wo fast in jeder Grafschaft wieder auf besondere Weise festliche Aufzüge gehalten werden. Beiläufig sei in dieser Hinsicht eines patriarchalischen Erntefestes gedacht, welches in den dreißiger Jahren ein sehr angesehener Mann, der bedeutende Güter im Bezirke von Cusch besaß, verordnete, welches die nächsten fünf Jahre während der Ernte gefeiert wurde. Während dieses Festes war dieser Herr zwischen seinen Untergebenen und ganz so wie diese bekleidet. Bei der Heimkehr von den Fluren besetzten alle Arbeiter das Schloß. Die Cerealien währten acht Tage und endeten mit einer Heirat von sechs jungen Paaren, nämlich der schönsten und bravsten Mädchen mit dem fleißigsten Bauernburschen. Der Herr sorgte für die Ausstattung, gab jedem Paar 100 Thlr. samt Arbeitsgeräte und erließ ihm während des ersten Jahres die an ihn zu zahlenden Abgaben.

Ähnlich wie die englischen sind unsere deutschen Erntefeste, vielleicht noch mannigfaltiger.

Flinke Träger springen
Und die Mädchen singen,
Alles jubelt froh!
Bunte Bänder schweben
Zwischen hohen Reben
Auf dem Hut von Stroh.

Geige tönt und Flöte
Bei der Abendröte
Und im Morgenglanz:
Junge Winzerinnen
Winken und beginnen
Deutschen Ringeltanz.

Von allen Vergnügungen aber, welche nach vollbrachter Einfahrt des Getreides den Arbeitern vom Gutsherrn bereitet werden, ist die gebräuchlichste das Erntebier, eine Tanzbelustigung, bei welcher den Arbeitern Bier verabreicht und von diesen dem Festgeber eine Erntekrone oder Erntekranz überreicht zu werden pflegt. Das Erntebier ist eine Festlichkeit, die gleichsam als Quittung seitens des Besitzers oder Pächters gegenüber der Leistung seiner Untergebenen in der arbeitsreichsten Zeit des Jahres, der Erntezeit, anzusehen ist.

Auf den größeren Gütern Schleswig-Holsteins schließt sich das Erntebier meistens nicht unmittelbar an die Erntezeit an, und zwar deshalb, weil um diese Zeit noch keine recht passende Räumlichkeit zum Tanz und zur anderweitigen Entfaltung ausgelassener Lustigkeit zur Verfügung steht. Nur da, wo die lokalen Verhältnisse einen passenden Raum bieten, oder wo geeignete Gelegenheit zur billigen Herstellung eines Tanzzeltes vorhanden ist, feiert man das Fest in der besseren Jahreszeit des Frühherbstes. Sonst aber hört man die Erntetanzmusik auf unseren Höfen im November und Dezember, d. h. in den Monaten, in welchen des geringeren und leichter zu konservierenden Milchertrages wegen die Kühlkeller der Meiereien am besten für einen oder zwei Tage zu entbehren sind. Denn diese Keller sind ja meistens die Schauplätze der ländlichen Festlichkeit, und so kommt es, daß, wenn in den Dorfkrügen längst die Erntemusiken verklungen sind, daß dann erst aus dem Meiereikeller auf dem einen oder anderen Hofe der Kontrabaß oder die Violine erschallt als „melodisches" Signal, daß drinnen eine Gutsgemeinschaft heiter versammelt ist, um von dem Besitzer die angenehme Anerkennung des sommerlichen Erntefleißes entgegenzunehmen. Doch in solchen Fällen hat das eigentliche Erntebier häufig einen Vorläufer, der sich unmittelbar an die vollbrachte Ernte anschließt, das ist das sog. Kranzbier oder „Juchfuder". Für den Tag, an welchem das letzte Fuder Getreide eingefahren wird, bittet eine Gesandtschaft der Arbeiter ihren Herrn

um die Erlaubnis, den Erntekranz bringen zu dürfen. Dieselbe wird ihnen gewährt, und die Frauen fabrizieren aus buntem Papier und Blumen eine Art Krone, in welcher ein Büschel Ähren der verschiedenen Getreidesorten befestigt ist. Auch das Fuder selbst wird meistens bekränzt, vier Pferde werden vorgespannt, auf dem Sattelpferde der das Gespann fahrende Knecht, auf dem Handpferde sehr oft eine ausgestopfte, mit möglichst grellbunten Lumpen behängte Strohpuppe. So harrt das „Juchfuder" der Stunde des Feierabends; und während sich die übrigen Arbeiter allmählich vor dem Herrenhause versammeln, nimmt ein Teil der Arbeiterinnen oben auf dem Kornwagen Platz, eine von ihnen die Erntekrone auf hoher Stange tragend. Hat der Gutsherr bereits für diese Feier Musik spendiert, so müssen auch die Musikanten auf dem Wagen Platz nehmen, und kaum hat die bestimmte Stunde geschlagen, so rasselt das schwere Gespann in scharfem Trabe einher. Unter den Klängen einer oft herzzerreißenden Musik, noch übertäubt von dem nervös machenden Gejuchse der kreischenden Frauen, mit der auf dem Pferde baumelnden Puppe einen komischen Eindruck hervorrufend, fährt der Wagen zwei- bis dreimal rings auf dem Hofe herum, um dann vor dem Wohnhause zu halten, wo der Gutsherr mit seiner Familie die Deputation erwartet. Unter den derben Scherzen der umstehenden Arbeiter rutschten die Frauen vom Wagen herab, und eine von ihnen tritt mit dem Erntekranze vor, um ihn dem Herrn unter Glückwünschen zu überreichen. Der altherkömmliche stereotype Vers, in welchen diese Wünsche zusammengefaßt sind, ist zwar nicht gerade geeignet, das Zartgefühl der anwesenden Damen besonders zu entzücken, aber er ist nun einmal althergebracht und gehört mit dazu. Die Frauen erhalten von dem Herrn und allen übrigen Anwesenden, die durch kleine Bouquets beglückt werden, ein gutes Trinkgeld, worauf die Sprecherin um ein fröhliches Erntebier bittet und die versammelten Arbeiter auffordert, das Wohl des Herrn und seiner ganzen Familie auszubringen. Nachdem die Hochrufe verhallt sind, spricht der Gutsherr seinen Dank aus für die geleistete Arbeit, verspricht seinen Leuten das Erntebier, und trinkt auf das Wohl der Arbeiter, die nun, so lange es hell ist, auf dem Platze vor dem Hause tanzen, während Verwalter und Vögte mit der Kümmelflasche zwischen den Leuten umhergehen und einschenken. Will der Herr ihnen noch etwas Außerordentliches zugute thun und hat er für Musik gesorgt, so weist er ihnen nachher noch einen Platz auf irgend einer Scheunendiele zum Tanze an, wobei dann natürlich das Rauchen streng untersagt ist; doch darf die Lustbarkeit, so vergnügt die Leute auch werden, diesmal nicht zu lange dauern, da andern Tags die Arbeit rechtzeitig beginnt. — Im andern Fall ist das kleine Fest mit Dunkelwerden zu Ende, und eine Handharmonika hat die Stelle des Orchesters vertreten müssen. Doch wer gern tanzt, dem ist ja leicht gepfiffen; und wenn die heiteren Stunden auch schnell verronnen sind, so geht der Arbeiter doch gefühlsselig heim im Bewußtsein, ein weit lustigeres Fest noch in Aussicht zu haben.

Auf dem zweiten Feste, plattdeutsch „Ahrenbeer" genannt, welches, wie erwähnt, vielfach erst im November und Dezember stattfindet, geht es „hoch" her. Es findet gewöhnlich in dem mit Guirlanden aus Tannenzweigen dekorierten Meiereikeller statt und nimmt bald nach Mittag seinen Anfang. Sämtliche Arbeiter und Arbeiterinnen bekommen Essen (Fleischsuppe), wozu eine fette Kuh geschlachtet wurde, daneben wird Kümmel gereicht und endlich Butter und Käse. Ein jeder bekommt seine Portion, und was hiervon nicht verzehrt wird, wandert in ein zu diesem Zwecke mitgebrachtes Taschentuch, um es mit nach Hause zu nehmen. Nach der Mahlzeit beginnt der Tanz, und was nur springen kann, springt mit, ohne dabei viel auf den Takt der edlen Musika zu hören. Daneben wird dem Kümmel und Bier eifrig zugesprochen, so daß, wenn die Dunkelheit antritt, alles in der schönsten Stimmung ist und ein Johlen, Kreischen und

Juchsen durch die Kellerräume dringt, das „Steine erweichen“ könnte. Später sprengt ein maskierter Schimmelreiter in den Tanzsal und bringt das Wohl des Gutsherrn und seiner Familie aus, worauf der Herr seinen Dank ausspricht und auf seiner Leute Wohl trinkt. Ist der Schimmel wieder hinaus, dann wird der Trubel immer toller und findet seinen Abschluß erst am andern Morgen, wo die Letzten mit der Musik voran das Lokal verlassen und nach Hause taumeln.

Im Schleswig'schen herrscht noch hin und wieder die eigentümliche Sitte, daß nach Beendigung der Ernte die Schnitter sich in den Garten des Hofes, auf dem sie den Sommer hindurch gearbeitet haben, begeben und ihre Sensen streichen, um — den Kohl zu mähen. Die Hausfrau eilt sofort herbei und bringt den Schnittern einen Labetrunk. Durch diese Gabe rettet sie ihren Kohl und wird nicht selten mit einem donnernden Hoch empfangen.

(Heinr. Theen-Söbye, Schleswig.)

240. Wiesen-Tafel.

Rieselwiesen.

Akrostichonkranz von Joh. Sig. Meyer.

Aus dem reichen Borne der Natur
Soll des Landmanns ganzes Wissen fließen,
Mutig soll das Triebwerk ihrer Uhr,
Unterthänig er sich schaffen nur,
Soll er seines Fleißes Frucht genießen.
Prächtig steht das Kornfeld auf der Flur,
Eine Welt voll Lust uns zu erschließen,
Trauerer, siehst Du dieses Segens Spur? —
Es entschlüpft dem Munde leis' ein Schwur:
„Raubte ich der Erde Kräfte nun,
„Soll ich neue wieder in sie gießen!“
Eifrig folgt Dein Geist des Wasser's Spur,
Nur aus ihm wird der Ersatz Dir sprießen!

Arglos rinnt des Bächlein's reiche Fluth
Seinem fernen Ziele stets entgegen:
Mächtig schäumt's in Dir, Dein Auge ruht
Unabläßig auf dem edlen Gut,
Sinnest nur ob Deiner Wiesen Segen,
Prahlt das Bächlein gleich mit hohem Mut —
Eine Schranke zwingt's, auf andern Wegen
Tropfenweise, wie ein Frühlingsregen,
Einzudringen in der Adern Glut.
Rieselnd wird's der Erde Kraft bewegen.
Seinen Schutz auch ihr zu Füßen legen.
Eilends sprießt — wie das doch Wunder thut! —
Neues Gras aus Bächlein's reicher Flut.

Ahnst Du jenen wundervollen Bau,
Sich im Erdenschoß dem Blick entziehend?
Merk', des gift'gen Wassers rotes Grau,
Unten sammelt man's in Röhren schlau,
Schnell durch sie zur weiten Ferne fliehend.
Preisest Du des Himmels frischen Tau?
Ehre auch den Geist, der funkensprühend,
Thatenkräftig für das Edle glühend,
Endlich sich bezwang des Wassers Blau!
Reicher wirkt es nun, hinab sich mühend,
Sieh das Schädliche von dannen fliehend, —
Ehre drum den Mann im deutschen Gau,
Nimmer ruhend für sein Werk: Vertrau!

Heuernte, schönste Zeit im Jahr, der Wald längst grün und doch noch klar,
Die Blumen ganz im Blüh'n, die Saat noch hoffnungsgrün.

Grün hängt die Frucht im dichten Baum, halb ausgebildet, halb noch Traum.
Still steht des Lebens Flucht noch zwischen Blüt' und Frucht.

Nur erntereif das flücht'ge Gras, und frisch und duftig selber das;
Wohl, wenn's an's Welken geht, dem, der so süß verweht!

O Mensch, genieße diese Zeit, und atme sie, wie Ewigkeit;
Leg' dich am Quell in's Heu, erbau dein Traumgebäu!

Geschwind, eh' dich ein Tropfen weckt, eh' dich ein Blitz, ein Donner schreckt,
Denn auch der Wonne Born wallt plötzlich auf im Zorn.

Dann sät sein Korn der Hagel aus, der Sturm bricht Aste sich zum Strauß.
Der Bach zerreißt das Land — Frucht, Blüte, Gras verschwand!

(Gustav Schwab.)

Grün, ja, grün nur soll allein
Immer meine Farbe sein,
Grün ist ja der frische Wald,
Froher Sänger Aufenthalt,
Grün des Frühlings heit'res Bild,
Grün der Hoffnung Farbenschild,
Grün der Jungfrau Myrtenkranz,
Der sie schmückt mit höchstem Glanz.
Grün des Helden Lorbeerkron',
Grün die Palme, die zum Lohn
Jedem Dulder, der erbleicht,
Lächelnd dort ein Engel reicht.
Ach! und wie erquickt so mild
Immergrün im Schneegefild!
Grün, ja, grün nur soll allein
Immer meine Farbe sein,
D'rum, so lang' noch Farben glüh'n,
Sei die meine immer grün.

(J. N. Vogl.)

Das junge Grün.

Du junges Grün, du junges Grün!
Wie manches Herz durch dich genaß,
Das von des Winter's Schnee erkrankt;
O, wie mein Herz nach dir verlangt!

(Just. Kerner.)

Wenn das Gras in Blüte steht,
Geht zur Wiese hin und mäht
Morgens, möglichst früh am Tag'.
Noch ist es in vollem Saft,
Hat die höchste Nahrungskraft,
Und die Grummet wächst gut nach.

(F. W. Forcke.)

Es ist kein Wässerchen so klein,
Es bringt ein Centner Heu dir ein.

(J.)

241. Kartoffelkrankheit.

Als Franz Drake kam aus Chile
Und zur Wohlthat für so viele
Die Kartoffeln uns beſcheert
Und auch mühevoll gelehrt,
Wie man ſie ſoll kochen,

Saßen Ritter mit den Zofen
Vor dem großen Kachelofen,
Kochten ſich Kartoffelbrei,
Wurſt und Speck und hartes Ei,
Je nach dem Bedürfnis.

Und Kartoffeln in der Pelle
Speiſt mit Hering der Geſelle;
Knödel auch und Schweinefleiſch
Wurden eine Faſtenſpeiſ'
Für die Herrn Kapläne.

Zur Befried'gung der Verdauung
Und zu ſeines Leib's Erbauung
Wurde dann zu guterletzt
Noch ein Schnäpschen aufgeſetzt, —
Alles aus Kartoffeln.

Wunderſchön war dieſes Leben,
Armut hätt's bald nicht gegeben.
Der Kartoffelbau verhieß
Bald für uns ein Paradies
Ohne Sündenfälle.

Da ſie nun ſich überführten,
Daß Kartoffeln exiſtierten,
Kam der Linné hergerannt,
Hat ſie gleich ſehr ſchön benannt:
Solanum tuberosum.

Die Gelehrten aller Ecken
An Kortoffeln nun entdecken,
Stärke und das Solanin,
Apfelſäur', Asparagin,
Proteïnkryſtalle.

Dieſe Speiſ' der Arm' und Reichen
Pflegte man nun ohne Gleichen,
Düngt und kompoſtiert das Beet',
Daß die Knolle aufgeblüht,
Wie manch' Penſionskind.

Immer mehr düngt man den Acker,
Immer größer ward der Racker;
Immer größer die Geſtalt,
Immer ärmer der Gehalt,
Bis die Knolle krank ward.

Auffraß ſie alsbald die Peſt ganz
Peronospora infestans;
Dieſer Schimmel allbekannt,
Den Madame Liebert fand,
Bracht' hervor die Krankheit.

Nun wollt' man ſchier gar verzweifeln,
Graben half nicht und Behäufeln.
Kali und Magneſia
Und Guano gab man da —
Aber nichts wollt' helfen.

Alle Welt nun ratlos klagte,
Bis auf einmal einer ſagte:
Überdüngt doch nicht das Land,
Gebt der Knolle weiten Stand;
Sie iſt überfüttert.

Und potz Blitz, da ward es beſſer.
Freut ſich der Kartoffeleſſer,
Nur der Pilz nicht, der verſchwand
Jahre lang aus manchem Land;
Denn ihm paßt die Koſt nicht. —

Die Moral iſt, daß die Kinder
Und Kartoffeln ſind geſünder,
Wenn man ſie ſtets mäßig hält,
So mit Dünger, wie mit Geld.
Merkt Euch das, Ihr Väter!

(Dr. Paul Sorauer-Proskau.)

242. Die Kartoffel.

Eine große Rolle fällt den Kartoffeln, dem wichtigſten Geſchenk, welche die alte Welt von Amerika erhielt, der Krone aller Kulturpflanzen, als Nahrungsmittel und nicht weniger auf induſtriellem Gebiete zu. Während faſt alle weſentlichen Kulturpflanzen ſchon ſeit undenklichen Zeiten den Menſchen bekannt geweſen ſind, iſt die Kartoffel die einzige erſt ſpäter dem wilden Zuſtande entriſſene Pflanze, welche eine bedeutende Rolle in unſerem Haushalte ſpielt. Ihr Anbau in Europa iſt von weltgeſchichtlichem Intereſſe, und es giebt wenige Pflanzen-

gattungen, welche wie die Kartoffel ihren Weg fast über den ganzen Erdkreis gemacht und in jedem kultivierten Lande und Boden sich so nutzbringend erwiesen haben. Sie wird in der Hütte wie im Palaste gegessen. Ihre weite Verbreitung hat das kräftigste und wohlfeilste Mittel in die Hand gegeben, um einer allgemeinen Hungersnot, von der früher die Bewohner Europa's oft heimgesucht wurden, und in deren Gefolge oft die schrecklichsten Seuchen eingezogen, entgegenzuwirken. Das Wohl und Wehe der armen Bevölkerung ist in vielen Gegenden auf das Gedeihen dieser wohlfeilsten Brotfrucht gegründet.

Man nimmt an, daß die Heimat der Kartoffel sich von dem Küstengebiete Peru's bis zu den feuchten Inseln des Chonos-Archipels (45° südl. Br.) erstreckt. Noch heute bildet diese Frucht die Hauptnahrung auf der Hochebene von Peru. Die Peruaner trocknen die Kartoffeln an der Sonne, zerstoßen sie zu Mehl und bewahren dies unter dem Namen Chuna auf.

Während von einer Seite behauptet wird, daß Kolumbus schon auf der ersten Reise im Jahre 1492 die Kartoffel, jenes unscheinbare Knollengewächs, gefunden habe, teilt der erste Geschichtsschreiber des Kolumbus in einem Briefe vom 13. September 1493 an den Erzbischof von Granada mit: „Kolon fand eine Insel (Hispaniola), deren Bewohner von einem Wurzelbrote leben. An einem kleinem Strauche wachsen Knollen so groß wie Birnen oder kleine Kürbisse. Wenn diese reif sind, werden sie wie bei uns Rüben und Rettige herausgegraben, dann trocknet man sie an der Sonne, zerschneidet, reibt sie zu Mehl und bäckt sie zu Brot, daß man gekocht ißt. Diese Knollen heißen Agies."

Die Kartoffel scheint auf zwei Wegen ins Innere von Europa gekommen zu sein, aus Virginien durch die Engländer nach Irland, und durch die Spanier etwas früher aus ihren amerikanischen Besitzungen, und zwar aus den Gebirgen um Quito nach Spanien und von da nach Italien. Es scheint nun zwischen den Jahren 1560 und 1570 die Frucht durch die spanische Vermittelung zum südlichen Europa gebracht zu sein. Der Direktor der Kaiserlichen Gärten in Wien, Clusius, pflanzte sie im Jahre 1588 in Wien und Frankfurt als botanische Seltenheit an. Das ist die erste wohlverbürgte Einführung der Pflanze nach Deutschland.

Die Anbauversuche hatten die unzweifelhaftesten Beweise ihres Gedeihens unter unserem Himmelsstrich, ihrer Ertragfähigkeit und Eigenschaft als Genußmittel ergeben. Der Botaniker Bauhin gab ihr um 1590 den Namen Solanum tuberosum esculentum, eßbarer knolliger Nachtschatten. Wegen ihrer Ähnlichkeit mit den Trüffeln erhielten sie in Italien den Namen Taratufoli, Turtuffoli oder ähnlich lautende, woraus sich unser deutscher Name „Kartoffel" erklärt. Die in verschiedenen Sprachen und Mundarten vorkommenden Bezeichnungen, wie Erdapfel, Grundbirne, sind Namen, welche erst in Europa vom Volke gebildet wurden. Bei dem Mißtrauen, welches jeder Neuerung mehr oder weniger entgegengebracht wird, konnte die Kartoffel sich noch nicht in der Landwirtschaft Eingang verschaffen, die Einführung dieser heute so verbreiteten Frucht lehnt sich erst an das Beispiel der englischen Grundbesitzer an.

Fast zu derselben Zeit, wo die Kartoffel nachweislich auf europäischem Boden, durch die Spanier eingeführt, zunächst in botanischen Gärten angebaut wurde, hören wir auch von der Übersiedelung der Frucht nach England. Ein Mitglied der Londoner Royal Society schrieb im Jahre 1693, daß sein Großvater die Kartoffeln von Sir Walter Raleigh erhalten und nach Irland geschickt habe. Aber noch andere Nachrichten bestätigen uns, daß Raleigh bei der Einführung der Kartoffel, und zwar aus Virginien, beteiligt gewesen sei und sie in seinen Gärten in Youghall bei Kork angepflanzt habe.

Im Jahre 1585 erhielt der Engländer Franz Drake den Auftrag, eine Flotte zur Belästigung der Spanier nach dem mexikanischen Golf zu führen und

auf dem Heimwege die Raleigh'sche Kolonie zu besuchen. Am 8. Juni desselben Jahres traf er hier ein und nahm die unzufriedenen Kolonisten mit. Sie nahmen aber dasjenige Landesprodukt mit, welches sie gewohnt waren regelmäßig einzusammeln. So kommen die Kartoffeln auf einem Drake'schen Schiffe nach England, und daraus erklärt es sich, wie die Überlieferung die beiden Namen Raleigh und Drake mit der Einführung der Pflanze in Verbindung gebracht hat, wiewohl Drake das Verdienst nicht abgesprochen werden soll, die Kartoffel unter seinen englischen Landesleuten und im Auslande bekannt gemacht zu haben.

Anfangs hielt man die Kartoffeln in England eher für einen Leckerbissen als für ein gewöhnliches Nahrungsmittel, und deshalb scheinen dieselben bald wieder in Vergessenheit geraten zu sein, denn Raleigh soll sie zum zweiten Mal aus Virginien nach Irland gebracht haben. Erst viel später traf die englische Regierung Maßregeln, den Anbau der Kartoffeln zu befördern, um auf diese Weise der Hungersnot vorzubeugen, und doch dauerte es immer noch eine geraume Zeit, bis sie allgemein angepflanzt wurde. Erst gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts wurde sie in England allgemeiner bekannt und seit dieser Zeit in großen Massen angebaut. In Schottland wurden die Kartoffeln bis 1728 nur in Gärten gepflanzt, und selbst noch 1740 wußte man in manchen schottischen Gärten nichts von ihrer Kultur. Dagegen übertraf die Kartoffel im armen Irland, wohin sie zuerst gekommen ist, alle Nationalspeisen, sowohl an Verbreitung als an Beliebtheit bis auf den heutigen Tag. (Die 300jährige Jubelfeier der Einführung der Kartoffeln feierte England durch eine große Kartoffelausstellung vom 1. bis 4. Dezember 1886 in der St. Stephanshall, Westminister, London.)

Waren auch durch des oben genannten Clusius' in Wien Bemühungen die Kartoffeln in botanischen Gärten immer mehr verbreitet, so scheint doch bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts ihr Anbau auf dem Festlande von Europa keine sonderlichen Fortschritte gemacht zu haben, am wenigsten bei den unteren Volksschichten, denn sie hatte Vorurteile und die Macht der Gewohnheit gegen sich. Erst gegen das Ende des Jahrhunderts fanden die Kartoffeln die verdiente Anerkennung als Nährmittel, und folglich auch größere Verbreitung. Für den Anbau derselben im großen waren aber die Notjahre 1770 bis 1772 erfolgreich, erst damals überzeugte man sich, daß sie eine Frucht sei, welche bei sehr geringen Ansprüchen an den Boden den größten Ertrag genußbaren Stoffes, und zwar auf einem verhältnismäßig kleinen Raum abwerfe, der beste und zuverlässigste Helfer in der Not sei und nicht weniger eine unentbehrliche Stütze für den viehzuchttreibenden Landwirt bilde. Hierfür ein schlagendes Beispiel:

In Paris wurde die Kartoffel im Jahre 1616 als Seltenheit auf die königliche Tafel gebracht und 1630 wahrscheinlich zuerst auf französischem Boden angepflanzt. Im Jahre 1771 hatte die Akademie zu Besançon einen großen Preis ausgesetzt für die Entdeckung eines neuen Nahrungsstoffes, welcher in Zeiten einer Hungersnot das Getreidemehl ersetzen möchte. Da trat Parmentier, Apotheker im Invalidenhause, welcher im Garten des Hauses die Kartoffel gezogen hatte, mit dieser Frucht auf, und in der Überzeugung, daß sie ein erwünschtes Nahrungsmittel sei, welches den Anforderungen genügen würde, überließ ihm Ludwig XVI. für die weiteren Versuche in der großen Ebene von Sablons an 50 Morgen weniger fruchtbaren Ackers zum Anbau der Kartoffeln. Als er die ersten Blüten an den Hof brachte, steckte der König eine derselben in sein Knopfloch, und die Herren vom Hofe thaten bald ein Gleiches. Bei der Reife der Kartoffeln aber sagte ihm der König: „Frankreich wird es Ihnen einst danken, daß sie das Brot der Armen erfunden haben." Aber ohne List und Zwang ging es mit der Verbreitung der Kartoffel beim Landvolk nicht ab. Erst als dieses weite Gebiet, auf welchem die neue Frucht wuchs, unter polizeilichen Schutz gestellt war, und jedem, der es wagen würde, Kartoffeln zu

entwenden, harte Strafen angedroht werden, da erwachte im Volke die Begierde, gleiche Früchte zu ziehen, und die Hungersnot im Jahre 1793 trug noch dazu bei, den Nutzen der Kartoffel als eines allgemeinen Nahrungsmittels zu zeigen. Die verbotene Frucht war es gewesen, welche die Bevölkerung erst klug machen mußte!

In Italien, wohin die Frucht so früh von Spanien aus gekommen war, ist sie bis auf den heutigen Tag nicht recht heimisch geworden, durch die ganze langgestreckte Halbinsel spielt sie doch nur eine untergeordnete Rolle. In den Ebenen hat der Mais sie wieder verdrängt, sobald die Teuerung (1817) aufhörte. —

Wie steht es nun um die Einführung der Kartoffel in das deutsche Vaterland? Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges soll ein niederländischer Offizier die Kartoffel in Böhmen verbreitet haben, von wo sie später in die Umgegend von Baireuth gelangten. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts verbreitete sich der Anbau der Kartoffeln in Baden und der Rheinpfalz. Durch den Generallieutenant Mittkau wurde sie aus Brabant nach Sachsen eingeführt. Nach dem Voigtlande hatte sie ein junger Bauer von einer Reise nach England mitgebracht. Wie schwer aber auch auf deutschem Boden der Eingang erfolgte, ersieht man unter anderem daraus, daß selbst im Erzgebirge, wo statt des unzureichenden Getreides der in den Kartoffeln sich darbietende Ersatz gleich anfangs doppelt willkommen hätte sein können, diese Knollenfrucht gerade ziemlich lange nur als eine ausländische Zukost betrachtet und von den gemeinen Leuten in der ersten Zeit häufig wie Butter zum Brote gegessen wurde! Merkwürdigerweise ist der Kartoffelbau in den rauhesten Teilen der Gebirgsgegenden nur allmählich heimisch geworden. Dagegen gelangte er nicht in die durch ergiebigen Korn- und Weizenbau gesegneten Fluren der Meißener Gegend; die Kartoffeln waren hier als „voigtländische Knollen" verachtet.

Erst nach 1720 baute man die Kartoffeln zum ersten Male in Niedersachsen im Felde; aber es blieb lange Zeit hindurch nur bei Versuchen in kleinem Maßstabe. Es fehlte eben dort zu Lande die Not, die Mutter der Erfindungen. Sonach war es vor allen anderen Ländern zuerst Thüringen, welches mit dem Anbau der Kartoffeln in großen Verhältnissen vorging. Noch im Jahre 1752 hielt ein Einsender in den „Hannoverschen Gelehrten Anzeigen" es für nötig, seinen Landsleuten die Kartoffel anzupreisen, indem er auf die Benutzung derselben in Thüringen hinweist. Es ist wohl der Mühe wert, aus diesem Aufsatz nachzuweisen, welchen Nutzen man sich von den Kartoffeln versprach. Gegen den Gebrauch als Viehfutter tritt der Gebrauch als menschliche Nahrung stark zurück. Für den letzteren Zweck ordnet sich der Verbrauch nach seiner Wichtigkeit folgendermaßen. Hauptsächlich wurden die Kartoffeln verwendet als Zusatz beim Brodbacken; („NB. Unter dem Gerstenmehle thun sie nicht gut"); darnach zur Herstellung von Stärke und Puder, und erst in dritter Linie als Beigabe zum Mittags- oder Abendessen. Seltsam mutet uns an, daß man die Pellkartoffeln damals mit Salz und Pfeffer aß.

Bis zum Jahre 1794 versorgten die Holländer noch ausschließlich Hamburg mit Kartoffeln; von da an schwand in Hamburg das herrschende Vorurteil gegen die holsteinischen Kartoffeln. Für Verbreitung der Kartoffel in Hamburg's Umgegend hat der Pächter L. A. Staudinger zu Gr. Flottbeck viel gethan.

Nach Berlin kam die Kartoffel um die Mitte des 17. Jahrhunderts, aber noch gegen das Ende desselben wird sie als eine merkwürdige und seltene Pflanze im kurfürstlichen Garten der Residenz uns beschrieben. Zu ihrer weiteren Verbreitung in der Provinz Brandenburg trugen Pfälzer bei, welche ihres Glaubens wegen die angestammte Heimat hatten verlassen müssen. Friedrich des

Großen Vater führte die Kartoffel in Berlin zuerst für den Unterhalt der Armen in der Charité ein. Friedrich II. selbst ließ im Jahre 1744 in der Provinz Pommern Pflanzkartoffeln verteilen, wobei er alle Gartenbesitzer versammeln und über den Gebrauch der Frucht belehren ließ. Die Bauern zeigten sich sehr hartnäckig und wollten sich den Zwang zum Anbau nicht gefallen lassen; es kam sogar zu Unruhen im Lande, und die Geistlichen mußten von der Kanzel herab für die Kartoffel predigen. In anderen Gegenden wurden Landprediger, welche sich Mühe gaben, der Einführung derselben das Wort zu reden, spottweise „Knollenprediger" genannt.

Im ganzen Reiche ließ der große König durch seine Landräte auf den Kartoffelbau drängen, und überall waren Zwangsmaßregeln nötig, um seine Vorschriften durchzusetzen. Vor allem ist es die damals erst unter harten Kämpfen gewonnene Provinz Schlesien, welche dem Könige für die Hebung ihrer ländlichen Verhältnisse zu großem Danke verpflichtet ist. Erst im Jahre 1734 waren es sächsische Hammerschmiede, welche sie nach Schlesien brachten und in größerem Maßstabe unweit einer bei der Stadt Pleß gelegenen Eisenhütte Kartoffelfelder anlegten, wo sich ihr Anbau selbständig zum Besten der Berg- und Hüttenarbeiter weiter entwickelte. Noch im Jahre 1763, also nach dem Friedensschlusse des siebenjährigen Krieges, hatte Friedrich der Große, der weise König, die schlesischen Kammern angewiesen, „durch Dragoner darauf zu vigilieren, daß die Bauern Kartoffeln pflanzten". Die Hungersnot der Jahre 1770 und 1771 war es auch in den preußischen Landen, welche den Bemühungen der Regierung den nötigen Nachdruck gab.

Die Landleute, welche vom Werte der Kartoffel so schwer zu überzeugen gewesen waren, daß man auch in Süddeutschland hie und da zu ähnlichen Mitteln wie den in Frankreich angewendeten seine Zuflucht genommen hatte, hatten durch die Hungersnot in erster Linie den unschätzbaren Wert der Kartoffel erfahren, und die Frucht verbreitete sich aus dem Gebirge in das flache Land und ist heute in Nord- und Mitteleuropa so sehr verbreitet, wie keine andere Kulturpflanze. Selbst an den steinigen, wenig humusreichen Abhängen des Harzes, des Westerwaldes und Sauerlandes kommt die Kartoffel ganz gut fort, sie erhebt sich in den Schweizeralpen, z. B. im Kanton Bern, bis zu einer Höhe von 1500 m. In Island und Kamtschatka, wo unsere Kornarten nicht mehr gedeihen, wird die Kartoffel gepflanzt.

Deutschland hat fast 3000000 ha heute mit Kartoffeln bepflanzt, etwa 10 Prozent des gesamten Ackerlandes, und erntet durchschnittlich 20000000 t (à 20 Centner) (in Preußen im Jahr 1889: fast 2 Mill. ha mit Kartoffeln bestellt und davon fast $169^1/_2$ Mill. Doppelcentner geerntet, worunter $9^1/_2$ Mill. Doppelcentner erkrankt waren). Die meisten Kartoffeln wachsen in der bayerischen Pfalz, Hessen, Königreich Sachsen, Baden, Brandenburg und Schlesien, und Stettin in Pommern ist ein bedeutender Handelsplatz für Spiritus geworden. Im Etatsjahre 1887/88 wurden in Deutschland aus rund 20 Mill. Doppelcentnern Kartoffeln reichlich $2^1/_2$ Mill. hl Branntwein (1 hl aus 7,92 Doppelcentnern) erzielt.

Seit etwa einem Jahrhundert ist von Europa aus die Kartoffel auch nach Asien getragen, an das Himalayagebirge, nach Ceylon, Indien, China, den Philippinen und anderen Ländern; in Persien führte sie der englische Gesandte Malcolm ein. Auch in Australien kommt sie gut fort, besonders in Neuseeland, Vandiemensland und Viktoria.

So wächst dies herrliche Knollengewächs auf der ganzen Erde, in den Thälern und auf den Bergen, auf den Hügeln und in den Ebenen; sie scheint leider an manchen Orten nicht eben zum Vorteil der Menschen manche andere Kultur zu verdrängen. Ein Teil des Vaterlandes der Kartoffel, Mexiko, ist lange frei geblieben und baut erst in unserem Jahrhundert die Kartoffel in den

Küstenorten, um den europäischen Gästen ihre gewohnte Speise vorzusetzen. Die Kartoffel ist es neben dem Mais, welche der Pflanzer nach dem Lichten der Wälder und dem Roden des Bodens Nordamerikas als erste Frucht in dem frischen Boden wählt. Die hohe Verwertbarkeit derselben als Nahrungsmittel, die vielfache Verwendbarkeit auf industriellem Gebiet im Zusammenhang mit ihrer Ergiebigkeit haben ihrer Verbreitung über alle unter Kultur stehenden Länder den Weg nunmehr geebnet. Zahlreich sind bekanntlich die Gerichte, welche wir aus den bescheidenen Früchten zu bereiten wissen; Mehl, Stärke, Zucker, Spiritus, ja sogar Papier vermag uns diese überall leicht zu kultivierende Pflanze zu bieten. Fleisch, Milch und Butter, all dieses kann heute nur durch den Kartoffelbau so wohlfeil erhalten werden, weil die Kartoffel neben der Nahrung für den Menschen ein vorzügliches Futter für die Haustiere ist. Welche Bedeutung sie sich besonders in jenen Ländern erworben hat, wo die Spirituserzeugung große Verbreitung gefunden hat, geht unter anderem daraus hervor, daß die russische Regierung jene Landwirte, deren Kartoffelkultur hervorragende Ergebnisse aufweist, mit einer eigens hierfür im Jahre 1840 gestifteten Medaille auszeichnet.

Während die Kartoffel sich erst mühsam eingebürgert hat, wird heute in guten Jahren mehr gewonnen, als man zur Zeit verbrauchen kann. Diese Unmassen der geernteten Kartoffeln haben auf den Preis des Spiritus gedrückt und die Herstellung desselben weniger lohnend gemacht. So entstand der Wunsch, dieselben ohne Schaden länger aufzubewahren und ihnen eine Form geben zu können, in welcher sie leichter verschickt, auch etwa für die Beköstigung der Mannschaften auf den Schiffen bei weiter Fahrt verwendet werden könnten. Aber alle Versuche, gedörrte Kartoffeln herzustellen, waren daran gescheitert, daß die letzteren ein dunkles, unansehnliches Äußere erhielten, oder daß sie von den in manchen Konservenfabriken angewandten Mitteln einen üblen Geruch bekamen. Im Jahre 1886 ist auf die Herstellung guter Kartoffelkonserven ein Patent erteilt. Nach diesem Verfahren werden die Kartoffeln geschält und in 5 mm dicke Scheiben geschnitten. Diese schüttet man auf ein Sieb, taucht sie mit demselben 4—5 Minuten in kochendes Wasser und trocknet sie nicht zu langsam bei 100° C. auf Darren. Man wendet reines Wasser an, läßt die Scheiben darin nur einmal aufkochen. Dieselben behalten dann ihre natürliche weißliche Farbe, werden etwas durchscheinend und verlieren 70 Prozent ihres Gewichts an Wasser. Die gedörrten Kartoffelscheiben können sich so jahrelang halten, um dann als Nahrungsmittel und des unveränderten Stärkegehalts wegen in der Industrie verwendet zu werden.

Die Kartoffel, von welcher infolge der Einflüsse, welche das Klima, die Bodenzusammensetzung und teilweise selbst die Behandlung ausübte, zahlreiche Sorten entstanden sind, hat zwei schlimme Feinde, die Kartoffelfäule und den Koloradokäfer. Bei der Kartoffelfäule beginnen die Blätter des Krautes sich zu kräuseln, zeigen braunrote Flecken, welche mit feinen Pilzen dicht besetzt sind, und werden, kurze Zeit nach deren Erscheinen, unter Verbreitung eines scharfen, widerlichen Geruches, schwarz. Der Pilz (Phytophthora infestans) wandert auch an die Knolle und verwandelt dieselbe bei großer Trockenheit in ein braunes Pulver, bei anhaltender Feuchtigkeit in eine übelriechende braune Jauche. Die Krankheit verbreitete sich im Jahre 1842 von Amerika aus über weit entlegene überseeische Gebiete, in 1845 zeigte sich in Preußen ꝛc. das allgemeine Auftreten dieser Krankheit, was ein Ausfuhrverbot in Preußen zur Folge hatte, und 1847 gab es kein Land mehr, in welchem die Kartoffelkulturen davon verschont geblieben wären, mochten die Bodenverhältnisse der Standorte noch so günstig sein. Die größte Widerstandsfähigkeit gegen die Angriffe erwiesen die Kartoffelpflanzungen auf Sandboden. — Der andere Feind ist jener Käfer, welcher sich durch seine gelben

Flügeldecken mit zehn (einschließlich der Naht elf) schwarzen Längsstreifen unverkennbar auszeichnet und im Westen der Vereinigten Staaten von Amerika seine Heimat hat. Nach Veröffentlichung des Kgl. preuß. Ministeriums für Landwirtschaft wurde der Käfer um das Jahr 1823 in der Gegend des Felsengebirges gefunden, wo er auf einer wildwachsenden Nachtschattenart sich ernährte. Als die Ansiedelung der Amerikaner und damit der Kartoffelbau sich in diese Gegenden verbreitete, ging der Käfer auf die Kartoffelfelder über und vermehrte sich infolge der hierdurch gegebenen Ernährung so stark, daß er bald in immer weitere Gebiete vordrang. 1859 wurden umfangreiche Fraßschäden im Staate Nebraska bemerkt; 1861 war der Missouri überschritten und wurde der Staat Jowa überfallen, 1862 auch Kansas. Von Jowa aus wanderte der Käfer in die Staaten Minnesota und Missouri ein, überschritt 1866 den Mississippi und verheerte dann in immer weiterem Umfange Wisconsin, Illinois und Kantucky, später Indiana, Michigan und Ohio (1870), wobei selbst der breite Michigansee kein Hindernis darbot. Im Jahre 1871 findet sich der Käfer bereits im Süden von Kanada, in New-York und Pensylvanien, und im Jahre 1874 hatte der Vortrab des großen Verwüstungsheeres in den Oststaaten die Küsten des Atlantischen Ozeans erreicht, während die Gesamtfläche der von den Käfern befallenen Staaten eine Ausdehnung von ungefähr 40 000 bis 50 000 Quadratmeilen besitzt. Auch im Frühjahr 1877 ist der Käfer in großen Schwärmen in nordamerikanischen Häfen bemerkt worden. — Auf einem Kartoffelfelde bei Mehlheim (Rhein) ist der Käfer in der letzten Hälfte des Monats Juni 1872, im Juli 1877 im Kreise Torgau, Provinz Sachsen, und daselbst, sowie bei Meppen, Provinz Hannover, im Juli 1887 in allen Entwickelungsstufen aufgetreten.

In erster Linie ist es, wie die Bekanntmachungen sagen, eine Pflicht der Hafenbehörden, Kapitäne und Mannschaften der zwischen Amerika und Europa fahrenden Schiffe, auf den Käfer zu achten, welcher so leicht und auf so mannigfache Weise sich auf den Schiffen und selbst noch in der Erde, welche um die Kartoffel sich gesetzt hat — die Vereinigten Staaten führten in einem der letzten Jahre 250 000 hl aus — eingenistet hat. In der letzten Zeit hat er in Amerika unermeßlichen Schaden angerichtet und den Anbau stellenweise unmöglich gemacht. Denn wehe dem Lande, in welchem er sich festsetzt! Seine Vermehrung ist geradezu eine ungeheuere; dadurch werden die Kartoffelfelder kahl gefressen, und der Nahrungsmangel, welcher dann leicht eintritt, zwingt den Käfer zur Wanderung, zur Aufsuchung neuer Felder. Nicht genugsam kann man daher wünschen, daß dem Feinde von allen Seiten nachgesetzt, und überall die Mahnung befolgt werde: Achtet auf den Kartoffelkäfer! (Nach Dr. Wilhelm Richter, 1890.)

---

243. Die Acker- oder Kratzdistel, Cirsium arvense Scop.

Die Distel (Gattungen: Carduus und Cirsium) bildet eine Pflanzen-Familie, welche den Korbblütern (Kompositen) angehört. An Carduus-Arten besitzen wir drei (zweijährige): die krause und (seltener) die stachelige, sowie die nickende Distel, ein häufiges Unkraut auf Weiden. Die Gattung Cirsium ist bei uns durch 6 Arten vertreten, von denen die lanzettblätterige und die Sumpfdistel zweijährig, die übrigen mehrjährig sind; die Acker- und die Sumpfdistel haben zweihäusige; alle Arten (mit Ausnahme der Kohldistel, welche hellgelb) tragen rote oder violette Blüten.

Diejenige Distelart, welche für die Landwirtschaft zweifelsohne die größte Bedeutung hat, ist die Feld- oder Ackerdistel (C. arvense Scop.), der Stengel ist gewöhnlich 3 Fuß hoch, wechselt jedoch zwischen 1 und 6 Fuß Höhe, je nach

Boden und Umgebung. Während der Blütezeit überragt sie das Sommergetreide, jedoch nicht die Wintersaat. Die kräftigsten am meisten verzweigten Stengel, mit kurzen Stengelgliedern und deshalb größtem Blattreichtum, trifft man in fruchtbarem (humosen) Lehm- (Thon-) Boden, wie auch in Marschgegenden; auf sandigem und magerem Boden bleiben die Stengel dünn, wenig verzweigt und deswegen mit ärmerem Blütenstand. Die Blätter sind sehr verschieden in Form und Bekleidung; meistens halb-gefiedert. Man findet aber alle Übergänge von doppelt-fiederteiligen bis zu fast ganzrandigen Blättern; ebenso einen stufenweisen Übergang von stark krauswelligen bis zu flachen, von steifen und vielstacheligen zu weichen und schwachstacheligen, von graufilzigen zu glatten, grünen Blättern. Während die schnellwachsenden blühenden Stengelschüsse mit verlängerten Stengelgliedern keine herablaufenden Blätter haben, besitzen dagegen die später im Jahre gebildeten unverzweigten Ernährungsschüsse, mit kürzeren Stengelgliedern und größerem Blattreichtum, geflügelte Stengel durch die herablaufenden Blattränder; solche Schüsse findet man zahlreich auf denjenigen Feldern, wo die Disteln im Vorsommer „gestochen" worden sind.

Der zusammengesetzte Blütenstand ist ein Büschel, dessen letzte Verzweigungen in Blütenköpfen (= Körben) endigen. Bei einer kräftigen weiblichen Distelpflanze zählte Prof. Rostrup-Kopenhagen, dem wir diese Mitteilungen entnehmen, auf einem Haferfelde, außer den Knäulen in der Spitze, 30 Seitenkörbe erster, 210 zweiter, 424 dritter und 25 vierter Ordnung, zusammen also 690 Köpfe, von denen allerdings alle Köpfe vierter und die Mehrzahl dritter Ordnung sich kaum voll entwickeln werden. An einer kräftigen männlichen Pflanze an derselben Stelle und zu derselbigen Zeit fand Rostrup 270 Köpfe, jedoch nicht höhere als die dritte Ordnung. Die Durchschnittsanzahl der Blütenköpfe ist allerdings eine weit geringere. Nach zahlreichen Zählungen kann man die Mittelzahl der Blüten bei männlichen und weiblichen Pflanzen in dem Sommergetreide gleich hoch setzen, nämlich zu 10000 Stück an einer gut entwickelten Distelpflanze.

Die Blüten selbst zeigen eine Eigentümlichkeit, wodurch die Ackerdistel von allen anderen Distelarten sich leicht unterscheiden läßt: sie sind nämlich zweihäufig, d. h. man findet in sämtlichen Blütenköpfen einer und derselben Pflanze entweder ausschließlich weibliche oder ausschließlich männliche Blüten. Während der Blütezeit sind die männlichen von den weiblichen Pflanzen leicht zu unterscheiden, und da die Pflanzen sich aus später zu erläuternden Ursachen in getrennten Gruppen auf dem Felde finden, so ist es wichtig, die männlichen und weiblichen Pflanzen genau zu kennen.

Will man nämlich vor der Fruchtreife die Disteln abmähen, so ist dies natürlich unnötig bei den aus männlichen Exemplaren bestehenden Distelgruppen, da bekanntlich nur die weiblichen Pflanzen Samen bezw. Früchte tragen. Hierzu wird man den beim Distelstechen oder Distelmähen beschäftigten Arbeitern leicht Anleitung geben können. Die weiblichen Pflanzen sind an Blütenköpfen reicher, beginnen früher zu blühen, haben längere, walzenförmige, zuletzt über zollange Blütenknäule, mit mehr aufgerichteten, lila Blüten; während die männlichen Köpfe rundlicher sind und größere, stark gekrümmte und seitlich ausgebreitete Blüten von tief-roter Farbe tragen. Das sicherste Kennzeichen ist, daß jede männliche Blüte ein wohlausgebildetes Staubgefäß enthält mit zahlreichen (ca. 2000, also durchschnittlich 20 Mill. an jeder blühenden Pflanze), farblosen warzigen Staubkörnern (Pollen) besitzt, die der weiblichen Blüte vollständig fehlen, wogegen letztere unfruchtbare Staubbeutel hat, die aus 5 braunen, hautartigen, am Grunde zusammenhängenden Lappen bestehen und keine Pollen enthalten. Die weibliche Blüte dagegen besitzt einen vollständig entwickelten Staubweg, oben endend in zwei klebrigen Narbenzipfeln; sie hinterläßt eine kleine, glänzende, graubraune, ovale, wenig zusammengedrückte und gekrümmte Frucht, welche

später an der oberen Spitze die bekannte weiße Feder trägt, zusammen ca. 70 Federkiele, jedoch mit 50—100 zweireihig gestellten Seitenstrahlen. Die Federn dienen als Beförderungsmittel bei der Samen-Verbreitung, doch werden sie häufig vom Winde abgerissen, ohne die Frucht mit sich zu führen. Dieser „Federbusch," welcher sich nach dem Abblühen bei jeder weiblichen Pflanze zeigt, findet sich bei keiner männlichen Pflanze.

Nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl Blüten liefern wirklich reife Früchte; es sind gewöhnlich nur die Köpfe in der Spitze, und die Seitenknäule erster Ordnung, welche die Reife erreichen, und selbst hier bleibt eine große Menge Samen unentwickelt (welche, in Wasser geworfen, obenauf schwimmen), häufig auch werden sämtliche Samen durch die zahlreich vorkommende Larve einer kleinen gelbbunten Fliege, Trypeta flava vernichtet. Man findet deshalb verhältnismäßig sehr wenige Keimpflanzen der Ackerdistel im Freien.

Außerdem hat die Ackerdistel sowohl unter den Insekten als auch unter den Pilzen mehrere natürliche Feinde. Auch verzehren die Vögel, besonders die Distelfinken (Stieglitze) eine große Anzahl Samen. Unter den Pilzen ist es besonders der Distelrost, Puccinia suaveolens, welcher einige Bedeutung für die Vernichtung der Distelpflanze hat, indem dessen Mycelium die ganze Pflanze durchdringt und letztere tötet, bevor sie zur Blüte kommt, ja oft in die Rhizome, Ausläufer (Vermehrungswurzeln) eindrängt und von hier aus nach oben dringt. Die Stengelschüsse zeigen sich schon vom Pilz angegriffen, bevor sie aus der Erde kommen, und sämtliche Blätter haben dann eine gelbliche Farbe und verbreiten einen starken süßlichen Duft, herrührend von den Spermagonien des Rostpilzes.

Rücksichtlich des Zeitpunktes der wichtigsten Entwickelungsperioden im Leben der Ackerdistel läßt sich anführen, daß bei uns die ersten Schüsse sich in dem ersten Drittel resp. der ersten Hälfte des April über der Erdoberfläche zeigen; die ersten Spuren der Blütenköpfe dagegen Anfang bis Mitte Juni erscheinen; das Blühen nimmt seinen Anfang um die Mitte bis zur letzten Woche des Juni, die Samen beginnen erst in den letzten Julitagen und Anfang August zu reifen, und in der letzten Hälfte des November verschwindet jede Spur vom Leben des oberirdischen Teiles der Distelpflanze, so daß man nach einem einzigen grünen Schuß der Ackerdistel in den vier Monaten Dezember bis März, bezw. auch April, vergebens sucht.

Die Ackerdistel vermehrt sich, wie bereits erwähnt, verhältnismäßig selten durch Samen; die Keimung des Samenkorns kann im Freien Mitte April bis Anfang September vor sich gehen, und die Zeit, wo die Keimblätter sich über der Erde zeigen, kann von einer Woche bis zu einigen Monaten (nach Jahreszeit, Boden und Tieflage des Korns) wechseln. Der Stengel der Keimpflanze kommt nur ausnahmsweise und unter besonders günstigen Bedingungen im ersten Jahre so weit in der Entwickelung, daß er einen Blütenstand hervorbringt; in der Regel hat er nur Bedeutung als assimilierender Stengelschuß. Dagegen findet eine bemerkenswerte Knospenbildung an der Wurzel (dem Rhizom) statt, mit deren Hülfe es der Ackerdistel möglich wird, den Blütenstand und die Samenbildung zu erreichen, so daß die einmal durch Samen hervorgebrachte Pflanze ihre Dauer bis zu unabsehbarer Grenze fortsetzen kann. Zur Klarstellung dieser einschlagenden Verhältnisse ist es notwendig, gewisse Eigentümlichkeiten an den unterirdischen Teilen der Distelpflanze kennen zu lernen.

Wenn man um eine Distelpflanze herum die Erde vorsichtig fortgräbt, wird man in einer Tiefe, welche gewöhnlich ein wenig unter die Pflugfurche hinabgeht, finden, daß die Pflanze ausgeht von einer wagerechten, in dem untersten Teil der lockeren Ackerkrume kriechenden Wurzel (Ausläufer), welche sich auf Strecken oft bis zu 20 Fuß und in gleicher Tiefe verfolgen läßt und welche hier

und dort Stengelschüsse oberhalb der Bodenoberfläche treibt, während die jüngeren Partieen Knospen tragen, bestimmt für die Bildung der jungen Distelpflanzen des nächsten Jahres. Die Enden dieser wagerechten Ausläufer (Vermehrungswurzeln) biegen sich stets und ziemlich plötzlich nach unten und können dort als fast lotrechte und beinahe zweiglose Wurzelstränge von der Stärke eines Federkieles in mehrere Fuß Tiefe verfolgt werden, wo sie die Feuchtigkeit des Untergrundes suchen (Ernährungswurzeln). Sie sind in einzelnen Fällen so weit verfolgt, bis sie sich in 8—9 Fuß Tiefe in feine Verzweigungen auflösen.

Die wagerechten Wurzelteile gehen je nach Untergrund ꝛc. verschieden tief, da die Vermehrungsknospen, welche sich an diesen Wurzelteilen stets bilden, nur in einer Tiefe sich entwickeln können, wo die Luft noch Zugang hat.

Der unterirdische Teil des Stengels, der Wurzelstock (das Rhizom), ist im jungen Zustande mit weißlichen, fast fleischigen, in älterem Zustande mit braunen häutigen Schuppen, den Niederblättern, besetzt. In den Achseln dieser Niederblätter findet man häufig Knospen oder auch entwickelte Ausläufer, wagerechte verlängerte Keimwurzeln, die gleichfalls wie die genannten als Vermehrungswurzeln dienen und sich zu überirdischen Schüssen ausbilden. Endlich kann die Keimpflanze auch im ersten Sommer von dem über den Keimblättern sitzenden Teil des Stengels Nebenwurzeln aussenden, welche schon im ersten Lebensjahr der Pflanze so kräftig werden können, daß sie Stengelknospen bilden, die sich zu grünen Ernährungstrieben entwickeln.

Nach allem diesen ist ersichtlich, daß die Vermehrung durch Wurzelknospenbildung auf dreierlei Weise geschehen kann, von denen jedoch diejenige Fortpflanzung, welche in der Knospenbildung an der Hauptwurzel (dem Rhizom) und deren Verzweigungen besteht, in der Natur die häufigste ist. — Es ist das Rhizom ꝛc., welches für die Fortpflanzung sorgt. Im Herbst vertrocknet nicht nur der oberirdische Teil der Pflanze, sondern auch ein großer Teil des erstjährigen Wurzelsystems; Teile der Vermehrungswurzeln überwintern und bilden im nächsten Frühjahr die Ausgangspunkte für neue Wurzeln und neue Stengelschüsse. Beim vorsichtigen Ausgraben von Distelpflanzen kann man in der Regel nur drei Generationen von Wurzelverzweigungen oder Wurzelgliedern verfolgen, von denen die älteste Generation (vom vorigen Jahr) abgestorben ist, so daß nur die beiden übrigen (für das laufende und das folgende Jahr bestimmt) noch leben. Das in einem Sommer entwickelte, neue Wurzelsystem bedeckt oft einen Flächenraum von 100 bis 200 Quadratfuß. Außer den von dem vorigjährigen Wurzelstumpf entsendeten Vermehrungswurzeln entwickeln sich, wie bereits gesagt, ähnliche aber schmächtigere Wurzeln von dem schuppigen Wurzelstock, und die auf diesem wagerechten Teile gebildeten Knospen brechen gewöhnlich im Herbste hervor und treiben die kurzen Blattschüsse, welche man häufig im Stoppelfeld trifft und welche durch ihre assimilierende Thätigkeit im hohen Grade dazu dienen, das Wurzelsystem für das folgende Jahr zu kräftigen. — Der Wurzelstock treibt auch, besonders gegen die Blütezeit, zahlreiche, kürzere, nach allen Seiten sperrige, feine und stark verzweigte Ernährungs-Wurzeln, welche sich nur in der oberen und lockeren Schicht der Ackerkrume ausbreiten.

Aus diesen Verhältnissen erklärt sich auch die Thatsache, daß die Ackerdistel gesellig, d. h. in größere oder kleinere Gruppen auftritt. Wenn man diese Gruppen näher untersucht, so zeigen sich alle Schüsse (Pflanzen) in derselben Gruppe entweder männlich oder weiblich, und alle zu einer der vielen Formen gehörige, unter denen die Distel auftritt; während man auf demselben Felde oder den benachbarten Feldern mehrere unter sich sehr verschiedene Gruppen finden kann. Eine derselbe hat grüne, glatte Stengel, wellige geschlitzte Blätter, lila Kronen und lange Narbenlappen; eine andere dagegen braune Stengel und Blütenköpfe,

doppelte, halb gefiederte Blätter, dunkelrote Kronen und kurze Narbenzipfel; in einer dritten Gruppe haben alle Pflanzen weit offene, fast gesperrte Zweige, in einer vierten sind sie alle aufgerichtet; zuweilen findet sich eine runde Gruppe von bis zu 1000 Schüssen mit lauter weißen Blüten oder ein Kreis von bis zu 50 Schüssen, welche alle mißbildende Blütenköpfe haben. Obgleich in der Regel kaum mehr als 6—8 blühende Distelpflanzen, als durch das lebenskräftige Wurzelsystem mit einander in organischer Verbindung stehend, nachgewiesen werden können, muß doch angenommen werden, daß jede der geschilderten Gruppen ihre Abstammung herleitet von einem Samenkorn, da die älteren, verbindenden Wurzelteile abgestorben und verwest sind. Nur wenn zwei Gruppen auf demselben Felde ganz genau mit einander übereinstimmen, ist zu schließen, daß die jüngere Gruppe entstanden ist aus einem von der älteren Gruppe losgetrennten Wurzelstücke, welches durch die Ackergeräte verschleppt wurde. Eine solche Distelgruppe zeigt sich demnach auf derselben Stelle Jahr um Jahr, bald zunehmend, bald abnehmend in der Freudigkeit des Wachstums, nach dem verschiedenen Standpunkt in der Fruchtfolge, weil die Bearbeitung und Bestellung des Ackers, je nach den Umständen, die Entwickelung der Distel bald fördert, bald hemmt. Die reine Brache setzt die Distel am stärksten zurück, und je reiner das Brachfeld oder der Rübenacker gehalten ist, desto länger dauert es, bis die Distelgruppen sich wieder erholen. In der nach der Brache gewöhnlich folgenden Wintersaat werden die Distelschüsse sich allerdings wieder zeigen, aber im Roggen erreichen sie kaum das Blühen, geschweige die Samenbildung, welches dagegen wohl bei einzelnen Pflanzen im niedrigeren und späteren Weizen stattfindet. In der hiernach häufig folgenden Gerste treibt die Distel wieder etwas freudiger, aber erst in der Sommerfrucht des zweiten oder dritten Jahres, besonders im Hafer, erreichen die Distelgruppen ihre höchste Entwickelung, hauptsächlich bei frühzeitiger Saatbestellung. In den beiden Weidejahren geht es mit der Distel wieder zurück, bis das Minimum im Brachjahre erreicht ist, während sich das Maximum der Entwickelung in der letzten Halmfrucht zeigte. In den Marschgegenden, wo der Acker oft mehrere Jahre nacheinander mit Getreide bebaut wird, um danach eine längere Reihe von Jahren zur Weide zu liegen, wird die Distel in größter Menge in den ersten Grasjahren auftreten, jedoch später mehr und mehr abnehmen, bis sie nach dem neuen Umbrechen der Weide sich wieder massenhaft zeigt. Die Ackerdistel schreitet also fort, wenn die Bodenbearbeitung dieselbe zu gewissen Zeiten in geringerem Grade bekämpft, als es die wild wachsenden Pflanzen thun werden; es geht mit den Disteln zurück, wenn der schwächende Einfluß der Beackerung auf die Bildung neuer Distelschüsse größer ist, als derjenige, den andere dort natürlich wachsende Pflanzen ausüben werden.

Obgleich junge, noch zarte Distelpflanzen von dem Vieh gern gefressen werden, ist der Nutzen, den die Distel auch in anderen Beziehungen (z. B. als Arzneipflanze, honigende Pflanze ꝛc.) liefert, doch nur von geringer Bedeutung und sie muß deshalb als ein die Landwirtschaft sehr schädigendes Unkraut angesehen werden, das auf jede Art und Weise auszurotten, mindestens zu bekämpfen und einzuschränken ist.

Es ist eine alte Ackerbauregel: „wo die Distel gedeiht, ist der Grund gut," und auch nur auf solchem Boden, und besonders auf Lehm-Boden oder wenigstens Boden mit Lehm- bezw. Mergel-Unterlage, tritt die Distel in so großer Menge und in solchen dichten Gruppen auf, daß sie besonders schadet und schwierig zu bekämpfen ist; während die Distelgruppen auf Kalk- und Moorboden weit weniger und auf Sandboden so selten vorkommen, daß sie hier fast ohne praktische Bedeutuug sind, ausgenommen, wo sich Lehmmergel (Thonmergel) im Untergrunde findet, in welchem Falle sie dort als Wegweiser zur Auffindung der Mergellager dienen kann. In den der Küste angetriebenen Seetang-(Seegras-) Haufen

wächst die Distel sehr freudig, und hier entwickelt sich ihr Wurzelsystem auf eine eigentümliche Weise; durch unvorsichtige Anwendung des Seetangs zur Düngung wird man gleichzeitig seinen Acker mit den schönsten Distelgruppen „beglücken".

Was nun die Mittel zur Vertilgung der Ackerdistel betrifft, so wird ein Abschneiden und Abharken der in der Ackerkrume kriechenden Vermehrungs-Wurzeln durch eine tiefe Bearbeitung mit den Ackergeräten nicht nachhaltig wirken, da schon einige zolllange Bruchstücke der Wurzeln hinreichend sind, bei vorhandener Feuchtigkeit neue Stengelknospen und Wurzeln zu treiben und durch Verschleppen auf anderen Plätzen des Feldes Ausgangspunkte für neue Distelgruppen zu bilden, in derselben Weise, wie das häufige Vorkommen der Distel nach der Mergelung seine Ursache findet in den mit dem Mergel bezw. der Abraumerde zugeführten Distelrhizomen. Infolge zahlreicher Versuche hat es sich gezeigt, daß ein solches Bruchstück einer Wurzel, in gewöhnliche Ackererde gelegt, senkrecht herabgehende Wurzeln und aufrecht gehende Stengelschüsse aussendet, sofern diese Bruchstücke nicht tiefer als ein Fuß lagen, oder nicht frei an der Oberfläche sich befanden; im ersteren Falle unterblieb die Knospenbildung infolge mangelnden Luftzutritts, im letzteren Falle vertrocknete das Wurzelstück und ging infolge der Einwirkung der Sonnenstrahlen rasch zu Grunde. Diese geschilderte Fortpflanzungsart ist weit häufiger, als die Vermehrung durch Samen; es gilt überhaupt, mit größter Ausdauer und peinlicher Sorgfalt die oberirdischen Schüsse zu entfernen, nicht allein um die Samenbildung zu hindern — zu welchem Zwecke auch die an Deichen, Wegen, Kanal-, Bahn-, Forst- und Waldrändern ꝛc. wachsenden Ackerdisteln vor der Reife abzumähen sind — sondern auch und besonders um das gesamte Wurzelsystem der Distel mehr und mehr zu schwächen, wodurch es zuletzt gelingen kann, das Feld von der Distel gänzlich zu befreien. Das „Distelstechen," Distelhauen, ist eine bekannte Operation, ausgeführt mit verschieden geformten Geräten. In einigen Gegenden erfolgte die Bezahlung in Akkord nach der Anzahl der gestochenen Distelschüsse. Ein zu frühzeitiges oder oberflächliches „Stechen" hat zur Folge, daß man statt einen Schuß, deren mehrere, wenn auch schwächere, an derselben Stelle erhält, weil dann Leben in die Knospen des unteren zurückgebliebenen Rhizomteiles kommt; das „Stechen" muß dann jedenfalls mehrere Male im Sommer wiederholt werden. Es ist zu empfehlen, die Distel in dem Wintergetreide schon Anfang Mai zu stechen, dagegen ist es für das Sommergetreide sehr zu empfehlen, die Pflanzen mit der Hand auszuziehen, was leicht geschehen kann, wenn das Land nicht zu trocken ist und die Schüsse so groß geworden sind, daß der Blattbüschel oder der Wurzelstock in der Mitte nicht abreißen, sondern mit dem Rhizom aufgezogen werden können; dies wird in den meisten Jahren von Anfang Juni an thunlich sein, wenn die Distelpflanzen angefangen, Blütenköpfe zu treiben. Auf diese Weise ist es möglich, ein Feld, das mit Disteln stark behaftet, in wenigen Jahren gänzlich davon zu befreien, wenn man gleichzeitig die blattreichen Schüsse, welche sofort nach der Ernte sich überall auf den Distelplätzen der Stoppelfelder zeigen, schnellmöglichst „stechen" läßt. Indem die Wurzel durch das Abreißen der Schüsse beschädigt wird, wird sie stark angeregt, neue Schüsse zu bilden, entfernt man auch letztere, so erschöpft sich die Kraft um so eher. Durch das bloße Einknicken der Schüsse wird allerdings erreicht, daß in demselben Jahre sich nicht so viel Schüsse zeigen, im nächsten Jahre treten aber um so viel mehr Pflanzen auf. Sehr zu empfehlen sind freiwillige Vereinigungen der Land- und Waldbesitzer eines Dorfes, einer Feldmark ꝛc. zur Entfernung aller Disteln (auch sonstiger gefährlicher Unkräuter) von der Feldmark, den Wegen ꝛc. vor einem bestimmten Termin, mit Festsetzung von Konventionalstrafen. Notwendig ist ein Zusammengehen der Landwirte mit den Chaussee-, Kanalbau- und Eisenbahn-Verwaltungen. Hier und da hat man auch diesbezügliche Polizei-Verordnungen erlassen, welche ebenfalls nicht zu ver-

achten sind, wenn sie unter Mitwirkung der landwirtschaftlichen Central-Vereins-Vorstände entstehen.

Die gestochenen, gemähten oder aufgezogenen Disteln können sehr wohl als Viehfutter Verwendung finden; jedoch müssen sie unter allen Umständen vom Felde entfernt werden, da sie sonst bei feuchtem Wetter, wenn sie auf der bloßen Erde liegen, Ausläufer aussenden und so den Ausgangspunkt für neue Distelflächen bilden können. Die Empfindlichkeit, welche die Distel gegen den Frost zeigt, und die Schnelligkeit, mit welcher die Wurzelteile vertrocknen und eingehen, wenn sie den Einflüssen der trocknenden Luft oder gar den Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, können für die Bekämpfung dieses gefährlichen Unkrautes dem verständigen Landwirt ebenfalls Fingerzeige bieten. (J.)

244. Der Zuckerrübenbau und die Rübenzuckerindustrie in Deutschland.

Genau 110 Jahre vor der Erbauung der ersten Zuckerfabrik im Hannoverschen (im Jahre 1747) reichte der Professor der Chemie in Berlin, Andr. Sigism. Marggraf, der Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung ein, in welcher er nachwies, daß er „Zucker, der dem bekannten aus Zuckerrohr gewonnenen genau gleicht", in den Wurzeln der „in unseren Gegenden sowohl als in anderen in großer Menge wachsender, gewöhnlicher, gebräuchlicher Pflanzen in Überfluß gefunden habe". Unter diesen Pflanzen nennt er speziell „die Runkelrübe oder den roten Mangold". „Dieses süße Salz könne in unserer Gegend geradeso bereitet werden, wie da, wo das Zuckerrohr wächst." Mit der fabrikativen Gewinnung beschäftigte sich indessen Marggraf nicht, diese machte sich vielmehr zur Lebensaufgabe sein Schüler und Nachfolger als Direktor der physikalischen Klasse, Franz Karl Achard zu Berlin.

Am 11. Januar 1799 überreichte Achard dem Könige Friedrich Wilhelm III. eine „Abhandlung über die Bereitung des Zuckers aus der in vielen Provinzen Allerhöchst Dero Staaten als Viehfutter häufig angebauten Runkelrübe" und erbittet, „um die Früchte einer so glücklich ausgefallenen, 15 Jahre mit vielem Fleiß und Kosten fortgesetzten Arbeit genießen zu können", ein zehnjähriges ausschließliches Privilegium „zu dieser einländischen Zuckerfabrikation" und „die Schenkung eines Gutes von hinreichendem Umfang, dessen Boden sich zu diesem Rübenbau qualifiziert." *) Der König gewährt demselben, nachdem durch mehrfache Versuche die Durchführbarkeit seiner Verfahrungsweise bestätigt worden, ein Darlehn von 50 000 Thlr., womit Achard das Gut Cunern in Niederschlesien bei Steinau a. O. kaufte und dort eine Fabrik errichtete, die er im März 1802 in Betrieb brachte, also zu einer Jahreszeit, zu welcher es mit den heutigen Hilfsmitteln nicht gelingen würde, lohnende Resultate zu erzielen. Aber auch in den folgenden Jahren wollte es nicht gehen, und als in dem Winter 1809 auf 1810 eine Feuersbrunst die Fabrik zerstörte, scheint Achard selbst nicht mehr die Kraft zum Aufbau der Fabrik und Wiederaufnahme des Betriebes in sich gefühlt zu haben. Tief verschuldet erbat er vom Könige die Mittel, um sich das Gut erhalten zu können, gegen die Verpflichtung, dort eine Schule für die Zuckerfabrikation zu errichten und zu erhalten. Diese wurde ihm gewährt und, fortan

*) Vergl. Achard, F. C., Anleitung zur Bereitung des Rohzuckers und des rohen Syrups aus den Runkelrüben, wie auch des Branntweins aus den dabei abfallenden Abgängen. Berlin, 1800. 8°. 7 gr.; desgleichen:

Lampadius, W. A., Erfahrungen über den Runkelrübenzucker, nebst verschiedenen Gedanken und Vorschlägen über dessen Fabrikation im großen, und über den Anbau der Runkelrüben. Freiberg, 1800. 8°. 16 gr.

nur noch lehrend und schriftstellernd thätig, ist er am 20. August 1821 auf Cunern gestorben, ohne daß er nur das Aufblühen der von ihm geschaffenen Industrie erlebt hätte. Wohl fand sein Vorgehen sofort Nachfolger, speziell in Schlesien durch den Freiherrn von Koppy, der in Krayn bei Strehlen, wie in Sachsen durch Nathusius, der in Althaldensleben eine Fabrik errichtete, dann auch in Rußland und in Frankreich. In letzterem Lande wurde diese Industrie insbesondere durch Napoleon unterstützt, der durch das Dekret vom 25. März 1811 eine Million Franks an Prämien für aus Rüben gewonnenen Zucker aussetzte, und der durch die Kontinentalsperre den Preis des Zuckers auf einen Kronenthaler (1 Thlr. 17 Sbgr.) pro Pfund heraustrieb. Aber wenn gleich viele Fabriken in Frankreich entstanden, die Industrie blieb eine künstliche und die öffentliche Meinung machte sich über sie lustig. Mit dem Sturze Napoleons stürzten auch die Zuckerfabriken. Nur eine hielt aus, die von Crespel-Delisse (begonnen 1809). Derselbe errichtete 1812 eine Fabrik in Lille. Von seinem Associé, wie von seinen Freunden verlassen, die ihn für einen Narren hielten, errichtete er 1815 mit dem Reste seines Vermögens eine Fabrik in Arras. Nach Überwindung der mannigfachsten Schwierigkeiten sieht man ihn im Jahre 1828 als Eigentümer dreier Fabriken und bei 3 anderen beteiligt. Es ist die erste Autorität der nunmehr gesund aufblühenden Industrie, und aus allen Ländern sucht man bei ihm Belehrung. Schon 1826 sandte der König von Baiern drei Delegierte zu ihm nach Arras. Es währte indes noch ein Jahrzehnt, bis die Zuckerindustrie in Deutschland wieder Boden faßte. Im Jahre 1833 kam in der Provinz Sachsen eine Fabrik in Betrieb, 1835 hatte Preußen 5, 1836 schon 17, und in den anderen Ländern des Zollvereins gab es 4 Fabriken. Nur 2 Jahre später zählte Preußen 105 und der ganze Zollverein 159. Das war natürlich eine Überstürzung, und so sehen wir deren Zahl 4 Jahre nachher in der Campagne 1842/43 auf 98 zurückgegangen. Dieselbe Campagne zeigte eine Abnahme der verarbeiteten Rübenmenge gegen die vorhergegangene um mehr als die Hälfte. Seitdem zeigt sich eine fast stete Entwickelung, die, wenn sie auch nach einem starken Sprunge einen Rückschlag erfährt, doch bald wieder aufs Neue über den sprungweise erreichten Stand hinausgeht. Eine von Mr. J. Duncan 1869 zu Savenham in Suffolk (England) errichtete Zuckerfabrik ging schon 1873 wieder ein. In Holland und Belgien ist die Rübenzuckerfabrikation belangreich; auch in Schonen (südliches Schweden) sind Fabriken errichtet, die erste 1854, die vierte 1889; in Dänemark existieren (seit 1874) 4 Fabriken.

Über das Fortschreiten und die Ausdehnung der Rübenzuckerindustrie im Deutschen Reiche geben die folgenden summarischen Zahlen Auskunft:

1840/41 gab es 145 Fabriken, die 5 Millionen Centner Rüben verarbeiteten und 284 000 Centner Zucker produzierten, (in Deutschland ca. 800 ha mit Rüben bebaut);
1850/51 184 Fabriken mit 15 Millionen Centner verarbeiteter Rüben und reichlich 1 Million Centner Zucker (ca. 2400 ha);
1860/61 247 Fabriken mit 29 Millionen Centner Rüben und $2^1/_2$ Mill. Centner Zucker (ca. 50 000 ha);
1870/71 304 Fabriken mit 61 Millionen Centner Rüben und $5^1/_4$ Mill. Centner Zucker (ca. 100 000 ha);
1880/81 331 Fabriken mit 126 Mill. Ctr. Rüben und ca. $11^1/_4$ Mill. Ctr. Zucker (ca. 210 000 ha);
1889/90 400 Fabriken mit $196^1/_2$ Mill. Ctr. Rüben und $24^1/_2$ Mill. Ctr. Zucker (ca. 325 000 ha).

Diese Zahlen zeigen, was Rübenmenge betrifft, für das erste Jahrzehnt eine Verdreifachung, für jedes folgende (bis 1880/81) eine Verdoppelung; die Produktion von Zucker ist in noch stärkerem Verhältnis gestiegen. Bemerkenswert ist, daß die Zahl der Fabriken in dem 50jährigen Zeitraume in einem viel geringeren Verhältnis zugenommen, wie die durchschnittliche Leistung der einzelnen

Fabrik. Erstere ist von 145 auf 400 gestiegen, das ist das $2^2/_3$fache, letztere von 34500 Ctr. auf 491000 Ctr., d. i. das 14fache. — Das mit Zuckerrüben bebaute Areal hat in den letzten 50 Jahren ganz außerordentlich zugenommen. Nehmen wir den recht niedrigen Durchschnitts-Rübenertrag von 600 Ctr. auf den Hektar an, so wurde in Deutschland in 1840/41 nur 800 ha, dagegen 1850/51: 2400; 1860/61: 50000; 1870/71: 100000; 1880/81: 210000 und 1889/90 sogar 325000 ha mit Zuckerrüben bebaut. Die Rübe, diese Pionierin der Landwirtschaft, hat Bodenqualitäten erobert, die man noch vor wenigen Jahren zum Zuckerrübenbau vollständig ungeeignet hielt. Niemand würde z. B. früher es für möglich gehalten haben, daß Zuckerfabriken in der Lüneburger Heide entstehen würden! Die durch den Rübenbau bedingte Tiefkultur, bessere Düngung, Reinhaltung ꝛc. haben manche natürliche Schwierigkeiten gemildert, ja zum Teil ganz gehoben. —

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit den einzelnen Landesteilen zu, aus welchen die eben erwähnten Gesamtresultate hervorgegangen, so begegnen wir eigentümlichen Erscheinungen. Die Provinzen Schlesien und Sachsen, in welchen überhaupt die beiden ersten Zuckerfabriken erbaut wurden, haben auch bei dem Wiederaufleben der Industrie in Deutschland sofort die Initiative ergriffen und fortwährend die ersten Stellen innegehalten; vor allem Sachsen, begünstigt durch die außerordentliche Qualität seines Bodens und in einigen Teilen, namentlich im Magdeburgischen, vortrefflich für die Rübenkultur vorbereitet durch den starken Anbau der Cichorie. In der Campagne 1846/47 lieferte die Provinz Sachsen mit 42 Fabriken unter 107 = 63% des ganzen im Zollverein verarbeiteten Rübenquantums, in der Campagne 1880/81 46% in 139 Fabriken unter 331. Schlesien lieferte in denselben Campagnen 13% mit 22 Fabriken bezw. 12% mit 47. Von dem „Zuckerfabrikenschwindel" Ende der 30er Jahre scheinen besonders Baiern, Baden und Kurhessen erfaßt worden zu sein. Ersteres hatte 1838 — 17 Fabriken, jetzt nur noch 1, Baden 9, jetzt nur noch 1 — allerdings eine sehr große (Waghäusel), Kurhessen 7, jetzt noch 1. Das Großherzogtum Hessen hatte sehr bald seine sämtlichen 4 Fabriken eingehen sehen (hat jetzt deren 3.) Das Königreich Sachsen hatte eben soviele, seit 1869/70 hatte es längere Zeit keine, jetzt wieder 3 Fabriken. Sehr produktiv war immer und ist heute noch das Herzogtum Anhalt; als drittes in der Reihenfolge wurde es erst 1879/80 von Braunschweig überholt und in der Campagne 1880/81 auch von Hannover. Letzteres datiert seinen Aufschwung in der Zuckerindustrie erst von der Annexion (1866) her. Besonders beachtenswert ist, daß in einigen preußischen Provinzen, in welchen die anfänglich zahlreichen Fabriken, hier früher, dort später, sämtlich eingegangen sind, nun ein neuer Aufschwung stattfindet. Zu diesen gehören die Rheinprovinz, Ost- und Westpreußen und Posen: namentlich in den letztern beiden Provinzen sind neuerdings Fabriken errichtet, welche zu den größten Deutschlands gehören.

Wie somit in örtlicher, geographischer Beziehung Veränderungen eingetreten sind, so finden wir solche auch bezüglich des Standes der Personen und der Gesellschaftsformen, welche die Industrie in die Hand genommen haben. Anfänglich waren es zumeist industrielle Kapitalisten, die sich der Errichtung und dem Betriebe der Fabriken zuwandten und welche die Rüben kauften oder den Rübenbau auf dem für ein Jahr gepachteten Acker betrieben. Bald erkannte der größere Grundbesitz die Bedeutung dieses Gewerbes für die Landwirtschaft, der es in den Preßlingen und den Rübenköpfen ein ausgezeichnetes Futter, in dem Schlamm der Rübenwäsche, der Scheidepfannen und den sonstigen Abfällen einen wirkungsreichen Dungstoff zurückgab. Und so vereinigte sich denn der Grundbesitzer oder Domänenpächter mit dem Industriellen, später haben sich auch die mittleren und kleineren Landwirte zu Fabrik-Genossenschaften (Aktien-Gesellschaften) vereinigt,

wobei sie als Aktionäre einen baren Einschuß leisteten und alljährlich Areal mit Rüben anzubauen oder ein bestimmtes Quantum Rüben zu liefern sich verpflichteten.

Die ersten unter den 45 in der Provinz Hannover in Betrieb befindlichen Rübenzuckerfabriken wurden im Jahre 1857 zu Neumark (Gehrden, durch Aktien auf Inhaber lautend) und Einbeck (durch einen Privatkapitalisten) erbaut; in den sechziger Jahren folgten darnach 4 Fabriken; die erste Hälfte der siebenziger Jahre war besonders reich an Fabrik-Gründungen, es entstanden deren 15; in der zweiten Hälfte der siebenziger Jahre reihten sich diesen 8 weitere Fabriken an. Hiernach gründeten seit 1880 sich noch 16 Fabriken.

Bis zur Einverleibung des vormaligen Königreichs Hannover in Preußen waren hier (im Verlauf von 10 Jahren) 5 Fabriken entstanden. Die vormalige hannoversche Regierung hielt den Rübenbau für die Landwirtschaft nicht förderlich und untersagte ihn auf ihren Domänen. Von den 6 Regierungsbezirken der Provinz sind zur Zeit noch ohne Zuckerfabriken Osnabrück, Stade und Aurich (Ostfriesland), weitaus die meisten Fabriken hat der Regierungsbezirk Hildesheim.

In Schleswig-Holstein wurde (in Norderdithmarschen) im Jahre 1870 die erste Fabrik in Betrieb gesetzt; gegenwärtig sind dort (ausschließlich im Herzogtum Holstein) 4 Fabriken thätig.

In der Campagne 1888/89 waren Fabriken in Betrieb:

Ostpreußen	3	Schleswig-Holstein	4	Württemberg	5
Westpreußen	19	Hannover	45	Baden	1
Brandenburg	14	Westfalen	5	Hessen	3
Pommern	8	Hessen-Nassau	4	Mecklenburg	5
Posen	16	Rheinland	11	Thüringen	6
Schlesien	58	**Preußen**	**314**	Braunschweig	32
Sachsen mit Schwarzburg	127	Bayern	1	Anhalt	30
		Königreich Sachsen	3	**Deutsches Reich**	**400**

Aus der Campagne 1889/90 seien noch einige wissenswerte Zahlen mitgeteilt: Bei einer Zuckererzeugung (Rohzucker) von 12 351 780 Doppelcentnern (aus 98 250 394 Doppelcentnern Rüben, d. h. kaum 8 Centner Rüben zu 1 Centner Rohzucker) wurden eingeführt 39 239 Doppelcentner, dagegen ausgeführt 7 439 830 Doppelcentner.

Der Verbrauch bezifferte sich auf 4 895 020 Doppelcentner, das ist auf den Kopf der Bevölkerung (48½ Millionen Einwohner in Deutschland) 9,90 kg. (1887/88: 9,28; 1886/87: 8,49; 1885/86: 7,43; 1884/85: 10,43 kg.)

Der Besteuerung unterliegt die Rübenzuckerproduktion in Deutschland seit 1841. Die Steuer betrug zuerst pro 100 kg Rüben 10 Pfg.; seit 1844: 30 Pfg.; seit 1850: 60 Pfg.; seit 1853: 1,20 Mk.; seit 1858: 1,50 Mk.: seit 1869: 1,60 Mk.; seit 1886: 1,70 Mk. Eine Rückvergütung der Steuer für exportierten Zucker geschah seit 1861; durch höhere Ausbeute als die vorgesehene gestaltete sich dieselbe bald als Exportprämie. Seit 1888 beträgt die Materialsteuer 80 Pfg. für 100 kg verarbeitete Rüben, neben 12 Mk. für 100 kg in den Konsum übergegangenen Zucker. Vom 1. August 1892 an beträgt (nach dem Reichsgesetz vom 31. Mai 1891) die Zuckersteuer 18 Mk. von je 100 kg Nettogewicht. Zucker, welcher unter Steuerkontrolle ausgeführt wird, ist steuerfrei. Der Eingangszoll für festen und flüssigen Zucker jeder Art beträgt vom 1. August 1892 ab 36 Mk. für je 100 kg. Ausländischer Zucker zur inländischen Verarbeitung trägt nur einen Eingangszoll von 18 Mk. für 100 kg.

Im Falle der Ausfuhr oder Niederlegung (von 500 kg an) wird, falls der Zucker bis zum 31. Oktober 1892 zur Abfertigung gestellt und die Identität vom 1. August 1892 ab bis zur Ausfuhr oder Niederlegung amtlich festgehalten wird — eine Materialsteuervergütung gewährt für je 100 kg:

a) Rohzucker 8,50 Mk.; b) Kandis, Broten ꝛc. 10,65 Mk.; c) Kryſtall-, Krümel- u. a. harten Zucker 10,00 M. — Unter gleicher Voraussetzung ist ver-

brauchsabgabepflichtiger inländischer Rübenzucker, welcher bis zum 31. Oktober 1892 zur Abfertigung in den freien Verkehr gestellt wird, nach dem Satz der bisherigen Verbrauchsabgabe (Konsumsteuer) von 12 Mk. für 100 kg abzufertigen.

Für die Dauer der Übergangsperiode vom 1. August 1892 bis 31. Juli 1897 werden für ausgeführten oder niedergelegten Zucker Zuschüsse aus dem Ertrage der Zuckersteuer für je 100 kg gezahlt:

a) Zucker, welcher während der 3 Jahre 1. August 1892 bis 31. Juli 1895 zur Abfertigung gestellt worden ist: Rohzucker 1,25 Mk., Kandis und Broten 2 Mk., Krystall-, Krümelzucker 1,65 Mk.;

b) Zucker, welcher während der 2 Jahre 1. August 1895 bis 31. Juli 1897 zur Abfertigung gestellt worden ist: Rohzucker 1 Mk., Kandis und Broten 1,75 Mk., Krystall-, Krümelzucker ꝛc. 1,40 Mk.

Der Gesamtertrag aus der Besteuerung des Zuckers betrug:

1884/85: 37 970 895 Mk.	1886/87: 14 732 948 Mk.	1888/89: 40 181 732 Mk.
1885/86: 18 363 515 Mk.	1887/88: 23 125 545 Mk.	1889/90: 63 662 304 Mk.

Im Betriebsjahr 1890/91 wurden im Deutschen Zollgebiet mit Anspruch auf Steuervergütung abgefertigt an Rohzucker und raffiniertem Zucker: a) zur unmittelbaren Ausfuhr 356 475 907 kg; b) zur Aufnahme in Zolllagern 270 782 440 kg; c) aus Zolllagern zurück in den freien Verkehr 95 790 093 kg. —

Gleichlaufend mit den Fortschritten in der Rübenzuckerfabrikation ging die Verbesserung des Rübenbaues. Besonders das letzte Jahrzehnt hat hierin Erstaunliches geleistet. Unzählige, langwierige und kostspielige Versuche der Wissenschaft und diese in Verbindung mit der Praxis haben die Erträge des Rübenbaues, besonders in der Qualität, zu früher ungeahnter Höhe gebracht. Nicht das geringste Verdienst ist hierin unter mehreren dem Professor Märcker in Halle zuzusprechen. Die unter seiner (der landwirtschaftlichen Versuchsstation zu Halle) Leitung und in Verbindung mit zahlreichen hervorragenden Rübenwirten jahrelang fortgesetzten Anbauversuche mit verschiedenen Zuckerrübenspielarten, mit verschiedenen Kunstdüngersorten u. s. w. haben für die Praxis des Rübenbaues überaus wertvolle Ergebnisse geliefert.

Es mag für den Fachmann nicht ohne Belang sein, einen Rückblick zu thun auf diejenige Zeit, in welcher das junge, aus den kümmerlichsten Verhältnissen heraus emporblühende Gewerbe noch nichts von den Grundsätzen wußte, mit welchen die letzten Jahrzehnte in bedeutendem Aufwand an Geist und Arbeitskraft es beschenkten. Zu diesem Vergleich bietet das grundlegende Werk des wiederholt genannten Berliner Professors Franz Karl Achard: „Die europäische Zuckerfabrikation aus Runkelrüben u. s. w., Leipzig, bei J. C. Hinrichs 1809," die beste Gelegenheit. Aus den ersten 5 Abschnitten dieses Werkes führt Dr. Karl Bittmann, Direktor der Zucker-Raffinerie Hildesheim, in seinem Buche: „Zur Entwicklung der deutschen Rübenzuckerindustrie, Hildesheim 1884", achtundvierzig Erfahrungssätze an, welche (nach Dr. Bittmann) erkennen lassen, „daß der Begründer der Rübenzuckerindustrie mit einem ganz staunenswerten Scharfblick in die grundlegenden Wahrheiten des Rübenbaues eingedrungen war; daß fast jeder seiner Sätze durch die Nachkommen nicht allein keine Widerlegung, sondern allseitig glänzende Bestätigung gefunden hat; daß viele, ja die meisten der von den Versuchsanstalten der letzten Jahrzehnte veröffentlichten Ergebnisse keine neuentdeckten Wahrheiten, sondern nur Bestätigungen der Forschungen Achard's sind: daß alle Fortschitte in der Erkenntnis von Rübenbaugrundsätzen sich lediglich auf die Wirkung künstlicher Dünger beziehen und daß alle anderen Einflüsse schon Achard auf's eingehendste erforscht und gewürdigt hatte. In all den 80 Jahren seit Erscheinen des Achard'schen Werkes hat die Rübenzuckerindustrie keinen

Landwirt und keinen Professor erzeugt, der dem ‚Vater der Rübenzuckerindustrie' auch nur an die Hälfte reicht. Alle landwirtschaftlichen Grundwahrheiten verdanken wir ihm!" (J.)

245. Der Mergel.

Die Anwendung des Mergels ist fast so alt, als die Geschichte der Landwirtschaft. Schon die alten Gallier und die Römer kannten denselben. Aber er scheint schon früh das Schicksal gehabt zu haben, immer wieder in Vergessenheit zu kommen, und zwar wohl aus dem einzigen Grunde, weil er kein Universal-Dungmittel ist; und weil man seine Natur und seine Wirkungsweise nicht richtig begriff und zu würdigen verstand, so mußte er leicht in Mißkredit kommen. So ist es in ältester Zeit gewesen und so ist es auch in jüngster Zeit gegangen. Im nördlichen Deutschland scheint der Mergel nun zuerst zur Zeit des siebenjährigen Krieges, und zwar im Hannöverschen wieder in Aufnahme gekommen zu sein. In Thaer's „Annalen der Niedersächsischen Landwirtschaft" von 1802 wird nämlich erzählt, daß bald nach dem siebenjährigen Kriege aus dem Dorfe Witzeze im Wendland (Lüneburg) im Lüneburg'schen ein gewisser Grimmel einen Brief nach Bodenteich getragen, der bei dieser Gelegenheit erfahren, daß die Bauern dort ihren Acker mit einer kalkhaltigen Erdart befahren, wonach sie ausgezeichneten Flachs und schöne Erbsen gebauet. Nun wurde auch in Witzege nach Mergel gesucht und überall in den Heidbergen, wo man einen Dornbusch, eine Distel oder einen Hülsendorn (Ilex aquifolium) fand, traf man auch Mergel in Überfluß. Die Wirkung war auffallend und die Verbreitung des Mergelns geschah sehr rasch. Die Hauswirte standen sich gut dabei, sie nahmen 5 Saaten und hatten 3 Dreeschjahre, hielten wenig Vieh, das sie kümmerlich fütterten, und verkauften Korn und Stroh. Nach einiger Zeit dieser Wirtschaftsführung ließ der Ertrag nach und man konnte auf dem armen Heidboden nichts mehr bauen. Man verwünschte den Mergel und Niemand wollte wieder mergeln, und dabei wurde auch das alte Sprüchwort erfunden: „der Mergel macht reiche Väter, aber arme Söhne!" Nur ein einziger Bauer, der Schulze Bargen in Witzeze, machte eine Ausnahme; er verkaufte kein Stroh, sondern vermehrte seinen Viehstapel und baute den damals in Aufnahme kommenden Klee an. Sein Sohn war 1802 ein wohlhabender Mann, auf den das oben angeführte Sprichwort keine Anwendung finden konnte.

Vom Hannöverschen ist in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts (um das Jahr 1760 herum) die Bekanntschaft des Mergelns von Berthold von der Heyde und Parren Drews († 1800) über die Elbe nach Süderditmarschen (Brunsbüttel und Marne) gekommen und dort unter der Bezeichnung von „Pötten" und „Kuhlen" ausgebildet und weiter verbreitet worden. Zu Anfang dieses Jahrhunderts führten Adam Schneekloth in Barsbeck († 1812) und Claus Wiese in Bentfeldt, beide in der Propstei

(bei Kiel) das Mergeln im östlichen Holstein ein. Von der Propstei aus fand dasselbe zunächst auf den adligen Gütern Anwendung. Jedenfalls wurde auf dem großherzoglichen Fideikommißgute Mönch-Neversdorf 1810 mit dem Mergeln der Anfang gemacht. (Mit dem Mergeln wurde auch die reine Brache allgemeiner.) Die Wirkungen traten hier auch sofort klar zu Tage; während der Durchschnittsertrag bisher ein sehr niedriger gewesen und in einzelnen Jahren oft das 3. und 4. Korn nicht überstiegen hatte, hob sich derselbe in einem 10jährigen Durchschnitt nach der Mergelung gegen einen gleichen Zeitraum vor derselben bei Roggen von einem $4^3/_4$fältigen Ertrag auf einen 12fältigen, in einzelnen Jahren sogar einen $16^3/_8$fältigen. Bei der Gerste hatte man bis dahin einen Durchschnittsertrag von $5^1/_8$ gehabt, nach dem Mergeln ergab sich ein solcher von $10^1/_2$ und in einzelnen Jahren erhielt man sogar $13^1/_4$. Bei Weizen waren die Erfolge des Mergelns nicht so günstig, wir finden vor dem Mergeln einen Durchschnitt von $4^5/_8$, nach demselben nur $8^7/_8$ und als Maximalertrag $11^3/_8$. Es mag diese Erscheinung darin seinen Grund haben, daß der Weizen stets auf den schwersten Koppeln resp. Abteilungen desselben gesäet wurde, und bei der damals noch immer mehr oder weniger mangelhaften Entwässerung der Mergel hier nicht zu einer so energischen Wirkung kommen konnte. Die Gesamterfolge waren aber immerhin ganz enorm und da diese Wirkung der Mergelung auch in demselben Maße auf den Nachbargütern und stellenweise bei günstigeren Bodenverhältnissen in noch höherem Maße hervorgetreten sein wird, so ist es zu verwundern, daß bei den kleineren Landwirten und namentlich bei den freien Amtsbauern dennoch das Mergeln nicht rascher in Aufnahme kam. In mehreren Ämtern hatte man in einzelnen Fällen das Mergeln von Propsteier Arbeitern ausführen lassen, und wahrscheinlich hat man diese mit der Mergelarbeit schon mehr vertrauten Leute, die auch des oft nicht so leichten Auffindens kundiger waren, auf den großen Gütern benutzt, und es mag auch wohl dieses die Gelegenheit dazu gegeben haben, daß man die anstelligen Propsteier später, als dem Mergeln der Rapsbau folgte, in großen Gesellschaften (Männer und Frauen) als Accordarbeiter bei dem Rapssaatschneiden auf den Hoffeldern im östlichen Holstein antrifft. Es ist auch ja eine bekannte Sache, daß die Propsteier als Mergelarbeiter noch bis in die vierziger Jahre nach Schleswig, Jütland und den dänischen Inseln gingen.

Im Jahre 1804 begann in Nordangeln (östliches Schleswig) der Hufner Jacob Iwersen in Schwensby die Bemergelung seiner Ländereien, war auch schriftstellerisch für die Verbreitung desselben (wie auch sonst zur Hebung der Landwirtschaft) thätig. Im Jahre 1813 schreibt derselbe an den Herausgeber der „Schleswig-Holsteinischen Provinzialberichte“ u. a.: „Die Bemergelung ist in Angeln schon länger bekannt, aber bei weitem nicht allgemein. Indessen giebt es selten ein Dorf, vielweniger eine Gemeinde, wo nicht einzelne Versuche damit gemacht wären .... Die Bemergelung der Felder bewirkte einen erstaunlichen Umschwung in der Landwirtschaft, sowie im allgemeinen, so noch mehr hier, wo der Boden aus einem grandigen, grusigen Lehm

besteht, wo der Mergel insonderheit einen schnellen und bewundernswerten Effekt äußerte. Urbare oder urbar gemachte Ländereien wurden nach der Bemergelung auf einen doppelten oder dreifachen Ertrag gebracht; der Kleebau war sicher und mißlang fast nie; die Weide brachte Überfluß, und mußte daher der Viehbestand mehr als auf's Doppelte vermehrt werden. Damit eröffneten sich Quellen des Düngererwerbes, welche zugleich zum Anbau von Handelsprodukten, von Öl-, Raps- und Rübsaaten führten. Durch solche Operationen kam der Landmann auch in hiesiger Gemeinde nach und nach aus seiner bedrängten Lage heraus und gelangte, wenn nicht zum Wohlstande, so doch zu einer Wohlhabenheit, welche ihm die Mittel darbot, seine äußere Lage immer mehr zu verbessern."

Die dankbaren Landwirte Schleswig-Holsteins errichteten ihren beiden Wohlthätern Parren Drews und Adam Schneekloth im Jahre 1824 zu Schleswig ein Denkmal, dessen Frontseite die Inschrift trägt: „Parren Drews in Süderditmarschen und Adam Schneekloth in der Propstei zeigten in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dem Landmann unseres Vaterlandes zuerst den Segen Gottes an dem in seinem Acker vorhandenen Mergel und fordern hier zur dankbaren Erinnerung auf." Auf entgegenstehender Seite: „Errichtet wie Friedrich der Gute Landesvater war im Jahre MDCCCXXIV."

(J.)

246. Geschichts-Tafel.

Der Weizen; vergl. Nr. 222, S. 512. — Der Square-head-Weizen ist zuerst durch das „Markfrökontor" in Kopenhagen (Jacobsen & Jensen) im Herbst 1874, als Saat aus Schottland bezogen, den dänischen und schleswig-holsteinischen Landwirten angeboten worden, letzteren durch Vermittelung der Kieler Samen-Kontrolstation.

Der Spelz, Dinkel; vergl. Nr. 222, S. 512.

Der Roggen; vergl. Nr. 222, S. 512.

Die Gerste; vergl. Nr. 222, S. 512.

Der Hafer; vergl. Nr. 222, S. 513.

Der Buchweizen; vergl. Nr. 225, S. 526.

Der Mais; (vergl. Nr. 224 auf S. 523). Vor reichlich 40 Jahren wurde der amerikanische Pferdezahnmais (virginischer Mais) zuerst in Deutschland, und zwar in der Provinz Sachsen, angebaut. Amtmann Gropp zu Ilsterbies brachte 1847 eine Probe dieser Maisvarietät aus England mit und pflanzte sie Frühjahr 1848 in leichten humosen Sandboden, um die Pflanzen als Grünfutter zu benutzen. Sie wurden 9—12 Fuß hoch und bis zu $5^1/_2$ Pfd. schwer. (Der in dortiger Gegend zu Grünfutter bereits früher gebaute Mais war der badische, der kaum die Hälfte an Masse lieferte.) Gropp ließ größere Portionen des Samens aus England kommen; das Kgl. Landesökonomiekollegium erbat durch ein Ausschreiben vom 25. Mai 1849 Berichte über Maissorten und Maiskulturen; Gropp erstattete am 15. Januar 1850 einen eingehenden Bericht, der in seinen „Gedenkblättern", Hannover 1883, abgedruckt worden ist.

Die Kartoffel; vergl. Nr. 242, S. 559.

Die Topinambur, Helianthus tuberosus, (Erdbirne, Erdapfel), stammen wie die Kartoffel aus Amerika, und sind zu Anfang des 17. Jahrhunderts nach Europa gebracht, zunächst um zur menschlichen Nahrung empfohlen zu werden. Erst unsere Zeit hat dieselbe als Futterpflanze und zwar als Hackfrucht zu Ehren gebracht, wenn die

hiermit angebaute Fläche auch noch sehr geringfügig ist.

Der Raps, Brussica Napus oleïfera (süddeutsch: Reps; in den norddeutschen Marschen: Saat) — ein Zwillingsbruder der Kohlrübe — hat seine Heimat an den holländischen und englischen Küsten. Wahrscheinlich ist er durch die vlämischen Kolonisten mit dem Klee in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nach dem Mittelrhein gekommen. In Mitteldeutschland, in Thüringen und Sachsen, ist er erst viel später, nach 1730, angebaut worden. — Aus Schleswig-Holstein lautet die erste Nachricht über den Rapsbau aus dem Jahre 1623; Detlef Ranzow, Amtmann zu Steinburg, machte in diesem Jahre Versuche mit dem Rapssaatbau und scheint überhaupt auf die Verbesserung der Landwirtschaft sein Augenmerk gerichtet zu haben; so führte er u. a. auch isländische Schafe und friesländische Kühe ein. — Am 12. August 1781 wurde der erste Raps auf einem Ratsfelde der Stadt Leipzig gesäet, wozu Schubert von Kleefeld den Samen aus Flandern besorgt hatte.

Der Rübsen (Abkürzung von Rübsamen), Brassica Rapa oleïfera (der Artgenosse der Wasserrübe), entstammt der in Dänemark, Skandinavien und dem ganzen Norden bis nach Sibirien vorkommenden wilden Rübe, die Linné Brassica campestris benannte. Der Rübsen ist als Kulturpflanze in Deutschland älter als der Raps. Die Bezeichnung „Rüböl" ist dem Rübsen entlehnt.

Die Kohlrübe, Brassica Napus rapifera (Unterkohlrabi, Rutabaga, Wrucke), stammt von der wildwachsenden Art ab; dagegen besteht über die Entstehung der Kulturform keine Gewißheit; zu uns, wie nach Frankreich und England kam sie zuerst von Schweden, zu Anfang des 17. Jahrhunderts.

Die Wasserrübe, Brassica rapa rapifera (Steck-, Stoppel-, Brach-, Herbst-, Mairübe, weiße Rübe, Turnips) ist eine Kulturform des Rübsens, im gemäßigten Europa heimisch und von Alters her in Deutschland angebaut. Von hier haben sie die Engländer etwa um die Mitte des 17. Jahrhunderts erhalten und durch bessere Anbaumethoden und reichere Düngung (Gunst des Klimas!) die neuen Kulturformen der Turnipssorten erzeugt, welche durch Größe und Schwere unsere Brach- und Stoppelrüben weit übertreffen.

Der Kohl, Brassica oleracea, stammt von der in Deutschland heimischen wilden Form ab. Die wildwachsenden Pflanzen werden noch heute auf den Inseln und Meeresgestaden der Nordsee und des mittelländischen Meeres gefunden. Europa ist die Heimat des Kohls. Hier sind auch die verschiedenen Varietäten unter dem Einfluß der Kultur zur Ausbildung gekommen, und zwar besonders seit der Zeit der alten Griechen. Man unterscheidet Blätter-, Wirsing-, Kopfkohl, Kohlrabi und Blumenkohl; alle hundertfältigen Sorten lassen sich ungezwungen in diese Hauptvarietäten einreihen.

Die Futterrunkel wird in Karl's des Großen Verordnung über die Bewirtschaftung seiner Güter als Beta zwar erwähnt, doch nicht unter den Früchten des Feldes, sondern unter den Gartengewächsen, die zur Zier und zur Beschickung des ländlichen Haushaltes dienen. Als Viehfutter ist die Runkelrübe in Deutschland sicherlich nicht vor dem Ausgang des 16. Jahrhunderts, vielleicht erst in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts kultiviert, als die Wunden des 30jährigen Krieges zu heilen begannen. Eine merkliche Ausdehnung aber hat der Anbau erst seit etwa 1830 genommen, nachdem bei sehr niedrigen Getreidepreisen die Aufmerksamkeit sich mehr auf die Viehhaltung lenkte. In 1878 z. B. waren im deutschen Reiche 328000 ha mit Futterrunkeln bebaut; jetzt ist die Fläche viel beträchtlicher.

Die Möhre, Daucus carota, stammt von der wilden Möhre ab. Vilmorin und Hofmann gelang es, in wenigen Generationen die Wurzeln der wildwachsenden Pflanze zu veredeln, während man oft bei Verwilderung der Möhre ein Zurückarten der Wurzel in die Form der wildwachsenden Pflanze beobachtet hat. — In Deutschland ist die Möhre seit den ältesten Zeiten angebaut; Karl der Große empfiehlt deren Anbau seinen Wirtschaftsbeamten.

Die Erbse hat ihre Heimat in den Ländergebieten nahe dem Kaukasus zu suchen; doch muß sie schon in vorgeschichtlicher Zeit ihre Wanderung nach den alten Kulturländern angetreten haben. Bei Homer werden (mit den Bohnen) auch die Erbsen erwähnt. Es kann wohl als feststehend angesehen werden, daß die auch auf dem Felde bei uns angebaute Gartenerbse (Pisum sativum) auf die Felderbse (Pisum arvense) zurückgeführt werden muß, wenn sich hierfür die wildwachsende Form auch nicht hat auffinden lassen. Rückschläge der Pisum sativum auf ungeeignetem Erbsenboden sind nicht selten; unter anfangs gelben und weißen, oder unter grünen Erbsen finden sich oft in kurzer Zeit und nicht geringer

Menge grüne und schwarze, welche sich stärker vermehren als erstere.

Die Ackerbohne, Pferdebohne, Saubohne (Vicia faba) ist eine uralte Kulturpflanze, die wahrscheinlich von Pelasgern und Kelten aus ihrer vorderasiatischen Heimat nach Europa gebracht wurde. Bei Homer und Herodot wird sie erwähnt. In China soll die Ackerbohne nur hundert Jahre vor unserer Zeitrechnung, in Indien sogar erst in neuerer Zeit Eingang gefunden haben. In Ägypten, Griechenland, Italien wurden unsere Bohnen gebaut.

Die Lupine hat man zwar auch schon im Altertum gebaut, doch nicht sehr weit über die Gestade des mittelländischen Meeres hinaus. — Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde die Lupine in Schlesien hier und da bekannt; auch wurde durch Kabinetsordre Friedrichs des Großen vom Jahre 1784 der Anbau derselben empfohlen. Herr von Wulffen auf Pietzpuhl, Provinz Sachsen, († 1852) brachte 1826 die ersten weißen Lupinen aus dem Rhonethal in Frankreich mit. Aber als Schaffutter erregten sie heftige Krankheitszufälle; schadeten auch der Verbereitung der gelben Lupine. Blomeyer erwähnt, daß letztere in den dreißiger Jahren in der Niederlausitz gebaut worden seien. Zuerst gebaut wurde sie vom Schulzen Borchardt in Gr. Ballenstedt, Altmark, im Jahre 1841, der sie aus dem Garten des Herrn Kette in Einwinkel bei Osterburg († 1890), wo er einige Schoten abpflückte, mitbrachte, um die wohlriechende Blume, „Studenten" genannt, in seinem Garten zu verpflanzen. Noch 1851 wollte man vielwärts die Lupinen nicht. Amtmann Gropp baute schon 1853 auf Isterbies, Provinz Sachsen, († 1887) 100 Morgen gelbe Lupinen, welche einen Ertrag von 1 Wispel (24 Scheffel) auf den Morgen ergaben. Seine „praktische Anleitung zum Lupinenbau" erschien 1854 in zweiter Auflage; 1854 kamen schon große Mengen Saatlupinen aus der Altmark in den Handel. Im Jahre 1878 waren bereits mehr als 400000 ha mit Lupinen in Deutschland bestellt, nachdem inzwischen auch die bisher nur in Frankreich gebaute blaue Schwester hinzugekommen war. Kette auf Jessen bei Spremberg im Brandenburgischen war der begeisterte und verdiente Apostel der gelben Lupinen, der als Fahnenträger dieses „Gold des Sandes" zu ihrem Siegeszuge durch die deutschen Lande verhalf.

Der Rotklee ist durch die Kultur aus dem Bullen- oder Wiesenklee herangebildet worden. Sicher ist, daß um die Mitte des 16. Jahrh. sowohl in den Niederlanden als auch in der Lombardei unser Rotklee auf dem Acker angebaut wurde. Im Jahre 1566 schreibt Dodonaeus aus Mecheln, daß die Brabanter Rotklee auf ihren Äckern bauten, der viel freudiger und höher wachse, als die gleiche auf den Wiesen wildwachsende Art. Für Oberitalien erwähnt Augustino Gallo ums Jahr 1550 den Rotkleebau bei Brescia. Doch war derzeit die niederländische der italienischen Landwirtschaft weit voraus. In Deutschland hat diese Kulturpflanze zuerst am Mittelrhein, in der Pfalz, durch wallonische Kolonisten Eingang gefunden, die spanischer Druck im 7. und 8. Jahrzent des 16. Jahrhunderts zur Auswanderung getrieben. Wahrscheinlich sind die Niederlande die Heimat unserer Pflanze. Lange Zeit aber blieb der „Brabanter" oder „spanische" Klee in Deutschland auf die erwähnten Gebiete (Erzstifte Köln und Trier) beschränkt; der dreißigjährige Krieg vernichtet darauf die Anfänge des Futterbaues, im ganzen 17. Jahrh. hört man kaum etwas vom Kleebau. In den 30er Jahren des 18. Jahrh. wird unser Rotklee häufiger in Thüringen erwähnt und in Sachsen, wo ihm beim Beginn des letzten Viertels des Jahrhunderts in Schubart (durch Kaiser Joseph zum „Edlen von Kleefeld" ernannt) der begeisterte Verkünder seiner großen Vorzüge erstand. Schubart hatte den Kleebau auf seinem Gute Würchwitz bei Zeitz im Jahre 1775 eingeführt und im Jahre 1783 den Preis der Berliner Akademie der Wissenschaften für die beste Arbeit über „die verschiedenen Eigenschaften und den vorteilhaften Anbau der Futterkräuter" davongetragen. Seitdem haben die Verhältnisse mehr, als es die Menschen vermögen, die Pflanze gehoben. Die Anfänge des Kleebaues in Schleswig-Holstein datieren aus dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts. Um die Mitte dieses Jahrhunderts ließ in Mecklenburg der Edelmann v. Jagow, der den holsteinischen Ackerbau kennen gelernt hatte, ein Sendschreiben „Vom Grasbau" drucken und hatte damals selbst auf die holsteinische Weise in Mecklenburg angefangen, seine Weiden zu verbessern. — Im Jahre 1790 gab der Leibmedikus Albrecht Thaer in Celle seine erste landwirtschaftliche Schrift heraus: „Unterricht über den Kleebau und die Stallfütterung in Fragen und Antworten für den lüneburgischen Landmann."

Der Lein (Flachs), Linum usitatissimum, wird schon in den ältesten Denkmälern Ägyptischer Kultur, wie in den Schweizer Pfahlbauten gefunden. In Ägypten stand der Anbau des Leines hoch in Ehren, der Boden von Griechenland und Unteritalien war diesem Anbau jedoch nicht günstig; der

regnerische Norden sagt der Pflanze mehr zu, als der sonnige Süden; der Flachs ist erst im Norden geworden, was er ist, ebenso wie die Baumwolle mit ihrer Verpflanzung nach Amerika.

Der Tabak ist zweifellos amerikanischen Ursprungs. Es ist nicht genau bekannt, wer die ersten Tabakpflanzen nach Europa brachte und wann sie zuerst angebaut wurden, doch steht fest, daß im Jahre 1559 der französische Gesandte Jean Nicot in Lissabon von einem flandrischen Kaufmann wahrscheinlich aus Brasilien stammenden Tabakssamen erhielt, den er mit Erfolg anbaute. Der Tabak galt als wunderthätiges Heilkraut, und allgemein war das Verlangen nach dem „Gesandtenkraut". Nicot sandte das Wunderkraut nach Frankreich, und über Frankreich führte (mit den französischen Moden ꝛc.) der richtige Weg zur Ausbreitung der Pflanze in alle Länder Europa's: die vermeintliche Heilwirkung und die schmucke Zierpflanze waren der beste Geleitsbrief. Die Sitte (oder Unsitte) des Rauchens schlich sich erst viel später ein und zwar durch Matrosen und Schiffssoldaten. Im Jahre 1565 erhielt der Botaniker Konrad Geßner in Zürich die ersten Tabakblätter durch den Stadtphysikus in Augsburg zur Untersuchung, probiert das Rauchen, und „paulo post vertiginem sensit." — Der Anbau geschah vielleicht zuerst 1615 durch die Holländer bei Ammersfort; auch bei Straßburg wurde schon 1620 diese Kultur eingeführt; in Baiern 1630, Thüringen 1659, in Hessen und der Pfalz 1697. Regierung und Kirche eiferten gegen das Rauchen, doch ohne Erfolg; legten bald Steuer auf die Einfuhr und nahmen auch den Tabakhandel in Selbstverwaltung.

Die Pflanzenkrankheiten lernte der Landwirt erst gegen Ende der fünfziger Jahre unsers Jahrhunderts kennen. Bisher nur ein Arbeitsfeld der Botaniker, bei denen der Geldbeutel nicht in Frage kam, wenn der Weizen brandig, der Roggen mit Rost oder mit Mutterkorn behaftet war und die Kartoffeln schon auf dem Felde zur Hälfte faul wurden, bemächtigte sich ein Landwirt dieser terra incognita und machte das Mikroskop zum Hausgerät des Landwirts. Es war der Wirtschaftsdirektor Julius Kühn in Schwusen bei Glogau, welcher seit 1863 als Direktor des landwirtschaftlichen Instituts der Universität Halle mit großem Segen fungiert. Die im Jahre 1856 resp. 1859 erschienenen beiden Auflagen seines klassischen Werkes: „Die Krankheiten der Kulturgewächse, ihre Ursachen und ihre Verhütung" machten ein berechtigtes Aufsehen in den beteiligten Kreisen und waren nebst einer weiteren bedeutsamen literarischen Leistung wohl Ursache, daß die Aufmerksamkeit der für die Errichtung einer höheren Lehranstalt in der Provinz Sachsen strebenden Personen auf Kühn gelenkt wurde.

Die Drainage stammt aus England. Im Jahre 1628 erhielt Burrel das erste Patent für Drainierung und Entwässerung versumpfter Niederungen. Im Jahre 1652 erschien in England die 3. Auflage eines Buches, genannt: „The Survey of Husbandry surveyed by Walter Bligh", die erste Schrift, worin etwas über Drains gesagt wird. In seinen Anleitungen, um sumpfige Wiesen trocken zu legen, bemerkt der Verfasser: „Die Draingräben müssen tief genug (bis 6 Fuß) gemacht werden, um das Untergrundwasser abführen zu können; denn es liegt ebensoviel daran, das Wasser, welches im Untergrunde, als dasjenige, welches auf der Oberfläche sich befindet, zu entfernen." — Im Jahre 1797 erhielten Watt & Co. das erste Patent auf eine Drainsmaschine. — Im Jahre 1802 wurde die erste Anlage einer Drainierung nach dem Eklington'schen System mit Hohlziegeln auf den Kontinent zu Hofwyl bei Bern durch Fellenberg ausgeführt.

Auf einer Reise nach England im Jahre 1847 lernte Amtmann Gropp-Isterbies die Drainierung kennen und führte 1848 die erste Anlage zu Isterbies aus; bereits 1849 fertigte die landwirtschaftliche Maschinenfabrik von Dr. Sprengel & Co. zu Regenwalde Drainziegelmaschinen nach Willkomm'schen System (per Stück 90 Thlr.). Das Königl. Landesökonomiekollegium nahm sich der Sache bald an, und mit dem Jahre 1849 war für Preußen und damit zugleich für ganz Deutschland der Drainage die Bahn gebrochen. Das landwirtschaftliche Ministerium zu Berlin forderte am 20. April 1851 Amtmann Gropp zu näheren Vorschlägen auf, und 1851 ließ dieser sein Buch: „Erfahrungen über unterirdische Wasserabzüge mit Thonröhren auf nassen Ländereien" ausgehen; im folgenden Jahre erschien Gropp's „Deutsches Drainbuch". — Alsbald nach Beendigung des schleswig-holsteinischen Krieges (1850/51) begann man dort allgemeiner mit der Drainage. In der Landschaft Angeln wurden 1847 die ersten Drainagen ausgeführt. — Die Drainage fand in Norddeutschland früher Anwendung als in Süddeutschland. Schon 1847 giebt Röder aus Sachsen auf der Versammlung Deutscher Land- und Forstwirte zu Kiel an, daß der Nettomehrertrag seiner drainierten Felder mehr als das Dreifache des früheren

Ertrages ausmache. — Im Jahre 1848 errichtete Asmus Petersen-Wittkiel, Schleswig, eine Ziegelei für die Herstellung von Drainröhren.

Die sog. reine Brache wurde in Schleswig-Holstein um's Jahr 1630 zuerst angewandt. Auf dem Gute Koselau war dieselbe bereits 1634 eingeführt. Auf den derzeitigen General-Kirchenvisitationen klagten mehrere Prediger darüber, daß ihnen die Weidegerechtigkeiten durch Anlegung von Brachschlägen verkümmert und verkürzt würden. — Die Brache existiert, solange Ackerbau getrieben wird; man glaubte, dem Boden für das, was er hergegeben, Ruhe gewähren zu müssen. Schon Ende des 17. Jahrh. wurden einzelne Stimmen laut, welche die Brache verwarfen, doch erst Mitte des 18. Jahrh. brach der wirkliche Streit über die Notwendigkeit oder Entbehrlichkeit derselben aus. Thaer's Verdienst vor allem ist es, die Brache durch Einführung der Fruchtfolge beschränkt zu haben. Neuerdings ist die „reine, volle Brache" sehr eingeschränkt und von der Halb- oder Sommerbrache verdrängt, in Schleswig-Holstein hat sich die „schwarze Brache" noch vielfach erhalten.

Der Wiesenbau. Im Jahre 1790 wurden im Fürstentum Lüneburg die ersten Wiesen mit künstlicher Berieselung (Rückenbau) im Amte Bergen bei Celle angelegt. — Der Hofbesitzer Asmus Petersen zu Wittkiel, Schleswig, († 1882) trat zuerst 1861 mit seinem Wiesenbau-Systeme hervor; Dr. L. Meyn-Ütersen veröffentlichte in diesem Jahre eine Broschüre: „Neue allgemeine und wohlfeile Methode der höchsten Wiesenkultur; erfunden von A. Petersen". Von da ab bis zu Petersen's Tode standen er und der berühmte Wiesenbauer Vincent-Pommern scharf einander gegenüber.

Der Peruguano kam zuerst 1840 durch ein Handelshaus in Lima nach Liverpool, wo alsbald die britische Ackerbaugesellschaft Versuche anstellte, die glänzend ausfielen. Bis Oktober 1841 waren bereits 23 Schiffsladungen mit reichlich 6000 Tons nach Europa versandt. Frühjahr 1842 kam das erste Schiff mit Guano (J. D. Mutzenbecher Söhne, Hamburg) in Hamburg an, der erste Import für Deutschland, an 10000 Centner. — 1864 schlossen Ohlendorff & Co. entsprechende Einfuhrkontrakte ab und lieferten den Abnehmern eine feste Gehaltsgarantie von Stickstoff und Phosphorsäure. 1876 schlossen Schröder, Michaelsen & Co. Kontrakte ab. — In Deutschland wurden die ersten Versuche mit Peruguano von Luc. Andr. Staudinger zu Flottbeck, Holstein, und Stecher im Königreich Sachsen ausgeführt. Um die Verallgemeinerung machten sich vor allem Prof. Adolf Stöckhardt in Tharand und Ökonomierat Geyer verdient.

Das Knochenmehl. Die Knochen wurden zuerst in England (1774) von Hunter als Dungmittel angewandt. Danach bald aus Amerika und Deutschland große Mengen nach England eingeführt. In Deutschland fanden die ersten Versuche 1802 durch Friedrich Kropp in Solingen statt. In Sachsen legte Gühler 1834 die erste Knochenmühle an, wonach dieses Dungmittel sich in Sachsen sehr verbreitete, nicht so allgemein im übrigen Deutschland. In Schlesien bestanden schon vor Gühler einige kleine Knochenmühlen.

Der Chilisalpeter (Natronsalpeter) kam zuerst 1820 von Chili nach England, die Ladung fand, weil zu teuer, keine Anwendung; desgleichen eine Ladung von 1830. Im folgenden Jahre wurde der Preis auf 35 Mk. pro Ctr. ermäßigt und die Nachfrage stieg bald; 1850 war der Preis auf 17 Mk pro Ctr. gefallen. Im Jahre 1876 wurden die großen Salpeterlager in Chili entdeckt, und der Preis fiel erheblich. Die Einfuhr von Chilisalpeter in Deutschland hat von Jahr zu Jahr ganz erheblich zugenommen.

Das Kali. Der Kalireichtum der Staßfurter Abraumsalze wurde Ende der 50er Jahre entdeckt. Die Förderung größerer Mengen Kainit aus den Schächten Leopoldshall begann 1862; in Neu-Staßfurt 1874. In 1884 begann der Abbau des Lagers bei Bienenburg a. Harz; auch ist neuerdings die Gewinnung zu Jessenitz bei Lübtheen, Mecklenburg, in Angriff genommen. Weitere Bohrversuche, z. T. mit Erfolg, finden in jüngster Zeit in den verschiedensten Gegenden Norddeutschlands statt. Die Verwendung des Salzes zu Düngungszwecken hat neuerdings einen großen Umfang genommen, nachdem der Preis sich erheblich verbilligt hat.

Das Phosphatmehl. Seit 1850 waren an mehreren Stellen in Nassau Phosphate gefunden worden, ohne daß man eine große Verbreitung derselben kannte, bis 1864 der Grubenbesitzer Victor Meyer ein mächtiges Lager in der Nähe des Dorfes Staffel bei Limburg an der Lahn entdeckte. Die Nachfrage stieg bis 1870, fiel dann gewaltig, weil große Massen überseeischen Phosphates (Guano) importierten und den Preis erheblich drückten, so daß der Betrieb z. T. ganz eingestellt wurde. Vollständig überholt ist das Lahnphosphat durch das Thomasphosphatmehl, gewonnen aus den Thomasschlacken der Stahlfabriken, zuerst 1883 präpariert und

angewandt von der Ilseder Hütte, Hannover, auf Veranlassung der Königl. Landwirtschafts-Gesellschaft für Hannover; wobei den Herren Kommerzienrat Meyer-Celle, Apotheker Hoyermann-Hoheneggelsen und Prof. Henneberg-Göttingen die größten Verdienste zuerkannt werden müssen.

Der Mergel; vgl. Nr. 245 S. 575.

(J.)

II. Die Witterung; Tages-, Monats- und Jahreszeiten.

247. Das Thermometer in der Landwirtschaft.

Viele Wissenschaften verdanken ihre größten Fortschritte oft einem einfachen Apparate: der Chemie gelangen die bedeutendsten Errungenschaften erst nach Einführung der Wage, welche zugleich den Beruf des praktischen Chemikers begründete; die Auffindung und Erkenntnis der kleinsten, aber höchst gefährlichen Wesen, der Bakterien, der Bacillen, der Pilze ꝛc., war erst durch das Mikroskop möglich; wie einfach ist das Instrument der Trichinensucher und wie wohlthätig erweist sich seine Einführung in der Fleischbeschau!

Auch in der Landwirtschaft vermag ein — leider zu wenig benutztes, verkanntes Instrument vielen Segen zu schaffen, wenn es nur häufigere Anwendung fände: es ist das Thermometer.

Es soll hier nur kurz versucht werden, die Bedeutung dieses Apparates für verschiedene landwirtschaftliche Betriebe klar zu legen; das Thermometer kann in vier Fällen mit großem Vorteil Anwendung finden:

in den Mieten (für Kartoffeln, Runkeln),
in den Stallungen (für Lufttemperatur),
in der Milchwirtschaft (für das Aufrahmen und Buttern),
bei der Viehfütterung (für die Tränke),

Der Einfachheit wegen sind alle Grade nach Réaumur angegeben.

In den Mieten:

Mit dem Ausroden und Einmieten der Kartoffeln und Runkeln hat der Landwirt nicht alles gethan, was er zur Aufbewahrung seiner Wintervorräte zu thun verpflichtet ist; auch selbst dann, wenn er glaubt, seine Knollengewächse recht gut eingebracht zu haben, darf er sie in ihrer weiteren Lebensthätigkeit nicht aus dem Auge lassen, denn Kartoffeln oder Runkeln sind keine toten Wesen, die nun sich selbst überlassen werden können. Es liegen drei Möglichkeiten vor, welche im Verlauf des Winters eintreten und dem Landwirt recht empfindlichen Schaden verursachen können, nämlich: das Auswachsen, das Verfaulen, das Erfrieren.

Bei allen diesen drei Vorgängen findet eine Entwertung der Gewächse statt, sie verlieren an Nährwert. Um diesen Verlust möglichst zu vermeiden, gilt es, die Frucht einer beständigen Temperatur auszusetzen, welche weder der Fäulnis, noch dem Auswachsen, noch dem Erfrieren Vorschub leistet; diese Temperatur ist eine etwas engbegrenzte, und sie durch die Hand richtig abschätzen zu wollen, ist eine Unmöglichkeit. Nach vielfachen Versuchen ist erkannt worden, daß für Kartoffeln 3—6°, für Runkeln 2—4° die beste Temperatur sei, bei welcher die Hackfrüchte am wenigsten an Nährstoffen, Nährwert verlieren; jede höhere Temperatur — mag es Herbst, Winter oder Frühjahr sein, trägt nur zur Verlustvermehrung bei.

Für den Landwirt ist es eine einfache Sache, zu erfahren, unter welcher Temperatur sich seine Mietenfrüchte befinden; bei Anlegung der Mieten ist eine Holz- oder Drainröhre so aufzustellen, daß ihr unteres Ende in der Mitte der Miete, bezw. der aufgeschichteten Hackfrüchte zu stehen kommt; das obere Ende muß etwas über die Erddecke ragen und mit einem Strohwisch leicht zu verschließen sein. Diese Röhre dient zur Aufnahme des Thermometers, welches, nachdem es einige Zeit in der Röhre gestanden, sofort nach dem Ausziehen abzulesen ist; je nach den abgelesenen Graden hat der Landwirt durch Abtragen oder durch Vermehren des Deckmaterials der Mieten die Temperatur in denselben zu verringern oder zu erhöhen. Steigt die Temperatur bis zu 15°, so müssen die Mieten ganz aufgedeckt werden. Im Winter genügt es, monatlich einmal die Temperatur der Mieten zu messen, nach dem Frühjahr zu ist dies alle 14 Tage nötig. Auch in ummauerten Räumen, in Gewölben, welche zur Aufbewahrung des Wintervorrats an Hackfrüchten dienen, sollte ein Thermometer nicht fehlen; hier ist gerade die Temperatur starken Schwankungen unterworfen, sie aber auf 3—6° zu erhalten, ist nicht schwer, wenn mit dem Thermometer kontrolliert und für rechtzeitige Verwahrung, bezw. für Lüften gesorgt wird.

Arbeit und die kaum nennenswerten Kosten werden reichlich durch Erhalten der Güte und des Wertes der Ware aufgewogen, und hat der Landwirt durch solche Kontrollausübung einige Erfahrungen gesammelt, so verringert sich die Arbeit später ganz bedeutend. Ebenso ist das Kontrollverfahren bei dem Einsäuren, Einsüßen grüner Futtermittel zu empfehlen; es würde zu weit führen, diese verschiedenen Prozesse hier zu besprechen, es sei nur erwähnt, daß das Gelingen dieser wichtigen Verfahren des Einsüßens nur von der Einhaltung einer bestimmten Temperatur (oft bis zu 48°) abhängt; auch hier giebt das Thermometer den einzig richtigen Weg an.

In den Stallungen.

Wohlbefinden und Gedeihen der Stalltiere werden zum Teil durch geregelte Lufttemperatur im Stalle bedingt; aus Erfahrung weiß man, daß „kalte Ställe" schaden, das Vieh nimmt ein struppiges Aussehen an, die Milch wird geringer in Qualität und Quantität, denn „Kälte frißt dem Vieh das Fleisch vom Leib"; heiße Ställe aber beschweren das Atmen, strengen

das Tier an, das nun viel schwitzt, viel säuft und sich dadurch Erschlaffung der Verdauungsorgane und der Muskelthätigkeit zuzieht.

Das bloße Taxieren der Stalltemperatur durch Betreten und Begehen des Stallraumes ist höchst unzuverlässig, denn bei strenger Winterkälte erscheint ein Stall mit 5° Wärme genügend warm zu sein; bei starker Hitze im Sommer kommt dem Landwirt die Stallluft fast immer kühl vor. Hier ist und kann auch nur ein Thermometer ausschlaggebend sein: ein Blick darauf genügt, dem Landwirt die nötige Kühlung (bei Nacht) oder die Erwärmung vorzuschreiben. Diese Temperaturregulierung steht mit dem Geldbeutel des Landwirts in engerem Zusammenhang, als sich letzterer denkt; ich führe nur ein Beispiel an: füttert man Vieh in einem Stalle von 7° und läßt den Stall immer kälter werden, also die Wärme sinken, so steigt um jeden verschwindenden Wärmegrad der Bedarf an Nahrung, der zur Erhaltung des Viehs in gleicher Kraft und Produktion notwendig ist, um 5—7 %! Demnach ist kalte Stallung: Futterverschwendung. Wird dagegen der Stall von 7° aufwärts erwärmt bis zu 13°, so sinkt für jeden Grad der Bedarf an Nährstoff um 2—3 %, bis bei 13° die geringste Menge Nahrung nötig ist, um das Vieh in gleicher Kraft und Produktion zu erhalten!

Es hat demnach jeder Landwirt volle Ursache, auf eine beständige Stalltemperatur von ca. 11—13° zu achten; im allgemeinen gilt es für vorteilhaft, für Pferde 10—14°, für Melk- und Mastvieh 13°, für Rinder 10—12°, für Schafe 6—10° Stalltemperatur zu halten.

Bei der Viehfütterung.

Nicht allein die umgebende Stallluft, sondern auch das nasse Futter und das Tränkwasser sollen gleichmäßig temperiert sein, denn allzu warme Fütterung und Tränkung bedingt nach gewisser Zeit Magenerschlaffung, und allzu kaltes Füttern und Tränken Magenerkältung. Wasser und flüssige Nahrung müssen einen dem Tierkörper entsprechenden Wärmegrad besitzen, denn jedes Futter (Wasser) muß im Magen auf die Körpertemperatur des fressenden Tieres gebracht werden, ist aber das Futter oder Wasser kalt, viel kälter als der Tierkörper im innern, so entzieht es dem Vieh eine notwendige Körperwärme, welche nur durch verstärktes Futter, also nur durch Mehrkosten, wieder ersetzt werden kann.

Auch hier gehe der Landwirt prüfend, kontrollierend vor, hierbei sei aber nicht das oft täuschende Gefühl der Hand allein maßgebend, sondern nur einzig das Thermometer. Im heißen Sommer sei die Ernährung mit mehr kühlender und erfrischender, im kalten Winter mehr mit erwärmender Nahrung zu bewirken.

In der Milchwirtschaft.

Hier wird am meisten gesündigt! Es soll hier von der Abkühlung der eben gemolkenen Milch, wodurch diese länger süß gehalten und vor dem Sauerwerden geschützt wird, nicht die Rede sein; dafür ist die Einhaltung einer bestimmten Temperatur bei der Aufrahmung und bei der Verbutterung

um so mehr zu betonen. Zwar ist während der Aufrahmung der Milch eine Temperatur von 7—12°, also ein ziemlich großer Spielraum gestattet, aber in den meisten Fällen findet man weit höhere Temperaturen. Ist es da ein Wunder, wenn bei einer Aufbewahrungstemperatur von 16, 18° und darüber eine verlustbringende und qualitätverderbende Säuerung, ein schlechtes Ausbuttern ꝛc. eintritt? Hat dagegen die Aufrahmung unter 6—8° stattgefunden, so kann die sogen. Butterreife nicht erzielt werden, was ebenfalls ungenügende Ausbeute zur Folge hat.

Jedes Thermometer, welches sachgemäß befragt wird, vermag aber den Landwirt auf die Quelle seines nicht unbedeutenden Verlustes hinweisen.

Noch wichtiger als die Aufrahmtemperatur ist die Butterungstemperatur; höhere Wärmegrade veranlassen wohl schnelleres Buttern, aber die Butter ist weich, von geringem Aroma und läßt sich von der Buttermich schwer trennen, wodurch ihre Haltbarkeit beschränkt wird; zu geringe Temperatur verzögert, kann sogar die Butterausscheidung ganz aufheben.

Eine richtige, eine befriedigende Ausbeute kann nur erzielt werden, wenn die zu verbutternde Milch (oder Rahm) eine passende, geeignete Temperatur besitzt; diese ist für süßen Rahm 9°, für gesäuerten Rahm 12°, für gesäuerte Milch $13^1/_2$° während des Sommers. Im Winter nehme man je 1° mehr, also für süßen Rahm 10°, für gesäuerten Rahm 13°, für gesäuerte Milch $14^1/_2$°. Auch hier lasse sich der Landwirt nicht verleiten, die Temperatur mit der Hand zu messen, er wird sich gar zu oft täuschen, und jede Täuschung hier ist ein Verlust! —

Dies möge genügen, um die Bedeutung des Thermometers für den landwirtschaftlichen Betrieb klar zu machen; jedem Landwirt sei die Anschaffung dieses so billigen und einfach anzuwendenden Instruments empfohlen, überall hänge dieser treue zuverlässige Ratgeber des denkenden Landwirts: in den Kellern, in den Ställen, in der Milchkammer! Wer aber dieses wichtige Hülfsmittel verwirft, wer die reichlich gegebenen Fortschritte der Wissenschaft unbeachtet läßt, wer nicht einmal den Versuch unternimmt, nicht bestrebt ist, sich mit den neueren Errungenschaften vertraut zu machen, der darf sich nicht wundern, wenn andere, die die Wissenschaft in der Praxis verwerten, ihn im landwirtschaftlichen Betrieb und also im Gewinn überflügeln!

(Dr. v. Schwartz-Gotha.)

248. Vörsummer.

Wenn de Drossel eerst fleut,
Un de Bokfink all fleit,
Wenn de Lurken all trillert an'n Heben,
Un wenn Pingsten nich wit,
Wat en Tid! wat en Tid!
Wat en Lust! wat en Freud! wat en Leben!

Op de Koppeln so bunt
Kamt de Blom ut'n Grund,
Bruft dat Korn, scheet de Planten un Paten;
Un in Knicken un Tun
Hüppt de Vageln to du'n,
Hangt de Dornbüsch mit Sneeblom begaten.

Un in't Holt, — wat dat wasst!
Kummt dat Moos, kummt dat Gras,
Kamt de Liljen hellfröhlich darünner;
Schient de Böken so grön,
Wüllt de Oschen all blöhn,
Lopt na Möschen und Maiblom de Kinner.

Wat en Tid, wat en Tid,
Is eerst Pingsten nich wit!
Wat en Leben so wunderbar selig!
Un de Leevde is kamn, —
Un för Sorgen un Gram
Is keen Platz op de Welt mehr so fröhlich!

Ward dat Hart doch so vull,
As wenn't Summer ward'n wull
Ock dar binn', — un de Blom harrn all dreben;
Lat't man blöhn — lat't man blöhn!
Ach, de Welt is so schön!
Is so schön! — un so kort is dat Leben!

(Johann Meyer-Kiel.)

249. Zeit-Tafel.

Dreifach ist der Schritt der Zeit:
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
Pfeilschnell ist das Jetzt entflogen —
Ewig still steht die Vergangenheit.

(Schiller.)

Im raschen Laufe eilt dahin die Zeit,
Unwiederbringlich sind vergang'ne Stunden,
Wir fühlen erst, wenn sie uns längst entschwunden,
Was wir verloren für die Ewigkeit!

(Paul Hennig.)

Nütze jeden Augenblick, denk, die Zeit hat Eile! —
Und es quält dich das Geschick nie mit langer Weile.

(Charlotte von Klipstein.)

Zwischen heut' und morgen liegt eine lange Frist;
Lerne schnell besorgen, weil du noch munter bist.

(Goethe.)

Was kommt im Jahr, kannst nit durchschauen;
Mußt wagen und auf Gott vertrauen!

Ein einzig Jahr macht älter oft, als ein gedehntes Menschenleben.
(Otto Roquette.)

Der Mensch erfährt, er sei auch wer er mag,
Ein letztes Glück — und einen letzten Tag. (Goethe.)

Sei mit jeder Stunde sparsam, denn sie ist ein Stück vom Leben,
Ein Stück Zeit, daß im Gewahrsam dir der Herr der Zeit gegeben.
(Egon Rail.)

Werkthätig rühr' dich Tag für Tag,
Dein bestes Glück sei deine Stärke,
Verlang' nicht gleich an einem Werke
Den Lohn, den es verdienen mag;
Ein unverändert' Weiterstreben,
Das ist der herrlichste Gewinn,
Den kann die Welt dir doch nicht geben,
Du nimmst ihn frei dir selber hin.
(Jul. Hammer.)

„Wo ist die ‚gute alte' Zeit?
Wie ist die Jugend so verdorben!"
Das ist der Väter ew'ge Klage.
Und sind die Väter dann gestorben,
So hör' ich wieder die Söhne fragen:
„Wo ist die ‚gute alte' Zeit?
Wie ist die Jugend so verdorben!"
So ging's und geht's in Ewigkeit.
(F. W. Forcke.)

Wie vom Sturm verweht, so das Leben vergeht;
Wie der Tag nicht weilt, so das Glück enteilt;
Wie der Abend sinkt, so der Tod uns winkt.
(J. W. Gubitz.)

Bei Zeit hab' Rat, denn nach der That kommt er zu spat.

In ewig gleichem Maße fliegen des Lebens Schalen auf und ab —
Die Mutter an der Kinder Wiegen, die Kinder an der Mutter Grab.

Die besten Jahre kommen, wenn die guten fort sind.

O Herz, in Lust und Schmerz so trotzig und verzagt,
Du bist ein Jäger, Herz, und bist zugleich gejagt;
Du jagest nach der Zeit, die flüchtig dir entweicht,
Und fliehst die Ewigkeit, die sicher dich erreicht. (Rückert.)

Aus der Stunde, die du nützest, quillt dein Eigentum, die Ruh';
Du bist nicht, was du besitzest, was du thust, nur das bist du.
(Tiedje.)

Morgen sind Wolken, wo Sonne heut' glühte,
Morgen verblühet, was heute noch blühte;
Weißt du, was künftige Stunde dir beut?
Freue des Lebens dich, freue dich heut! (Hippel.)

Der Schmerz des Kindes reicht nicht in's Knabenalter hinüber, der Schmerz des Knaben nicht in's Jünglingsalter, und des Jüngling's nicht in's männliche, und keiner über das enge Leben hinaus. (Jean Paul.)

Sei fleißig Tag und Nacht und sammle Gut in's Haus;
In vielen Stunden kommt's, und geht in einer aus.
(Rückert.)

Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann,
Die Nacht tritt ein, wo Niemand wirken kann.
(Goethe.)

Die Jugend brauſet, das Leben ſchäumt,
Friſch auf! eh' der Geiſt noch verduftet.

(Schiller.)

Die Menſchen ſagen immer: die Zeiten werden ſchlimmer;
Die Zeiten bleiben immer, die Menſchen werden ſchlimmer.

(J.)

250. Das Jahr iſt jung.

Des Waldes Knoſpen ſprangen;
Die wanderfrohen Herzen ſchwellt
Ein ſehnendes Verlangen.
Hell ſchwingt die Lerche ſich empor,
Vom Anger ſchallt der Kinderchor:
O du fröhliche, hoffende Frühlingszeit,
Die Welt, wie ſo ſchön, und das Herz, wie ſo weit! —
Die rechte Zeit zum Singen!

Schon nicken ſchwer in Sonnenglut
Des Kornes gelbe Schwaden;
Zum Nachen läßt das junge Blut
Sich von der Kühle laden.
Wie fährt es herrlich ſich zu zwei'n!
Die Nachtigal ſtimmt jauchzend ein:
O du fröhliche, ſchwärmende Sommerzeit,
Die Welt, wie ſo ſchön, und das Herz, wie ſo weit! —
Die rechte Zeit zum Singen!

Nun ward die Flur des Segens bar,
Doch ſchwellend glüht die Traube;
Beim Weine ſitzt des Hauſes Schar
In falber Rebenlaube.
Behagen quillt aus Herzensgrund,
Behagen lacht von Aug' und Mund:
O du frohe, genießende Herbſteszeit,
Die Welt, wie ſo ſchön, und das Herz, wie ſo weit! —
Die rechte Zeit zum Singen!

Das Jahr iſt alt, in Schnee und Eis
Liegt alle Luſt gefangen —
Nur aus der Ferne klingen leiſ'
Die Freuden, die vergangen.
„Großmütterlein, ein Lied, ein Lied!"
Im Kreiſe die Enkel ſingen's mit:
O du dämmernde, ſinnende Winterszeit,
Die Welt, wie ſo ſtill, und die Jugend ſo weit —
Und doch eine Zeit zum Singen!

(Wilhelm Brandes-Braunſchweig.)

251. Die Bauernregeln und ihre Bedeutung.

Schon früh kam der Mensch zu der Erkenntnis, daß alle Witterungserscheinungen ihre Hauptursache in der wärmenden Kraft der Sonnenstrahlen haben, und bevor noch die Barometer, Thermometer, Hygrometer und wie diese Meter alle heißen mögen, erfunden wurden, bildete sich der Landbewohner durch Beobachtung und vieljährige Erfahrung gewisse Regeln, nach denen er die werdende Witterung vorhersagte. Nichts ist ja dem Landwirte erwünschter, als die Beschaffenheit des bevorstehenden Wetters im Voraus zu wissen, um seine Geschäfte und Arbeiten darnach ordnen und regeln zu können. Wo seine Erfahrung nicht ausreicht, da zieht er seinen Kalender, wohl auch das Barometer (Wetterglas), oder beide zugleich zu Rate. Aber leider sind beide keine zuverlässigen Wetterpropheten!

Das Barometer ist in Hinsicht auf Wettervoraussagung oftmals ebenso unsicher als der Kalender. So können besonders die Sommer der Jahre 1888, 1890 und 1891 vom Barometer sagen:

Ist das Barometer nieder, wacker strömt der Regen nieder.
Ist das Barometer mittel, näßt es dennoch jeden Kittel.
Ist das Barometer hoch, regnen thut es immer noch.

Unser Landmann nimmt seine Bauernregeln zu Hilfe, welche in allen unseren Kalendern sind und von denen hunderte im Munde des Volkes leben.

Zunächst begegnet uns hier der viel erwähnte und hochgepriesene sog. „hundertjährige Kalender" mit seinen Wetterprophezeiungen, auf die man sich so wenig als auf die jedes anderen Kalender's verlassen kann, wenn man nicht das unzählige Abergläubische und Unsinnige von dem Brauchbaren sondert. Bei dem Eintritt lang andauernder Nässe, Kälte u. s. w. hört man trotzdem nicht selten auch im gebildeten Publikum den hundertjährigen Kalender mit seinen Witterungsbestimmungen anpreisen, und vorzüglich die sehr alten Ausgaben dieser Kalender als untrüglich loben. Um auch einmal dieser Anschauung entgegenzutreten, möge hier nur kurz gezeigt werden, auf welche grundfalsche Annahme der hundertjährige Kalender gebaut ist. Ältere Naturforscher und Astronomen nehmen an, daß die Witterung im ganzen genommen etwas Periodisches habe, d. h., nach dem Ablauf einer gewissen Reihe von Jahren sich genau wiederhole, und zwar nahm früher der hundertjährige Kalender eine Periodizität von sieben Jahren an, die durch die damals bekannten sieben Planeten repräsentiert wurden. Die Sonne und der Mond wurden in diesem Kalender als Planeten aufgeführt. Mit der Entdeckung weiterer Planeten stieg die Periodizität des hundertjährigen Kalenders auf elf, und behauptete er konsequent die Periodizität der wiederkehrenden gleichen Witterung von elf zu elf Jahren. Natürlich kann ein Eintreffen der Wetteranzeigen des hundertjährigen Kalenders bei solcher Sachlage nur auf einem Zufall beruhen. —

Was ist nun aber von den „Bauernregeln", von denen wir vor Allem sprechen wollen, zu halten? Als Resultat der Beobachtungen und

Erfahrungen früherer Generationen muß man sie prüfen und ihren wahren ursprünglichen Sinn verstehen, dann wird man finden, daß viele von ihnen gar nicht zu verachten sind und nichts Abergläubisches und Unsinniges enthalten.

Versuchen wir also die kritische Beurteilung einiger der bekanntesten.

Sonnenjahr — Wonnenjahr,
Kotjahr — Notjahr.

Aus diesen vier Wörtern entnehmen wir, daß die vieljährige Beobachtung dafür spricht, daß ein heißer Sommer, ein trockenes Jahr niemals die Agrikultur mit so nachteiligen Folgen begleitet, als ein Sommer mit vorherrschenden Südwest- oder Westwinden und in deren Folge mit beständigem Regen. Die Südwestwinde bringen für Europa, wenn sie sich dauernd behaupten, Regen und Kühle, Mißwachs und Teuerung. Um hierfür ein Beispiel anzuführen, erinnern wir an die beiden Jahre 1816 und 1817, z. T. auch *1891*, in denen während des Sommers unablässige Regenschauer während der beiden erstgenannten Jahre eine Mißernte herbeiführten, wogegen die Jahre 1811, 1819, 1822, 1834, 1857 und 1858 durch heiße Sommer und Reichtum der Früchte sich auszeichneten.

Allein auf Sandboden und hochliegende Felder dürfte obige Regel nicht ganz genau zutreffen, da Sandboden zum Gedeihen der Saaten Feuchtigkeit verlangt, Hochebenen in sehr heißen Sommern Wassermangel haben. Und da in nassen Jahren das Getreide auf leichtem Boden am besten wächst und gedeiht, hat also der Spruch:

Gerät das Getreide auf'm Sande,
So wird Teuerung im Lande,

wiederum Recht. —

Für den Monat Januar sagt ein alter Spruch:

Fabian Sebastian
Läßt den Saft in die Bäume gahn.

Schon der alte Steinbeck, welcher zu Anfang dieses Jahrhunderts lebte, sagt in seinem Werke: „Der Kalendermann", daß um diese Zeit, 20. Januar, die Natur sich allmählich wieder belebe; im Pflanzenreich wird die Bewegung wieder merklich, die Sonne steigt höher, der Tag wird länger und der Hochwinter ist vorüber. Bemerkt muß aber hier noch werden, daß die Zeitbestimmungen der Bauernregeln sich nach dem alten julianischen Kalender richten, der hinter dem jetzt allgemein eingeführten gregorianischen (Reichs-) Kalender um zwölf Tage zurück ist. Man rechne also vom genannten Kalendertag zwölf Tage weiter, so daß also z. B. „Fabian Sebastian" nach der Bauernregel auf den 1. Februar fällt.

Wenn es im Januar ungewöhnlich gelind oder mild ist und die Flüsse und Seen kleiner werden, wollen alte Winzer und Weinleute bemerkt haben, daß gewöhnlich ein gutes Weinjahr darauf folgt, daher der alte Spruch entstanden ist:

Wenig Wasser, viel Wein,
Viel Wasser, wenig Wein.

Vom Februar sagt ein alter Spruch:

Lichtmessen dunkel,
Macht den Bauer zum Junker.

Nicht von dem einen Tage, 2. Februar, allein gilt die Regel, daß heller Sonnenschein im Februar schädlich ist, sondern überhaupt vom Monate. Es soll damit gesagt werden, daß ein bedeckter Februar die Fruchtbarkeit des Landes befördere, und das hat seinen Grund darin, weil die Februarsonne die Vegetation zu frühzeitig anregen würde und durch nachfolgenden Frost hierdurch leicht Schaden für dieselbe entsteht. Gewöhnlich pflegt es im Februar noch starke Kälte zu geben, wiewohl sie gegen Ende desselben allgemach nachläßt, daher der Spruch:

Auf Mariä Lichtmeß
Haben wir den Winter gewiß.

Stellt sich aber um diese Zeit eine unzeitige Wärme ein, so pflegt gewöhnlich noch eine rauhe Kälte zu folgen. Ist der Februar also warm, so hat man das Futter wohl zu Rate zu halten, denn es bleibt hernach gewöhnlich um Ostern lange kalt, und daher sind auch die folgenden Regeln entstanden:

Wie lange die Lerche vor dem Lichtmeßtag singt,
So lange soll sie hernach schweigen.

Wenn es auf den Lichtmeßtag hell und schön ist, so bleibe der Dachs im Loche, denn er spüre, daß noch Winterkälte vorhanden sei; wenn aber an solchem Tage das Wetter ungestüm und mit Regen und Schnee vermischt ist, so krieche er hervor und fürchte keinen Winter mehr.

Besonders die Schäfer pflegen den Lichtmeßtag fleißig zu beobachten und rechnen auf einen starken Nachwinter, wenn derselbe, namentlich am Vormittag, hell und freundlich ist; daher bei ihnen auch der Spruch entstanden ist, daß sie an diesem Tage viel lieber den Wolf im Schafstalle, als des Vormittags die Sonne darin sehen.

So auch der Spruch:

Mattheis bricht das Eis,
Findet er keines,
So macht er eines.

Im Monat März bleibt in der Regel der Schnee nicht mehr lange über dem Boden liegen und schadet durch überflüssige Nässe. Man liebt im März Trockenheit des Bodens, um ihn zu pflügen und zu graben, um den Samen wohl in den Acker zu bringen und ländliche Arbeiten überhaupt im Freien verrichten zu können. Ist die Saat gut bestellt, so ist nach einem trockenen März ein fruchtbareres Jahr als in einem überwiegend feuchten zu vermuten. In Bezug hierauf sagen die Bauern wohl: Der Märzenstaub

sei dem Golde gleich zu achten. Auch sieht man hieraus, daß in den beiden Sprüchen:

Feuchter, fauler März
Ist der Bauern Schmerz,

und:

Märzenschnee
Thut den Feldern weh,

viel Wahres liegt. —

Trockene Fasten
Verkünden ein fruchtbares Jahr,

heißt es weiter. Ostern mag fallen, wie es will, ein Teil der Fasten fällt immer in den März, und die alte Regel der trockenen Fasten ist mit den vorausgesendeten beiden Sprüchen gleichbedeutend. Wenn es im März donnert, so heißt es:

Früher Donner, später Hunger,

und: „Ein grüner März bringt selten etwas gutes". So auch: „Wenn der März naß und regnerisch ist, folgt gleichfalls selten ein gutes Jahr darauf." — „Das Wasser, welches nach Mariä Verkündigung (25. März) auf der Saat steht, ist schädlich." Mit den beiden Sprüchen: „Der März ist der Lämmer Scherz, aber der April treibet sie wieder in die Ställe", und: „Der März hält den Pflug bei dem Sterz, darnach kommt der April, der hält ihn wieder still", wollten die Alten sagen: wenn der März so lieblich und warm ist, daß die Lämmer darin scherzen und der Bauer ackert, so pflegt darauf im April wieder eine unfreundliche Abwechselung des Wetters zu folgen.

Der dürre April
Ist nicht des Bauern Will',
Sondern des Apriles Regen,
Ist ihnen gelegen.

Für das Keimen und Fortkommen der Saaten, der Pflanzen und Bäume soll eben die Trockenheit des März nicht bis in den April hinein dauern. Der April soll feucht sein, daher sich des Landmannes Wunsch in nachstehendem Verse weiter ausspricht:

Trockener März, nasser April, kühler Mai,
Füllt Scheunen, Keller, bringt viel Heu.

Es ist auch ein alter Spruch: „Der April soll dem Mai halb Laub und Gras geben", und:

Es ist kein April nie so gut,
Er schneit dem Hirten doch noch auf den Hut.

Erfolgen in diesem Monat warme Regen, so erwartet man bestimmt eine gute Ernte und einen reichen Herbst. Wenn sich ein Rabe um Georgi (23. April) im Rohre verbergen kann, so folgt ein gutes Getreidejahr, und wenn die Grasmücke singt, bevor der Weinstock sprosset, so erhofft man auch ein gutes Jahr.

Der Mai soll etwas kühl beschaffen sein, mit einer mittelmäßigen Nässe und Trockenheit, nach Anleitung der alten Sprüche:

Der Maien kühl, Brachmonat naß,
Füllen uns Scheunen und das Faß;

und:

Den Maien voll Wind
Begehret das Bauerngesind.

Es ist für die Fruchtbarkeit äußerst günstig, einen kühlen, von Nachtfrösten freien Mai zu haben, einesteils, damit sich die junge Saat nicht überwächst, weil der Körnerreichtum sehr darunter leidet, andernteils, damit bei allzugroßer Sommerwärme der Boden nicht zu sehr austrocknet. In Bezug hierauf sagt eine alte Bauernregel mit vollem Rechte:

„Nasse Pfingsten bringen fette Weihnachten."

Was soeben vom Mai gesagt, läßt sich auch vom Juni sagen, den sich der Landwirt lieber regnerisch als trocken wünscht, weil allzu vorherrschende Wärme die Früchte zu schnell der Reife zuführt, bevor Samen, Körner und Früchte die gewünschte Größe, Fülle und Ausbildung erlangt haben.

Neben der Feuchtigkeit durch Regen kommt der Nord- und Nordostwind im Juni erwünschter als steter Südwest- oder Westwind, weil letztere Winde gar zu viel Regen ins Land führen, daher auch:

Nordwind im Brachmond
Weht Korn und Wein ins Land.

Auf Medardus (8. Juni) hält man sich gegen Weinschaden durch Frost völlig gesichert, daher der alte Reim:

Medard bringt keinen Frost mehr her,
Der dem Weinstock gefährlich wär'.

Die wärmsten Monate sind in der Regel der Juli und August, von ihnen hängt die frühe oder späte Reife des Obstes und des Weines ab. Im September läßt die Wärme durch die Kürze der Tage bedeutend nach, und es würde selbst dieser Monat, wenn er zu den sehr schönen zählte, die Früchte nur dann zur Reife bringen, wenn der August das Seinige dafür gethan hat, daher auch gesagt wird:

Was der August nicht kocht,
Läßt der September ungebraten.

Im Oktober beginnt die Weinlese, man liebt daher einen kühlen Oktober mit sonnigen Tagen und schließt von einem hellen Herbst auf einen windigen Winter. Wir lassen die Richtigkeit dahingestellt, weil wir keinen eigentlichen Grund einsehen, warum ein windiger Winter einem hellen Herbste folgen soll. Mehr scheint uns die Beobachtung begründet, daß ein kalter Oktober für's nächste Jahr wenig Raupen und anderes Ungeziefer übrig läßt.

Folgt gegen Ende Oktober einige Zeit Regen, so soll dieser ein fruchtbares Jahr verkünden, weil die Wintersaat nicht allein reichlich keimt, sondern

auch gut wurzelt, und deshalb, wenn andere Schädlichkeiten abgehalten werden, eine gute Überwinterung des jungen Getreides in Aussicht steht.

Um Allerheiligen kommt ein gewisser Sommer.

In den November fallen gewöhnlich noch einige warme Tage; das geschieht bald früher, bald später, also nicht genau zu einer gewissen und bestimmten Zeit des Monats. Diese Bauernregel dürfte auf die uralte Beobachtung der fortwirkenden Erdwärme beruhen, denn je heißer der Sommer gewesen ist, desto langandauernder ist die strahlende Wärme der Erde.

Nasse Jäger, trockene Fischer.

Jagd und Fischen der Weiher fallen in den Spätherbst. Je mehr es regnet, desto unzufriedener ist der Waidmann, um so mehr aber freuen sich die Fischer.

Grüne Weihnachten, weiße Ostern,

oder:

Wenn's nicht vorwintert,
So nachwintert's gerne.

Es ist eine allseitig gemachte Beobachtung, daß der Frost nachkommt, der nicht zur gewöhnlichen Zeit einfällt. Treten südliche Winde mit Regen auf, wenn die Tage kürzer werden, so empfinden wir das unheimliche Gefühl der winterlich nassen Jahreszeit, an deren Stelle wir uns Frost und heitere Tage wünschen, und sobald diese Südwinde gegen das kommende Frühjahr zu in Nordwinde überspringen, was in der Regel der Fall ist, kommen rauhe und frostige Tage, wodurch sich auch die Annahme rechtfertigt, daß grüne Weihnachten weiße Ostern nach sich ziehen. Indessen hat man auch Winter erlebt, in denen das Gegenteil sich zutrug, wie denn überhaupt es keine Regel ohne Ausnahmen giebt. —

Auch auf die Vornahme der ländlichen Beschäftigung nehmen diese Bauernregeln gebührende Rücksicht, und wir finden in einem julianischen Kalender noch einen solchen Spruch, der je nach der Ortslage mit dem neuen Kalender im Gleichklange bleibt, da es ja nicht auf den einzelnen Tag, sondern auf die Jahreszeit anzukommen hat, in welche der Tag der Heiligen fällt.

Säe Korn Egidi — Mitte September.
Hafer, Gerste Benedikti — Anfangs April.
Säe Flachs Urbani — Anfangs Juni.
Wicken, Rüben Kiliani — Mitte Juni.
Säe Hanf Urbani — Anfangs Juni.
Viti Kraut — Ende Juni.
Erbsen Gregori — Ende Mai.
Linsen Philippi-Jakobi — Mitte Mai.
Grab' Rüben Vincula Petri — Mitte August.
Schneid' Kraut Simonis Judä — Anfangs November.
Trag' Sperber Sixti — Mitte August.
Fahe Wachteln Bartholomäi — Anfangs September.
Bleib' Stuben Kalixti — Ende Oktober.
Heiz warm Natale Domini — Ende Dezember und Anfang Januar.

Iß Lammesbraten Okuli — Mitte März.
Heb an Martini — Mitte November.
Trink' Wein per circulum anni — d. h. das ganze Jahr hindurch.

Doch es mag genug sein. Der freundliche Leser wird aus diesen kurzen Andeutungen zur Genüge ersehen, daß die Bauernregeln etwas für sich haben, daß die meisten auf eine langjährige Erfahrung gebaut sind und einen innigen Zusammenhang mit der Witterung erkennen lassen, daher auch nichts Abergläubisches und auch nichts Unsinniges enthalten; und daß man daher wohl thut, wenn man sie in Ehren hält! (Heinrich Theen-Söbye.)

---

252. Sommerlied.

Geh' aus mein Herz und suche Freud'
In dieser lieben Sommerzeit
An deines Gottes Gaben.
Schau' an der schönen Gärten Zier,
Und siehe, wie sie dir und mir
Sich ausgeschmücket haben.

Die Bäume stehen voller Laub,
Das Erdreich decket seinen Staub
Mit einem grünen Kleide.
Narzissen und die Tulipan,
Die ziehen sich viel schöner an,
Als Salomonis Seide.

Die Lerche schwingt sich in die Luft,
Das Täublein fleucht aus seiner Kluft
Und macht sich in die Wälder.
Die hochbegabte Nachtigal
Ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Thal und Felder.

Die Glucke führt ihr Vöglein aus,
Der Storch baut und bewohnt sein Haus,
Das Schwälblein ätzt die Jungen.
Der schnelle Hirsch, das leichte Reh
Ist froh, und kommt aus seiner Höh'
In's tiefe Gras gesprungen.

Die Bächlein rauschen in den Sand
Und malen sich an ihrem Rand
Mit schattenreichen Myrten;
Die Wiesen liegen hart dabei
Und klingen von dem Lustgeschrei
Der Schaf und ihrer Hirten.

Die unverdroßne Bienenschar
Fleucht hin und her, sucht hier und da
Ihr' edle Honigspeise;
Des süßen Weinstocks starker Saft
Bringt täglich neue Stärk' und Kraft
In seinem schwachen Reise.

Der Weizen wächset mit Gewalt;
Darüber freut sich jung und alt,
Und rühmt die große Güte
Deß, der so überflüssig labt
Und mit so manchem Gut begabt
Das menschliche Gemüte.

Ich selber kann und mag nicht ruhn;
Des großen Gottes großes Thun
Erweckt mir alle Sinnen.
Ich singe mit, weil alles singt,
Und lasse, was dem Höchsten klingt,
Aus meinem Herzen rinnen.

Ach, denk' ich, bist du hier so schön,
Und läßt du's uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erden:
Was will doch wohl nach dieser Welt
Dort in dem reichen Himmelszelt
Und güldnen Schlosse werden?

O wär ich da, o ständ ich schon,
Du lieber Gott, vor deinem Thron,
Und trüge meine Palmen:
So wollt' ich, nach der Engel Weis',
Erhöhen deines Namens Preis
Mit tausend schönen Psalmen!

(Paul Gerhardt, † 1676.)

253. Monats-Tafel.

Januar, Wintermonat: 1. Neujahrstag — 6. Heilige drei Könige (Epiphanias) — 20. Fabian und Sebastian — 25. Pauli Bekehrung — 27. Kaiser Wilhelms II. Geburtstag.

Januar naß, macht leer das Faß; Januar warm, daß Gott erbarm. — Wächst das Gras im Januar, wächst es schlecht durchs ganze Jahr. — Giebts im Jänner Schnee und Eis, ist's selten auf der Straße heiß. — St. Paul klar, bringt gutes Jahr. — Fabian und Sebastian lassen den Saft in die Bäume gahn. — Gut gefuttert, viel gebuttert. — Soll das Korn dem Bauer sacken, muß der Frost im Jänner knacken. — Im Januar viel Regen ist dem Lande kein Segen

Februar, Hornung: 2. Mariä Reinigung (Lichtmeß) — 14. Valentinus (Weltenstag) — 22. Petri Stuhlfeier (Petritag) — 24. Matthias Apostel (Matthias).

Die weiße Gans im Februar brütet Segen für's ganze Jahr. — Kompost ein guter Bauer macht, weil er auf alles stets hat acht. — Ein Kalb, das am Weltenstage geworfen ist, dient nicht zur Zucht. — Am St. Peterstage soll man den Hühnern Nester machen, so legen sie viele Eier. — Lichtmeß im Klee, Ostern im Schnee. — Wenn's Lichtmeß stürmt und schneit, ist der Frühling nicht mehr weit. — Lichtmeß hell und klar, giebt ein gutes Roggenjahr. — Nordwind' im Februar bringen ein fruchtbar Jahr. — Mattheis (24.) bricht das Eis. — Petri Stuhlfeier kalt wird 40 Tage alt — Singt die Lerche gar zu hell, geht's dem Landmann an das Fell.

März, Lenzmonat: 12. Gregorius — 17. Gertrud — 20. (21.) Frühlings-Anfang, Tag- und Nachtgleiche — 25. Mariä Verkündigung.

Gewitter im Monat Märzen gehen dem Bauer zu Herzen. — Willst du vom Pfluge werden reich, so faß ihn selber an und weich' vom Acker nimmer spät und früh; er lohnt dir reichlich deine Müh'. — März trocken, April naß, füllt den Sack und das Faß. — Auf Märzenregen kein Sommersegen. — Zu frühe säen ist nicht gut, zu spät säen thut gar nicht gut. — So oft Frost im März es sei, so oft wird es auch noch im Mai. — Märzschnee thut der Saat weh. — Leicht frieren mag' im März die Nacht, doch Märzenschnee hat der Böse gemacht. — Ist's im März zu feucht, wird's Brot im Sommer leicht. — Säest du im März zu früh, ist's oft vergeb'ne Müh'.

April, Ostermonat: 1. Fürst Bismarcks Geburtstag — 23 Georg — 25. Markus der Evangelist.

Je früher im April der Schlehdorn blüht, desto eher vor Jakobi die Ernte glüht. — Bauen im April die Schwalben, giebt's viel Futter, Korn und Kalben. — Ein nasser April verspricht der Früchte viel. — Wenn die Kirschblüte gut verläuft, so darf man auf ein gutes Jahr hoffen. — Trockner April ist nicht des Bauern Will'. — Wenn der April Spektakel macht, giebt's Heu und Korn in großer Pracht. — Charfreitag- und Osterregen thut trocknen Sommer geben. — Ist der April recht schön und rein, wird der Mai um so milder sein. — 's ist kein April so gut, es schneit dem Schäfer auf den Hut. — Palmsonntag hell und klar, deutet auf ein reiches Jahr. — Grasmücken, die fleißig singen, wollen uns den Frühling bringen. — Der April kann rasen, nur der Mai halt' maßen. — Der Eggenstaub und Winterfrost macht die Bauern wohlgetrost. — Nach dem Krachen, nach dem Knallen, nach dem Wetter, nach dem Wallen folgt der helle Sonnenschein. Man muß durch das Wetter bringen; will es heute nicht gelingen, muß es dennoch morgen sein. (Münze von anno 1685.) — Ist es im April sehr trocken, geht der Sommer nicht auf Socken. — Maikäfer, die im April schwirren, müssen im Mai erfrieren. —

Mai, Wonnemonat: 1. Philippus und Jakobus — 3. Kreuzes Erfindung — 11. Mammertus — 12. Pankratius — 13. Servatius (die 3 gestrengen Herren) — 25. Urbanus.

Pankraz (12.) und Urban (25.) ohne Regen, versprechen guten Weinsegen. — Gewitter im Mai, ein gutes Jahr. — Kühler Mai, gut Geschrei. — Das Wetter auf St. Urban zeigt das Wetter im Herbste an. — Im wunderschönen Monat Mai, wenn alle Knospen springen, da sei es warm vor allen Dingen, sonst ist es mit der Luft vorbei. — Giebt's der Eichenblüten viel, füllt sich auch des Kornes Stiel. — Danket St. Urban dem Herrn, er bringt dem Getreide den Kern. — Im Mai ein warmer Regen, bedeutet Früchtesegen! — An St. Philippis Tag die Linsen zum Felde trag! — Weht tauend der Wind aus Süden, ist Regen uns bald beschieden. —

Wenn die Kröten fleißig laufen, wollen sie bald Regen saufen; wenn die Wachteln fleißig schlagen, läuten sie von Regentagen. — Donnert's in's junge Laub hinein, wird das Brot bald billiger sein.

Juni, Brachmonat: 8. Medardus — 11. Barnabas — 15. Vitus — 21. Sommers-Anfang, längster Tag — 24. Johannes d. Täuf., Fronleichnam — 27. Siebenschläfer (deren Ende am 15. August) — 29. Peter und Paul Apostel.

Vor Johanni — hörst de — lobe keine Gerste. — Giebt's im Juni Donnerwetter, wird auch das Getreide fetter. — Weinstock, der im Vollmond blüht, einst in vollen Beeren glüht. — Medardus schreibt sechs Wochen lang dem Wetter, sagt man, vor den Gang. — Wenn viel Raupen sein, giebt's viel Korn und Wein. — Wenn im Juni Nordwind weht, kommt Gewitter oft nicht spät. — O heiliger Veit, o regne nicht, daß es uns nicht an Gerste gebricht. — Wind aus Norden im Junius ist des Segens Weihekuß. — Auf den Juni kommt es an, ob die Ernte soll bestahn. — Regen am Johannistag, nasse Ernt' man g'warten mag. — Regnet's am Veitstag (15.), so regnet's 31 Tage. — Pflanze Kohl Biti. — Veit bringt die Fliegen mit. — Regnet es Johanni (24.) auch nur leise, so regnet es Mäuse. — Petri und Paul (29.) klar, ein gutes Jahr. — Nicht zu naß und nicht zu kühl, nicht zu trocken und nicht zu schwül, warm und naß und kühl und trocken, dann giebt der Brachmond in die Milch zu brocken. — Regenbogen am Morgen machen dem Schäfer Sorgen; aber am Abend ist er ihm labend. — Wenn die Mondhörner zwischen Neumond und erstem Viertel klar, spitz und deutlich erscheinen, deutet's auf gut Wetter; erscheinen sie trübe und stumpf, hat man veränderlich Wetter zu erwarten.

Juli, Heumonat: 2. Mariä Heimsuchung — 10. Sieben Brüder — 13. Margaretha — 15. Apostel Teilung — 22. Maria Magdalena — 23. Hundstage Anfang (bis 23. August) — 25. Jakobus (Jakobstag) — 26. Anna.

Regnets an Maria Magdalenatag, folgt stets mehr Regen nach. — Ist es hell am Jakobitag, viel Früchte man sich versprechen mag. — Was Juli und August im Kochen nicht thaten, das läßt der September auch ungebraten — Gewitter in der Vollmondszeit verkünden Regen lang und breit. — Im Juli muß vor Hitze braten, was im September soll geraten. — Mariä Heimsuchung mit Regen thut vierzig Tage sich nicht legen. — Fällt vor Jakobus die Blüte vom Kraut, wird keine gute Kartoffel erbaut. — Weht's bei Neumond her vom Pol, bringt es kühlen Regen wohl. — Die Spinne, die ihr Netz zerstört, hat Sturm und Regen von fern gehört. — Heiße Hundstage — Menschenplage, doch über Feldfrüchte keine Klage. — Wenn's Jakobi regnet, ist der Most nicht sehr gesegnet. — Hundstage hell und klar deuten auf ein gutes Jahr. — Margaretentag Regen, bringt keinen Segen. — Die Sonne im Juli hat noch keinen Bauer aus dem Lande geschienen. — Juliregen nimmt den Erntesegen. — Regnet's zum Juli hinaus, so guckt der Bauer nicht gern aus dem Haus. — Wenn im Juli die Ameisen ungewöhnlich viel tragen, wollen sie einen frühen oder harten Winter ansagen. — Ist Siebenbrüder ein Regentag, so regnet es noch sieben Wochen danach. — Die erste Birn' bringt Margareth, darauf überall die Ernt' angeht. — Bringt Margareth Regen statt Sonnenschein, so kommt das Heu schlecht herein. — Magdalena weinet um ihren Herrn, drum regnet's an diesem Tage gern. — Wenn die Hundstage (23. Juli bis 23. August) Regen bereiten, so kommen nicht die besten Zeiten. — Ist's drei Sonntag' vor St. Jakob schön, wird gut Korn getragen auf die Böhn! — Wie Jakobi der Vormittag ist, so ist das Wetter vor Weihnacht, wie der Nachmittag, so nach Weihnacht. — Ist Jakobi hell und warm, friert man Weihnacht bis in den Darm. — Was man nicht an Heu hat, das hat man an Stroh. — Heujahr — Spreujahr. — Wenn mir das Heu verdirbt, so gerät mir der Kohl, sagte der Bauer, als es ein paar Wochen in der Heuernte regnete. — Geht der Heuwagen im Dreck, geht der Kornwagen keck — und umgekehrt. — Bienen und Schafe ernähren den Mann im Schlafe. — Mit Schafen und Bienen kann man leichter was verlieren als verdienen. — Wer die Bienen pflegt, dem schwärmen sie zweimal. — Ein Schwarm im Mai gilt ein Fuder Heu, ein Schwarm im Jun' ein fettes Huhn, ein Schwarm im Jul' kein Federspul!

August, Erntemonat: 1. Petri Kettenfeier — 10. Laurentius — 15. Mariä Himmelfahrt (7-Schläfer-Ende) — 19. Sebaldus — 23. Hundstage Ende — 24. Bartholomäus — 28. Auguſtinus — 29. Johannis Enthauptung.

Stellen sich im Anfang Gewitter ein, wird's bis zu Ende so beschaffen sein. — Wenn's im August stark tauen thut, so bleibt das Wetter meistens gut. — Der Mehltau im August ist ungesund, drum wisch' die Frucht hübsch vor dem Mund. — Was der August nicht kocht, läßt der

September ungebraten. — Maienstaub und Augustkot machen uns ein teures Brot. — Ist's in der ersten Augustwoche heiß, so bleibt der Winter lange weiß. — Nordwinde im August bringen beständig Wetter. — Zu viel und kalte Regen kommen dem Bienen- und Weinstock nicht gelegen. — Wenn die Sonne sticht, der Bauer spricht: Die Kühe beißen und brommen, es wird ein Regen kommen. — Wenn die Bienen ihre Stöcke zeitig verkitten, kommt bald ein harter Winter geritten. — Dominik (4.) wachsen die Rüben dick. — St. Lorenz erster Herbsttag. — Am Laurentius man pflügen muß. — Laurentius heiter und gut einen schönen Herbst verheißen thut. — Säet man die Rüben vor Lorenztag, so giebt's Rüben, säet man sie aber danach, so giebt's Rübchen. — Wenn's am Laurentiustage regnet, so giebt es schlechtes Schaf- und Bienenfutter. — Wenn es an St. Laurenz regnet, giebt es viele Mäuse — Wenn es auf Sebaldus regnet, so giebt es teure Zeit, und wenn auch die vollen Fuder vor der Thür stehen. — Wie Sankt Barthel wettert, so wettert auch der Herbst. — Bartholomäus verbietet Butter und Käse (das Vesperbrot hört auf). — Bleiben die Störche noch nach Bartholomä, so kommt ein Winter, der thut nicht weh. — Wenn's im August ohne Regen abgeht, das Pferd mager vor der Krippe steht. — St. Lorenz und Bartholomäi schön, ist guter Herbst vorauszusehn. — Häufiger Höhenrauch zeigt strengen Winter an. — Bartholomäus hat's Wasser parat für den Herbst bis zur Saat. — Wie Bartholomäitag sich hält, so ist der ganze Herbst bestellt. — Ist's Petrus bis Laurentius heiß, dann bleibt's im Winter lange weiß.

September, Herbstmonat: 1. Ägidius — 8. Mariä Geburt — 14. †Erhöhung — 17. Lambertus — 21. Matthäus der Evangelist, Erzengel — 22. Herbstanfang, Tag- und Nachtgleiche — 24. Johannis Empfängnis — 29. Michaelis.

Am Septemberregen ist dem Bauer viel gelegen. — Wie's Wetter am Ägiditag, so bleibt es 40 Tag danach. — Nach September-Gewittern wird man im Februar vor Kälte zittern. — Wie es Matthäus treibt, so es vier Wochen bleibt. — Je länger das Laub auf den Bäumen, desto länger der Frost wird säumen. — Sind Zugvögel nach Michaelis noch hier, haben bis Weihnachten lind Wetter wir — Späte Rosen im Garten, schöner Herbst, und der Winter läßt warten. — Wittert's im September noch, liegt im März der Schnee noch hoch. — Um Ägidi säe Korn ins Feld, Michaelissaat am besten fällt. — Je hohler die Ähre, desto höher die Nase. — Ein gut gepflanzter Obstgarten ist die zweite Speisekammer in der Haushaltung. — Gewitter im September deuten auf Schnee im Dezember. — Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereinigt ist. — Wo der Pflug vom Rost gefressen, wird sehr wenig Korn gemessen. — Den Pflug führen ist schwerer als die Ochsen treiben. — Ein Wagen voll Laub giebt nur eine Metze voll Dünger. — Wer zu dick säet, braucht die Scheune nicht größer zu bauen. — Zu früh gesäet, hat oft betrogen, zu spät allezeit. — Der September ist der Mai des Herbstes — Wenn's am ersten Herbstmond schön ist, so bedeutet's den ganzen Monat schönes Wetter. — Wenn St. Ägidius bläst in's Horn, so heißt es: Bauer, sä' dein Korn. — Um St. Gillis geht Kaiser Karl nach dem Winterquartier, um Christi Himmelfahrt kommt er wieder herfür. — Mariä Geburt säe Weizen und Korn — Um Mariä Geburt muß der Tabak fort. — Mariä Geburt muß das Grummet (Nachmaht) fort. — Auf Lambert hell und klar, folgt ein trocken Frühjahr. — Hat Matthäus der Evangelist schön Wetter im Haus, so hält es noch vier Wochen aus. — Tritt Matthäus ein, muß die Saat beendet sein. — Matthäus packt die Bienen ein. — Wenn an Mauritius (22.) klares Wetter ist, so toben im nächsten Winter viel Stürme. — So oft es vor dem Michaelistage reift oder friert, so viel Tage soll es nach dem ersten Mai reifen oder frieren. — Wenn's in der Nacht vor Michelstag warm ist, so bedeutet's einen kalten Winter. — Kommt Michel heiter und schön, so wird es noch vier Wochen so gehn. — Haben um Michaeli die Galläpfel Maden, im andern Jahr dann alle Früchte geraten; sind viel dran und giebt es viel, dies Schnee und große Kälte bedeuten will. — Michaeli kauf' am besten Vieh, den Verkauf aber brich nicht über's Knie.

Oktober, Weinmonat: 4. Franziskus — 9. Dionysius — 16. Gallus — 18. Lukas, Evangelist — 21. Ursula — 28. Simon Juda.

Wandert die Feldmaus bald zu Haus, bleibt der Frost nicht lange mehr aus. — Wie der Oktober, so der März, das bewährt sich allerwärts. — Ist St. Gallus naß, ist's für den Wein kein Spaß. — Hält der Baum seine Blätter lange, ist mir um späten Winter bange. — Bringt der Oktober viel Frost und Wind, so sind der Januar und Hornung gelind; wenn's im Oktober friert und schneit, bringt der Jänner milde Zeit; wenn's aber donnert und wetterleuchtet, der Winter dem

April an Launen gleichet. — Halten die Krähen Konvivium, sieh nach Feuerholz dich um. — Oktobernordlicht, glaub' es mir, verkündet harten Winter dir. — Oktober kalt, macht nächstes Jahr dem Raupenfraß halt. Auf St. Gall bleibt die Kuh im Stall. — Wenn der Eichbaum noch sein Laub behält, entsteht im Winter große Kält'. — Wenn die Kraniche und wilden Gänse ziehen nach Haus, so bleibt der Winter nicht lange aus. — Du hast gut flöten, sagte der Bauer zur Nachtigal, du hast keinen Weizen zu verkaufen. — Je besser man pflügt, je reicher man fährt. — Wie du säest, so wirst du ernten. — Wer säet und die Saat nicht pflegt, hat umsonst die Hand bewegt. — Säe gutes Korn, so erhältst du gutes Brot. — Tiefer Pfluggang — lange Ähren. — Drei Dinge braucht ein Feld, soll es sein gut bestellt: schön Wetter, guten Samen und — viel Schweiß. — Wenn Frost und Schnee im Oktober war, so giebt's gelinden Januar. — Wenn das Laub im Oktober zeitig von den Bäumen fällt, so erwartet man eine frühe Frühlingssaat. — Der Oktober macht die Pferde mager (welche das Haar abwerfen; man muß sie gut füttern). — Wenn die Schafe sich im Oktober abends nicht gern eintreiben lassen, so fällt im Winter viel Schnee — Der Oktober soll wie der März 12 schöne Tage haben. — Fällt das Laub auf Leodegar (2.), so ist das nächste ein fruchtbar Jahr. — Regnet es an St. Dionys, so regnet's den ganzen Winter gewiß — Nach St. Gallus Verkünden wird sich der nächste Sommer befinden. — Am St. Gallustag den Nachsommer man erwarten mag. — In der St. Galluswoche darf kein Roggen gesäet werden. — Am heiligen Gallus der Apfel in den Sack muß. — St. Gall erntet man die Rüben all. — Auf St. Gall bleib' das Kalb im Stall, sonst jagt Simon Jude Kalb und Kuh in die Bude. — St. Lukas Evangelist bringt Spätroggen ohne Mist. — Wer in der Lukaswoche Roggen streut, es nicht in nächster Ernte bereut. — An Ursula muß das Kraut (Kopfkohl) herein, sonst schneien Simon und Juda drein. — Wenn Simon Judä schaut, pflanze Bäume, schneide Kraut.

November, Windmonat: 1. Aller Heiligen — 2. Aller Seelen — 10. Martin Luther — 11. Martin Bischof — 21. Mariä Opferung — 25. Katharina — 30. Andreas, Apostel.

Blühen im November die Bäume neu, dauert der Winter bis zum Mai. — Andreas Schnee thut dem Korn und Weizen weh. — Wenn um Martini Nebel sind, dann wird der Winter meist gelind. — Hat Martin einen weißen Bart, wird der Winter lang und hart. — Wenn im November Donner rollt, wird dem Getreide Lob gezollt. — Wie's um Martini steht, so's im Winter geht. — Im November wässere die Wiesen, soll das Gras dir reichlich sprießen. — Baumblüte spät im Jahr nie ein gutes Zeichen war. — Später Donner hat die Kraft, daß er viel Getreide schafft. — So wie der Tag zu Kathrein, so wird der nächste Jänner sein. Sankta Katherein kommt schwer beladen, ein weißes Schneetuch überm Kopf, sie bringt uns fetten Schweinebraten und fette Gänse in den Topf. — Soll der Winter glücklich sein, so tritt Allerheiligen Sommer ein. — Kommen des Nordens Vögel an, zeigt es starke Kälte an. — Donner im Winterquartal bringt uns Kälte ohne Zahl. — Donnert's in's blattlose Holz, so schneit's in's Laub. — Wenn sich das Geflügel früh mausert, so giebt's einen frühen Winter. — Wie der November, so der (nächste) März. — Ein heller, kalter, trockener November giebt Regen und milde Luft im Januar. — Novemberschnee thut der Saat wohl, nicht weh. — Wenn der November regnet und frostet, dies der Saat ihr Leben kostet. — Im November Wässerung ist der Wiesen Besserung. — Fällt im November das Laub sehr früh zur Erden, soll ein feiner Sommer werden. — Hat im November die Buche noch ihren Saft, so wird der Regen stärker als der Sonne Kraft. — Ist im November die Buche starr und fest, sich große Kälte erwarten läßt. — Allerheiligen-Sommer bleibt nicht aus. — Allerheiligen sitzt der Winter auf den Weidenbäumen. — Nach der Allerheiligen Meß sind wir des Winters gewiß; wenn er dann nicht kommen mag, dauert's bis Martinitag. — Zwischen Allerheiligen und Christtag es viel regnen und winden mag. — Der Martins-Sommer währt nicht lange (drei Tage und ein bischen). — Martini zeigt die Witterung auf den ganzen Winter an. — An Martini Sonnenschein, tritt ein kalter Winter ein. — Nebliger Martin — Winter gelind; heller Martin — strenger Winter. — Bleibt vor Martin Schnee schon liegen, wird man einen gelinden Winter kriegen. — Kommt St. Martin mit Winterkält', ist's gut, wenn bald ein Schnee einfällt. — Kommt Martini heran, so hat der gute Wirt das Dreschen gethan. — Um Martini schlachtet der Bauer sein Schwein, das muß bis zu Lichtmeß gegessen sein. — Wenn die Schafe zu Martini im Trocknen gehen, so gehen sie zu Weihnacht im Pfuhl. — Ist's Brustbein der Martinsgans braun, so wirst du viel Kälte schaun; ist es aber weiß — viel Schnee und Eis. — Wenn die Gänse zu Martini auf dem

Eise stehen, so werden sie zu Weihnacht im Kote gehen. — Wenn's an Mariä Opferung so schönes Wetter ist, daß die Bienen fliegen, so ist nächstes Jahr ein Honigjahr. — St. Clemens (23.) den Winter bringt. — Wie St. Kathrein wird's Neujahr sein. — Kathrinenregen erfriert der Kohl. — Kathreine hat die Nüss' im Schreine. — Kathrein thut die Schafe ein. — Auf Kathrin kommt der Schnee geflattert, auf Andreis kommt er gewiß. — Andreas hell und klar, bringt ein gutes Jahr. — Frost und Schnee in der Adventszeit bringt viel und gutes Wintergetreid'.

Dezember, Christmonat: 4. Barbara — 6. Nikolaus — 8. Mariä Empfängnis — 13. Lucia — 21. Thomas, Winters Anfang, kürzester Tag — 24. Adam-Eva — 25. Weihnacht — 26. Stephanus — 27. Johannes Evangel. — 28. Unschuldige Kinder — 31. Sylvester.

Dezember kalt im Schnee, sagt keiner „O weh!", Dezember warm, daß Gott erbarm! — Christmond im Dreck, macht der Gesundheit ein Leck. — Wildgänse auf offnem Wasser, ist der Winter ein nasser. — Auf windige Weihnachten folgt ein glückliches Jahr. — Wie der Dezember, so der kommende Juni. — Wenn der Winter milde war, giebt es ein gesegnet' Jahr. — Grüne Weihnachten, weiße Ostern. — Weihnachten klar, gutes Jahr. — Dezember kalt mit Schnee, giebt Korn auf jeder Höh'. — Sperrt der Winter früh das Haus, hält er sicher nicht lange aus. — Rauhfrost auf der Flur, milder Witterung Spur. — Im Dezember sei der Winter kühn, Weihnacht sei nur auf dem Tische grün. — Schneit es fein und klein, folgt große anhaltende Kälte, aber nach breiten großen Flocken nur mäßiger Frost. — Dem Korn unterm Schnee thut die Kälte nicht weh. — Wie der Dezember, so der Frühling. — Dezember veränderlich und lind: der ganze Winter ein Kind. — Auf kalten Dezember mit tüchtigem Schnee folgt ein fruchtbares Jahr mit reichlichem Klee. — Dunkler Dezember deutet auf ein gutes Jahr. — St. Niklas beschert die Kuh, giebt aber nicht den Strick dazu. — Ist St. Thomas Eis auf dem Graben, ist St. Peter noch neues drauf. — Friert's am kürzesten Tage, fällt das Korn im Preise; es ist gelindes Wetter, steigt der Preis. — Von Lucia gedeihen die Tage. — Ist's in der heiligen Nacht hell und klar, so giebt's ein segensreiches Jahr. — Wenn die Christnacht fällt in den wachsenden Mond, so giebt's ein Jahr, das sich lohnt. — Scheint am Stephanstag die Sonne, so gerät der Flachs zur Wonne.

(J.)

254. Wächterruf.

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glocke hat Zehn geschlagen.
Jetzt betet und dann geht zu Bett;
Doch löscht das Licht aus, eh' ihr geht;
Schlaft wohl und sanft: Im Himmel wacht
Ein klares Aug' die ganze Nacht.

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat Elf geschlagen.
Und wer noch bei der Arbeit schwitzt,
Und wer noch bei den Karten sitzt,
Dem sag' ich's laut und deutlich nun:
's ist hohe Zeit, nun auszuruhn.

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat Zwölf geschlagen.
Wo noch bei stiller Mitternacht
Ein krankes Herz voll Kummer wacht,
Gott geb' ihm Trost, verleih' ihm Ruh'
Und führ's dem sanften Schlummer zu.

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat Eins geschlagen.
Und wo durch Satans List und Rat
Ein Dieb hinschleicht auf dunklem Pfad,
Ich will's nicht hoffen, doch geschieht's:
So geh' er heim, sein Richter sieht's.

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat Zwei geschlagen.
Und wenn die Sorg' schon, eh' es tagt,
Schwer an dem wachen Herzen nagt:
Der arme Tropf, sein Schlaf ist fort:
Gott sorgt, verlaß dich auf sein Wort!

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat Drei geschlagen.
Die Morgenstund' am Himmel schwebt:
Wer friedevoll den Tag erlebt,
Der danke Gott und fasse Mut,
Geh' an's Geschäft und halt sich gut! —

(Joh. Pet. Hebel.)

255. Eines Bauersmannes

Morgenlied und Abendlied.

Da kömmt die liebe Sonne wieder,
Da kömmt sie wieder her,
Sie schlummert nicht und wird nicht müder
Und läuft doch immer sehr.

Von ihr kommt Segen und Gedeyen,
Sie macht die Saat so grün,
Sie macht das weite Feld sich neuen
Und meine Bäume blühn.

Und meine Kinder spielen d'runter,
Und tanzen ihren Reih'n,
Sind frisch und rund und roth und munter,
Und das macht all ihr Schein.

Was hab ich dir gethan du Sonne!
Daß mir das widerfährt?
Bringst jeden Tag mir neue Wonne,
Und bin's fürwahr nicht wert.

Du hast nicht menschliche Gebehrde
Du issest nicht, wie wir,
Sonst holt' ich gleich von meiner Heerde
Ein Lamm und brächt' es Dir.

Und stünd' und schmeichelte von Ferne:
„Iß, und erquicke dich,
Iß, liebe Sonn', ich geb' es gerne,
Und willst du mehr, so sprich."

Gott in dem blauen Himmel oben,
Gott denn belohn' es dir!
Ich aber will im Herzen loben
Von deiner Güt' und Zier.

Und weil wir ihn nicht sehen können,
Will ich wahrnehmen sein,
Und an dem edlen Werk erkennen,
Wie freundlich er muß seyn!

O! bist mir denn willkommen heute,
Bist willkomm' schöner Held,
Und segn' uns arme Bauersleute,
Und unser Haus und Feld.

Bring' unserm König heut' auch Freude,
Und seiner Frau dazu,
Segn' ihn und thu' ihm nichts zu leide,
Und mach' ihn mild wie du!

Das schöne große Tag-Gestirne
Vollendet seinen Lauf.
Komm, wisch den Schweiß mir von der Stirne,
Lieb Weib, und denn tisch' auf.

Kannst hier nur auf der Erde decken,
Hier, unterm Apfelbaum:
Da pflegt es abends gut zu schmecken,
Und ist am besten Raum.

Und rufe flugs die kleinen Gäste,
Denn, hör, mich hungerts sehr;
Bring' auch den kleinsten aus dem Neste,
Wenn er nicht schläft, mit her.

Dem König bringt man viel zu Tische;
Er, wie die Rede geht,
Hat alle Tage Fleisch und Fische
Und Pflanzen und Pastet.

Und ist ein eigner Mann erlesen,
Von andrer Arbeit frey,
Der ordnet ihm sein Tafelwesen
Und presidiert dabei.

Gott laß' ihm alles wohlgedeyen!
Er hat auch viel zu thun;
Und muß sich Tag und Nacht casteyen,
Daß wir in Frieden ruhn.

Und haben wir nicht Herrenfutter;
So haben wir doch Brodt,
Und schöne, frische, reine Butter,
Und Milch: was denn für Noth?

Das ist genug für Bauersleute,
Wir danken Gott dafür,
Und halten offne Tafel heute
Vor allen Sternen hier.

Es presidiert bei unserm Male
Der Mond, so silberrein!
Und kuckt von oben in die Schale
Und thut den Segen h'nein.

Nun, Kinder, esset, eßt mit Freuden,
Und Gott gesegn' es euch!
Sieh, Mond! ich bin wohl zu beneiden,
Bin arm und bin doch reich!

(Der „Wandsbecker Bote", Matthias Claudius, † Hamburg 1815.)

256. Tages-Tafel.

Morgenwanderung.

Wer recht in Freuden wandern will,
Der geh' der Sonn' entgegen;
Da ist der Wald so kirchenstill,
Kein Lüftchen mag sich regen;
Noch sind nicht die Lerchen wach,
Nur im hohen Gras der Bach
Singt leise den Morgensegen.

Die ganze Welt ist wie ein Buch,
Darin uns aufgeschrieben
In bunten Zeilen manch' ein Spruch,
Wie Gott uns treu geblieben;
Wald und Blumen nah und fern,
Und der helle Morgenstern
Sind Zeugen von seinem Lieben.

Da zieht die Andacht wie ein Hauch
Durch alle Sinnen leise,
Da pocht an's Herz die Liebe auch
In ihrer stillen Weise,
Pocht und pocht, bis sich's erschließt
Und die Lippe überfließt
Von lautem, jubelnden Preise.

Und plötzlich läßt die Nachtigal
Im Busch ihr Lied erklingen,
In Berg und Thal erwacht der Schall,
Und will sich aufwärts schwingen,
Und der Morgenröte Schein,
Stimmt in lichter Glut mit ein:
Laßt uns dem Herrn lobsingen!

Ist dir auch hartes Los beschieden: Abend und Morgen macht vieles gut.
Der Abend bringt der Not den Frieden, der Morgen bringt der Not den Mut.

Wie manche Thräne bringt bei Nacht
Sich ihren stillen Lauf —
Der Morgen kommt in stiller Pracht
Und saugt sie lächelnd auf.

Und ist das Dunkel noch so dicht,
So drückend, dumpf und schwer —
Der Morgen kommt, es kommt das Licht,
Und Trost kommt mit ihm her.

Am Abend wird man klug für den vergang'nen Tag,
Doch niemals klug genug für den, der kommen mag.

Die Sonne will zur Ruhe gehn;
Viel Wolken um ihr Lager stehn.
Und sinnend schaun hinauf wir Zwei:
Ich lächle, und du weinst dabei.

Du sprichst mit thränenfeuchtem Blick
Wie selten ist ein volles Glück!
Selbst himmlisch reiner Freuden Glanz
Umhüllt ein düsterer Sorgenkranz.

Ich aber spreche dankerfüllt:
Ist auch die Sonne nun verhüllt,
Verklärt sie doch mit lichtem Glanz
Selbst jenen düstern Wolkenkranz.

Die Wolken kommen und vergehn;
Durch alle Zeiten bleibt bestehn
Die Sonne, die vom Himmel stammt,
Die Liebe, die von oben stammt.

(Katharina Kasch-Plön.)

Genieße still zufrieden
Den sonnig heitern Tag,
Du weißt nicht, ob hienieden
Ein gleicher kommen mag.

Es giebt so trübe Zeiten,
Da wird das Herz uns schwer,
Da wogt von allen Seiten
Um uns ein Nebelmeer.

Da wüchse tief im Innern
Die Finsternis mit Macht,
Ging' nicht ein süß' Erinnern
Als Mondlicht durch die Nacht.

(J. Sturm.)

Wie einer abends löscht sein Licht,
Darauf kommt vieles an,
Ob freudig nach gethaner Pflicht,
Ob in der Sorgen Bann,
Ob müd' gehetzt in Saus und Braus,
Ob mit geweihtem Sinn —
Wie einer löscht sein Lichtlein aus,
So steht es auch um ihn. —

D'rum halt' dich brav, thu' deine Pflicht,
Was auch dir kommen mag,
In Gottes Namen lösch' dein Licht
Am gut' und bösen Tag.
Und wenn einst nach der Dinge Lauf
Sich schließt die Erdenbahn —
Wie man sein Licht hier löscht, darauf
Kommt es im Himmel an!

(J.)

257. Jahreszeiten-Tafel.

Der Frühling will kommen, gar bald, gar bald,
Heran, ihr Vögel, heran!
Kommt, singet ihm, daß es schallt und hallt,
Und bauet das Nest im luftigen Wald,
Heran, ihr Vögel, heran!

Auf! freue dich mit, du Menschenkind,
Hinweg, ihr Sorgen, hinweg!
Heraus aus dem Haus, geschwind, geschwind,
Und sing' mit dem fröhlichen Morgenwind:
Hinweg, ihr Sorgen, hinweg! (Friedrich Oser.)

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden!
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang:
Nun muß sich alles, alles wenden!

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden!
Es blüht das fernste, tiefste Thal:
Nun armes Herz, vergiß der Qual,
Nun muß sich alles, alles wenden!

(L. Uhland.)

Sei mir gegrüßt mit meinem Liede!
Sei mir gegrüßt aus vollster Brust,
Du wunderbarer Frühlingsfriede,
Du wundersame Frühlingsluft!
Mit frohem Sinn zum Himmel wende
Ich nun die Augen still bewegt;
Mir ist, als hätt' mir seine Hände
Ein Engel auf die Stirn gelegt!

(Emil Rittershaus.)

Nun freue sich, wer Gutes
Vollbringen will mit Kraft
Und wer da frohen Mutes
Am Werk der Zukunft schafft.
Noch dunkelt sturmesnächtig,
Was hoffend wir gedacht —
Doch spricht's im Herzen mächtig:
Der Frühling ist erwacht!

(Hermann Lingg.)

O Mensch, nun laß dein Trauern!
Vorbei, das ist vorbei. —
Auf eine lange Winterszeit
Folgt endlich auch ein Mai.
Es bricht ein neuer Morgen an,
Dein Herz stimmt jubelnd drein, —
Liegt leuchtend über aller Welt
Der klarste Sonnenschein.

Und dräng' auch nur ein schwacher [Strahl
In die vergrämte Brust,
Er küßt das bitt're Leid darin
Zu neuer Lebensluft.
Er weckt in deinem Herzen auf
Ein längst entschlafnes Lied —
Und drängt in weichen Thränen es
Still durch dein Augenlid.

Wie lacht die Welt dann goldenklar,
Wie duftig dann der Hain!
Wie rauscht der Wald dann wunderbar
Und stimmt beseligt ein!
Die ganze Welt ein Freudenfest,
Ein Dankgebet allein,
Das dir im Herzen wiedertönt
Wie Himmelsmelodei'n.

D'rum laß das Trauern, scheuch das Weh,
Das tief im Herzen klagt.
Nicht lange dauert mehr die Nacht,
Ein schöner Morgen tagt.
Nach Frühlingsschauern atmet schon
Der stille Wald und Hain, —
Und jubelnd zieht nach kurzer Frist
Der Frühling wieder ein.

(Berthold Hermann.)

Snei un Küll wern vergahn', ub den Winter folg dat Freuhjahr un allerwegens wies' sik nieges Leben in de Natur. De Leiwark ehr Trililir in de Luft, de Draußelslag in't Holt un de Nachtigal ehr Gesang in' Wiedenbusch an de Waterkant hörn sik an, as wenn Ein' dat Hart vorbie ubgahn schull. „Wat is't en Leben in de Welt, juch!" seb' de Kauhheier un dreiv mit de Käuh rut un jodel un juchel achter dat Veih, as wenn he sik vör Wohldag' nicht laten kunn; „juch! wat is de Welt so schön!" „Nu is't ne Luft", seb' de Schäper, „dat Ein sien Vergneugen hebben kann", reck un streck sien Knaken an de Euverkant vör Wollbehagen, as wenn he de Fulheit in all' de Glieder har, „t'is man gaud", seb he, „dat dat nicht jümmer so is, sünst leig unsereins sik noch bie lebennigen Lief de Knaken tau Schann'; kumm Wittfaut, lat uns bet entlang gahn." — „Wat is't en Leben!" seb de Link, „nu is vör Fauder kein Sorg und ein Reig ward noch sach mit groth; Mudder, magst noch mal?" Un de Ollsch de mügg, un se güngen ub de tweit Tucht dahl. „Deit unf' Herrgott de Welt segen, brukt dat kein Bodder tau regen", seb' de Imm, „ik sorg vör den Honig", un sleg tau Feld an. „Frisch Krut", seb' de Zeg' in' Stall, „smeckt as Zucker un Tittmelk, ik dau ok werre wat ut." — Un dat oll Wief seb': „Nu kann unsereins doch mal werre jappen, man schad', dat dat nicht jümmer so is." —

(Heinrich Burmester-Lauenburg.)

Wenn die Blumen aus dem Grase dringen,
Gleich als lachten sie hinauf zur Sonne
Des morgens früh an einem Maientag,
Und die kleinen Vöglein lieblich singen
Ihre schönsten Weisen, welche Wonne
Hat wohl die Welt, die so erfreuen mag?

(Walther von der Vogelweide.)

Mein Herz thu' dich auf,
Daß die Sonne drein scheint!
Du hast ja genug jetzt geklagt und geweint!
Faß wiederum Mut,
Du jung' frisches Blut,
Mein Herz thu' dich auf,
Denn die Sonne meint's gut.

Mein Herz thu' dich auf,
Daß der Frühling drein lacht!
Es rufen die Vögel, die Rose erwacht!
Und die Blüten so rein
Und so golden der Wein,
Mein Herz thu' dich auf,
Laß den Frühling hinein.

Mein Herz thu' dich auf,
Wie der Himmel so weit!
Umfasse das Leben, die Wonne der Zeit!
Wenn die Rose noch blüht,
Wenn der Maitrank noch glüht,
Mein Herz thu' dich auf,
Wenn der Funken noch sprüht!

Der Sommer währt nicht allezeit, drum macht euch euer Nest bereit.

Durch des Kornes enge Gassen
Langsam zieh' ich wohl einher;
Wenn die Ähren all' erblassen
Von verborgnem Segen schwer.
Und so wandl' ich hin und sinne,
Und weiß nicht, was ich beginne.

Und der blaue Himmel webet
Sich herunter licht und warm,
Und die ganze Erde schwebet
Bräutlich still in seinem Arm.
Ach, inbrünstig, süßes Neigen,
Innig' Sehnen, glühend' Schweigen.

(Julius Rosen.)

Wer nicht fleißig rechen thut, wenn die Bremsen summen,
Guk' gefälligst in den Hut, wenn der Winter gekommen.

Vor der Ernte

Nun störet die Ähren in Felde
Ein leiser Hauch,
Wenn eine sich beugt, so betet
Die andere auch.

Es ist, als ahnten sie alle
Der Sense Schnitt.
Die Blumen und fremden Halme
Erzittern mit.

(Martin Greiff.)

Im Sommer such' ein Liebchen dir im Garten und Gefild!
Da sind die Tage lang genug, da sind die Nächte mild.
Im Winter muß der süße Bund schon fest geschlossen sein,
So darfst nicht lange stehn im Schnee bei kaltem Mondenschein.

(L. Uhland.)

So warm und herrlich liegt die Welt,
Der Himmel blau von Saum zu Saume,
Das goldne Korn durchwogt das Feld,
Es wächst und schwillt die Frucht am Baume;
Die Lerche schweigt, die Biene nur
Schwärmt blüh'nden Linden froh entgegen;
Ein Brüten liegt auf der Natur,
Das thut, sie reift im Sommersegen,

Herbstlied des Landmannes.

Wenn der Sonne Ball
Enger beschreibt seinen Kreis,
Wenn sich rötlich färben
Die Blätter der Bäume,
Wenn sehnsüchtig der Hirsch
Nach der Hindin schreit,
Dann ist genaht der Herbst,
Der holde Geselle,
Der nach mühevoller Tage heißem Drang
Größere Ruhe
Dem Landmann verheißt.

Längst ist die Frucht
Von den Feldern geerntet,
Über die gelben Stoppeln
Ziehen still
Die wandernden Schafe.

Auf der Tenne
Geglättetem Boden
Regt sich emsig
Der Dreschers Hand.
Und zur Mühle am rauschenden Bach
Wandern hin die goldenen Körner. —

Immer kürzer
Werden die Tage,
Im Thale wallen
Nebel hin und her.
Es welken die Blätter
Und der scharfe Nord
Weht sie zu Boden,
Daß sie wieder werden zu Staub,
Aus dem sie entstanden.

Gefallen ist der erste Schnee.
Nun feiert die Arbeit
Auf dem Felde ganz.
Nur im Walde
Regt sich Leben;
Laut tönt der Schlag der Axt
Und Eichen und Buchen
Kommen jäh zu Fall.
Die im Leben
Sich streitig gemacht
Luft und Licht und Erdreich,
Nun ruhen sie,
Die Fürsten des Waldes,
Friedlich vereint,
Ineinander geschlungen die Zweige,
Als wollten im Tode noch
Sie sich reichen die Hand
Zur endlichen Versöhnung.

Und einer jungen Eiche
Kräftigen Stamm
Wähl' ich mir aus
Und lasse das Holz mir schneiden
Zu blanken Brettern
Und die Bretter fügen
Zu kunstvollem Bau.
Und wenn dann kräft'ger wieder
Die Sonne strahlt,
Wenn Lenzeslüfte wehen
Und Bäume und Sträucher
Knospen und blühen,
Dann denke ich
Zu legen in den Eichenschrein
Junges Leben von mir selbst.
Und ist es ein Sohn,
Wie zu Gott ich hoffe,
So sei mein Wunsch:
Daß, wie der Wiege Holz,
Eichenfest werde
Sein Sinn und Denken;
Daß er halte und hüte,
Was ich geschaffen,
Mit fleißigem Bemüh'n;
Daß er sich wahre
Herz und Sinn
Für das Schöne und Gute;
Daß nimmer er wanke
In Treue und Liebe
Zu Fürst und Land —
Das walte Gott!

(„Deutsche landwirtsch. Presse".)

* * *

Fühlt der Wald zum Sterben sich bereit,
Holt er aus der Truh' sein Hochzeitskleid,
Prangt in Gold, erglänzt in Scharlach rot,
So geschmückt, erwartet er den Tod.

Und die Sonne lächelt seiner Pracht,
Gleich als wär' er neu vom Lenz erwacht,
Doch sein Lenz ist fern, nach kurzem Glanz
Tanzt der Sturm mit ihm den Totentanz.

Hei, wie saust's und braust's dann im Revier!
Wie zerfährt der Blätter bunte Zier!
Kaum ein leiser Klageton erschallt,
Und gestorben ist der grüne Wald.

(Gustav Pfarrius.)

Gott thut mit leisem Wehen
Uns seinen Himmel auf,
Wenn wir nach Hause gehen,
Träuft er Gedeihn darauf.
Er sendet Tau und Regen,
Er sendet Sonnenschein,
Dann glänzt der Baum vom Segen,
Und wir, wir ernten ein.
Die Wandervögel allzumal
Verließen Berge längst und Thal,
Und die im Land sich redlich nähren,
Und Samen, Kern und Korn verzehren.
Die legen an die Winterwat'
Und scharen sich um Dorf und Stadt.

(R. Baumbach.)

Dat Dörp in'n Snee.

Still as ünnern warme Dek
Liggt dat Dörp in witten Snee,
Mank de Ellern slöppt de Bek,
Ünnert Is de blanke See.

Wicheln*) staht in witte Haar,
Spegelt slapri all de Köpp,
All'ns is ruhi, kold und klar,
As de Dod, de ewi slöppt.

Wit, so wit de Ogen reckt,
Nich en Leben, nich en Lut;
Blau na'n blauen Heben treckt
Sach de Rock na'n Snee herut.

Ik much slapen, as de Bom,
Sünner Weh un sünner Lust,
Doch dar treckt mi as in'n Drom
Still de Rok to Hus.

(Klaus Groth-Kiel.)

*) Weiden.

Seht meine lieben Bäume an, wie sie so herrlich stehn,
Auf allen Zweigen angethan mit Reif so wunderschön!

Von unten an bis oben aus, auf allen Zweigelein,
Hängt's weiß und zierlich, zart und kraus, und kann nicht schöner sein.

Und alle Bäume rund umher, all', alle weit und breit
Stehn da geschmückt mit gleicher Ehr und gleicher Herrlichkeit.

Wir sehn das an und denken noch einfältiglich dabei:
Woher der Reif und wie er doch zu Stande kommen sei?

Denn gestern Abend — Zweiglein rein, kein Reif d'ran, — in der That:
Muß Einer doch gewesen sein, der ihn gestreuet hat!

Ein Engel Gottes geht bei Nacht, streut heimlich hier und dort;
Doch, wenn am Morgen man erwacht, ist er schon wieder fort.

Du Engel, der so gütig ist, wir sagen Dank und Preis.
O, mach uns doch zum heil'gen Christ die Bäume wieder weiß.

(Matth. Claudius.)

Der Holzsammler.

Ihr sitzt im Stübchen, warm bequem
Und tändelt, singt und lacht.
Solch' Leben ist recht angenehm,
Wenn's draußen stürmt und kracht.

Durch's Fenster sieht ein Schneefall
Sich schön und lustig an: [auch
Der Winter bläst mit kaltem Hauch,
Der eisigkalte Mann.

Ein hungrig Vöglein fliegt daher —
Die Straße ist verschneit.
Ach, wenn es doch erst Frühling wär!
Kein Körnlein weit und breit!

Ja, Frost und Hunger thun recht
Mit seiner schweren Last [weh. —
Von Reisigholz keucht durch den Schnee
Der Arme dort mit Hast.

Ob's stürmt, ob's schneit, er muß hinaus,
Daheim friert Weib und Kind.
Ach, wär nur erst der Winter aus,
Und käm' der Frühling lind!

(Theodor Eckart-Nörten.)

Winterabend.

Nichts bessres giebt es weit und breit wohl auf der ganzen Welt,
Als wenn man mit Vergnüglichkeit sich hübsch zusammenhält.
Da wird bei Schwatz und Sing und Sang :,: der Abend keiner Seele lang :,:
:,: Trallerara, trallerara, tralleralа la la la :,: Tralleralla la la la!

Und schneit es draußen, was es kann, wer kümmert viel sich drum?
Man sieht's so durch die Fenster an und nimmt die Pelze um.
Vereint im warmen Stübchen sind :,: wir wohl geschützt vor Schnee und Wind :,:
Trallerara! ꝛc.

Bald wird von böser Geister List ein schaurig Stück erzählt,
Und wenn der Mund zu trocken ist, ein Äpfelchen geschält;
Bald wird geschäkert und gelacht, :,: und Krieg und Frieden abgemacht. :,:
Trallerara! ꝛc.

Jetzt singen wir ein Liedchen fein, singt alles, Klein und Groß,
Und Kind und Kegel singt mit drein, nur immerfort d'rauf los!
Da sollt' ihr mal die Mädchen sehn, :,: wie flink sie ihre Rädchen drehn! :,:
Trallerara! ꝛc.

So sitzen wir in guter Ruh und schnaken dies und das;
Giebt jeder seinen Senf dazu, und weiß ein jeder was.
Und eh' man sich das Ding gedacht, :,: da ruft der Wächter: Gute Nacht! :,:
Trallerara! ꝛc.

Drum ist nichts beff'res weit und breit, wohl auf der ganzen Welt,
Als wenn man mit Vergnüglichkeit sich hübsch zusammen hält.
So sind wir alle Tage froh :,: und machen's morgen wieder so! :,:
Trallerara! ꝛc.

(G. W. Fink.) (J.)

258. Das schlummernde Dörfchen im Thale.

In Schlaf gewiegt
Das Dörfchen liegt,
Umringt von flüsternden Bäumen,
Und im Birkenhain
Beim Mondenschein
Die Vöglein schlummern und träumen.

Der Fliederstrauch
Bei des Westwinds Hauch
Neigt sich auf die schweigenden Grüfte,
Und der Rosen Pracht
Durchhaucht die Nacht
Mit dem Zauber balsamischer Düfte.

Nach des Tages Last
Halten Ruh' und Rast
Des Landmann's geschäftige Hände,
Und ich schau auf das Thal
Beim Mondenstrahl
Von dem hohen, umbuschten Gelände.

(„Itzeh. Nachr.")

Es murmelt der Bach
Bei des Sprossens Schlag
Mit lieblichem Rauschen und Flüstern,
Weithin überdacht
Von der stolzen Pracht
Der säuselnden Erlen und Rüstern.

Auf dem schlummernden Teich
Spiegeln herrlich und reich
Sich die funkelnden, blitzenden Sterne,
Und schmetternd erschallt
Über Fluren und Wald
Ein Posthorn, und klingt in die Ferne.

So in Zauber gewiegt
Mir zu Füßen liegt
Das schlummernde Dörfchen im Thale,
Und ruht friedlich und sacht
In der Frühlingsnacht
Bei des Mondes leuchtendem Strahle.

(Heinrich Zeise-Eimsbüttel.)
* Altona, 19. April 1822.

III. Im Walde.

259. Waldwirtschaft und Landwirtschaft.

Wo immer der Wald mit der Landwirtschaft in Berührung gekommen, stets ist er der Geber, die letztere die Nehmerin gewesen. Handelt es sich um die Umwandlung von Wald in Acker oder Wiese, so läßt sich vom privatwirtschaftlichen Standpunkt nichts dagegen einwenden, falls die letztere Benutzungsweise zweifellos *nachhaltig* vorteilhafter ist, und der übrige Wald nicht darunter leidet. Bedenklich ist schon eine erhebliche Ausdehnung der Nebennutzungen. Als ganz verfehlt muß es aber bezeichnet werden, wenn Wald und Acker wirtschaftlich unter einen Hut gebracht werden, so daß die Waldwirtschaft nicht die *nötige Selbständigkeit* erlangen kann. Dieses Verhältnis ist ohne ernsten Schaden für den Wald nicht denkbar, da beide Wirtschaftsarten durchaus verschieden sind.

An *gleiche* Bedingungen geknüpft sind Land- und Forstwirtschaft nur insofern, als sie beide im Boden wurzelnde Urproduktion, mithin die wichtigsten, wenn auch leider nicht mehr sichersten Quellen des Nationalvermögens sind. Der Charakter der Urproduktion bedingt ferner, daß beide durch die Größe des nutzbaren Landes beschränkt sind. Sie gleichen schließlich darin, daß unbegrenzte Teilung verderblich wird, doch ist in dieser Beziehung die Forstwirtschaft schon viel gefährdeter wie die Landwirtschaft. Fast in allen anderen Beziehungen sind sie dagegen weit von einander *verschieden*.

Die *Landwirtschaft* ist viel beweglicher, weil zwischen Saat und Ernte nur eine kurze Spanne Zeit liegt. Mißerfolge und Wirkungen von Verbesserungen und Änderungen treten sehr bald zu Tage. Die Landwirtschaft vermag sich deswegen (besonders durch ihre Verbindung mit der Viehzucht) unmittelbar den Konjunkturen anzupassen; sie ist mithin für die Spekulation relativ geeignet, um so mehr als ihre Erzeugnisse höherwertig und leichter transportabel sind. Ihr Betrieb ist uralt, es existieren demnach über die wichtigsten Fragen so viele Erfahrungen, daß Zweifel darüber ausgeschlossen sind.

In der *Forstwirtschaft* zeigen sich die Folgen schlechter Wirtschaft dagegen erst sehr spät. Es kann Jahrzente lang nach falschen Prinzipien weiter gearbeitet werden, ohne daß die damit verbundene Gefahr erkannt wird. Ein verwirtschafteter Wald bedarf wenigstens eines, meist aber mehrerer Menschenalter, um wieder in einen guten Zustand zu gelangen. Plötzliche Änderungen des Wirtschaftssystems können im Walde verhängnisvoll werden; sie sind überhaupt nur beschränkt möglich, falls der Betrieb bereits ein geordneter war. Unter der letzten Voraussetzung spielt die *Spekulation* nur insofern eine Rolle, als es sich um die beste Verwertung der nachhaltig beziehbaren Naturalrente oder die Wahl der anzubauenden Holzart und deren

Erziehung zu Nutzholz handelt. Diese waldbauliche Spekulation wird durch die Ansprüche und Eigenschaften der Holzarten noch dazu in sehr engen Grenzen gehalten. Der Transport des Holzes ist zwar gegen früher sehr erleichtert, doch auf der Eisenbahn wenigstens im Verhältnis zum Wert immer noch teuer wie der vom Getreide, Vieh ꝛc. Bei demjenigen Produkt der Forstwirtschaft, das leider noch immer weit über die Hälfte des erzeugten Holzes ausmacht, dem Brennholz, würde der Transport auf weitere Entfernungen nur dann lohnen, wenn es keine fossilen Kohlen gäbe. Es erklärt sich hierdurch der Preisunterschied des Holzes in verschiedenen Gegenden, während ein solcher bei den Erzeugnissen der Landwirtschaft kaum mehr vorhanden ist. — Die Forstwirtschaft ist schließlich so jung, daß noch manche wichtige Frage offen geblieben ist. Forstliche Generalregeln lassen sich überhaupt nur mit großer Vorsicht geben.

Die Konkurrenz ist zwar für die Landwirtschaft eine erdrückende, jedoch ganz vorwiegend nur mit gleichartigen Gütern, weniger mit Surrogaten. Diejenige dagegen, unter der die Holzproduktion zu leiden hat, ist eine doppelte, einmal, weil das Ausland denselben Stoff produziert und importiert, und dann, weil Stein, Eisen und Mineralkohlen das Holz vielfach zu ersetzen vermögen.

Der landwirtschaftlich benutzte Boden kann durch Düngung und sonstige Meliorationen ertragsfähiger gemacht werden, der im regelmäßigen Turnus wechselnde Anbau verschiedener Feldfrüchte entzieht demselben die wichtigeren mineralischen Nährstoffe gleichmäßiger. Im Walde ist die Düngung mit fremden Stoffen fast ausgeschlossen, ebenso sind Bodenmeliorationen nur unter ganz besonderen Verhältnissen zweckmäßig. Die Ausnutzung der mineralischen Nährstoffe des Bodens ist eine viel ungleichmäßigere. Es wird dies jedoch dadurch ausgeglichen, daß der Holzwuchs jährlich nur geringer Mengen von Mineralsalzen bedarf. Ein der landwirtschaftlichen Fruchtfolge vergleichbarer Wechsel der Holzarten nach Ablauf der Umtriebszeit ist daher nicht erforderlich.

Die Arbeit wird in der Landwirtschaft durch ausgedehnte Anwendung von Maschinen billiger und gleichmäßiger ausgeführt. In der Forstwirtschaft hat die Arbeit mit der Maschine eine sehr untergeordnete Bedeutung; die Handarbeit (welche übrigens teuerer ist wie in der Landwirtschaft) hat sich trotz aller entgegenstehenden Versuche behauptet, bietet mithin dem Arbeiter ein sicheres Brod.

Das Versicherungs- und Kreditwesen hat in der Landwirtschaft eine große Ausbildung erfahren; in der Forstwirtschaft ist dies in derselben Weise unmöglich. Eine Versicherung ist nur gegen Feuer versucht worden; so übernehmen die Magdeburger Feuerversicherungs-Gesellschaft und die Kolonia Versicherungen. Es fehlt jedoch noch zu sehr an dem genügenden statistischen Material, dessen jede Versicherung bedarf; auch dürften so viele Momente auf die Bemessung der Prämien von Einfluß sein (so Holzart, Alter, Lage,

Größe der Schonungskomplexe ꝛc.), daß nur eine ganz willkürliche Festsetzung derselben möglich erscheint. Die Sicherung gegen Feuerschaden würde nur eine einseitige sein, da dem Walde noch zahlreiche andere Gefahren drohen; schließlich könnte auch jederzeit der Einwand falscher, die Feuensgefahr begünstigender Wirtschaft erhoben werden.

Ebenso hält es schwer, einen dem Wert des Waldgrundstücks entsprechenden Immobiliarkredit zu erhalten, da die Landschaften, Hypothekenbanken und Privatgläubiger in dieser Beziehung sehr mißtrauisch sind, und es auch sein müssen. In der That bietet nicht einmal die Wirtschaft nach einem Flächen-Betriebsplan genügende Sicherheit, denn daß die Schläge sich innerhalb der vorgeschriebenen Größe halten, ist noch kein Beweis für die ordnungsmäßige und nachhaltige Wirtschaft.

Der Verkauf eines Landgutes ist (wenn auch vielleicht mit Verlust) immer möglich, da jeder Teil einen gewissen annähernd berechenbaren Wert repräsentiert. Der ganze oder teilweise Verkauf eines Waldgutes ist dagegen nicht leicht — glücklicherweise, denn wo er vorkommt, ist recht häufig Waldschlächterei mit im Spiele. Die Wertsberechnung ist eine sehr schwierige und unsichere, da der Wert eines Waldes ein sehr relativer Begriff ist. Direkt zu berechnen ist nur der Verkaufswert des Bodens und der technisch brauchbaren Bestände; die jüngeren Bestände haben privatwirtschaftlich nur dann einen positiven Wert, wenn sie zum Zweck der Bewirtschaftung, nicht der Waldausschlachtung angekauft werden; um den allgemeinwirtschaftlichen Wert kümmert sich der Waldbesitzer nur dann, wenn das Gesetz ihn dazu zwingt. Teils hierin, teils in dem Außerachtlassen des Werts der Nebennutzungen liegt es wohl begründet, daß, wie die Erfahrung lehrt, bei Waldankäufen der Käufer den gezahlten Kaufpreis häufig schon aus dem Erlöse für das alte Holz herausschlägt. Bei dem Verkauf von Landgütern findet meist das Umgekehrte statt; dieselben pflegen so über den Kopf bezahlt zu werden, daß es nicht möglich ist, die Zinsen herauszuschlagen.

Behagt es dem Besitzer nicht, sein Gut selbst zu bewirtschaften, so kann er es verpachten und sich dabei doch kontraktlich sichern, daß die Substanz des Gutes nicht darunter leidet. Bei dem Kulturzustande Preußens ist die Waldverpachtung ausgeschlossen. Dieselbe ist nur im Urwalde (z. B. im Kaukasus) anwendbar, führte aber natürlich zum völligen Ruin des Waldes.

Selbst kleine Landgüter können die erzeugten Rohstoffe weiter verarbeiten und sich den Unternehmergewinn bei der Veredelung zu Nutze machen. In der Waldwirtschaft ist dies nur in sehr großen Betrieben oder bei Association möglich.

Der Eifer der landwirtschaftlichen Beamten wird zweckmäßig durch Gewährung von Tantiémen angespornt; den Forstbeamten eine solche zu geben, ist fehlerhaft.

In der Landwirtschaft ergiebt sich der jährliche Ertrag von selbst, in der Waldwirtschaft muß er erst berechnet werden.

Die erstere wird gegen Gefahren, welche ihr bei nachlässiger Wirtschaft der Nachbaren drohen, durch das Gesetz geschützt, bei der letzteren ist dies nur unter Umständen der Fall; ob einzelne Landwirte Raubbau betreiben, kann der Allgemeinheit wie den Nachbaren gleichgültig sein; die forstliche Raubwirtschaft bedingt häufig schwere Schädigungen der Nachbarschaft. —

Fast alle vorstehend genannten Unterschiede bedingen eine ungünstige Stellung der Waldwirtschaft; doch giebt es noch einige andere und zwar zum Teil recht wichtige, welche für diese sprechen.

Der Betrieb der Landwirtschaft ist bei uns so intensiv geworden, daß eine sehr bedeutende Steigerung der rationellen Bodenausnutzung sich kaum mehr erwarten läßt. Die Forstwirtschaft hat dagegen in den Staatswaldungen kaum, in den Privatwaldungen ganz sicher nicht, einen verhältnismäßig ebenso hohen Grad der Intensität erreicht. Trotzdem kämpft die erstere einen harten Kampf um das Dasein, dem sie zu erliegen droht. Mit der extensiven Wirtschaft des Auslandes, welche Produktionskosten kaum aufzuwenden braucht, kann sie bei der Hebung des Verkehrwesens nur noch dann konkurrieren, wenn sie durch ausreichende Agrarzölle geschützt ist. Die Waldwirtschaft kann zwar ebenfalls nur unter dem staatlichen Schutze gegen ungesunde Konkurrenz gedeihen, hat aber den nicht hoch genug anzuschlagenden Vorzug, daß sie noch sehr entwickelungsfähig ist.

Die Arbeitsintensität der Waldwirtschaft ist eine beschränkte. Die Landwirtschaft braucht trotz der ausgebreiteten Anwendung von Maschinen immer noch viel mehr Arbeitskräfte wie der Wald. Unter heutigen Verhältnissen ist dies als ein entschiedener Vorzug der Waldwirtschaft zu betrachten, da die Arbeitskräfte von der Industrie aufgesaugt werden. Ebenso entzieht diese der Landwirtschaft fortdauernd mehr und mehr von dem nötigen Kapital. Bei der Waldwirtschaft bildet sich dasselbe in ganz anderer Weise aus sich selbst heraus, und ist daher jener Gefahr weniger ausgesetzt.

Die Landwirtschaft stellt im Allgemeinen an das Klima höhere Ansprüche und ist von der Witterung und Bodenausformung abhängiger wie der Wald als Ganzes betrachtet. Von anderen Gefahren ist der Wald wohl an und für sich nicht mehr bedroht wie die Landwirtschaft. Lehrt die Erfahrung scheinbar das Gegenteil, so übersieht man, daß ein großer Teil derselben nicht durch die Eigenartigkeit des Waldes, sondern durch seine fehlerhafte Bewirtschaftung bedingt wird.

Daß die Landwirtschaft den guten Boden höher auswertet wie der Wald, ist richtig; auf den ärmeren und ärmsten Böden ist jedoch ebenso zweifellos das Gegenteil der Fall, ja auf hunderten von Meilen ist die Waldwirtschaft überhaupt die allein mögliche Form der Bodenwirtschaft. Bei einem Vergleich der Rentabilität beider Wirtschaftsarten wird dies häufig außer Acht gelassen.

Der Landwirt muß seine Produkte bald verkaufen oder verarbeiten, da sie sonst minderwertig werden, der Forstwirt kann bessere Zeiten abwarten, ohne daß er auch nur die Zinsen verliert, welche der Wald zum Kapital schlägt. Die Landwirtschaft bedarf vieler Gebäude, wodurch große Kosten erwachsen, bei der Waldwirtschaft ist dies nicht der Fall.

Nach Baur hat sich die landwirtschaftliche Grundrente aus der steigenden Nachfrage entwickelt; die forstwirtschaftliche ist dagegen aus dem sinkenden Angebot herausgewachsen. —

Eben darin, daß der Wald als ein Pertinenzstück der Landwirtschaft angesehen worden ist, d. h. „als solche Sache, welche ohne Bestandteil zu sein, als Bestandteil behandelt wird," dürfen wir einen der wesentlichsten Gründe für den schlechten Zustand vieler Privatwaldungen, insbesondere der kleinen und kleinsten, erblicken.

(Oberförster Ernst Arendt-Schlesien, 1889.)

260. Lob der Tanne.

Der schöne Wald, der grüne Wald
Läßt wachsen Bäume mannigfalt:
Gewaltig sondergleichen
Stolzieren unsre Eichen.
Doch ihre Frucht ist herb und klein —
Drum sag' ich nein und aber nein!
Ich lobe mir was anders.

Die Ulme hebt sich hoch und kühn,
Die Buche treibt ein saftig Grün,
Ehrwürd'ge Bärte hangen
Am Birkenbaum wie Schlangen;
Doch ihre Frucht ist winzig klein —
Drum sag' ich nein und aber nein!
Ich lobe mir was anders.

Wie Honig süß ist Lindenduft
Beim leisen Hauch der Sommerluft;
Auch thut mich oft ergötzen
Des Eschenlaubes Schwätzen.
Allein, allein — was nutzt mir das?
Ich wünsche mir auch sonst noch was,
Ich lobe mir was anders.

Der Ahorn mit dem Fingerblatt,
Die Weide mit den Kätzchen glatt,
Wie Silber anzuschauen,
Die Erlen auch, die grauen
Und alle Bäume her und hin [Sinn.
Sind schön — doch nicht nach meinem
Ich lobe mir was anders.

Im ganzen, weiten Waldesraum
Die Krone ist der Tannenbaum,
Wächst auf wie schlanke Kerzen,
Ist grün im Mai und Märzen,
Sein Schatten dunkel, dicht und kühl,
Und treibt der Wind sein kosend Spiel,
Webt's heimlich durch den Wipfel.

Und jährlich einmal zieht er aus
Vom Walde her in unser Haus:
Da nahet sacht und leise,
Gar wundersamer Weise,
Das wonnige Christkindelein
Und segnet alle Zweigelein —
Heida! das wird ein Leben!

Da wächst und winkt uns Frucht an
Von allen Fluren ausgesucht, [Frucht,
Von allen, allen Arten,
Der Baum erblüht zum Garten;
Was Aug' und Herz ergötzen kann,
Das ist in vollster Fülle dran,
Vom Fuße bis zum Gipfel.

Zu übersehn die Herrlichkeit,
Sind hundert Lichtlein gleich bereit,
Die alles übermalen
Mit goldnen Sonnenstrahlen:
Das Aug' erträgt den Schimmer kaum —
O sei gepriesen, edler Baum,
Und der dich so gesegnet!

(Friedrich Wilhelm Grimme.)

261. Die Waldfläche der Provinz Hannover.

Die Provinz Hannover ist nächst Schleswig-Holstein der am geringsten bewaldete Landesteil der preußischen Monarchie. Im ganzen sind 602 986 ha, d. i. nur 15,8 % der Gesamtfläche dieser Provinz mit Wald bedeckt. Dies Verhältnis würde sich noch ungünstiger darstellen, wenn wir in der Lage wären, bezüglich der Waldbestockung auch nach Qualitäten zu klassifizieren. Wohl manche Fläche hat bei der Grundsteuer-Regulierung als Wald veranlagt werden müssen, die thatsächlich nur als ein fadenscheiniges Zerrbild desselben angesehen werden kann. Dies gilt besonders von einem Teile der in dem Regierungsbezirk Osnabrück belegenen, schon vor längerer Zeit geteilten vormaligen Markenforsten.

Inbetreff der Waldbestockung walten bezüglich der einzelnen Teile der Provinz die größten Verschiedenheiten ob. Während der Kreis Zellerfeld, welcher die Harzforsten einschließt, 78,9 % Waldfläche umfaßt, berechnet sich dieselbe für den Kreis Otterndorf nur zu 0,7 %; zwischen beiden Grenzen bewegen sich die Waldflächenanteile der übrigen Kreise.

Die fiskalischen Forsten umfaßten im Jahre 1876: 229 278 ha oder 38 % der gesamten Waldfläche und 6 % des ganzen Areals der Provinz. Unter den nicht fiskalischen Forsten sind begriffen 17 901 ha unter der Verwaltung der Königlichen Kloster-Kammer stehender Kloster- und Stiftsforsten, 2 921 ha provinzialständischer Forsten und 65 430 ha Gemeinde- und Genossenschaftsforsten; letztere werden durch Staatsforstbeamte verwaltet. Den Rest bilden Gemeinde-, Genossenschafts- und Privatforsten, welche bis dahin teils gar keiner, teils einer nur sehr generellen und wenig wirksamen Aufsicht der Staatsbehörden unterworfen waren.

Der geringe Anteil der Forsten an der Gesamtfläche ist größtenteils auf den Umstand zurückzuführen, daß ein erheblicher Teil der Gesamtfläche (etwa 398 856 ha), der mit Rücksicht auf seinen verschwindend geringen Nutzen für die Landwirtschaft als eigentlicher Waldboden angesehen werden kann, der Waldwirtschaft seit Jahrhunderten entzogen ist. Wo einst im Flachlande Eichen- und Buchenwälder prangten, da ist jetzt die Heide zu Hause. Allerdings wird auch deren Gebiet für die Landwirtschaft nutzbar gemacht, teils als Weidegrund für genügsame Schafrassen, teils, indem man die Heide in buchstäblichem Sinne ihre Haut (in Form von Plaggen) zu Markte tragen läßt. Zu beiden Zwecken haben die Heidbofbesitzer von demjenigen Areal, auf welchem der Pflug geht, nicht selten das Zehnfache an Wildland (Heide) nötig. Wie sich dabei die Rentabilitätsfrage gestaltet, und welche Zukunft bei diesem Raubbau dem Boden droht, ist unschwer zu beurteilen.

(Beiträge z. Kenntnis der forstl. Verhältnisse d. Prov. Hannover, 1881.)

262. Die Birke.

Dem Froste und dem Sturme, dem Blitze und selbst der Fäulnis trotzend, im Sumpfmoor wie im dürren Sande gedeihend, bedarf die zierliche, schlanke, zartgegliederte Birke nur einer Erde, ihre Wurzeln hineinzusenken. Auf den norddeutschen Grasebenen steht sie in zerstreuten Gruppen, und bildet z. B. in den holsteinischen Kreisen Rendsburg und Segeberg selbst kleine Waldungen, die fast einzig aus Birken bestehen, oder in welchen die Birke doch sehr vorherrscht, während sie im Herzogtum Schleswig nur sehr vereinzelt vorkommt. Weite, schimmernde Waldstrecken füllt sie in den Tiefthälern von Norwegen, und daselbst, wo ewiger Schnee den Kjölengrat umhüllt, klammert sie sich an die stiefmütterliche Scholle. Dort an der letzten Marke der Vegetation beugt sie sich über das Gestein wie der trauernde Genius der Pflanzenwelt, in der Hand die umgestürzte Fackel; das grünende Leben sinkt wieder in den Schooß zurück, dem er sich schwerkämpfend errungen. Es ist die Zwergbirke, deren Samen allein im Winter den Lemming und das weiße Rebhuhn nährt. Vielleicht erstreckte sich ehedem das Reich der Birke weiter hinauf als heute. Auf Island stand von alters die hohe weiße Birke im dichten Walde von dem Meeresufer bis zum Fuß der Gebirge, und warf so ein wärmendes Gewand um die damals fruchtbare Insel, von dem jetzt kaum die Folgen in Busch und Strauch zu sehen sind. Noch geht die Sage von Kohlenbrennern, die hier ihre Meiler bauten, und der Spaten braucht oft nur einige Stiche in die breitgelagerte Torfschicht zu thun, um auf Stämme von mehr als einem halben Fuß zu stoßen.

Man darf die Birke einen weiblichen Charakter nennen, obgleich jener Dichter, eingedenk des Tributs, den einst der „pädagogische Baum" von ihm gefordert, sie hart und blutdürstig schilt. In leicht geschwungener, oft anmutig geschlängelter Linie steigt der schlanke, gerundete Stamm hinauf, nach oben schwach gebogen, doch mit geschmeidiger Härte der Gewalt der Elemente widerstrebend. Grau bemooste Furchen zerreißen wohl unten die glatte, atlasartige Rinde, die aus dem Blätttergrün hervorleuchtet, „als wäre dran aus heller Nacht das Mondlicht blieben hangen." Kein mächtiger Ast tritt aus dem zähen Holz, vielmehr fällt ringsum ein zierliches Reisernetz in langen Flechten herab, das sich kaskadenartig und immer lockerer aufbaut, bis die Krone wie in einem Federbüschel endet. Da ist auch nicht Raum für des kleinen Vogels Nest, so luftig steht dies Zweigwerk da. Und nun dieser dämmernde Laubschein darüber hin, dieser zarte, durchsichtige Schleier, der immer schwebend und schwirrend die Glieder umweht! Ist es nicht, als schmiege er sich um eine Waldnymphe?

An der hangenden Birke ist es die gesenkte Gestalt und das endlose Gezitter der langgestielten Blätter, was die träumerische, selbst schwermütige Stimmung hervorruft, die diesem Baume auch den Namen der Trauerbirke verschafft hat. Eben darum ist sie bei uns, wie im Süden die Cypressen, oft ein Schmuck der Friedhöfe geworden, und in den nordischen Gegenden ist sie recht eigentlich die „Schattenspenderin der Grabhügel". Abend und Morgen sind die rechten Tageszeiten zum Ergehen im Birkenwalde; aber eine gespanntere, erhöhte Stimmung giebt das Zwielicht des Mondes. Die schattenhaft zerfließende Gestalt des Baumes, das gespenstische Weiß des Stammes regen die Phantasie geisterhaft an. Die Birke ist auch der Liebling des Lenzes. Im Vorfrühling, wenn der junge Blätterschimmer um ihre Zweige spielt, haucht die Birke wonnige, sonnige erfrischende Freude in alle Herzen; sie bringt den ersten langersehnten Gruß des wieder erwachten Lebens. Auch der Herbst hat sie lieb; das Birkenlaub färbt er in allen Tönen des Gelbs und macht die Wälder gleichsam noch einmal blühen.

Besonders geartet ist die Heidebirke. Die freien emporstehenden Äste geben ihr ein munteres Ansehen, an den weichen Habitus der Hängebirke er-

innert nur die leichte Biegung der Zweige, deren dünneres Laub geſchwätzig auseinander flattert. Heitere, man möchte ſagen mädchenhafte Grazie iſt der Charakter des Baumes, und gerne ſchwingt ſich der Dorfreigen um ſein duftiges Maigrün. Die Heidebirke erfreut wie der Anblick eines ſchöngelockten lieblichen Kindes, man denkt an lachende Blondköpfe; doch verliert ſie ſich auch eher als ihre ernſte Schweſter ins dürftige. In einzelnen Gruppen etwa inſelartig aus dem Raſengrün hervortretend, oder in weiten Ausdehnungen über eine große Fläche ſich gleichſam die Hand reichend, oder auch im Gegenſatz zur Eiche, Tanne u. dergl. giebt ſie ein wirkſames Motiv für die Landſchaft; ſo beſonders auf den holländiſchen Torfmooren, deren trübe Einſamkeit allein durch ihre Farben belebt wird. Als voller Wald iſt indeſſen dieſer Baum zu eintönig und zu geringfügig. (Herm. Maſius.)

263. Waldſegen.

Mit dem alten Förſter heut' bin ich durch den Wald gegangen,
Während hell im Feſtgeläut' aus dem Dorf die Glocken klangen.

Golden floß in's Laub der Tag, Vöglein ſangen Gottes Ehre,
Faſt, als ob's der ganze Hag wüßte, daß es Sonntag wäre.

Und wir kamen in's Revier, wo umrauſcht von alten Bäumen
Junge Stämmlein, ſonder Zier ſproßten auf beſonnten Räumen.

Feierlich der Alte ſprach: „Siehſt du über unſern Wegen
Hochgewölbt das grüne Dach? das iſt unſ'rer Ahnen Segen.

„Denn es gilt ein ewig' Recht, wo die hohen Wipfel rauſchen;
Von Geſchlechte zu Geſchlecht geht im Wald ein heilig Tauſchen.

„Was uns Not iſt, uns zum Heil ward's gegründet von den Vätern,
Aber das iſt unſer Teil, das wir gründen für die Spätern.

„D'rum im Forſt auf meinem Stand iſt mir's oft, als böt' ich linde
Meinem Ahnherrn dieſe Hand, jene meinem Kindeskinde.

„Und ſobald ich pflanzen will, pocht das Herz mir, daß ich's merke,
Und ein frommes Sprüchlein ſtill muß ich beten zu dem Werke.

„Schütz' euch Gott, ihr Reiſer ſchwank! mögen unter euren Kronen, —
Rauſcht ihr einſt den Wald entlang, — Gottesfurcht und Freiheit wohnen.

„Und ihr Enkel, ſtillerfreut mögt ihr dann mein Segnen ahnen,
Wie's mit frommem Dank mich heut' an die Väter will gemahnen." —

Wie verſtummend im Gebet ſchwieg der Mann, der tief ergraute,
Klaren Auges, ein Prophet, welcher vorwärts, rückwärts ſchaute.

Segnend auf die Stämmlein rings ſah ich dann die Händ' ihn breiten;
Aber in den Wipfel ging's wie ein Gruß aus alten Zeiten.

(Emanuel Geibel.)
† Lübeck, 6. April 1884.

264. Giftpilze.

Der augenfälligſte aller Pilze iſt der im ganzen Sommer und Herbſt unſere Wälder zierende hochrote Fliegenpilz, ein Giftpilz erſten Ranges und dabei doch unſchädlich, denn jedes Kind kennt den ſo charakteriſtiſchen Pilz und ſeine Giftigkeit

Mit dem Fliegenpilz gemeinsam wächst häufig im lichten Walde, im Birkenbusch, am Waldesrande, auf Waldwiesen, an Dämmen, in Sandgruben und auf sonstigem leicht bebuschtem Unland der Giftchampignon, den wir als unsern Giftpilz bezeichnen, als denjenigen Giftpilz, vor dem in erster Linie gewarnt werden muß und nicht genug gewarnt werden kann. Das eigenartige Gift des Pilzes ist ein furchtbar scharfes Blutgift. Ein einziger Pilz des Giftchampignons enthält ausreichend Gift zur sicheren Tötung eines Menschen, und die Wirkung des Giftes ist eine so heimtückisch langsame, daß, wenn ihre Symptome eintreten, das Gift schon im Blutkreislauf vernichtend wirkt und eine Entleerung des Magens nutzlos ist; wohl finden sich noch Pilzreste im Magen, aber ausgelaugt. Meist vergehen achtzehn und vierundzwanzig Stunden, mindestens ein halber Tag, ehe die ersten Folgen des Genusses des Giftchampignons eintreten, und der dann herbeigerufene Arzt steht vor dem trostlosen „zu spät". Kein äußeres Merkmal warnt vor dem Giftchampignon; weder auffällige Farbe, wie sie der Fliegenpilz zeigt, noch scharfer Geschmack, wie ihn die giftigen Täublinge besitzen, noch widriger Geruch, wie er der falschen Trüffel anhaftet, machen auf die Gefahr aufmerksam. Harmlos steht der weiße, grauweiße, grüngelbliche, grünbräunliche Hut auf weißem, fleischigsaftigem Stiele; ein süßlicher Geschmack und ein angenehmer Duft, zuweilen an bittere Mandeln schwach erinnernd, laden förmlich zum Genuß ein, und oft genug wandert der Pilz infolgedessen in den Sammelkorb von der Arbeit heimkehrender Tagelöhner, um sich erst nach dem Genusse als todbringender Feind zu entpuppen. Daß weder der silberne Löffel, noch die Zwiebel, im Pilzgemüse mitgekocht, durch das etwa vorhandene Gift geschwärzt werden, ist heute wohl allbekannt. Diese Schwärzung erfolgt, wenn alte Pilze mitgekocht werden, auch vom Steinpilz und vom Champignon; sie erfolgt von keinem Giftpilze, wenn nur junge Pilze zubereitet werden. Auch das Abgießen des ersten Wassers, nachdem die Pilze darin gekocht haben, entfernt das Gift der Hutpilze nicht. Nur das Gift der Morcheln wird durch das Kochen ausgelaugt und durch das Abgießen beseitigt. Ob das Gift unseres Giftpilzes durch Trocknen zerstört wird, wie das der Morcheln und Gifttrüffeln, wissen wir noch nicht.

Der Giftchampignon ahmt Figur und Farbe des wildwachsenden echten Champignons, weniger des im Beet gezogenen Champignons, täuschend nach. Beide tragen auf fleischigem Stiel einen fleischigen, farbigen Hut, dessen Unterseite mit vom Stiel zum Rande strahlenden zarten Blättchenleisten, den Lamellen, besetzt ist. Die Unterschiede zwischen beiden Pilzen sind für den Nichtkenner unwesentlich bis auf die Farbe dieser Blättchen, welche am echten Champignon, so lange er noch kuglich geschlossen ist, zart gelblichrosa sind und sich beim Ausbreiten des Hutes in dunkelrosa, rotbraun, braunschwarz verfärben, während die Blättchen auf der Hutunterfläche des Giftchampignons in allen Alterszuständen weiß oder grauweiß bleiben, sich niemals in gelbliche, bräunliche oder rötliche Farbentöne ändern. Dieser eine Unterschied ist der allein maßgebende für das große Publikum und kann nicht oft genug eingeprägt werden. Sammelt man den Giftchampignon selbst, dann sieht man, daß sein dicker Fuß in einem häutigen Säckchen steckt; erhält man ihn aber gesammelt, dann fehlt dieser Sack, und dann giebt auch der Stiel kein Merkmal ab. Form und Farbe des Hutes geben durchaus keine sichere Unterscheidung zwischen eßbarem und Giftchampignon.

Vorläufig giebt es gegen den Giftchampignon nur einen Schutz: man genieße keine im Felde oder Walde gesammelten Champignons, sondern nur die im Garten gezogenen, und von diesen ist am empfehlenswertesten die Kulturform mit auch oben braunem Hute. Bezeichnend ist, daß Vergiftungen durch auf dem Markte verkaufte Champignons bisher nicht bekannt sind; immer wurde der Todesbringer von Unkundigen selbst gesammelt oder allenfalls von dem Überfluß

an gute Freunde abgegeben. Der Todeskampf infolge einer Pilzvergiftung ist eine tagelang dauernde, entsetzliche Qual, bei welcher der Arzt nur wenig Linderung, nie Hülfe zu bringen vermag.

Vom Giftchampignon abgesehen, ist der Pilzreichtum einer Gegend ein wirklicher Nationalschatz, denn bekanntlich ist der Pilz ein wertvolles Nahrungsmittel, nicht nur ein Gaumenreiz. Es giebt wohl noch giftverdächtige oder entschieden schädliche Pilze außer Fliegenpilz und Giftchampignon, aber entweder sind diese Arten so selten, daß sie nur vereinzelt vorkommen, oder sie riechen und schmecken widerwärtig, oder sie sehen unappetitlich aus, oder ihr Gift wird durch das Kochen zerstört. Letzteres gilt bekanntlich von der Morchel. Jede frische Morchel ist giftig, aber die gekochte, vom ersten Wasser befreite Morchel ist giftlos und ein wohlschmeckendes Gemüse. —

Von ekelhaftem Geruch sind die Hartboviste, welche in jedem Herbst als Trüffeln zu Markt gebracht werden. Die echte Trüffel riecht aromatisch-weichlich, der Hartbovist dumpfig und schmeckt auch so. Niemand vermag von frischem Hartbovist eine größere Menge zu genießen; daher kommen durch ihn keine Vergiftungsfälle vor, höchstens einmal leichtes Unwohlsein nach dem Genuß. Der Unterschied ist leicht: die Trüffel ist innen und außen gleichfarbig dunkelbraun; der Hartbovist hat eine messerrückendicke braunweiße Außenhaut und ist innen schwarzbraun mit sehr feiner weißer Aderung. Durch Trocknen scheint er giftfrei zu werden.

Durch den Geschmack bemerkbar machen sich die giftigen Täublinge, in erster Linie der rote Gifttäubling, dem das Volk den bezeichnenden Namen Speiteufel gegeben hat. Täublinge sollten nie gegessen werden, da jeder eßbaren Art eine ganz ähnliche giftige gegenübersteht. Frischer Speiteufel schmeckt wie spanischer Pfeffer, und auch zubereitet bleibt er so scharf, daß eine normale Gurgel und Mundschleimhaut schon vom ersten Löffel verbrannt werden. Dadurch, daß er selbstthätig Erbrechen erregt, macht er seinen Giftgehalt selbst unschädlich. Von unappetitlichem Aussehen ist eine Reihe giftverdächtiger Pilze, indem sie auf dem Bruch schnell indigoblau werden. Hierzu gehört der Satanspilz (Boletus satanas), an dem der Name das Schlimmste ist. Der Satanspilz sieht dem Steinpilz täuschend ähnlich; aber der blaue Anbruch verrät ihn sofort. Übrigens ist es nicht sicher, ob er wirklich giftig ist. — Durch Farbenänderung seines blutroten Saftes in trübes Grün unterscheidet sich der ausgezeichnet wohlschmeckende Blutreisker von dem ähnlichen giftigen Birkenreisker, welcher durch Druck und Bruch nicht grünfleckig wird. Der Birkenreisker ist, nebenbei gesagt, auch ziemlich selten. Ausgezeichnet mundende Pilze, von vielen Feinschmeckern dem Steinpilz weit vorgezogen, sind die Rehpilze (Rehlinge oder Habichtsschwämme) welche keinen ähnlichen giftverdächtigen Verwandten besitzen. Die Oberfläche ihres meist sehr großen, flachen Hutes ist hell und dunkelbraungrau geschmitzt, die Unterseite mit zollangen, fleischigen bräunlichen Borsten — entfernt dem Rehhaar ähnlich — besetzt. Der Pilz kommt leider selten auf den Markt. Unser Hauptpilz, der Pfifferling, Eierpilz und wie er sonst noch heißt, hat allerdings einen giftverdächtigen Vetter, aber dieser ist höchst selten, sehr scharf schmeckend und durch seine hochorangegelbe Farbe kenntlich.

Wenn neuere Untersuchungen auch dargethan haben, daß die Pilze im Nährwert den Hülsenfrüchten und sogar dem Fleische nicht gleichzustellen sind, so sind sie doch höher zu stellen als Blatt- und auch als Wurzelgemüse. Denn selbst wenn man die Hälfte ihrer Eiweißsubstanzen, welche die Analyse festgestellt hat, als unverdaulich, oder nicht dem Nahrungswert der Eiweißsubstanzen entsprechend, ausscheidet, so bleibt immer noch ein hoch zu schätzender Eiweißgehalt in ihrer trockenen Substanz übrig, und der Wasserreichtum der frischen Pilze kommt weniger in Betracht, da sie nicht frisch genossen werden. (J.)

265. Die Eiche ist die Königin aller Bäume

und ihre Kennzeichen sind Stärke, Höhe und lange Dauer. Und diese Eigenschaften sind es wahrscheinlich, welche in dem althochdeutschen eih, dem mittelhochd. eich, dem angelsächsischen âc (wovon das englische oak) ihren Ausdruck gefunden haben. Andere nehmen an, daß der ursprüngliche Name sich auf die Verehrung beziehe, welche unsere Altvordern diesem Baume zollten, oder auf die Opfer, die sie unter ihm den Göttern darbrachten; sie halten sich hierbei an das altindische igjâ, Verehrung.

Die Priesterinnen der Kelten wurden Druiden genannt; dieser Name deutet, wie aus dem griechischen drys geschlossen werden kann, auf die Eichen, unter denen sie opferten. Auch Pythia verkündete ihre Orakelsprüche unter einer Eiche.

Wie allgemein bekannt, beherbergen die Wälder Deutschlands zwei verschiedene Eichen, die Sommer- und die Wintereiche. Obgleich einander sehr ähnlich, sind sie doch unschwer von einander zu unterscheiden. Schon durch ihre Haltung weichen sie von einander ab. Während jene meist weniger hoch wird und ihre Laubkrone sich horizontal entwickelt, selten aber recht dicht wird, auch eckige, knorrige Astformen zeigt, stehen bei dieser die unteren Äste fast wagerecht ab und bilden mit den oberen zusammen eine mehr rundliche Krone. Der Laie unterscheidet beide Arten leichter am Blattstiel, welcher bei der Wintereiche länger und gelb, bei der Sommereiche kurz und grün, während die Blütenstiele bei dieser lang, bei jener kurz sind.

Im Parkgarten fallen uns mehrere Eichen in das Auge, welche ein ganz anderes Ansehen haben, wie die unserer Wälder. Es sind Abarten, vorzugsweise der Sommereiche. Die Neigung der Gewächse, innerhalb festgezogener Grenzen, welche die Art bestimmen, zu „spielen," d. h. in neue Formen und Farben auszugehen — diese Veränderlichkeit bringt oft die auffallendsten Bildungen zu Wege und trägt nicht wenig dazu bei, das Interesse selbst an den uns von Jugend auf bekannten Pflanzenarten wach zu erhalten.

Dort auf dem Rasenplatze, frei stehend, zieht ein Baum unsere Aufmerksamkeit auf sich, welcher in seinem schlanken, regelmäßig-pyramidalen Wuchs an die lombardische (italienische) Pappel erinnert — die Pyramideneiche; auf jenem kleinen Hügel aber eine derselben Art angehörige Eiche von ganz verschiedenem Ansehen, da ihre Zweige erdwärts hängen. Viele andere Spielarten der Sommereiche weichen von der Stammform in der Bildung der Blätter ab. Bald sind diese löffel- oder kappenartig gestaltet, bald kraus-

gerandet, bald wellenförmig auf- und abwärts gebogen, bald kammförmig eingeschnitten. Die in ihrer Eigenart auffallendste Spielart ist vielleicht die farnblätterige. Bei ihr erscheint die Blattmasse meistens so sehr geschwunden, daß dem Mittelnerven, wie dem Nerven der Lappen nur ein schmaler, unregelmäßig eingerissener und etwas krauser Rand verblieben ist. Selbstverständlich hat diese Verminderung der Blattmasse ein schwächeres Wachstum zur Folge. Der hübsche kleine Baum eignet sich vorzugsweise zur Ausstattung des Gartenrasens.

Das Luftwäldchen schließt auch manche Spielarten ein, bei welchen die Laubfärbung in auffallender Weise abgeändert ist. Eine derselben, welche man Concordia genannt hat, besitzt glänzend goldgelbe Blätter. Eine andere Abart hat eine rotbraune, etwas ins Violette stechende Belaubung, ähnlich der der Blutbuche; bei einer anderen wieder ist die Färbung anfangs purpurn, später kupferrot, und wieder bei einer anderen mischt sich die purpurne Färbung mit einem kräftigen Violett. Bei einer ganzen Anzahl von Abarten sind die Blätter mit Weiß, Gelb oder Rot in verschiedener Weise verziert. — Welche wunderbaren Launen der Natur!

(Nach Th. Rümpler.)

Die größte Eiche auf deutschem Boden findet sich wohl im Forstrevier Wörlitz, unweit Dessau. Sie steht auf der sogenannten „Rosenwiese" dicht an der Elbe und hat einen unteren Stammumfang von $12^1/_2$, einen oberen von $9^3/_4$ m, während sich ihre Höhe auf 26 m beläuft. Ihr Alter wird auf 500—600 Jahre geschätzt; aber sie zeigt bis heute noch keinerlei Spuren von abnehmender Lebenskraft. Doch steht das Riesenkind keineswegs allein in dem Wörmlitzer Walde; es hat gar gewaltige Gespielinnen um sich, die ihm an Stattlichkeit des Wuchses nur wenig nachgeben.

In der Oberförsterei Winnefeld im Kreise Uslar (Solling) zwischen Derenthal und Karlshafen steht eine gewaltige Eiche, welche einen untern Umfang von 11 m und in einer Höhe von 7 m noch 10 m Umfang hat. In letztgenannter Höhe teilt sich der Stamm in zwei Äste, von denen jeder einzelne noch die Stärke gewöhnlicher Eichen besitzt. Der alte Riesenbaum ist unten hohl und mit Sitzbänken versehen. Der innere leere Raum hat einen Durchmesser von $2^1/_2$ m. Es können sechs Menschen bequem sich darin aufhalten. Um diesen alten Zeugen vieler Jahrhunderte vor weiterer Zerstörung zu schützen, hat man mehrere schadhafte Stellen mit Blech beschlagen und Vorrichtungen zum bessern Ablauf des Regenwassers angebracht. Diese Eiche ist noch um ein halbes Meter dicker als die Königseiche bei Priesterwitz im Kreise Ohlau in Schlesien.

Nicht weit von dem v. Thümmel'schen Rittergute Nöbdenitz befindet sich eine riesenhafte Eiche, die wohl mehr als 1000 Jahre alt sein mag. Der Stamm hat einen Umfang von 13 m, ist aber unten in mehrere Teile zerklüftet, so daß das Innere des Baumes eine Höhlung von bedeutender Ausdehnung bildet. Diesen Raum hatte sich der im Jahre 1824 verstorbene Minister v. Thümmel schon bei Lebzeiten zur Begräbnisstätte erwählt. Er ließ die Höhlung zu diesem Zweck vertiefen, ringsherum an den inneren Wänden ausmauern und überhaupt gehörig einrichten. Als er gestorben war, ließen seine Erben, seinen ausdrücklichen Bestimmungen gemäß, die Leiche hier feierlich beisetzen. Die alte Eiche soll noch jedes Jahr in alter Pracht grünen und lockt manchen Reisenden zur Betrachtung herbei.

Du hast die Eiche dein Symbol genannt; o halte fest an dem, mein Vaterland;
Es wühlt sich ihre Wurzel tiefe Bahn, ihr mark'ger Stamm strebt mutig himmelan,
Sie wanket nicht im Sturm und Wettergraus und breitet weit die grünen Arme aus.

Sie bietet Schatten und gewähret Schutz und altert nur der gier'gen Zeit zum Trutz!
Und ist mit Recht auf ihre Jahre stolz, denn fester mit den Jahren ward ihr Holz.

Und merke Vaterland, sie wirft ihr Laub, auch wenn es dürr, nicht grollend in den Staub.
Sie hält es fest, bis neu der Saft sich regt, der Frühling kommt und es zu Grabe trägt.

(Julius Sturm.)

---

266. Ein Gang durch die Forstparzellen des Hofes.

Auf unserem Besichtigungsgang untersuchen wir sofort, ob überall Bestände vorhanden sind, oder ob sich noch häßliche Blößen finden. Ich bin darüber zweifelhaft, was häßlicher aussieht, Löcher auf den Dächern der Gebäude oder diese Löcher in den Forstbeständen. Solche Lücken sind, wenn noch möglich, schleunigst auszufüllen. Untersuchen wir jetzt weiter, ob die vorhandenen Holzarten für den betreffenden Boden passen. Da kann man nicht ohne weiteres befehlen: diese oder jene Holzart will ich haben; das richtet sich nach den Bestandteilen des Bodens. Ein guter Bekannter forstete mit großen Kosten mageren Sandboden mit Buchen auf. Nach einigen Jahren waren die schönen Buchenpflanzen verkümmert, es wurde wieder Heidefeld. Ein anderer aus meiner Nachbarschaft sagte: Ich will auch Hochwald haben, gerade so gut, wie mein Nachbar, und das soll mir wenig kosten. Er ließ dann seine sämtlichen ausgedehnten Schlagholzbestände aufwachsen. Es wurde ein kurioser Hochwald; vieles starb mit der Zeit ab; es blieb nach wie vor Brennholz und nach dem Abtriebe wollten die Stämme nicht wieder ausschlagen. Welch' planloses Verfahren finden wir in unseren osnabrückischen Bauernforsten! Saatkämpe und Pflanzschulen sind eine große Seltenheit. Meilenweit holt man sich das schlechteste Material an Potten heran und könnte gutes für ein billiges selbst ziehen. Gehörige Abzugsgräben in den Bauernforsten sind wenig zu entdecken, viel weniger noch gute Durchforstungen und Aufforstungen. Daß aber die jungen Eichenbestände tapfer abgetrieben werden, davon liefern sämtliche Eisenbahnhaltestellen im Fürstentum die deutlichsten Beweise. Wir haben Aussicht für eine „helle" Zukunft in unseren Bauernforsten. Überall, wo diese Forsten an fiskalische oder rationell betriebene Gutsforsten grenzen, tritt der Unterschied deutlich zutage. Warum können wir das nicht nachmachen? Wenn man dabei bedenkt, daß uns heutigen Tages so große Hülfsmittel zu Gebote stehen: Wir haben das Gesetz zur Bildung von Waldgenossenschaften, aber wer wollte sich wohl in diesen spanischen Stiefel schnüren lassen?! Die Provinz bietet Privaten sowohl wie Genossenschaften aus dem Aufforstungs-Darlehnsfond so billige Gelder für Aufforstungen, aber wer wollte sich vom Herrn Provinzial-Forstmeister wohl seine Pläne vorschreiben lassen?! Es steht in den Provinzial- und fiskalischen Forsten eine Unmasse billigen Pflanzmaterials uns zu Gebote, aber wer wollte denn pflanzen, säen ist ja billiger! Ich sage — alles dies genau angesehen — es ist höchst betrübend, daß die Forstbestände an den Höfen im Fürstentum Osnabrück in so traurigem Zustande sich befinden!

(Hofbesitzer A. Meyer-Riemsloh, Fürstent. Osnabrück, 1884.)

267. Kulturmädchen und Holzfäller in den Harzwaldungen.

1. Wir wandern auf einer der wohlgepflegten Harzstraßen einsam durch den unabsehbaren Wald. Die zur Rüste gehende Sonne umspielt nur noch die mit Tannenzapfen dicht behangenen Wipfel der stattlichen Bäume; in den schluchtenartigen Waldthälern lagert schon der weiße Abendnebel. Das Herdengeläut, dem wir gern länger lauschen möchten, verklingt allmählich in der Ferne; nun ringsum sabbathliche Stille! Verstohlen tritt eine Rehfamilie aus dem Hochwalde zur Rechten, huscht wie ein Schatten über die Straße und fliegt dann in kühnen, eleganten Sätzen über die „Schonung“ zur Linken dem jungen Dickicht zu. Schon erhebt die Königin der Harzer Waldsänger, die Drossel, klagend und doch voll Hoffnung ihren schwermütigen, herzergreifenden Gesang, um der sinkenden Sonne einen letzten Abschiedsgruß nachzurufen. Doch was ist das? Klingt's da nicht in der Ferne wie leiser melodischer Gesang? Und ist's nicht gar ein gemischter Chor? Es kommt näher und näher: frische, fröhliche Mädchenstimmen, ohne Schule und Kunst, naturwüchsig wie der Wald ringsum und darum in dieser Harmonie mit der ganzen Umgebung nur um so ansprechender. Rein und hell, „aus voller Kehl' und frischer Brust“, singt der Sopran die einfach-schöne Melodie hinaus; der Alt entlehnt seine Stimmführung keinem bekannten Tonsatze, er hält jene, in einfachen Terzen- und Sextengängen bestehende „zweite Stimme“, wie sie das gesangfreudige Volk fast instinktiv findet, und wird darin von einer einzelnen Männerstimme kräftig unterstützt. Jetzt verstehen wir auch die Worte:

Der Jäger in dem grünen Wald
Muß suchen seinen Aufenthalt.
:: Er ging in dem Wald wohl hin und her ::
:: Ob auch nichts :: ob auch nichts anzutreffen wär'.

Ein schmaler Fußweg kreuzt unmittelbar vor uns unsere Waldstraße, und wir lassen hier die Sängerinnen vorüberziehen. Die „Kiepe“ auf dem Rücken, in den Händen das Strickzeug, verfolgen die kräftigen, gedrungenen Gestalten, aufgeschürzt bis über das Knie, festen Schrittes ihren Pfad. Fast nur gewohnt, sich und dem Walde zu singen, lassen sie sich durch unsere Gegenwart nur zu erhöhter Kraftleistung anspornen, und wir müssen ihren halb neugierigen, halb spöttischen Blick wohl oder übel als Gegengruß gelten lassen. Doch erkennen wir auch ohne Frage und trotz des Wolltuches, welches ihr Gesicht umrahmt, daß sie dem niedersächsischen Stamme angehören.

Es sind Harzer „Kulturmädchen“ mit ihrem „Kulturaufseher“. Sie haben ihre Tagesarbeit beendet und sind nun auf dem Heimwege nach ihrer Waldherberge, jenen Köten dort am Saume der Dickung.

Bald sind sie am Ziele. Im Nu sind die Kiepen abgeworfen, und wenige Augenblicke später prasselt auf dem Herde, der die Mitte der Köte einnimmt, ein lustiges Feuer. Jetzt siedet das Wasser in dem darüber hängenden offenen Kessel, nun werden Brotscheiben hineingeschnitten, etwas

Butter, Salz und Kümmel daran gethan, und das einfache Mahl ist bereitet. Dann gehen alle, die Mädchen in der einen, der Aufseher mit seinen männlichen Gehülfen in der andern Köte, zur Ruhe, um in der Frühe des nächsten Tages ihre Arbeit wieder aufzunehmen. —

Bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts überließ man es dem Walde, sich nach seinem Gefallen und seinen Kräften zu erneuern. Von der Vollsaat oder Handbesamung, mit welcher man damals die Waldkultur begann, ging man dann im Anfange dieses Jahrhunderts zur Pflanzung über.

Die Pflanzen erzieht man in sog. Saatkämpen, welche meistens in mittelhohen Beständen angelegt werden, damit die Pflänzchen Seitenschutz haben. In diesen durch eine Umzäunung gegen den Wildfraß geschützten Kämpen wird der Tannensamen in Rinnen gelegt, welche 25—40 cm von einander entfernt sind. Den Samen gewinnt man in Samendarren oder „Klängeleien" aus den am vollkommensten entwickelten und mit Mühe und nicht ohne Gefahr gepflückten Fruchtzapfen.

In einem solchen Tannengarten, der sorgfältig rein von Unkraut gehalten wird, läßt man die Pflänzchen drei bis fünf Jahre stehen. Dann werden sie mit dem Ballen ausgehoben und auf die von den Stuken gesäuberten Blößen („Haie") im Abstande von 1,2 bis 1,5 m versetzt. Am Oberharze war bis vor anderthalb Jahrzehnten ausschließlich die Pflanzung in Büscheln von 5 bis 6 Pflanzen üblich; seitdem hat man es auch hier mit der Einzelpflanzung versucht.

Bei diesen Kulturarbeiten werden vorwiegend Frauen und Mädchen beschäftigt.

Ein mit jungen Bäumchen bepflanzter Hai, eine „Schonung", gewährt im Anfange des Sommers einen eigenartigen Anblick. Aus der Ferne sieht man auf der weiten Fläche, die ein Menschenalter hindurch und länger fast nur Moose und Pilze unter den mächtigen Stämmen duldete, nichts als üppig wuchernde Gräser und Kräuter und ein buntes Farbengemisch von Blumen mancherlei Art. Doch treten wir näher, so hebt sich hie und da aus dieser scheinbaren Verwilderung ein frischgrüner Fichtenquirl mühsam heraus, und nun können wir die langen Reihen dieser hellen Sternchen weithin verfolgen. Kämpfen die zarten Stämmchen, in deren Schatten dereinst die kommenden Geschlechter wandeln werden, jetzt noch mit dem raschwüchsigen Unkraut, so können sie doch schon in einigen Jahren stolz und siegesgewiß auf dasselbe herunterſehen. Und wieder wenige Jahre später, so ist dieses von der „Jugend" völlig aus dem Felde geschlagen.

Hat der Bestand ein Alter von 15 bis 20 Jahren, so bildet er eine „Dickung." Noch ist kein überzähliger Baum herausgehauen, kein Zweig verdorrt und abgeworfen; die jugendfrischen Bäume reichen einander auf allen Seiten die Hände und verwehren dem Menschen den Eintritt und Durchgang. Aber schirmend und dicht breiten sie ihre langen, stachelbewehrten Arme über das Reh, das seinen Kälbchen hier das Bett bereitet hat, über

die lichtscheuen Sauen, die ihren Kessel hierher verlegt haben, ja sogar über den bösen Meister Reineke, der von hier auf Raub und Mord auszieht.

Doch nun ist bald der Bäume goldene Jugend vorbei. Je höher ihre Wipfel sich emporschwingen, umsomehr verkümmern die unteren Zweige, denen Licht und Raum immer spärlicher zugemessen wird. Da nimmt sich der Forstmann der struppigen Burschen an, indem er Schritt für Schritt den Forstort durchzieht, die Bäume von dem abgestorbenen Reisig befreit und die schwächeren Bäume wegschlägt, um den übrigen Luft zu schaffen. Mit dieser „Durchforstung" ist aus der Dickung ein „Stangenort" geworden.

Noch mehrmals wird bei dem fortschreitenden Wachstum eine solche Lichtung vorgenommen, und so wandelt sich die frühere Dickung allmählich in einen „hohen Ort" um, unter dessen von schlanken Säulen getragenem hohem, grünem Dache, an welchem das flinke Eichhörnchen sein affenartiges Spiel treibt, die Rinderherden friedlich dahinziehen.

Und frei und ungehindert durchwandert der Mensch den hohen Nadelwald in die Kreuz und Quere. Strauchwerk und Gestrüpp, Beeren und Kräuter, alles, was im Laubwalde den Wanderer in die wenigen gebahnten Wege weist, das ist hier längst ertötet und beseitigt; kein raschelndes Laub hemmt den fortschreitenden Fuß, unhörbar gleitet er über den weichen Mooesteppich und den mit Nadeln bestreuten Boden dahin. Und wie erquickend und balsamisch ist der zarte Duft, den die frischgrünen Spitzen und Zweige der Tannen so freigebig ausatmen! Haben nicht unsere Dichter, wenn sie von Waldesluft und Waldesduft singen und sagen, wohl vor allem den Tannenwald im Sinne gehabt? Man hat diesen einförmig und „melancholisch" genannt, und nicht ganz mit Unrecht, aber doch liegt gerade in dieser Einförmigkeit und Melancholie etwas recht Poetisches! —

2. Bekleidet mit einem vielfach geflickten, aber frisch gewaschenem Kittel aus ungebleichtem Drell und ebensolchen Beinkleidern, auf dem Kopfe eine grüne Tuchmütze mit Seitenklappen, an den Füßen derbe Schuhe unter dicken Gamaschen, auf der Schulter die scharfen Äxte und auf dem Rücken die große Waldsäge, so ziehen am Montag Morgen ganze Scharen von Waldarbeitern gemessenen Schrittes durch die Straßen der Bergstadt. Sie haben den Sonntag bei ihrer Familie in Lerbach, Riefensbeek, Buntenbock, Lonau oder Sieber verlebt und wollen nun wieder die am Sonnabend unterbrochene Arbeit aufnehmen. Ihre Frauen, welche ihnen bis zur Stadt das Geleit gegeben und ihnen den aus einem nicht enthaarten Kalbfelle kunstlos gefertigten Ranzen in der Kiepe getragen haben, in dem sie außer Pulverhorn und Eisenkeil Lebensmittel auf eine ganze Woche mit sich führen, nehmen Abschied, und schwerer noch bepackt als zuvor setzt der Waldarbeiter seinen Marsch fort, der oft noch mehrere Stunden in Anspruch nimmt. In seinem ruhigen Schritte vermag ihn auch der jetzt leise niedertröpfelnde Regen nicht zu beirren: er schlägt nur die alte Pferdedecke, welche im Walde als

Bettdecke zu dienen bestimmt ist, als Regenmantel um sich und seine blanken, neu geschärften Werkzeuge.

Suchen wir am andern Tage die Holzfäller auf ihrer Arbeitsstätte auf, so schallen uns schon von weitem, noch ehe wir die Lichtung durch die Bäume erblicken können, die wuchtigen Schläge des Fäustels, welche den spaltenden Keil („Fimmel") eintreiben, die dröhnend auf das Holz niederfallenden Axthiebe, der taktmäßige Strich der breiten Säge, das Kreischen des Sägeschärfens und das Krachen der stürzenden Waldriesen entgegen. Von der andern Seite der Hauung hallt Schuß auf Schuß dumpf herüber; dort werden die Stuken, die anders nicht zu bewältigen sind, mit Pulver aus der Erde gesprengt.

Jetzt treten wir auf den „Hai" und sehen die Verwüstung, welche die Waldarbeiter unter den stattlichen Bäumen anrichten, in der Nähe. Hier sind zwei Arbeiter beschäftigt, eine Fichte etwa $^3/_4$ m über dem Boden abzuschneiden; dort wird ein gefällter Baum gleichfalls mit der Säge in meterlange „Enden" zerstückt, und daneben werden diese mit Fimmel und Fäustel in Klüfte gespalten, nachdem mit der Axt die Äste abgehauen sind. Diese werden zu „Wasen" (Wellen) gebunden und die Klüfte in Meterbänke gelegt. Dort stehen schon ganze Reihen derselben, längere und kürzere. Andere Stämme werden nicht zerstückt, sie sollen als Schacht- oder als Bau- und Nutzholz Verwendung finden. — Die Stukenroder, denen der schwerere Teil der Arbeit zufällt, sind einen Hai weiter zurück. Dort ist das Scheit- und Knüppelholz schon zum größten Teil abgefahren, und an seiner Stelle stehen bereits viele geschickt aufgemeterte Stukenbänke.

An jenem vor dem Winde etwas geschützten Rande der Hauung, da wo das Feuer qualmt, steht die Bucht oder Köte der Waldarbeiter, mit deren Erbauung die Arbeit auf dem Hai begonnen hat. Viel Kunst und Mühe hat sie nicht erfordert: junge, armdicke Fichten sind in Kreisform in den Boden geschlagen, oben zu einem Kegel zusammengebogen, außen mit großen Stücken Baumrinde bekleidet und innen in den Zwischenräumen mit Moos verstopft. Eine niedrige, verschließbare Öffnung dient als Thür und Fenster. In der Mitte der Bucht sind Steine zu einem Feuerherde zusammengelegt, und rings um denselben herum, dicht an der Außenwand, sind breite niedrige Bänke angebracht Mit Tannenhecke, Haidekraut und einigen Moossäcken überdeckt, dienen sie besonders als Schlafstätten. — Hier um das knackende und prasselnde Feuer, dessen Rauch vergeblich zu entweichen sich bemüht, lagern sich am Abend die ermüdeten Arbeiter, bereiten sich ihre beliebte Scheibensuppe und schließen ihr Mahl mit einem Stück Brot nebst Wurst und einem Schluck Branntwein. Dann wird das Feuer von neuem geschürt, die Thür verschlossen, und bald verkünden nur noch die Atemzüge der Schlafenden, daß die Waldeinsamkeit nicht völlig ausgestorben ist.

„Wir essen ein saures Stück Brod", sagte ein alter Waldarbeiter. Und wer möchte die Wahrheit dieses Wortes abschwächen, wenn er die Alten

unter den Holzfällern, deren Rücken das Geradestrecken längst verlernt hat, mit ihren schwieligen, von tiefen Borsten durchfurchten Händen ihre schwere Arbeit verrichten, wenn er am Sonnabend sie müden Kniees ihrem Heimatdorfe zuwandern sieht? Während der Bergmann und der Hüttenmann nur ihre „Schicht zu verfahren" haben, darf der Waldarbeiter sich vom Morgen bis zum Abend keine Ruhe gönnen, wenn er seinen Lohn nicht schmälern will. Und wenn im Winter die Höhen und Gründe tief im Schnee liegen, ist er oft lange Zeit arbeits- und verdienstlos, wofern es ihm nicht gelingt, sich in der nahen Stadt mit dem Zerkleinern des Brennholzes einen willkommenen Tagelohn zu erwerben. Eins aber hat der Waldmann vor dem Berg- und Hüttenmann voraus, und es ist nicht hoch genug anzuschlagen, die unverfälschte gesunde Luft. So findet man denn auch verhältnismäßig viel mehr hochbetagte Wald- als Bergarbeiter. Auch Unglücksfälle kommen beim Holzfällen viel seltener vor, als man anzunehmen geneigt sein möchte. Der Feind, den der Waldarbeiter besonders zu fürchten hat, und der ihn auf seinem mangelhaften Lager in zugiger Köte früher oder später sicher überfällt, ist das Rheuma.

Der 73jährige passionierte „Stukenroder," den Kohl am Hahnenklee in der Nähe des Königskruges antraf und dem er in seinen „deutschen Volksbildern" ein Denkmal gesetzt hat, steht nicht so gar allein. So mancher Harzer, der von Kindesbeinen an im Walde lebte und arbeitete, verwächst nach und nach so völlig mit diesem, daß er sein Haus im Heimatsdorfe nur noch als Absteigequartier ansieht; wenn seine jüngeren Kameraden sich im Frühlinge zur ersten Waldfahrt rüsten, dann geht's ihm wie dem Zugvogel, den ein „Drang in der Brust" unwiderstehlich treibt, seinen Gefährten sich anzuschließen, er holt das außer Dienst gestellte Waldgezäh wieder hervor und fühlt sich, alle Bequemlichkeit und Wohnlichkeit verachtend, erst auf seinem Hai und in seiner Köte wieder wohl und heimisch. Die Worte jenes Waldkindes unsers Dichters sind ihm aus der Seele gesprochen:

In Waldesnacht bin ich geboren,
In Waldesdunkel stand mein Haus,
Da leb' ich einsam wie verloren
Und sehnte nimmer mich hinaus.

Den Ortschaften, welche den größten Teil ihrer männlichen Bewohner zur Waldarbeit stellen, drückt dieses Verhältnis ein eigentümliches Gepräge auf. „Wenn ich zu meiner Gemeinde reden will," sagte mir der alte Pfarrer des größten dieser Dörfer, „so muß ich sie im Walde aufsuchen." Außer einigen hülflosen Greisen sieht man in solchen Dorfteilen in der Woche nur selten ein erwachsenes männliches Gemeindeglied, und da auch die erwachsenen und heranwachsenden Töchter bei den Kulturen beschäftigt sind, so bestehen die meisten Haushaltungen nur aus der Mutter und kleinen Kindern. Fällt jener somit die Erziehung fast ausschließlich zu, so liegen ihr auch diejenigen häuslichen Arbeiten allein ob, welche in Arbeiterfamilien sonst teilweise dem Manne zukommen. Sie bestellt Garten und Kartoffelfeld allein, trägt den

Dünger in der „Butte“ auf die steilen Bergwiesen hinauf und das Heu in „Säumen“ von da herunter; sie schafft auf dem Rücken und auf dem Schiebkarren das Brennholz aus dem Walde auf den Hof; sie besorgt daneben die kleine Viehwirtschaft und findet bei so viel Arbeit oft noch Zeit, Maiblumen, Beeren und Schwämme zu sammeln und in die Stadt zum Verkauf zu tragen und für ein Strickwarengeschäft zu arbeiten.

(F. Günther-Clausthal, „Der Harz,“ Hannover 1888.)

268. Wald-Tafel.

O Thäler weit, o Höhen, o schöner, grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen andächt'ger Aufenthalt!
Da draußen, stets betrogen, saust die geschäft'ge Welt,
Schlag' noch einmal die Bogen um mich, du grünes Zelt!

Wenn es beginnt zu tagen, die Erde dampft und blinkt,
Die Vögel lustig schlagen, daß dir dein Herz erklingt:
Da mag vergehn, verwehen das trübe Erdenleid,
Da sollst du auferstehen in junger Herrlichkeit!

Da steht im Wald geschrieben ein stilles, ernstes Wort
Vom rechten Thun und Lieben und was des Menschen Hort.
Ich habe treu gelesen die Worte, schlicht und wahr,
Und durch mein ganzes Wesen ward's unaussprechlich klar.

(Joseph Freiherr v. Eichendorff.)
† 26. Nov. 1857 zu Neiße, Schlesien.

... Es stirbt das Blatt, aber seine Arbeit bleibt erhalten, es hat nicht umsonst gelebt. Die Stärke, die es im Frühlingslichte und in des Sommers Glut erzeugt hat, ist ein wesentlicher Baustoff für die neuen Lebenskeime, die im verschwiegenen Schoße der Mutterpflanze im Laufe des Sommers still heranreifen. Entweder ist es bei den einjährigen Pflanzen die Blüten- und Samenentwicklung, welche die Baustoffe verbrauchen, die die Blätter zubereitet haben, oder es sind bei perennierenden Pflanzen wie den Bäumen die schlummernden Knospen, welche zu ihrer Entfaltung im nächsten Jahre des Materials bedürfen, das die Blätter in der vorausgegangenen Vegetationsepoche erarbeitet und in den die Winterszeit überdauernden Organen gespeichert haben. Es ist wie bei den Menschen, die, wenn erwachsen auf Kosten der Eltern, nun ihr eigenes selbständiges Dasein führen, in eigener geistiger und körperlicher Arbeit sich ausbauen und vervollkommnen und dann anfangen, ihre Arbeit zum Reservefond für die Erziehung und Ausbildung junger Keime zu speichern, die der Familie stiller Schoß zur Freude der Eltern im Schutze des Hauses heranreifen läßt. Dieselbe Verjüngung überall! Wenn die Menschen entstehen und vergehen in der Sorge für die Thätigkeit um ihr eigenes Ich, so bauen sie doch unbewußt mit an einer höheren Einheit, fördern die Entwickelung des Baumes der Menschheit. Näher und verständlicher tritt jetzt das Bild von dem „Baum der Menschheit“ an uns heran, an welchem die Menschen die einzelnen Blätter sind.

(Dr. Paul Sorauer-Proskau.)

„Der liebe Gott geht durch den Wald."

Frühmorgens, wenn die Hähne kräh'n,
Eh' noch der Wachtel Ruf erschallt,
Eh' wärmer all die Lüfte weh'n,
Vom Jagdhornruf das Echo schallt,
Dann gehet leise, nach seiner Weise,
Der liebe Herrgott durch den Wald.

Die Quelle, die uns kommen hört,
Hält ihr Gemurmel auf sogleich,
Auf daß sie nicht in Andacht stört
So Groß als Klein im Waldbereich,
Die Bäume denken: „Nun laßt uns senken
Vor'm lieben Herrgott das Gezweig!"

Die Blümlein, wenn sie aufgewacht,
Sie ahnen auch den Herrn alsbald,
Und schütteln rasch den Schlaf der Nacht
Sich aus den Augen mit Gewalt,
Und flüstern leise ringsum im Kreise:
„Der liebe Gott geht durch den Wald!"

(Lebrecht Dreves.)

Pflanze zur Erinnerung an Dein Leben und Wirken auf Erden an geeigneter Stelle einen Baum. Hast Du eigenes Land, so wirst Du um den Platz nicht verlegen sein; kannst Du aber keine Scholle dieser Erde Dein eigen nennen, so suche Dir an den Wegen in vergessenen Winkeln oder auf der einsamen Haide Dein Plätzchen. Du wirst dadurch ein dauerndes Denkmal haben und ein schöneres, als die Grabsteine und Holzkreuze auf unseren Friedhöfen; denn es kommt die Stunde, da die Hand gesegnet wird, die den Baum gepflanzt hat an einer Stelle, welche von jedermann sonst vernachlässigt wurde.

(Dr. Ludwig Meyn-Uetersen.)

Ein Dorf ohne Wald ist wie eine Stadt ohne historische Bauwerke, ohne Denkmäler, ohne Kunstsammlungen, ohne Theater und Musik, kurz ohne gemütliche und künstlerische Anregung. (Prof. Riehl-München.)

„Die Wälder sind der Länder schönste Zier."

... Der größte Teil der Heideflächen ist eben absoluter Waldboden. Man ist in der Entwaldung der Heidegegenden und in der Zersplitterung geschlossener Waldkörper unleugbar zu weit gegangen, und die Landwirtschaft hat auf großen Strecken weder die Bodenproduktion einer geordneten Waldwirtschaft, noch dasjenige zu ersetzen vermocht, was die nunmehr baumlose Heide in klimatischer Beziehung verloren hat. So sind wir denn im Flachlande der Provinz Hannover auf winzige 8% Wald gesunken, die nicht einmal durchweg für Wald noch gelten können; und das auf einem Boden, der von der Natur vorzugsweise zur Holzkultur gestempelt ist, in einem Lande, wo längst Wasserstraßen und Seehandel und in neuerer Zeit Eisenbahnen und verbesserte Landwege einen großartigen Einfuhrhandel mit Holz begünstigen, während der Ausfuhrhandel jene hinausgetragenen Summen längst nicht wieder einholt.

(Forstdirektor Burckhardt-Hannover.)
* 26. Februar 1811, † Hannover 14. Dezember 1879.

Der Wald hat nicht bloß einen wirtschaftlichen, sondern auch einen sozialpolitischen Wert. Der Wald gilt in der deutschen Volksmeinung für das einzige große Besitztum, welches noch nicht vollkommen ausgeteilt ist. Im Gegensatz zu Acker, Wiese und Garten hat jeder ein gewisses Recht auf den Wald, und bestände es auch nur darin, daß er nach Belieben in demselben herumlaufen kann ... Es ist allbekannt, daß der Gedanke des Privat-Waldbesitzes bei den deutschen Völkern erst spät und allmählich aufkam. Wald, Weide und Wasser sind nach uraltem deutschen Rechtsgrundsatze gemeine Nutzungen aller Markgenossen.

Der Spruch von Wald, Weide und Wasser ist noch nicht ganz vergessen beim Volke . . . In unseren Walddörfern sind unserm Volksleben noch die Reste uranfänglicher Gesittung bewahrt, nicht bloß in ihrer Schattenseite, sondern auch in ihrem naturfrischen Glanze. Der ausstudierte Städter, der feiste Bauer des Getreidelandes, das mögen die Männer der Gegenwart sein; aber der armselige Moorbauer, der kernige Heidjer und der rauhe, zähe Waldbauer, das sind die Männer der Zukunft! Eine Nation ohne beträchtlichen Waldbesitz ist gleichzuachten einer Nation ohne gehörige Meeresküste. Wir müssen den Wald erhalten, nicht bloß, damit uns im Winter der Ofen nicht kalt werde, sondern auch damit die Pulse des Volkslebens warm und fröhlich weiter schlagen, damit Deutschland deutsch bleibe! (Prof. Riehl-München.)

Waldmorgen.

Es ist so still die Maiennacht,
So still des Waldes Hallen;
Im Grunde kühl der Bach nur wacht,
Thut still vorüber wallen.
Es nicken die Blumen leis im Traum,
Von goldenen Tagen rauscht's im Baume,
So leise, so heimlich sacht.

Und eine Glocke fern darein
Beginnet süß zu singen,
Und in dem Herzen süß und fein
Sich alle Glocken schwingen.
Das ist ein Singen, das ist ein Klang,
Das klinget und singet die Welt entlang:
Gott soll gelobet sein!

(F. A. Muth.)

Herrliche Eiche im Thal mit den himmelanstrebenden Ästen,
Viele Jahrhunderte sah'n diesen gewaltigen Stamm.
Brausend umtost sie der Sturm und es knarren die knorrigen Äste,
Aber sie trotzt dem Orkan, trotzt selbst dem zündenden Blitz.
Sieh, den rissigen Stamm bekleiden die Ranken des Epheu,
Decken das finstere Braun zierlich mit fröhlichem Grün.
Glänzende Käfer durchziehen gar eilig die grünende Wildnis,
Ameisen, bräunlich und schwarz, kommen auf kurzen Besuch.
Ruhe und Schatten gewährt die Krone den Vögeln des Waldes,
Unten in's schwellende Moos legt gern der Wandrer sein Haupt.

(F. Fr.)

. . . Und doch hat der Wald ein Herz; aber nicht Jeder fühlt es heraus. Nicht der Wald spricht zu uns, sondern wir sprechen zu ihm. Wer unter dem Einfluß der Umgebung sein Sinnen und Empfinden nicht in den Wald hineinzulegen vermag, dem ist er nur eine Sammlung von Bäumen, die Blätter und Zweige haben und gut zum Heizen und Bauen sind. Anders empfindet, wer für eine tiefere Naturbetrachtung empfänglich ist. Dem ist der Wald ein Stimmungsbild, das wechselt; ein Charakter, der sich nach den Jahreszeiten ändert, ein inhaltwechselndes Lied nach mancherlei Weisen. Denn anders zeigt sich der Wald im Frühling, wenn allgewaltig die gebundenen Lebenskräfte schwellen, um im Sommer ihren Höhepunkt zu erreichen, und anders im Herbst, wenn die Natur das sommerliche Kleid abstreift, um auf den Winter schlafen zu gehen. Heute geht ein wehmütiger Zug durch den Wald. Seine Friedhofsstille ist der Vorbote der kommenden Todesstarre. Das vergilbte Blatt, das zu unseren Füßen niederfällt, deutet es an: die leise Ahnung der erlöschenden Kraftfülle, das Vorgefühl der herannahenden herbstlichen und winterlichen Jahreszeit. Die Wehmut des Abschiedes schleicht sich hinein in das Herz des Waldes und inniger und friedvoller geht es drinnen her. Es ist ein eigener Reiz, diese Resignation im Naturleben, der sich dem Wanderer mitteilt und dem er, je länger er demselben ausgesetzt ist, um so vergeblicher zu widerstehen sucht. . . .

(Dr. Ernst Voges-Hannover, „Eine Harzreise.")

Der sterbende Wald.

Fühlt der Wald zum Sterben sich bereit,
Holt er aus der Truh' sein Hochzeitskleid,
Prangt in Gold, erglänzt in Scharlachrot, —
So geschmückt erwartet er den Tod.

Und die Sonne lächelt seiner Pracht,
Gleich als wär' er neu vom Lenz erwacht,
Doch sein Lenz ist fern, nach kurzem Glanz
Tanzt der Sturm mit ihm den Totentanz.

Hei, wie saust's und braust's dann im Reviere:
Wie zerfährt der Blätter bunte Zier!
Kaum ein leiser Klageton erschallt, —
Und gestorben ist der grüne Wald.

(Prof. Gustav Pfarrius.)
† Köln, 15. August 1884.

Der Jäger Abschied.

Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?
Wohl den Meister will ich loben,
So lang' noch mein' Stimm' erschallt.
Lebe wohl,
Lebe wohl, du schöner Wald!

Tief die Welt verworren schallt,
Oben einsam Rehe grasen,
Und wir ziehen fort und blasen,
Daß es tausendfach verhallt.
Lebe wohl,
Lebe wohl, du schöner Wald!

Was wir still gelobt im Wald,
Wollen's draußen ehrlich halten,
Ewig bleiben treu die Alten,
Bis das letzte Lied verhallt.
Lebe wohl!
Schirm' dich Gott, du schöner Wald!

(Joseph Freiherr v. Eichendorff.) (J.)

---

269. Der Tanne Sturmlied.

Die Eichen ächzen, vom Sturm entlaubt,
Die Tanne schüttelt ihr düstres Haupt;
Aus ihrem Zweiggeflecht hervor
Dringt laute Mahnung an mein Ohr:

„Noch sind wir jung, noch sind wir stark,
Noch strotzt der Leib von Saft und Mark,
Noch streben stolz wir himmelan,
Als ob keine Hand uns fällen kann.
Doch sieh' umher! im weiten Kreis
Liegt Blatt an Blatt und Reis an Reis,
Und mancher Riese, des Waldes Ahn,
Ruht tot, entwurzelt auf dem Plan. —
Einst kommt die Zeit, sie ist nicht weit,
Dann endet Streben, Sturm und Streit;
Dann legst du dich, zum Sterben krank,
Auf deine letzte Ruhebank;
Der Sturm wirft mich, wie einst den Ahn,
Entwurzelt wieder auf den Plan;
Aus mir bereitet man den Schrein,
Zur Ruhe legt man dich hinein.
An unsrer Statt, im selben Streit,
Ein neu' Geschlecht, eine andre Zeit,
Die alte Predigt — Vergänglichkeit."

Die Eichen ächzen, vom Sturm entlaubt,
Die Tanne schüttelt ihr düstres Haupt.

(Joh. Hinr. Fehrs-Itzehoe.
* 10. April 1838.

---

270. Die Heilighaltung der Wälder

war keine vereinzelte Erscheinung in der den germanischen Völkern innewohnenden Hinneigung zu den Waldungen. Wie neben der ernsten und religiösen Gemütsrichtung der Sinn für Recht eine zweite hervorstechende Seite der Deutschen bildete, so zog auch die letzte Eigenschaft gleich der ersten unsere Vorfahren nach dem Walde hin. Der Wald und die Bäume waren dazu ausersehen, die Stätte für Religion und Recht zu bilden. Konnten sie höher geadelt werden?

Grimm nimmt an, daß das alte Gericht nie anders gehalten wurde, als im Freien, unter offenem Himmel im Walde, unter breitschattenden Bäumen. Das Motiv hierzu hat wohl in dem Gedanken gelegen, daß die Hegung des Gerichts nicht durch künstliche Vorrichtungen von Luft und Licht, von dem unmittelbaren Einblick der Gottheit in die Herzen der Menschen getrennt sein solle. Noch Hans Sachs scheint einer solchen Anschauung gefolgt zu sein, wenn er von den Dorfgerichten singt:

Solch' Kunst achten wir Dorfleute nicht,
Besitzen doch unser Gericht
Unter dem Himmel, bei der Linden.

Die Zahl der Bäume, unter denen Richter und Urteiler das Recht fanden, jener auf einem Stein oder Hügel, diese neben einen Baum, war meist drei oder sieben, in Übereinstimmung mit der Zahl der Urteiler, deren in der Regel sieben, oft auch nur drei sein mußten. Nicht alle Bäume wurden für würdig erachtet, Richter und Urteiler unter ihre Schatten aufzunehmen. Zwei Arten von Bäumen waren es, unter denen vor anderen die alten Volksgerichte sich zu versammeln pflegten: Linden und Eichen. Andere Bäume werden seltener als solche genannt, die den Gerichtssitz einfaßten. Indeß kommen auch vor nach Grimm: die Tanne, der Nußbaum, die Birke, der Hagedorn; wogegen es an Beispielen zu fehlen scheint, daß Gerichte unter Apfelbäumen gehegt würden.

Auch die Todesstrafe pflegte durch Aufhängen an einem Baum vollzogen zu werden, und Tacitus erwähnt dies namentlich als eine Strafe des Verrats. Indeß grüne Bäume durften auf diese Weise nicht entweiht werden, sondern nur laublose und dürre.

Indem die Haine und heiligen Bäume dazu ausersehen waren, die geweihte Stätte für alle diese Handlungen zu bilden, tritt die ethische Bedeutung des Waldes in der Denkungsweise unserer Vorfahren nur noch mehr hervor.

Wie unter den karlingischen Kaisern die heiligen Haine geschlossen und der Besuch derselben behufs des Gottesdienstes verboten wurde, so wurde unter ihnen auch der Versuch gemacht, die Gerichte aus dem Walde zu entfernen und unter Dach und Fach zu bringen. In den Grenzstädten, die nach römischer Verfassung entstanden waren, mochte die neue Einrichtung leicht Eingang gefunden haben; was dagegen das platte Land betrifft, so wissen wir, daß das Landvolk noch Jahrhunderte lang an der väterlichen Sitte festhielt, seine Volksgerichte (Markgerichte, Landgerichte, Dorfgerichte) unter freiem Himmel und dem Schatten der Bäume abzuhalten, bis nach dem Eindringen der fremden Rechte und der Besetzung der Gerichte mit gelehrten Richtern allmählich die Volksgerichte selbst verschwanden, und damit auch der alte Brauch aufhörte.

In den alten hannoverschen Provinzen Göttingen (Oberwald) und Kalenberg (Land zwischen Deister und Leine) waren die Landgerichte am Leineberge bei Göttingen und auf dem Baumgarten bei Lauenrode die letzten höheren Volksgerichte.

Die noch heutzutage übliche Sitte unserer Landgemeinden, unter Linden und Eichen auf dem Thie zusammenzutreten und Beschlüsse zu fassen, ist ein schwaches Überbleibsel der alten Einrichtung. (Schatzrat Dr. König-Hannover.)

IV. Im Moor und auf der Heide.

271. Das Moor und seine Kultivierung.

Als Moor (Bruch, Ried, Moos, Moosbruch, Filz) bezeichnet man einen Boden, welcher ganz oder zum überwiegenden Teil aus Wasser und den mehr oder weniger verwesten Resten meist an Ort und Stelle gewachsener abgestorbener Pflanzen besteht. Die Hauptmasse ist das Wasser, denn ein mit Winterfeuchtigkeit gesättigter roher Moorboden kann bis zu 94 % seines Gewichtes an Wasser enthalten. Das Wasser bildet auch, dem Gewicht und dem Volumen nach, den größten Teil des in Kultur befindlichen, also für die Kultur genügend entwässerten Moores. So fand Professor Fleischer-Bremen in der oberen Moorschicht von 100 Gewichtsteilen an Wasser im Hochmoor von 65 bis 83 %, von 100 Raumteilen von 41 bis 87 %; in Dammkulturen zu Cunrau 75 bezw. 65 %. Hinsichtlich seines Wasserfassungsvermögens übertrifft der Moorboden alle übrigen Bodenarten, allerdings steht ein Wasserüberschuß der Kultivierung derselben im Wege, wenn auf der andern Seite der Moorboden auch sehr viel Wasser nötig hat, um den landwirtschaftlichen Gewächsen einen zusagenden Standort gewähren zu können. Versuche zeigten, daß bei einem Wassergehalt der oberen 5 cm starken Schicht eines (nicht besandeten) Moores von 60 % der Mooracker für Hafer und Roggen schon zu trocken war. — Zieht man den oben erwähnten Wassergehalt ab, so bleibt die aus den Resten abgestorbener Pflanzen bestehende Masse übrig. Auf ein Kubikmeter mit Wasser gesättigten Boden kommen nach Fleischer an trockenen festen Stoffen: bei Heidesandboden etwa 1200, Marschboden (Thonboden) 800 und bei einem Moorboden 90—250 kg.

Vorbedingung für die Entstehung der Moore ist also das Vorhandensein von stagnierendem Wasser, und es können daher Moore nicht nur im Tieflande, sondern auch im Gebirge entstehen, falls nur eine ringsumschlossene Bodensenkung mit undurchlässigem Untergrunde den Abfluß des Regenwassers verhindert. Es giebt dann der auf dem ursprünglichen Boden sich bildende Pflanzenwuchs nach seinem Absterben den Nährboden für die kommenden Pflanzengeschlechter, die ihrerseits wieder vergehen und der teilweisen Verwesung anheimfallen, um neuen Geschlechtern Platz zu machen. Dadurch wächst das Moor immer mächtiger an, erhebt sich vermöge der Haarröhrchenanziehungskraft selbst über den ursprünglichen Wasserspiegel, indem es sich wie ein Schwamm vollsaugt, und hört erst mit diesem Wachstum auf, wenn eine auf natürlichem oder künstlichem Wege hervorgerufene Entwässerung die Lebensbedingungen der Moorpflanzen untergräbt.

Die Beschaffenheit eines Moores wird in erster Linie durch die Natur der Pflanzen bestimmt, welche sich an seiner Bildung beteiligt haben, und weiter durch den Verwesungs-Zustand, in welchem die abgestorbenen Pflanzen sich befinden. Die Pflanzen, deren Zersetzungsprodukte den festen Teil unserer Moore ausmachen, sind außerordentlich verschieden. Während gewisse Moorböden, die man gewöhnlich als „Hochmoor" bezeichnet, in allen ihren Schichten im wesentlichen nur die Reste von heidekrautartigen Gewächsen, von Wassermoosen (Sphagnum) und von den der Verwesung äußerst hartnäckig widerstehenden Wurzelstöcken einer Cyperaceenart, des Eriophorum vaginatum („Wollgras") enthalten, fehlen diese Pflanzen in andern Mooren (den sogenannten „Wiesen- oder Rasen-, Niederungs- oder Grünlandsmooren") gänzlich, und statt ihrer finden wir Überbleibsel von andern Cyperaceen, von Phragmites, Hypnum-Arten und Reste verschiedener Holzarten; wieder andere lassen die letztgenannten Pflanzenreste nur in ihren untersten Schichten erkennen, während darüber ein aus Heide-

pflanzen, Sphagnen, Eriophorum gebildetes Moor lagert. Je nachdem die Wachstumsbedingungen für diese oder jene Pflanzen-Reihen günstiger waren, bildete sich „Hochmoor" oder „Niederungsmoor" und es läßt sich daher der weitere Satz aufstellen: Die Beschaffenheit eines Moor's richtet sich nach der Beschaffenheit des Untergrundes, auf dem es aufgewachsen ist, und nach der Beschaffenheit der Zuflüsse, welche die moorbildenden Pflanzen von außen her erhalten haben. Dieser Satz bietet eine völlig ausreichende Erklärung für die Entstehung so verschiedenartiger Moore, wie wir sie in Deutschland vorfinden.

So wuchs der größere Teil der weit mehr als 100 Quadratmeilen umfassenden nordwestdeutschen Hochmoore auf einem Boden auf, welcher ursprünglich sich nicht wesentlich von den weit ausgestreckten, mit Heide bewachsenen Sandebenen unterschied, wie wir sie z. B. im Lüneburg'scheu jetzt noch antreffen: Schwach wellige Flächen, bestehend aus einem feinkörnigen, weißen, unfruchtbaren, hervorragend kalkarmen Sand, gerade noch feucht genug, um heidekrautartigen Pflanzen, ferner Moosen und harten Gräsern ihr Wachstum zu ermöglichen. Es waren die anspruchlosesten und zwar durchweg kalkfeindliche, sowie harte, schwer verwesbare Pflanzen, welche diese Moorart bildeten und derselben ihre charakteristischen Merkmale: Armut an Pflanzennährstoffen, vornehmlich an Kalk, und sperrige, fasrige Beschaffenheit mitgaben.

Überall da, wo der sterile Sanduntergrund besseren Bodenarten Platz machte, wo beispielsweise erratische Gerölle oder aus Flüssen mitgeführte, an Pflanzennährstoffen reichere Felsarten oder Gletschermoränen den Boden mit Kali, Phosphorsäure und namentlich mit Kalk anreicherten, und ferner an Stellen, denen ein natürlicher Wasserlauf zeitweise fruchtbares, kalkhaltiges Wasser zuführte, änderte sich mit der Natur der moorbildenden Pflanzen auch der Charakter des Moores. So finden wir in den Gegenden, in welchen die vorhin geschilderten „Hochmoore" durch ein Bach- oder Flußbett unterbrochen werden, zu beiden Seiten des Wasserlaufs stets einen Moorstreifen von ganz anderer Beschaffenheit, welche sich auch durch die veränderte Vegetation — es treten Gräser an die Stelle des Heidekrauts — bemerklich macht. Hier war es die Durchtränkung des Bodens mit den nährenden Bestandteilen des fließenden Wassers, welche das üppige Wachstum von Rohr und Gräsern, von holzartigen Pflanzen, kurz von Gewächsen ermöglichte, die größere Ansprüche an den Boden machen, aus demselben weit beträchtlichere Mengen an Pflanzennährstoffen in sich aufnehmen, und deren abgestorbene Pflanzenmasse weit leichter sich zersetzt als die Moose und das Eriophorum der „Hochmoore." Diese Art von Moor weist daher im Innern stets weniger unzersetzte Pflanzenteile auf, als die Substanz der Hochmoore, sie besteht aus amorpher, fast humusartiger Pflanzenmasse, in der verhältnismäßig wenig erkennbare Pflanzenreste sich vorfinden. Letztere treten zwar in etwas größeren Mengen in solchen Mooren auf, welche fortwährend sehr stark von Wasser durchtränkt sind, aber eine genügende Entwässerung reicht dann meist aus, um die unverwesten Pflanzenreste in kurzer Zeit zu humifizieren.

Führte der Wasserlauf größere Mengen von suspendierten Stoffen, so zeigt sich die Moormasse häufig durchschossen von mineralischen Bodenarten: Sand oder Lehmschichten. Entstammte das hinzutretende Wasser kalkreichem Boden und hielt es daher viel Kalk in Lösung, so finden sich nicht selten im Untergrund des von ihm getränkten Moores, oder auch zwischen demselben eingelagert, mehr oder weniger mächtige Schichten von kohlensaurem Kalk. („Wiesenkalk", „Wiesenmergel", „Alm".) War das zufließende Wasser stark eisenhaltig, so bildeten sich Ablagerungen von Eisenocker und Raseneisenstein. In solchen Fällen findet man wohl auch die erhaltenen Pflanzenreste des Moores mit einer eisenrostähnlichen Hülle umkleidet, auch bilden sich dann häufig aus dem Eisen des Wassers und der Phosphorsäure der verwesten Pflanzen phosphor-

säurereiche Verbindungen: Blaueisenerde oder Vivianit, wie wir sie gar nicht selten in diesen Mooren antreffen, und die, wo sie einen größeren Prozentsatz der Moorsubstanz ausmachen, eine Phosphorsäuredüngung unnötig machen. Eine unliebsame Erscheinung hatte der Zutritt eisenhaltigen Wassers in denjenigen Mooren zur Folge, wo es mit schwefelsaurem Kalk (Gyps) zusammenkam. Unter dem sauerstoffentziehenden Einfluß der verwesenden Pflanzenmasse fand dann eine Umbildung dieser Stoffe statt, als deren Endprodukt Doppelt-Schwefeleisen (Schwefelkies, Wasserkies) entstand. So unschädlich dieser Stoff ist, so lange er in den unteren Moorschichten ruht, so verhängnisvoll kann er werden, wenn er durch Abgraben der oberen Moorschichten oder durch Aufbringen des Grabenauswurfs auf die Mooroberfläche mit der Luft in Berührung kommt. Er verwandelt sich dann durch Sauerstoffaufnahme in schwefelsaures Eisenoxydul und Schwefelsäure, zwei Stoffe, welche bei der Menge, in der sie bisweilen vorkommen, jede Vegetation vernichten.

Während Heide-Moos-Moore, entsprechend den meist gleichbleibenden Bedingungen, unter denen sie entstanden, eine sehr gleichmäßige Zusammensetzung aufweisen, wechselt letztere bei den unter den verschiedensten Verhältnissen gebildeten graswüchsigen Mooren in sehr weiten Grenzen. So berechnet Fleischer aus seinen Untersuchungen, daß enthalten sind auf 1 ha Fläche bis zur Tiefe von 20 cm:

	Stickstoff:	Kali:	Kalk:	Phosphorsäure:
Heidehumus	2880 kg	100 kg	840 kg	240 kg
Moostorf	1450 „	54 „	450 „	72 „
Graswüchs. Moor	12500 „	500 „	20000 „	1250 „
In der Mitte stehendes Moor	7200 „	72 „	3600 „	720 „

Die große Überlegenheit der graswüchsigen Moore über die Heide-Moos-Moore ist aus diesen Zahlen klar ersichtlich. Selbstverständlich sind derartige Differenzen von erheblichstem Einfluß auf den Fruchtbarkeitszustand, das Düngerbedürfnis der verschiedenen Moorbodenarten, sie können aber in der praktischen Moorkultur nur dann die verdiente Berücksichtigung finden, wenn man durch die chemische Untersuchung von dem Gehalt des zu kultivierenden Moorbodens Kenntnis gewonnen hat.

Erwähnt wurde schon, daß die Art der moorbildenden Pflanzen außerordentlich verschieden ist, je nachdem der Boden oder die zutretenden Wässer größere Mengen von Kalk enthielten oder nicht. Dementsprechend läßt eine Übersicht über die zahlreichen von der Moor-Versuchsstation ausgeführten Untersuchungen deutlich erkennen, daß es der Kalkgehalt ist, welcher das charakteristische Unterscheidungsmerkmal zwischen den verschiedenen Moorbodenarten bietet. Hiernach kann man die Moore in zwei Hauptgruppen zerlegen, von denen die erstere unter 0,5% die andere über 2,5% (auf Trockensubstanz berechnet) an Kalk enthält. Zu der ersteren, der Gruppe der kalkarmen Moore gehören in erster Reihe die als Hochmoor oder als Heide-Moostorf-Moore bezeichneten, dann aber auch gewisse eigentümliche Moorbildungen, über deren Entstehungsweise wir noch nicht genügend aufgeklärt sind; zu der Gruppe der kalkreichen Moore sind die früher als graswüchsige (Niederungs-Wiesen, Grünlands- oder auch Bruch-)Moore bezeichneten zu rechnen. Die Unterscheidung nach dem Kalkgehalt bietet insofern einen praktischen Nutzen, als sie in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle erkennen läßt, ob zum Zweck der Kultur einem Moor Kalk zugeführt werden muß oder nicht.

Die als zwischen den graswüchsigen und den Heide-Moos-Mooren stehend bezeichneten Moore kommen besonders im südlichen Deutsch-

land vor. Ferner ist dahin die Mehrzahl der sogenannten Gebirgsmoore (Riesengebirge, Harz, Thüringen, Eifel, Hohe Venn, Schwarzwald u. s. w.) zu rechnen. In sehr großer Ausdehnung finden sich derartige Moore in der schwedischen Provinz Smaland. Sie verdanken ihre Entstehung wohl vornehmlich untergegangenen Nadelholzwäldern, heidekrautartigen Pflanzen und Moosen. Abgesehen von ihrem höheren Kalkgehalt pflegt auch ihr Stickstoffgehalt höher, und ihr Zersetzungszustand günstiger zu sein als der der Heide-Moostorf-Moore.

Nirgends im Deutschen Reiche bedecken die Moore so ausgedehnte, zusammenhängende Flächen als in den Küstenstrichen zwischen der Elbe und der holländischen Grenze, besonders an beiden Seiten der Ems, dieses echten Moorflusses. In einigen Bezirken, z. B. im vormaligen Amte Lilienthal bei Bremen, bestehen 80 % der Gesamtfläche aus Moorboden. An diesen Moorflächen sind im wesentlichen die hannoverschen Regierungsbezirke Stade, Osnabrück und Aurich und das Herzogtum Oldenburg beteiligt, und zwar hat der

Reg.-Bez.	Stade	rund	200000	ha	Moor, d. i.	29 %	der Ges.-Fläche;
„	Osnabrück	„	128000	„	„	„	20½	„	„
„	Aurich	„	76500	„	„	„	24½	„	„
Herzogtum	Oldenburg	„	100000	„	„	„	18½	„	„

Zusammen: 504500 = ca. 90 Quadratmeilen.

Nach Dr. Prestel-Emden bedeckt das Hochmoor in Ostfriesland eine Fläche von 12½ Quadrat-Meilen. Die Größe des Aremberg'schen Moores, soweit es zwischen dem Hümmling, der Hunte, Leda und Ems eine zusammenhängende Fläche bildet, beträgt 28 Quadrat-Meilen. Auf dem linken Ufer der Ems sind dann noch das Bourtanger Moor und der Twist mit einem Flächengehalt von 25 Quadrat-Meilen. Das Areal des Moores zu beiden Seiten der Ems beträgt mithin 65½ Quadrat-Meilen.

Am günstigsten erscheinen die Verhältnisse in dem Reg.-Bez. Stade. Die vielfachen Gewässer in Verbindung mit den hergestellten Kanälen, die benachbarten Städte Hamburg und Bremen haben einen lebhaften Torfhandel hervorgerufen, der dem Kolonisten die erforderlichen Mittel in die Hände gab, um die Urbarmachung mit Erfolg zu betreiben. Weniger günstig erscheinen die Verhältnisse der Moorkolonien Osnabrück, wo besonders die Grafschaften Bentheim und Lingen und das Herzogtum Aremberg-Meppen reich mit Moor gesegnet sind. Obgleich die dortigen 28 Kolonien zum größten Teil schon im 17. und 18. Jahrhundert begründet worden sind, so zählen sie gegenwärtig doch noch nicht über 9000 Einwohner, mit etwa 6700 ha kultiviertes Land. Die Entwickelung ist eine langsame, die stellenweise sogar eine rückläufige Bewegung angenommen hat. Die Verhältnisse sind äußerst dürftig, und nicht selten ist die Not so groß, daß die öffentliche Mildthätigkeit in Anspruch genommen werden muß. Ein freundlicheres Bild zeigt die ebenfalls hierher gehörige Kolonie Papenburg a. d. Ems, die 1860 städtische Rechte erhalten hat und damals 780 Wohnhäuser mit drei Kirchen und 5400 Einwohnern zählte. Die urbar gemachte Fläche betrug ca. 2000 ha, die unkultivierte etwa ebensoviel. In einer vorteilhafteren Lage befinden sich die ostfriesischen Kolonien, da sie durch Kanäle mit der Ems verbunden sind und ihren Torf nach den Städten, Ziegeleien und den Ortschaften der Marsch selbst bis zur Weser hin transportieren können. Nach einer älteren Ermittlung wohnten in den 19 Fehnkolonien der Landdrostei Aurich, die teils von der Regierung, teils von Privatgenossenschaften im 17., 18. und 19. Jahrhundert angelegt worden sind, 13233 Menschen in 2340 Häusern. Inzwischen dürfte die Kultivierung hierorts schon weitere Fortschritte gemacht haben. Im Herzogtum Oldenburg endlich sind nach der 1878 vorgenommenen Ermittlung 27000 ha in nachhaltig dauernde landwirtschaftliche Kultur genommen worden und 73000 ha befinden sich noch im unkultivierten Zustande. Von der letzteren Fläche mögen durchschnittlich jährlich 6500 ha zum vorübergehenden Fruchtbau nach Brandkultur dienen, während der Rest als Viehweide, vorwiegend Schafweide (Heidschnucken) und zur Torfgewinnung benutzt wird. Von den nachhaltig kultivierten Moorländereien werden 19500 ha im Grünen als Weiden und Wiesen benutzt und 7500 ha mit Hackfrüchten genutzt. Auf den durch Brandkultur zum Fruchtbau benutzten Moorflächen von 6500 ha wird bei weitem überwiegend Buchweizen gebaut. Aus den angeführten Zahlen dürfte zu entnehmen sein, daß trotz der langen Zeit, welche einzelne Mooransiedlungen schon hinter sich haben, im allgemeinen und im Verhältnis zu der Gesamtmoorfläche das meiste noch zu thun übrig geblieben ist

Die bei weitem größere Hälfte der nordwestdeutschen Moore verharrt noch im Urzustande und wartet noch auf das erlösende Wort, um befreit zu werden von dem Fluch der Unfruchtbarkeit, und um einbezogen zu werden in den Bereich der Arbeit und Kultur.

An verschiedenen Arten der Moorkulturen sind die folgenden zu nennen.

1. Die Verfehnung, aus Holland stammend, bestehend in der Anlage von Schiffahrtskanälen mit Inwiken (kleineren Zweigkanälen), in der Abtorfung und Verwertung der Moormasse als Brenntorf, in der Vermischung der vorher zurückgelegten obersten Schicht des Moores, der Bunkerde, mit dem Sanduntergrunde und in der regelrechten Beackerung dieses Bodens.

2. Die Brandkultur, bei der dieselbe Moorfläche 3—12 Jahre hintereinander abgebrannt wird, um dann 30—40 Jahre lang zu ruhen, ehe sie von neuem in Angriff genommen wird. Es ist diese Art und Weise der Nutzbarmachung aber als „Raubbau" zu bezeichnen, weil nicht nur die Erträge von Jahr zu Jahr zurückgehen, und auch das zum zweiten Male, also nach der angegebenen Ruhezeit, wieder in Benutzung genommene Moor längst nicht wieder so ertragreich ist wie das erste, noch jungfräuliche Moor, sondern weil auch überhaupt das Getreide, welches man in die noch warme Asche des Moores säet, nämlich Buchweizen und Hafer, sehr unsichere Erträge liefert. Ob ferner der allbekannte und gehaßte Moorrauch (Höhenrauch), der von den brennenden Moorflächen aufsteigt und weithin die Luft verpestet, den Blüten des Getreides und des Obstes in den umliegenden Bezirken schadet, ist wissenschaftlich noch nicht entschieden, jedenfalls ist er aber eine arge Belästigung für Hunderttausende, ja Millionen von Menschen und hat seinerseits ganz besonders dazu den Anstoß gegeben, daß in der Neuzeit eine anderweitige Nutzbarmachung der Moorflächen angestrebt wird. Bei den großen Moorgemeinheiten, in denen diese Moorflächen gewöhnlich liegen, ist ferner ein vernünftiger Fruchtbau deshalb nicht möglich, weil nach den altüblichen Bestimmungen nach dem Abernten der Sommerfrucht der Weidegang eintritt, also eine Bestellung mit Winterfrucht unmöglich gemacht ist.

Zu diesen beiden älteren Kulturarten trat später zunächst

3. Rimpau's Sanddeck(Moordamm-)kultur, bei der Gräben bis in den unter dem Moore liegenden Sanduntergrund eingeschnitten werden, und der so gewonnene Sand auf die benachbarten Moorflächen geworfen und, ohne ihn mit dem Moore zu vermischen, beackert wird. Diese Bebauungsart, bei der die guten Eigenschaften von Sand und Moor vereinigt werden, liefert, wenn richtig angewandt, sichere, gute Ernten, sie ist aber nur dort anwendbar, wo der Sanduntergrund nicht zu tief unter der Mooroberfläche ansteht, und es ist auch darauf zu achten, daß der Sand grobkörnig und möglichst eisenfrei ist.

4. Die reine Moorkultur, welche in der Bestellung des nicht mit Sand gemischten Moores besteht und im Bremischen schon seit langer Zeit in Anwendung ist. Diese Kultur hat in der Neuzeit aber ganz hervorragend an Bedeutung gewonnen, nachdem — ganz besonders durch die Forschungen und Versuche der Moorversuchsstation in Bremen — die geeignete Entwässerung und Düngung der Moorflächen wissenschaftlich festgestellt ist. Die Düngung besteht dabei in der Zufuhr von Stickstoff (durch Chilisalpeter), Kali (durch Kainit), Phosphorsäure (durch Thomasschlacke) und Kalk (durch Ätzkalk) und kann dabei durch geeignete Fruchtfolge (Stickstoffsammler!) wesentlich eingeschränkt werden. Des Weiteren wird auch Seeschlick auf das Moor gebracht, der aber mit der Zeit versinkt und deshalb nach mehreren Jahren wieder erneuert werden muß.

Die Erträge, welche auf den nach dieser neueren Weise bestellten Versuchsfeldern erzielt werden, sind ganz ausgezeichnete. So wurden auf einem mit Seeschlick gedüngten Versuchsfelde am Ems-Jade-Kanal (Ostfriesland) pro 1 ha geerntet 370 Ctr. Kartoffeln bezw. 900 Centner Runkelrüben bezw. 1030 Ctr. rote Rüben, und auf den Versuchsfeldern bei Gr.-Fullen (Meppen) vom Moorroggen das 10- bis 11fache Korn. Bei den unter

Leitung der Moorversuchsstation zu Bremen in den Ortschaften Langenhausen, Klenkendorf, Augustendorf und Wolfsbruchmoor (im Reg.-Bez. Stade) im Jahre 1890 ausgeführten Düngungsversuchen haben sich folgende Erträge ergeben. Auf bereits seit längerer Zeit in Kultur befindlichem Hochmooracker wurde an Roggen bei Verwendung von Kainit, Thomasschlacke und Chilisalpeter 2000 bis 3000 kg Korn auf 1 ha, oder $12^1/_4$ Centner pro Morgen geerntet. Auf gemergeltem Hochmoorboden brachten Erbsen 2000 bis 2600 kg, im Durchschnitt 2300 kg Korn oder $11^3/_4$ Centner pro Morgen. Pferdebohnen und Kapuzinererbsen 2180 bis 3025 kg oder 13 Centner pro Morgen. Das Erbsenstroh erreichte eine Länge bis zu 260 cm. Auf *unkultiviertem* oder durch Brennkultur ausgeraubtem Hochmoorboden wurden nach vorausgegangener Mergelung und mit Kunstdünger bei ungünstiger Witterung 16450 bis 19500 kg Kartoffeln geerntet. Mit Kainit und Thomasschlacke gedüngte Wiesen lieferten 30 Centner Kleegrasheu pro Morgen.

Die Besucher der Bremer landwirtschaftlichen Ausstellung im Juni 1891 werden mit großem Interesse die sehr instruktive *Zusammenstellung* der Versuchsresultate der *Moorversuchsstation* (Prof. Dr. Fleischer) besichtigt haben, die einen Überblick gab über das große Arbeitsfeld, welches die Station mit wachsendem Erfolg bearbeitet hat und noch bearbeitet. Besonders zahlreich sind entsprechend ihrer Bedeutung die *Düngungsversuche* angestellt worden, und zwar sowohl als Feldversuche im Großen, wie auch als Topfversuche.

Im allgemeinen konnte durch diese Versuche sicher konstatiert werden, daß sowohl den nie gedüngten, aus der Heide umgebrochenen, wie den ihrer Heideschicht durch Abmullen beraubten, und endlich auch den durch Brennkultur ohne Düngung genutzten *Hochmooräckern* nach vorausgegangener Kalkung oder Mergelung bei alleiniger Verwendung von Kalisalz, Phosphat und Chilisalpeter hohe Erträge an Kartoffeln und befriedigende Erträge an Roggen abgewonnen werden können. Schon bei Verwendung von 100 kg Kali und 100 kg Phosphorsäure pro Hektar neben der nötigen Stickstoffzufuhr sind die Ernten in den meisten Fällen sehr befriedigend. Durch eine Steigerung der Kali- und Phosphorsäuregabe bis zu einer Grenze, welche auf den verschiedenen Feldern verschieden ist, können allermeist noch Mehrerträge gewonnen werden, jedoch pflegt der Ertrag nicht in gleichbleibendem Verhältnis zur Mehrzufuhr zuzunehmen.

Eine Vermehrung der *Kaligabe* über 200 kg pro Hektar hinaus hatte in den meisten Fällen keinen Mehrertrag zur Folge. In einzelnen Fällen wurde der höchste Ertrag erst bei 250 kg, in anderen bereits bei 100 und 150 kg erzielt. Eine Schädigung des Ertrages durch die größeren Kalimengen wurde bei Kartoffeln weder im ersten, noch im zweiten Jahre beobachtet, dagegen bei Roggen im ersten Jahre auf einem Felde mit Sicherheit festgestellt; von derselben wurde Korn und Stroh gleichmäßig betroffen.

Von *Phosphorsäure* genügten in der Mehrzahl der Fälle 100 kg pro Hektar, um den größten Ertrag hervorzubringen; nur ganz vereinzelt mußte zu diesem Zwecke die Gabe auf 150 kg gesteigert werden. Eine Verstärkung der Phosphorsäure über das Optimum hinaus hatte häufig eine beträchtliche Ertragsverminderung zur Folge.

Eine Gabe von 15—30 kg *Stickstoff* pro Hektar hatte nur in vereinzelten Fällen einen befriedigenden Erfolg. Um einen Maximalertrag herbeizuführen, bedurfte es meist einer Düngung mit 60 kg und auf vielen Feldern eines solchen mit 75 kg für Kartoffeln. Bei Hafer und Roggen genügten in allen Fällen 60 kg. Eine Steigerung der Stickstoffgabe über das Optimum hinaus brachte nur in seltenen Fällen eine Ertragsschädigung hervor.

Hinsichtlich ihres Bedürfnisses für Kali-, Phosphorsäure- und Stickstoffdüngung verhielten sich die verschiedenen Bodenformen verschieden. Im großen und ganzen läßt sich sagen, daß auf den vorher gebrannten Böden das Weglassen eines dieser Nährstoffe die Ernte am wenigsten schädigte.

Von den nicht gebrannten Böden erwies sich der seiner Heideerdeschicht beraubte Moostorfboden hervorragend dankbar für Kali- und Phosphorsäurezufuhr, während auffallenderweise sein Stickstoffbedürfnis geringer war, als das der meisten nicht „abgemullten" Böden.

Das auffälligste und interessanteste Ergebnis der fraglichen Versuche ist die Feststellung des außerordentlich geringen Phosphorsäurebedürfnisses des gebrannten Hochmoorbodens. Ohne Phosphorsäuredüngung brachte derselbe im ersten Jahre annähernd ebenso hohe Kartoffelernten als bei Zufuhr von Phosphorsäure. Im zweiten und dritten Jahre nahm der Abstand zwischen den Erträgen der ohne und mit Phosphorsäure gedüngten Parzellen zwar zu, aber noch im dritten Jahre blieben die bloß mit Kali und Stickstoff gedüngten Kartoffeln nur um 24% hinter dem Maximalertrage zurück. Dagegen schädigte das Ausbleiben der Phosphorsäuredüngung im zweiten Jahre dem Roggen sehr erheblich; jedoch erwies sich auch dieser immer noch gegen Kali und Stickstoffdüngung dankbarer, als gegen Phosphorsäurezufuhr.

Je längere Zeit die Hochmooräcker nach dem Brennen sich selbst überlassen bleiben, je stärker sie wieder mit Heidewuchs und Heideerde sich überziehen, um so mehr nimmt ihr Bedürfnis für Phosphorsäuredüngung wieder zu.

Die Topfversuche ergaben, nach Professor Fleischer's Mitteilungen, „daß, entsprechend den Ergebnissen der Feldversuche mit Kartoffeln, auch Hafer, Gerste und Bohnen auf dem gebrannten Moore ohne Phosphorsäure ganz oder annähernd ebenso hohe oder noch höhere Erträge als mit Phosphorsäuredüngung gaben, während dieselben Früchte auf nicht gebranntem Moor ohne Phosphorsäurezufuhr fast versagten. Erbsen auf gebranntem Moor wurden durch Phosphorsäuredüngung entschieden günstig beeinflußt, gaben aber auch ohne dieselben einen viermal höheren Ertrag als auf dem nicht gebrannten. Von den zu den Versuchen benutzten Moorböden enthielt bei gleichem Gehalt an Gesamtphosphor zwar der gebrannte Boden mehr an fertiggebildeten (unmittelbar in Salzsäure löslicher) und namentlich an in schwächeren Agentien: Essigsäure, Kohlensäure, löslicher Phosphorsäure, aber die betreffenden Mengen standen in einem ganz andern Verhältnis zu einander, wie die aus beiden Bodenformen assimilierten Phosphorsäurequanten und wie die auf beiden Böden geernteten Mengen an Trockensubstanz." (J. nach Verschiedenen.)

---

272. Moor-Tafel.

Dat Moor.

De Vorrn bewegt sik up un dal,
Als gingst du lang's en böken Bahl,
Dat Water schülpert eine Graff,
De Grasnarv bewert up un af;
Dat geit hendal, dat geit tohöch,
So lisen as en Kinnerweeg.

Dat Moor is brun, de Heid is brun,
Dat Wullgras schint so witt as Duun,
So week as Sid, so rein as Snee:
Den Hadbar reckt dat bet an't Knee.

Hier hüppt de Pock in't Reth hentlank,
Un singt uns abends sin Gesank;
De Voß de bru't, de Wachtel röpvt,
De ganze Welt is still un slöppt.

Du hörst din Schritt ni, wenn de geist,
Du hörst de Rüschen, wenn du streist,
Dat levt un wevt in't ganze Feld,
Als weer't bi Nacht en anner Welt.

Denn ward dat Moor so wit un grot,
Denn ward de Minsch so lütt to Mod:
Wull weet, wa lang he doer de Heid
Noch frisch un kräfti geit!

(Klaus Groth-Kiel)

Plinius-Rom († 79 n. Chr.) berichtet, daß die Friesen den mit den Händen aufgerafften Wasserschlamm mehr an der Luft als an der Sonne trockneten und sich desselben sowohl zum Kochen, wie auch zum Heizen bedienten. Wahrscheinlich hat man derzeit aus morastigem Schlamm und Kuhmist, auch wohl von letzterem allein, eine Masse hergestellt, die, durch die Luft und an der Sonne trocken gemacht, als Feuerungsmaterial verwendet wurde. Das in Friesland und anderen holländischen Gegenden gewöhnliche Torfbaggern dürfte wohl die älteste Methode der Torfgewinnung sein; von wirklichem Torfgraben berichtet die friesische Geschichte erst in späteren Zeiten. Nachforschungen haben ergeben, daß man schon vor dem 12. Jahrhundert das Torfgraben in den Niederlanden ausübte, und das der Moraste als etwas vorteilhaftes angesehen wurde. Um das Jahr 1215 erfand man erst recht die Art, wie Torf gegraben werden müsse, und etwa gegen das Jahr 1230 wurde das Torfgraben in den Niederlanden allgemeiner. So wie sich nun die Bevölkerung und der ausländische Handel vermehrte, verbesserten sich auch die Torfgräbereien, die man regelmäßiger anlegte, und im Jahre 1380 trieb man Handel mit dem Torf, für den man bis 50 Stüber für 50 Körbe zahlte. Außer Friesland blieb der Torf jedoch noch immer eine seltsame und unbekannte Sache. Selbst im 17. Jahrhundert war er noch nicht allgemein bekannt, daher Platerius († 1614) in seinem Naturalienkabinet zu Basel einen holländischen Torf als eine Seltenheit aufbewahrte und die Liebhaber der Naturgeschichte sehen ließ. Im holländischen gewannen die fehnmäßigen Torfgräbereien rasch an Ausdehnung und im Anfange des 17. Jahrhunderts wurde die erste Fehnkolonie im Groningen'schen (Sapmeer) angelegt, die schnell emporblühte und bald zu einem solchen Grade der Schönheit und des Flors stieg, daß sie die Bewunderung und Aufmerksamkeit der Reisenden erregte.

(J. C. Freese, „Über die Fehne oder Torfgräbereien, 1789.")

„Im nächsten Frühjahr werden 500 Familien aus Oberdeutschland, besonders aus der Pfalz, hier eintreffen, und es ist Sr. Majestät ernstlicher und besonderer Wille und Befehl, daß solche zum Anbau der bekanntlich überall und vornehmlich auf dem Rücken der Herzogthümer vorhandenen, theils fast wüst liegenden und theils bei ihrer Entlegenheit oder Oberflächlichkeit bisher doch nur zu magerer Viehweide oder etwa zum Torfstechen unzulänglich genutzten Heiden und Mohrten gebraucht und ansässig gemacht werden sollen, von denen die Hälfte in Flensburg und Gottorf untergebracht wnrden sollen." (Aus einem Reskript der Königlichen Rentekammer zu Kopenhagen an den Amtmann zu Gottorf, vom 24. Januar 1761.) — In demselben Jahre entstanden die 14 Moorkolonien zu Prinzenmoor, Sophienhamm, Friedrichsgraben, Friedrichsholm, Christiansholm, Juliansebene, Königshügel, Königsberge, Friedrichsanbau, Friedrichsau, Friedrichsfeld, Friedrichsheide, Friedrichsneuland und Friedrichswiese, mit zusammen 274 Familien. — Doch sehr bald traten traurige Zustände ein; so berichtet schon im Jahre 1763 ein Christian Trags, Namens der Übrigen, ein Gesuch an den Geheimen Rath Baron v. Berensdorf in Kopenhagen, „für sie beim Grafen Molk zu sprechen, der für das bedrängte Häuflein etwas thun könne, um sie aus ihren Kümmernissen zu retten. Alle diese Seelen, so auswärts litten, riefen täglich zu des Vaters Licht um Hülfe."

Nebelbild aus Muffrika.

Wenn des Lenzes warme Strahlen
Grün und bunt die Fluren malen,
Geht der Sohn der Emſerlande
Mit dem glüh'nden Feuerbrande
In die ausgedörrten Moore,
Wo der Froſch nur ſingt im Chore,
Wo nur Lerch' und Kiebitz niſten,
Heid' und Vorſt das Daſein friſten, —
Legt mit brandgeſchickter Hand
Feuer an ſein Vaterland.

Wenn der Moorfürſt ſo gefrevelt,
Wenn rings Alles kohlt und ſchwefelt,
Wenn im Nebel liegt die Landſchaft,
Freut ſich mächtig die Verwandtſchaft;
Doch wir, die wir draußen wohnen,
Können Freude nicht betonen,
Denn der Atem bleibt uns ſtehen,
Und die Sonn' iſt kaum zu ſehen,
Und manch' braver Unterthan
Fühlt nach ſeinem Riechorgan.

Höhenrauch, gedenk' ich deiner,
Wird mir ſchon die Sehkraft kleiner,
An der Wimper hängt 'ne Thräne,
Selbſt die Naſe — notabene!
Und die Feder ſtockt im Krampfe
Von dem penetranten Dampfe;
Laß mich erſt mal tüchtig nieſen,
Dann will ich mein Opus ſchließen;
Hoffentlich iſt's morgen klar —
Bis zum Lenz im nächſten Jahr!

Bei keiner Bodenmelioration erfolgt die ſichere Rente ſo ſchnell, als bei der Moorkultur.

(Gutsbeſitzer Sombart-Ermsleben, Mitgl. d. Abgeordnetenhauſes.)

Sehr oft mühet man ſich ab, eine unfruchtbare Sandſcholle in beſſere Kultur zu ſetzen, füllt die geringſten Vertiefungen des Feldes mit Erde aus oder ſchafft eine alte Hecke fort, während man den dicht daneben liegenden reichen aber ſumpfigen Bruchboden in ſeiner urſprünglichen Beſchaffenheit läßt.

(Dr. Karl Sprengel, 1835.)

Zur glücklichen Hebung „des Schatzes" iſt nicht blos der Beſitz einer Moorfläche und der Wunſch, recht hohe Erträge daraus zu ziehen, erforderlich, ſondern ganz beſonders auch Vorſicht, Umſicht, tüchtige Arbeit und, was nicht verſchwiegen werden darf, einiges Anlagekapital.

(Profeſſor Dr. M. Fleiſcher-Bremen, 1887.)
* Kleve, 2. Januar 1848.

Der Staat hat die Verpflichtung, mit der Moorbeſiedelung, ſowie ſich zeigt, daß Erfolge erzielt werden, dann auch möglichſt raſch vorzugehen. Und ganz beſonders liegt eine moraliſche Verpflichtung zu einem umfaſſenden beſchleunigten Vorgehen für den Staat in Oſtfriesland vor, damit dort auch die im vorigen Jahrhundert gegründeten Siedelungen, welche ſich nicht erfolgreich entwickelt haben, und den angrenzenden Gemeinden zur Laſt fallen, umgeändert und lebensfähig gemacht werden. Der Staat hat ferner nicht nur ein Recht, ſondern auch die ernſteſte Pflicht, mit der Beſiedelung der Moore kräftigſt vorzugehen, weil hierin zugleich ein Beitrag zur Löſung der weltbewegenden ſozialen Frage liegt. (Landesdirektor Frhr. v. Hammerſtein-Hannover, 1890.)

Im Hinblick auf die Art und Weiſe der Entwäſſerung und auf die Kanäle, wodurch man — dem Sandboden und zum Teil auch dem Lehmboden gegenüber — in der Lage iſt, je nach Dürre und Feuchtigkeit im Frühjahr und im Sommer die Feuchtigkeit im Moorboden feſtzuhalten bezw. zuzuführen — hat man, freilich in einer etwas zu großen Schwärmerei für die Moorkultur, ſchon das Bild der

Zukunft so gezeichnet, daß die Geestbewohner dann in's Moor ziehen werden, um dieses zu beackern und dafür die schlechte Geest aufzuforsten. Mit Freuden ist es zu begrüßen, daß der Staat kräftig mit der Moorkultur vorgehen will, nachdem seitens der Provinz Hannover unter schwierigen Verhältnissen die erste, erfolgreiche Anregung gegeben ist! Nur der Staat hat die Mittel und ist in der Lage, die Sache im großen zu führen und weite, jetzt fast ertragslos ruhende Flächen der menschlichen Kultur zu erschließen.

(Oberpräsident R. v. Bennigsen-Hannover, 1890.)

Sind der Staat oder Privatunternehmer die geeignetsten Kolonisatoren der Moore? Im großen und ganzen müssen wir uns zu Gunsten des Privatkapitals entscheiden; der Staat ist nur in einem verhältnismäßig kleinen Teile der besiedelungsfähigen Moorflächen der Grundeigentümer und in diesem natürlich auch der gegebene Kolonisator, im übrigen aber ist die Moorkolonisation eine Aufgabe für praktische Geschäftsleute, nicht für Büreaukraten, wobei es sehr wünschenswert ist, die bäuerlichen Mooreigentümer selbst zu Mitunternehmern der Besiedelung zu machen. Das wesentlichste Erfordernis dürfte sein, daß Niederlassung und Urbarmachung möglichst mit modernen großkapitalistischen Mitteln und einer entsprechenden Organisation durchgeführt werden. Man kann nicht mit Hilfskräften, mit denen im Mittelalter Weide und Wald kultiviert wurden, im neunzehnten Jahrhundert Wüsten in Bauerndörfer umschaffen. Im Hinblick auf die Geschichte der Moorbesiedelung muß vor derartigen Neigungen gewarnt werden. So notwendig und wünschenswert es ist, daß die Hauptmasse der heutigen Ansiedler bäuerlichen Standes ist, so unzweifelhaft ist es auch, daß hiermit erhebliche, in der Schwerfälligkeit und Mittellosigkeit des Kleinbetriebes liegende Gefahren verbunden sind. Es darf daher im Anfange nicht zu viel in die Hände des einzelnen Ansiedlers gelegt werden, sondern es muß in der Form des Großbetriebes, durch ein weitgehendes Zusammenwirken zwischen dem Kolonisten und dem kapitalkräftigen Kolonisator, dem ersteren sein Kolonat möglichst bald in den Zustand einer fertigen Wirtschaft gebracht werden. Hierbei wird das neue Rentgutsgesetz sich jedenfalls wirksam erweisen. . . . Es handelt sich hauptsächlich darum, durch eine Vereinigung im Volksleben vorhandener wirtschaftlicher und persönlicher Kräfte, vor allen solcher organisatorischer Natur, auf bestimmte Punkte ein Beispiel für das platte Land zu schaffen, auf das Wirtschaftsleben desselben einzuwirken. Zu einer derartigen im großen wirkenden „inneren Kolonisation" wird im Nordwesten Deutschlands die Moorkultur vielleicht die letzte Gelegenheit bieten. Hat doch Friedrich der Große einmal in bezug auf seine Moorkolonisationen gesagt: „Es muß die faule und schläfrige Haushaltung des Landmannes durch neues Blut korrigiert und dem Lande ein Exempel besserer Wirtschaft gegeben werden."

(Dr. Alfred Hugenberg, „Innere Kolonisation im Nordwesten Deutschlands". 1891.)

Nach ziemlich genauer Annahme besitzt Preußen mindestens 2 Mill. Hektare Moorboden (1 Quadratmeile = 5500 Hektar). Reduziert man dieselben als mit Erfolg kulturfähigen Niederungsmoor auf die Hälfte, dann stellt sich für diese folgendes wirtschaftliche und finanzielle Kalkül heraus. Die Meliorationskosten veranschlagen wir zu 500 Mk. einschließlich aller Nebenausgaben, Wasserregulierungen ꝛc., ergiebt 500 Mill. Mark; den nachhaltigen Reinertrag pro Hektar kultivierten Moorbodens auf 60 Mk., den bisherigen Ertragswert auf 10 Mk. pro Hektar; dann ergiebt sich ein Mehrertrag für die Kulturen von 50 Mk., mithin für 1 Mill. ha: jährlich 50 Mill. Mk., oder, zum 20fachen Betrage kapitalisiert von einer Milliarde Mark! Bringt man hiervon die Meliorationskosten in Abzug, so verbleibt ein Nettogewinn

von $^1/_2$ Milliarde Mk., um welchen Betrag sich das preußische Nationalvermögen in kurzer Zeit vermehren kann. Zur Beschaffung der Meliorationskosten dienen uns das Gesetz vom 1. April 1879 betr. die Bildung von Wassergenossenschaften, und dasjenige vom 13. Mai 1879, betr. die Errichtung von Landeskultur-Rentenbanken, als willkommene Hilfsmittel. Leider hat letzteres Gesetz noch keine allgemeine Einführung erfahren; mehrere Provinziallandtage sind mit der so wünschenswerten Errichtung dieser Banken noch nicht vorgegangen.

(Gutsbesitzer Sombart-Ermsleben, Mitglied d. Abgeordnetenhauses.) (J.)

---

273. Das Moorbrennen und die Fehnkultur.

1. Als ein Mittel, den großen Hochmoorflächen wenigstens einigen wirtschaftlichen Nutzen abzugewinnen, ist es schon seit alten Zeiten gebräuchlich, in trockner Frühlingszeit Strecken dieses Bodens anzuzünden um die oberste Schicht „abbrennen" zu lassen und in die Asche den Buchweizen zu säen. Dieses „Moorbrennen" war in alten Zeiten die einzig übliche „Moorkultur". Die ersten Anfänge fallen bereits in das 12. Jahrhundert. Eine Verordnung aus dem Jahre 1583 spricht von dem Moorbrennen in der Gegend des jetzigen Regierungsbezirks Osnabrück wie von einer uralten Gewohnheit; doch erkannte man damals die Folgen der jetzt so schädlich gewordenen Brandkultur noch nicht. Die im Jahre 1788 von der Münster'schen Regierung gegründeten 20 Moorkolonien konnten daher langsam zu einem gewissen Wohlstand kommen, weil ihnen ungeheure Flächen zur Verfügung standen. Die Kolonisten machten reiche Buchweizenernten, benutzten die grünen Flächen zu Schafweiden, und konnten, von keiner Konkurrenz eingeschränkt, sich ein gewisses Absatzgebiet für Torf sichern. Bald jedoch kamen die Kolonien immer mehr herunter, und sind im Laufe der letzten 50 Jahre fast ziemlich verarmt. Das Moorbrennen verbreitete sich zu Anfang des 18. Jahrhunderts über alle größeren Moorgebiete Ostfrieslands, Lingens, Münsters, Osnabrücks, Oldenburgs, Bremens. In den Emsmooren wurde noch zu Anfang der 80er Jahre des laufenden Jahrhunderts jährlich eine Fläche von etwa 30 bis 40 000 Morgen zur Brandkultur benutzt. Diese Kultur bietet viele interessante Vergleiche mit der Plaggenwirtschaft der Geest. Zweifellos bedeutete das Brennen für die Hochmoore einen Gewinn: waren sie vorher landwirtschaftlich ganz nutzlos, so traten sie nunmehr aus ihrer bisherigen Bedeutung als unbetretbares Ödland heraus, und gaben bei äußerst geringfügigen Bestellungsungskosten eine gute Buchweizenernte. Eine durchgreifende Kultivierung der Hochmoore war jedoch durch das Brennen nicht zu erreichen, indem vor allen Dingen das nötige Viehfutter dadurch nicht gewonnen werden konnte, und in der That hat man auch niemals reine Brandfruchtbauwirtschaften zu errichten geradezu beabsichtigt. Es kam hinzu, daß erstens die Ernte auf den gebrannten Moorflächen durch einen nassen Sommer regelmäßig zu Grunde ging, und daß man zweitens in den 30er und 40er Jahren unseres Jahrhunderts die Wahrnehmung machte, daß die Erträge mit jeder Brennperiode abnahmen, daß es eine immer längere Brachzeit kostete, bis die obere abzubrennende Heidehumusschicht sich erneuerte, und daß die Ernten immer unsicherer wurden.

Um das Jahr 1710 wurde die Brandkultur durch den Pfarrer Bolenius-Holzhausen in Ostfriesland eingeführt, welcher zu dem Zweck den Fehnbauer Jan Kruse aus Wildernauk im Groningen'schen (Holland) herüberkommen ließ. Im Jahre 1759 sollen (nach Freese) in den ostfriesischen Amtsbezirken Aurich, Esens, Friedeburg, Stickhausen und Leer 30—40 000 Tagewerke Buchweizen auf dem Hochmoore gebaut worden sein.

Im Jahre 1870 bildete sich, vorzugsweise auf Anregung von A. Lammers-Bremen ein „Verein gegen das Moorbrennen", der eine erhebliche praktische Wirksamkeit aber nicht gezeigt hat, wenn von ihm auch manche fördernde Anregungen ausgegangen sind. So war er der Vorläufer, der im Jahre 1876, vorzugsweise auf Veranlassung des landwirtschaftlichen Ministers Dr. Friedenthal und seines Ministerial-Direktors Dr. Marcard (geb. 1826 zu Hannover) gebildeten Zentral-Moorkommission, welche als ein beratendes Organ des landwirtschaftlichen Ministeriums in's Leben gerufen wurde. Der Thätigkeit dieser Kommission verdankt auch die im Jahre 1877 zu Bremen unter Professor Dr. Fleischer's (und Dr. Salfeld's) Leitung errichtete preußische Moorversuchsstation ihr Entstehen. Dieselbe ist dem preußischen Ministerium für Landwirtschaft unterstellt und hat um die Hebung der Moorkultur die größten Verdienste sich erworben. Eine der vielen wohlthätigen Folgen ihrer gesegneten Wirksamkeit ist auch der durch Professor Dr. Grahl in Berlin im Jahre 1883 begründete „Verein zur Förderung der Moorkultur im deutschen Reiche", der eigene periodische „Mitteilungen" bei Paul Parey in Berlin herausgiebt und der für den in Rede stehenden Gegenstand viel Segensreiches wirkt.

Eine wesentliche Vorbedingung für die Kultur der Emsmoore war das im Jahre 1871 (wesentlich durch Marcard's Mitwirkung) begonnene Vorgehen der preußischen Staatsregierung, in die westlich der Ems liegenden Hochmoore ein großes Kanalnetz zu legen, welches in wenigen Jahren die Ems mit den holländischen Kanälen verbinden wird. Die fertigen Kanalstrecken wurden der linksemsischen Kanalgenossenschaft zum Betrieb übergeben. Von nicht geringer Bedeutung für die dortige Moorkultur wird die in der Ausführung begonnene Kanalstrecke Dortmund-Emshäfen werden, so daß — im Rückblick auf alle diese Maßnahmen — mit Recht gesagt werden kann, daß in den jüngsten 12—15 Jahren für die Moorkultur Nordwestdeutschlands mehr gethan worden ist, als in mehreren Jahrhunderten der früheren Zeit.

2. Die Fehnkultur ist uns von den betriebsamen Holländern überkommen. Der Name Fehn, holländisch Veen, stammt von dem plattdeutschen Venne, welches der alte Name für Moor ist; zur nähern Bezeichnung setzt man noch ein Wort vor Fehn, z. B. Hoogeveen (das hohe Fehn), Westerfehn, Schwartefehn u. s. w. Alle Fehne haben das Charakteristische und sind auch nur dadurch herstellbar, daß sie entweder mit der See oder meistenteils auch mit einer großen Stadt entweder direkt oder indirekt durch einen Kanal in Verbindung stehen, welcher an seiner Mündung ins Meer durch eine große Schleuse oder Siel geschlossen werden kann, zu dem doppelten Zweck, um zur Ebbezeit und bei östlichen Winden das überflüssige Wasser ins Meer zu entlassen, aber auch, um bei hoher Flut das Eindringen des Meerwassers zu hindern.

Die ältesten Fehne wurden alle dort angelegt, wo die Natur selber schon eine Wasserverbindung mit dem Meere oder dem Absatzorte geschaffen hatte. Dies ist häufig der Fall, weil alle Moore hoch liegen und eine Menge Wasser nach den niedrigern Gegenden entlassen, welches, indem es die natürlichen Vertiefungen des Bodens aufsucht, sich allmählich zu einem Abzugskanal gestaltet, der ein „Tief" (holländisch diep) heißt. Erst die spätern Fehnanlagen mußten mit einem Kanale nach dem auszubeutenden Moore durchbrechen, und ein solcher ist dann schnurgerade, während jene natürlichen Dieps allerlei Windungen zeigen.

Bei der Anlage eines Fehns sieht man darauf, daß das Moor nicht zu tief liegt, und man sucht deshalb gerade solche Moore auf, deren Oberfläche aus einer 2—4 Fuß dicken Lage eines leichten, leicht zerreiblichen Torfs besteht.

Der alte Moorschriftsteller J. C. Freese beschreibt 1789 den Fehnbau in folgender Weise. Sollte eine Wildnis zum Fehnbau angelegt werden, so mußte der Unternehmer für einen schiffbaren Kanal an und in dieselbe sorgen.

Das wilde Moor, welches mit Wasser sehr durchsetzt war, wurde mit kleinen Gräben durchzogen. Da, wo der Hauptkanal hinkommen sollte, wurde der erste Graben etwa 2—3 Fuß tief und breit angelegt, dann 10 Ruten von demselben zu beiden Seiten kleinere Gräben gezogen, um das Wasser beim Graben des Kanals zur Seite zu leiten. Diese drei Gräben wurden alle 5 Ruten durch Quergräben verbunden, wodurch dem Moor mehr Festigkeit gegeben wurde. Alljährlich fand eine Erweiterung und Vertiefung dieser Gräben statt. Nachdem nun das Moor eine gewisse Festigkeit erlangt hatte, ging man mit der Anlegung der Kanäle vor. Auf der Knallinie wurden im ersten Jahre zwei Pütten oder Spitt (ein 7 bis 10 Fuß weiter Raum) grauer und eine Pütte schwarzer, im zweiten und dritten Jahre je vier Pütten grauer und schwarzer Torf gegraben. War das Moor abgegraben, so wurde der Kanal gezogen, der öfters 10, 12 bis 14 Fuß tief herausgeholt werden mußte, wovon manchmal die Rute 10 Reichsthaler und mehr kostete. Ein solcher Hauptkanal erhielt 24 bis 34 Fuß obere und 12 bis 24 Fuß untere Breite im Boden und pflegte im Sommer eine Wassertiefe von 1—3 Fuß zu haben; unter 3—4 Jahren wurde kein Hauptkanal fertig: bei gutem Moor und günstiger Witterung verteilte man die Arbeit dahin, daß man alljährlich ausschneidet, die erste und zweite Erweiterung nachholt, und so jedesmal an die 90 Ruten in Arbeit hat. Weil aber der zuletzt gegrabene Torf zu weit von dem Wasser kommt, so kann ein rascher Ausschnitt nur durch teure Preise oder durch die Güte des Torfes bedingt werden. Wenn nun der Hauptkanal fertig war, so wurde das nunmehr in Anschnitt gebrachte Moor verafter-erbpachtet. In der Regel wurden Abteilungen von 20—25 Ruten an dem Hauptkanal breit und 50 Ruten lang, mithin zu einem Quadratinhalt von 1250 Quadratruten, gebildet. Auf diesen Abteilungen wurden jährlich 2—3 Pütten Torf gegraben, so daß eine solche Abteilung in 16, 20—25 Jahren vollständig ausgegraben war. Alle vier Jahre können durch die Verlängerung des Hauptkanals vier neue Abteilungen oder Torfgräbereien zu der angegebenen Größe, abgesehen von den Torfgräbereien, die an den Nebenkanälen hinzukommen, ausgethan oder angelegt werden. Um die Entfernung des Torfs vom Hauptkanal möglichst zu verringern, legte man Nebenkanäle an, die 16—32 Fuß obere und 12—14 Fuß untere Breite im Boden haben. Durch die Beseitigung des weißen und Ausgraben des schwarzen Torfs kam man auf den Untergrund, der, soweit er zum Lagern des Torfs in Anspruch genommen werden mußte, nicht kultiviert wurde, sonst aber, „mit aufgeschossenem Sande, Dünger, Kley und Gassenkot, welches alles zu Schiffe anher gebracht wird, zu dem fruchtbarsten Lande gemacht, und streitet um die Wette mit den besten Gegenden dieser Provinz, sowohl in Absicht des Bau- als Weidelandes. Das Korn wächst daselbst [so lustig als irgendwo, und die Kühe können bis Jakobi wohl 20 Kannen Milch geben." —

Die erste Bevölkerung der Fehne ist somit überall die der Torfgräber, welche sich die Erlaubnis zum Torfstechen und zur Urbarmachung eines kleinen Grundstücks, wie erwähnt, pachtweise ausbedungen haben. Sie wohnen anfänglich in Torfhütten der elendesten Bauart, sie müssen ihre Lebensmittel, Speck und Buchweizenmehl, des Sonntags aus den kultivierten Hinter- und Seitengegenden holen und bezahlen alles mit Torf, welcher ihnen von Schiffern abgekauft wird. Sobald sie einen hinreichenden Platz von Torf entblößt haben, rücken sie mit ihrer Hütte in die Tiefe, wo sie vor dem kalten Heidewind besser geschützt sind. Bald können sie etwas Gartenland anbauen und sich ein Schaf anschaffen. Es würden aber Jahrzehnte bis zum weitern Fortschritt einer solchen Torfgräberkolonie vergehen, wenn jetzt nicht das Kapital mit seiner Macht hinzukäme. Es treten nämlich die Besitzer der Moorflächen zusammen oder es kommen auch Kapitalisten aus den größeren Städten, kaufen ansehnliche Flächen an und

schließen mit den Fehnbaasen, d. h. Torfmeistern, einen Vertrag, nach welchem diese die Ausbeutung eines bestimmten Moorreviers gegen eine festgesetzte Summe übernehmen.

Die Fehnbaasen sind Leute, welche ihr ganzes Leben im Moor zubringen und ihre Tüchtigkeit vor allem durch eine geschickte und wohlfeile Anlage von Kanälen beweisen müssen. Sie werden gewöhnlich sehr wohlhabend, erwerben auch bald in dem abgegrabenen Boden eine schöne Besitzung, aber die Lust zu ihrer Moorarbeit ist zu groß, als daß sie nicht stets neue Kultivierungen beginnen, neue Kontrakte abschließen sollten, und man findet nicht wenige unter ihnen, die trotz ihres Wohlstandes selbst ihr Greisenalter in öden Mooren zubringen. Die Torfgräber, welche der Fehnbaas anstellt, werden gewöhnlich mit der Zeit Afterpächter.

Nach dem Abgraben des Torfes beginnt die Kultivierung des Untergrundes, wozu vor allem auch Dünger nötig ist, den der Kolonist aber ohne Hülfe und Tiefe der Kanäle nie bekommen könnte, da er nur in den großen Städten wohlfeil und für die Düngung des Moores heiß und scharf genug in dem Straßendünger zu haben ist. Die rückkehrenden Torfschiffe bringen ganze Ladungen mit, fahren denselben bis hart an die Grundstücke, welche unter einander durch Seitenkanäle getrennt sind, und nun wird der Boden zwei, drei Jahre lang tüchtig gedüngt, worauf er eine überraschende Fruchtbarkeit für alle Fruchtarten entwickelt. Um sich gegen die herrschenden Winde zu schützen, legt man Holzanpflanzungen gegen die Windseite an, anfänglich Ellern an den Ufern der Seitenkanäle und auf den Rückwällen der Grundstücke gegen die Heide und das Moor; bald werden auch größere Bäume und kleine Bouquets angepflanzt. Je weiter die Kultivierung des Bodens vorschreitet, je mehr Menschen infolgedessen sich einfinden, um so mehr Sorgfalt verwendet man auf die Verbreiterung und Vertiefung des Kanals, des Tiefs oder der Vaart, wie die Holländer sagen, weil vaaren bei ihnen „schiffen" heißt. Anfänglich gehen diese Verbesserungen von den Besitzern der Grundstücke aus, bald aber kommt gewöhnlich der Kanal in die Hände einer Genossenschaft, welche dann von jedem beladenen Schiffe einen stets sehr mäßigen Zoll erhebt.

Welches Aussehen hat nun eine solche Fehnkolonie, wenn sie diese Entwickelung erreicht hat? Entweder ist es ein Längenfehn, d. h. der Kanal läuft der Länge nach durch das Moor und zu beiden Seiten ist eine Anzahl Kanäle in das Moor hineingetrieben; dann (und dieses ist bei weitem das Gewöhnlichste) hat es eine Länge von drei bis vier, eine Breite von ca. einer Stunde, welche natürlich nur bei der Mehrzahl zutreffen. Aber es giebt auch Querfehne, und ein solches bildet ein großes Parallelogramm, nicht selten mit einer Diagonale von $2^1/_2$ Stunden, und dieser ganze Raum ist dann besetzt mit allen den verschiedenen Betrieben, die wir sogleich schildern wollen, und einer Anzahl großer und kleiner Kanäle, deren Zahl oft an die 70 steigt. Mag es nun aber ein Längen- oder ein Querfehn sein, immer sind voran in's Moor hinein die Fehnbaasen mit ihren Torfgräben, gleichsam die Principes der vordringenden Kultirungsarmee, dicht hinter ihnen die Hastati der kleinen Häusler mit ihren Schafen, Torfgräbereien und kleineren Grundstücken, und weiter dahinter die Triarii der großen Grundbesitzer. Rechts und links von der großen Vaart und den größeren Seitenkanälen laufen breite, in mehreren Fehnen schon chaussierte, mit schönen Fußwegen versehene und dichten Gebüschen eingefaßte Fahrwege, die aber von einer Unzahl Seitenkanälen durchschnitten werden. Weiter nach dem Moor zu führt nur noch ein Fußweg zu den kleinen Besitzungen, alle paarhundert Schritt einer, dann nicht breiter als 6—10 Fuß und mit einer Wippbrücke, die aus zwei Brettern besteht, versehen; wo der Fahrweg dagegen und die großen Grundstücke beginnen und die Abwässerung nicht mehr so nötig ist,

passiert man alle 20 Minuten eine schöne Zugbrücke über einen Seitenkanal, breit genug, um kleine Schiffe zu tragen.

Unendliche Abwechselung herrscht in einem Fehn hinsichtlich der Größe der Besitzungen und des Betriebes der Bewohner. Hier das große Gut des reichen Kapitalisten mit unabsehbaren Getreidefeldern, auf denen riesige Düngerhaufen zur Kultivierung der noch weiter rückwärts liegenden Flächen liegen, den üppigsten Wiesen, auf denen das schönste Vieh, in wohlbehaglichem Wiederkäuen gelagert, kaum noch den Kopf nach den häufig Vorübergehenden umdreht; in der Mitte ein mehrstöckiges Haus mit einem Garten, Bosket, Fischteiche und noch der Baart zu die schönsten Blumen, und doch wohnt hier nur der Geschäftsführer des reichen Mannes, der seine Moorbesitzungen vielleicht nie gesehen. Daneben der bescheidene Besitz eines Erbpächters, der arm hierher kam, aber durch rastlose Arbeit und Sparsamkeit seinen wüsten Boden in ein nettes Bauerngut umschuf. Gegenüber eine Schiffswerfte und in ihrer Nähe die Schmiede, welche sie ins Leben gerufen hat. Dort eine Kalkfabrik und hier die Schiffer- und Arbeiterhäuschen, welche von ihr leben. Weiterhin das moderne Haus des Arztes, dessen leichter Wagen bei Tag und Nacht die Straßen an den Kanälen auf- und abrollt, und dort das kleine aber zierliche Häuschen des Barbiers, der zu Fuß dieselben Wege zurücklegt, Haare und Bärte abnehmend, Neuigkeiten in Empfang nehmend und weiter tragend. Hier ein Bäcker, der zugleich Spirituosen verkauft; dort ein Zimmermann, der auch Maurer ist, und ein Schneider, der auch schustert, ein Ackerwirt, der mit Kolonialwaren handelt, ein Schiffer, der zugleich Weber ist, und ein Buchhändler, der Tapeten verkauft. Denn in den Fehnen kennt man keine Zunft oder Gilden oder Bannrechte, sondern überall herrscht völlige Gewerbefreiheit und unbeschränkte Konkurrenz, da die Verhältnisse hier keine ökonomischen Zwangsjacken erlauben; wer heute Buchhändler war, wird morgen Schulmeister werden, wenn er sich besser dabei steht.

Natürlich hat jedes Fehn eine große Schifferbevölkerung, da die größere gewöhnlich mehrere hundert kleinere oder größere Schiffe beschäftigen, und das ist eine Ursache, weshalb die Mehrzahl der Fehnbevölkerungen friesisch ist, auch dann, wenn das Fehn nicht auf frisischem Boden liegt; denn den Friesen zieht's allenthalben nach dem Wasser, nach den Schiffen, und deshalb ziehen ihn die Fehne weiter in's Binnenland hinein, als sonst seine Neigungen erlaubt hätten. Überhaupt aber gehen nach den Fehnen nur thatkräftige und wagelustige Leute, da aller anfangs ein mühseliges Leben, harte Arbeit wartet, welche nur nach jahrelanger Ausdauer durch reichen Gewinn belohnt wird.

Kommt man in ein Querfehn, wo alles dichter zusammengedrängt ist, als in den Längenfehnen, so sieht man erst recht, welche Betriebsamkeit in den Fehnen herrscht. Das webt und dreht, schmiedet und klopft, hämmert und sägt, teert und färbt allerorten, wohin das Auge fällt; dazu alle Kanäle voller Schiffe, welche fortwährend die Zugbrücke passieren, das Rufen und Singen der Matrosen und Arbeiter; kurz, man fühlt, man konnte hier nur leben, um durch harte Arbeit Geld zu verdienen, und so ist es in der That in allen Fehnen, mit Ausnahme der wenigen Besitzer, die längst allen Torf weggegraben und nun in stolzer Behaglichkeit dem Ackerbau und Handel leben.

Die Bevölkerung der Fehne ist der Zahl nach natürlich sehr verschieden, von einigen Hunderten bis zu vielen Tausenden; es giebt mehrere mit 8—10000 Einwohner; bei allen aber ist die Schiffahrt und die Zahl der dem Fehne angehörigen Schiffer unverhältnismäßig lebhaft und groß, was von dem fortwährenden Austausche der Produkte gegen den Dünger, die Waren und Rohstoffe der großen Städte kommt; es giebt nicht wenig Fehne, die ein paar hundert Schiffe besitzen, und Baarten, auf denen monatlich 12—1300 Schiffe passieren.

(Nach J. C. Freese, 1789; F. Miquel 1854, u. A.)

274. Die Kolonisierungs-Versuche im Bourtanger Hochmoor durch die Hannoversche Provinzial-Verwaltung.

Im Jahre 1887 kaufte die hannoversche Provinzial-Verwaltung eine im Herzogtum Aremberg am Süd-Nord-Kanal, links der Ems, westlich der Stadt Meppen, bei Groß-Fullen belegene Hochmoorfläche in einer Ausdehnung von rund 442 ha für den Preis von 233 Mk. pro ha, um daselbst Kolonisierungs-Versuche im großen anzustellen, und zwar nach dem Verfahren der Moorversuchsstation, der sog. „reinen Moorkultur." Die folgenden Angaben über Entwickelung und Stand des Unternehmens entnehmen wir dem Bericht des Provinzial-Ausschusses, (des Provinzial-Forstmeisters) vom 9. Dezember 1890, über die Arbeiten bis zum 1. Oktober 1890. Das Versuchsstück erforderte bis dahin eine Gesamtausgabe von rund 103 170 Mk. Es sind bereits 10 Kolonate angelegt und für das Jahr 1891 werden wiederum vier neue Kolonisten sich ansiedeln. Das Provinzialmoor ist in 42 Kolonate eingeteilt; jedes enthält außer dem Forstschutzstreifen und dem Garten je 9 Ackerschläge, 12 Wiesenschläge und 10 Schläge für Fehnkultur. Die festliegende Moorbahn (vom osnabrücker Stahlwerk), welche (einschließlich des Moorweges) 33 780 Mk. kostete (76 Mk. pro ha), wird zum Transport von Sand, Kalk, Kunstdünger und Baumaterial stark benutzt und hat sich gut bewährt. Der Süd-Nord-Kanal wird im Sommer 1890 so weit gefördert sein, daß mit Vorteil der Wasserverkehr benutzt werden kann.

Die aufgeführten 10 Kolonistengebäude haben durchschnittlich 3170 Mk. erfordert. Diese Familien umfassen zur Zeit 44 Seelen: 12 männliche, 16 weibliche und 16 Kinder. Die Pacht für die fertig überwiesenen Ländereien wird im voraus bezahlt, bei jeder Löhnung werden 25 Proz. zurückbehalten. Den von ihnen geleisteten Pachtzahlungen von je 65 Mk. stehen Ernteerte gegenüber von je 416 bis 507 Mk. für die einzelnen Kolonate. Dabei ist zu beachten, daß für Wohnung und Feuerung nichts zu zahlen ist und daß sie einen durchschnittlichen Tagelohn-, bezw. Akkordverdienst von 450 bis 550 Mk. haben. Den neuangenommenen 6 Kolonisten ist für das Jahr 1891 eine fertig kultivierte Fläche von je $2^1/_2$ ha für $96^1/_2$ Mk. überwiesen, den vier älteren, einschließlich der von ihnen aus eigenen Mitteln bestellten Flächen, eine solche von je $4^1/_8$ ha für 172 Mk. Außerdem sind ein Moorvogt und ein Vorarbeiter thätig.

Bei der Erwerbung dieser Moorflächen bestand vor allem die Absicht, einen zuverlässigen Nachweis zu führen, ob bei geregelter, sachgemäßer Bewirtschaftung die Hochmoore, selbst unter ungünstigen Verhältnissen, einen Ertrag gewähren können, oder ob die bei der Bewirtschaftung einer größeren Fläche sich herausstellenden Erfahrungen Anlaß bieten, von weiteren Versuchen abzuraten, weshalb eine genaue Buchführung eingerichtet ist. Die Ernteergebnisse waren bei den für die Anfangskulturen höchst ungünstigen Witterungsverhältnissen entsprechend niedrige; sie betrugen vom ha Nettofläche

18,9 Ctr. Roggenkorn, 57,2 Ctr. Roggenstroh und 190,7 Ctr. Kartoffeln, mit einem Geldwert von durchschnittlich 329½ Mk. vom ha. Es wird mit Recht gehofft, daß das Jahr 1891 erheblich höhere Erträge liefern werde, da die sämtlichen in Betrieb gezogenen Moorländereien eine volle Brache erfahren haben und die rohen Heidhumusmassen mehr zersetzt sind.

Die landwirtschaftliche Bestellung für das Jahr 1891 hat sich auf 40 ha zu erstrecken: Roggen 18¾, Kartoffeln 14, Hülsenfrüchte 1⅕, Hafer 2⅛ und Wiese 3½ Hektar. Davon haben die Kolonisten aus eigenen Mitteln bestellt 6¾ ha unter Aufwendung von 589 Mk. für Kunstdünger, außerdem 2/10 ha mit Verwendung von Stallmist. Im Jahre 1890 wurden auf den neu in Angriff genommenen Flächen an Arbeiten ausgeführt: grübben 55½, hacken 52½, kalken 29 und düngen 29 ha für zusammen 11289 Mk. Bis zum 1. Oktober v. J. sind überhaupt gegrübbt 133, gehackt 104½, gekalkt 40 (2359 Ctr. Kalk), gedüngt 40 Hektar mit 482 Ctr. Thomasmehl (1442 Mk.), 40 ha mit 960 Ctr. Kainit (1721 Mk.) und 23⅕ ha mit 88 Ctr. Chilisalpeter (924 Mk.).

Der Bericht schließt mit folgenden Worten: „Die im abgelaufenen Jahre gemachten Beobachtungen und Erfahrungen bieten allen Anlaß, auf dem begonnenen Wege unbeirrt und stetig fortzufahren und das begonnene Unternehmen kräftig weiter zu fördern. Die seither erzielten Erfolge sind trotz der ungünstigen Ernte nur geeignet, die Hoffnung auf einen gedeihlichen Ausgang dieses großen Kulturunternehmens zu beleben."

Fast zu gleicher Zeit mit dem Provinziallandtag entschloß sich der königliche Domänenfiskus, die ihm in Ostfriesland gehörigen Moore einer Besiedlung zu unterziehen; die königliche Generalkommission ist mit den entsprechenden Vorarbeiten beauftragt worden. Es kommt hier das sogenannte Friedeburger Wietmoor in den Kreisen Aurich, Leer und Wittmund in Betracht, welches 11,530 ha, also im ganzen über zwei Quadratmeilen groß ist. Die einzelnen Ansiedlungen sollen ebenfalls 10 ha groß sein, so daß auf die Ansetzung von 1000 Familien gerechnet werden kann. Früher wurde diese Fläche nur durch Brandkultur und Torfstich ausgenutzt und ergab immer nur einen derartig kleinen Reinertrag, daß die Bewirtschaftung von Jahr zu Jahr nachließ und damit das wirtschaftliche Ansehen dieser Moorflächen immer mehr sank. (J.)

275. Die oldenburgische Moorkolonie Elisabethfehn am Hunte-Ems-Kanal.

Die kalkreichen graswüchsigen Niederungsmoore, welche durch die Rimpau'sche Dammkultur zur Hervorbringung sehr ertragreich gemacht werden können, sind in unserem Lande selten; dagegen nehmen die kalkarmen unfruchtbaren Hochmoore meilenweite Flächen ein. Auf dem Hochmoor hat sich die Dammkultur nicht bewährt. Eine wirklich erfolgreiche Aufschließung des Hochmoores zur Erzeugung menschlicher und tierischer Nahrung ist bisher allein (?) durch die Fehnkultur möglich gewesen. Dieselbe ist zuerst in der holländischen Provinz Groningen zur Ausführung gebracht und später in Ostfriesland ein-

geführt worden, wo einige über 200 Jahre alte Fehne bestehen, die jetzt eine blühende, baumreiche Landschaft ohne irgend eine Spur des früheren Hochmoores umfassen.

Die Grundlage, ohne welche die Fehnkultur undenkbar ist, bildet ein Kanal, welcher mitten durch das Moor führt, mit wenigstens einem schiffbaren Fluß in Verbindung steht und sowohl den abgetorften Untergrund zu entwässern vermag, als auch so angelegt ist, daß ein reger Schiffsverkehr auf ihm ermöglicht wird. Ein solcher Kanal wird in dem in der Mitte noch nicht fertig gestellten Hunte-Ems-Kanal für das sich nördlich von Friesoythe zwischen Wardenburg und Strücklingen ausdehnende weite Moor geschaffen; er verbindet die Hunte bei Oldenburg mit der Leda bei Osterhausen an der ostfriesischen Grenze. An seinem westlichen Ende liegt die Moorkolonie Elisabethfehn, die in den 60er Jahren gegründet worden ist und jetzt sich am Kanal in einer Längenausdehnung von 7 km erstreckt, von Jahr zu Jahr sich erweitert und zusehends im Aufblühen begriffen ist. Nebenkanäle verbinden den Hunte-Ems-Kanal bei Elisabethfehn mit Barßel, Nordloh und Augustfehn, sowie nach Süden mit der Sater-Ems bei Strücklingen. Wertvolle Verkehrsadern stehen demnach der Kolonie nach allen Seiten zur Verfügung.

Am Kanal zwischen Elisabethfehn und Barßel liegt eine Torfstreufabrik, und neben derselben wird z. B. eine Glashütte in der Absicht errichtet, das billige Brennmaterial des umliegenden Moores zu verwerten. Industrie und Fehnkultur können sich gegenseitig unterstützen, wenn sie eine gemeinsame Wasserstraße, wie es hier der Fall ist, besitzen. Das Moor hat am Kanal bei Elisabethfehn 3—4 m Mächtigkeit und wird, soweit es dem Staate gehört, in Kolonaten von 5—6 ha Flächenraum zum Preise von 2000—3000 Mk. verkauft. Eine solche Fläche genügt zur Ernährung einer arbeitsamen Familie. Der Kolonist baut sich zunächst in einiger Entfernung vom Kanal eine einfache leichte Hütte auf dem unabgetorften Boden und beginnt alsdann am Kanale die Abtorfung; die obere Schicht, die Bunkerde, legt er beiseite, um darauf den darunter liegenden, nach unten schwerer werdenden Torf zu stechen. Gleichzeitig verwendet er den übrigen Teil seines Besitzes zum Anbau von Buchweizen nach dem Brennen. Der Torf wird verkauft, wobei ihm der billige Wasserweg und das daran liegende ziemlich große Absatzgebiet offen steht. Er wird bestrebt sein, möglichst bald ein eigenes kleines Fahrzeug zu besitzen, um dann von der unteren Ems her als Rückfracht Seeschlick, den er mit eigener Hand herausholt, zu nehmen. Über die bis auf den Sand abgetorfte Fläche wird die Bunkerde gleichmäßig ausgebreitet, und über diese wird eine über drei Finger starke Schlickschicht gebracht. Der so gebildete Boden erweist sich als außerordentlich fruchtbar; er trägt Gras und Klee, Hafer, sowie alle möglichen Gartenfrüchte in üppigster Fülle. Wo der Buchweizen nicht mehr gedeiht, sucht der Kolonist das Moor mit Sand und sandigem Dünger zu bedecken, um es auf diese Weise zum Anbau von Roggen und Kartoffeln geeignet zu machen. Sobald die übersandete Fläche zur Abtorfung an die Reihe kommt, wird der Sand über eine andere Fläche geschafft, und dieser Mühe muß sich der Kolonist noch häufig unterziehen. Nach Verlauf einiger Jahre ist am Kanal ein kleines fruchtbares Feld entstanden, welches dann zum Teil als Gemüsegarten eigerichtet, und auf dem ein massives Wohnhaus mit angebautem Stall und Scheune hergerichtet wird. Der Kolonist ist dann auch bald imstande, ein paar Kühe zu halten, die durch das ganze Jahr im Stalle gefüttert werden. Aus dem gewonnenen Dünger macht er mit Hülfe von Sand Kompost, der sich zur Düngung von Garten und Feld vorzüglich bewährt hat. Gegenwärtig werden auf dem „ausgebuchweizten" Hochmoor Düngungsversuche mit Kunstdünger angestellt, die ohne Zweifel von Erfolg begleitet sein werden; bevor über dieselben ein Urteil

gefällt werden kann, müssen selbstredend die schließlichen Ergebnisse genau berücksichtigt werden; es sei jedoch erwähnt, daß ein Haferfeld, welches mit Kalk, Kainit, Thomasschlacke und Chilisalpeter gedüngt war, ein vielversprechendes Aussehen zeigte.

Der Kolonist in Elisabethfehn kann die Hände nicht in den Schoß legen, aber seine harte Arbeit ist von dem schönsten Erfolg begleitet. Diesen Eindruck gewinnt man in der Kolonie allerwärts, und man geht nicht ohne das befriedigende Gefühl von dannen, daß das Moor Schätze birgt, die durch rastlose Arbeit gehoben werden können, und daß in absehbarer Zeit das jetzt brach liegende Moor eine zahlreiche, fleißige Bevölkerung überreichlich ernähren wird. („Der Gemeinnützige", Varel, 1890.)

276. Der Drömling und die Rimpau'sche Moordamm-Kultur.

Im Westen des jetzigen Kreises Gardelegen lagerten sich noch vor hundert Jahren um den Oberlauf der Ohre und über den Mittellauf der Aller hinaus sumpfige Wiesen und ein schwer zugänglicher Bruchwald, armselig ausgenutzt von der hart frohnenden Bevölkerung des braunschweigischen Amtes Kalvörde, des früher kurhannöverschen Amtes Klötze, des unter preußischer Landeshoheit stehenden homburgischen Amtes Öbisfelde und des Wolfsburger Werders. Man pflegte diese Landesteile unter dem Namen des „Drömlings" zusammenzufassen, verstand aber im engeren Sinne darunter diejenigen Ortschaften, welche ein Recht an dem freien Drömlingsbruche besaßen. Der dreißigjährige Krieg richtete auch hier seine schrecklichen Verheerungen an; 1624 starben z. B. in einem Dorfe 49 Personen an der Ruhr und 1626 sogar 290 Personen an der Pest. In der Stadt Öbisfelde wurden 1630/32 nur 6 Trauungen vollzogen. Auch im 18. Jahrhundert kamen sehr böse Jahre vor; viele Menschen starben 1733 und 1750 an Ruhr und Brustkrankheit. Im Jahre 1751 entstand aus übergroßer Nässe auf einer gemeinschaftlichen Horstweide die Rinderpest und verdarb, weil man die infizierten Viehstücke heimlich nach den Ställen zurücktrieb, fast den ganzen Stapel, so daß die Bauern fortan ihre Äcker mit Pferden bestellten und die Regierung befahl: jede Gemeinde solle einen Mann gegen vier gute Groschen Vergütung für den Kadaver mit der völligen Beseitigung des gefallenen Viehes beauftragen, ohne daß demselben bei Leib- und Lebensstrafen ein Vorwurf der Unehrlichkeit wegen Abdeckerei gemacht werden dürfe. Auch sonst erwies sich das Bruch gefährlich; so gingen einmal nach großen Gewitterregen einem einzigen Dorfe 150 Stück Rindvieh und 4 bis 500 Schafe durch Ersaufen im Wasser und Sumpfe verloren. Viele Kälber erlebten nicht den ersten Sommer; im zweiten verendeten die meisten an Lungenfäule; Blutegel und Fliegen befraßen die auf dem Bruche weidenden Pferde. Die Drömlingsgemeinden wollten die Ohre bei Kalvörde tiefer legen, um dem Wasser einigen Abfluß zu verschaffen; aber die Bürger des Fleckens gestatteten das nicht.

Die Trübsal zu beseitigen, verhandelte Friedrich der Große über die Urbarmachung des Bruches mit den beteiligten Landesherren und wies Ende 1784 400000 Thlr. dazu an, welche bis zum Jahre 1800 unter der kraftvollen Leitung des Bauinspektors Georg August Riedel verbraucht wurden. Der preußische Anteil des Entwässerung betrug 76852, der braunschweigische 60000 und der hannöversche 40000 Morgen. Man begann von unten, legte das Bett der Ohre breiter und tiefer an, senkte 8 Mühlen und beseitigte 3 und unternahm eine Menge von Kulturarbeiten, zeitweise mit 5—6000 Schachtgräbern von nahe und fern, die eine notdürftige Unterkunft sich irgendwo beschaffen mußten. Hergestellt wurden unter anderem 38 Abzugsgräben, 32 Brücken, 16 Schleusen, 17 Weg-, Fang- und Staudämme, 17 Be- und Entwässerungskanäle. Im Jahre 1791 waren alle Gemeinheiten der Dörfer untereinander aufgehoben, so daß jede Gemeinde ihren Besitz genau kannte. Als aber die Regierung zum Entgelte für 9000 Thlr. jährliche Unterhaltungskosten von den Drömlingsgemeinden 17043 Morgen Land beanspruchte, worauf 514 Kolonisten angesetzt werden sollten, erklärten jene, daß die Regulierung für sie einen viel zu geringen Wert habe, und griffen die Arbeiter gewaltsam an. Ein Militärkommando stellte die Ordnung wieder her; einige Rädelsführer wurden nach Spandau abgeführt, und die Schulzen gelobten Besserung ihrer Gemeinden an; ein äußerst glimpflicher Vergleich mit namhaften Vorteilen für die Drömlinger kam zu stande, und von 35 Gemeinden wurden je 60 Morgen im Jahre 1800 an Kolonisten übereignet. Ein Reglement vom 13. April 1805 vereinigte die widerwilligen Interessenten zur Drömlingskorporation, welche einem Schaudirektor, einem Graben-Bauinspektor auf dem Taterberge, einem Rendanten und Grabenmeister unterstand; nach langen und bitteren Anfechtungen ist das Statut am 10. Mai 1872 endgiltig revidiert worden. Anfangs brachte der preußische Anteil abzüglich der Unterhaltungskosten von 6000 Thlr. nur 10000 Thlr. Reinertrag, der aber bald stieg. Das Abplaggen der Grasnarbe und das Abbrennen des Mooses wurden streng verboten, und über die gleichwohl gelegentliche Plünderwirtschaft trug den Sieg die berühmte Dammkultur Rimpau's davon, dessen große Ländereien in Cunrau jetzt teilweise mit der fetten Börde wetteifern. Nachdem die Senkung des Grundwassers um 2 m das höhere Sandland zu trocken gelegt hat und der Wald übermäßig abgeschlagen wird, tritt nun die Notwendigkeit einer Rieselbewässerung in dürren Jahren dringender zu tage.

Die reichlich 2000 Morgen umfassende Rimpau'sche Moorfläche erstreckt sich in ziemlich gut geschlossenem Komplexe aus fast unmittelbarer Nähe des Gutshofes südwärts von Cunrau. So lange, wie oben geschildert, die Abwässerungsverhältnisse des Drömlings ungeordnete und schlechte waren, wurde diese Fläche fast ausschließlich zu Viehweiden und einschürigen Wiesen benutzt, deren Ertrag sehr gering war. Periodisch wurde die Rasennarbe gebrannt und die Asche durch Anbau von Sommerraps, Hafer und Timothegras ausgenutzt. Die Nutzung verringerte aber besonders die physikalische Beschaffen-

heit des Moores und veranlaßte auf's neue Versumpfung und noch spärlicheren Graswuchs. Es erschien deshalb geboten, dieselbe aufzugeben und zu einer intensiveren Nutzung überzugehen. Und so entschoß sich Rimpau im Dezember 1862 zur Anwendung der Dammkultur. Statt, wie bisher üblich, Gräben auszuheben und Dämme aufzuwerfen, nur um über Wasser zu kommen, suchte er zunächst Entwässerung mit genügender Vorflut zu schaffen und die einzelnen Ackerstücke mit Gräben zu umschließen, welche, wie sie ihrerseits zur Trockenlegung der betreffenden Ackerstücke dienten, andererseits auch im Stande waren, ein hinreichendes Quantum Sand des Untergrundes zu liefern, um mit diesem den entstandenen Damm in einer gleichmäßigen Höhe von 4 Zoll rheinl. zu überdecken, diesen oben liegen zu lassen, zu bedüngen und zu beackern. An Kunstdünger wurden besonders Kalisalz und Superphosphat, durchschnittlich für 6 Thlr. pro Morgen alljährlich verbraucht; der Stalldünger wurde als sog. Häckseldünger (6—8 Zoll lang) verabreicht und auf diese Weise gut untergebracht. In neuerer Zeit ist die Folge der Fruchtarten nicht feststehend, nicht einmal der Wechsel zwischen Halm- und Blattfrüchten; Raps wird in ausgedehnter Weise gebaut und ebenso nach Umständen Kümmel und Mohn; die Kartoffel nimmt selbstredend große Flächen ein und Grünfutter und Hackfrüchte werden nach Bedarf gebaut.*)

Leider wurde der unermüdliche Pionier der Moorkultur bereits am 5. August 1888 von seinem blühenden Arbeitsfelde abgerufen, kurz bevor er das 66. Lebensjahr erreicht hatte. Seine Werke folgen ihm nach!

(J.)

277. Auf der Heide.

Die Lüfte still und nah und fern
Die braune, stille Heide,
Im Moor manch' lichter Blumenstern,
Das Wollgras weich wie Seide.

Die Krüppeleiche lauschet stumm,
Den Nacken tief gebogen,
Sie schaut sich nach dem Vogel um,
Der fern her kommt geflogen.

Er setzt sich auf den dürrsten Zweig
Und weckt mit klingendem Grüßen
Die Blumenschar im Moorbereich,
Die Welt zu seinen Füßen.

Dann stimmt er an sein kurzes Lied,
Und schweigt und singt es wieder.
Es klingt hinab in Rohr und Ried
Und schallt in's Thal hernieder.

Das ist ein wunderbarer Klang,
Ein Ton aus fernsten Tagen,
So glockenhell und doch so bang,
Ein fröhlich Klingen und — Klagen.

Und Alles lauscht im weiten Raum;
Nur fern am Hünengrabe
Hoch auf dem Krüppelfichtenbaum
Krächzt laut ein heis'rer Rabe.

Dem Wandrer wird so schwer der Fuß,
Sein Haupt neigt tief und traurig;
Er hört verklungner Zeiten Gruß,
Einen Gruß so schön und schaurig.

Rings alles stumm, und nah und fern
Die braune, stille Heide.
Im Moor manch lichter Blumenstern,
Das Wollgras weich wie Seide.

(J. H. Fehrs-Itzehoe.)

*) Vergl. „Die Bewirtschaftung des Rittergutes Cunrau, insbesondere des Niederungsmoores durch Dammkultur und Kultur des leichten Sandbodens; an T. H. Rimpau." Berlin, Paul Parey, 1887. Pr. 1,50 Mk.

278. Die Poesie der Heide.

Steigt der Mitteldeutsche aus den fruchtbaren Hügellandschaften in die norddeutsche Ebene hinab und sieht dort die unabsehbaren Heideflächen, so glaubt er sich in eine fremdartige Steppe versetzt.

Um die Heidegegenden zu würdigen, muß man in der Heide gelebt haben. Dann wird man anerkennen, daß diese auch in ihrer jetzigen wüsten Gestalt einen eigentümlichen Reiz bietet, eine Großartigkeit der Natur, welche häufig zur landschaftlichen Schönheit wird. Die Heide ist nicht völlig eben, hat vielfach tief eingerissene Wiesenthäler und bietet mit dem reichen Wechsel von Feld, Wiese, Heide und kleineren Waldflächen viel Anziehendes für das Auge. Oder haben die reichen Kornebenen mit baumlosen Dörfern und rauchenden Fabrikschornsteinen mehr landschaftliche Schönheiten aufzuweisen?

Die größeren Heidflächen haben eine Großartigkeit an sich, die man vielleicht nur auf dem freien Meere wiederfindet. Kommt aber der Hochsommer, so zieht auch die Heide mit der Blüte ein buntes Kleid an, welches mit seinen prachtvollen Farben jedes Jahr von neuem wohlthuend für den Beschauer ist. Und was die Bewohner der Heide betrifft, — man wird die biederen, frommen Niedersachsen lieb gewinnen, wenn man mit ihnen verkehrt. Es giebt hier keinen Bettler, wohl aber mehr Intelligenz als in mancher „fetten" Gegend. Es ist ein größeres Verdienst, einen von Natur armseligen Boden Erträge abzugewinnen, als denjenigen Fluren, wo die Natur ihre Gaben von selbst ausschüttet. (Dr. Salfeld-Lingen.)

Mir war es stets ein eigentümlicher, späterhin bei meinem Aufenthalt in anderen Gegenden ungern entbehrter Genuß, wenn ich im Dämmerschein des sinkenden Tages den Saum der Heide betrat, und auf dem dürren glatten Rasen das Geräusch meiner Schritte sich verlor, daß es mich oft dünkte, als sei ich ein dahin wandelnder Schatten; wenn ich mich immer weiter ab von den Pfaden der Menschheit entfernte, bis auch mein lautester Ruf ungehört verhallen mußte, der Tag immer tiefer sank und endlich die Nacht unaufhaltsam wie eine dunkle Flut sich über die endlose Öde ergoß, und ich dann, vom Gefühle tiefster Einsamkeit durchschauert, den Heimweg suchte. — Und welch ein Wechsel der Erscheinungen je nach der verschiedenen Tages- oder Jahreszeit!

Ein frischer klarer Herbstmorgen tagt über der Heide, die Sonne weilt noch unter dem Horizont, und eine dichte Nebelschicht scheint auf der weiten Fläche zu lagern. Da schießen im Osten die ersten Lichtblicke empor, und siehe, es schimmert und flimmert ringsum, so weit das Auge reicht, als ob ein Silbergespinnst die ganze Heide bedecke. Die Sonne steigt höher und höher, der Silberglanz erlischt, und du siehst nur noch die grauen Fäden des Altweibersommers. — Es ist Mittag, deine Blicke verlieren sich im Unbegrenzten, aber wohin du sie auch wenden magst, nichts begiebt sich, nichts bewegt sich um dich, wohin du auch forschst, du vernimmst keinen Laut, als vielleicht das Gekrächz eines auffliegenden Raben oder hoch aus den

Lüften das dumpfe Geschrei heimziehender Schneegänse. — Und dann wieder die Heide, wenn ein aschgrauer Himmel sich über sie ausspannt und es leise auf sie niederregnet, oder wenn unter raschen Wolkenzügen der Sturm darüber hinbraust und nichts zu schütteln und zu beugen findet, als das Haupt einer einsamen Distel und die dürren Reiser eines Ginsterstrauches; oder wenn in der Dämmerung eines Herbstabends Nebel auf Nebel dem Boden entsteigen und dich wie eine Geisterschar immer dichter umlagern, bis die rote Mondscheibe über dem Baume emporsteigt, sich mit erblassender Glut höher und höher hebt und die Nebel beglänzt gleich den Fluten eines stillen Sees! . . .

Doch, ich zeichne hier Bilder, die bald nur noch in der Erinnerung Weniger fortleben werden. (J. M. Hutterus.)

---

279. Staatliche Heide-Aufforstungen im Herzogtum Oldenburg unter Benutzung des Dampfpfluges.

Im Jahre 1879 wurde vom Großherzoglichen Staatsministerium die Anschaffung eines Dampfflug-Apparates beschlossen, nicht allein für die Großherzogliche Forstverwaltung, sondern auch auf Verlangen für Privatgrundbesitzer behufs Kultivierung von Heidgründen oder Ödflächen zu forst- und landwirtschaftlichen Zwecken gegen entsprechende an den Staat zu zahlende Vergütung. Der Fowler'sche Dampfpflug-Apparat (2-Maschinen-System) kostete 50612 Mk. Während der Monate Mai bis Oktober jeden Jahres arbeitete der Apparat in verschiedenen Gegenden des oldenburgischen Münsterlandes, und zwar größtenteils auf den, dem Forstdistrikte Cloppenburg überwiesenen, in den Ämtern Cloppenburg und Wildeshausen belegenen Heidflächen, außerdem auf einer, dem Forstdistrikte Oldenburg zugeteilten Heidfläche an der Ahlhorn-Wildeshausener Chaussee, dem Forstorte Steinhorst (Amt Wildeshausen), ferner auf verschiedenen Privatgründen. — Erwähnt sei, daß der Boden mit dem zweischarigen Pfluge 40 bis 45 cm tief, mit dem einscharigen Pfluge 80—90 cm tief umgewühlt resp. gelockert wird. Während der Jahre 1879—1889 sind umgewühlt worden pro Tag von 1,4555 bis 2,1458 im Mittel 1,7072 ha. — An Gesamtfläche wurden umgewühlt an Privatgründen 235 ha, im Forstdistrikte Cloppenburg 1805 ha, im Forstdistrikte Oldenburg $203^1/_2$, danach im ganzen rund $2243^1/_2$ ha.

Das Umwühlen geschah größtenteils mit dem zweischarigen Heidpfluge: nur solche Bodenpartien, welche eine stärkere und tiefer sitzende Ortsteinschicht oder andere harte und sehr dichte Schichten enthielten (welche jedoch verhältnismäßig geringe Ausdehnung hatten) wurden mit dem einscharigen Heidpfluge bearbeitet. Bei sandigen Bodenarten, welche die Entstehung von Flugsand infolge des Umwühlens befürchten ließen, kam entweder streifenweises Umpflügen, indem umgepflügte Streifen von 6 m Breite mit nicht gepflügten Streifen von 2—3 m Breite abwechselten, oder das sog. Kippen in Anwendung, wobei der umgepflügte Bodenstreifen mittelst einer besonderen Führung des Pfluges und indem der vor dem Untergrundpfluge befindliche Vorpflug entfernt wird, in schräger Richtung mit der Heidnarbe nach oben zu liegen kommt. Das streifenweise Pflügen hat sich nicht bewährt und wird in neuerer Zeit nicht mehr vorgenommen; entweder wird das sog. Kippen angewandt oder es werden die sandigen umgepflügten Streifen gleich während des Pflügens mit Heidplaggen gedeckt. Kleinere, in den Wühlflächen befindliche Flugsandpartien wurden natürlich nicht

mit bearbeitet, ebensowenig moorige und sumpfige Bodenflächen, dagegen bildeten die in hiesiger Gegend vorkommenden, jedoch geringen Bodenerhebungen und -Senkungen kein Hindernis für die Arbeit des Dampfpflug-Apparates, ebensowenig die Steinhaltigkeit des umgepflügten Bodens. Sogar ziemlich große, hier zahlreich vorhandene Findlinge wurden durch den Dampfpflug ausgehoben und zur Seite geworfen. Auf steinhaltigem Boden war der Verbrauch an Pflugscharen infolge Brechens derselben allerdings bedeutend, auch kamen andere, oft sehr kostspielige Reparaturen und Neuanschaffungen für den Dampfpflug-Apparat häufig vor.

Während der 11 Jahre 1879 bis 1889 sind im Durchschnitt:

gepflügt jährlich	204 ha
an Kohlen verbraucht jährlich	2596 Centner
" " " pro ha . .	$12^1/_4$ Centner
an Gesamtkosten verbraucht pro ha . . .	$68^3/_4$ Mk.

Von diesen rund 69 Mk. pro ha sind sowohl die Verzinsung des Anlage-Kapitals für den Dampfpflug-Apparat, als auch die Abnützung des letzteren nicht mit in Anschlag gebracht. Rechnet man für Verzinsung jährlich $3^1/_2$ %, für Abnützung jährlich $2^1/_2$ % des Anlage-Kapitals, (da stets gründliche Reparaturen des Dampfpflug-Apparates und Neuanschaffungen von Ersatzstücken für denselben vorgenommen wurden, so wird die Berechnung von $2^1/_2$ % des Anlage-Kapitals für Abnutzung des Apparates genügen), zusammen also 6 %, oder bei einem Anlage-Kapital von rund 50000 Mk. jährlich 3000 Mk., so würden bei einer durchschnittlichen jährlichen Wühlfläche von 200 ha zu den Wühlkosten noch 15 Mk. pro ha hinzukommen. Dieselben würden also die Höhe von 69 Mk. + 15 = 84 Mk. pro ha erreichen. —

Die Bepflanzung der Wühlflächen geschah gewöhnlich in dem auf das Umpflügen folgenden Frühjahre, ausnahmsweise ein oder mehrere Jahre später, und zwar mittelst des Keilspatens und in einer Pflanzweite von ca. 1 m. Gepflanzt wurden: Kiefernjährlinge, teils in reinen Beständen, teils in Mischung mit zwei- und dreijährigen Fichten, Edeltannen, Lerchen, Weymutskiefern und anderen ausländischen Nadelholzarten, ferner auf den besseren, resp. nasseren Bodenpartien, sowie als Randstreifen an den Wegen Birken, Ellern, Eichen, Buchen, einzeln auch Ulmen, Akazien, Weiden, Pappeln und Haseln im Alter von 2—5 Jahren. Infolge ungünstiger Witterung waren in manchen Frühjahren die notwendigen Nachbesserungen der Pflanzungen recht bedeutend. Gepflanzt wurden von 1880—1890 einschl. in Summa: an Eichen 1674910 Stück, an Birken und Ellern 4059255 Stück, an Buchen, Ulmen und Akazien 140810 Stück, an Weiden, Pappeln und Haseln 23600 Stück, an Kiefern 23542000 Stück, an anderen Nadelholzarten 4784863 Stück, also zusammen = 34225438 Stück.

Außerdem wurden in verschiedenen Jahren, so namentlich auch im Jahre 1890, große Mengen von Eicheln und geringere Quantitäten von Roßkastanien und Haselnüssen auf den Wühlflächen gesteckt.

Die im Forstdistrikte Cloppenburg jetzt vorhandenen 6 Pflanzgärten, welche zur Erziehung von Pflänzlingen für die Wühlflächen dienen, haben zusammen eine Größe von $5^1/_2$ ha.

Welche Ausdehnung die Pflanzenerziehung gewonnen hat, kann man aus der Angabe der im Frühjahr 1890 in den obigen Pflanzenkämpen ausgesäeten Samenmengen ersehen. Es wurden in denselben gesäet: 180 kg Kiefernsamen, 50 kg Fichtensamen, 60 kg Lerchensamen, 35 kg Weymutskiefernsamen, 2 kg Douglasfichtensamen, 2 kg Samen von Pinus rigida, 3000 kg Eicheln.

Das eigentliche Pflanzgeschäft wurde größtenteils von Frauen, Mädchen und 14—15jährigen Knaben besorgt, während das Stoßen der Pflanzlöcher mit

dem Keilspaten von Männern vorgenommen wurde. Der Tagelohn war hierbei in den Monaten März und April für Männer 1,30 Mk., für Frauen, Mädchen und Knaben 1,00—1,30 Mk. — Auf den Wühlflächen wurde nur in den Frühjahren gepflanzt.

Außer der Pflanzarbeit waren auf den Wühlflächen noch bedeutende und kostspielige Erdarbeiten auszuführen, welche im Setzen von Grenzwällen, Herstellung von Wegen, Anfertigung von Entwässerungsgräben und Grüppen, Deckung von Flußsandpartien und Durchziehen nicht umgewühlter Flächen mit Rigolstreifen behufs Bepflanzung derselben bestanden. Die Erdarbeiten wurden größtenteils in Akkord verrichtet und waren die Akkordsätze so gestellt, daß die Arbeiter bei fleißiger Arbeit 1,75—2,00 Mk. pro Tag verdienten.

Die Kosten der Erdarbeiten, des Ankaufs und der Erziehung von Pflanzen, sowie der eigentlichen Pflanzarbeiten betrugen in den Jahren von 1880—1889 zusammen 139 333 ½ Mk.

Da bis Ende des Jahres 1889 im ganzen ca. 1900 ha an Wühlflächen aufgeforstet waren, so belaufen sich also die oben angegebenen Kosten auf etwa 73 Mk. pro ha. Rechnet man die Wühlkosten pro ha mit rund 84 Mk. hinzu, so erreichen die sämtlichen Aufforstungskosten den Betrag von 157 Mk. pro ha.

Die Resultate der Aufforstung mittelst des Dampfpfluges sind im allgemeinen recht befriedigend. Stellenweise haben die jungen Kiefernkulturen in den letzten Jahren durch die Schütte und durch den Fraß des Kieferntriebwicklers (Tortrix buoliana) stark gelitten. Auffallender Weise tritt die Schütte in den Dampfpflug-Kulturen erst bei einem Alter der Pflanzen von 6—7 Jahren auf; übrigens werden nur einzelne Pflanzen durch dieselbe getötet, während der Zuwachsverlust infolge der Krankheit sehr erheblich ist. Auf feuchtem Terrain haben die Wühlkulturen durch Ausfrieren des Bodens sehr zu leiden, kleinere Pflänzlinge werden hierbei vollständig aus der Erde herausgehoben. Solche Örtlichkeiten werden daher nur noch mit größeren Laubholzpflanzen, namentlich Birken und Ellern, aufgeforstet, welche dem Ausfrieren Widerstand leisten.

Seit Anfang Juni 1890 arbeitet der Dampfpflug-Apparat auf einer, der Forstverwaltung überwiesenen Heidfläche bei Petersfeld, welche eine Größe von ca. 575 ha hat. Nach Bearbeitung derselben wird der Dampfpflug noch verschiedene, in den Ämtern Friesoythe und Cloppenburg liegende, sehr ausgedehnte Heidflächen, welche dem Staate bei Markenteilungen zugefallen sind und pl. m. 1000 ha umfassen, behufs Aufforstung zu pflügen haben. Eine langjährige Wühlarbeit steht daher noch in Aussicht.

(G. Cropp-Cloppenburg, 1890.)

280. De Heidblom.

Dar blöht en schöne Heidblom,
De is so rosenrot;
De rükt so krüderich un frisch,
So schön un frisch,
Un de se Sommers sinn deit,
Den ward dat Hart so grot.

Se blöht dar in de Lunken,
Verstecken un alleen,
Un wenn se blöht so rosenrot.
So rosenrot,
Denn singt von'n blauen Heben
De Lerch noch mal so schön.

Un lisen oewer de Heiloh
Dar geit de Sommerwind;
He weiht er an den ganzen Dag,
Den ganzen Dag
Un weckt ok all de Swestern,
De noch nicht opstahn sünd.

De Imm de küßt ganz heemlich
De stille smucke Blom,
Flüggt üm er rüm un brummt un singt
Un brummt un singt,
Denn hett de lütte Heidblom
Den allerschönsten Drom.

Denn hett de lütte Heidblom
Den allerletzten Drom,
Denn geit se as dat Abendrot,
Dat Abendrot —
Gelgöschen singt so trurig
Hindal von'n Ellernbom.

(J. H. Fehrs-Itzehoe.)

281. Eine bessere Urbarmachung von Heideland.

Soll Heideland in Kultur genommen werden, so pflegt man demselben zunächst eine Brachbearbeitung zu geben. Man pflügt zu gelegener Zeit mit einem beliebigen Pfluge flach um und läßt es einige Jahre in rauher Furche liegen. Dann wird es geeggt oder auch nicht geeggt und darauf wiederholt mit Pflug und Egge bearbeitet. Die Eggenarbeit ist infolge Zähigkeit der Heidenarbe eine solche, die außerordentlich viel Pferdefleisch kostet. Aber auch aus anderen Gründen ist diese Methode der Beurbarung keine richtige.

Was an Heideboden noch der landwirtschaftlichen Kultivierung harrt, ist leichter Boden. Der Grundsatz jeglicher Bearbeitung des leichten Bodens muß sein, ihn möglichst wenig zu lockern, aber desto mehr zu festigen. Durch die obige Behandlung wird der Boden von vorne herein infolge zu großer Lockerung verdorben. Er wird vorbereitet für eine üppige Queckenvegetation. Man sollte sich auch die viele Arbeit ersparen.

Nachdem die Heide abgeerntet ist, pflügt man im Spätherbste den Boden mit einem Doppelschüttpfluge halbtief um. Ende März werden in die Winterfurche Lupinen in engen Reihen (10 cm) sehr dick (200 bis 250 kg) gedrillt. Die Angaben dieses Satzes bedürfen einer näheren Erläuterung. Die Lupine ist nicht unempfindlich gegen Frost, sie verträgt nur wenige Grade, muß aber dennoch so früh gesäet werden, weil sie reif werden soll und der Sommer sonst zu kurz wird. Die sehr dichte Saat ist aus zwei Gründen erforderlich. Es kommt in diesem Falle in allererster Linie darauf an, den Boden möglichst bald vollständig zu beschatten, damit die zähe Heidenarbe baldigst mürbe wird. Unter einer dichten Pflanzendecke erfolgt die Mürbung weit besser als es durch Bearbeitung geschehen kann. Ist die Frucht abgeerntet, so befindet sich der Boden für die Nachfrucht in einem gahren, fruchtbaren Zustande, erfolgt die Mürbung durch mechanische Bearbeitung, so wird der Boden pulverig, tot und unfruchtbar. Um eine baldige Beschattung zu erzielen, wird man im allgemeinen die Breitsaat vorziehen. Bei den (großkörnigen) Lupinen ist auf leichtem Boden aber zu befürchten, daß sie bei Breitsaat selbst durch die schwedische Egge oder den Grubber sich nicht ausreichend decken lassen. Die Saat muß bei Lupinen, welche reifen sollen, auch deswegen sehr dick erfolgen, weil sie dann gleich-

mäßiger reifen. Hinter die Lupinen bringen wir Winterroggen, allerdings darf es dazu nicht zu spät werden. Ist letzteres der Fall, so wähle man besser Kartoffeln.

Auf die Lupinenstoppel wird eine volle Kunstdüngung gegeben, die besser ist als Stalldünger, weil der Boden noch humushaltig genug ist. Die Stoppel wird dann wieder mit dem Doppelschüttpfluge 2—3 cm tiefer als das erste Mal gepflügt. In diese Furche kommen Ende März die Kartoffeln mit der Maschine, oder sie werden mit der Hand hinter einer Lochmaschine gelegt. Das abgeerntete Kartoffelfeld wird wieder mit Kunstdünger versehen, gepflügt wie oben und im kommenden Frühjahr mit Hafer bestellt, womit die Kultivierung als beendet anzusehen ist.

Sollte die Narbe nach den Lupinen sich noch nicht als genügend mürbe erweisen, so läßt man statt der Kartoffel (ebenfalls in Kunstdünger) Buchweizen folgen. Es genügt dann vor Winter ein einfaches Pflügen der Stoppel, das gewöhnlich nur in der Tiefe der ersten Furche erfolgen kann. Im Frühjahr wird die Winterfurche mit dem Exstirpator oder einer tiefgehenden Egge zweizinkig gründlich durchgerissen (aber nicht gepulvert), was nun keine Schwierigkeiten mehr bietet. Dann folgt die Saatfurche ein wenig tiefer, wieder mit dem Doppelpfluge.

Bei dieser Art der Inkulturnahme des Heidebodens haben wir drei Ernten eingeheimst, bevor nach der üblichen Methode noch eine Saat erfolgte. Nicht das allein, wir haben auch viel Arbeit gespart, der Boden hat seine Zinsen getragen, während er, sowie die aufgewendeten Bearbeitungskosten im anderen Falle drei Jahre ohne jeden Ertrag verzinst werden sollen, und — last not least — der physikalische Zustand ist der denkbar günstigste und nicht ein künstlich verdorbener.

Die vorgeschriebene Beurbarung läßt sich nur durchführen mit guten Ackergeräten. Bei der ersten Furche muß der Pflug, besonders aber das Schälschar, sehr scharf sein. Das ist auch möglich, weil der Boden in dieser Tiefe von Steinen frei zu sein pflegt. Das Schälschar soll zwar so flach arbeiten wie nur möglich. Bei großer Zähigkeit der Heidenarbe kann man aber gezwungen sein, es so tief einzustellen, daß das Hinterschar nur wenige Centimeter lockeren Bodens heraufbefördert. Dadurch geht der Pflug auch recht schwer. Man muß deshalb nur langsam arbeiten, um auch Pflügefehler zu vermeiden. Die Kolter muß vor dem Schälschar angeschraubt werden, weil das letztere die zähe Narbe sonst zu weit weg wirft.

(Dr. Fr. Schacht-Kappeln 1890.)

282. Heide-Tafel.

Die Heideländer des nördlichen Europas, welche, von einem einzigen alles verdrängenden Pflanzenzuge bedeckt, von der Spitze von Jütland sich bis an den Ausfluß der Schelde sich erstrecken, kann man als eine wahre Steppe betrachten, aber Steppen von geringerer Ausdehnung und von hochhügeliger Oberfläche.
(Alexander von Humboldt. † Berlin 6. Mai 1859.

Um die Mitte des Sommers bietet die Heide die sog. Heidelbeeren oder Bickbeeren, welche wie die im Nachsommer und Herbst geernteten Preißelbeeren oder Kronsbeeren in großen Massen aus der Heide ausgeführt werden: z. B. stellt die Heidelbeeren-Ausfuhr aus der Lüneburger Heide nach Bremen, Hamburg und Hannover in manchen Jahren einen Wert von 100000 Mark dar. Im Jahre 1863 zahlten für 964 Hektoliter Heidelbeeren vier Aufkäufer in der sog. Raubkammer in der Lüneburger Heide zusammen 2475 Thlr. aus, welche Beerenmenge auf 262 ha älterer Kiefernbestände geerntet wurden, so daß der Morgen derselben 3 Himten Beeren mit einem Geldertrag von fast $2^1/_2$ Thlr. lieferten. „Je mehr wir Heiden anbauen," sagt Forstdirektor Burckhardt, „desto mehr Beerenfelder schaffen wir. Die Dickung und der Stangenort sind zwar der Heidel- und Kronsbeere noch zu dunkel, mit zunehmender Selbstlichtung der Bestände aber finden jene Gewächse des Halbdunkels ihre Stätte; nicht die große Blöße oder freie Heide ist ihr Standort, diese sucht der Bienenzüchter, nicht der Beerenzüchter." (Dr. A. Salfeld-Lingen.)

O weite, sonnige, stille Heide!
Sie schelten dich traurig und kümmerlich,
Du Aschenbrödel im braunen Kleide;
Ich aber, ich liebe von Herzen dich!

Wie schweif' ich so gern auf deiner Fläche,
Wenn ruhig und heiter der Himmel blaut!
Was haben mir deine murmelnden Bäche
Für liebliche Märchen schon vertraut! . . . .

Du kennst mein Bangen, du kennst mein Hoffen,
Die scheu sich bergen vor Mitleid und Spott;
Frei liegt die Seele vor dir und offen,
O einsame Heide, wie vor Gott. (Reinhold Fuchs.)

Wo ich auch immer in meinem wechselnden Leben gewesen bin, ob in dem lieblichen Leinethale von Göttingen, oder in dem der Innerste in Hildesheim, oder auf den Höhen des romantischen Harzes, oder in dem schönen Dresden und der sächsischen Schweiz, — stets hat mich die Sehnsucht hingezogen nach der stillen, feierlichen Einsamkeit der Heide, und von allen Blumen ist mir die Heideblume die liebste geblieben. Wie das Meer, so hat auch die Heide ihren magischen Zauber. (Ernst Ziel.)

Durch die Heide lieblich zieht
Mildes Frühlingswehn,
Oft mit frohbewegter Brust
Bleib' ich sinnend stehn.

Schlichter Größe Allgewalt
Spricht so laut zu mir;
Stilles Sprossen, stilles Blühn,
Traute Ruhe hier . . . .

Müde Seele, atme hier
Reinsten Lebenshauch,
Daß des Grames Schatten fliehn,
Alte Schmerzen auch! (Jul. Mayerwirth.)

Die vielen Gemeinheiten in der Lüneburger Heide und ihr wüster Zustand gereichen gewiß unsern Landleuten zu einem nicht geringen Vorwurf. Wenn man in den traurigen Gegenden umherreiset, wo die Gemeinheiten unübersehbar sind, so könnte man leicht auf den Zweifel geraten, ob man sich noch in einem Lande gesitteter Menschen befände. Alles klagt da laut den Herrn der Erde, den Menschen — nicht der Vernachlässigung — nein, der Verwüstung an. Einst kleidete die Natur wenigstens den größten Teil jener Wüsteneien mit Gewächsen mancherlei Art. Es waren Wälder und Büsche, in denen unzählbare Herden von Tieren Nahrung fanden. Jetzt sind diese Wälder zernichtet, kahl und unfruchtbar steht die wüste Erde da. Das Vieh, welches darauf weidet, klagt durch seine kümmerliche Gestalt, daß es weder Nahrung noch Schutz daselbst finden kann. Wer kann es entschuldigen, daß die menschliche Hand diese Gegenden bloß verheerte, und nicht wieder anbauete? — Ihr, die ihr Macht habet, das finstere Chaos wüster Gemeinheiten zu ordnen, schaffet Ordnung und Licht, daß jeder sein Tagwerk findet und in gewisser Hoffnung arbeiten kann.

(Thaer's „Annalen der Niedersächsischen Landwirtschaft", Celle 1803.)

Die Öde ist ein unbeschrieb'nes Blatt,
In das der Griffel der Geschichte nie
Mit festen Zügen je sich eingetragen —
Nur Sagen steigen nebelgleich herauf
Aus dunklem Heidegrunde. —

(Aug. Freudenthal-Soltau.)

Schafe weideten am Heidewall.
Dicht über mir seh' ich den Hirten sitzen,
Er schlingt den Faden und die Nadeln blitzen,
Wie er bedächtig seine Socken strickt.

„Ave Maria" hebt er an zu pfeifen,
So sacht und schläfrig wie die Lüfte streifen.
Er schaut so seelengleich die Herde an,
Daß man nicht weiß, ob Schaf er oder Mann.

(Annette von Droste-Hülshoff-Westfalen.)
* 10. Jan. 1792, † 24. Mai 1848.

De Scheper op de Heiloh.

Ick hö' de Schap — ick heet Johann,
Ick driv vergnögt min Rasselband'
Des morgens fröh, des abends lat
Mit Fleut un Tuthorn langs de Strat.
Ick tut un fleut, — ick fleut un tut
To Dörpen 'rin, — to Dörpen 'rut;
Mi geiht de heele Welt nix an,
Ich hö' de Schap, — ick heet Johann,
Bin Scheper op de Heiloh.

Un wenn ick morgens kam un tut,
Denn lat de Dierns de Schap herut;
De Burvagt hett den gröttsten Stall, —
Un Burvagt's Trin, de kennt mi all;
Se füllt mi heemlich gau de Flasch,
Se stickt mi'n Pankok in de Tasch, —
Se lacht mi rein so fründlich an,
As wull se segn: Ach, weer ick man
Fru Schepersch op de Heiloh! (Johann Meyer-Kiel.)

Wie Sommerfädenschimmer
Die Heide überspinnt!
Ich seh' ihr heiß Geflimmer,
Wie's flattert, webt und rinnt.
Aus krauser Nadeln Wolle
Dringt des Wacholders Rauch,
Und über der braunen Scholle
Steht gelb der Ginsterstrauch.

Fernab, bewaldet, blauet —
Gestreckt wie Wellenschlag —
Der Hügel Zug; es schauet
Durch's Laub der Hütte Dach;
Der Rauch steigt in die Höhe,
Als ob mit blauem Glanz
Ein Reiherbusch überwehe
Des Waldhaupts Turbankranz.

Im Hof, vor Holzesgattern
Seh' ich die Eichen stehn,
Seh' ihre Wipfel flattern
Ein friedlich Banner wehn.
Der Epheu schlingt mit Ranken
Saftgrün sich dicht hinan;
Geschirrlos hinter Planken
Geht weidend das Gespann. . . .

(Annette von Droste-Hülshoff.)

Abseits.

Es ist so still, die Heide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle,
Ein rosenroter Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale;
Die Kräuter blühn; der Heideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.

Laufkäfer hasten durch's Gesträuch
In ihren goldnen Panzerröckchen;
Die Bienen hängen, Zweig an Zweig,
Sich an der Edelheide Glöckchen;
Die Vögel schwirren aus dem Kraut —
Die Luft ist voller Lerchenlaut.

Ein halbverfallen Schindelhaus
Steht einsam hier und sonnbeschienen;
Der Käthner lehnt zur Thür hinaus,
Behaglich blinzelnd nach den Bienen;
Sein Junge auf dem Stein davor
Schnitzt Pfeifen sich aus Kälberrohr.

Kaum zittert durch die Mittagsruh
Ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten;
Dem Alten fällt die Wimper zu,
Er träumt von seinen Honigernten. —
Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.

(Theodor Storm-Husum.)

* Husum, 14. September 1817, † Hanerau, 3. Juli 1888.

(J.)

---

283. Der Heide-Kultur-Verein für Schleswig-Holstein.

Alsbald nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges, im Jahre 1871, begründeten mehrere opferwillige Männer in den Herzogtümern Schleswig und Holstein einen „Heide-Kultur-Verein für Schleswig-Holstein", der unterstützende, beständige und jährlich zahlende Mitglieder gewann. Am Schlusse des Jahres 1878 waren bereits 2042, darunter 24 unterstützende, 31 beständige und 1987 jährliche Beiträge zahlende Mitglieder vorhanden. Die Regierung gewährte in 1878: 4500 Mk., die Provinzialverwaltung 5000 Mk., 16 Kreise Summen von je 120 bis 600 Mk. an Beihülfen zur Förderung der Vereinszwecke. — Im Jahre 1880 waren 2078, am 1. Januar 1890 dagegen nur 1739 Mitglieder, darunter unterstützende 46, beständige 35 und jährlich zahlende 1658 Mitglieder vorhanden. Die Zahl der Mitglieder hat in den letzten 10 Jahren also um 339 abgenommen.

Um einen Überblick über die Finanzen und die Thätigkeit des Vereins zu geben, stellen wir die einzelnen Hauptsummen der Einnahme und Ausgabe für die Jahre 1879 und 1889 hier vergleichend zusammen:

	1879	1889
Einnahme	26 058 Mk.	21 184 Mk.
Ausgabe	25 093 „	20 781 „
Subvention des Staates	4 500 „	4 500 „
Andre Subventionen	8 870 „	8 600 „
Beiträge (eingetretener) beständiger Mitglieder	100 „	— „
„ jährlich zahlender Mitglieder	6 667 „	5 227 „
Einnahme aus den Baumschulen	3 529 „	2 539 „
Ausgegeben zur Förderung der Holzkultur	13 581 „	13 660 „
(darunter als Prämien für Aufforstung an Private und Genossenschaften	— „	4 500 „)
Für Wiesen- und Moorkultur	775 „	294 „
Für die Verwaltung (Ausschuß, Vorstand und Geschäftsführung)	1 482 „	5 045 „
Für das Vereinsblatt und die Bibliothek	1 500 „	1 581 „

Aus den obigen summarisch wiedergegebenen Beträgen ist im allgemeinen schon die Thätigkeit des Vereins ersichtlich. Der ständige Geschäftsführer (v. John, Gehalt 2400 Mk.) wohnt in Rendsburg; außerdem hat der Verein einen Forsttechniker zur Seite. Beihülfen bezieht der Verein von der Staatsregierung, der Provinz, den meisten Kreisen der Provinz, von einigen Spar- und Leihkassen, dem gemeinschaftlichen Fond der schleswig-holsteinschen adeligen Klöster und Güter, sowie von der Fischer-Stiftung „Gottesgabe" in Angeln. Der Verein fördert (auch durch Anlernung und Einstellung örtlicher Vorarbeiter) in erster Linie die Aufforstungen (1889 wurden durch Private in Schleswig-Holstein 240 ha aufgeforstet); gewährt Unterstützung und Anweisung zur Anlage kleiner Beforstungen, Schutzpflanzungen an Häusern, Höfen, Dorfplätzen und Wegen des kahlen Westens, Aufrichtung schutzversprechender Knickwälle. In seinen Arbeitsmethoden betreibt der Verein besonders die Tiefkultur, und die Rabatten- und Rinnenkultur führt sich überall mehr ein. Im Jahre 1889 hatten sich bereits 20 Vereine der Schutz- und Knickpflanzung mit nahezu 800 Mitgliedern angeschlossen, welche Pflanzvereine sehr thätig sind, so daß die alte Behauptung der Bewohner der Freilage: „Bei uns wächst weder Baum noch Strauch," immer mehr schwindet.

Der Heide-Kultur-Verein unterhält eine große Centralbaumschule bei Rendsburg und drei weitere selbstverwaltete Baumschulen im Lande. Die Abgabe von selbstgezogenen Pflanzen beträgt über eine halbe Million, wozu eine ebenso große Anzahl Pflanzen aus Handelsbaumschulen angekauft werden mußten. Verschiedene Baumschulen in Norderdithmarschen, einige Waldverbände und Waldgenossenschaften haben sich ebenfalls dem Verein unterstellt.

Zu erwähnen ist noch die Förderung der Wiesenmeliorationen und der Moorkultur, sowie der Auffindung von Mergel und Anleitung zur Bildung von Mergelgenossenschaften (Tingleff). Wenn diese Zweige der Vereinsthätigkeit auch nur nebenher kultiviert werden können, so werden doch manche fruchtbringende Anregung, sowie Anweisung und Beihülfe auch nach diesen Seiten der Förderung der Landeskultur gegeben.

Es ist zu wünschen, daß die Abnahme der Mitgliederzahl in den letzten Jahren wiederum ausgeglichen werde durch zahlreichere Anmeldungen von neuen Mitgliedern. Soll der Verein auch förder und im verstärkten Maße seine wichtige Kulturmission erfüllen, so muß er durch eine größere Mitgliederzahl und bedeutendere Geldmittel dazu in die Lage gebracht werden. (J.)

Sechste Abteilung.

Landwirtschaftliche Heimats- und Geschichtsbilder.

I. Heimatsbilder.

284. Unser Vaterland.

Kennt ihr das Land so wunderschön
In seiner Eichen grünem Kranz?
Das Land, wo auf den sanften Höh'n
Die Traube reift im Sonnenglanz?
Das schöne Land ist uns bekannt,
Es ist das deutsche Vaterland.

Kennt ihr das Land, vom Truge frei,
Wo noch das Wort des Mannes gilt?
Das gute Land, wo Lieb' und Treu'
Den Schmerz des Erdenleben's stillt?
Das gute Land ist uns bekannt,
Es ist das deutsche Vaterland!

Kennt ihr das Land, wo Sittlichkeit
Im Kreise froher Menschen wohnt?
Das heil'ge Land, wo unentweiht
Der Glaube an Vergeltung thront?
Das heil'ge Land ist uns bekannt,
Es ist ja unser Vaterland!

Heil dir, du Land, so hehr und groß
Vor allen auf dem Erdenrund!
Wie schön gedeiht in deinem Schoß
Der edlen Freiheit schöner Bund.
D'rum wollen wir dir Liebe weihn,
Und deines Ruhmes würdig sein!

(Leonhard Wächter.)

---

285. Schleswig-Holstein.

Die verschiedenen Gestaltungen der norddeutschen Ebene ziehen sich in ihren Haupttypen auf eine merkwürdige Weise in Schleswig-Holstein hinauf und liegen hier auf kleinem Raum wie eine Probekarte beisammen. Die Marschen, das Alluvium der Nordsee, die in den Niederlanden eine so große Ausdehnung gewonnen haben, erstrecken sich, wenn auch mit kleinen Unterbrechungen, durch Hannover und Oldenburg in das westliche Holstein und Schleswig hinein und bilden, ungefähr den achten Teil der Herzogtümer einnehmend, an der Elbe und

der Nordsee den westlichen, jedenfalls fruchtbarsten Teil des Landes. Die großen Sandebenen Brandenburgs und Hannovers überschreiten ebenfalls die Elbe und nehmen den mittlern unfruchtbarsten Teil des Landes ein; ihre ununterbrochene Fortsetzung geht durch ganz Jütland hinauf und macht hier nicht bloß den mittlern, sondern auch den westlichen Teil der Halbinsel aus. Der uralisch-baltische Höhenzug mit seinen Hügeln und Thälern, seinem fruchtbaren, häufig lehmigen Boden und seinen zahllosen Landseen erstreckt sich in einer Länge von cirka 300 Meilen vom Wolchonskiwalde südlich um die Ostsee herum und zieht sich dann an der Ostseite von Holstein, Schleswig und Jütland bis über den Limfjord hinauf, von Schleswig-Holstein reichlich den dritten, jedenfalls den schönsten Teil einnehmend. Auf diese Weise ist Schleswig-Holstein vom Norden nach Süden in drei Streifen ganz verschiedenartiger Bodenarten geteilt; doch kommt das östliche Hügelland nicht selten in insularischen Partien in dem mittlern Teile, der Sandebene, vor.

Der uralisch-baltische Höhenzug ist im Süden der Ostsee meistens durch eine nicht breite sandige Ebene von der Küste getrennt; auf der ganzen cimbrischen Halbinsel schließt er sich jedoch unmittelbar der Ostsee an und erstreckt sich von da aus etwa 3—5 Meilen ins Land hinein. Der Höhenzug nimmt hier die wunderbare Eigentümlichkeit an, daß er etwa alle 3—5 Meilen von tiefen Schluchten quer durchschnitten ist, die bis in die Ostsee reichen und zu schiffbaren Meeresarmen geworden sind, die 2, 3—4 Meilen tief ins Land hineinreichen und vom südlichsten, dem Kieler Meerbusen an bis zum Limfjord hinauf eine Reihe von zum Teil ausgezeichneten Häfen bilden, während die Westseite der Halbinsel keinen einzigen recht guten Hafen hat. In Jütland nennt man diese Meerbusen „Fjorde", in Schleswig-Holstein werden sie oft „Föhrden" genannt.

Schweden, Norwegen, Island, Schottland, also das ganze Nordwest-Europa, ist reich an solchen Fjorden, doch ist in diesen Ländern das Ufer meist bergig und felsig, und die Zerrissenheit dieser Felsenufer ist es hauptsächlich, die eine solche Menge von Fjorden und kleinen Küsteninseln bildet. Auf der cimbrischen Halbinsel dagegen (und den dänischen Inseln) sind diese Meerbusen nichts weniger als durch Felsen gebildet, sondern vielmehr tiefe Einschnitte in der Molasse des hügeligen Diluviums. Sechs solcher Meerbusen finden sich in Schleswig-Holstein, ebenfalls sechs in Jütland und einer auf der Grenze von beiden, der nach der neuesten Grenzregulierung freilich ganz vom dänischen Gebiet umschlossen ist. Unter den schleswig-holsteinischen ist die Schlei bei Schleswig der längste, unter allen aber ist es bei weitem der nördlichste, der Limfjord, der an Ausdehnung, Reichtum an Verzweigungen und Nebenbusen sie alle weit übertrifft und der westlich so nahe an die Nordsee hinanreichte, daß vor einer Reihe von Jahren (1825) der zwischen ihm und der Nordsee befindliche schmale Streifen durch einen Sturm durchbrochen wurde, wodurch denn der Fjord in einen „Sund" (Meerenge) und der nördliche Teil von Jütland in eine Insel verwandelt worden ist.

Diese von der Ostsee her in ziemlich gleichen Distanzen in's Land hineinreichende Meerbusen zerschneiden die zwischen ihnen liegenden Teile des Landes in eine Reihe kleiner Landschaften, die zum Teil ihre eigenen Namen haben. Östlich vom Kieler Meerbusen liegt die sogenannte Propstei, die wegen ihres mehr ebenen Bodens weniger romantisch ist, aber auch wegen ihres vortrefflichen Roggens, der sofort nach der Ernte sämtlich zu höhern Preisen als Saatroggen an Landwirte auf bedeutende Entfernungen versandt wird, in weitern Kreisen bekannt ist. Nordwestlich vom Kieler Meerbusen erstreckt sich der dänische Wohld bis an den Eckernförder Meerbusen, zwischen diesem und der Schlei liegt die Landschaft Schwansen, zwischen der Schlei und dem Flensburger Meerbusen die

Landschaft Angeln, zwischen dem Flensburger Meerbusen und der Apenrader Föhrde liegt Sundewitt mit den Höhen von Düppel und der dicht davor liegenden Insel Alsen.

Alle diese Halbinseln sind äußerst fruchtbare, hügelige, stark bevölkerte, mit Buchenhainen geschmückte Landschaften. Die von Süden nach Norden gehende Eisenbahn und selbst der größte Teil der ihr gleichlaufenden großen Landstraßen geht diesen Landschaften westlich vorbei und berührt nur die westlichen Spitzen der Föhrden, wo sich die größern Städte gebildet haben, die also fast sämtlich an der westlichen Grenze des Hügellandes liegen und deren Reihe (Kiel, Eckernförde, Schleswig, Flensburg, Apenrade, Hadersleben) man entlang fahren kann, ohne die genannten Meeresarme zu überschreiten.*) Wer aber diese anmutige Reihe von Landschaften näher kennen lernen will, der muß Eisenbahn und Heerstraße verlassen, mitten durch die Halbinsel reisen und sich etwa über die Föhrden hinübersetzen lassen. Zwischen aufgeworfenen Erdwällen mit Hecken, besonders Haselsträuchen bepflanzt, womit hier auch alle einzelnen Landstücke (Koppeln) eingefriedigt sind (sog. Knicks); reist man hier, wie Kohl in seinen „Reisen" sagt, Hügel auf und Hügel ab, bald durch üppige Saatfelder und grüne Weiden, bald an einem Buchenhaine entlang oder zwischen zweien hindurch, trifft bald auf wohlhabende Dörfer, bald auf die großen Gebäude altadeliger Güter, teils noch in den Händen der alten aristokratischen Familien des Landes, teils aber auch an wohlhabende Bauern und tüchtige Landwirte vom Fach übergegangen. In den besonders hügeligen Gegenden trifft man tief eingeschnittene Bäche, und ehe man sich's versieht, liegt ein Landsee oder eine der krystallklaren Föhrden vor uns. Man bewundert die malerischen Ansichten der Föhrde, aber die Leute sagen, die nächste sei noch viel schöner, und so kann man unter stetar Wiederholung derselben hübschen, aber immer etwas variierten Aus- und Ansichten 60 Meilen weit bis zum Limfjord hinaufreisen, wo diese Herrlichkeit ein Ende nimmt.

Hundertfältig sind die Configurationen und Abgrenzungen des Meeres und der Meeresarme mit dem Festlande und hundertfältig sind die Überraschungen, die es dem Wanderer bietet. Bald zeigt sich dir das Meer, wenn du auf einen Vorberg oder ein hochliegendes Ufer hinaustrittst, in seiner ganzen unermeßlichen Breite und Majestät, was durch die oft am fernen Horizont leise auftauchenden Inseln nicht beeinträchtigt, sondern vielmehr belebt wird. Bald erblickst du ein Stück seines Spiegels zwischen zwei Buchenwaldungen hindurch, die einzige Aussicht, die du an der Stelle hast; ein fernes Segel zieht auf diesem Stück vorüber, es sieht aus, als schwämmen die Schiffe durch den Wald. Bald zieht sich dieser Riese in einen engen ruhigen Busen zurück, bald begegnet er dir mitten in einer Wiesenniederung als die salzige Welle eines der kleinen Nebenzweige der Föhrden, die man „Noore" nennt.

Die größte Ausdehnung aber erreicht dieser fruchtbare Hügelboden im östlichen Holstein. Wenn man eine gerade Linie von Rendsburg nach Segeberg, das sich durch seinen Gipsberg (den einzigen Felsen in Schleswig-Holstein) und sein Salzlager auszeichnet, und von da gerade südlich bis an die Elbe zieht, so trifft diese Linie ziemlich genau die Grenze, und was von derselben östlich liegt, gehört zu den schönsten Partien Holsteins. Hier liegt Plön, von dessen hochliegendem altherzoglichen Schlosse aus man die wunderbar reiche und anmutige Seengruppe mit den dazwischenliegenden Landstrichen überschaut, von denen Graf Stolberg sagt: „Auch hier stand Mutter Natur, diese Thäler zu schmücken, still." Inmitten einer nicht weniger anmutigen Seengruppe liegt Eutin,

*) Seitdem haben diese Landschaften selbst (mit Ausnahme der Probstei und Sundewitt) ihre Eisenbahnen erhalten.

wo Johann Heinrich Voß am Ende des vorigen Jahrhunderts sein liebliches Idyll, die „Luise", dichtete, worin die Gegend um Eutin sich abspiegelt, während er die Lebensweise der dortigen Landbewohner in seinem „Siebzigsten Geburtstag" auf's treueste schildert. Eine Eisenbahn führt jetzt von Neumünster über Plön und Eutin quer durch diesen schönsten Teil des Landes bis Neustadt, welches fast unmittelbar an der Ostsee liegt.

Die im Westen an dieses Hügelland sich anschließende Sandebene, zum großen Teile noch Heide, liegt im ganzen etwas tiefer mit einer sehr geringen Abdachung gegen die Marsch oder die Nordsee hin, so daß die meisten kleinen schleswig-holsteinischen Flüsse auf dem östlichen Hügellande entspringen und nach Westen zu ihren Abschluß nehmen. Offenbar war diese Sandebene noch Meeresboden, als der Höhenzug sich schon aus den Wellen gehoben hatte, und an der Grenzlinie beider findet man noch, besonders in den Buchten, die alten Lagunenmoore, die sich an der Grenze zwischen der Sandebene und der Marsch wiederholen. Wer die norddeutschen Sandebenen in Hannover oder Brandenburg gesehen hat, der hat zugleich eine Anschauung dieses mittlern Teils der Herzogtümer. Auch hier wechseln Gegenden von etwas größerer Fruchtbarkeit mit sterilem Heideboden ab, und hin und wieder, besonders wo der Untergrund oder nahe Städte Material zur Verbesserung des Bodens gewähren, findet man wohlhabende Dörfer und hin und wieder inselartig auftretende Partien des Hügellandes, die einzigen Stellen, wo auch hier hübsche Gegenden vertreten sind.

Westlich an die Sandebene schließt sich fast überall die sehr fruchtbare Marsch, die noch Meeresboden war, als auch die Sandebene sich schon aus dem Meere erhoben hatte; im nördlichen Schleswig ist sie jedoch teils auf eine längere Strecke (bei Tondern) unterbrochen und bildet teils nur einen schmalen Streifen, der sich beim Eintritt in Jütland bald ganz verliert. Die Marsch ist so eben wie der Meeresspiegel, doch wird diese Ebene, weil die Marsch stückweise nach und nach dem Meere abgewonnen ist, an vielen Stellen durch Dämme (Deiche) zerschnitten und ebenfalls durch zu Bauplätzen aufgeworfene Hügel (Warf) unterbrochen. Sie erhebt sich nicht viel über die ordinäre Flut der Nordsee, liegt zum Teil sogar tiefer und muß gegen das Meer und die Flüsse durch Deiche geschützt werden, die an einigen Stellen 30—40 Fuß hoch und sehr kostspielig zu unterhalten sind. Trägen Laufes wälzt sich hier eine Anzahl kleiner Flüsse, die meistens auf dem Hügellande entsprungen sind, zwischen ihren Deichen der Nordsee zu, in welche andere nur zur Ebbezeit durch Schleusen sich ergießen können. Der Boden besteht aus dem abgelagerten Thon der Nordsee und Elbe, hin und wieder mehr oder weniger mit Sand gemischt, wonach man schweren und leichten Marschboden unterscheidet. Während die Sandebene hin und wieder noch, wenn auch nicht üppige, Eichen-, Birken- und Nadelholzwälder aufzuweisen hat, ist die Marsch durchaus ohne Wald. Desto üppiger wachsen hier Feld- und Gartenfrüchte in ihrem bläulichen Grün, und die mit dem dichtesten Grase bedeckten Weiden werden besonders zur Fettgrasung von Hornvieh benutzt, während es auf der Ostseite beim Hornvieh vorzugsweise auf Gewinnung von Butter und Käse abgesehen ist; wie die Marsch das Musterland der Fettweiden ist; so ist das Hügelland der Ostseite das Musterland der Butterfabrikation.

Die Marsch grenzt westlich zwar an die Nordsee, aber diese hat hier eine so eigentümliche Gestalt angenommen, daß man zweifelhaft sein kann, ob man den nächsten Teil der Nordsee Meer oder Land nennen soll. In einer Entfernung höchstens bis zu 3 oder 4 Meilen westlich vom Festlande ist die Nordsee in der ganzen Ausdehnung der beiden Herzogtümer nicht bloß mit einer großen Menge kleinerer und größerer Inseln besäet, sondern der Meeresboden selbst liegt so hoch und ebenmäßig, daß er nur zur Flutzeit mit Wasser bedeckt ist, zur Zeit der Ebbe aber bloßliegt; erst außerhalb der Zone dieser Inseln beginnt das

tiefe Fahrwasser der Nordsee, und die Westseite dieser äußersten Inseln, die von den mächtigen Wellen der hier nie gefrierenden Nordsee bespült wird, ist allenthalben, wo das tiefe Meer an die Inseln heranreicht, mit Sanddünen besetzt, die ein Produkt des Meeres sind, zugleich aber den Zerstörungsprozeß, den die von Westen herrollenden Wogen hier fast ununterbrochen führen, verlangsamen. Zwischen allen diesen Inseln erstreckt sich das interessante „Wattenmeer“ (Watten — wo man durchwaten kann), zur Ebbezeit ein entblößter „Schlick“ (so nennt man die feine thonige Marscherde, die sich hier ansetzt), auf welchem nicht bloß eine Anzahl größerer Sumpfvögel ihre Nahrung sucht, sondern auch Menschen mitunter von einer kleinen Insel zur andern wandern (Schlickläufer). Aber allenthalben ist dieser bloßliegende Meeresboden durch geringere oder größere mit Wasser gefüllte Rinnen, die man bald „Tiefen“, bald „Auen“ (Bäche), bald „Außenfleete“ (von fließen) nennt, an deren Rändern die bekannten Austernbänke liegen, durchschnitten. Auch zur Flutzeit sind diese durch an den Seiten eingesteckte Stangen oder Sträucher bezeichneten Kanäle die Straßen für die kleinen möglichst flachen Schiffe, die dieses Wattenmeer befahren und nur während der Flutzeit vorwärts können, bei eintretender Ebbe aber bald hier, bald da etwa 6 Stunden liegen bleiben müssen, bis die wiederkehrende Flut sie abermals flott macht. Ein solcher Aufenthalt ist weniger gefährlich als langweilig und es kommt daher nicht selten vor, wenn das Schiff in nicht zu großer Entfernung von einer Insel liegen bleibt, daß bei warmer Witterung rüstige Passagiere Schuhe und Strümpfe ausziehen und wie improvisierte Sumpfvögel durch den Schlick waten, um der nächsten Insel einen Besuch abzustatten, wo sie dann auch, wenn die Insel bewohnt ist, mit großer Herzlichkeit empfangen werden. Eine Anzahl dieser Inseln (sog. Halligen) ist indes so flach, daß sie bei gewöhnlicher Flut nur noch eben aus dem Wasser hervorragen, bei etwas höhern Fluten aber gleich dem übrigen Meeresboden überschwemmt und so nach und nach, namentlich bei stillem Wetter, durch die wenigen aus dem trübgrauen Wasser sich senkenden erdigen Teile erhöht werden, wenn es auch noch so langsam geschieht. Sind sie soweit gediehen, daß sie bei ordinären Fluten eben trocken bleiben, so kommt ihnen das Pflanzenreich zu Hilfe; und wenn der weiße Klee endlich erschienen ist, dann findet die Eindeichung statt.

Die Unterlage des Bodens der Provinz Schleswig-Holstein ist entschieden felsig, aus tertiären Bildungen (Langenfelde, Gramm, Sylt) oder Kreidemassen (Lägerdorf, Lieth bei Heide) bestehend. Sie treten vereinzelt zu Tage, wahrscheinlich finden sich zwischen ihnen noch ältere Bildungen, Dyas oder Trias, wie die Massen von Segeberg und mehr in der Tiefe zu Elmshorn. Diese Formationen lagen zur Zeit der Bildung unsers Diluviums ganz oder zum allergrößten Teil unter Wasser eines nordischen Mittelmeeres. Auf dieser Unterlage lagerten die vom Norden kommenden Gletscher und Endmoränen ab und gegen Ende der Ablagerung des mittleren Diluviums strandeten ohne Zweifel ungeheure Eisschollen und legten beim Abschmelzen ihren Transport nordischer Felsblöcke in die obere Lehmschicht unsers Bodens ab. Von da an wird eine Hebung dieses Bodens von Osten an nachweislich; die Hebungsspalten, welche notwendig eintreten mußten, bilden die jetzigen Buchten, und ebenso natürlich folgte der so fortschreitenden Hebung der Abhang (Gehänge) des trocken gewordenen Bodens nach Westen hin. Durch diese Hebung wurde das Meer in Ost- und Westsee geschieden und beide übten ihre Wirkung an den Ufern des Landes, die Westsee aber, durch den Einfluß von Ebbe und Flut, vielleicht auch vorherrschend westliche Winde, viel stärker als die Ostsee. So bildete sich an der Westseite des Hügelrandes ein flacher Strand, der bei fortgesetzter Hebung zur sanftgeneigten Sandebene wurde. Bis dahin war wahrscheinlich das Küstenmeer an der Westseite reines Seewasser. Durch die fortschreitende Hebung scheinen aber tertiäre

Thonlager unter die Wirkung des Westmeeres gekommen und durch Auswaschung von Strömung und Wellenschlag sein Wasser schlickig geworden zu sein. Der Schlick lagerte sich an geschützte Stellen ab und bildete als Marsch ein mehr oder weniger breites Uferland, das auch noch in der Gegenwart ab- und zunimmt. Die Ostsee bildet keine oder höchst unbedeutende Ablagerungen.

(Nach M. Schlichting-Kiel, 1874.)

286. Landzerstörung und Landgewinnung an der schleswig'schen Westküste.

Wenn der Lenz einzieht, treibt's mich hinaus an das Ufer des Wattenmeeres, das sich zwischen den nordfriesischen Inseln und der schleswig'schen Westküste ausbreitet. Da wogt und braust es ruhelos; wenn die Flut steigt, und wenn die Ebbe eintritt, ziehen sich die Wasserläufe Silberfäden gleich zwischen den grauen Thon- und Schlickmassen der Watten hin. Es ist schwer zu sagen, was mehr zur Beobachtung anregt, das Dahinziehen der schaumbekränzten Wogen oder jenes Treiben zahlloser, zappelnder Meerbewohner in dem hinausströmenden Wasser der Prielen und Schloten, in denen die Wasservögel durch jede neue Flut gedeckten Tisch erhalten. Die dann trocken gelegten Watten sind Trümmer eines zerstörten Landes; denn im Laufe eines Jahrtausends gaben Ebbe und Flut, oft vom Sturme aufgeregt, dem schleswigschen Wattenmeere seine gegenwärtige Gestalt, indem sie ein weites, reichgesegnetes Marschland, die Bewohner mit Hab' und Gut, wie zahlreiche Bewohner selbst, hinabzogen; andererseits aber ist ihre Welle ein großer Baumeister und Bildner des Landes, das durch sein saftiges Grün die Menschen lockt, es der grimmigen Feindin abzugewinnen. Plötzlich riß sie freilich oft herunter, was langjähriger Fleiß zu seinem Eigentum gemacht, langsam und allmählich erst giebt sie es wieder zurück.

Der Flutstrom, welcher das Steigen des Wassers bedingt, ist in der Regel landwärts, d. i. zum Lande hin, dahingegen der Ebbstrom seewärts gerichtet. Beide aber nagen von den Ufern und Rändern der nach Südwest gekehrten Landstrecken oder von den davorliegenden äußeren Sandbänken Bestandteile des Grundes und Bodens ab, welche sie mit sich führen, um sie in ruhige, sogenannte tote Buchten des Wattenmeeres zu tragen. Diese abgenagten Thon- und Schlickteile sind es, welche dem Wasser der Watten die schmutzig-graue Farbe geben und das Material zur Landbildung enthalten. An den Ufern der westschleswigschen Nordseeinseln ist diese Landbildung selten und da nur möglich an der Ostseite derselben. Bei den Halligen ist sie im Verhältnis zu den durch Abbruch verursachten Landverlusten an den von Flut- und Ebbstrom benagten Ufern so verschwindend klein, daß sie die Halligen auf die Dauer nicht zu erhalten vermag; bei den bedeichten Inseln Pellworm, Nordstrand und Föhr ist sie unwesentlich, und auch auf Sylt sind die Abbrüche am südlichen und westlichen Ufer größer als der Landzuwachs in der Bucht zwischen dem Morsum- und Keitumkliff. Die Festlandsufer leiden im ganzen weniger von Strom und Wellen der gewöhnlichen Gezeiten als die Inselränder, weil sie gleichzeitig durch die Inseln und hohe Watten vor dem heftigen Andrang der Wasserwogen geschützt erscheinen. So füllen sich dort durchweg die wenig von der Strömung heimgesuchten Buchten, vorwiegend die nach Nordwest geöffneten, schneller und leichter mit neuem Lande, als das bei den ruhigen Buchten der Eilande der Fall ist. An den Ufern des Festlandes ist darum die landbildende Thätigkeit des Wassers, bei der eine Reihe Pflanzen eine wichtige Rolle spielt, besser zu beobachten, als an den meisten Inselgestaden, denn sie vollzieht sich dort ungestörter und schneller.

An der ganzen Westküste des Festlandes erweitert sich das Gebiet des Landes mehr oder minder gegen das Meer hin, teils ohne menschliches Zuthun,

teils und besonders da, wo von Menschenhand Landgewinnungsvorrichtungen gemacht werden. Um die Ansetzung des Landes, Anschlickung genannt, zu befördern, verwandelt man die gegen das Meer offenliegenden Buchten des Vorlandes, d. i. das außerhalb eines Seedeiches liegende Land, durch den Bau von Erdlahnungen oder Wällen, die mit Grassoden belegt und mit Stroh bestickt werden, in ruhige Binnengewässer. Bei jeder Flutzeit zieht das schlickbeladene Wasser durch eine Öffnung der Lahnung, die bis auf diese Öffnung die Bucht von dem Meere abschließt, hinein, um bei langsamem Zurückweichen die landbildenden Bestandteile in der Bucht fallen zu lassen. Damit nun dieses Material um so sicherer und eher festgehalten werde, sucht man das mit der Ebbe ausströmende Wasser durch parallele Gräben, die man in der Bucht, ackerbreit von einander entfernt, gezogen hat, aufzuhalten. Wo man eine Bucht nicht soweit gegen das Meer abschließen kann, da errichtet man Uferzäune aus Buschwerk oder baut mehrere kleine Lahnungen zapfenförmig in's Meer hinein, und zwar so, daß der Winkel, den die Lahnung mit dem Ufer der Bucht bildet, kleiner ist als der, welcher von der Lahnung aus dem offenen Wattenmeer zugekehrt ist. Der Erfolg aller dieser Vorkehrungen für die Landbildung aber würde ein sehr geringer sein, wenn nicht die Natur selbst dem Streben der Menschen nach Landgewinn zu Hilfe käme. Das Watt selbst hat keine Landvegetation aufzuweisen, denn es liegt wenigstens die eine Hälfte des Tages unter Wasser. Nur im Frühjahre findet man es häufig zur Ebbezeit mit Kryptogamen von dunkelgrüner Farbe bedeckt, die mit den Schlickteilen, welche aus dem Wasser abgesondert wurden, das Watt höher machen und daher als landbildend mit dem Namen Conferva chthonoplastes bezeichnet werden können. Die Thätigkeit dieser Pflanze ist aber verschwindend gering gegen diejenige einer andern, die als erster Repräsentant der Landflora unter dem Namen Queller (Salicornia herbacea) vom Boden Besitz ergreift. Als Pionier am weitesten gegen das Meer vorgeschoben, streckt sie ihre steifen, aufrechtstehenden Äste der Flutwelle entgegen. Ihre grünlichen, blanken und dick aufgeblähten Äste, wie ihr Stengel, geben ihr eine kaktusähnliche Gestalt, die sich trotz der Steifheit weich anfühlt und saftreich ist. Die Äste sind gegenständig angeordnet, die saftig-fleischigen Körperteile der Pflanze fangen die Schlamm- und Schlickteile, welche das Wasser mit sich führt, auf, um dieselben nachher, wenn die Pflanze während der Ebbezeit trocknet, wieder fallen zu lassen und so den eigenen Standort zu erhöhen. Nach dem Meere zu stehen immer nur einzelne dieser Pflanzen, weiter landeinwärts werden sie mit der wachsenden Bodenhöhe häufiger und dichter. In ihrer Bedeutung für die Landgewinnung ist die Pflanze an den Marschküsten der Nordsee dem Volke allgemein bekannt. In Schleswig-Holstein fast allgemein Queller genannt, heißt sie in Ostfriesland Krückfuß oder Drückdahl, in Holland Hanepot oder Zeegrapper. Man trifft sie schon auf $^1/_2$ m unter gewöhnlicher Flut liegenden Landflächen, sie wird indessen mit der zunehmenden Höhe des Bodens immer kräftiger. Das Land, was die Pflanze einmal eroberte, ist für den Sommer wenigstens gewonnen; Sturm- und Eisfluten des Winters können es allerdings wieder zerstören.

Hat der Boden die Höhe der Flut, das arithmetische Mittel aus einer Reihe von Beobachtungen der Fluthöhe, erreicht, und ist er durch den Queller für die nachfolgenden Salzgewächse und die spätere Grasnarbe vorbereitet, so wird der Queller vollständig verdrängt, noch durch seinen Untergang den Boden erhöhend. Es entsteht plötzlich eine Grenze, wo andere Pflanzen sich einstellen. Ein buntes Durcheinander echter Salzpflanzen ist charakteristisch zwischen dem vordringenden Gebiet des Queller und der Grasnarbe saftiggrünen Marschlandes. Kryptogamen und Gräser fehlen in dieser Zone noch gänzlich, die meisten Pflanzen der Krautzone indessen sind ausdauernd und bestätigen, daß hier die gewohnte Herrschaft des Salzwassers aufhört. Zu besonderer Zierde

dienen hier die hübschblühenden Grasnelken, Armeria maritima und Statice Limonium, die von Besuchern der Nordseeküsten neben der Strandaster und dem stark duftenden Strandwermut (Artemisia maritima), mit seinen silberweißen Blättern, gern gepflückt und zur Erinnerung in die Heimat mitgenommen werden. Wo der Wermut häufiger auftritt, ergreifen grasähnliche Cyperaceen vom Boden Besitz, die dann einer Simse aus der Familie der Juncaceen (Drückdahl, Juncus botticus) und dem Andel, Poa maritima, die letzte Vorbereitung des Bodens zum Graswuchs überlassen. Hier ist der Boden bereits so hoch geworden, und zwar durch den Schlick, welcher aus den Hochfluten niederfiel, daß das Regenwasser ihn zwischen den einzelnen Überflutungen ausfrischen konnte. Alsbald stellt sich nun der Graswuchs ein; ein saftiggrüner Rasenteppich entsteht, der dem Salzwasser erfolgreichen Widerstand leistet, aber durch die Überflutungen desselben im Laufe der Jahre höher und höher wird. Hier birgt der Marschbewohner schönes und duftendes Heu für seine Herde, bis nach Jahrzehnten der Boden so hoch geworden ist, daß der weiße Klee erscheint, das untrüglichste Zeichen, daß der dem Meere abgewonnene Boden „deichreif" geworden ist, d. h. durch einen Deich eingefaßt werden müsse.

Wo einerseits also im Sturmsausen die Nordseewoge als Zerstörerin auftritt, da wird sie andererseits zur Geberin fruchtbaren Landes, indem sie landbildende Pflanzen in ihren Dienst stellt, von denen auch das Dichterwort gelten kann:

„Jede Pflanze verkündet Dir nun die ew'gen Gesetze,
Jede Blume sie spricht lauter und lauter mit Dir."

Der Sage nach hatte einst die schleswig'sche Westküste weit draußen, wo jetzt die Nordsee flutet, eine natürliche Schutzmauer, von welcher die nordnordwestlich verlaufenden Riffe der Felseninsel Helgoland die Reste sein sollen. Geologische Forschungen haben diese Tradition bestätigt. Das, was heute Wattenmeer ist, war dann noch ein Süßwassersee, dessen Ufer eine Bruch- und Waldvegetation umzingelte, in die sich einzelne Flüsse der cimbrischen Halbinsel ergossen. Die tertiäre Vormauer, welche den See gegen die Nordsee abschloß, zerbrach allmählich durch die Gewalt der Wellen, nachdem die ganze Gegend eine Senkung erfahren hatte. Die Salzflut trat durch die geöffneten Thore ein, verwandelte die Vormauer in Dünensand und überdeckte jene Bruch- und Waldreste mit den Bestandteilen eines Marschlandes, das einst unser heutiges Wattenmeer fast ganz ausfüllte. Im Schutze der natürlichen, vom Meere selbst geschaffenen Sandbänke und Dünen bewohnte es der Mensch, auf den höher gelegenen Geestinseln, von denen das Morsumkliff auf Sylt und Amrum noch Überbleibsel sein möchten, auf künstlich errichteten Wurten oder Werften — aufgeworfenen Erdhöhen — und benutzte es als Grasweide etwa bis zum Jahre 1000. Dann wandte man sich dem Ackerbaue zu, mußte aber gleichzeitig, um vor Fluten geschützt zu sein, Deiche erbauen. Danckwerth berichtet, daß die ersten Deichbauten in das zehnte Jahrhundert fallen. Die ersten planmäßigen Deiche sollen zu Anfang des 12. Jahrhunderts eingewanderte Friesen (Holländer) aufgeführt haben. „Deus mare, Friso litora fecit," d. h. Gott hat das Meer, der Friese das Land gemacht.

Die natürlichen Schutzmittel, die Dünen, wurden immer lückenhafter und es begann gleichzeitig mit dem Anfang des Deichbaues das großartige Zerstörungswerk, welches wir einleitend schilderten. Der Deichbau lag noch in den Anfängen; bittere Erfahrungen sollten hier die Lehrmeister zur Erbauung widerstandsfähiger Deiche werden. Jahrhunderte lang ergossen sich die Fluten in die Marschgefilde. Am bekanntesten ist die Sturmflut von 1634, als mitten im Kriegsgetümmel des dreißigjährigen Glaubenskampfes das alte Nordstrand unterging; etwas weniger verheerend folgten die Fluten von 1717 und 1757.

Die größte Überschwemmung des gegenwärtigen Jahrhunderts fand in der Nacht vom 3. auf den 4. Februar des Jahres 1825 statt. Das Wasser erreichte eine Höhe von mehr als 5,20 m über ordinäre Flut. In Norderdithmarschen wurden an 60 Stellen die Deiche und 6843 Morgen Land überflutet und das Wasser stieg in den niedrig gelegenen Häusern bis an das Dach. Der durch diese Überschwemmung dem Kreise Norderdithmarschen angerichtete Schaden wird auf 540000 Mk. angegeben. Im Kreise Süderdithmarschen wurden die Deiche stark beschädigt und der kaum eingedeichte dieksander Koog, der jetzige König Frederik VII.-Koog, zerstört. Dank der thatkräftigen Belehrung, welche einsichtsvolle Männer, nach Anweisung der Holländer, später gaben, konnte man festere Deichwerke aufführen, goldene Ringe in doppeltem Sinne des Wortes: golden für das Land, auf denen goldiges Korn reift, golden aber auch durch die Kosten der Erbauung und Unterhaltung.

Die Deiche sind mächtige Erddämme, deren senkrechte Höhe 6 bis 7 m beträgt und die am Fuße von verhältnismäßig großer Breite, auf dem Kamme, d. h. oben, noch eine Breite von etwa 2 m haben. Nach den verschiedenen Küstenverhältnissen ist oft eine lange Deichstrecke zur Gewinnung eines neuen Kooges, so nennt man das von Deichen eingefaßte Land, erforderlich. Um ein Beispiel anzuführen, sei erwähnt, daß zur Eindeichung eines Kooges der Tondern'schen Marsch von 670 ha eine Deichstrecke von etwa $6^1/_2$ km nötig war, die für einen Hektar einen Kostenaufwand von etwa 700 Mk. veranlaßte. Die Unterhaltung ähnlicher Deichwerke erfordert oft bedeutende Opfer. Eine Deichstrecke der Insel Föhr von 12 km Länge wurde in den Jahren 1850—1880 mit einem Kostenaufwande von 400000 Mk. verstärkt und ausgebessert, außerdem mußte man jährlich etwa 30000 Mk. zur Unterhaltung derselben beisteuern. Besondere Kosten erwachsen noch an den Punkten, wo die Deiche dem Andrange der Wellen unmittelbar ausgesetzt sind, und daher Schutzvorrichtungen das an einigen Stellen außerhalb der Deiche liegende Vorland, woran sich neues Land ansetzt, ersetzen müssen.

Die so bedeichte Marsch ist durchgehends fruchtbar, sowohl zum Ackerbau als zur Viehzucht geeignet. Die zur Fettgräsung benutzten Weiden der schleswig'schen Marschen gewähren in ihrem üppigen Grün des Frühsommers mit ihren Schaf- und Rinderherden ein anmutiges Bild. Nicht minder lieblich erscheinen dem Auge auf den Kornfeldern das schöne Gelb des Rappsaatblüte und die wogenden Weizen- und Bohnenfelder. Die Zahl der von Deichen eingeschlossenen Marschflächen beträgt an der schleswig'schen Westküste reichlich 120, einen Flächenraum von etwa 900 qkm umfassend. Von den 20000 ha, welche der Nordstrand verloren, sind etwa 6700 wieder gewonnen, während im übrigen seit 1634 an der schleswig'schen Westküste etwa 130 qkm eingenommen worden sind. In den letzten dreißig Jahren sind 6706 ha Marschland mit einem Kostenaufwand von 6403000 Mk. dem Überschwemmungsgebiet des Meeres in Schleswig-Holstein entzogen. Einige Köge sind über 1000 ha groß, der jüngste Koog ist der in einer Größe von 1051 ha eingedeicht, an der Elbmündung belegene Kaiser-Wilhelms-Koog. (Pastor Christian Jensen-Brecklum, Nordfriesland.)

287. Auf der Hallig.

In der Finsternis der Mitternacht,
Umspielt von der Nordsee Sturmesflut,
Von keinem einzigen Stern bewacht,
Liegt Boye Rickmers Hab und Gut.
Das Wohnhaus steht auf hohem Wall,
Vom Westwind ward die Mauer krumm.
D'ran schließt sich das Gärtchen mit Hof und Stall
Und dann das große Meer ringsum.

Der Sturmwind heult, die Woge brüllt,
Der Schiffer treibt auf weitem Meer.
Frau Ingke hat sich in Decken gehüllt,
Sie findet im Bette die Ruhe nicht mehr.
Die Laterne zur Hand tritt sie vor die Thür,
Jäh bläst der Wind das Licht ihr aus;
Die Möwe huscht kreischend vorbei an ihr
Und Nebelwolken umlagern das Haus.

Auf springt das Hündchen an ihrer Seit',
Läuft schnobernd dann hinab zum Strand.
Der Wind erfaßt Frau Ingke's Kleid
Und trägt sie an der Werfte Rand.
Die Zähne klappern ihr im Mund,
Die Brust beklemmt unsagbar' Weh:
Die Wasser, sie grollen aus tiefstem Grund,
Und Boye schwimmt auf der offenen See.

Nicht trägt der Fuß noch den zitternden Leib,
Sie sinket zur Erd' mit dem Kopf auf den Arm:
„Hör' Vater im Himmel ein flehendes Weib!
Allgütiger Schöpfer dich erbarm'!"
Sie schüttet aus ihr ganzes Herz,
Es schüttet aus der Sturm die Wut;
Sie ringt mit dem Wetter, sie ringt mit dem Schmerz —
Und höher und höher steigt die Flut.

Dann tastet das Weib sich die Mauer entlang,
Im Hause ließ sie ihr schlafendes Kind;
Auch für ihr Söhnchen ist ihr so bang:
Manch Eiland ging unter bei Springflut und Wind!
Die trübe Lampe schickt rötlichen Schein,
Süß schlummert das Kindlein und lächelt im Traum,
Nicht kennt es Gefahr und Not und Pein —
Und an's Fenster schon spritzet des Meeres Schaum.

Die Mutter verzweifelt die Hände ringt,
Sie legt die brennende Stirn an die Wand.
Wie ein Grablied draußen die Sturmflut klingt,
Da nimmt sie das alte Gesangbuch zur Hand:
„Was Gott thut, das ...." ein furchtbarer Krach
Erschüttert des Hauses Mauern jäh,
Die Lampe erlosch, das Kind wurde wach
Und drinnen im Stübchen plätschert die See!

„Ach großer Gott! wohin? — wohin?
Hilf du! ach hilf aus Nacht und Not!
Kein Licht! kein Mensch! wohin? — wohin?
Ich wate im Wasser! wo ist das Boot?"
Und es schwankt das Haus und die Mauer bricht,
Die Mutter starrt in die Wasserwelt,
Und es peitscht ihr die Wellen der Sturm in's Gesicht
Und ihr Kindchen sie zagend umklammert hält.

Doch nirgend ist Rettung und nirgend ist Halt
Und der Wogen Brandung erfüllt sie mit Graus.
Und es schäumet das Meer und es stürmt mit Gewalt
Und Mauer auf Mauer zerbrocket vom Haus.
Noch hält ihre Linke den Pfosten umspannt,
Doch netzet die Flut ihr die Rechte schon;
Ein Stoß! — und das Haus ist verschwunden vom Land,
In die Tiefe hinab sank Mutter und Sohn.

Schon krampft sich der Arm, der das Kindchen trägt,
Da fühlt sie von kräftiger Hand sich erfaßt;
Ohne Müh' wird sie sanft in ein Boot gelegt,
Nur gering drückt den Schiffer die doppelte Last.
Und das wackere Weib herzt den tapferen Mann,
Und sie beide herzen ihr einziges Kind,
Und schwimmend kommt nun auch das Hündchen heran
Und springt in die rettende Arche geschwind.

In der Finsternis der Mitternacht,
Umspült von der Nordsee Sturmesflut,
Von keinem einzigen Stern bewacht,
Treibt Boye Rickmers Hab und Gut.
Viel bange Stunden kämpfet der Held
Mit des Weltmeers Grimm im offenen Boot,
Da endlich wird er an's Land geschellt —
Und im Osten dämmert das Morgenrot.

(Wilhelm Johnsen.)

288. Die Entstehung der Marsch; die Friesen und der Deichbau.

1. In dem Plane der Natur ist es gesetzt, daß dieselbe Kraft, die tötet und zerstört, in anderer Form neues Leben und Wachstum fördert. Dieselbe See, die vom Sturme gegen die Küste gepeitscht in den Leib ihres Widersachers tiefe Wunden schlägt, ist die stille Arbeiterin, die Atome löst und bindet, aus denen über den Narben nochmals frische Erde emporwächst. Dieselbe Flut, die zur verderblichsten Höhe aufsteigt, wenn Sonne und Mond, in gerader Linie zur Erde stehend, mit verdoppelter Schwere auf das leicht bewegliche flüssige Element wirken, ist die unvermeidliche Trägerin, welche diese Atome zum Lande spült und über das unfruchtbare Moor oder den Sand hinlagert.

Dieser ewige Wechsel von Leben und Vernichtung, Entstehen und Vergehen, zieht sich vom Meere den Fluß hinauf bis an das Gebirge und vom Gebirge hinunter denselben Lauf bis zum Meere. Der Bach, der zur Zeit der Schneeschmelze über seine Ufer tritt und Verderben ringsum im Thale ausstreut, rundet und zerkleinert die Steinblöcke, die sein Bette beengen. Der Fluß, der sich gemächlicher in der Ebene ausbreitet, verarbeitet das Gerölle schon zu gröberem Sande, aus denen er zum Nachteile der Schifffahrt Untiefen bildet, aber auch manche passende Anlandung dem Landnachbarn zuführt. Und jetzt wälzt sich das feinere Geschiebe als Lehm oder Thon in gelben Massen zum Meere hin, welches zu den erdigen Bestandteilen des Flußwassers die vielen aufgelösten und in Verwesung befindlichen Stoffe, die zerriebenen Kalk- und Kieselschalen der mikroskopischen Seetiere fügt, von denen alle Tropfen seines eigenen Wassers wimmeln. Mit jedem Aufsteigen der Flut und jedem Fallen der Ebbe wiederholt sich namentlich auf der Strecke, wo das süße und das salzige Wasser sich mischen, die Aus-

scheidung der Sinkstoffe, das Spiel der chemischen Affinitäten, die Bildung jenes überaus fruchtbaren Schlammes, gemengt aus dem Staube des Gebirges und den organischen Überresten des Meeres, welchen die Strömung weiter bis zur See hinunterschwemmt und weiter den ganzen Küstenstrich entlang trägt.

Gebrochen und abgeleitet durch die Inseln und die höheren Teile der Wattenfelder dringt nun die Flut langsam zum Festlande vor und in die Buchten hinein, und wenn sie innerhalb 24 Stunden zweimal ihren höchsten Stand erreicht hat, hört eine zeitlang jede Bewegung auf. Dann senkt sich der graue Schlamm wie eine Wolke zum Boden und seine Schwere verhindert, daß das ablaufende Wasser ihn wieder mit fortzieht. Die Stauzeit ist somit die eigentliche Geburtsstunde der Marsch. Je weniger die Ruhe in diesem Momente durch niedrige Winde oder bewegtes Wasser gestört wird, je erheblicher ist die Ausscheidung des Schlammes. So legt sich Schicht auf Schicht, und wenn sie getrocknet sind, kann man sie blätterweise von einander nehmen und den Fortgang der Aufschlickung verfolgen. Nicht in Wochen oder Monaten, aber doch in Jahren wächst allmählich das Land aus dem Meere hervor, eine kostbare Gabe, mit der es vergilt, was es anderswo geraubt hat.

So vollendet sich der Bildungsgang der Natur. Die mechanische Kraft des Wassers, welche den Stein in Erde verwandelt und aus vielen Elementen von nah und fern den Meeresschlamm gebildet hat, ist es, die hier wieder das Feste aus dem Flüssigen scheidet und die von den Bergen hergeschwemmten Brocken, untermischt mit einigen Zuthaten, am Ufer als Alluvium ansetzt.

Wenn im Sommer andauernd große Ebben geherrscht haben, ziehen sich kaum sichtbare Fäden über den Schlick, und der grüne Schimmer der Algen verrät den Anfang des vegetabilischen Lebens. Hat der Anwuchs eine solche Höhe erreicht, daß er sich vielleicht noch ein Fuß unter der ordinären Flut befindet, so ist der Quendel oder Krückfuß die erste Pflanze, die sich auf dem rohen noch unbenarbten Seeschlamme ansiedelt und als erster Repräsentant der Landflora von ihm Besitz ergreift. Weit in's Meer hinein wagen sich einzelne dieser Pflanzen und strecken der Flutwelle ihre blanken kaktusähnlichen Äste entgegen, mit denen sie die Schlammteile des Wassers auffangen, um sie nachher zur Ebbezeit getrocknet wieder fallen zu lassen. Mit der wachsenden Bodenhöhe stehen sie landeinwärts immer dichter, bis die tägliche Flut den Strand nicht mehr bedeckt. Dann stirbt der Quendel ab und ein Durcheinander von Salzpflanzen erscheint, eine Zwischenstufe zwischen der vordringenden Region des Quendels und der Flora des festen Landes. Noch fehlen Gräser und Kryptogamen gänzlich, Grasnelken, die Strandaster und der Wermut, mit welchem der Marschbewohner seinen Branntwein als Präservativ gegen Fieber würzt, überziehen mit schmutzigem Grün und kleinen Blütenstengeln den Boden.

Aber schon ist das neue Vorland landwirtschaftlich nutzbar geworden. Die höheren Stellen bedeckt ein dichter Teppich des See-Rispengrases, des Andel's (Poa maritima) einer unscheinbaren Grasart mit kriechender Wurzel und nacktem Halm, welche in getrocknetem Zustande eine schmutzig gelbe Färbung annimmt und in ihrem unscheinbaren Äußern nicht den hohen Futterwert verrät, der beim Pferde dem des Hafers gleichgeschätzt wird. Der Eigentümer des Grodens, die oldenb. Landesregierung, die in den Zeiten der Regalität sich des Rechtes auf den Anwuchs bemächtigt hat, kann nunmehr aus dem Groden hohe Pachten ziehen. Der Andel wird Ende August gemäht, oder, wo die Zufuhr von süßem Wasser möglich ist, auch geweidet. Kleine Wirtschaften haben oft ihre ganze Existenz auf die Pacht von Andelparzellen gegründet und selbst die größeren Höfe ergänzen dort ihr Grünland, worauf sie mehr altes Land binnendeichs unter den Pflug nehmen können. Aber noch sind die hohen Fluten gefährlich, welche den Andel mit Schlamm überziehen, wenn er nicht rechtzeitig gleich nach dem Mähen auf den Deich in Sicherheit gebracht wird, oder die weidenden Schafe wegtreiben, welche, statt wie die Pferde und Rinder nach der schützenden Höhe zu entfliehen, sich ratlos zusammendrängen, bis das Wasser ihnen über die Köpfe geht.

Ist der Groden so hoch geworden, daß die Überflutungen seltener werden und das Regenwasser ihn ausfrischen kann, so verlieren sich die Strandgewächse und machen den Marschpflanzen Platz, weil mit der Salzigkeit des Bodes die Bedingung ihres Daseins abhanden geht. Ein saftig grüner Rasen erscheint und dazwischen siedelt sich der weiße Klee an, ein untrügliches Zeichen, daß der Groden reif ist, wie man sagt, daß das dem Meere durch die vereinte Thätigkeit des Niederschlages und der Vegetation abgerungene Land mit einem Deiche zu umziehen und als Ackerland aufzubrechen ist. Tritt im Verlauf der Jahre der unglückliche Fall ein, daß die See den Damm zerreißt und das neue Land überströmt, so werden in kurzer Zeit alle Pflanzen des Binnenlandes zerstört und der Andel, der Wermut und die Meerstrandkräuter beziehen wieder ihr altes Gebiet.

2. War es das Erträgnis der üppigen Weide oder das reiche Korn, welches dem Ansiedler die jungfräuliche Erde lieb und wert machte, oder die mit einer gewissen Regelmäßigkeit auftretende Erscheinung, als ob ein unsicherer Boden und Seßhaftigkeit der Bewohner, ein von Alters her befestigtes Gebiet und unaufhörlicher Umzug oder Auswanderung der Bevölkerung sich gegenseitig bedingen, wir finden seitdem keine Zeit, in welcher dieses durch stetige Erschütterungen bedrohte Gebiet nicht von einer und derselben Völkerschaft bewohnt gewesen wäre. Sie werden von den Römern die Chauken genannt und als kleine Chauken zwischen Ems und Weser und große Chauken zwischen Weser und Elbe unterschieden. Tacitus bezeichnet sie als einen der edelsten Stämme. Im 7. bis zum 11. Jahrhundert treten die Chauken, nachdem ein großer Teil des Volkes nach England ausgewandert war, unter dem Namen der benachbarten und nahe verwandten Friesen auf, die in der

jetzigen holländischen Provinz Friesland wohnten. Unter dieser Bezeichnung hat sodann der Gesamtstamm seit dem Mittelalter den schmalen Uferstrich längs der Nordsee von Tondern bis Brügge an sich genommen, überall von dänischem, sächsischem und fränkischem Lande in die See gedrängt, die ihn zu verschlingen droht. Unter den deutschen Volksstämmen ist er, mit alleiniger Ausnahme des thüringischen, bei weitem der kleinste, wenn er auch eine besondere Wichtigkeit insofern in Anspruch nimmt, als er den Übergang von den südgermanischen Stämmen zu den in Skandinavien seßhaft gewordenen Blutsgenossen bildet. Von derber, breitschulteriger Gestalt, die ihn wesentlich von seinem hageren sächsischen Nachbarn auf der Geest unterscheidet, von rötlichem Haar und rosigem Gesicht, repräsentiert der Friese in seinem Körpertypus bekanntlich am reinsten und nahezu unvermischt die altgermanische Rasse, wie deren Merkmale von den römischen und griechischen Schriftstellern angegeben werden.

Diese Friesen sind es, welche auf dem gesenkten und durch den nahe gerückten Ozean doppelt bedrohten Terrain jetzt den Wettstreit mit dem Meere beginnen. Von einem wirklichen Deichbaue kann man indes erst reden, wenn die Schutzbauten eine solche Höhe erreicht haben, daß sie auch die Winterfluten von dem Lande abhalten, was in Verbindung mit den gleichzeitig erforderlich werdenden Abwässerungsanstalten einen gewissen Stand der Technik und einigermaßen geordnete gesellschaftliche Zustände voraussetzt.

Nunmehr aber will der Mensch sein Land behaupten und dadurch entsteht an dem ganzen Küstensaume der Nordsee jener beständige Wechsel, jenes Vordrängen dort und Zurückweichen hier, jenes Spiel ohne Gleichen mit dem Einsatze zahlloser Menschenleben, die nicht für eine Idee den heroischen Tod erleiden, dankbaren Nachkommen ein Gegenstand der Verehrung und des Vorbildes, sondern resigniert im ungleichen Kampfe einem erbarmungslosen Elemente zum Opfer fallen.

In diesem Kampfe hat sich die Charakteranlage des Volkes gebildet, die Ruhe und Besonnenheit im Handeln, die Klarheit der Rede und der geringe Schwung der Phantasie, dagegen die Neigung für die Verstandeswissenschaften, namentlich der Mathematik, der mit Trotz gepaarte Freiheitssinn und die Anhänglichkeit am Alten. Niemals hat ein Geistlicher hier einen Zehnten erhoben. Kein unverheirateter Priester ist je geduldet. So gering war die Empfänglichkeit für die schöne Mystik des katholischen Christentums, daß die Märtyrer und Heiligen desselben auf die Sinnesart dieser Menschen nie Einfluß gewonnen und nicht einmal die hergebrachten altheidnischen Namen zu verdrängen vermochten. Seine alte Sprache und Sitte, sein altes Recht hat das Volk noch behauptet, als im übrigen Deutschland schon längst neue Bildungen entstanden waren, und erst gegen Schluß des Mittelalters erging es der Freiheit in Friesland wie anderswo, indem sich aus den einheimischen Richterfamilien despotisch veranlagte Häuptlingsgeschlechter entwickelten oder benachbarte Dynasten die unabhängigen Land-

gemeinden unterwarfen. Dieser Kampf war endlich auch die Ursache, daß der friesische Stamm, umgeben von der gewaltigen Erscheinung des Oceans und fortdauernd gezwungen, Leben und Erwerb gegen seine zerstörende Kraft zu schützen, zu einem politischen Zusammenschlusse nie gelangte, ganz abseits der deutschen Entwickelung stand und, abgesehen von einigen partikularen Rechtsinstituten eigentümlicher Art, für die Gestaltung des modernen deutschen Staats mit seinen Freuden und Leiden, seinen Licht- und Schattenseiten nie einen Beitrag geliefert hat.

Die eigentliche Geschichte der Sturmfluten an diesem Teile der Nordsee beginnt mit dem 13. Jahrhundert. Bis dahin hatten die nordfriesischen Inseln, die fast den ganzen Raum zwischen Helgoland und der schleswig'schen Halbinsel ausfüllten, den unter der jütischen Küste herkommenden Flutstrom von der Elbe- und Wesermündung abgehalten. Als aber die Vormauern zerbröckelt waren, drang mit den Nordwestwinden das gefährliche Wasser auch gegen die hier belegenen Marschen vor.

Mit der Marcellusflut von 1218 hebt an der Jadeküste im friesischen Rüstringen die Zerstörung an. Einen zusammenhängenden Abschluß gegen die See wird es dort noch nicht gegeben haben, da das Terrain zum größten Teile zum Weserdelta gehörte, welches, von den hohen Geestrücken begrenzt, nach Bremen hinunterreichte und sich allmählich mit den Alluvionen der See und des Flusses und Moorbildungen ausgefüllt hatte. In diesen weiten Busen ergoß sich, zerteilt durch vielfache, mit Kirchdörfern besetzte Inseln, die Hauptmasse des Stromes weiter westlich als jetzt zum Meere und nahm an der Jade das Wasser von den Anhöhen bei Varel, Zetel und Driefel in sich auf. In der genannten Flut soll der östliche und südliche Teil des Jadebusens eingerissen sein.

Mehrere Jahrhunderte waren nach diesem Landverluste verhältnismäßig ruhig verlaufen, als im Jahre 1509 noch einmal eine große Flut in Friesland einbrach und die Deiche zerstörte, so daß das Land voll Wasser stand und verdarb. Im Jahre 1510 hatte man mit großer Mühe die Deiche wieder aufgerichtet. Jedoch noch in demselben Jahre vernichtete eine abermalige Sturmflut am St. Magnustage, dem 6. September, das Menschenwerk.

Im nachfolgenden Winter 1511 war eine große Menge Eis gefroren und als dasselbe gegen St. Antonius, den 17. Januar, bei heftigem Sturmwind aufbrach, stürzte das Wasser, mit Eisschollen untermischt, über die schwach gewordenen Schutzwehren. Die Häuser wurden niedergeworfen, das Vieh ertrank und die Menschen trieben auf Dächern bis nach Butjadingen und Moorriem hinein.

In unheimlicher Thätigkeit hatte das Meer auf dem preisgegebenen Boden die Zerstörung fortgesetzt, bald nagend, bald unterwühlend, bald im Kleinen das Erdreich lockend, bald in mächtigerer Strömung es flächenweise abreißend. Aus den verlassenen Gotteshäusern wurden die Materialien von Wert veräußert und zu Schiffe abgefahren. Als nach ungefähr 19 Jahren

die Deiche wieder standen, hatten auch auf dieser Seite der Jade das Meer sich zu einem großen Busen vertieft und erweitert. — —

Der heutige Marschbauer wohnt sicher auf dem Grunde, um welchen seine Ahnen mit Darangabe von Hab und Leben kämpfen mußten. Er schläft ruhig hinter dem güldenen Bande, das die fruchtbare Landschaft umzieht, und gedenkt kaum der bangen Nächte, die sein Vorfahr auf einsamer Warft verbrachte, wenn der Sturm die gefährliche Flut gegen den schwachen Schutzwall heranpeitschte. Wollte man eine Rentabilitätsberechnung für den heutigen Marschboden aufstellen und genau den Geldeswert jener Opfer buchen, die seine Erhaltung im Laufe der Jahrhunderte erfordert hatte, so würde manche Strecke, vielleicht die ganze Marsch sich kaum als besserer Zinsthaler darstellen, als die magerste Geest. Aber der Generation, die im Kampfe mit einem übermächtigen Gegner zu Grunde gegangen war, folgte alsbald, die auf dem trocken gelegten Terrain rasch wieder zu Wohlstand gelangte und sich nicht weiter um die Verluste grämte, welche andere auf demselben Boden zu erleiden gehabt hatten.

Die Sicherheit, welche der heutige Deichbau gewährt, wird als eine absolute zu betrachten sein, so lange nicht eine unerwartete Veränderung in den Verhältnissen dieser Küste eintreten sollte. Und doch liegt die Zeit nicht lange hinter uns, seit welcher wir ein derartig stolzes Wort auszusprechen wagen dürfen, und eine Reihe von bitteren Erfahrungen waren notwendig, um Technik und Organisation des Deichbaues auf die gegenwärtige Höhe zu sichern. Nicht die Natur, sondern die Menschen haben sich geändert, nicht der Angriff ist schwächer, sondern die Verteidigung zäher und planvoller geworden. Die Flut von 1825 wird von dem Ostfriesen Ahrends für die höchste gehalten, die je seit historischer Zeit an unserer Küste aufgestiegen ist, und doch hat sie nur mit Privatdeichen versehene Groden geschädigt und an den Hauptdeichen sich ohnmächtig gebrochen.

(F. Buchholtz-Oldenburg, 1889.)

289. Urzeit der Marschen.

Armsel'ge Fischer oder Jäger waren
Der Marschen erstes Volk vor grauen Jahren,

Und rings war öde noch das junge Land,
Weit streckten Bänke sich von Schlamm und Sand;

Ein trüb' Gewässer rieselte dazwischen,
Mit salz'ger Meerflut dann sich zu vermischen;

Kein Baum, kein Strauch, so weit das Auge spähte,
Das Rohr nur rauschte, wenn ein Windhauch wehte;

Und dann und wann in ungeheuern Schwärmen
Flog Sumpfgeflügel auf mit lautem Lärmen.

Hier nur und dort auf einer fest'ren Stelle,
Die weniger bespült ward von der Welle,

Erhub sich, aufgehöht durch Menschenhand,
Ein nied'rer Hügel, d'rauf die Hütte stand,

Noch ohne Wände, in den Grund gesteckt
Das rohe Sparrenwerk, mit Rohr gedeckt.

Da führt' das Volk, umbraust von Wog' und Wind,
Des Daseins schweren Kampf für Weib und Kind. —

Und also fanden's Roma's Legionen,
Nicht fassend, daß hier Menschen möchten wohnen.

Die aber priesen laut, wie schön es sei,
Zu hausen hier so friedlich und so frei,

Und tauschten selbst nicht um die Schätze Rom's
Die liebe Insel ihres lieben Stroms.

(Herm. Allmers-Rechtenfleth.)

290. Gegenwart der Marschen.

Nach Sturm und Kampf und Not und Plage
Erschienen endlich gold'ne Tage.

Gesichert hinter starken Deichen
Liegen die Marschen nun, die reichen.

Hernieder leuchtet blau der Himmel
Auf Saatengewog' und Herdengewimmel.

Voll ist die Luft von Lerchengesang,
Von Dorf zu Dorf tönt der Glocken Klang,

Und rings im Lande, weit und breit,
Gehöft ist an Gehöft gereiht:

Weit schaun die Giebel über's Grün
Und nieder auf des Gartens Blühn;

Es stehn die Scheunen vollgepackt,
Die Tenne dröhnt vom Dreschertakt;

Und drüben qualmt empor der Rauch
Schwarz aus des Ziegelofens Bauch.

Und Fleiß und Ordnung segenschwer,
Und Glück und Reichtum ringsumher! —

Das ist das einst so öde Land
Des grauen Walls voll Schlamm und Sand,

Das ist's, wo einst, umrauscht von Rohr,
Die Fischerhütte stieg empor,

Das ist's, wofür die Väter stritten,
Das ist's, wofür die Väter litten! —

O denket oft an sie zurück
In eurem Frieden, eurem Glück!

Preis ihnen drum in Bild und Sang —
Ihr wackern Väter habet Dank!

(Herm. Allmers-Rechtenfleth.)

291. Das westfälische ländliche Gehöft.

Sie hatten keine Städte. Es litt ihr Freiheitsdrang
Nicht gern der Mauern Enge; an eines Berges Hang,
Im Schatten dunkler Eichen lag hie und da ein Haus,
Das machte rings umpfählet des Sachsen Wehre aus.

Dies charakteristische Haus, das wir mit wenigen Abänderungen in derselben Anlage finden von den Niederungen Hollands bis zur Weser, von den Quellen der Sieg und Lenne bis zu denen der Haase, verdient wohl hier eingehend beschrieben zu werden.*)

Das westfälische ländliche Gehöft hat auch in der Jetztzeit den Charakter des Althergebrachten noch nicht verloren; es bildet einen kleinen Staat im Staate für sich. Wenn auch die tiefen Wassergräben, welche rings das ganze Gehöft umgaben, teils verschüttet, teils verunkrautet, und die starke Schutzwehr aus Pfählen durch einen leichteren Bretterzaun oder eine dürre Reisighecke ersetzt ist, so erinnert diese Umzäunung doch noch lebhaft an die Zeiten, wo sie gegen den ersten Anprall feindlicher Angriffe das Besitztum zu schützen hatte.

Das Hauptgebäude des Hofes bildet das stets einstöckige Bauernhaus in Fachwerksbau. Menschen und Vieh wohnen hier unter einem Dache. Seine ganze Einrichtung ist für unsere Provinz eigentümlich.

Das westfälische Bauernhaus bildet im Grundriß ein langgestrecktes Rechteck, welches durch zwei Querscheidewände in drei Hauptabteilungen geschieden wird; diese sind: 1. die Tenne, 2. die Küche und 3. die Wohnräume. Die Mauern sind aus Fachwerk aufgeführt, in dem gebirgigen Teil von Westfalen aus Bruchsteinen.

Schon die vordere Giebelwand, welche die Tenne nach dem Hofe hin abschließt, hat ihre Eigentümlichkeiten. Durch eine große gewaltige Thür (Niendüör genannt) kann man bequem mit einem beladenen Heuwagen auf die Tenne fahren. Dieses Einfahrtsthor wird häufig quer überdacht und bildet mit dem so gedeckten Eingange das „Büörschöpsel". Links von diesem Haupteingange liegt der Hofhund angekettet; ein Loch in der Mauer führt in sein Nachtlager, und die außerordentlich lange Kette giebt ihm hinlänglichen Spielraum, die ganze Giebelfront des Hauses zu bestreichen, um dem Fremden den Eingang zu verwehren. Neben dem Hundeloch finden Enten und Gänse durch eine besondere Öffnung ihren Eingang in den Stall. Rechts vom Haupteingange ist in der Regel die Hühnerleiter angebracht; eine kleine Öffnung führt am Ende derselben in den Hühnerstall (Höhnerwiem). Die Hühner sitzen dort über den Kühen auf Stangen. Diese Einrichtung ist höchst zweckmäßig; die Hühner haben hinreichende Wärme, werden nicht vom Ungeziefer geplagt und sind vor dem Überfall von Raubtieren genügend geschützt. Der Giebel ist mit Brettern verklappt; in dem oberen spitzen Winkel ist ein rundes Loch ausgesägt, welches der in der Regel auf dem Boden nistenden, so nützlichen Eule freien Ein- und Ausflug gestattet, und auch „Ulenflucht" genannt wird. Die Giebelsparren ragen über dem Dachfirst sich kreuzend etwas vor; nur hie und da findet man heutzutage diese Enden in der Form von Pferdeköpfen geschnitzt; jedenfalls war das in früheren Zeiten häufiger der Fall; immerhin sind sie als das uralte Symbol des Sachsenstammes zu deuten.

---

*) Der Haupttypus dieser sächsischen Bauart reicht nach Norden bis durch Holstein in's Schleswig'sche hinein, wo er freilich mehr durch Neuerungen modifiziert ist, und zwar ist er an der Ostseite der beiden Herzogtümer fast im Verschwinden begriffen, während man in der westlichen Hälfte des Landes (mit Ausnahme der Marschen) diese Bauart, natürlich mit manchen Abänderungen im einzelnen, noch sehr häufig und sehr erkennbar antrifft. (J.)

Treten wir durch die mächtige Thür auf die Tenne (Diäle). Den Fußboden bildet ein fester Belag aus Lehm oder Kalkguß (Kalk mit grobem Kies); auch findet man ihn mit kleinen Steinchen dicht gepflastert oder mit größeren Steinplatten belegt. Weil dieser Boden zum Ausdreschen des Getreides benutzt wird, muß er eben eine solche Festigkeit haben.

An den Längsseiten der Tenne befinden sich die Viehställe. Die Futtertröge stehen in Längsreihen dicht aneinander, und an denselben sind in der Regel rechts die Kühe, links die Pferde aufgestellt. Die Kühe werden meist angekettet, die Pferde laufen frei im Stalle umher. Der Schweinestall liegt rechts in der Ecke neben der Haupteingangsthür und hat nach außen auf dem Hofe einen mit Palliſaden umzäunten Laufplatz, wenn diesen Tieren nicht der ganze Hof als Tummelplatz freigegeben ist. Von der Tenne aus kann das sämtliche Vieh bequem gefüttert und zugleich übersichtlich beobachtet werden. Über den Viehställen heißen die Räume, gleichsam im ersten Stockwerk, die „Hille". Diese ist teilweise nach der Tenne offen und dient als Vorratsraum für trockenes Viehfutter aller Art; über den Pferdeställen ist sie zu Kammern eingerichtet, die den Knechten als Schlafstuben zugewiesen sind. Man gelangt in eine solche Stube vermittelst einer versetzbaren Leiter.

An den Pfosten der Hille hängen an hölzernen Haken (Hillenhaken) Sensen (Seißen), Heugabeln (Forken), Mistgabeln (Greepen), Dreschflegel, eiserne Ketten und dergleichen anderes kleineres Wirtschaftsgerät. Auch sind dort die Nester für die Hühner, meist umgestülpte Strohbienenkörbe (Immhüven), angebracht.

In der hölzernen Decke der Tenne befindet sich eine Öffnung (Luke), durch welche vom eingefahrenen Getreide- oder Heufuder die Ernte direkt auf den großen Bodenraum geschafft wird. Das strohgedeckte Dach schützt selbst vor dem feinsten Schneegestöber des eisigen Winters.

Da das Tennenthor selten völlig verschlossen ist, namentlich im Sommer nicht, so bauen die Rauchschwalben gern an den Balken der Decke ihre Nester.

Die Wand, welche die Tenne von der Küche trennt, ist in einigen Gegenden ganz aus Holz und thürartig zu öffnen. Beim Einfahren des Getreides wird sie losgeklappt, das Fuder fährt bis in die Mitte des Hauses und die ebenfalls in der Mitte der Decke angebrachte Luke erleichtert die Arbeit beim Abladen auf den Boden.

Vielfach ist jedoch die Wand fest, und enthält nach alter Einrichtung die Bettlade des Hofbesitzers, die in einem geräumigen schrankartigen Kasten, „Durk" genannt, angebracht ist. Gewiß eine sinnreiche patriarchalische Einrichtung; denn nun ist der Hausbesitzer auch bei Nacht imstande, sein ganzes Hauswesen zu beaufsichtigen. In sehr vielen Fällen ist dieser Bettkasten auch neben dem Herde in die Wand eingelassen; jedoch immer so, daß man im Bette liegend Küche und Tenne übersehen kann.

Eine kleine Thür, oben mit einigen Glasscheiben versehen, führt durch diese Wand von der Tenne in die Küche. Dieser Thür gegenüber, also an der Hinterwand, liegt der Herd. Die Wand wird durch eine große Eisenplatte gegen das Feuer geschützt. Figuren der verschiedensten Art, namentlich Darstellungen aus der biblischen Geschichte, zieren dieselbe. Zur Feuerung wird Reisig (Busken) und Knubbenholz benutzt, welches die Wallhecken des Besitztums in Fülle liefern. Zwei niedrige, eiserne, versetzbare Gestelle, Brandruten (Brandroden) genannt, verhindern, daß das Holz dicht auf den Boden fällt und befördern also auch das Brennen. Soll das verglimmende Feuer zu stärkerer Glut angefacht werden, so bedient man sich eines langen eisernen Blasrohrs, „des Püsters", der leider auch anderweitig bei Streitigkeiten in Westfalen eine traurige Berühmtheit erlangt hat.

Über dem Herdfeuer, etwa in einer Höhe von $2^1/_2$ m, ist vor dem Schornstein eine starke Holzstange quer befestigt, der „Haolbaum". An diesem hängt das „Haol", d. i. eine lange und schmale Eisenplatte mit grobsägeförmigen Randeinschnitten. In letztere faßt ein eiserner Haken, der an den Einschnitten höher oder niedriger gestellt werden kann, um den daran hängenden Kessel mehr oder weniger dem Herdfeuer zu nähern.

Das Feuer erlischt auf dem Herde fast nie. Des Abends werden die Kohlen mit Asche bedeckt und am andern Morgen von neuem angefacht. Die sich ansammelnde Asche wird in einem hinter der Herdwand angebrachten Raum durch das „Aschenloch" geschüttet und später beim Reinigen der Wäsche zur Herstellung der „Lauge" verwertet.

Auch finden sich in der Herdwand zwei kleinere Nischen, in welchen das Feuerzeug Unterkommen findet. Dieses bildete in alter Zeit der „Tüntelpott": Feuerstein, Stahl und verkohlte Leinenlappen in einer Blechdose verwahrt; daneben Holzspäne mit Schwefelrändern („Schwäfelsticken") zum Zünden des glimmenden Funkens. Die dort befindliche Lampe wird wegen des hellen Feuerscheins des Herdes selten angezündet.

Der geräumige Rauchfang dient einem doppeltem Zwecke. Im Innern bildet er den Wiemen (Wiem), ist noch häufig durch eine hoch belegene Kammer vergrößert, welche Rauchbühne (Rauhbüehn) genannt wird, und enthält das zu räuchernde Fleisch. Speckseiten, Schinken, halbe Köpfe, Würste hängen auf Holzstäbe (Schnösen) gereiht an der oberen Decke. Mit der „Fleischgabel" (Fleeikgaffel) werden diese an Ort und Stelle geschafft.

Der vorspringende Außenrand, sowie die ganze Außenfläche des Rauchfanges heißt „Bosen". Auf ersterem paradiert der Reichtum an zinnernem und kupfernem Geschirr; vor letzterer irgend ein Heiligenbild nebst den obligaten Palmbäumen, von denen bei eintretendem Gewitter Bruchstücke auf dem Herde zur Abwehr des Unheils verbrannt werden. Auch zündet man dann gern die dort befindliche Lichtmeßkerze an.

Auf dem Herde wird die Speise für Menschen und Vieh gekocht. Um das Herdfeuer versammelt sich nach vollbrachter Arbeit das ganze Wirtschaftspersonal; hier steht der Sorgenstuhl des alten Großvaters, wie der „Paoterstohl" des jüngsten Sprößlings.

Die Küche dient auch als Speisezimmer. Eine große und lange Tischplatte ist an dem einen Ende beweglich an der Wand befestigt. Zur Essenszeit wird diese, die über Tag an der Wand aufgeklappt mit einer Krampe befestigt war, niedergeklappt und am Ende in Tischhöhe gestützt. Die mehr flüssigen Speisen werden in großen Näpfen (Kümpen) aufgetragen, aus denen mit dem hölzernen Löffel Jeder nach Belieben zulangt. Zur Aufnahme kompakterer Speisen fand man in alter Zeit diese Tischplatte in Form platter Teller ausgehöhlt, und in diese flachen Tischmulden bekam Jeder seinen Teil. Heutzutage hat diese primitive Einrichtung schon meist den modernen Porzellantellern weichen müssen. Beim Beginn der Mahlzeit klopft der „Baumeister", d. i. der Großknecht, mit dem Messergriffe auf den Tisch; der Schweinehirt, als der jüngste, verrichtet das Tischgebet. Auch den Schluß der Mahlzeit giebt der Großknecht durch Aufklopfen an, niemand darf dann mehr zulangen.

Das Brunnenwasser ist neuerdings häufig durch eine Pumpe in die Küche geleitet. Jedoch findet man auch noch vielfach den offenen Brunnen („Pütt") auf dem Hofe. Über einem senkrechten Ständer liegt wie ein Wagebalken beweglich ein Baum, an dessen dünnerem und längerem Ende an einer Stange der Eimer hängt, eine Einrichtung, wie wir sie auf den Bildern ungarischer Pußten zu sehen gewohnt sind.

Die dritte und letzte Abteilung des Bauernhauses umfaßt links die „beste Stube," welche zum Fremdenempfang für Leute aus der Stadt benutzt wird. An den langen Winterabenden, wo es nicht viel Arbeit im Freien giebt, dient sie als Spinnstube für die Mädchen. Rechts liegt der Milchkeller, in der Regel nicht sehr tief, und über demselben die „Aufkammer" (Upkammer). Auf letzterer stehen dann namentlich die „Koffer" mit Leinen, Kleidungsstücken und sonstigen Wertgegenständen.

In der Regel führt von der Küche jederseits der Tennenthür noch eine Thür in eine kleine Stube, welche dem Raume nach in der Reihe der Viehställe auf der Tenne belegen sind. Über denselben liegen die Schlafstellen für die Mägde, von der Küche her vermittelst einer Leiter zu ersteigen.

So dient denn das westfälische Bauernhaus in kompendiösester Weise allen Wirtschaftsbedürfnissen. Aber auch zu außerordentlichen Festgelegenheiten, wie zum Hochzeitsschmause und zu Tanzlustbarkeiten, bietet die Tenne hinreichenden Raum. Die Dorfmusikanten auf der Hille fiedeln ihre Weisen, die Menschen vergnügen sich, und das Vieh glotzt verwundert drein in das tolle ungewohnte Treiben. — —

„Doch das westfälische Gebiet wird einst ein durchaus anderes Gesicht zeigen — die Heide wird Wälder und Felder tragen lernen; das dunkle Moor wird verschwinden und lachenden grünen Fluren Platz machen; das Plattdeutsch wird Jahr um Jahr mehr absterben, und so wird einst die Zeit kommen, wo das letzte Herdfeuer erlischt und das letzte Strohdach verschwindet!"

Ist es doch jetzt schon verboten, bei Neubauten die Dächer mit Stroh zu decken; die prosaischen Ziegelpfannen sind ja zweckmäßiger gegen Feuersgefahr. Der holzgefräßige Herd ist schon vielfach verschwunden und durch eine eiserne Kochmaschine ersetzt. Das muntere Geklapper der Dreschflegel ist verbannt durch das heulende Schnurren der Dreschmaschine. Hinter der Aufkammer werden Zimmer gebaut, sogar ein Saal fehlt selten, wenn der Erbauer ihn auch kaum benutzt. Zwar steht in demselben ein in der Stadt ausrangierter Klimperkasten, ein Pianino, aber auf dem Fußboden liegen Äpfel, Birnen, Erbsen und Bohnen wie in einer Vorratskammer. —

Doch kehren wir wieder zu der alten Wirklichkeit zurück, in der wir unsere ländlichen Hauseinrichtungen noch vielfach finden.

In ärmlichen, namentlich in Heide- und Moorgegenden sind die Häuser noch viel einfacher, als die vorhin geschilderten; sie bilden jedoch den Typus, aus dem sich das behäbige westfälische Gehöft im Laufe der Zeit entwickelt hat. Die überall gebräuchlichen Schäferkarren erinnern noch an die Wagenburgen der umherziehenden Urstämme unter Arioviſt. Erdhöhlen finden sich als Wohnungen bei den Zigeunern in der Grafschaft Berleberg und vervollkommneter im Tecklenburgischen. Dann werden Pfosten in die Erde gegraben und die Sparren mit Stroh bedeckt darauf gelegt. Küche und Tenne sind noch nicht von einander getrennte Räume. Über dem Herde findet sich noch kein Schornstein, der Rauch muß zur Thür hinaus. Die Schweine werden in der Küche gefüttert! Diese Einrichtung veranlaßte Schwarz zu der scherzhaften Äußerung: „Menschen, Vieh und Rauch gehen zu einem Loch hinaus."

Von praktischer Seite aus betrachtet, hat das oben beschriebene westfälische Bauernhaus manches für sich, namentlich für kleinere Wirtschaften, wo der Hausherr zugleich Großknecht ist und die Hausfrau zugleich das Vieh zu besorgen hat. Für eine rationell betriebene größere Wirtschaft unserer Tage bringt eine derartige Einrichtung viele Nachteile, welche die geringen Vorzüge bei weitem überwiegen.

Der Bauernhof vervollständigt in seiner Einrichtung das Bild eines kleinen Staates. Ein besonderes kleines Gebäude, das Backhaus, einfach auf „Backs" verkürzt, fehlt nie und dient zum Brotbacken. Es besteht aus einem Backofen, der oben von einem Dache geschützt wird. Soll darin der westfälische

schwarzbraune Pumpernickel gebacken werden, so beläßt man die ungesäuerten riesigen, 40- bis 60pfündigen Roggenbrote, wozu nicht selten ein Scheffel Mehl verwendet wird, 24 Stunden in dem Ofen und verschmiert die Ofenthür luftdicht mit Lehm.

Auch der Speicher („Spieker") bildet ein besonderes Gebäude; er enthält in der Regel zwei Stockwerke, deren Räume zur Aufspeicherung des ausgedroschenen Getreides benutzt werden.

Kartoffeln, Rüben, Möhren u. dergl. werden in mit Stroh ausgelegten Erdgruben aufbewahrt und von oben mit Stroh und Erde gegen die Winterkälte geschützt.

Der sog. Schoppen, ein von oben gut, von den Seiten meist wenig geschütztes, vorn wenigstens stets offenes Gebäude dient als Schutz für die Ackergeräte, wie Wagen, Pflüge u. s. w. Die Eggen hängen in der Regel draußen an der Wand des Schoppens.

Aus den Ställen wird der Dung direkt auf den Misthaufen des Hofes geworfen. Dieser liegt entweder seitlich vor der „Nienbüör" oder an der Längsseite des Hauses. Die Flüssigkeit rinnt mit Regen gemischt in den Teich „Spöldiek," eine Wasserlache, welche Enten, Gänsen und Schweinen zum Tummelplatze dient.

Das Bienenhaus (Immschur) findet seinen Platz gewöhnlich in dem am Hause liegenden Garten, der ringsum von einer Weißbuchenhecke eingezäunt ist; auch wird aus diesem Gehölz an der äußersten Grenze eine Laube, „die Maikaste", gezogen. Nur wenige Blumen zieren den Garten, unter denen die dichtgefüllte Gartenrose, einige Nachtviolen und ein Buchsbaum selten fehlen. Der Obstbau ist noch stark vernachlässigt und die Bäume wachsen ohne besondere Pflege auf.

In der Regel stehen auf dem Bauernhofe uralte ehrwürdige Eichen; in der Nähe des Dunghauses erhebt sich ein mächtiger Birnbaum; auch hohe Pappeln, in deren Wipfeln die Elster so gern ihr weithin sichtbares Nest anlegt, könnten den Reiz dieses ländlichen Stimmungsbildes nur erhöhen, wenn uns nur nicht der unsägliche Schmutz und die grenzenlose Unordnung auf dem Hofe immer und immer wieder in die prosaische Wirklichkeit zurück versetzte.

Im Sauerlande leben die Bewohner in Städten und Dörfern und nicht, wie im nördlichen Westfalen, auf einzelnen Höfen angesiedelt. Daher kennt man hier auch nicht die mißtrauische Zurückhaltung gegen alles Fremde, die dem Bewohner der Ebene eigen ist.

Um das Gehöft ringsum liegen die Felder, die Kämpe mit den unvermeidlichen Wallhecken und die einzelnen Waldparzellen, „Busch" genannt, die dem ewig flammenden Herde die Nahrung zeitigen. Die Wege dorthin sind nicht breiter als durchaus nötig und werden nur im äußersten Notfall ausgebessert, gewöhnlich mit Reisig und Knüppeln querüber belegt und heißen dann Knüppeldämme. Manchmal führt der Weg quer durch breite Wasserrinnen und flache Bäche, ja die Wasserstraßen, die Betten seichter Gewässer werden mit Vorliebe als natürliche Straßen benutzt und erhalten; ein billiges Geschenk der Natur, das der sparsame Bewohner mit Dank empfängt und verwertet. —

Wie lange aber noch werden sich solche interessante, charakteristische Eigentümlichkeiten erhalten? Unsere ganze Provinz mit ihren Bewohnern und deren Heimstätten, mit Sprache und Sage, mit ihren Herden und Haustieren, ihren Kämpen und Heiden wird aufgehen in dem Allgemeinbilde, zu dem die alles umfassende Kultur, der immer lebhafter werdende Weltverkehr die lokalen Unterschiede von Land und Leuten des engeren und weiteren Vaterlandes verschmelzen will. Um so mehr aber müssen wir bedacht sein, das, was noch in Menschen- und Tierwelt, bei Land und Leuten eigentümlich und als solches erhaltenswert erscheint, in Wort und Bild für uns und spätere Nachkommen zu erhalten.

(Professor Dr. H. Landois-Münster i. W. 1883.)

* Münster, 19. April 1885.

292. Westfälische Bauern.

Die bestimmende Grundlage für das soziale Leben geben die Gehöfte ab, jetzt schlechtweg Bauerhöfe genannt. Eine Anzahl solche Höfe, etwa 20 bis 70, machen eine „Biuerskop" (Bauerschaft) aus, mehrere Bauerschaften oder Dörfer ein „Kaspel" (Kirchspiel). Mit dem Kirchspiele, mit der gemeinsamen Kirche und dem gemeinsamen Friedhofe nimmt die Centralisation ein Ende, so daß selbst die Vereinigung mehrerer Kirchspiele zu einem Gerichtsbezirke und zu einem landrätlichen Kreise von unwesentlichem Einflusse auf die Denkungsweise geblieben ist. Die Einigung im Kirchspiele ist eine durch die Religion hervorgerufene, deshalb dauernde und feste.

Lösen wir ein Kirchspiel auf, so erhalten wir folgende Elemente: die Geistlichen, die Kaufleute des Dorfs oder Marktfleckens, in welchem die Kirche sich befindet, zwei oder mehrere adelige Güter, Bauern, d. h. Besitzer von Bauerhöfen, Neubauern, Erbpächter, Kötter, (im Osnabrückischen „Heuerlinge"), Knechte und Mägde, beide noch mit dem alten Namen „Gesinde" benannt, und endlich Handwerker. Die letzteren sind entweder Kötter oder Erbpächter, seltener Neubauern. Aus der Analyse eines Bauerhofes ergeben sich hinsichtlich der Bewohner desselben folgende Elemente: 1. die Besitzer, 2. die Kinder des Hauses, 3. die Leibzüchtner, falls solche vorhanden, 4. das Gesinde, 5. die Kötter, 6. die Erbpächter, falls solche vorhanden. Die Gebäude des Hofes bestehen aus der Hauptwohnung für den Besitzer und das Gesinde, aus einem, höchstens zwei Häusern für die Leibzüchtner, aus den Scheunen, Speichern, Kotten und Erbpachtswohnungen. Die organische Gliederung der Dorfbewohner ergiebt sich im allgemeinen schon aus dem Gesagten; voran stehen die Bauern, deren Höfe eine Nummer führen, so daß aus dieser Nummer mit ziemlicher Sicherheit auf die Größe des Hofs geschlossen werden kann. Die erste Nummer führt also der Hof, der das größte Areal besitzt, mithin die meisten Pferde halten kann und über die meisten Kötter gebietet. Ihm folgt der schon kleinere Hof mit der zweiten Nummer, dann der dritte und so fort. Sammeln der Geistliche, der Küster oder Kantor des Kirchdorfs, der Schullehrer und Feldhüter (Feldschütter) des Dorfes im Frühling oder zur Erntezeit den zum Teil schuldigen, zum Teil freiwilligen Beitrag an Eiern und Korn, so richtet sich die Größe der Gabe nach der Hofnummer, eine Norm, die offenbar nur auf Grund der Unveränderlichkeit des Hofes möglich ist. Hier und da kommt allerdings der Fall vor, daß von einem Hofe infolge schlechter Bewirtschaftung und der daraus entstandenen Schuldenlast einzelne Grundstücke verkauft worden sind, aber ein solcher Verkauf gilt als eine Schande, die das Dorf nicht leicht vergißt. Ist ein Hof vollständig parzelliert worden und auf diese Weise aus der Reihe der Lebenden gestrichen, so werden die von andern Bauern angekauften Ländereien gleichwohl noch sorgfältig von den geerbten Grundstücken unterschieden. Jeder tüchtige Bauer hält für seine erste Pflicht, den Hof wenigstens in keinem schlechtern Zustande seinen Nachkommen zu übergeben, als er ihn selbst von seinen Vätern überkommen hat. Der westfälische Bauerhof hat also eine sittliche Bedeutung, ist ein Ganzes nicht nur in seinen äußeren Verhältnissen, sondern auch in geistiger Beziehung, in der Denk- und Anschauungsweise der Besitzer.

Diese Stellung prägt sich in der ganzen Haltung des Bauers seiner Umgebung gegenüber aus und erzeugt das Gegenteil von dem, was sie beim ersten Nachdenken erzeugen zu müssen scheint. Sie erzeugt nämlich eine feste, sichere Haltung, eine Energie und Beständigkeit des Charakters („stuur") und endlich ein Selbstgefühl, das nicht selten in starres und herrisches Wesen ausartet. Im allgemeinen ist sein Verhältnis zum Gesinde und zu den Köttern ein patriarchalisches. Er wird von den Knechten, Mägden, Kindern und Köttern zwar mit dem Taufnamen genannt, niemals mit dem Familiennamen, aber in der Rede mit „Jiu"

angeredet, während er sich gegen seine Umgebung des Taufnamens und des „Diu" bedient. Ist eine genauere Bezeichnung als der Taufname erforderlich, so tritt der Familienname als Genitiv vor den Taufnamen. Heißt also der Bauer Gerhard Haltkamp, seine Tochter Marie, sein Knecht Albert, einer seiner Kötter Heinrich Vogelsang, so nennt man diese Personen im Dorfe: „Haltkamp's Geierd", „Haltkamp's Marie", „Haltkamp's Alwert", „Haltkamp's Hinnack". Ist der Bauer bereits bei Jahren, so wird er von den Kindern der Kötter „Hiusvah" (Hausvater), seine Frau „Hiusmoime" genannt. Die Knaben des Bauers helfen, sobald das Alter es zuläßt, auf dem Acker oder in der Scheune, die Töchter zu Hause den Mägden. Wo noch alte Sitte herrscht, nehmen die Kinder, selbst dem Gesinde gegenüber, eine höchst untergeordnete Stellung ein. In die Tisch- und Abendgespräche dürfen sie sich nicht einmischen. Kinder müssen auf das achtzehnte Wort passen, heißt ein altes Sprichwort. Den Anordnungen des Gesindes haben sie stets Folge zu leisten. Kommen sie dagegen mit Kindern ihres Alters von geringern Bauern, von Neubauern, Erbpächtern und Köttern in Berührung, so macht sich das Bewußtsein, daß sie Kinder großer Bauern sind, nicht selten in einer höchst schroffen Weise geltend, so daß die Geistlichen beim Konfirmationsunterricht sich oft dieserhalb zu Ermahnungen veranlaßt sehen. Die Verheiratung der Mädchen geschieht in der Regel schon im frühen Alter. Der Wille der Kinder ist dabei unwesentlich. Die Eltern treten mit ihren beiderseitigen Verwandten in Beratung, markten und feilschen oft Tage lang um die Mitgift und teilen nach abgemachter Sache den Beschluß ihren Kindern mit. Gemildert wird die hierin liegende Härte nur einigermaßen dadurch, daß auch die Hausfrau ein gewichtiges Wort zu reden hat und zu ihrem Herzen die Tochter leichter einen Weg findet als zu dem des Vaters. Das Hauptstreben geht natürlich dahin, daß die Kinder auf Bauerhöfe ausgebracht werden. Daß der Erbe des Hofes — der jüngste Sohn (oder in Ermangelung von Söhnen die jüngste Tochter, deren Mann dann den Namen des Hofes annehmen muß) — nur eine Bauerntochter mit einer genau der Größe des Hofes entsprechenden Mitgift heiraten darf, versteht sich bei dem nüchternen Sinne, mit dem das Heiraten betrieben wird, von selbst. Die Mitgift besteht in barem Gelde und im „Briutwagen". Zu letzterm gehören Pferde, Wagen, Kühe, Vorräte und Leinenzeug und eine genau bestimmte Summe von Hausgeräten, während die Vorräte an Lebensmitteln und Flachs zum Spinnen von den Nachbarn und Verwandten am Morgen des Hochzeittags als freiwillige Gabe dargebracht werden.

Das Gesinde eines Hofes ersten Ranges besteht der Reihe nach in folgenden Personen: aus dem Kuhhirten, dem Schweppen- oder Pferdejungen (Schweppen = Peitsche), dem kleinen und dem großen Knecht, der kleinen und der großen Magd. Beide Personen gipfeln zwar in dem Hausherrn und der Hausfrau, in deren Abwesenheit aber im großen Knecht und in der großen Magd. Das Fortrücken zu diesen höchsten Stufen hin richtet sich nach der Länge der Dienstzeit, nach der Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit im Arbeiten. Natürlich hat das Gesinde auch nach außen hin die Ehre des Hauses zu wahren. Ein Knecht, der nicht stiehlt, taugt nichts, d. h. ein Knecht, der nicht seinem Herrn das Korn zu stehlen sucht, um damit die Pferde zu füttern, strebt nicht danach, mit den besten Pferden des Dorfes zu fahren, hat keine Ehre im Leibe. Fährt gleichwohl ein Knecht mit mageren Pferden, giebt er dem Geiz seines Herren nach, statt ihm den Dienst aufzukündigen, so hat er wenig Aussicht auf einen anderweitigen guten Dienst, wenn er solchen zu suchen in den Fall kommt. Gelohnt wird das Gesinde mit barem Gelde, mit Leinwand und mit einer „Luinsaat," welche letztere darin besteht, daß der Bauer den Knechten und Mägden ein Stück Land von bestimmter Größe mit Leinsamen zu besäen und ihnen den

Ertrag an Flachs zu überliefern hat. Dieser wird an den langen Winterabenden zu Garn versponnen und dadurch ein guter Nebenverdienst möglich gemacht. Wird die Gelegenheit nicht benutzt, bleibt der Flachs liegen oder wird er gar verkauft, so ist das in hohem Grade schimpflich und bringt der Magd nimmermehr einen Mann. Übrigens ißt der Bauer mit dem Gesinde an demselben Tische, während der wärmeren Zeit auf dem Hausflur, während der kälteren am großen Tische in der Hauptstube. Tafelt dagegen der Bauer mit seiner Frau am „lütken" (kleinen) Tische hinter dem Ofen, welche Sitte in neuerer Zeit überhandgenommen hat, so wird das vom Gesinde sehr übel bemerkt und giebt selbst im Dorfe zu vielfachen gehässigen Bemerkungen Anlaß. Sicher gereicht ein solches Vornehmthun dem Bauer zum Nachteil.

Haben ein Knecht und eine Magd sich während des Dienstes den für eine kleine Haushaltung erforderlichen Bedarf an Kleidungsstoffen zurückgelegt, dazu noch so viel Geld, daß eine Kuh und das nötigste Hausgerät gekauft werden kann, so steht die öffentliche Meinung der Heirat nicht entgegen und sie können auf die Unterstützung ihrer Brotherren rechnen. Die „jungen Leute" mieten sich nach der Trauung auf irgend einem Hofe als Kötter ein, und wenn ihnen das Glück besonders wohl will, können sie es zu einer Erbpacht oder gar zu einer Neubauerei bringen. Letzteres kommt am häufigsten bei Bauernkindern vor, die als Kötter mit einem verhältnismäßig großem Vermögen ihre Ehezeit beginnen können. Der Kötter muß, so oft er gefordert wird, auf dem Hofe arbeiten; eine Weigerung würde die Kündigung der Wohnung zur Folge haben und gegen allen Gebrauch streiten. Das Verhältnis, das er zum Bauer einnimmt, ist nicht unähnlich dem Verhältnisse des Klienten zum Patricius. Hat er eine Kuh zu kaufen, so kauft sie in der Regel der Bauer für ihn oder überläßt ihm dieselbe aus seinem eigenen Stalle. Hat er einen Prozeß zu führen, so führt ihn der Bauer, wenigstens that er dies in frühern Zeiten. Ist endlich das dem Kötter zur Miete übergebene Land zu bearbeiten, so geschieht dies abermals mit dem Pfluge des Bauers. Nahrungsmittel, Geldvorschuß bei vorkommenden Verlegenheiten, Weide für die Kuh u. s. w., alles das wird dem Kötter nach Maßgabe des Bedürfnisses zugestanden und am Ende des Jahres auf billige Weise in Gegenrechnung zu dem verdienten Tagelohn gebracht. Außerordentliche Fuhren werden auch wohl umsonst vom Bauer besorgt; von dem Fortführen der Leichen versteht es sich von selbst. Arbeitet der Kötter zugleich mit der Frau auf dem Felde, so essen und trinken dort auch die „Kötterkinder", und ohnedies immer, wenn der „Hinsvah" und die „Hinsmoime" gerade große Kinderfreunde sind. Sind die Kötterkinder zu Jahren gekommen, so dienen sie ihrem zweiten Vater und ihrer zweiten Mutter als Mägde, als Kuhhirten, als „Schweppenjungen", als kleine und große Knechte. Für alle diese Vorteile, sowie dafür, daß er nur einen geringen Zins für seine Wohnung zahlt, hat der Kötter allerwegen den Vorteil seines Bauers wahrzunehmen. Er muß um geringeren Lohn arbeiten, muß sich bereitfinden lassen zu außerordentlichen Dienstleistungen, ohne dafür außerordentliche Vergütungen beanspruchen zu können. Im Fall der Kötter reich ist, so gilt das als ein böses Zeichen, da dann die Versuchung sehr nahe liegt, daß der Bauer sich mit Geld von demselben aushelfen läßt. „Je reicher der Kötter, desto ärmer der Bauer," sagt daher ein Sprichwort mit Recht.

Die bisher näher aufgeführten Elemente geben die notwendige Grundlage für den Bestand eines Bauerhofs, sind Glieder eines Organismus, richten ihre Thätigkeit auf einen gemeinsamen Zweck, wenn sie auch mit dieser Thätigkeit lediglich ihr eigenes Interesse im Auge zu haben scheinen. Dagegen sind die Leibzüchtner und Erbpächter zufälligere Elemente. Leibzüchtner im weitesten Sinne ist der Bauer, sobald sich der Anerbe verheiratet und diesem, was damit in der Regel verknüpft ist, der Hof übergeben wird. Nach dieser Übergabe können

nun die bisherigen Besitzer im Haupthause bleiben, sich nach Belieben um diese oder jene Arbeit kümmern und am kleinen Tische hinter dem Ofen essen und trinken, oder sie können die auf jedem Hofe sich befindende Leibzucht beziehen und sind dann Leibzüchtner im engern Sinne. Die Größe der Leibzucht richtet sich genau nach der Größe des Bauerhofs. Sie besteht aus einer Wohnung, aus einem Garten und aus Ackerland, aus Lieferungen des Bauers an Holz, an barem Gelde und Korn. Zugleich hat der Bauer alle Leibzuchtsländereien umsonst zu bewirtschaften.

Die Erbpächter sind dadurch unabhängiger geworden, daß sie ihre Kühe zum Ziehen verwenden. Die „Ehrenfuhren", wie das Führen der Leiche, des Hochzeitswagens u. s. w., besorgt indeß nach wie vor der Bauer. Auch bequemt sich derselbe wohl gegen gute Bewirtung zu außerordentlichen Fahrten. — Die Neubauern sind ganz unabhängig, nehmen aber, wie sich das von selbst versteht, eine untergeordnete Stellung in der Gemeinde ein, da ja die Wucht der Lasten und Abgaben auf den Schultern der Bauern ruht und der westfälische Bauer die moderne Schätzung nach Köpfen nicht kennt. Die Handwerker arbeiten gegen Tagelohn und Kost in den einzelnen Häusern. Die geehrtesten von ihnen sind Tischler und Schmiede. Letztere arbeiten aber nicht gegen Tagelohn, sind in der Regel kleinere, jedoch vermögende Bauern und stehen im Ruf der Zauberei, ein Los, das sie mit den Schäfern teilen. Der Unterschied zwischen beiden ist nur der, daß der Schäfer seine geheimnisvollen Künste zur Heilung von Krankheiten und zu Entzauberungen verwendet, der Schmied dagegen Rat weiß, um den Dieb ausfindig zu machen und auf eine ebenso geheimnisvolle Weise zu züchtigen. Ein merkwürdiger Glaube, der so oft erschüttert worden ist und sich immer von neuem wieder geltend gemacht hat.

Allgemeinen Zwecken des Dorfes dienen hauptsächlich folgende Personen. Zuerst der Schulmeister. Wie ich häufig aus den Erzählungen alter Leute habe schließen können, haben die Schulmeister des vorigen Jahrhunderts nicht selten tiefere Blicke in die Schwarzkunst gethan. Jetzt sind sie ganz moderne Figuren und für den Beobachter des Volkstümlichen nur insoweit von Interesse, als sie bei der Dorfjugend auf Ausrottung alles Volkstümlichen, als da sind alte Sagen, Märchen, Lieder, Gebräuche u. s. w., hinarbeiten. Bei den Hochzeiten, zu welchen sie von den Bauern meist eingeladen werden, haben sie das Amt, die freiwilligen Gaben der Gäste zu verzeichnen. Der „Feldschütter" wird gewählt aus der Zahl der Neubauern oder Erbpächter und hat zum Lohn für seine Mühen das Recht, nach der Ernte zu sammeln. Hat er seinen Dienst gut verwaltet, so wird es mit dem Geben nicht so genau genommen; ist er hie und da nachlässig gewesen, so wird ihm sogar das Schuldige nicht ohne handgreifliche Ermahnungen verabreicht. — Der Koch des Dorfs, d. h. derjenige Einwohner, der bei Hochzeiten, Kindtaufen und andern Schmausereien die Küche zu besorgen hat, ist gewöhnlich zugleich Leichen- und Hochzeitsbitter, ein Kötter, und wenn es sein muß, die lustige Person bei den Schmausereien. Zu seinem Amte ist eine gewisse Gewandtheit und Geistesgegenwart erforderlich, weil er sich sehr oft als Volksredner bewähren muß. Sobald nämlich bei den hochzeitlichen Gelagen das Essen beendet und das Trinken im besten Zuge ist, nimmt er die eiserne Feuerschüppe, schlägt damit an die „Wendesäule" des Herdes und beginnt, sobald die Gäste die erforderliche Aufmerksamkeit beweisen, eine drollige Rede des Inhalts, daß man nunmehr, nachdem man sich sattgegessen und ziemlich vollgetrunken habe, auch des Kochs, der alles so tadellos bestellt, durch freiwillige Gaben zu gedenken habe. Weiß er seine Worte zu setzen, daß er allgemeinen Beifall erntet, so ist sein Lohn ansehnlich, weil der eine oder andere Bauer beim Trinkgelage nicht so genau rechnet, als er sonst zu thun pflegt.

Das Amt des Schulzen oder „Vorstehers“ wechselt unter den Altbauern und trägt nichts ein. Seine Boten sind oft originelle Individuen, die ihr Amt mehr der Ehre als des Verdienstes halber gewählt haben. Die Hebamme des Dorfes ist meist eine Säuferin oder wird dazu allmählich herangebildet. So erhält sie bei den Kindtaufen von jedem der Gevattern ein Stück Geld, das dieser in ein großes Glas Branntwein wirft und das sie nicht eher in Besitz nehmen kann, als bis sie das Glas geleert hat. Eine ebenso liederliche Person ist der „Musikant“, obwohl nicht jedes Dorf einen solchen hat. Vor allen Dingen muß er im Lügen und Aufschneiden zu Hause sein. — Nachtwächter sind bis jetzt noch nicht allgemein üblich geworden.

(H. Boegekamp u. a. in W. Grube's „Geographischen Charakterbildern“ 1851.)

---

293. Naturgenuß auf der Eisenbahn.

Man hat unterwegs immer etwas zu sehen, auch in der „schrecklich langweiligen“ und „furchtbar einförmigen“ norddeutschen Ebene. Mir wenigstens ist es, wenn ich auf der Bahn über sie hinfahre, als durchblätterte ich ein Bilderbuch, in dem ein anziehendes Bild auf das andere folgt.

Sind die Wiesen nicht immer hübsch anzusehen mit dem bunten Vieh darauf? Und auf den Feldern ist stets etwas zu beobachten, nicht das wenigste um diese Zeit, da die Ernte vor sich geht. Auf einem Felde steht schon das Korn in Hocken, zwischen denen die Krähen aufmerksam umhergehen, als musterten sie den Ertrag; auf einem anderen wird aufgeladen und eingefahren. Die Stoppeln bezieht schon eine Schar der schönen schneeweißen Vögel, deren ehrenvoller Beruf es ist, sich mit Fleiß und Beharrlichkeit allmählich zu Bratgänsen auszubilden.

Dann kommt ein Feld, das eben erst gemäht wird. Während der Zug vorbeigeht, läßt der Schnitter einen Augenblick die Sense ruhen, auch die Binderin, halb gebückt und die Arme voller Halme, hält in der Arbeit inne und blickt nach dem Zuge hin. Aber am lustigsten sieht es doch auf dem Rübenfelde aus, wenn die ganze lange Reihe der hackenden Frauen beim Nahen des Zuges sich aufrichtet und, eine kurze Pause machend, den Zug anstarrt. Sieht man ihnen nach, so kann man noch bemerken, wie die ganze Reihe wieder mit geschwungenen Hacken vornüberfällt.

Ein anderes Feld wird schon wieder gepflügt. Kommt der Ackerer mit dem Gespann in die Nähe der Bahn, während gerade ein Zug herantost, so hält er seine Tiere an. Sie erschrecken leicht vor dem vorübergehenden Ungetüm. Sieh, da werden zwei Pferde scheu, die vor eine Egge gespannt sind. Die Egge hinter sich hin nnd her schleudernd, stürmen sie über das Feld davon, eine mächtige Staubwolke erregend. Der Knecht steht da und kratzt sich zunächst den Kopf, dann läuft er ihnen nach. Und während man noch darüber nachdenkt, wie das wohl enden wird, ist rechts und links schon stiller Wald. —

Ein Dorf folgt dem andern. Die meisten bleiben weit im Hintergrunde liegen. Man sieht aus dem Grün, das sie umgiebt, nur den Kirchturm und hier und da ein Dach ragen. Manchmal aber tritt auch ein Dorf so nahe an die Bahn, daß man hineinsehen kann zwischen die Häuser und in Gemüsegärten mit Kohl und Rüben, mit den Blütenkugeln der Zwiebeln und den Vierecken von Stangenbohnen. Zwischen den Obstbäumen sind Leinen ausgespannt, an denen kleine Hemden und bunte Strümpfchen hängen. Auf den Dächern in ihren Nestern stehen die Störche. Vor den Thüren der Häuser spielen Kinder und Kätzchen. Man sieht auf den kleinen Kirchhof mit den aus dem Grün hervorglänzenden weißen Steinen, auf dem ein Geschlecht nach dem andern nach arbeitsamem, engumfriedetem Leben sich zur Ruhe legt.

Wie hübsch ist der kleine Weiher, von Weidengebüsch umgeben und ganz bedeckt mit weißen Wasserrosen. Darüber schweben die schimmernden Libellen, die man sich vorstellt, da man sie von der Bahn aus nicht sehen kann. Die weißen Schmetterlinge aber, die über den Blumen der Grabenränder und Raine spielen, die sieht man.

Der Bach, der zwischen Kopfweiden hingeht, von denen der Ruf der Goldammer schallt, oder zwischen dichtem Erlengebüsch, der ihn verdeckt — wie lockt er, ihm nachzugehen, weit, weit, im Schatten zu ruhen und wonnige Kühlung zu atmen! Welch' mächtige Gewächse erheben ihre weißen Dolden aus dem Grase des Ufers, untermischt mit den roten Blütenähren des Weiderichs!

Dann Kiefernwald, sonnendurchglänzt, und immer wieder Kiefernwald! Man glaubt den würzigen Duft zu spüren, welchen die Nadeln im heißen Sonnenschein ausatmen. Ab und zu öffnet sich gegen die Bahn hin ein durch den Wald führender breiter sandiger Landweg; als Staffage darauf erscheint eine Frau, welche Reisig trägt, oder ein alter Landbriefträger, der den gewohnten Weg durch den Sand stapft.

Vornehmer sieht die Chaussee aus, auf beiden Seiten mit Ebereschenbäumchen bepflanzt, deren Beerenbüschel jetzt noch wenig auffallen, da sie erst hellziegelrot gefärbt sind. Bald aber werden sie eine reizende Zierde der Landschaft sein. Zuweilen fährt man durch eine unsäglich magere Heide. Aber in das Grau des Bodens hat die Natur wie mit amarantroter Wolle die entzückenden Blumenkissen des wilden Thymians hineingestickt. Eine Schafherde weidet auf dem dürren Grunde. Bei dem Nahen des Zuges flieht sie auseinander, der Hund hinter ihr her, die bangen Tiere wegen ihrer Ängstlichkeit scheltend und schmähend. Nachdenklich sieht der Hirt dem Zuge nach. Denkt er an die Ferne, an märchenhafte Paläste und Gärten, an Feen von zauberischer Schönheit, oder schweben ihm Kartoffeln mit Speck, welche die nahende Stunde der Mahlzeit verheißt, vor Augen?

Viel Vergnügen machen mir die Bahnwärterhäuschen mit ihrem Gärtchen. Die kleinen Gärten sind unter einander sehr verschieden. Der eine Bahnwärter giebt mehr auf das Nützliche und hat den ganzen Boden mit Gemüse bestellt, der andere bepflanzt wenigstens einen Teil mit Blumen. Die Blumen sind auch verschiedener Art an den verschiedenen Häuschen. Hier sieht man nur Bauerblumen, wie Rittersporn, brennende Liebe, Calendula, Mohn, Eisenhut und anderes der Art; dort macht die Nähe der Stadt sich durch vornehmere, vom Gärtner bezogene Gewächse bemerkbar. Die meisten Häuschen sind von Epheu überrankt. Das sieht nicht nur hübsch aus, sondern ist auch nützlich, denn der Epheu hält trocken (?) und warm, wie man jetzt weiß, und dem Gemäuer fügt er keinen Schaden zu, sondern hält es unter Umständen zusammen.

Etwas anderes, was mich anzieht, ist die Pflanzenwelt, welche sich auf den Bahndämmen ansiedelt und sie manchmal ganz in Besitz nimmt. In der Umgegend von Berlin hat die gelbe Nachtviole sich nicht nur der Dämme, sondern des Bahnterrains überhaupt bemächtigt. Wo die Bahn durch die Heide geht, legt sich bald das Heidekraut wie ein dichter Teppich über die Dämme.

Aber nicht nur zu sehen ist auf der Bahn manches, sondern einiges auch zu hören. Manchmal schallt ein Vogelschlag in den Bahnwagen hinein, oder man hört eine Sense schärfen. Auch das Rauschen des Windes im Schilf oder im Eichen- und Eschenbaum hört man zuweilen. Und o was ist das? Ein Lachen wie von Kindermund. Richtig, da steht oben auf dem Rande der Böschung eine ganze Reihe, flachshaarig, in bunten Röckchen und barfuß und jubelt den vorbeifahrenden Zug an. Ein Augenblick nur, und das niedliche Bild ist verschwunden. (J. Tr.)

294. Marschlandschaft an der Oldenburgischen Unterweser in Gegenwart und Vergangenheit.

Die Verbindung zwischen Elsfleth und Brake war noch bis vor wenigen Jahren hauptsächlich durch die Dampfschiffahrt unterhalten und im Winter oft Monate lang unterbrochen. Jetzt führt die Chaussee und die Eisenbahn unten am Deiche hin. Aber dem Fußwanderer wird nach wie vor die Deichkappe die angenehmste Anregung bieten. Zur Rechten das buntbewegte Leben einer Wasserstraße, leichte Kähne und Fischerboote kreuzen auf und ab, die Passagierdampfer unterhalten ihre regelmäßigen Fahrten, jetzt keucht ein Schlepper vorbei, in langer Linie die bis an den Rand gefüllten Fahrzeuge hinter sich, jetzt gleitet einsam und stolz mit der ablaufenden Flut eine große Bark hinab, die zum ersten Male auf der Seefahrt sich erproben soll. Und auf der anderen Seite, als wollte der Deich sie schützen nicht nur gegen den Andrang des täglich aufsteigenden Wassers, sondern auch gegen die Unruhe und Hast des Verkehrs auf dem Strome, das friedliche Idyll einer Marschlandschaft, Weide an Weide, eine unendliche grüne Fläche bis an die Reihe der buschumgebenen Bauernhäuser im Hintergrunde und wie mit weißen Pünktchen besäet von dem zahlreich grasenden Vieh.

1. In einem großen Bogen breitet sich die Marsch um Elsfleth aus. Dem Laufe der alten Linie folgend stößt sie bei Großenmeer tief in das Moor hinein, während dieses im Norden bei Oldenbrock wiederum das Terrain behauptet und bei Hammelwarden eine Insel mitten im Kleiland bildet.

Vom Deiche aus überschaut man die verschiedenen Formationen des Bodens, welche die neueste Epoche der Erdbildung an den Rand des alten Diluviums angehäuft hat. Unmittelbar an die Geest schließt sich zuerst das Hochmoor an, eine öde, dem Raubbau der Brandkultur ausgesetzte Fläche, dann fällt das Land allmählich ab, auf dem Grunde abgebauter Roggenmoore erscheinen grüne Moorwiesen und wo sie enden, stehen auf hohen Warfen die Häuser der Bauern in denselben langen Reihen, wie sie vor 600 Jahren die ersten Ansiedler hier errichteten. Jetzt beginnen die Zeichen der Marschbildung, zuerst nur ein dünner Überzug von Klei auf den anmoorigen Feldern, dann steigt das Land wieder auf, da vorne die Ausschlickung noch fortging, als das Wasser nicht mehr nach hinten gelangen konnte, bis zuletzt die hohen Fettweiden am Deiche die Reihenfolge der Bodenarten abschließen. Fruchtbar und ertragsreich ist das Land für den, der es nutzt, aber ebenso monoton für den, welcher den landschaftlichen Reiz der Gegend sucht. Keine Baumgruppe unterbricht die grüne Einförmigkeit, nur einzelne alte Weidenstämme stehen melancholisch am Rande der Wege, und um die Kirchen und Wohnungen drängen sich Eschbäume und hohe Eichen mit niedrigem Gebüsch. In geraden Linien und möglichst im rechten Winkel durchschneiden Chausseen, träge dahinfließende Kanäle und Zuggräben dieses Weidegebiet. Alles fehlt, was selbst der Geest gefällige Anmut verleiht, die Mannigfaltigkeit des Terrains, der Gegensatz von Hügel und Thal, der Wechsel von Busch und Wiese, wogendem Kornfeld und sandiger Heide. Hier gewährt die Natur mühelos die Fülle ihrer Gaben, auf diesem Graslande herrscht fortwährende Ernte ohne Einsaat, und behäbige Menschen und schwerwandelndes Vieh zeugen von der Leichtigkeit aller Existenz.

Denselben Charakter, wie in dem Gesamtbilde dieser Gegend, findet man in der Welt der Pflanzen und Tiere wieder, welche dieselben bevölkern, eine Größe und Üppigkeit in den einzelnen Exemplaren, aber eine Armut an Geschlechtern und Arten. In den Gräben, auf dem immer feuchten Schlamme und in der tiefen windgeschützten Lage wuchern Sumpfgewächse in unglaublicher Zahl und legen Zeugnis ab von der ungemeinen Fruchtbarkeit, welche dem ange-

schwemmten Boden innewohnt. Die Marschweide strotzt von dem Saftreichtum ihrer Gräser, aber wenig Blumen und bunte Kräuter belegen den dichten Teppich, und wenn der Landmann das Heu von den Wiesen erntet, so wird man vergeblich den würzigen Duft suchen, den selbst die Sand- oder Moorwiese dem getrockneten Grase mitteilt, obgleich dasselbe an Nahrhaftigkeit dem des echten Marschlandes weit nachsteht. Stundenlang begleiten mächtige Rohrfelder den Lauf des Flusses, öde in dem einförmigen Graugrün der Blätter und nur belebt, wenn rauschend der Wind darüber fährt, daß die hohen Halme wie die Wellen des Meeres sich heben und senken.

Wenig Tierarten sind auf der kahlen baum- und buschlosen Ebene vertreten. Nur das Reich der Vögel, in einzelnen Gattungen massenhaft vorhanden, bildet neben dem grasenden Vieh die hauptsächlichste Staffage der Landschaft. Da hat auf jedem Bauerhause und jeder Scheune der rotbeinigte Storch sein Nest gebaut und schreitet ernst die Wiese auf und ab, bis im August auf dem Sielande die Scharen aus dem ganzen Reviere sich sammeln, um gemeinsam die Reise zum Süden anzutreten. Da schleicht mit gesenktem Haupte der scheue Fischreiher umher oder bleibt unbeweglich stundenlang am Sieltiefe stehen, um auf Beute zu lauern. Da hat auf den Bäumen um den Hof sich in ganzen Kolonien die Saatkrähe angesiedelt, und der Landmann weiß nicht, ob er sie schützen soll, weil sie Engerlinge und Mäuse vertilgt, oder grausam vernichten, weil sie auch Gefallen an dem Korne auf dem Acker findet. Da umkreist der Kiebitz ängstlich schreiend den Wanderer oder jagt nach der Krähe, die es ebenso wie den Menschen nach seinen Eiern lüstert, bis die Sorge für die junge Brut überstanden ist und nun im Herbste alle zu ungeheuren Flügen sich zusammenthun. Und aus den Städten in weitem Umkreise treffen im Sommer hier die Stare ein, um gesellig die schöne Jahreszeit bei trefflicher Würmermast und allerlei Kurzweil zu verbringen. Sie trippeln zwischen dem Weidevieh und lassen sich ruhig auf dem Vließe der Schafe nieder, welche sie von mancherlei Plagegeistern befreien. Gegen Abend vereinigen sie sich zu wolkenartigen Schwärmen, die hoch oben im Himmelsblau wie auf Kommando die wunderbarsten Flugmanöver ausführen, wobei das Rauschen der Schwingen die Luft durchzittert, bis auf einmal der ganze Zug auf das Schilf am Flusse niederfällt, wo sie, gesichert vor räuberischem Überfalle, noch lange schreien und unermüdlich schwatzen, ehe der Kopf unter die Flügel sinkt und endlich die Nachtruhe auch die lustigen Gesellen übermannt.

Wenn im Frühjahre nach einem langen Regen wie durch Zauberschlag die abgestorbene Fläche sich mit lebhaftem Grün überzieht und das niedrige Sielland von den Butterblumen weithin mit goldigem Scheine leuchtet, bietet die Marsch auch für verwöhntere Augen einen herzerfreuenden Anblick. Dann beginnt der Bauer nach und nach das Vieh aus dem Stalle auf die frische Weide zu lassen, zuerst das Jungvieh, dann die zur Mast bestimmten Ochsen und zuletzt das zarte Geschlecht der Milchkühe, die verwöhnt durch das warme Winterquartier noch fröstelnd im Frühlingswinde schauern. Aber nicht lange dauert es, bis an dem Überflusse des jungen Grases die Begierde zum Fressen erwacht und nun alles in dem beneidenswerten Geschäfte des Käuens und Wiederkäuens den Zweck seines Daseins erfüllt.

Die Weidewirtschaft ist durch die Beschaffenheit des Bodens bedingt und hat sich aus diesem Grunde hier auch erhalten, nachdem die übrigen Teile der Marsch zum überwiegenden Körnerbau übergegangen sind. Die obere Bauschicht, die von den Wurzeln der Gräser durchdrungen und dadurch locker gehalten wird, ist im Durchschnitt nur einen halben Fuß stark. Unter derselben liegt der Knick, jene zähe unfruchtbare Erdlage, die mutmaßlich durch einen chemischen Prozeß bei der ersten Marschbildung entstanden ist, als infolge der schlechten

Abwässerung und der häufigen Überschwemmungen das Wasser in dem niedrigen Lande stagnierte und noch kein Pflug die untere Erde mit der Luft und den erwärmenden Strahlen der Sonne in Berührung brachte. Jahrhunderte lang ist die Viehzucht die Hauptsache in der Marsch gewesen. Nur vereinzelt nahm man das schwere, nicht zu niedrig belegene Land unter den Pflug, um Sommergerste und vor allem schwarzen Hafer zu bauen, der Futter für das Vieh und Grütze für den Haushalt lieferte. So war es bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts. Als aber dann in den 80er und 90er Jahren das Vieh scharenweise von verderblichen Seuchen hinweggerafft wurde und bald darauf während der Kriegsjahre das Korn hoch im Preise stieg, begann in den an der Küste belegenen Marschdistrikten ein bedeutender Umschwung der Wirtschaftsweise. Man fing an Wintergerste, Bohnen und Weizen zu bauen, und indem man aus Holland die Rapssaat übernahm und durch Ansäen von Klee das aufgebrochene Land schneller als durch natürliche Berasung wieder zur Weide niederlegte, entstand das hier noch jetzt gebräuchliche System der Fruchtfolge. Die leichterdige Marsch, die man bisher nicht angerührt hatte, verbesserte man durch das seit der Weihnachtsflut von 1717 zur Anwendung gekommene Wühlen, indem man die kalkhaltige Erde des Untergrundes mit der oberen Krume vermischte. So fand hier neben der bis dahin begünstigten Viehzucht der Körnerbau allgemeinen Eingang. Vielleicht, daß nochmals die Wirtschaftsmethode sich ändert, nachdem seit den 60er Jahren die Konjunkturen sich wieder auf die Seite der Viehhaltung gewandt haben, vielleicht, daß auch diese Marsch, wie das hoch entwickelte England, zur Viehhaltung zurückkehrt, von welcher vor Jahrhunderten ihre Landwirtschaft den ersten Ausgangspunkt genommen hat.

Mit dem geringsten Aufwand an Arbeit, ohne Verwendung von Saatkorn ist die Weidewirtschaft das Bild des extensiven Betriebes. Nachdem im Frühjahre auf den Märkten das letzte magere Vieh eingehandelt und die Weide vollbesetzt ist, beginnt die lange Sommerszeit, wo der Himmel für den Landmann arbeitet, indem er Regen und Wärme spendet, damit es auf der grünen Tafel den vierfüßigen Gästen nie an Nahrung fehle. Ein weit verzweigtes Ent- und Bewässerungssystem, welches schließlich in dem breiten Bette des Moorriemer Kanals sich vereinigt, das Winterwasser zur Weser leitet und im Sommer von dieser das süße Wasser zuführt, sorgt dafür, daß in den Gräben stets ein frischer Trunk zur Stütze der Mast vorhanden ist. Gemütlich wandelt nun der Hausherr jeden Morgen mit der Pfeife über die Weiden, um nach dem Wohlbefinden und dem zunehmenden Fettansatze seiner Tiere zu sehen und mit besonderem Stolze bei den 4jährigen Ochsen zu verweilen, wahren Prachtexemplaren, mit denen er im Herbst ein schönes Stück Geld zu verdienen hofft. Kaum bringt die Heuernte auf einige Zeit ein rascheres Tempo in diesen bequemen Betrieb.

Nur zwei Sorgen sind es, welche seine Resultate beeinträchtigen können. Bei bedeckter Luft mit warmem Regen pflegt das Gras vorzüglich zu wachsen, aber wenn ein anhaltender Ostwind den Boden ausdörrt, wenn der Himmel seine Pforten verschlossen hält und unerbittlich die Sonne auf die verschmachtende Fläche brennt, so wird der Heuertrag schlecht ausfallen und auf der Weide die Nahrung knapp werden, so daß im Herbst das Vieh nicht das ihm zukommende Gewicht aufweist oder aus Mangel an Winterfutter zu jedem Preise verschleudert werden muß. Fast verderblicher noch als die Dürre können die Mäuse, die uralte Landplage der Marsch, auftreten. Sie sind das ganze Jahr auf den Weiden sichtbar, und die Bauern sagen, daß sie sich auf das hohe Moor zurückziehen, wenn es ihnen auf der Marsch zu naß oder zu kalt werde. Wenn jetzt ein lauer Winter oder eine vorzeitige warme Witterung schon früh die Vermehrung in Gang gebracht hat, so kann das unscheinbare Tier durch seine Massen bald zum Schrecken werden. Es scheint, als ob die üppige Natur dieser

Weidegegend auch darin ihre unerschöpfliche Zeugungskraft offenbaren will, daß sie jetzt ihren ärgsten Feind zu ungezählten Scharen anwachsen läßt. Und wie eine Plage Pharao's bricht es herein, unwiderstehlich, mit elementarer Gewalt. Nichts verschlägt, was Bussarde, Wiesel, Krähen und eine kleine Art Eulen rauben. Unruhig verfolgt der Landmann, wie die Laufgänge der Mäuse im Grase sich mehren, wie es überall huscht und rasselt. Im Anfange sucht man noch mit allerlei Fangmethoden dem Übel zu steuern. Strychninweizen und Phosphorpillen werden gelegt, Dampf und Wasser in die Löcher gelassen, die Heumieten und Äcker werden mit schmalen Gräben umzogen, in denen die Mäuse entlang laufen und sich in Töpfen fangen. Kinder und arme Leute gehen die Weide ab, besonders nachdem die Gemeinden durch polizeiliche Vorschriften über Giftlegen und durch Auslobung von Prämien für tot eingelieferte Mäuse eine systematische Bekämpfung zu organisieren begannen. Gewiß, daß man auf solche Art eine vollständige Verwüstung des Graswuchses hindern oder wenigstens eine zeitlang aufschieben kann. Aber nicht immer ist das Glück so günstig und zeitweilig muß der Bauer es erleben, daß das Ungeziefer statt seiner Herr auf den Weiden wird. Dann ist bald das Gras bis auf die Narbe vertilgt und alles Grün verschwunden. Noch ragen einzelne Oasen aus der Verwüstung hervor, aber wenn man näher zuschaut, ist auch dieses Grün nicht mehr die nährende Marschpflanze, sondern der giftige Duwock, den allein Schafe und Gänse fressen und selbst der Mäusezahn verschont. Nur der Hunger und der Winter mit nasser Kälte und Glatteis, bei welchem die Mäuse erstarren oder in ihren Löchern ersticken, bringt dem gierigen Volke das Verderben. Phänomenal, wie sie gekommen, ist die Plage jetzt auf einmal verschwunden. Man nimmt nicht an, daß zwei Mäusejahre auf einander folgen, aber die Unmenge von Disteln, die im nächsten Sommer auf dem durchwühlten Lande aufschießen, zeugen noch einige Jahre von dem Ereignisse, das die Hoffnung auf einen gesegneten Herbst zu Schanden werden ließ.

Wenn in besseren Jahren genugsam gewachsen ist und keine Dürre oder Mäuseplage den Weidegang aufgehalten oder allzu frühzeitig abgebrochen hat, so kommt für den Landwirt die Zeit der Ernte. Schon im August sind die Schlachter von der Geest, die jüdischen Händler und Kommissionäre erschienen, der Handel mit dem fetten Vieh beginnt und die Preise setzen sich fest, welche entscheiden, ob der Weider mit Verlust oder Schaden gearbeitet hat. Was nach auswärts bestimmt ist, wird auf der Bahn verladen und der letzte Rest findet auf den Herbstmärkten Absatz, welche in den kleinen Orten nach bestimmter Reihenfolge abgehalten werden.

Einsam wird es jetzt auf dieser noch vor kurzem so belebten Weide. Nur die Schafe gehen noch draußen, die unter ihrem dicken Pelze sich in der rauhen Luft wohler befinden, als im Stalle, und einzelnes Jungvieh, für welches man an Winterfutter sparen will. Auch die Stare und Kibitze haben sich verzogen, aber andere Gäste aus der Vogelwelt sind an ihre Stelle getreten, die der von Norden heranrückende Winter vor sich her nach Süden jagt. In langen spitzen Winkeln fliegen Scharen wilder Gänse schreiend durch die Luft, sie suchen Atzung am Rande der niedrigen Wiesen, welche das Binnenwasser langsam überstaut, sie lärmen und zanken auf den menschenleeren Platen im Flusse, wo sie unter Schnee und Eis den grünen Pflanzenresten nachgehen, bis der Frühling sie wieder zu ihren nordischen Brutplätzen treibt und aus dem Süden die einheimischen Vögel zurückkehren, um das weite Gebiet aufs neue zu bevölkern. —

2. Anders sah es in der Gegend aus, wenn wir vielleicht 800 Jahre zurückgehen, als eben ein neues Jahrtausend der christlichen Zeitrechnung über einen öden und noch wenig bekannten Landstrich angebrochen war, durch welchen die Weser mannigfach verzweigt und langsam ihren Weg zum Meere suchte.

Einzelne hohe Inseln hoben sich aus dem Delta hervor. Sie waren schon früh mit menschlichen Wohnstätten besetzt, während zwischen ihnen und dem Rande der Geest eine breite Moorfläche, Wasserlachen und Bruchland mit Erlen und Birken sich ausdehnte, welches der Fluß bei jeder höheren Flut bespülte und fortfuhr, mit seinem fruchtbaren Niederschlage zu überziehen. Wenn es richtig ist, daß der heilige Ansgar schon im 9. Jahrhundert die Kirche zu Elsfleth gründete, so haben wir hier die älteste und bedeutendste Insel zu suchen. Vielleicht eben so alt ist die Kirche zu Berne auf der schon früh besiedelten Lechterseite des Stedingens, südlich der Hunte. Einzelne kühne Anbauer hatten auch schon im Sumpflande an günstig gelegenen Punkten sich ein unsicheres Heim gegründet, und von der Geest trieben die Bewohner zur Sommerszeit das Vieh in die grünen Flächen hinunter, die zur gemeinsamen Weide für die Nachbarschaft dienten. Mit Beginn des 12. Jahrhunderts hebt aber von der Obrigkeit geleitet die planmäßige Eindeichung und Trockenlegung der Sümpfe an. In wenigen Jahrzehnten verändert sich vollständig die Physiognomie der Gegend.

Es war die Zeit, da der landwirtschaftliche Betrieb, noch immer nahezu der einzige Erwerbszweig der Deutschen, der in mühseliger Arbeit die von Sumpf und Urwald strotzende Germania des Tacitus in fruchtbares Kulturland umgeschaffen hatte, der rapiden Zunahme der Bevölkerung nicht mehr genügte und für den Überschuß der Jugend nichts übrig blieb, als auszuwandern. Mächtig ergossen sich jetzt die Scharen der Kolonisten über die Elbe, sie besetzten das böhmische Waldgebirge und das fruchtbare Thal der Weichsel, sie zogen die Donau hinunter, und am weitesten nach Osten, in Siebenbürgen, fanden Leute aus der Rhein- und Moselgegend neue Sitze. Fast $^2/_3$ alles Landes, in welchem jetzt die deutsche Zunge klingt, wurde damals friedlich erobert und besiedelt. Im Innern Deutschlands drängte man sich den Städten zu, die um die alten römischen Kolonien und die neuen Bischofssitze emporzublühen begannen, und wo noch ein bis dahin vergessener anbaufähiger Landstrich ausgekundschaftet war, zeigten sich Ansiedler mit dem Rodungspatente des Grundherrn, der solche Anträge nicht ungern bewilligte, weil der Anbau seine Einkünfte aus dem bis dahin nutzlosen Lande vermehrte.

In diesem Jahrhundert einer großen Wanderbewegung des deutschen Bauernstandes sind auch die Tieflande der Unterweser bevölkert, die unter dem Namen Stedingen zusammengefaßt werden und von welchen Weststedingen von der Mündung der Ochtum bis zum Lockfleth reichte, wo bei Ovelgönne eine Furt war und das Land der Friesen anhub.

Die Grundherrschaft über diese Niederung, soweit nicht auf den vereinzelten Inseln schon uralter Anbau vorhanden war, hatte der Erzbischof Adalbert zu Bremen sich durch Kaiser Heinrich IV. in einer Urkunde vom Jahre 1062 schenken lassen, und es dauert nicht lange, so sehen wir ihn das Privilegium zum besten der Kirche nutzbar machen. Meistens geschah dies in der Weise, daß er das Land an einzelne Unternehmer, Klöster und Adelige der Nachbarschaft verteilte, mit der Befugnis, dasselbe wiederum an Kolonisten auszugeben, wobei er sich billigerweise seine eigenen Rechte als Oberherr vorbehielt. Es war eine Art der Kolonisation, wie sie später bei den holländischen und ostfriesischen Fehnkompagnien stattfand. Die Gesellschaft erhält die Einweisung und zieht ihrerseits Anbauer heran.

Und nun drängt sich ein buntes Völkergemisch heran, Sachsen, Friesen und Holländer, die Erzbischof Friedrich schon bei Bremen in besonderen Dörfern angesiedelt hatte und die jetzt der Kolonie Holle den Namen gaben. Vom Rande des Moores aus, wo die ersten Häuser den Angriffen der täglichen Flut entrückt waren und die vorliegenden Viehweiden zur Sommerszeit den nötigen Unterhalt gewährten, begann jetzt die Eindeichung und Entwässerung der Sümpfe.

Ganz genau scheidet sich dieser neue Anbau noch heute von den ältesten Wohnstätten auf dem hohen Lande bei Elsfleth und auf der Lechterseite bei Berne. Während hier die Grundstücke zerstreut liegen, wie sie zufällig erworben und zu Hufen vereinigt wurden, ging dort eine Einteilung des Landes von Seiten der Obrigkeit oder des Unternehmers voraus, nach welcher die in Scharen anlangenden Kolonisten ihre Losteile angewiesen bekamen. Eine einzige Straße am Moore entlang reihte die Bauern gleich Perlen an einem Faden und vom Moore zog man sich lang und schmal bis zum alten Deiche hin, so daß jeder Anbauer von jeder Bodengattung gleichviel empfing und durch die schnurgraden Gräben an beiden Seiten außerdem den Vorteil der besseren Abwässerung erzielte. Das Verfahren war ähnlich der jetzigen staatlichen Kolonisation im Moore. Die im 12. Jahrhundert entstandenen Moorriemer Dörfer bieten noch jetzt genau den Eindruck einer modernen Fehnkolonie. Vor der Häuserreihe läuft der zur Sicherung und Verbindung der Wohnungen angelegte hohe Weg, die jetzt chaussierte Oberstraße, an welcher sich die aus Lehm und Fachwerk erbauten Hütten der ersten Ansiedler lehnten. Parallel im Lande folgt die Niederstraße und von der Oberstraße bis zum alten Deiche führt für jede Bauerschaft, gewöhnlich neben dem Sieltiefe her, der Helmerweg.

Den Kern des bunt durcheinander gewürfelten Volkes, das sich hier zusammen gefunden hatte, bildete ein freier Bauerstand. Das Rechtsverhältnis zwischen ihm und dem Unternehmer, der zugleich als Richter der Kolonie fungierte, und dasjenige beider zu dem Oberherrn in Bremen war bestimmt durch das sog. Holler Recht. Der nach Holler Recht Lebende war persönlich frei und saß auf eigenem Grund und Boden. Er schuldete dem Leiter der Kolonie oder dem kirchlichen Institute, das mit derselben bewidmet war, nur den Holler Zins und den Holler Zehnten, welche dem Empfänger kein Recht an dem Gute selbst gaben.

Die zweite oder dritte Generation der Ansiedler war bereits zum Wohlstande gelangt. Es war natürlich, daß der auf karger Sandscholle sitzende Adel der Nachbarschaft neidische Blicke auf das reich gewordene Bauernvolk Stedingen's warf und mit geschichtlicher Notwendigkeit auch hier der Kampf um Zins und Zehnten entbrennen mußte, der im übrigen Deutschland die alte Gemeinfreiheit bereits zu Grunde gerichtet hatte. Aber mit dem friedlichen Landbau hatten die Marschbewohner jetzt auch das Tragen der Waffen gelernt, und das Bewußtsein, durch eigene Arbeit und Fleiß sich eine Existenz in dem zweifelhaften Bruchlande gegründet zu haben, wird die zähe Haltung erklären, womit dieselben ablehnten, Unterthanen eines geistlichen oder weltlichen Herrn zu werden. Vielfache Unternehmungen mißlangen, und erst dem Erzbischof Gerhard glückte es, das dynastische Sondergelüste mit dem Aushängeschild des Kreuzes zu bedecken und als Ketzerkrieg den Vernichtungskampf des Herrenstandes gegen den bäuerlichen Trotz zu organisieren. Über der Wahlstatt von Altenesch aber spannen Sage und Dichtung ihre goldenen Fäden und so mächtig war die Wirkung der gleißenden Form, in welche die Kirche das Werk zu verhüllen wußte, daß meistens auch die Geschichtsschreibung an der Außenseite haften blieb, wenn sie gleichsam mit protestantischer Genugthuung die Stedinger als Vorläufer der kirchlichen Reformbewegung feierte, während doch der eigentliche Kern des Kampfes ein politischer war, derselbige, wie in den späteren Schlachten der Bauern in den Alpen und am Nordseestrande.

(Finanzrat F. Bucholtz-Oldenburg 1889.)

295. Die landwirtschaftliche Kultur der holsteinischen Elbmarschen.

Durch die Lage der Häuser und Gehöfte zu einander wird den holsteinischen Marschen ein ihnen ziemlich eigentümliches Gepräge verliehen. In abgeschlossenen Dörfern zusammenliegende Bauerngehöfte giebt es nicht, es liegen vielmehr die Höfe eines Dorfes in eine Stunde und darüber langen Reihen an den geraden, in den jüngsten Marschen schnurgeraden Landstraßen. Nur die Arbeiter und Handwerker wohnen in mehr dorfähnlichen Katenkomplexen zusammen, in denen die Katen aber auch immer wieder in einer Reihe nebeneinander, meistens nur an der einen Seite des Weges liegen. Das Wohnen der Arbeiter und Handwerker auf den Höfen oder in der Nähe derselben kommt kaum vor, vielmehr wird in Wegeslängen von 3—5 km das Höfedorf von einem solchen Katendorf unterbrochen. Katendörfer sind auch die Kirchdörfer.

Die Wirtschaftsgehöfte liegen meistens in der ungefähren Mitte ihres sich in einem längeren und schmalen Streifen, auf dem die verschiedenen Bonitätsklassen der Gemarkung vertreten sind, erstreckenden Feldes.

Weiter ist es etwas den Elbmarschen spezifisch Eigentümliches, daß der Boden in sehr stark gewölbten Dämmen bewirtschaftet wird. Der Damm, gewöhnlich ca. 18 m breit und 550 m lang, also incl. Graben ungefähr einen Hektar ausmachend, ist in der Mitte oft fast bis Mannesgröße höher als an der Grabenkante. Die Gräben findet man, je nachdem das Grundstück höher oder tiefer zum Meeresspiegel liegt, in einer Breite von 1 bis zu 3 m und einer Tiefe bis zu $1^3/_4$ m. Sie münden durch Rohre (Siele) in die Wasserabführungskanäle (5—10 m breit), neben denen meistens die mit Baumalleen bepflanzten Landstraßen herlaufen. Drainierte Ländereien kommen nicht nennenswert vor. Es mangelt meistens an der nötigen Vorflut; auch wird behauptet, daß, wenn diese auch vorhanden, ein großer Teil des Feldes doch zu schwerer Thonboden sei, als daß das Wasser schnell genug zu den Drains durchsickern könne, während jetzt der größte Teil von den runden Dämmen in die Gräben hinein abläuft.

Die so sehr thonige Beschaffenheit des Bodens einer- und die nur langsame Entwässerungsfähigkeit der Gegend andererseits machen die Wirtschaftsführung von Wind und Wetter ungemein abhängig. Es ist deshalb dort nie möglich gewesen, eine bestimmte Fruchtfolge strenge innezuhalten. Tritt z. B. bis Anfang Oktober tagelanges Regenwetter ein, so ist an ein der Bestellung des Bodens genügendes Abtrocknen nicht mehr zu denken und die Wintersaat muß unbestellt bleiben, wenn sie in einem solchen Falle durch eine verspätete Ernte hinausgeschoben wurde. Ebenso ist der Ertrag des Sommergetreides ein so unbefriedigender, wenn die Saat erst gegen den Mai hin eingebracht werden konnte, daß es vorzuziehen ist, ganze Brache zu geben oder das betreffende Feld mit Rüben ꝛc. zu bestellen.

Durch diese Umstände, die früher der unvollkommenen Ackergeräte wegen, mit denen sich weit weniger beschaffen ließ, von noch größerem Belang waren, sind also die Ackerwirte schon von da an, wo sie den ersten großen Deich aufgeführt hatten, also Wintergetreide zu bauen anfingen, wenn auch wohl unbewußt, zu einer Form der freien Wirtschaft gezwungen gewesen. Hiermit waren sie also von der Natur genötigt, schon früher als es sonst bei gewöhnlicher Entwicklung der Fall ist, zu einem der intensivsten Feldsysteme überzugehen, was ihnen einen nicht zu unterschätzenden Vorsprung in der allgemeinen Kultur geben mußte. Denn das ist gewiß, daß die von der Natur den Landleuten aufgezwungene freie Wirtschaft ihnen eine mächtige Triebfeder zum Nachdenken, wiederholten Plänemachen und Umändern derselben, zum verständigen Disponieren sein mußte. In hervorragender Weise mußte dieses hier der Fall sein, wo ein einziger Regentag den ganzen Wirtschaftsplan eines Jahres umstoßen kann, während anderswo, wo man freie Wirtschaft treibt, wenn Handelskonjunkturen ꝛc. richtig

erkannt sind, der Wirtschaftsplan nun doch wenigstens für ein Jahr so gut wie fest steht. Wie sehr läßt demgegenüber z. B. das Dreifelderſyſtem den Landmann in ſeinem natürlichen Phlegma und bei ſeiner ihm lieb gewordenen Gewohnheit!

Wenn keine ſtörenden Einflüſſe oder andere Umſtände eintraten, die eine Änderung nötig machten, ſo trug der Acker bis in die neuere Zeit etwa in dieſer Folge, die ziemlich durch die Bezeichnung des märkiſchen Koppelſyſtems gedeckt wird: 1. reine Brache, — 2. Winterraps, — 3. Winterweizen, — 4. Bohnen, — 5. Sommergerſte, — 6—8. Dreeſch, im erſten Jahre gedüngt, — 9. Hafer.

Die Freiheit der Folge zeigt ſich, abgeſehen davon, daß Naturein-flüſſe zu einer Änderung zwangen, dadurch, daß man an Stelle der Gerſte Hafer oder Weizen treten ließ, oder in den Dreeſch, wenn er vielleicht zweimal gedüngt worden war, Weizen ſäete, dem dann noch wieder Bohnen und dieſen event. noch eine Halmfrucht folgte, wenn der Acker noch genügend kräftig ſchien; oder man ſäete nach Dreeſchhafer noch Weizen, oder auch bei ſtarker Verqueckung und ſchwacher Kraft folgte ſchon auf den Dreeſch reine Brache. Offenbar kann man obigen neunſchlägigen Turnus aber auch als Fruchtwechſel anſprechen, wenn man in demſelben auch gewöhnlich keine reine Brache und wenigſtens keine dreijährige Dreeſchweide zu finden gewohnt iſt. Sowie eine Frucht beſonders gut gedieh, wie es z. B. in vielen Jahrgängen des 5. und 6. Dezenniums unſeres Jahr-hunderts mit dem Raps der Fall war, nahm die Fruchtfolge völlig den Charakter der freien Wirtſchaft an, indem der Raps dann weit öfter wiederkehrte. Dieſelbe Wirkung hatte eine Urſache entgegengeſetzter Art, wo Raps und auch ſogar Bohnen nicht gediehen, wie in den ſechsziger Jahren der Fall, und der Hafer mehr als die Hälfte des Areals einnehmen mußte. Von Anfang der ſiebziger Jahre an treten wieder ſehr die Bohnen und neben ihnen der engliſche Weizen auf. Infolge des Mißlingens des Rapsbaues und der Vervollkommnung der Ackergeräte iſt jetzt die reine Brache ſeltener geworden und wird, auch wenn der Rapsbau wieder die frühere Ausdehnung gewinnen ſollte, wohl nicht wieder in einſtiger Ausdehnung aufgenommen werden. Der dreijährige Dreeſch iſt ſeitdem auch verſchwunden und zwei- und einjähriger und Kleegrasmäheſchläge ſind da-für an die Stelle getreten. Auch iſt der Runkelrübenbau (in Ditmarſchen Zucker-rübenbau) ausgedehnt worden.

Mit dieſer ſchon früh ſehr hoch ſtehenden Kultur des Bodens gingen parallel hohe Erträge, mit ihnen korreſpondierten der Tauſchwert desſelben und die Anſprüche des Staates an Abgabenleiſtungen, die gegenwärtig inkl. der Kommunalleiſtungen ca. 36—40 Mk. pro Hektar jährlich betragen, eine Höhe wie ſie gewiß nur ſelten vorkommen wird.

Die ſchon angedeutete, ſehr große natürliche Fruchtbarkeit des Bodens (es iſt ein großer Teil zur erſten Bonität eingeſchätzt) und die naheliegenden dünger-hungrigen Moor- und Geeſtdiſtrikte haben dem Dünger einen wirklichen Markt-preis verliehen, der nach dem Marktpreiſe des Strohes etwas ſchwankt. Das zweiſpännige Fuder drei bis vier Monate gelagerten Düngers koſtet 10—12 Mk.

Folgende Tabelle zeigt den offiziell feſtgeſtellten Durchſchnittsbetrag der Mittelernte eines ha in kg im Kreiſe Steinburg, zu dem der größte Teil der holſteiniſchen Elbmarſchen gehört (der aber auch Sandgegenden enthält), verglichen mit der Durchſchnittsmittelernte der hochkultivierten Provinz Sachſen und derjenigen des ganzen Königreichs Preußen:

	Weizen.	Gerſte.	Hafer.	Hülſen-früchte.	Raps und Rübſen.
Kreis Steinburg	2550	1700	1930	2300	2500
Provinz Sachſen	1842	1903	1657	1491	1496
Königreich Preußen	1502	1453	1336	1277	1194

Der Kreis Steinburg wird hiernach nur in der Gerste von der Provinz Sachsen übertroffen.

Die wirklichen Erträge einer guten Ernte, die vom ha gewonnen werden, sind in den holsteinischen Elbmarschen in kg folgende:

Englischer Weizen	3200—3500,
Raps	2500—3000,
Hafer	3000—4000,
Bohnen	3300—3500,
Wintergerste	3000—3500,
Sommergerste	2500—3000.

Die Pachten einzelner Felder betragen für das Jahr und den ha 120 bis 200 Mk. Verpachtung ganzer Höfe ist selten und kommt nur an Besitzer benachbarter Höfe vor.

Als Folge eines hohen Kredites sind erste Prioritäten zu 3 % pro anno erhältlich, und vertragen die Höfe eine hohe Belastung, ohne daß jemals Konkurse vorgekommen wären.

Besitzwechsel ist dort sehr selten, beispielsweise ist mein väterlicher Hof nachweislich über 300 Jahre (weiter zurück fehlt die Geschichte) ohne irgend welche fideikommissarische Bestimmungen bei der Familie gewesen, was um so mehr sagen will, als der Anerbe den Hof stets zum annähernden Tauschwerte bezahlen muß. Verkäufe an Auswärtige sind äußerst selten. Ebenso sind auch keine Verkäufe an Stellenschlachter vorgekommen.

Die ursprüngliche Größe der Höfe hat 30—50 ha, im jetzigen Werte von 80 000—150 000 Mk. betragen. Seit Mitte dieses Jahrhunderts sind jedoch vielfache Zusammenlegungen vorgekommen, so daß Besitze von 100 ha Größe und darüber im Werte von etwa 300 000 Mk., die bis zu 30 Zugpferde beschäftigen, nicht mehr selten sind.

Der Gegend Unkundige sind oft geneigt, infolge der räumlich geringen Ausdehnung der Höfe, den Umfang einer Wirtschaft zu unterschätzen. Wenn man jedoch den hohen Preis, den das Land dort hat, ohne in der Nähe einer Großstadt zu liegen, die zur Bewirtschaftung erforderliche große Anzahl der schwersten Zugpferde und die Bewältigung der erwähnten hohen Ernteerträge in Betracht zieht, so muß einleuchten, daß die größeren Wirtschaften den Groß-, die übrigen aber guten Mittelwirtschaften zugerechnet werden müssen.

Die Viehzucht steht in den holsteinischen Elbmarschen auch sehr hoch. Es wird besonders die Zucht edler Pferde in starkem Maße betrieben. In der Rindviehzucht kreuzt man seit ca. 15 Jahren fast nur mit Shorthornblut. Eine Ausnahme macht hiervon die Wilstermarsch, die ihren eigenen Rindviehschlag hat und neuerdings den durch leichtsinnige Kreuzung mit Shorthornblut verloren gegangenen Originalcharakter der Wilstermarschrasse wieder zu gewinnen und zu konsolidieren sucht. Die großen Marschfleischschafe, die jedoch nur in geringer Anzahl gehalten werden, aber jährlich ca. 5 kg reine Wolle liefern, sind bekannt.

Leider sind wir nicht imstande, Angaben über Reinerträge aus dortigen Wirtschaften zu bringen, da entsprechend gehandhabte Buchführungen nicht existieren. Ein Anonymus sagt darüber aus dem Jahre 1774: „Wenn man nun alles zusammen nimmt: die gute Wirthschaftsart; den vortrefflichen Boden, den Vortheil, welcher mit kleinen Wirthschaften verbunden ist; die nahe Lage der Marsch an der Elbe, und den daher entstehenden leichten Absatz; die unverbesserliche Viehzucht; so überlasse ich jedermann, die Folgerung selbst zu machen, daß die Mecklenburgische Wirthschaft auch in den besten Gegenden, bei weitem so einträglich nicht sei, wie die Holsteinische in der Masch." — Übrigens haben wir

keinen Grund, solchen lediglich auf einer bloßen Taxation beruhenden Urteile gegenüber anzunehmen, daß der Reinertrag dort wirklich höher sei als anderswo. Selbst angesichts der Thatsache, daß infolge des niedrigen Zinsfußes der Bruttoertrag relativ weniger belastet wird, müssen wir uns sagen, daß dieser Gewinn durch den höheren Wert des Grund und Bodens wieder ausgeglichen wird. Der Vorzug, den die Gegend vor anderen hat, besteht vielmehr nur in den gesamten Segnungen, die eine hohe volks- und landwirtschaftliche Kulturstufe spendet.

(Dr. Fr. Schacht-Elmshorn 1884.)

II. Geschichtsbilder.

296. Über den Zustand der Landwirtschaft im Hannoverschen während der 50 Jahre von 1780—1830.

Bis gegen Ende des siebenjährigen Krieges (1756—1763) waren, wie in den übrigen Teilen Norddeutschlands, so auch im Hannoverschen, die Fortschritte des Ackerbaues höchst langsame gewesen; von da ab trat eine lebhafte Bewegung ein, welche von der Landesregierung kräftigst unterstützt wurde. Im Lüneburgischen wurde besonders die Urbarmachung großer Moordistrikte (welche schon seit 1750 ihren Anfang nahmen) gefördert. Zugleich fanden sich einige durch Kenntnisse und Geldmittel ausgezeichnete Männer, welche sich nicht wenig um die Landwirtschaft ihres Vaterlandes verdient machten, was besonders auch in den siebziger Jahren durch die Landwirtschafts-Gesellschaft in Celle (begründet 1764) geschah. Dann empfanden auch viele Gegenden des Hannoverschen Landes den belebenden Einfluß des nordamerikanischen Krieges (1776—1783). Die durch denselben erzeugten teueren Preise des amerikanischen Tabaks trugen nicht wenig zu den Fortschritten des Tabaksbaues im Göttingenschen bei; während einige mehr nördlich gelegene Gegenden (besonders das Osnabrückische und Bremische) Schiffsbauholz zu teueren Preisen an die kriegführenden Mächte, besonders nach England, absetzten.

Die viel wichtigere Kornausfuhr scheint dagegen fast nur aus Ostfriesland und dem Bremischen regelmäßig stattgefunden zu haben. Noch viel weniger konnte die Wollausfuhr von einiger Bedeutung sein. Man hielt noch nicht so große Herden, als in späteren Zeiten; dabei war die Pflege derselben so schlecht, daß sie häufig ausstarben. Am wenigsten war an eine veredelte Schafzucht zu denken. Die Wolle der Heidschnucken mochte noch den bedeutendsten Gegenstand der Wollausfuhr ausmachen; wenngleich auch dieser, dem Kapitalwerte nach, gewiß nicht von großem Belange war.

In den neunziger Jahren empfand der Landmann in den meisten der später das Königreich Hannover bildenden Ländern den wohlthätigen Einfluß des zunehmenden Handelsverkehrs Norddeutschlands so sehr, als dieser nur in irgend einem der Nachbarländer (vielleicht mit Ausnahme Holsteins und Mecklenburgs) sichtbar wurde. Im Göttingenschen, Grubenhagenschen, Calenbergischen, Hildesheimischen und besonders im Osnabrückischen gewann der Landwirt sehr durch die vermehrte Leinen- und Garnausfuhr; in Ostfriesland durch die immer zunehmende Getreideausfuhr; im Bremischen und in den Grafschaften Hoye und Diepholz durch die erhöhten Viehpreise, durch den vermehrten Absatz so mancher Landesprodukte in die benachbarten Hansastädte, in denen Bevölkerung und

Wohlleben von Jahr zu Jahr zunahmen. Auch durch Frachtfuhren und auf andere Weise wurden die benachbarten Gegenden von diesen blühenden Handelsstädten wohlthätig beschäftigt.

Der auf solche Weise vermehrte Wohlstand des Landmannes in den eben gedachten Provinzen äußerte den glücklichsten Einfluß auf den verbesserten Betrieb der Landwirtschaft. Er wurde sowohl bei den Eigentümern und Pächtern größerer Güter, als auch im Bauernstande sichtbar. Man fing an, dem Ackerbau, wie auch der Viehzucht größere Aufmerksamkeit zu schenken; ersterem besonders durch bessere Benutzung der Brache, namentlich, indem man darin mehr Futterkräuter anbaute, was wiederum vorteilhaft auf die Viehzucht zurückwirkte. Minder glücklich war man in der Einführung englischer Ackermethoden, wenngleich die in dieser Hinsicht angestellten Versuche, die oft von sehr verschiedenen Männern (besonders Albrecht Thaer in Celle) ausgingen, doch manches zur Verbreitung landwirtschaftlicher Kenntnisse beitrugen. Auch die Veredelung der Schäfereien im Hannoverschen, welche sich zuerst vorzüglich im Göttingenschen zeigte, nahm schon um diese Zeit ihren Anfang, ohne sich jedoch weit zu verbreiten. Und ganz besonders verdient noch der wohlthätige Einfluß erwähnt zu werden, welchen schon um diese Zeit das Landes-Ökonomie-Kollegium zu Celle auf die Landwirtschaft des Alt-Hannoverschen, zumal auf die des Lüneburgischen, ausübte.

Dieser glückliche Zustand ward zuerst durch das Einrücken der Franzosen in's Hannoversche, i. J. 1803, gestört; und die folgenden Jahre führten für den Landmann manches Leid herbei, indem er in den damals hannoverschen Provinzen durch Einquartierung und Kontributionen nicht wenig gedrückt ward; ein Zustand, welcher mit dem Ende des Jahres 1806 noch verschlimmert wurde, in manchen Gegenden so sehr, daß der Landmann den Lasten fast unterlag; in anderen dagegen fand er einigen Ersatz an den meistens leidlichen, oft sehr hohen Korn- und Viehpreisen.

Als im folgenden Jahre das Königreich Westfalen*) unter dem König Jerome (Hieronymus) Napoleon, Bruder des Kaisers, begründet wurde, begann die Zeit der Entlastung des Bauernstandes, wenn auch von verhaßter fremder Hand und, nach Auflösung dies Königsreiches, im wesentlichen wieder in die alten Zustände zurückkehrend. — Im Januar 1810 trat Napoleon Hannover an seinen Bruder Hieronymus ab, die Domänen behielt er sich vor.

Obgleich nach dem Frieden im Jahre 1814 mehrere der bald darauf zum Königreich Hannover vereinigten Provinzen die ihnen durch den Krieg geschlagenen Wunden so leicht nicht verschmerzen konnten, so empfand doch bald auch das Hannover'sche die wohlthätige Einwirkung des allgemein regen Handelsverkehrs; wenn auch dasselbe dadurch nicht in einem so hohen Grade begünstigt wurde, als dieses in den neunziger Jahren der Fall gewesen war. Die früheren Nahrungsquellen eröffneten sich wiederum den verschiedenen Provinzen; doch hatten sie jetzt oft eine größere Konkurrenz mit anderen Gegenden zu bestehen, als 20 Jahr früher. Auch war der Geldzufluß nicht von so außerordentlicher Art wie damals. Ferner wirkte die überaus große Mißernte im Jahre 1816 höchst störend ein; und so sehr, daß die beiden folgenden glücklichen Jahre viel zu thun hatten, den aus jener Mißernte entstandenen Schaden zu ersetzen.

Seit dem Jahre 1819 sind nun auch im Königreich Hannover die beiden Zeichen der Zeit in der Ackerbau und Gewerbe treibenden Welt, Überfluß auf

*) Das Königreich Westfalen wurde durch Dekret Napoleons am 18. August 1807 in's Leben gerufen. Es umfaßte, außer den von Preußen abgetretenen Landschaften am linken Elbufer, das Kurfürstentum Hessen, das Herzogtum Braunschweig, die Fürstentümer Göttingen, Grubenhagen und Osnabrück, die Grafschaft Hohenstein und die Stadt Goslar, zusammen etwa 700 Quadratmeilen mit 2 Mill. Menschen.

der einen und Mangel an Absatz und am Gelde auf der anderen Seite, in hohem Grade sichtbar gewesen. Der Überfluß von Erzeugnissen des Ackerbaues, besonders von Getreide, zeigte sich fast in allen Teilen des Landes. Er ging zwar größtenteils aus dem Einfluß günstiger Witterung auf die Ernten hervor, eben so sehr und fast noch mehr indes aus den Folgen einer verbesserten Kultur. Diese wird zunächst durch die Rückkehr so vieler, während des Krieges schmerzlich entbehrter Hände zum Ackerbau möglich und zeigte sich besonders durch bessere Beackerung der Felder, vorzüglich durch zeitigeres Säen der Winterfrucht, vermehrten Anbau von Futterkräutern, durch eine sehr verbesserte Viehzucht; im einzelnen auch durch die Einwirkung der Brennereien auf den Ackerbau.

Die Folgen des hieraus entstehenden Überflusses mußten dieselben sein, wie in den übrigen Ländern Norddeutschlands. Wie sie hier sich in den verschiedenen Ländern verschieden zeigten, je nachdem diese in dem Absatze ihrer Produkte abhängig von der jetzt fast verschlossenen Ausfuhr zur See waren, und je nachdem sie sich vorherrschend oder teilweise mit dem Ackerbau beschäftigten: so mußte auch ein gleicher Unterschied im Hannover'schen stattfinden. Im ganzen hatten die hannover'schen Länder den Vorzug vor manchen anderen Gegenden, daß sie minder ausschließlich auf die Ausfuhr zur See angewiesen waren; auch oft hier das platte Land mehr in dem Falle war, benachbarte bedeutendere Städte versorgen zu müssen.

In den Provinzen im Innern befand sich jetzt oft, oder meistens, der Landwirt in den unfruchtbaren Gegenden besser als in den fruchtbaren; zumal, wenn man diese Vergleichung bloß auf den eigentlichen Bauernstand anwendet. Recht auffallend sah man dieses bei einem Übergange aus dem Lüneburgschen in das Hildesheimsche. Bekanntlich giebt es nicht leicht einen größeren Kontrast, als in der Fruchtbarkeit dieser beiden Länder stattfindet; indem das Hildesheimsche mit einem vortrefflichen Boden gesegnet ist, das Lüneburgsche in dieser Hinsicht außerordentlich nachsteht. Und dennoch war der Bauer hier jetzt besser daran, als im Hildesheimschen. Als Hauptgrund daran sind die verhältnismäßig hohen Abgaben anzusehen, welche in diesem Lande auf dem Bauernstande lasten. Die gutsherrlichen Abgaben, hier meistens außerordentlich hoch, wurden seit dem Sinken der Kornpreise in den neueren Zeiten um so drückender, da sie durch die hier meistens sehr bedeutenden Landessteuern sehr gesteigert waren. Dazu kommt noch, daß in dieser Provinz der Ackerbau gewöhnlich sehr beschwerlich und mit großen Geldausgaben verbunden ist; zumal, wenn man hieher den Aufwand für Holz oder anderes Brennmaterial rechnet, welches in manchen (wenigstens den ebenen) Gegenden des Landes von den Bauern oft aus großer Entfernung gekauft werden muß. Diese kostbare Wirtschaft mußte seit dem gewaltigen Sinken der Kornpreise um so drückender werden, da auch hier die Ausgaben nie im Verhältnis zu den Einnahmen sich verminderten. So sehr daher nun auch eine bessere Kultur des Bodens, oft vereint mit großer Sparsamkeit, hier Eingang finden mochte, so war doch diese nicht imstande, den durch die ungünstigen Konjunkturen entstehenden Ausfall auch nur einigermaßen zu decken.

In einer ähnlichen Lage mit dem Hildesheim'schen befand sich das Calenberg'sche, das Götting'sche und das Grubenhagen'sche, sowie auch das Eichsfeld. Indes litten doch wohl diese Länder (etwa mit Ausnahme des letzteren) weniger durch die bestehenden Zeitverhältnisse, besonders deswegen, weil die gutsherrlichen Abgaben hier meistens nicht so drückend waren, als in dem ehemaligen Bistum Hildesheim; zudem hatten die Bauern in der Gegend von Hannover und Göttingen einen besseren städtischen Absatz ihrer Erzeugnisse, als in dem vormaligen Stifte; dann wurden noch für das Götting'sche und Grubenhagen'sche die Zeitverhältnisse minder drückend durch den einigermaßen fortdauern-

den Kornabsatz nach dem Harze, welcher zwar auch im Hildesheim'schen, doch in geringerem Maße, stattfand.

Im Lüneburg'schen dagegen empfand der Landwirt den Druck der Zeiten vorzüglich deswegen in weit minderem Grade, als in den gedachten Gegenden, weil hier sowohl die gutsherrlichen Abgaben, als auch die Landessteuern im allgemeinen gering waren, und überhaupt der Ackerbau hier wenig Ausgaben erforderte; dann gab die in vielen Gegenden des Landes leidliche, in einigen vorzügliche Viehzucht, und besonders auch die in mehreren Gegenden dieser Provinz so bedeutende Bienenzucht, oft Gelegenheit, die Wirtschaftseinnahmen zu vermehren, oder doch einigermaßen in ihrem früheren Umfange zu erhalten, während die Ausgaben wenig oder garnicht gestiegen waren, um so weniger, da in vielen Gegenden hier mehr als anderer Orten der Landmann seiner früheren einfachen Lebensweise getreu geblieben war. In der Nähe von Städten ward auch durch den Verkauf von Brennmaterial, von Holz und Torf, die Einnahme noch vermehrt, indem hier der Fall, daß der Landwirt seine Feuerung kaufen mußte, fast nie eintrat, wogegen er meistens etwas zum Verkauf übrig hatte. Auch die in manchen Gegenden des Lüneburg'schen sehr verbesserte Kultur, namentlich durch die seit der Teilung vieler Gemeinheiten möglich gewordene Schaffung neuer Wiesen, trug dazu bei, den Landmann hier in eine bessere Lage zu versetzen.

In einigen Teilen des Bremischen, im Hoya'schen und der Grafschaft Diepholz, fanden ähnliche Verhältnisse als im Lüneburgschen statt; wenngleich diese mannigfaltig durch die Lokalität, besonders auch durch den Einfluß der benachbarten Hansestädte, modifiziert wurden. Doch wird schon deswegen hier ein allgemeines Urteil schwieriger, weil der Einfluß der Zeitverhältnisse auf die Marschgegenden von dem auf die Geest sehr verschieden sein mußte. Jene litten sehr dadurch, während die Geestgegenden sich in mancher Hinsicht ebenso gut und oft besser als in früheren Zeiten befanden.

Die Verhältnisse während der neuesten Zeiten im Osnabrückischen unterscheiden sich dadurch wesentlich von denen in den gedachten Provinzen, daß dieses Land seinen Unterhalt weniger in dem Ackerbau und der Viehzucht findet, als in der Garn- und besonders der Leinenfabrikation. Es hatte diesem Gewerbe seinen, besonders seit Anfang der neunziger Jahre so sehr zunehmenden Wohlstand ganz hauptsächlich zu verdanken. Auch Garn wurde in einigen Teilen dieses Landes zur Ausfuhr verfertigt, indes war dieselbe immer viel geringer, als die des Leinens, welches besonders nach Spanien, und seit Anfang der neunziger Jahre auch vorzüglich nach Westindien einen lebhaften Absatz fand. Fast alles Land in diesem Fürstentum wird von den Bauern (Kolonen genannt) bestellt, oder von den sogenannten Heuerleuten. Die ersteren sind die eigentlichen Hofbesitzer, die letzteren indes kultivieren nur Pachtland, welches entweder Gutsbesitzern, oder meistens den Kolonen gehört (gewöhnlich einen Flächenraum von 12—14 Scheffelsaat, oder etwa 5—10 Kalenberger Morgen). Die Kolonen nun beschäftigen sich, ebenso wie die Heuerleute, mit der Leinenfabrikation, und ziehen daraus den größten Teil des ihnen zu Lohn, Steuern u. s. w. erforderlichen baren Geldes; doch haben sie oft auch noch andere, wenngleich minder bedeutende Einnahmen durch den Verkauf von Holz, Vieh, Korn u. s. w. Die Heuerleute dagegen sind fast ausschließlich auf den Verkauf des Leinens angewiesen. Der Tagelohn, den sie bei den Bauern verdienen, ist unbedeutend; und nur allenfalls in der Nähe der Stadt Osnabrück und einigen wenigen andern Gegenden findet sich Gelegenheit zu einem größeren Nebenverdienste. Diese Klasse ist daher im höchsten Grade von den Handelskonjunkturen für ihr Fabrikat abhängig, und sind diese ungünstig, so ist die Not um so größer, da die Mieten dieser Leute meistens hoch, und mit den jetzigen Zeitumständen nicht im Verhältnis stehen. Sie rühren entweder noch aus günstigen Zeiten her, oder haben sich durch die

bei der zunehmenden Bevölkerung so große Konkurrenz dieser kleinen Pächter nicht nach dem wahrscheinlichen Reinertrage von den zu pachtenden Grundstücken, sondern nach dem Bedürfnis dieser Leute, ein Unterkommen zu finden, bestimmt.

Die Einwirkung der Zeitverhältnisse auf Ostfriesland ist zu bekannt, als daß es noch einer Schilderung derselben bedürfte. Seit geraumer Zeit hat dieses Land sich auf den Absatz seiner Produkte zur See eingerichtet, dessen fast gänzliches Aufhören es um so mehr empfinden mußte, da zugleich der Viehabsatz so sehr in Abnahme geriet, der der Pferde durch verminderten Bedarf der Heere, der des Hornviehs durch verbesserte Viehzucht in anderen Gegenden, besonders auch durch die so sehr zunehmende Mästung des Hornviehes mit Branntweinspülicht. Mochte nun auch ein anderer Zweig des ostfriesischen Ausfuhrhandels, der Butterhandel, sich nicht nur in seinem früheren Umfange erhalten, sondern vielleicht noch an Ausdehnung gewinnen, so war diese doch ein höchst unbedeutender Ersatz für das, was dem Lande durch das Versiegen seiner Hauptnahrungsquellen entging. —

Zum Schlusse dieser Betrachtung über den Zustand der Landwirtschaft im allgemeinen möge es erlaubt sein, einige Bemerkungen über die Verhältnisse der Bewirtschafter der größeren Güter hinzuzufügen. Es finden sich zwar in fast allen Provinzen des Königreichs Hannover größere Landgüter; jedoch sind sie in einem großen Teile des Landes im einzelnen verpachtet; wie dieses namentlich in den Grafschaften Hoya und Diepholz, im Bremischen, im Osnabrückschen und in dem größten Teile des Lüneburgschen der Fall zu sein pflegt. In allen diesen Gegenden kommt selten eine Landwirtschaft von mehr als 100 Morgen Ackerland vor, meistens sind sie noch kleiner. In Ostfriesland dagegen finden sich schon größere Wirtschaften; indes doch selten von mehr als ein paar hundert Morgen. Auch im Göttingschen und Grubenhagenschen, im Kalenbergschen und im Hildesheimschen hat bei weitem der größte Teil der Landwirte keinen größeren, meistens einen noch bedeutend kleineren Ackerbau unter dem Pfluge; dagegen giebt es hier zwischen diesen kleineren Wirten auch viele größere, die oft aus Gutsbesitzern, viel öfter jedoch aus den Pächtern größerer Güter, ganz vorzüglich aus Domänenpächtern bestehen. Diese letzteren bildeten längst in anderen Ländern, besonders in dem Herzogtum Braunschweig, einen der wohlhabensten und angesehensten Stände des Landes. Im Hannoverschen war dieses weniger der Fall, besonders deswegen, weil, so lange man die Domänen pro parte salarii an die Justizbeamten überließ, auch die Gutsbesitzer ihre Güter meistens selbst bewirtschafteten, wenig große Pachtungen vorhanden waren. Nachdem aber seit der französischen Herrschaft die Justizbeamten nach und nach die Pachtungen verloren, und auf eine Einnahme in barem Gelde gesetzt wurden, auch die Verpachtung großer Rittergüter immer häufiger eintrat, kam auch im Hannoverschen (wenigstens in den zuletzt gedachten Provinzen) der eigentliche Stand der größeren Pächter immer mehr und mehr auf. Besonders entstand in den Jahren 1817, 1818 und 1819 eine große Bewerbung um die erledigten Pachtungen. Fremde und Einheimische drängten sich, zumal zu den aufkommenden Kammerpachtungen. Viele derselben waren sehr vermögend und dadurch imstande, bedeutende Kapitalien auf ihre Wirtschaft zu verwenden; ein Umstand, der wesentlich zu den Fortschritten der Landwirtschaft beitrug, nicht allein unmittel-, sondern auch mittelbar, indem diese besseren Wirtschaften auch auf die der Nachbarn durch ihr Beispiel oft vorteilhaft einwirkten. Besonders waren die Verbesserungen auf die Veredlung der Schäfereien gerichtet. Sie machte, so wie in anderen Ländern, vorzüglich auch in den gedachten Gegenden des Königreichs Hannover, sehr rasche Fortschritte, die zumal auch durch die, im Vergleich mit den Kornpreisen, fast fortwährend hohen Wollpreise gemehrt wurden. Aber auch hier ward dadurch ebensowenig als anderer Orten den

Landwirten ein genügender Ersatz für die verminderte Einnahme von Getreide und anderen Produkten. Ihr Wohlstand schritt daher seit 1819 fast von Jahr zu Jahr zurück, umsomehr, da sie meistens mit Rücksicht auf die bis dahin statthabenden Kornpreise gepachtet hatten. Die Pachtrückstände häuften sich daher immer mehr, und wo dieses nicht der Fall war, wurde meistens vom früheren Verdienste zugesetzt, oder die Pacht durch Anleihen gedeckt. Nachdem diese nicht mehr aushelfen konnten und der frühere Verdienst erschöpft war, ward die Lage noch um vieles trauriger.

Je größer dieser Notzustand (besonders seit 1822) war, desto unbegreiflicher muß es beim ersten Anblick scheinen, daß nicht mehr Bankerotte unter den Pächtern ausbrachen, und sich bei den fortwährend sinkenden Getreidepreisen immer noch Konkurrenten zu den aufkommenden Pachtungen fanden.

Die erste dieser Erscheinungen ist durch das allgemein um sich greifende Kreditwesen zu erklären. Viele Pächter hatten in besseren Zeiten Gelder geliehen. Als dieselben schlimmer wurden, kündigte der Darleiher, aus Besorgnis für die Sicherheit seines Kapitals, und wegen ausbleibender Zinsen. Der Pächter konnte indes weder Kapital noch Zinsen zahlen. Nun blieb dem Gläubiger zwar der Weg Rechtens übrig, den er jedoch, aus Furcht vor einer langsam und dabei ungewissen Erreichung seines Zweckes, meistens unbetreten ließ; zumal da er von den Vermögensumständen des Schuldners gewöhnlich bessere Vorstellungen hatte, als Grund dazu vorhanden war. Zudem hoffte er, wie fast alle Welt, die Konjunkturen würden bald besser werden. Nur auf diese Weise wird es erklärbar, wie der Zustand vieler Landwirte sich äußerlich noch so leidlich darstellen und wie der Form nach noch so mancher derselben bestehen kann, dessen Verhältnisse längst in dem zerrüttetsten Zustande sind.

Was die Fortdauer der verhältnismäßig so hohen Pachtpreise anlangt, so wird diese hauptsächlich dadurch erklärbar, daß es bisher noch so viele vermögende junge Männer gab, die sich der Landwirtschaft gewidmet, und, selbst wenn sie dieses Gewerbe wieder verlassen wollten, bei der Überfüllung in allen Fächern, keine Gelegenheit hatten, in einem anderen Stande fortzukommen. Dann wurden auch diese Pachtkompetenten meistens nicht wenig von der Hoffnung auf baldige günstige Konjunkturen belebt.

(Gustav von Gülich, 1827.)

297. Über die bäuerlichen Zustände auf der Geest Nordwestdeutschlands insbesondere Oldenburgs von der alten Marken-Verfassung bis zur Gegenwart.

Als die deutschen Völkerschaften in der Zeit zwischen Cäsar († 44 v. Chr.) und Tacitus († nach 117 n. Chr.) vom Nomadentum zu Seßhaftigkeit gelangt waren, bildete die gemeinsame Ansiedelung der militärischen Abteilung der Hundertschaft den ersten Gemeindeverband, und noch bis zur Neuzeit ist, wenn auch sehr abgeschwächt, das Dorf oder die Bauerschaft der Mittelpunkt eines kommunalen Lebens geblieben. Der Vorsteher des Dorfes, der Burrichter, urteilte über fahrende Habe und Geldschuld, er entschied mit der Gemeinde alle Besitzstreitigkeiten, schlichtete Händel über Wege, Grenzen und Zäune und führte die Burgenossen zur Landesversammlung und zur Landesverteidigung. In Bezug auf das zwischen ihnen liegende unkultivierte Land aber bildeten die verschiedenen Dorfschaften wieder den Markenverband, eine wirtschaftliche, jedoch mit der alten Hof- und Wehrverfassung auf's Engste zusammenhängende Genossenschaft, die Jahrhunderte lang als der wichtigste Bestandteil der so höchst interessanten westfälischen Agrarverfassung gegolten hat.

1. Die Mark war bestimmt, in gemeinsamer Benutzung den Genossen die unentbehrlichsten Bedürfnisse jeder Hofstelle zu sichern, Weide für das Vieh und Holz und Feuerung für das Haus. Daraus folgt ihre Bedeutung für die mittelalterliche Bauernwirtschaft, die im Wesentlichen auf Viehhaltung basierte und in welcher obenan die Schweinezucht stand, deren geräucherte Produkte schon zu den Zeiten der Römer einen Hauptausfuhr-Artikel Westfalens gebildet hatten. Wo jetzt der Boden von der Sonne gedörrt oder durch den Plaggenhieb aller Vegetation beraubt ist, standen einst die Eichwälder der Mark, nicht so dicht und gleichmäßig, wie sie die moderne Forstkultur anlegt, sondern in Haufen verteilt und mit breitästigem Holze, wie sie die regellose Ansamung erzeugt. In den zahlreichen Lichtungen und auf dem angrenzenden grünen Moore aber weidete kleingestaltetes Rindvieh, und unter dem Holze fanden Herden von Schweinen reichliche Mast von Eicheln und Bucheckern. Als so wichtig galt diese Fütterungsmethode, daß man für sie auch den freien Platz um das Gehöft und alle Wege mit Bäumen bepflanzte, wodurch noch jetzt die Landschaft ihren wechselvollen Charakter bewahrt hat.

Weil in dem Markengerichte die rechten Bewohner der Erben und Höfe ohne Unterschied, ob sie frei oder hörig waren, als Genossen erschienen, hat die Markgenossenschaft gleich wie der Deich- und Sielverband der Marsch, der unerbittlich alle unter die gleiche Pflicht des Deichzwanges beugte, am längsten das Bild der alten Freiheit und Volksverfassung bewahrt. Der Markrichter erkennt in öffentlicher Versammlung unter freiem Himmel über den Frevler, welchen die zur Aufrechterhaltung der Ordnung berufenen Mahlleute ihm zur Anzeige gebracht haben. Will er aber gegen einen Widerspenstigen ein Urteil vollstrecken, so darf er sich nicht an seiner Person oder seinem Gute vergreifen. Er schließt ihn nur von der Gemeinschaft aus, indem er sein Vieh pfändet und sein Haus zupfählen läßt, bis er Folge leistet.

Die Deesberger Mark, im Oldenburgischen, mit ihrem Mittelpunkte in Damme, war eine der größten des Nordlandes. An drei verschiedenen Stellen wurde in ihr das jährliche Gericht unter dem Vorsitze des Holzgrafen gehalten. Hier wurden Körungen für das Beste der Mark vereinbart, Exceße in der Mark, die in der Zwischenzeit begangen waren, angezeigt und bestraft. Dabei vertrank man das Bier, welches der ohne Entschuldigung Ausgebliebene oder der junge Wehrfester geben mußte, der nach dem Antritte der väterlichen Stelle zum ersten Male in der Genossenschaft zur feierlichen Beeidigung erschien.

Mancherlei Umstände wirkten zusammen, um seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts eine Umwandelung der überkommenen Markenwirtschaft herbeizuführen. Mit der zunehmenden Bevölkerung hatte der nach Sondereigentum strebende Ackerbau an Bedeutung gewonnen. Die Märker machten von dem Zuschlagsrechte ausgedehnten Gebrauch und siedelten Söhne und Töchter auf den Rodungen an. Den entschiedensten Übergang zur Ackerwirtschaft aber vermittelten hier, wie in der Marsch, zum Schluß des Jahrhunderts einige Hungerjahre und der siebenjährige Krieg (1756—1763). Hatte der Bauer vor Zeiten nur so viel Korn gebaut, um Brod für seinen Haushalt zu haben und die schuldige Garbenzahl an den Gutsherrn und den Zehnten an die Kirche entrichten zu können, so suchte er jetzt den Überschuß zu versilbern und vermehrte die urbare Fläche, indem er Holz und Bruchland rodete und bei sorgfältiger Abwässerung hier jetzt einen viel fruchtbareren Boden fand, als auf den uralten Ackerplätzen der hohen Heide. Es begann jene Periode der Bauernwirtschaft, die trotz aller Rückschläge in den Kornpreisen, namentlich in den 20er Jahren, sich bis zur Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts gehalten hat, in welcher Wald und Wiese dem Acker wichen und das Vieh nur als notwendiges Übel behufs der Dünger-

produktion angesehen wurde. Nachdem der bessere Markengrund als Bauland mehr Wert bekommen hatte, fingen auch die Gemeinden an, wenn sie durch Einquartierungen, kriegerische Durchzüge oder Bauten in Schulden geraten waren, durch Verkauf von Zuschlägen auf die bequemste und am wenigsten drückende Art sich ihre Lasten zu erleichten. Der Holzreichtum aber war bereits gegen Schluß des Mittelalters durch schlechte Nutzung und Verschwendung arg mitgenommen, der 30jährige Krieg (1618—1648) und die anwachsende Bevölkerung, welche das neue Element der Heuerleute in sich aufnahm, thaten das Ihrige, um die letzten Bestände allmählich zu vernichten, so daß auf der entblößten Heide wenig mehr als eine karge Trift für genügsame Schafe (Heidschnucken) übrig blieb.

Die wirtschaftlichen Gründe, welche auf eine Minderung der Zahl und Größe der Marken hindrängten, fanden eine Unterstützung in der zunehmenden Einwirkung der Landesherrschaft auf die Verwaltung der Genossenschaft.

Das Amt des Markenrichters beruhte ursprünglich wie jedes Richteramt auf der Wahl der Genossen. Die Wahl fiel herkömmlich auf den hervorragendsten Grundbesitzer, und weil dies wegen der Domänen oder sonstigen gutspflichtigen Stellen meistens die Landesherrschaft war, so wurde im Osnabrück'schen wie im Münsterlande der Bischof Markenrichter, wo nicht, wie z. B. in der Herrlichkeit Dinklage, es einen besonders eximierten Gutsherrn gab oder, wie in den kleinen Städten, die Bürger keinem Patrimonialherrn unterworfen waren und daher die Magistrate die markenrichterlichen Geschäfte ausübten.

Und von jetzt an teilt sich der Gang der Entwickelung. In den alten Grafschaften bemächtigte sich mutmaßlich unter Einwirkung der seit dem 16. Jahrhundert aufgebrachte Lehre von der Regalität (dem landesherrlichen Vorrecht) die auch für das so hoch geschätzte Recht auf den Anwuchs in den Marschdistrikten maßgebend war, der Graf des Eigentums der Gemeinheiten und gesteht den Genossen nur einen Abfindungsanspruch zu. In den Ländern der Bischöfe zu Osnabrück und Münster war ein derartiger Übergriff schon deshalb unmöglich, weil der im Domkapitel und auf den Landtagen mächtige Adel ein entschiedenes Interesse an der Konservierung der mit seinen Gutsrechten eng verknüpften Markenverfassung hatte. Jedoch trat auch hier die finanzielle Ausbeutung des Markenrichteramtes bald in den Vordergrund, und seit dem 17. Jahrhundert steht im Hochstifte Münster das Herkommen fest, wonach der Markrichter als Vergütung für seine Dienste ein Drittel der Schüttgelder und Markalbrüche und bei Veräußerungen oder Zuschlägen als Entschädigung für den Wegfall dieser Gebühren ein Drittel des Wertes des Grundes erhielt. Später ging man noch weiter, indem man bei Teilungen statt der Geldentschädigungen das Drittel in Grund und Boden verlangte, und ein wirtschaftlicher Notstand, die Dämpfung der in den weiten Marken vielfach vorhandenen Sandwehen, gab Anlaß, diesen Anspruch zunächst für einen speziellen Zweck gesetzlich ins Leben zu rufen. Die Münster'sche Verordnung vom 21. Mai 1771 verfügte, daß die wüsten Landdistrikte in Zuschlag gebracht und mit Nadelholz besät werden sollten, wobei es dem Markenrichter frei gestellt war, jene Entschädigung in einem Drittel des zu besäenden Grundes zu nehmen, zuzuschlagen und in Holzwuchs anzuwenden. Hatten sich die Markgenossen dieses Verfahren nicht ungern gefallen lassen, weil ihnen damit ein Teil der lästigen Besamung abgenommen wurde, so machten sich doch die Konsequenzen empfindlich bemerkbar, als strebsame Beamte einen Eigentumsanspruch der Landesherrschaft an der Mark jetzt auch bei anderen Teilungen erhoben.

Unter dem Einflusse der eudämonistischen Staatstheorien beginnt man seit der Mitte des 18. Jahrhunderts nach dem Vorbilde Englands mit der Aufteilung der Gemeindegüter. Ihre politische Bedeutung hatte die Markengenossenschaft verloren, seitdem die Beerbten sich gegen die neuen Zuzügler abge-

schlossen hatten und die Mark nicht mehr im Gesammteigentume der politischen Gemeinde, sondern im Privateigentum der ausschließlich Berechtigten stand. Die gemeinschaftliche Benutzung in großen Revieren hatte sich kaum anderswo als in den großen Moordistrikten an der ostfriesischen und holländischen Grenze erhalten, während auf besserem Boden und bei stärkerer Bevölkerung die einzelnen Bauerschaften von Alters her Weisungen oder Heimschnaaten für sich abgeteilt hatten. Auch diese verfallen jetzt dem Übereifer der Beamten. Die ehrwürdigen Marken, das Vorbild und zum Teil die Grundlage der altgermanischen Staatsverfassung, schwinden zusehends dahin und nur wenige hohe Heide oder Moor hat sich ungeteilt bis zur Neuzeit erhalten. — —

2. Es ist mir oft des Nachdenkens nicht unwert erschienen, wie der in der Markgemeinde sich abspielende Lebensprozeß, der jedem Mitgliede unaufhörlich Veranlassung gab, sich als Wächter der hergebrachten Ordnung zu fühlen und eifersüchtig darauf zu achten, daß der Nachbar nicht durch übermäßige Viehhaltung oder heimliche Aneignung von Markengrund das Recht des Anderen schmälern, auch die Gemütsbildung des Bauernstandes beeinflussen mußte, bei welchem ohnehin der Eigentumssinn die treibende Wurzel der Persönlichkeit gerade so bildet, wie beim Offizier die Ehre, beim Kaufmann der Kredit. Die Untersuchung würde sich dann weiter auf diejenigen historisch gegebenen Einwirkungen zu erstrecken haben, die als mildernde Fermente der Charaktermischung geeignet waren, den trotzigen Egoismus des Höltingsgenossen die Wagschale zu halten, die politische Unfreiheit, die seit der fränkischen Zeit in den mannigfachsten Formen das sächsische Bauernvolk überzog, als noch Friesland den ursprünglichsten Stand der Gemeinfreiheit aufrecht erhielt, die katholische Kirche, die es verstanden hat, mit den vielseitigsten Geboten das irdische Leben der Gläubigen an sich zu fesseln und deren Autoritätsprinzip unbewußt auch in der gesteigerten Geltung staatlichen Ansehens reflektiert.

Und noch wie vor Jahrhunderten liegen die Höfe in den Einsenkungen des Thales unter Busch und Wiesen, während das Ackerland die niederen Hügel hinaufzieht. Mit Vorliebe pflegt der Bauer die Reste des früheren Waldes, die das strohgedeckte Haus mit dem Pferdekopf am Giebel umkränzen. In wenig Landen grünt die Eiche in stolzerer Pracht. Eine Kapelle oder das roh in Holz geschnitzte Bild des Gekreuzigten beschirmt den Eingang zum Hause oder zum Felde, wo vor Zeiten vielleicht ein Waldbruder seine Klause erbaut oder der Christ gewordene Vorfahr ein frommes Zeichen zu errichten gelobt hatte, wenn ihn Not oder Trübsal bedrängte. Die Standesbezeichnung des größeren Bauern ist das römische Wort Colon, während im Münsterlande der Name Zelter üblich ist, im übrigen Herzogtume Oldenburg der Name Hausmann, in der Grafschaft Delmenhorst auch Baumann vorherrscht, welcher den Gegensatz zum Hofmann, Hovemann, einer Titulatur der Dienstmannen, des späteren niederen Adels ausdrückt. Diese alten Titel sind hier noch nicht in Mißkredit geraten, wie in den Marschen, wo der städtisch gewordene Bauer sich so gerne Landwirt, Ökonom oder gar Gutsbesitzer zu nennen liebt. Die uralte germanische Anschauung, daß eigentlich die Hufe den Mann macht, ist für die Sitte maßgebend, daß jeder auf eine Stelle Aufheiratende den Namen dieser Stelle annimmt, infolgedessen die alten Benennungen, die schon im frühesten Mittelalter in den Urkunden vorkommen, in welchen die in der Gegend begüterten Großen ihre Höfe für ein Darlehen zum Pfande setzen, oder eine fromme Edelfrau den benachbarten Klöstern Land und Zehnten zum Geschenke macht, eine bis in die Neuzeit andauernde Geltung gewonnen haben. Und während der Marschbauer diejenige Stelle am meisten liebt, die ihm mühelos den größten Ertrag abwirft oder bequem in der Nähe eine Ortschaft gelegen ist, während er ohne Bedenken den Platz wechselt, wenn er anderswo ein passenderes Dasein zu finden glaubt,

oder verpachtet und verkauft, um in der Stadt oft allzu frühzeitig ein Schlenderleben zu beginnen, hält es den Geestbewohner bis an sein' Lebensende auf der ererbten Stelle fest, wo er Bäume gepflanzt und die Heide gebrochen und alles, was sie an Kulturen und äußerer Behäbigkeit bietet, nur um den Preis eines arbeitsamen Lebens zu erzielen vermochte.

Früher besaßen die herrschenden Geschlechter hier große Vorwerkswirtschaften, die Tecklenburger zu Nordhofe, der Osnabrücker Bischof zu Bokern. Diese wurden schon bald in eine Reihe zinspflichtiger Stellen zerschlagen, und da zu gleicher Zeit die freigebliebenen Bauern sich in den Schutz einer neu erbauten Grafenburg oder eines mächtigen Gutsherrn begaben, so war bald nach der fränkischen Zeit die persönliche Unfreiheit in stärkerer oder milderer Form das herrschende Kennzeichen des Bauernstandes. Die spätere Jurisprudenz hatte genug zu thun, um alle diese verschiedenen Lebenslagen in die gehörigen Schablonen zu bringen. Man unterschied Eigenbehörige nach Leibeigenschaftsrecht und Eigenbehörige nach Hausgenossenrecht, Hofhörige, die ihre persönliche Freiheit bewahrt hatten, und Meier, die nach Meierrecht lebten. Jene beiden ersten Klassen der Leibeigenen standen sich darin gleich, daß sie Abgaben vom Felde und Vieh zahlten und ihre Kinder zu knechtischen Diensten auf die Burg schicken mußten, daß sie ihren Aufenthalt nicht frei wählen durften und nach ihrem Tode der Herr den ganzen Nachlaß an sich nahm, falls keine Kinder vorhanden waren. Aber die Leibeigenen nach Hausgenossenrecht bildeten zum gegenseitigen Schutze eine Gemeinschaft, Hausgenossenschaft unter sich, in welcher der Meier des Haupthofes die erste Rolle spielte, die dem Herrn zu leistenden Abgaben an Vieh und Korn in Empfang nahm und zu bestimmten Pflichttagen die Genossen versammelte, um nach dem Urteile seiner Besitzer, der Redeleute oder Redemeier, ihre Händel zu schlichten und die Auffahrt neuer Hofbesitzer zu ordnen. In solcher Gemeinschaft standen die Hörigen der bischöflichen Tafel, der Domkapitel, Stifter und Klöster.

Nachdem man bereits im vergangenen Jahrhundert Anlaß genommen hatte, der willkürlichen Behandlung der leibeigenen Bauern durch die Gesetzgebung Schranken zu ziehen, haben im jetzigen Jahrhundert die französische Zeit, welche die persönliche Leibeigenschaft, und die Ablösungsordnungen, welche die im Gutsverbande enthaltenen geldwerten Rechte zum billigen Werte in Wegfall brachten, auch in den südlichen Teilen des Herzogtums den großen Prozeß der Grundentlastung zu Ende geführt, dessen letztes Überbleibsel, das Zerstückelungsverbot der Stellen, bei der neuen Regelung der Grunderbfolge im Jahre 1876 verschwunden ist. —

Der älteste gemeinschaftliche Ackergrund jedes Dorfes ist der sogenannte Esch. Hier liegen die Anteile jeder Stelle zusammenhängend in einer Fläche und uraltes Herkommen bestimmt die gegenseitigen Verpflichtungen der Anlieger. Bis zum alten Mai (13. Mai) darf jeder Besitzer den Pflug auf dem Stücke seines Nachbars wenden, während er nach der Wendezeit auf seinem eigenen Acker die Wendungen machen muß. Deshalb darf auf dem Esche auch nichts eingefriedigt, und die Grenze nur durch Grasfurchen, Steine oder Pfähle markiert werden. In früheren Zeiten fand nach beendigter Ernte die gemeinsame Stoppelweide statt. Seitdem aber nach der Mitte des vergangenen Jahrhunderts der Kartoffelbau sich mehrte und man anfing Rüben und Spörgel als Nachfrucht zu bauen, wurde die Stoppelweide als nachteilig erkannt und ist verschwunden bis auf das freie Umherlaufen der Schweine im Winter und Frühjahre. Durch die fortwährende Zufuhr von Plaggendünger hat sich der Esch gegen das übrige Land erhöht und zum Teil sind auch noch die Wallungen erhalten, die man vormals anlegen mußte, um das in der Gemeinschaft weidende Vieh von den Ackerfeldern abzuhalten. Auf die Eschländereien folgen die aus den Marken zu-

geschlagenen oder bei der Teilung erhaltenen Kämpe, an denen allein ein Privateigentum bestand. Leider sind diese Teilungen fast überall in wenig zweckmäßiger Weise erfolgt, weil man auf eine gleichzeitige Verkoppelung nicht Bedacht genommen hat, vielmehr jedem Berechtigten in jeder Bodengattung seinen Teil anwies und noch dazu über die örtliche Lage häufig das Los entscheiden ließ. Nimmt man schließlich die weiter abseits belegenen Bestandteile jeder Stelle, der Anteil an der Bergmark, der, nachdem mit der Teilung der Schafweide aufgehört hat, meist mit Tannen bestanden ist, der Anteil im Moore, der zu Wiesen hergestellt ist oder lohnende Torfausbeute gewährt, so ist die Übersicht vollendet.

Die späteren Ansiedelungen auf Markgrund oder auf Erbesstücken waren die Kotten, deren Besitzer Mark- oder Erbkötter, wenn er mit dem Verweser des Kolonats den gleichen Namen führte, der Kleine im Gegensatze zum Großen genannt wurde. Auf der Stelle selbst waren der Haupthof und die Leibzucht des abgegangenen Wirtschafters die einzigen Gebäude, die Abfindlinge zogen, wenn es ihnen nicht gelang, durch Heirat auf eine andere Stelle zu kommen, mit etwas Bargeld in der Tasche ab oder blieben unverheiratet bei dem Haupterben, um zum Besten der Stelle fortzuarbeiten.

Seit dem Beginne des 17. Jahrhunderts aber bereitet sich eine denkwürdige Umwälzung vor. Flüchtlinge, welche die unaufhörlichen Kriege und Religionswirren in die Fremde vertrieben hatten, Bauern, welche unter dem Steuerdrucke und den fortwährenden Einquartierungen den Hof verließen, entlassene Söldner, die jetzt als gefährliche Landstreicher umherzogen, entlaufene Knechte und Hörige aller Art, die in den vielen Schlupfwinkeln des Landes vor dem Herrn sich bargen, der ihnen an Leib und Leben wollte, vermehren die Zahl der unangesessenen Leute. Sie nisten sich in Scheunen und Backhäusern ein, graben Erdhütten im Walde und auf der Heide, die Bauern und die Stände klagen, daß die Gemeinde von ihnen ausgesogen und Holz und Weide durch sie beschädigt werde. Lange Verhandlungen werden auf den Landtagen über sie geführt. Hüsselte ist damals der gemeine Name für diese vagierende Menschenmasse. Erst allmählich bahnt sich ein neuer Zustand an. Die Populationsordnungen der Landesherrn legen sich ins Mittel und heischen von der Bauerschaft die Aufnahme der Zuzügler oder überweisen ihnen die wüsten Erben oder Kotten. Die Fremden sind bewandert in allerlei Künsten oder Gewerben, sie flicken das Geschirr und brauen Tränke für Menschen und Vieh oder besitzen auch wohl etwas Bargeld, um den Bauern bei dringenden Anlässen auszuhelfen. Trotzdem war im 18. Jahrhundert noch wenig von dieser neuen Menschenklasse ansässig gemacht, bis gen Schluß desselben jene Veränderung in den Wirtschaften vor sich ging, welche den Ackerbau an die Stelle der Viehzucht setzte. Jetzt fängt der Bauer an, die Arbeitskraft der herandrängenden Leute für sich nutzbar zu machen, da sie ihm billiger zu stehen kommt, als wenn er ständige Dienstboten halten oder auf kurze Zeit fremde Arbeiter heranziehen wollte. Holz wächst genug auf dem Hofe und einige Wände sind leicht geklemmt. Und so entstehen niedrige Lehmhäuser um das Hofgebäude, welche den neuen Ansiedlern mit etwas Ackerland überwiesen werden, wofür sie sich zu persönlichen Diensten im Hause und auf dem Felde verpflichten müssen. Bald schließen sich die Hinterleute mit dem Hofe zu einer wirtschaftlichen Einheit zusammen, die auf einen durch Herkommen geregelten Systeme gegenseitiger Naturalleistungen sich gründet und für die dienenden mit einem Beigeschmacke der Hörigkeit versehen ist. Die Bevölkerung des Landes hat sich um die Hälfte vermehrt. Es giebt Bauern, welche 14 und mehr Familien und bis 100 Menschen auf ihrer Stelle haben. Es sind von jetzt an die Heuerleute, welche die sozialpolitische Physiognomie des Osnabrücker- und Münsterlandes bestimmen.

Die Abhängigkeit der Heuerleute von ihren Bauern ist stets eine sehr verschiedene gewesen und hat gewechselt von strengstem persönlichen Dienstzwange mit ungemessenen Diensten bis zu recht milden Verhältnissen und bestimmten, auch mit Geld bezahlten Leistungen. Sie war drückend, wo auch der gutsherrliche Verband drückend aufgetreten war. Sie war milde, wo auch der Bauer sich unter einem milden Gutsherrn befand, und verlor sich ganz in jenen Teilen des Kreises Kloppenburg, wo man keine Gutsherrschaft gekannt, und wo vormals die Friesen und mit ihnen der Sinn für persönliche Freiheit eingewandert war.

Am besten standen sich von jeher die Heuerleute, die am Moore wohnen, welches ihnen Gelegenheit zu mancherlei Nebennutzung und zu einem lukrativen Torfhandel nach dem Hinterlande gewährt. An anderen Stellen war es der Auszug in die Fremde zum zeitweiligen Arbeitsverdienste, der das bare Geld in die kleine Ökonomie brachte. Der streitbare Bischof Bernhard von Galen soll zuerst den Einwohnern dieser Gegend, welche unter seinen Fahnen dienten, das wohlhabende Holland gezeigt haben, und nach dem Wiedereintritte ruhigerer Zeiten begannen die wirtschaftlichen Beziehungen zu jenem Lande, die noch heute unendlich wichtig für ganz Westfalen geblieben sind. Das Detailgeschäft in den holländischen Städten ist den behäbigen Mynheers von den deutschen Handelsbeflissenen aus den Händen entwunden, die, wenn sie Glück gehabt haben, in das Geburtsdorf als gewiegte Rentiers zurückkehren oder durch reiche kirchliche Stiftungen die Anhänglichkeit an die Heimat bethätigen. Das Mähen und Torfbaggern in der holländischen Niederung wurde ebenso von den Heuerleuten besorgt, die, wenn sie die Hülfe beim Bauern geleistet und den eigenen Acker mit den Pferden desselben bestellt haben, zu Beginn des Sommers in ganzen Trupps dorthin zogen („Hollandsgänger"), um mit blanken Gulden in der Tasche zurückzukehren, mit welchen sie dann die Vorschüsse beim Kaufmann bezahlten oder ein junges Schwein zum Fettmachen einkauften. Da indessen mit der Abwesenheit immerhin Verlust für die eigene Wirtschaft verbunden war, auch das feuchte Klima der Niederlande der Gesundheit Schaden brachte, so ist das Hollandgehen in der Neuzeit einigermaßen in den Hintergrund getreten. Am regelmäßigsten wird noch von Steinfeld aus die Fahrt auf den Heringsfang gemacht.

Die Existenz einer so zahlreichen, in Unterthänigkeit auf den Bauernhöfen lebenden Menschenklasse würde trotzdem eine nicht geringe soziale Gefahr gebildet haben, wenn sie nicht ihr Gegengewicht in der Beharrlichkeit der ländlichen Verhältnisse selbst gefunden hätte. Die ganze Stellung der Heuerleute beruht noch jetzt fast ausschließlich auf Herkommen. Niemals hat sich die staatliche Gesetzgebung, welche im vergangenen Jahrhundert die Eigenbehörigkeit der Bauern geregelt hatte, der Heuerleute angenommen, obgleich mehrfach kommissarische Untersuchungen stattfanden, um wenigstens die schlimmsten Auswüchse dieses Wirtschaftssystems, namentlich die Ungemessenheit der Dienste und die willkürliche Kündigung, abzuschneiden. Wenn gegenwärtig die Heuerleute im allgemeinen in ganz leidlichen Verhältnissen leben, so liegt der Grund weniger darin, daß ihre rechtliche Lage eine Besserung erfahren hat, sondern darin, daß die Konkurrenz zu ihren Gunsten ausgefallen ist und ihre Arbeitskraft für den Bauern einen höheren Wert darstellt.

Ein schwieriges Übergangsstadium wurde aber zunächst durch zwei Umstände hervorgerufen, durch die fortschreitende Teilung der Marken und den Verfall der als häusliche Nebenbeschäftigung betriebenen Leinenindustrie.

Wo die Mark fruchtbares Land enthielt, hat der Übergang in die Einzelwirtschaft bedeutenden Nutzen auch für den Heuermann geschaffen, indem mit der Vermehrung des Anbaues die Nachfrage nach Arbeitskräften sich

hob. Wo die Mark aus magerer Heide oder Sand bestand, ist ihre Teilung, falls nicht größere Holzkulturen erfolgten, meistens von wenig Vorteil gewesen und von dem Beamten oft mit viel zu viel Eifer betrieben worden. Die ehemals freie Nutzung des Heuermanns ist jetzt überall durch Grenzen beengt oder wird durch Ansamungen beeinträchtigt. Diese Teilung der Moore war durch die zunehmende Wiesenkultur und das Bedürfnis einer Regelung des wilden Torfstichs erforderlich, hat aber dem Heuermann keinen Segen gebracht, der für das zum Torfhandel benötigte größere Pfand oder die Weide jetzt Entgelt leisten muß. Der Bessersituierte konnte früher ein oder zwei schlecht genährte Pferde in die Gemeindeweide treiben. Der andere war ganz auf das Gespann des Bauern angewiesen. Die früher entstandene Sitte, auch das Rindvieh als Zugkraft auszunutzen, hat hier die Selbständigkeit des Heuermanns außerordentlich gehoben. Der einträglichste Zweig seiner kleinen Wirtschaft ist unter den augenblicklichen Verhältnissen die Mast von Schweinen, die im Winter rudelweise auf den Feldern umherlaufen und sich oft in die Straßen des Orts verirren. Wegen der bekanntlich großen Preisschwankungen dieser Tiere, die sich durch Fruchtbarkeit hervorthun, aber auch häufigen und verheerenden Krankheiten unterworfen sind, ist indessen mit ihrer Aufzucht ein ziemliches Risiko verbunden.

Ungleich verhängnisvoller aber ist der fortdauernde Rückgang und das voraussichtliche Ende der Flachsindustrie. Wo sind die Zeiten, als Spinnrad und Webestuhl, das uralte Besitztum der Indogermanen, zum Hausgerät der Ritterburg wie der Hütte gehörte und nach gethaner Arbeit im Felde und auf der Diele um den Herd die Spindel schnurrte und in der Webekammer das Schiffchen emsig zwischen der Kette den Einschlag hin und her zog, als auf den Leggen, welche die Fürsorge des Osnabrücker Bischofs überall in den bedeutenderen Orten errichtet hatte, der Meister mit seinem Gehülfen sich sputen mußte, um das an den Leggetagen von allen Seiten angebrachte Leinen auf dem langen Tische zu messen und nach seiner Feinheit abzustempeln, als auf den großen Auktionen die Bremer und Amsterdamer Kaufleute sich drängten, um das Erzeugnis des häuslichen Fleißes aufzukaufen, welches einen ansehnlichen Exportartikel Deutschlands bildete?

Die Verarbeitung von Flachs und Hanf zu Garn oder Leinen war damals das wichtigste Nebengewerbe der niederdeutschen Landwirtschaft. Unglaublich war die Zahl der Stücke, die in einer fleißigen Familie am Spinnrade oder Webstuhle an den langen Wintertagen fertig gestellt wurden. Kein Leinen aber galt mehr als das Osnabrücker. Ihre größte Bedeutung hatte die Leinenausfuhr gegen Ende des 17. Jahrhunderts mit dem Aufblühen der englischen, holländischen und spanischen Kolonien gewonnen, durch deren Verbrauch sie sich bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erhielt, namentlich als nach dem amerikanischen Befreiungskriege die Bremer Häuser den direkten Absatz nach der neuen Welt eröffneten.

Die ausnehmende Bedeutung des Gewerbes hat zu verschiedenen Zeiten Regierungs-Maßregeln veranlaßt, um dasselbe zu fördern oder zu erhalten, wenn es bedroht war. Man sorgte für guten Lein- und Hanfsamen und zweckmäßige Geräte, man errichtete Spinn- und Webeschulen oder Musterbleichen und erließ Anordnungen, um den Betrügereien und Unordnungen im Handel vorzubeugen. Hauptsächlich aber kommen die Schauanstalten oder Leggen, die in der Stadt Osnabrück seit unvordenklicher Zeit bestanden hatten und von dort in die andern Distrikte übertragen wurden, hier in Betracht. In dem jeder Anstalt zugewiesenen leggepflichtigen Bezirke darf bei Strafe niemand das selbstverfertigte Leinen kaufen oder verkaufen, bevor es nicht zur Legge gebracht, dort gemessen, klassifiziert und gestempelt ist. Auch pflegt sich hieran eine Versteigerung des Leinens anzuschließen, an welcher jedoch niemand teil-

zunehmen gezwungen ist. Eine derartige Anstalt hatte Oldenburg gleich nach der Erwerbung sowohl in Damme als in Neuenkirchen errichtet. Die letztere Anstalt ist schon länger, die erstere vor einigen Jahren eingegangen.

Denn gegen das Ende des Jahres 1806 hatten mit der Kontinentalsperre die ungünstigen Konjunkturen begonnen. Die überseeischen Märkte wurden dem Garn- und Leinenhandel verschlossen. Es würde nicht erklärlich gewesen sein, wie er noch vor gänzlichem Untergange bewahrt blieb, wenn nicht wegen der hohen Preise der Baumwolle der inländische Verbrauch sich vermehrt hätte und die Bedürfnisse der in der Hausindustrie Beschäftigten so gering gewesen wären.

Mittlerweile hatte England die Zeit benutzt, um durch Begünstigung seiner einheimischen Fabriken die Absatzgebiete der deutschen Erzeugnisse an sich zu reißen. Es errang immer ausschließlicher den Markt, zumal seine aus Maschinengarn gefertigten Leinen sich durch äußere Glätte vor den deutschen Handgespinnsten und Hausmacheleinen auszeichneten. Daneben blühte mächtig ein ganz neuer Produktionszweig, die Baumwollen-Manufaktur, auf. Die kattunen Zeuge, die leichter als die Leinwand schöne Muster und lebhafte Farben annahmen, fingen an, den älteren Stoff zu ersetzen. Krämer und Juden brachten dem Landmanne die buntgedruckten Erzeugnisse der englischen Manufakturen ins Haus. In den 20er Jahren begannen die Staaten sich durch Zollschranken abzuschließen und namentlich die amerikanischen Schutzzölle waren dem deutschen Leinenhandel verderblich, der auf der anderen Seite mit der zunehmenden Bevölkerung immer mehr Ware auf den Markt warf. Die Preise sanken unaufhörlich, wogegen diejenigen der unentbehrlichen Lebensmittel stiegen. Gegen Ende jenes Jahrzehntes brach endlich die Krisis los. Traurig war der Winter des Jahres 1828. Tausende, die im Osnabrücker Lande ihre Existenz durch Spinnen und Weben fristeten, sahen sich dem Elende preisgegeben. Damals begann auch in Damme die Auswanderung nach den neuerschlossenen Weststaaten Nordamerikas, welche noch jetzt die im Verhältnisse zum angebauten Boden einst so volkreiche Gemeinde decimiert.

Seitdem auch in Deutschland der fabrikationsmäßige Betrieb sich der Spinnerei und Weberei bemächtigt hat, glaube ich, daß die Tage der Hausindustrie unwiderbringlich gezählt sind. Weil sie nicht wie andere Hausgewerbe und individuellen Mitteln den Anforderungen des persönlichen Bedürfnisses oder Geschmackes dient, sondern auf großen Absatz durch Massenerzeugung eines uniformen Artikels arbeitet, wird sie dem Organismus der geschlossenen Fabrik unterliegen, die mit den Erfindungen der modernen Technik und geringem Kraftaufwande die stets egale Marktware liefert. Weil der kleine Weber nicht imstande ist, Überschüsse zu kapitalisieren, den Gang der Konjunkturen nicht übersieht, nur auf Zwischenhändler und Vorschußgeber angewiesen ist, wird er mit dem Großkaufmanne nicht konkurrieren können, der erfolgreich Kapital und Intelligenz vereinigt und nach dem Wechsel der geschäftlichen Chancen das Schwungrad der Fabrik reguliert. Ja wenn es sich ermöglichen ließe, die auf der Mittelstufe zwischen Handwerk und der ausgebildeten Fabrik stehen gebliebene Hausindustrie durch Errichtung großer Fabriken flüssig zu machen, die im Stande wären, einen Teil der Arbeiterbevölkerung an sich zu ziehen und sie dem technisch vorteilhafteren Betriebe einzufügen! Vielleicht wäre es auch zu überlegen, ob sich im Anschlusse an die in den kleinen Orten fast überall akklimatisierte Tabaksindustrie auf dem besseren Boden nicht der viele Arbeit verlangende, aber rentable Anbau der Tabakspflanze empföhle, zu welcher im Winter die in den benachbarten Kirchspielen Bassum und Twistringen noch florierende Strohhutfabrikation treten könnte.

So lange es unter den jetzigen Umständen nicht angängig ist, die zahlreichen Hände der Heuerleute in der Heimat ökonomisch richtiger als in der

Leinenindustrie zu verwerten, wird trotz aller Klagen und partikularistischen Notschreie die Auswanderung für das gesundeste Mittel zu halten sein, die überschüssige Arbeitskraft abzuführen und dadurch auch die Verhältnisse der Bleibenden gegenüber den Kolonen zu verbessern.

(Finanzrat F. Bucholtz, „Aus dem Oldenburger Land", Oldenburg 1889.)

---

298. Bäuerliche Zustände im alten Bistum Hildesheim.

Mehr wie bei jedem andern Berufsstande Deutschlands ist die Geschichte des deutschen Bauernstandes eine Leidensgeschichte. Wenn man die Vergangenheit dieser größten Volksklasse im Spiegel der Gegenwart betrachtet, so ist freilich tausendjährigem Unrecht gegenüber der Fortschritt zu menschenwürdigerem Dasein ein großer, aber es bedarf nicht des Rückblickes in eine ferne Vergangenheit, um ein abschreckendes Bild zu erhalten; war doch die Mehrzahl der deutschen Bauern noch bis in unser Jahrhundert hinein in dem Banne der Leibeigenschaft und Hörigkeit. Die Geschichte seines Standes zu kennen, ist eine Lebenspflicht des Bauern. Aus diesem Born wird er am sichersten die ausdauernde Thatkraft schöpfen, das Errungene nicht nur zu behaupten, sondern auch zu mehren, und namentlich das alte Erbteil der Germanen, die freie Verwaltung seiner eigenen Gemeindeangelegenheiten, wieder zu erlangen.

Aus seiner Geschichte wird hier ein Bruchstück gegeben werden, ein etwas weniger unfreundliches, als es sonst die deutsche Geschichte bietet. In das Bistum Hildesheim wollen wir führen, also in ein geistliches Stift, für welche das alte Bauernsprüchwort gelten könnte, „unter dem Krummstabe ist gut wohnen". Als Wegweiser in die alten Zeiten soll ein mit Unrecht halbvergessenes Buch „die bäuerlichen Lasten im Fürstentum Hildesheim" dienen, das der Verfasser, Hermann Adolph Lüntzel im Jahre 1830*) den Bauern mit dem Vorwort widmet „mögen sie die Frucht seiner Arbeit erfassen".

Ob in dem Hildesheimischen Teile Niedersachsens in ältester Zeit nur freier Grundbesitz oder neben diesem auch unfreier bestand ist ungewiß, das letztere jedoch zu vermuten, da die Unterscheidung zwischen der freien Hufe und der unfreien Lathufe uralt ist. Bei Beginn der geschichtlichen Zeit findet sich eine große Zahl von freien bäuerlichen Stellen und eine kleinere Zahl von größeren Gütern. Auf den letzteren war ein Teil für den Unterhalt des Besitzers von diesem selbst oder von einem Stellvertreter, dem Meier, bewirtschaftet und der andere Teil entweder freien Leuten zeitpachtweise oder unfreien Leuten erblich zur Bewirtschaftung überlassen. Die Hufen, die im Besitz unfreier Leute — besiegte Ureinwohner oder Kriegsgefangene — waren, wurden Lat-Hufen, die unfreien Leute selbst Laten oder Litonen genannt.

Als unter Karl dem Großen im 8. Jahrhundert Niedersachsen dem Frankenreich einverleibt wurde, trat eine Veränderung in dem Besitzstande am Grund und Boden nicht ein. Die Freien und die freien Güter blieben frei, die nutzbaren Grundstücke hatten aber eine Abgabe des 10. Teiles des Ertrages in Naturalien, den Zehnten, zu übernehmen. Reichsbeamte (die Grafen) wurden eingesetzt und walteten ihres vornehmlich auf die Sicherheit des Landes gerichteten Amtes neben den alten Volksbehörden.

*) Die bürgerlichen Lasten im Fürstentum Hildesheim. Eine geschichtlich-rechtliche Abhandlung, von H. A. Lüntzel, Justizrat. Hildesheim, in der Gerstenberg'schen Buchhandlung, 1830.

1. Die freien Bauern auf eigenem Grund und Boden zerfielen im Hildesheim'schen in zwei Klassen: den Freidingsgenossen und den Godingsgenossen.

a) Die Freidingsgenossen, auch „Schöffenbar Freie" genannt, bildeten eine bevorzugte geschlossene Genossenschaft, höchst gefreit an Person und Gütern. Sie stellten die Schöffen für das „echte Ding", das Gericht, welches unter dem Vorsitz des Grafen über die schwersten, nicht durch Geld zu sühnenden Verbrechen das Urteil zu finden hatten. In besonderen Genossenschaftsversammlungen, den Freidingen, verhandelten und beschlossen sie unter dem von ihnen gewählten obersten Beamten, dem Freigrafen, mit seinen Beisitzern und dem Freienknecht in völliger Selbständigkeit und Freiheit über ihre eigenen, ihre Personen und Güter betreffenden Angelegenheiten. Kein Unbefugter durfte sich dem Freidinge während der Hegung desselben bis auf 63 Fuß nahen. Sie konnten ihr Gut frei veräußern, mit ihrer Habe aus dem Lande ziehen und jeder Zeit wiederkommen. Als ein besonderer Vorzug für die Braut aus einer Familie der Freidingsgenossen galt es, daß sie beim Gange zur Trauung das Haar aufgelöst auf den Rücken hangen ließ, was andern Bauerntöchtern nicht zustand.

Die Freidingsgenossenschaften haben sich im Hildesheimschen zum Teil bis in unser Jahrhundert hinein erhalten. Sie bestanden in Hohenhameln mit Freigut auch in Klein-Vörste, Nötzum und Mehrum, ferner in Gr. Gießen, in Adenstedt und Breinum im früheren Amte Winzenburg, mit Sehlem, Westfeld, Dahlum, Mechtshausen, Gr. Rüden, Kl. Düngen, Petze und Sibbesse, in Eilensee im früheren Amte Hunnesrück, mit Dassel, Markoldendorf, Ohlendorf, Mackensen, Verdelsen, Krimmensen, Holtersen und Deitersen, in Bethmar im Braunschweigischen mit den Hildesheimschen Orten Woltorf, Schmedenstedt, Dungelbeck, Münstedt und Kl. Lafferde, außerdem wahrscheinlich auch in Gronau und Lehde.

Die Freidingsgenossen konnten sich im Lauf der Jahrhunderte auf der Höhe ihrer Stellung nicht behaupten. Ein kleiner Teil von ihnen ging in den Adel über, die Übrigen (Schwächeren) unterlagen allmählich den Bedrückungen der Mächtigeren. Viele von ihnen wurden wie Unfreie behandelt: ja es giebt Beispiele, daß Grundherrn, welche sich die Gewalt über sie angemaßt hatten, sie wie Leibeigene gegen andere Unfreie vertauschten. Eine weitere Schmälerung ihrer Rechte trat ein mit dem Emporwachsen der landesherrlichen Gewalt, welche sich aus der gräflichen Amtsstellung entwickelte. Im 17. Jahrhundert erfuhr die gerichtliche Gewalt der Freidinge eine starke Beschränkung; sie wurden unter ein landesherrliches Amt als obere Instanz gestellt. Die Folge hiervon war die Heranziehung zu neuen Steuern und Abgaben.

b. Die zweite, zur Zeit Karls des Großen sehr zahlreiche Klasse der freien Bauern, die Godingsgenossen umfaßte alle übrigen Freien, welche auf eigenem freien Grund und Boden saßen. Auch die Godingsgenossen ordneten auf ihren Versammlungen, den Godingen, in den Godingsbezirken, gewöhnlich Land genannt, ihre Angelegenheiten im Namen der Reichsgewalt selbständig. Als später das Reich die Landesherrn mit den Grafschaften, d. h. mit der Reichsgewalt über die Godingsbezirke belieh, wurden die Godinge im Namen des Landesherrn gehegt.

Malstätten der Godingsbezirke finden sich auf dem Hassel bei Lühnde für die Gegend von Hannover, die Leine aufwärts bis Sarstedt und östlich bis Bolzum und Evern, in Hohenhameln für die Godingsgenossen in Equord, Bekum, Soßmar, Bierbergen, Mehrum und Ohlum, in Schmedenstedt, später auch Dungelbeck und Bethmar, auf dem Klingenberge vor dem Osterthor der Stadt Hildesheim mit einer großen Zahl von Genossen in den umliegenden Ortschaften, auf dem Klingenberge vor dem Dammthor Hildesheims mit den Genossen aus der Gegend zwischen Innerste und Leine, am Rohden bei Det-

furt, in den 4 Gohen zu Adenstedt, Hasekenhausen, Altendorf und der niederen Börde, auf dem Amberge bei Bönnien und zu Holle, in Ringelheim, Liebenburg und Markoldendorf.

Den Vorsitz im Godinge führte als Beamter der Gograf mit den Urthelträgern, Dingleuten und dem Landesknecht. Im Jahr 1722 verlieh Kaiser Rudolph die Grafschaften im Hildesheimschen dem Bischof. Von dieser Zeit an beginnen die Versuche, die Rechte der Godingsgenossen zu kürzen. Hundert Jahre später mußte Bischof Gerhard dem Domkapitel, welches für die Rechte der Godinge eintrat, feierlich versprechen, die Godinge in der Ausübung ihrer Gerichtsbarkeit nicht zu hindern und die alten Gewohnheiten bei der Wahl des Grafen nicht anzutasten. Dies Versprechen hatte jeder Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhl zu erneuern, doch half dasselbe wenig. Nach der Ansicht der damaligen Machthaber war es ein unerträglicher und nicht zu duldender Zustand, das Volk über seine Angelegenheiten selbst beraten und beschließen zu lassen. Die bischöflichen Landesherrn, und wo diese die Grafschaften wieder andern Grundherrn überließen, die Letzteren, entzogen den Godingen ein Recht nach dem andern, bis das alte Landrecht völlig zerstört war. Daß hier den Godingsgenossen nicht allein neue Lasten auferlegt, sondern auch nicht selten die persönliche Freiheit entzogen wurde, war nur eine natürliche Folge dieser für sie ungünstigen Zeitlage. Über die Lasten und Abgaben, welche sie ursprünglich zu tragen hatten, wissen wir nicht viel. Die alte Reichssteuer des Zehnten traf auch sie; zweifellos hatten sie auch die Ausgaben für die Hegung ihres Gerichts zu tragen.

Ungeachtet aller Angriffe, welchen die rechtliche Stellung sowohl der Freidings- wie der Godingsgenossen ausgesetzt war, bestanden im Bistum gegen Ende des vorigen Jahrhunderts noch 866 freie bäuerliche Höfe, immerhin ein Zeichen der Kraft und Zähigkeit, mit der dieser Stand seine Rechte verteidigt hat.

c) Die dritte gleichfalls zahlreiche Klasse der Freien saß nicht auf eigenem freien Grund und Boden, sondern auf freien Grundstücken größerer Gutsherren, welche bäuerliche Höfe pachtweise ausgethan hatten. Außer den unfreien Lathufen gab es im Besitze der Städte, der Kirche und größeren Grundherren noch eine bedeutende Masse freier Länderei, die nach sogenanntem Meierrecht verpachtet war, d. h. diese „Meier" hatten ähnliche Rechte und Pflichten, wie sie dem Pächter des zum Haupthofe und nicht zu den Latenhufen gehörigen Grundstücke zustand, der zugleich die Aufsicht über die Laten führte, worüber später.

Die Pacht der Meier wurde auf eine bestimmte Reihe von Jahren (gewöhnlich 9 oder 12) oder auf mehrere Generationen oder auch auf unbestimmte Zeit abgeschlossen, gegen einen Zins in Korn oder Geld, meistens in Teilkorn. Über die gegenseitigen Rechten und Pflichten bei der Rückgabe des Meierguts hatte sich früh ein Gewohnheitsrechts gebildet. Von dem Meier hergestellte Gebäude und Verbesserungen des Bodens, ihm gehörige Vorräte, Dünger u. s. w. mußten vom Verpächter vergütet werden. Ein erbliches Recht hatte der Meier nicht, wenn es nicht etwa besonders verabredet war, aber die Verhältnisse, insbesondere die dem Verpächter bei der Rückgabe obliegenden Verbindlichkeiten drängten von selbst zur Umgestaltung der Zeitpacht in Erbpacht. Die Umwandlung vollzog sich erst thatsächlich, dann wurde die Erblichkeit der Meierstellen nach vielen Wechselfällen und Streitigkeiten schließlich für das Bistum durch gesetzliche Verordnung vom 9. April 1781 ausdrücklich ausgesprochen. Dagegen ist die Unveränderlichkeit des Meierzinses erst neueren Datums. Auch als die Erblichkeit thatsächlich und demnächst rechtlich bestand, wurde der Meierzins auf eine bestimmte Reihe von Jahren festgesetzt und nach Ablauf derselben wieder neu

bestimmt. Man nannte letzteres „Meierstatt halten“. Der Meierzins ist die Hauptabgabe und in der Regel beträchtlich. Kleinere Nebenabgaben kommen häufig, Dienste für den Grundherrn nur selten vor. Bei der Lösung des Meierbriefes war ein sog. Meiergeld zu entrichten. So lange Willkür des Grundherrn den Meierzins bestimmte, befand sich der Meier gewöhnlich nicht in besserer Lage wie der Unfreie, ja oft, wie Lüntzel bezeugt, in schlimmerer. Rechtsverfolgung gegen den Grundherrn war für den Meier so gut wie aussichtslos. Die alte Anweisung zur Abfassung der Meierbriefe sagt „Fürsten und mächtige Herrschaften bedürfen nicht viel Sorge noch Form gegen ihre Meier, denn in ihrer Gewalt steht Recht und Unrecht“.

Eine Genossenschaft, wie die Freidings- und Godingsgenossen, haben die Meier unter sich nicht gebildet.

2. Die unfreien Bauern (Lateu oder Litonen) waren, wie oben bemerkt wurde, auf den Latenhufen der größeren Grundherrschaften seßhaft. Sie standen unter der Aufsicht des Meiers, eines freien oder auch unfreien Mannes, der die zur Wirtschaft des Haupthofes gezogenen Ländereien für Rechnung der Gutsherrschaft verwaltete oder auch in Pacht erhielt. Haupthof und Latenstellen werden nach gewöhnlichem Sprachgebrauch unter der Bezeichnung „Ammecht“, Amt, zusammengefaßt. Die Laten eines Amts bildeten unter der Gewalt des Meiers, der ihnen gegenüber die Rechte der Grundherrschaft vertrat, zur Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten eine geschlossene Genossenschaft. Zugehörig zu letzterer waren grundsätzlich nur die Personen, welche sowohl dem Vater wie der Mutter nach Latenfamilien des betreffenden Amts angehörten, doch traten in besonderen Fällen auch Austauschungen von Latenfamilien oder einzelnen Laten zwischen verschiedenen Grundherrschaften ein, oder es wurden für die Behandlung solcher Fälle, insbesondere für Verheiratungen von Angehörigen aus zwei Ämtern, von den benachbarten Grundherren allgemein bindende Verträge geschlossen. Bei Ehen zwischen Freien und Unfreien galt der Grundsatz „das Kind folgt der ärgern Hand“, d. h. Kinder aus solchen Ehen waren unfrei. Eine Entlassung aus der Genossenschaft der Laten trat nur unter schweren Bedingungen ein. Die Genossenschaft selbst verwaltete ihre Angelegenheiten in gemeinschaftlichen Versammlungen, den Meierdingen, so genannt, weil der Meier in ihnen den Vorsitz führte. Auch der Name Latengericht für diese Versammlungen kommt vor. Rechte und Pflichten der Laten waren in Urkunden oder Weistümern, den sog. Meierdingsartikeln, niedergelegt oder standen doch durch Herkommen fest. Wo ausnahmsweise den Laten gegenüber kein Meier bestellt war, wurde ein Latgrafe ernannt, welcher das Meierding beruft und bedingpfahlt (abgrenzt). Die Urtelträger (Beisitzer) holen dann das Urteil von den versammelten Laten ein. Aus der Unfreiheit trat der Late durch Freilassung, welche indes fast immer durch hohe Summen erkauft werden mußte. Viele Laten entzogen sich freilich, als die Städte zu größerer Selbständigkeit gelangten, durch Flucht in dieselben.

Neben den Laten werden als unfreie Bauern im Hildesheimschen noch die Häger genannt. Sie scheinen noch geringere Rechte als die Laten gehabt zu haben, doch tritt nirgends eine bestimmte Unterscheidung zwischen beiden Klassen hervor.

Trotz Meierdingsartikel und Herkommen war im Mittelalter das Verhältnis des Laten zum Grundherrn ein Zustand der Willkür. Eine Schranke war dem Belieben des Grundherrn nur durch sein Interesse gezogen. So findet sich nicht selten bei Teilungen des Erbes eines Gutsherrn die Bestimmung, daß jeder Erbe die ihm zufallenden Laten nach Gefallen belasten dürfe. Laten wurden, wie viele Beispiele zeigen, verschenkt, verkauft oder vertauscht oder auch zeitweise anderen Gutsherren zu Arbeitsleistungen überlassen. Der Gutsherr

bestimmte nicht selten, ohne die Laten zu fragen, für die Zukunft Erhöhung der Lasten. Er zieht Latenstellen, selbst ganze Dörfer zum Haupthofe ein oder begründet aus seinen freien Ländereien neue Latenstellen. Ein klagbares Recht stand dem Laten gegen den Grundherrn nicht zur Seite. Es gab für den Laten gegen den Grundherrn, der ihn allein im Staatsverbande zu vertreten hatte, kein Gericht, vor dem er hätte klagbar werden können. Nur in Genossenschaften und unter Genossen derselben wurde zu jener Zeit Recht gegeben und genommen. Die gesamte Habe, welche der Late bei seinem Tode hinterließ, gehörte nach altem Recht dem Grundherrn, wie eine große Zahl von Beispielen, selbst noch im 13. Jahrhundert, beweisen. Das Recht auf die ganze Habe wurde indes allmählich immer mehr beschränkt, so daß es schließlich nur noch in der Entnahme des besten Stücks der Erbschaft, des „Besthauptes" (im Hildesheimschen „Baulebung" genannt) bestand. Die Abgaben und Lasten, welche der Late zur Zeit seines Lebens zu tragen hatte, waren in den einzelnen Grundherrschaften sehr verschieden, setzten sich jedoch regelmäßig aus einem Landzinse in Naturalien und Geld, einer Abgabe für die Erlaubnis zur Verheiratung (Bedemund oder Bumede genannt) aus Beden, vermutlich Abgaben an den Grundherrn für den Schutz im Kriege, aus den Abgaben zur Bestreitung der Kosten der Meierdinge, aus Zahlungen für die Besitzergreifung der Latstelle und aus Diensten für den Grundherrn, Hand- und Spanndiensten, zusammen. Die letzteren waren ursprünglich ungemessen oder von der Willkür des Herrn abhängig, wurden aber später durch Herkommen in gemessene verwandelt.

Das Schicksal der unfreien Bauern war hiernach vorzugsweise von der Denkweise und dem Charakter der einzelnen Grundherren abhängig. Aber auch der Stand der Grundherren wurde schließlich gezwungen, seine Ansprüche zu mäßigen, denn abgesehen davon, daß die Flucht der Laten in die Städte zu Zugeständnissen in jener Richtung zwang, so entstanden dem Grundherrn gegenüber zwei Mächte, welche mit ihm in der Inanspruchnahme der Laten zu Opfern an Abgaben und Diensten in Wettbewerb traten, die Gewalt der Voigte und die der Landesherrschaft.

Nach ältester Auffassung war die geistliche Gewalt, Bischif und Kapittel, nicht geeignet, weltliche Händel vor Gericht oder mit den Waffen auszutragen oder an Leib und Leben zu richten; sie bedurfte hiezu eines weltlichen Vertreters, des Voigtes, der von der kaiserlichen Gewalt eingesetzt wurde. Wie alle derartigen Ämter im Mittelalter wurde auch das Voigtamt bald erblich. Der Gewalt des Voigtes waren sowohl die freien wie die unfreien Grundbesitzer unterworfen. Sie hatten hierfür dem Voigte Abgaben und Dienste zu leisten, doch wälzten die Gutsherrn diese Verbindlichkeiten allgemein auf ihre Laten und Meier ab. Die Bedrückungen und gesteigerten Ansprüche der Voigte an die Grundbesitzer führten indes bald zu den lebhaftesten Klagen sowohl des Bischofs wie der Grundherrn, welche die Leistungsfähigkeit ihrer Bauern durch die maßlosen Forderungen der Voigte bedroht sahen. Mit kaiserlicher Genehmigung löste der Bischof als Landesherr die einträglichen Ämter der Voigte allmählich, wenn auch mit großen Opfern, ab. Das Geld zur Ablösung mußte wieder von den Bauern aufgebracht werden, aber die Landesherrschaft fuhr fort, die früheren Voigtsabgaben nun für sich einzuziehen, weil die Schutzpflicht auf sie übergegangen war. Bei dem Tausch hatte der Bauer mehr verloren als gewonnen.

Das Maß der Leiden des Bauernstandes mußte erst übervoll werden, ehe gegen Schluß des vorigen Jahrhunderts, unter der Herrschaft einer milderen Denkweise, vor allem aber unter dem mächtigen Anstoß der Revolution in Frankreich und der hiermit verknüpften geschichtlichen Ereignisse die Befreiung des Bauern aus den Fesseln der Hörigkeit und aus dem Drucke unerschwinglicher Lasten endlich erreicht wurde. (Regierungsrat a. D. B—t-Hannover.)

299. Der Adel Schleswig-Holsteins.

Sei, wessen Sohn du magst, und Tugend sei dein eigen,
So brauchst du uns den Stammbaum nicht zu zeigen.
Wer sagen kann: Ich bin's! ist unser Mann fürwahr;
Nicht der ist unser Mann, der sagt: Mein Vater war.
(Rückert.)

Einen Adel hat es seit den ältesten Zeiten in Schleswig, Holstein, Stormarn, Wagrien und Dithmarschen geben. In Letzterem ward er von dem mächtigen Bauernstand gezwungen, sich demselben gleichzustellen oder auszuwandern. Die Rewentlows zogen das Letztere vor. Von dem alten wendischen und schleswigschen Adel ist wohl nichts übrig geblieben. Ebenfalls der alte holsteinsche und stormarnsche Adel ist in den fortwährenden Kriegen vielfach zu Grunde gegangen; aber aus diesen Kriegen und aus der Gunst der Fürsten ging zugleich ein neuer Adel hervor, der zum Teil bis auf unsere Tage sich erhalten hat. Von den alten Geschlechtern sind nur noch folgende vorhanden: Brockdorf, Rantzau, Reventlow, Ahlefeldt und Rumohr, Qualen und Buchwaldt. Alle anderen sind eingewandert oder neueren Ursprungs. Doch haben wir es hier nicht mit einer Geschichte des Adels zu thun, sondern mit seinem Einfluß auf die Kultur des Landes.

Er ist der treue Wächter des Landes gewesen gegen Angriffe von Außen wie gegen Willkür von oben und unten. Daher war sein Sitz im Felderau-Gau, den Einfällen des Landesfeindes, der Wenden, zu begegnen. Als solcher ward er nach der Eroberung Wagriens dorthin gesandt, fast nach jedem wendischen Dorf ein Ritter, der die Wenden in Unterwürfigkeit erhielt und den Sachsen und Kolonisten Sicherheit gewährte. Klein war der Besitz, ein umwallter Turm das Gebiet, die Abgaben der Bauern, von den Fürsten dazu angewiesen, der Unterhalt; aber der Krieg war das Geschäft. Der Adel war es, der in der Schlacht bei Bornhöved die Freiheit des Landes erkämpfen half als Reiterei. Als Wächter des Landes war er es, der 1460 die Rechte des Landes feierlich von dem gewählten Landesherrn anerkennen und beschwören ließ, und Bürger und Bauer in dieselben aufnahm. Mit offenem Freimut hat er im Verein mit den Städten bis auf die neueste Zeit für dieses Recht des Landes seine Stimme erhoben, wenn auch oft ohne Erfolg. Wenn es auch scheinen möchte, als ob er nur seine Vorrechte retten wollte, so muß man bedenken, daß das Recht des Landes mit seinen Vorrechten stehen oder fallen mußte, und daß er anfänglich die Städte, später die Bauern willig in seinen Landtag nahm und mit ihnen auf derselben Bank saß. Wo aber seine Stimme für das Land kein Gehör fand, da zog er seine Hand zurück und legte Ämter und Ehren nieder. So Johann Rantzau bei Christian III.; andere 1846. Das bedarf in Wahrheit keines Kommentars.

Er ist aber auch eine Zierde unsres Landes geworden, in einzelnen Mitgliedern, in seiner Gesammtheit, wie in seinen Sitzen. Als das Land beruhigt war, eignete er sich die Bildung der Fremden an, führte sie hier

zu Lande ein und verbreitete sie. So hatte Heinrich Rantzau eine für seine Zeit ausgezeichnete Bibliothek; er legte Papier- und Kupfermühlen an; er war es, der zuerst wüste Flächen mit Nadelholz bepflanzen ließ. Tycho de Brahe fand in Wandsbeck eine Zufluchtsstätte, Klopstock fand bei einem Adligen Unterstützung, seinen Messias zu vollenden. Emkendorf, Breitenburg sind in neuerer Zeit Asyle für Kunst und Wissenschaft geworden. Als Niemand Geld hatte für das Kieler Schullehrerseminar, gab der Adel freiwillig 10 000 Spec. her; wie er vor Jahren für bedürftige Seminaristen in Segeberg eine nicht unbedeutende Summe schenkte. Auf vielen, fast allen Gütern waren Schulen für die Untergehörigen errichtet, die man freilich in ihren Leistungen nicht nach unserer Zeit beurteilen darf. So viele Armenhäuser und Legate zeugen für den Geistes-Adel ihrer Stifter. — Die Sitze des Adels sind nicht minder eine Zierde des Landes, nicht blos in der Regelmäßigkeit der Anlage und Schönheit der Form, sondern vorzüglich in dem vollkommenen Garten- und Ackerbau. Auf den großen adligen Gütern ward zuerst die Landwirtschaft zweckmäßig betrieben. Von ihnen aus, durch die Holländer, welche die Kühe pachteten, verbreitete sich die Kunst der Butterbereitung, der Stolz unseres Landes. Die unsern Herzotümern eigene Koppelwirtschaft mit der Brache ist von den Gütern ausgegangen. Überhaupt ist, die Marschen und die Probstei etwa ausgenommen, nirgends jeder Fleck Landes so benutzt, wie etwa hier, und doch ist dabei der Wald, für die Kultur des Landes so notwendig, geschont. Dabei darf nicht vergessen werden, daß die mehrsten Güter in Holstein und Stormarn auf wüsten und herrenlosen, daher landesherrlichen Gründen angelegt sind, und durch ihr Beispiel wirkten und ferner wirken werden. So wäre die Tannenkoppel bei Hohenwestedt wohl nicht gelegt, wenn nicht Rantzau's Tannenpflanzung in Breitenburg und Drage vor Augen gestanden. — Die Gärten und Parks von Bothkamp, Emkendorf und andern kann der Bauer freilich nicht nachahmen; aber aus dem Garten des Gutsherrn verbreiteten sich Obstbäume in die Gärten der Bauern. Schreiber dieses erinnert sich auch mit Vergnügen der schönen Äpfel, die er in den Gärten der Bauern eines Guts vor vielen Jahren fand. Und wer gern einen Gravensteiner Apfel ißt, sollte doch wissen, daß vor ca. 150 Jahren ein Herr v. Ahlefeldt den ersten auf seinen Reisen aus Holland mitbrachte und in Gravenstein pflanzte.

Daß viele adlige Güter aus niedergelegten Dörfern entstanden, und daß fast alle Unterthanen derselben leibeigen waren, soll weder gerechtfertigt, noch verteidigt werden, aber man muß es nach dem Geist seiner Zeit beurteilen. Hart ist es allerdings, wenn der Mensch auf dem väterlichen Boden fremd wird, obgleich es in der Marsch noch heutiges Tages allenthalben geschieht, wo Auswärtige das Land kaufen. Überdies war der wendische Bauer nirgends Besitzer, sondern nur Pächter, und ähnlich mochte es auf den Gütern sein, die der Adel auf wüsten Flächen anlegte und mit Kolonisten anbaute. Auch in den Ämtern sind Dörfer verschwunden, z. B. im Amt Trittau 11, also von Bauern niedergelegt. Städte, Klöster thaten dasselbe. — Noch weniger soll die Leibeigenschaft gerechtfertigt werden. Vergessen

darf man aber dabei nicht, daß Städte, Klöster, selbst Prediger zu der Zeit ihre Lasten hatten und daß das Rechtsgefühl der Zeit in der Leibeigenschaft nichts Ungerechtes fand. So verteidigte die Kieler Juristenfakultät nicht allein die Leibeigenschaft, sondern sprach dem Adligen das Recht zu, Leibeigene zu besitzen ohne Gut. Mögen auch einzelne Gutsherren hart gewesen sein, wie zu Bürau, so bestand doch fast allgemein ein patriarchalisches Verhältnis zwischen dem Adligen und seinen Leibeigenen. Manche von ihnen hoben die Leibeigenschaft freiwillig auf, noch ehe die öffentliche Meinung solches forderte z. B. Rantzau zu Schmoel 1684.

Wenn aber der Adel vor ungefähr 80—100 Jahren zu ungeheurem Reichtum gelangte und Ludwig XIV. nachahmen wollte, so hat er schwer dafür gebüßt, daß er seinen Beruf vergaß; denn trotz des großen Reichtums brachen Konkurse aus, manche Familien erloschen und sein Ansehn sank schnell. Die Gärten mit Ruinen und Wasserkünsten u. s. w., die man vor wenig Jahren noch häufig sah, machen einen wehmütigen Eindruck und sind ernste Prediger. Des Landes Wunsch muß sein, daß der Adel bleibe; aber das geschieht nicht durch Majorate, sondern durch Rückkehr zum väterlichen Geist.

(Petersen's Lesebuch, Schleswig 1866.)

300. Die bäuerlichen Lasten im Mittelalter.

Die bäuerlichen Lasten, das „Chaos der bäuerlichen Lasten", wie sich der Nationalökonom W. Roscher ausdrückt, kann man in zwei Klassen einteilen, und zwar in Natural- oder Geldleistungen und in Frohnden oder Dienste: rechtlich betrachtet fallen sie entweder unter das Privat- oder unter das öffentliche Recht. Die Leibeigenschaft berechtigte ursprünglich den Herrn zur unbeschränkten Verfügung über den ganzen Erwerb und die ganze Zeit des Knechtes. Allein dies sklavische Verhältnis wurde allmählich durch Sitte und Recht dahin gemildert, daß der Hörige von den ihm überwiesenen Grundstücken bestimmte Abgaben zu leisten oder auf den Liegenschaften seines Herrn bestimmte Arbeiten zu verrichten hatte. Zu jenen Abgaben gehörten Zins, Gülten und Zehnten. Die Zinsen und Gülten sind Geldsteuern und vertreten ihrer Natur nach die Kapitalzinsen für Darlehen, mochten diese nun in Geld oder Gut bestanden haben. Bei dem herrschenden Mangel an barem Geld und der Schwierigkeit, seine Produkte um Geld abzusetzen, zog es der Hörige oder Zinser vor, durch Naturalleistungen seinen Verpflichtungen nachzukommen. Aber er mußte gar bald gewahren, daß er sich damit selbst eine Rute auf den Rücken gebunden hatte. Denn in demselben Verhältnis, als er durch Fleiß und Einsicht die Ertragsfähigkeit seiner Grundstücke steigerte, wuchs die Belastung, mochte die Abgabe nun schon gar in der dritten Garbe oder im Zehnten bestehen. Deshalb versuchte der Bauernstand im 15. Jahrhundert, an die Stelle der Naturalleistung vielfach wieder fixierte Geldabgaben zu setzen, wogegen die Herren, bei der steigernden Geldentwertung, sich lebhaft sperrten, ein Widerstreit, der sich schließlich bis zu der Forderung der fast gänzlichen Abschaffung des Zehnten in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts auswuchs. Dieses Bestreben der deutschen Bauernschaft, die Fixierung der Abgaben herbeizuführen, war durchaus sachgemäß und hätte als allgemeine Reform durchgeführt

zweifellos der Revolution den Boden entzogen, wenigstens dem gemäßigten Teil der Landbevölkerung durchaus genügt. Auch anderwärts wurde diese Forderung schon früher gestellt, aber hier wie dort abgewiesen.

Dreierlei Zehnten hatte der Bauer zu entrichten: 1. den großen oder Kornzehnten, d. h. die zehnte Garbe (den zehnten Teil) von Allem, was Halm und Stengel treibt; auch der Wein gehörte dazu; 2. den kleinen oder Krautzehnten von Gemüse, Obst und Wurzelfrüchten und 3. den Fleisch- oder Blutzehnten von den landwirtschaftlichen Tieren. Diese Belastung war sicherlich schon für sich genug, selbst, wo es der Kirche nicht gelang, dazu noch auf Grund von 3. Mose 27, 26 ff. den Levitenzehnten hinzuzufügen und wo der sogenannte Rutscherzins, der in der Lieferung von Hühnern zu bestimmten Zeiten, Fastnachts-, Ernte-, Martinshühnern, bestand, entweder nicht im Gebrauch war oder mild gehandhabt wurde. Nimmt man sogar an, daß der Grundholde schuldenfrei war und keinerlei schwere Schläge weder ihn noch seine Familie noch seinen Stall noch seine Feldfrüchte trafen, so waren 10 Prozent, die von dem Brutto-Erträgnis vorweg genommen wurden, eine zu starke Abgabe; denn er hatte doch auch seinen Haushalt, den Wirtschaftsbetrieb mit den Auslagen für Samen und lebendes wie totes Inventar zu bestreiten und obendrein noch seine Steuern an den Landesherrn (Territoritalherrn, Fürsten ꝛc.) zu entrichten und anderes mehr. Es ist daher sehr zu bezweifeln, ob bei diesem System etwas nennenswertes erübrigt werden konnte. Wohl um so weniger, als dasselbe auch noch die harte Einrichtung des Sterbefalls aufweist. Starb nämlich der Grundholde, so stand dem Lehnsherrn ursprünglich ein Erbrecht auf das gesamte Vermögen des Verstorbenen zu, woraus sich zusammen mit der Abgabe für den Besitzwechsel der Hauptfall, das Besthaupt, d. i. das Todfallgeld, gestaltete. Diese Erbschaftssteuer betrug in den verschiedenen Gegenden nicht gleich viel, sie wurde aber wohl allenthalben, wie in den österreichischen Herzogtümern, als „eine unzulässige Bedrängnis" angesehen. Man darf wohl annehmen, daß diese Steuer einen großen Teil des Erworbenen, vielleicht in gar manchen Fällen das Ganze verschlang und zwar in dem Augenblick, wo vielfach der Tod des Vaters an sich schon ein großes Unglück für die Familie war.

Neben den Geld- und Naturalleistungen bestanden noch die Frohnden: Hand- und Spanndienste, Jagd-, Fischerei- und Baufrohnden (letzteres Scharwerk). Für diese gab es ebensowenig eine gleiche Norm wie für jene. Die ungemessenen Frohnden gehören der Zeit der vollen Leibeigenschaft an und bestanden fast nirgends mehr. An ihre Stelle waren die gemessenen getreten. Die gemessenen Frohnden sind nach Zeit und Gegenständen (Zeit- und Stückfrohnden) in jedem einzelnen Fall genau bestimmt. In Österreich hatte kein Fröhner über zwölf Tage im Jahr Frohndienste zu leisten. Diese Milde herrschte nicht überall. In manchen Gegenden mußten die Fröhner im April und Mai vier Wochen lang Dienste thun, hernach bis Johannis täglich nachmittags; andere hatten einen Tag Heu zu mähen, einen Tag Heu zu rechen, einen Tag Korn zu schneiden und fünf Karren einzuführen; wieder andere mußten eine gewisse Anzahl von Morgen von der Bestellung der Saat bis zur Einheimsung der Ernte besorgen, zuweilen sogar das nötige Saatkorn selbst liefern. Wenn die Unterthanen der Herrschaft Stadion sich beklagen, daß sie „mit täglichen Diensten uud Dienstgeld" hart beschweret seien, und um Milderung und Verringerung derselben bitten, weil gar oft „Einer das sein (ige) muß liegen lassen und großen Schaden durch solches empfangen", so sieht man, was es selbst mit den gemessenen Frohnden zuweilen für eine Bewandtnis hatte. Eine mildernde Einrichtung war es, daß die Frohnden tags vorher angesagt werden mußten und nicht nachgefordert werden durften. Viele Herrschaften hielten auch darauf,

daß die Fröhner während ihrer Arbeit entsprechend verköstigt wurden. Es lag das wohl in ihrem eigenen Interesse, denn der hungrige Arbeiter ist widerwillig und leistungsunfähiger. Verpflegungspflichten existierten auch noch in andern Fällen. Wenn die Hörigen ihre Abgaben, sei es an Geld oder an Naturalien, überbrachten, wurden sie gütlich bewirtet, hie und da gekleidet und selbst mit Musik und Tanz erheitert. Es bildeten sich auch bei diesen „Ergötzlichkeiten" durch das Herkommen Rechtsbräuche heraus, die zu Pflichten seitens der Herrschaften wurden und auf deren Erfüllung dann die Grundholden ebenso bestanden, wie sie selbst ihre Leistungen zu entrichten gehalten waren. Wo beiderseits der gute Wille vorhanden war, verlor selbst das harte System durch das persönliche Entgegenkommen etwas von seinem Druck. Die Erkenntlichkeit der Herrschaft, die sich in den erwähnten Gegenleistungen ausdrückte, versüßte dem Bauer doch ein wenig die Bitterkeit seiner zahlreichen Leistungen und Reichnisse. Aber man würde sich täuschen, wenn man annehmen wollte, daß die Grundherren überall so menschenfreundlich dachten. Die Kislegger Bauern, sehr häufig als Treiber bei den herrschaftlichen Jagden herangezogen, empfingen am Abend zum Lohn für ihre Arbeit Beschimpfungen und Schläge. „So einer gleich ein ganzen Tag gejagt, ... ongessen und ontrunken oft Einer kaum gehen (zu gehen vermochte), dannoch laufen müssen, sein Dank und Belonung in Schelten, Fluchen und Anschwören gewest, oder gleichwohl alsbald darzu umb den Kopf geprügelt und geschlagen worden, darzu auch unser Frucht im Feld mit Beizen verheert und vertriben, das doch billich zu beschehen nit sein solle."

Als sicher kann angesehen werden, daß die Grundholden viel schwieriger sich ihren Verpflichtungen entziehen konnten als die Grundherren. Die letzteren hatten die Gewalt und je nach ihren Besitzstand eine entsprechende Anzahl dienstbeflissener Beamter. An wen aber sollten sich die Hintersassen, mochten es nun *freie* oder *unfreie* sein, mit ihren Beschwerden wenden bei der völligen Auflösung, der das Gerichtswesen verfallen war? Selbst wenn eine Beschwerde die ganze Gemeinde traf und in Aufregung versetzte, so daß sie sich entschloß gegen die Plackerei irgend welcher Art aufzutreten, — so war noch nicht ausgemacht, ob selbst dann sich ein Erfolg voraussehen ließ, denn der Einspruch gegen die Kompetenz der Vertretung der Gemeinde und die Verschleppung auf dem Rechtsweg sorgten schon für die Erfolglosigkeit. Die Herrschaft war auch in dieser Beziehung besser daran. Sie erhob sofort gegen jeden Mißbrauch Einspruch und griff zu *Strafen*, denen der Hörige sich nicht entziehen konnte.

War er *frei*, so konnte ihn freilich der Grundherr nicht hindern den Hof zu verlassen, allein zuvor mußte er seine Verpflichtungen von etwa rückständigen Zinsen und sonstigen Leistungen und Schulden bereinigt haben. Verfuhr man so schon mit den *freien* Grundhörigen, welcher Bedrängung werden dann erst die Leibeigenen ausgesetzt gewesen sein? Die *unfreien* Hintersassen waren an die Scholle gebunden, denn darin bestand vor allem die Leibeigenschaft, daß sie das Freizügigkeitsrecht völlig ausschloß, und das galt hier auch für die Kinder. Daß die Leibeigenschaft diese Bedeutung, wie wir sie angegeben haben, wirklich besaß, beweist am deutlichsten die Milderung, welche 1525 der Rat zu Biberach auf die Forderung mehrerer ihm unterthänigen Bauergemeinden, die Leibeigenschaft aufzuheben, eintreten ließ. „Darinnen will ein Rat," so lautet der Beschluß, „gegen ihnen als sein selbst eignen armen Leuten die Milderung suchen und pflegen und ihnen das in dem Stuck zu- und nachlassen, daß sich ein jedes derselben leibeigen Menschen, es seien Mann als Frauen, wohl gegen andere Personen, wer und wo sie seien, ehrlich wohl verheiraten mögen, *doch daß dieselben* Eigenleut nichts destoweniger für und für dem heiligen Geist zu Biberach jährlich mit Richtung (Reichung) der Leibhennen bleiben und (z) war also, so sie ersterben, daß dann ihre verlaßnen Erben für Fall- und Hauptrecht dem Spital nit

mehr zu geben schuldig sein sollen, dann ein (e) Salzscheiben. Und so sich auch dieselben Eigenleute vor ihrem Tod vom Spital wollten erkaufen, so soll ihnen dasselb gestattet und von einer Frauen nit mehr dann vier Gulden und von einer Mansperson nit mehr dann zwei Gulden, aber wohl darunter, genommen werden." Es lag also lediglich im guten Willen der Herrschaften, die Härte der Leibeigenschaft zu mildern oder in allen ihren Folgen walten zu lassen.

Nicht anders verhielt es sich mit den Strafen, denen pflichtsäumige Hörige verfielen. Es ist wahr, daß die Hofrechte und Weistümer über solche, die nicht zur rechten Zeit ihre Abgaben leisteten, meistenteils nur eine unbedeutende Geldbuße oder die Strafe in einigen Broden oder Maas Wein bestehend aussprachen. Die schonenden Bestimmungen beweisen nun, wo sie galten, nicht nur den milden, sondern auch den vernünftigen Sinn der Gesetzgebung, denn ein säumiger Schuldner, dessen Saumsal in den meisten Fällen in seinem Unvermögen seinen Grund hatte, würde kaum dadurch leistungsfähiger geworden sein, daß man ihm zu hohe Strafen auferlegte. Indessen sprachen diese Rechte auch höhere Strafen aus z. B. die Auspfändung, ja sogar den Verlust des Gutes. Man sollte freilich „bey Allem nit leichtfertig zu Werke ghen, sonder dem Säumigen Zeit lassen und nit zu hart bestrafen; und wenn er arm ist, Barmherzigkeit mit ihm üben, ußgenommen die eigentlich schuldbaren, die ir Sach versümen nnd widerspenstig sint." Die menschliche Nachsicht ist ohne Zweifel vielfach geübt worden, besonders von begüterten Herrschaften und da wo die Landesgewalt ein wachsames Auge darauf hatte, wie z. B. im bayrischen Herzogtum, daß der Bauer nicht unmäßig geplagt wurde. Aber wo der landesherrliche Schutz fehlte und die Herrschaft auf die Gefälle weniger Güter angewiesen waren, da war häufig Schonung und Erbarmen zu vermissen.

Die Billigkeit der Herrschaften gegen ihre Unterthanen war wie es scheint nicht so groß und allgemein, als man uns von mancher Seite glauben machen möchte. Denn sonst würden die Klagen hierüber in den verhältnismäßig sehr wenigen Bauernbeschwerden, die auf uns gekommen sind, nicht immer wiederkehren. Dahin gehört auch, daß auf die unverschuldete Not keine Rücksicht genommen wurde, wenn Naturereignisse, wie Hagelschlag oder Mißwachs, den Landmann um die Ernte brachten und er dennoch Zins und Gülten in vollem Umfang zu zahlen angehalten wurde. Wenn durch Ungewitter, durch Wasser oder Feuer ein armer Mann seine Früchte verliert — schreiben die Gemeinden Oepfingen und Griesingen über ihren Junker Ludwig von Freiberg — so besteht doch der Lehnsherr darauf, daß ihm die Gülten gegeben werden; da sollte doch „der Lehenherr umb die Gült komen sein, als wohl als (so gut als) der arm Mann umb sein Frucht."

Große Mißbräuche schlichen sich auch ein durch neue Steuern, die man den Unterthanen auferlegte. In den Abgaben und Leistungen, welche die Herrschaften empfingen, lag schon eine Vergütung für Schutz und Schirm, die sie auch in Kriegsläuften ihren armen Leuten zu gewähren hatten. Dennoch kam noch mit der Zeit eine eigene Kriegs- oder Reichssteuer auf, mit der allerlei Unfug getrieben wurde. Es genügen einige Beispiele. Als ein eklatantes Beispiel, wie manche Herren mit ihren Leuten umgingen, sei die Schilderung hergesetzt, welche die Gemeinde Rottenacker von dem Verfahren ihres Grundherrn, des Abtes von Blaubeuren, entwirft. Es „hat ein Hube geben vier Pfund Zins oder Heugeld; jetzt so hat man uns dreißig Schilling darauf geschlagen und uns dabei zugesagt: wir dürfen weder reisen (Kriegsdienste thun) noch dienen. Wir müssen aber jetzt die dreißig Schilling geben und darzu reisen und dienen." „So hat es sich begeben in Jahresfrist, daß uns unser Herr, der Abt von Blaubeuren, hat zuentboten, wir sollen zwen bestellen, die sollen warten auf den Krieg. Wir haben (ge)than als die gehorsamen und zwen bestellt und jedwedem geben ein Gulden,

wie ein Zeitlang der Brauch ist gewesen, doch nit lang. Nun bald darnach ist unser Herr eines andern zu Rath worden, ehe dann in acht Tagen, und uns sein(en) Schreiber zugeschickt, er woll die Leut nit, sie sollen ihm schicken drei Gulden. Do das ist kumen für ein Gemeind, hat es sie unbillig gedünkt und ihrem Herrn zugeschickt und ihn freundlich lassen bitten, er soll darvon stan (abstehen) und soll annehmen die zwen, die sie ihm bestellt haben; wann (denn) sie haben ihnen geben zwen Gulden, und müßten sie ihm jetzt drei geben, so wären die zwen verloren, die sie den zway bestellten hätten geben. Darzu so wär ein Gemeind arm und hätt jetzt zumal nit Geld; es wär auch vor (her) solches in ihrem Dorf nie erhört worden. Aber da war kein Gnad; er wollt haben dry Gulden. Und do wir uns also hand (haben) gewehrt der dry Gulden, ward er über uns erzürnt, und darnach wollt er nit minder dan (als) fünf Gulden. Und wollten wir mit Fried mit ihm sein, haben wir ihm müssen fünf Gulden geben, das doch von Niemand erhört ist. Und do wir ihm die fünf Gulden geben (haben), hat er uns treulos Lyt (Leut) gescholten, darob ein Dorf nit ein kleine Beschwerd hat, wann (denn) wir haben alweg than (gethan) als die gehorsamen und wolltens noch gern thuen, wenn man uns ließ (e) bleiben bei zymlichen Dingen." Dieser an sich unbedeutende Vorfall wirft mit allen seinen Einzelheiten ein helles Licht auf das ganze Verhältnis zwischen Grundherren und Grundholden: boshafte Willkürlichkeit, Mangel an Billigkeitsgefühl und Gewaltthätigkeit auf der einen Seite, auf der anderen erzwungenes Sich-Fügen und Nachgeben um des Friedens willen und um noch Schlimmeres abzuwenden.

(Dr. Wilhelm Vogt, „die Vorgeschichte des Bauernkrieges," Halle 1887.)

301. Über das Verhältnis der Bauern zu ihrem Gutsherrn im Mittelalter.

(Aus der Geschichte der Domäne Stapelburg in der Grafschaft Stolberg-Wernigerode.)

Über das Verhältnis der Unterthanen zu dem Gutsherrn giebt der vom damaligen Besitzer des Gutes und Dorfes Stapelburg im Stolberg-Wernigerodischen (jetzt gräfliche. neuerdings fürstliche Domäne) Heinrich von Bila, im Jahre 1567 mit seinen Unterthanen abgeschlossene Vertrag interessante Aufschlüsse.

Es erhielt nach diesem Vertrage jedes Mitglied der Gemeinde 6 Morgen Erbacker und einen Morgen Wiesenwachs, wofür an den Gutsherrn jährlich fünf Mariengroschen und ein Rauchhuhn Zins entrichtet werden mußte. Jedes Gemeindemitglied durfte so viel Rindvieh halten, als es von dem von ihm gebauten Futter über Winter ernähren konnte. Im Sommer ging das sämtliche Rindvieh auf die Weide und mußte die Gemeinde den Geldlohn, die Herrschaft die Kost für den Hirten aufbringen. An Schafen durfte ein Hinterfelder 5, ein Ackermann 10 Stück halten; diese mußten gegen Überlassung des zehnten Lammes, des Düngers und der ganzen Milch unter die Gutsherde getrieben werden. Weiter durfte jeder Unterthan 3 Schweine bei guter Waldmast frei unter die Herde des Gutes gehen lassen. Das Brennholz konnte jeder aus dem Forst, ohne Schaden anzurichten, holen.

Für das Gewährte mußten nun dem Gutsherrn noch folgende Leistungen verabfolgt werden:

1. In der Woche mußte jeder Unterthan ein Tag Handdienst leisten.
2. Alles Wintergetreide des Gutes mußte von den Unterthanen geschnitten und wie auch das Sommergetreide, Heu und Grummet geharkt, gebunden und aufgebracht werden.
3. Von allem Getreide mußte der Zehnte gegeben werden.
4. Bei vorkommenden Bauten mußten die Unterthanen Dienste leisten, jedoch bei Verabreichung der Kost.

5. Pferdebesitzer mußten Spanndienste leisten.
6. Bei Besitzveränderungen durch Kauf oder Tausch mußte der doppelte Erbzins, sowie ein Groschen Schreibgeld entrichtet werden.
7. Ein jeder war verpflichtet, in der herrschaftlichen Mühle mahlen und im herrschaftlichen Backhaus backen zu lassen.

Es sind viele Abgaben, welche die Unterthanen für das wenige, was ihnen gewährt wurde, geben mußten. Wenn trotzdem das Dorf sich schnell bevölkerte, so ist das ein Zeichen, daß es anderwärts noch viel schlechter um die Landbevölkerung bestellt war.

Interessant ist nun, daß in späteren Jahren gerade in Stapelburg die Unterthanen, deren Väter freiwillig in das Dienstverhältnis zum Gutsherrn getreten waren, am meisten sich gegen die Dienste und Abgaben widersetzten und vielfach große Streitigkeiten verursachten. Es mußten letztere sogar 1673 einmal von der Kurfürstlichen Regierung entschieden werden. Für diese und andere Entscheidungen bildete stets der mitgeteilte Vertrag die Grundlage und wurden nur noch nähere Bestimmungen festgesetzt, so 1673, daß die Unterthanen, die die Pferde besitzen, alle Woche einen Tag damit dienen müssen, und zwar sollen 4 Pferde vor einen Pflug gespannt werden, ferner daß der Gemeindehirte sowohl im Holz als im Felde hüten darf, aber erst, nachdem der Amtshirte 3 Tage vorgehütet hat.

Im Jahre 1696 wurden noch viele sehr detaillierte Bestimmungen festgesetzt nämlich:

1. Die Unterthanen müssen im Winter auch Lehmfuhren zur Ziegelei übernehmen, sie müssen im Sommer vor 5, im Winter vor 7 Uhr auf den Herrendienst kommen und müssen viermal am Tage fahren.
2. Die Unterthanen dürfen bei der Arbeit erst ausspannen, wenn die Amtspferde ausspannen.
3. Wer seine Pferde vorher in seinem Acker benutzt und nachher dieselben matt und müde auf den Herrendienst bringt, soll mit 1 Gulden bestraft werden.
4. Wenn die Unterthanen ihre Fohlen anspannen, müssen sie auch gleich dem Amte damit dienen.
5. In einer Woche in der Weizen- und in einer Woche in der Kornernte sollen sie nicht zu dienen schuldig sein.
6. Wenn im Felde die ganze Woche wegen schlechten Wetters nichts verrichtet werden kann, sind die Unterthanen schuldig, einen Tag auf dem Amte zu dienen; wenn sie blos 3 Tage auf dem Felde arbeiten können, sind sie $^1/_2$ Tag zu dienen schuldig.
7. Wer vom Dienste ausbleibt, zahlt 5 Mariengroschen Strafe.
8. Die Unterthanen sollen tüchtige Leute auf die Dienste schicken oder der Amtmann befugt sein zu strafen, als wenn sie ganz ausgeblieben seien.
9. Wenn eine Frau ins Kindbett kommt, soll der Mann 6 Wochen dienstfrei sein.

Aus der Aufstellung dieser Vorschriften erkennt man schon, daß die Unterthanen jedes Mittel benutzten, um sich der lästigen Dienste zu entziehen, die gutsherrliche Behörde aber ihr Recht nicht fallen lassen wollte. Die Übelstände der Dienste zeigt klar ein Brief des Amtmanns Degner vom Jahre 1730, worin gesagt wird: „Es haben sich die verwichene ganze Ernte hindurch die Handdienste niemals zusammengefunden, sondern dann und wann etwas über die Hälfte, zuweilen auch darunter, morgens um 9 oder 10 Uhr, nachmittags um 3 oder 4 Uhr, die Grummetzeit des morgens gar nicht, des nachmittags nur einige 7 bis 16 Personen sich eingestellt, worunter noch mehrenteils die Hälfte kleine Kinder gewesen, so den Dienst zu prästieren nicht kapabel sind, da es denn geschehen, daß das im Felde liegende Korn über die Zeit liegen bleiben und Schaden nehmen mußte, auch noch jetzt 4 Fuder Grummet, die schon 12 Tage vom Stamme gewesen, bei jetzigem schönen Wetter noch am 17. Oktober teils in der Breite ohne aufgehocket mußte liegen sehen."

Solche Klageschriften sind viele vorhanden und zeigen, daß die Bauern stets Gründe und falsche Auslegungen heranzuziehen wußten, um sich Erleichterungen zu verschaffen. So entstand Streit, ob die Wege mit zum Dienst gehörten, wieviel ein Fuhrwerk aufladen mußte; die Bauern behaupteten, nur zusammen dienen zu brauchen und kamen auf einzelne Bestellungen nicht; sie zogen das Weizenschneiden in die Länge, weil sie in dieser Zeit vom Pflügen befreit waren, während sie den Roggen, der noch einmal soviel war, in 1 Tage abschnitten. Es kam daher auch öfters zu Strafauflegung seitens der Herrschaft, es wurden manche mit Gefängnis bestraft, andere ausgepfändet u. s. w.

Im Jahre 1732 wurde noch einmal ein genaues Dienstreglement festgesetzt, dessen Hauptpünkte folgende sind:

1. Jedes Pferd muß wöchentlich 1 Tag dienen, ausgenommen 2 Tage in der Korn- und Weizenernte, also im Ganzen 50 Tage.
2. Das Amt darf die Fuhren nach Belieben bestellen und an mehreren Orten anwenden.
3. Die Bestellten müssen im Sommer um 6 Uhr, im Winter mit anbrechendem Tage an dem Orte, wohin sie bestellt sind, sich einfinden und dürfen abends vor 6 Uhr, im Winter wenn es dunkel wird, nicht abziehen.
6. Beim Fahren und Pflügen sollen sie sich den Anordnungen des Amtes unterziehen.
7. Diejenigen, die in der Ernte zu Spanndiensten bestellt werden, haben nur 1 Tag darüber frei und sind schuldig, noch 4 Tage wöchentlich mit der Hand dienen.
8. Alle Hauswirte sind schuldig, in der Ernte alltäglich zu dienen, und geht die Ernte, solange Korn im Felde ist.
9. Alles Winter- und Sommergetreide, was in der Amtsbreite bestellt, müssen sie harken, binden und aufbringen, ebenfalls alles Heu und Grummet trocken machen.
10. Müssen sie die zum Amte nötigen Seile machen, auch sind die schuldig auf des Amtes Anordnung den Roggen und Weizen entweder zu schneiden oder anzumähen und aufzubinden.

Es folgen dann noch verschiedene Bestimmungen über die Höhe der täglichen Leistungen, über die Arbeitsleistungen bei schlechtem Wetter und schließlich über die Strafen. Letztere sollen betragen für die ohne Entschuldigung ausbleibenden Spanndienste 20 Mariengroschen, für die Handdienste 5 Mariengroschen und Nachholung des Dienstes. Die Strafe soll sogleich eingetrieben werden, nötigenfalls durch Pfändung. Widersetzlichkeit gegen Auspfändung soll mit Gefängnis oder härter bestraft worden.

Die Streitigkeiten zwischen dem Gute und den Unterthanen dauerten aber fort bis in unser Jahrhundert bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft, mußte doch 1790 ein Pächter das Gut verlassen, weil er sich nicht mit den Unterthanen vertragen konnte. Die Lasten der Unterthanen müssen jedoch auch als so hohe bezeichnet werden, daß Streitigkeiten nicht ausbleiben konnten, zumal da von der Gutsherrschaft immer höhere Abgaben auferlegt werden. So betrugen im 18. Jahrhundert die Geld- und Naturalabgaben:

1. Lehns- oder Erbzinsen an baarem Geld, Roggen und Hafer, Rauch- und Zinshühnern.
2. Backhaus-, Pfingstanger-, Wasserzins und Ochsengeld (Ersatz für Spanndienste).
3 Zehnten. Von Weizen, Gerste, Hafer, Erbsen, Bohnen, Wicken, Linsen, Winter- und Sommersaat den zehnten Haufen. Vom Flachs das zehnte Bund oder pro Bund zwei gute Groschen. Von Kartoffeln, Kohl, Mohrrüben, Mohn und Klee pro Morgen 8 gute Groschen. Von den zugezogenen Gänsen die zehnte oder 8 gute Groschen pro Stück. — Außer diesen Abgaben hatten die Unterthanen auch noch beträchtliche Steuern und Kontributionen an den Staat zu zahlen. — —

Erwägt man, daß vor 1559 die ganze Fläche der Herrschaft gehörte, daß nach wenigen Dezennien die Kothsassen davon etwa 2000 Morgen Fläche besaßen, allerdings nur hörig und seit 1809 erst wirklich eigen, daß jetzt der bäuerliche

Besitz über 3000 Morgen beträgt, so ist das ein Beispiel, wie seit dem Mittelalter der Kleinbesitz sich vermehrte, der Großbesitz sich verminderte. Allerdings zeigte die Entstehung der Domänen, daß der Großbetrieb sich auch entschieden vermehrt hat, aber nur der Betrieb, nicht der Besitz.

(Prof. Dr. Alexander Backhaus-Göttingen, 1888.)

302. Freiheits-Tafel.

Altpreußen.

1667, April 12. Verordnung des großen Kurfürsten gegen das Bauernlegen (Auskaufen der Bauern).

1738, April 4. „Prügelmandat" Friedrich Wilhelm I., Verbot des „barbarischen Wesens, die Unterthanen gottloser Weise mit Prügeln oder Peitschen, wie das Vieh zu traktieren", bei Strafe sechswöchentlichen Karrens und im Wiederholungsfalle des Stranges.

1749, August 12. Edikt Friedrich des Großen (II.) gegen das Bauernlegen.

1756, April 13. Friedrich II. erläßt eine Instruktion, mit welcher er dem Adel und anderen Eingesessenen die gute und wirtschaftliche Bestellung der Äcker anempfiehlt unter Androhung der Entziehung jeder Staatshilfe bei vorkommenden Unglücksfällen.

1763. Friedrich II. versucht zunächst, der pommerschen Landbevölkerung, deren Lage nach dem dreißigjährigen Kriege so überaus traurig war, aufzuhelfen und befahl (1763) der pommerschen Domänen- und Kriegskammer wörtlich folgendes: „Sollen absolut, und ohne das geringste Raisonieren, alle Leibeigenschaften, sowohl in königlichen, adeligen als Stadteigentumsdörfern, von Stund an gänzlich abgeschafft worden, und alle diejenigen, so sich dagegen opponieren würden, so viel möglich mit Güte, in deren Entstehung aber mit Force dahin gebracht werden, daß diese von Sr. K. M. so festgesetzte Idee zum Nutzen der ganzen Provinz ins Werk gerichtet werde." Als dieser Befehl den Landständen eröffnet wurde, erklärten dieselben einhellig: es sei unmöglich, dem Willen des Monarchen zu genügen. Diese Ablehnung wurde des weiteren motiviert, und die im folgenden Jahre (1764) in Pommern publizierte neue „Bauernverordnung" ließ den bisherigen Zustand der ländlichen Bevölkerung durchaus unverändert, und der große König machte sowohl dem Adel dieser Provinz, wie der seiner übrigen Erbstaaten wegen Aufhebung der Leibeigenschaft keine weiteren Zumutungen.

1765, Juni 28. Friedrich II. hebt die Gemeinheitsgüter auf.

1768, April 22. Erlaß Friedrich II. betreffs der Verbesserungen im Feldbau, Wieswachs und Viehzucht mittelst Aufhebung der Gemeinheiten.

1769, Oktober 21. Edikt Friedrich II., betr. die Auseinandersetzungen der gemeinschaftlichen Hutungen.

1771, April 14. Erstes Gemeinheits-Teilungs-Reglement.

1784, Dezember 10. Edikt über die Aufhebung der Leibeigenschaft.

1807, Oktober 9. Edikt unter Minister v. Stein, betr. den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigentums, sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner.

1808, Juli 27. / 1811, März 26. Verordnung über die Emanzipation der Domanialbauern in Ostpreußen, Litthauen und Westpreußen, und über die Umwandlung der Liegenschaften in Vorwerke.

1810, Novbr. 8. Erlaß einer allgemeinen Gesinde-Ordnung für alle Provinzen

1811, Septbr. 11. Edikt betr. die Regulierung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse.

1811, Septbr. 11. Edikt zur Beförderung der Landeskultur.

1816, Mai 29. Erläuterungen zu dem Landeskultur-Edikt vom 11. Septbr.

1811 über die Regulierung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse.

1817, Juni 19. Verordnung betr. die Regulierung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse, sowie die Organisation der Generalkommissionen.

1821, Juni 7. Erster Erlaß von Gemeinheitsteilungs- und Ablösungsordnungen. (Umgeändert durch Gesetz vom 2. März 1850.)

1821, Juni 7. Erlaß einer Gemeinheitsteilungs-Ordnung.

1829, März 13. / 1840, Juni 18. / 1840, Juli 4. } Ablösungs-Ordnungen mit Erläuterungen und Ausführungs-Bestimmungen.

1845, Januar 31. Gesetz betr. die Zulässigkeit von Verträgen über unablösliche Geld- und Getreideabgaben.

1845, Juli 18. / 1845, Oktbr. 31. } Gesetze, betr. Aufhebung der früher. Bestimmung, von der Ablösung der Dienste die sämtlichen kleinen Grundbesitzer (in Sachsen und Schlesien) auszunehmen.

1847, Novbr. 1. Erlaß einer Feldpolizei-Verordnung für das Königreich.

1850, März 2. Gesetz, betr. die Ablösung der Reallasten und die Regulierung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse.

1850, März 2. Gesetz, betr. die Errichtung von Land-Rentenbanken.

1856, Juli 1. Verordnung, betr. Abänderung und Ergänzung der Feldpolizei-Ordnung.

1857, April 15. Gesetz, betr. Ergänzungen und Abänderungen des Ablösungsgesetzes vom 2. März 1850.

Königreich Hannover.

1640, Juni 4. Verbot der Einziehung der Meier- und eigenbehörigen Höfe durch die Gutsherrschaft („Bauernlegen") im Fürstentum Lüneburg.

1790, Errichtung des landwirtschaftlichen Kreditinstituts im Fürstentum Lüneburg (zu Celle), des ältesten derartiger Institute in Hannover.

1831, Novbr. 10. Verordnung, betr. die Ablösung der grund- und gutsherrlichen Rechte.

1833, Juli 23. Erlaß der Ablösungs-Ordnung für das Königreich.

1842, Juni 30. Erlaß eines Verkoppelungs-Gesetzes mit Majoritätszwang.

1847, August 22. Gesetz über die Ent- und Bewässerung der Grundstücke, sowie über Stauanlagen.

1848, Juli 15. Gesetz über Abstellung der gemeinheitlichen Wiesenhutungen und über die Verkoppelung der Wiesen.

Schleswig-Holstein.

1766, Februar 10. Gesetz über die Aufhebung der Feldgemeinschaften und Förderung der Einkoppelung; über die Befreiung des Ackerlandes von allen Beschränkungen des Eigentums durch Gemeindebeschlüsse und Weidegerechtigkeiten; endlich über die Zusammenlegung („Vermagschiftung") der Landstücke zu größeren Koppeln 2c.

1804, Dezbr. 19. Verordnung betr. vollständige Aufhebung der Leibeigenschaft, vom 1. Januar 1805 an.

Kurfürstentum Hessen.

1832, Juni 23. Verordnung betr. Ablösung des Zehnten, Grund-Zinsen, Hand- und Spanndienste, sowie anderer Reallasten.

1834, August 28. Gesetz über die Zusammenlegung der Grundstücke nach freier Übereinkunft.

Waldeck.

1848, März 14. Aufhebung der Grundbelastungen.

1848, Juli 7. Ablösung des Zehnten und Reallasten.

Oldenburg.

1830, August 2. Verordnung betr. Aufhebung der letzten grundherrlichen Rechte und bäuerlichen Lasten.

1849, Februar 18. Staatsgrundgesetz für das Großherzogtum Oldenburg.

1849, März 6. Gesetz über die Freizügigkeit im Großherzogtum.

1851, Februar 11. Ablösungsgesetz für das Großherzogtum.

Bremen.

1850, Juli 5. Ablösungs-Ordnung für das Gebiet der freien Hansestadt

1876, Januar 14. Verbot der Neuschaffung eines Meierrechts (erblicher Leihe.)

Hamburg.

1849, Juni 29. Ablösungsgesetz für das Gebiet der freien Hansestadt.

Lübeck

besitzt keine Ablösungs-Gesetzgebung; die Ablösung der Reallasten ist Sache der freien Vereinbarung.

Braunschweig.

1823, März 26. Gesetz über die Weidebelastung der Äcker.
1834, Dezbr 20. Gesetz betr. die Gemeinheitsteilungen und die Separation (Ablösungsordnung).
1849, Dezbr. 13 Aufhebung des Lehnsverbandes im Herzogtum; (für die Bauernentlastung wirkte besonders Herzog Karl 1735—1780.)

Sachsen-Weimar.

1821, Mai 11. Ablösung des Gesindezwanges und der Frohnden.
1848, April 17 } Ablösung der grundherr-
1848, Juli 1. } herrlichen Rechte 2c.

Sachsen-Meiningen

1846, März 23. Ablösung der Grundlasten im Herzogtum.
1857, Mai 4. Gesetz über die Verbesserung der Wiesenkultur.

Sachsen-Coburg-Gotha.

1809, Mai 30. Verordnung über die Durchführung der Gemeinheitsteilungen
1832, Januar 2. Gesetz über die Gemeinheitsteilungen im Herzogtum.

Anhalt.

1849, März 10. Gesetz über Wasserrecht und Aufhebung des Bergregals in den Anhaltinischen Herzogtümern. Gesetzliche Bestimmungen, welche die Neubegründung von Reallasten untersagen, bestehen nicht.

Lippe-Detmold.

1857, August 26. Ablösungs-Ordnung für das Fürstentum.

Schaumburg-Lippe.

Es fehlt eine gesetzliche Bestimmung wegen Neubegründung von Reallasten.

Hohenzollern-Hechingen.

1798, Juni 26. Fürst Hermann Friedrich hebt bei seinem Regierungsantritt die in seinem Lande sehr drückende Leibeigenschaft unentgeltlich auf.

Hohenzollern-Sigmaringen.

1833, Juli 11. Verfassungsurkunde, wodurch die Ablösung der Leibeigenschaft 2c. gewährleistet wird.

Baiern.

1762, März 24. Verordnung, welche die bis dahin verbotene Teilung des Großgrundbesitzes gestattet, jedoch auf nicht weniger als ein Achtelgut.
1762, Juli 3. Generalmandat, betr. die Landeskultur mit Aufforderung zur Zusammenlegung parzellierter Grundstücke.
1803, Februar 25. Gesetz betr. Teilung der Gemeindegründe.
1808, Februar 26. Aufhebung und Ablösung der Servituten der Weide und Waldstreu.
1808, März 15. Gesetz betr. Weiderecht und Waldkultur.
1808, März 25. Gesetzliche Bestimmungen über die Ablösung der Weideservitute.
1834, Juni 1. Revision des Gemeinde-Ediktes, betr. die Gemeinheitsteilungen, wonach eine Dreiviertel-Majorität der Gemeindeglieder, mit Einschluß der Großgrundbesitzer, entscheidet.
1848, Juni 4./6. Gesetz betr. Aufhebung, Fixierung und Ablösung von Grundlasten.
1852, Mai 28. Gesetz über Beschränkung gewerbsmäßiger Güterzertrümmerung, über Ent- und Bewässerung, Wasserrecht und Uferschutz; endlich über die Ablösung der Weiderechte auf fremdem Grund und Boden.
1855, Februar 22. Gesetz über die landwirtschaftlichen Erbgüter.

Württemberg.

1817, Novbr. 18. Edikt, betr. Aufhebung der Leibeigenschaft, Umwandlung der Fall- und Erblehen in Zinsgüter, Ablösbarkeit aller Grundlasten und bäuerlichen Abgaben.
1848, April 14 Aufhebung aller auf Grund und Boden ruhenden Lasten.

Baden.

1783, Juli 23. Edikt des edlen Markgrafen Karl Friedrich, betr. Aufhebung der Leibeigenschaft, und zwar unentgeltlich, wenn auch noch nicht völlig. Dieselbe war aber schon ungleich milder und erträglicher, als in den meisten übrigen deutschen Ländern, nur eine gelinde Hörigkeit, wo die Frohndienste allerdings auch jetzt noch bestehen blieben.
1833, Novbr 15. Gesetz, betr. Ablösung der Zehnten von allen land- und forstwirtschaftlichen Produkten.
1834, März 14. Erläuterungen und Ergänzungen zu vorstehendem Gesetz.
1848, April 10. Aufhebung der Feudalrechte im Großherzogtum.

1854, Juli 11. Gesetz, betr. Unteilbarkeit der Grundstücke, Acker und Wiesen nicht unter 1/4, Wald und Weide nicht unter 10 Morgen.

Königreich Sachsen.

1832, März 17. Musterhaftes Gesetz durch König Anton über die Ablösung der Grundlasten und Einführung der Gemeinheitsteilungen.

1834, Juni 14. Gesetz über die Zusammenlegung der Grundstücke.

1843, Novbr. 30. Dismembrations-Gesetz.

1861, Novbr. 26. Gesetz, betr. die Errichtung einer Landeskultur-Rentenbank.

Großherzogtum Hessen.

1814, Septbr. 7. Gesetz über die Gemeinheitsteilungen.

1824, März 13. Gesetz über die Ablösung der Privat-Zehnten unter Ludwig I.

1858, Septbr. 11. Gesetz über die landwirtschaftlichen Erbgüter und Fideikommisse.

Ausland.

Österreich-Ungarn. Kaiser Josef II. hob zuerst (1. Novbr. 1781) für Böhmen, Mähren und Schlesien, dann am 5. April 1782 in Galizien und die folgenden Jahre in den übrigen Provinzen seines Reiches die Leibeigenschaft dort auf, wo sie noch bestand, und verfügte deren Umwandlung in ein erträgliches Hörigkeits-Verhältnis mit mäßigen, scharfbegrenzten Leistungen. Dies menschenfreundliche Vorgehen begegnete fast nirgends bereitwilligem Entgegenkommen von Seiten der adeligen und geistlichen Grundherren, vielmehr beinahe allenthalben versteckterm oder gar offenem Widerstande, am hartnäckigsten und erbittertsten in Ungarn.

Frankreich. Die französische Nationalversammlung zu Paris erklärt am 4. August 1789 den gesamten Bauernstand Frankreichs von allen bäuerlichen Lasten für immer entbunden.

Rußland. Freilassung der Leibeignen durch Manifest des Kaisers Alexander II. vom 15. Februar 1861.

Ein Ukas desselben Kaisers vom August 1863 erklärt die zwei Millionen Pachtbauern der Kaiserlichen Domänen- und Apanagegüter zu freien Grundbesitzern.

Thatsächliches Ende der Leibeigenschaft in Rußland. Ein kaiserlicher Ukas vom 13. Oktober 1864 hebt dieselbe im Gouvernement Tiflis auf, dem letzten, wo sie noch bestand. „So weilt dann im ganzen russischen Reich kein persönlich unfreier Mann mehr."

Nordamerika. Die Sklaverei wird unter dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, Abraham Lincoln, am 1. Januar 1863 aufgehoben.

(J)

303. Eine große Bauernhochzeit in Schleswig und Holstein.

Wollen wir wissen, wie unsere Vorfahren bei einzelnen Ereignissen gefühlt, gedacht und gelebt haben, so tritt das am deutlichsten und prägnantesten hervor in ihren Fest- und Feiertagen. Unter diesen steht wiederum die Hochzeit obenan, von Schiller als „des Lebens schönste Feier" besungen, welche, indem sie den weitaus wichtigsten Wendepunkt im Leben des Einzelnen bezeichnet, schon etwas mehr Aufwand an Zeit und Kraft verträgt, als ihr heutzutage gewidmet zu werden pflegt. Man kann damit einverstanden sein, daß die tagelang dauernde Festlichkeiten, die lukullischen Mahlzeiten, welche nicht selten zu wilden Orgien ausarteten, aufgehört haben, ohne dafür den geschmacklosen Polterabendscherzen, den steifen Diners und der rastlosen Eile einer modernen Hochzeitsfeier das Wort reden zu müssen. Es will uns scheinen, daß die jetzige übereinfache Weise, ohne alle Poesie, zum Teil auch daher rühre, daß dem Brautpaar das klare Bewußtsein von der hohen Bedeutung und Verantwortlichkeit des zu thuenden Schrittes etwas abhanden gekommen ist.

Auf dem Lande haben sich hier und da noch die sog. „Kaffeehochzeiten" erhalten, die ärgste Karikatur der großen Bauernhochzeiten alten Styls. Das Schiller'sche: „Kommt mit, es ist jeder Biedermann geladen" parodierend, ergeht nämlich die Einladung zur Hochzeitsfeier ohne Unterschied an alle Familien der Umgegend. Die sich aber einstellen, müssen für den dargereichten Wein, Kaffee und Kuchen ein angemessenes Hochzeitsgeschenk, am liebsten Geld, mitbringen, womit das Brautpaar die Kosten bestreitet, aber dann noch ein Erkleckliches übrig behält. So wird aus der Feier ein einträgliches Geschäft gemacht, und gerade die besseren ländlichen Familien benutzen oft ihre weitergehenden Verbindungen zu solcher nicht einmal fein zu nennenden Bettelei. Nein, da dachten unsere Vorfahren doch nobler, wenn sie auch sonst gut zu rechnen verstanden und die üblichen Hochzeitsgeschenke ebensowenig verschmähten, wie heutzutage die Brautpaare jeglichen Standes und Ranges. — —

Beabsichtigt ein junges Paar sich einen eigenen Hausstand zu gründen, so wird, nachdem die Verlobung öffentlich bekannt gemacht worden ist, unter den beiderseitigen Familien eifrig über die Frage verhandelt, in welcher Weise die Hochzeit abgehalten werden soll. Früher gehörte eine „große" öffentliche Hochzeit allgemein zu jeder Heirat. Doch auch jetzt noch findet nicht selten eine solche Festlichkeit statt. Hat sich nun der Familienrat für „grot Hochtid" entschieden, so entsteht die zweite Frage: ob „Kaffeeköst" oder „Äthochtid". Diese Frage wird meistens nach der höheren oder niederen sozialen Stellung des Bräutigams und der die Festlichkeit mit ihrem Besuch beehrenden Leute entschieden. Gehört der Bräutigam dem arbeitenden Stande an, so wählt man (im Holsteinischen) wie oben bemerkt, eine „Kaffeeköst"; gehört aber der Bräutigam in die Klasse der Bauernsöhne, so entscheidet die Familienkonferenz meistens für eine „Äthochtid". Wir dürfen den geschätzten Leser bitten, mit uns als Hochzeitsgast eine solche Festlichkeit zu besuchen, nachdem wir zuvor die Vorbereitungen dazu ihm vorgeführt haben.

Etwa drei bis vier Wochen vor der Feier kommen Eltern oder Vormünder eines Brautpaares mit diesem zusammen, um Zeit, Ort und Art der Hochzeit ausführlich zu besprechen. Fast immer wird als Hochzeitstag der Freitag (der Freia, der holdseligen Herrin an Wuotan's Seite, der Göttin der Liebe, geheiligt) gewählt. Als Ort kam nur die Wohnung des Bräutigams in Betracht, dagegen das Haus der Braut, wenn in deren Familie hineingeheiratet wird. Die Bewohner des Dorfes, in welchem die Hochzeit gefeiert wird, werden sämtlich eingeladen; für die entfernt Liegenden kommt durchgängig nur die Verwandtschaft in Betracht; doch werden außer etwaigen Beamten auch diejenigen Familien, welche durch Vermögen und gesellschaftliche Verbindungen hervorragen (die ländlichen Honoratioren) gerne hinzugezogen, um den Glanz der Hochzeit zu erhöhen. In dieselbe Kategorie gehören die Kaufleute und die Bewohner der nächstliegenden Stadt, mit denen die Familien des Brautpaares Geschäftsverbindungen haben und welche, um das hier vorweg zu bemerken, schriftliche Einladungen, von der Hand des Lehrers abgefaßt, erhalten. Daß Prediger, Lehrer und Küster als hochoffizielle Personen nicht fehlen dürfen, bedarf nicht erst der Erwähnung.

Jetzt gilt es, die Rollen zu verteilen, welche die einzelnen Familienmitglieder zu übernehmen haben. Wer die Braut „schmücken" und den Bräutigam „fahren", welche kleine Mädchen „neben und vor der Braut gehen", welche erwachsene Mädchen als „Braut- und Bräutigamsmädchen" fungieren, welche sonstige Mitglieder als Anstandspersonen agieren, welche endlich zum „Syfseln" (Aufwarten — besonders in Angeln gebräuchlich) gebeten werden sollen? — Kaum graut der Morgen des dem Hochzeitstage vorangehenden Freitags, so beginnt als Hochzeitsbitter — (in Angeln „Bydsvend") der Bruder der Braut, oder des Bräutigams, seinen Ehrenritt. Sein Andalusier ist von den Braut- und Brä-

tigamsmädchen schön geschmückt worden. Oben auf dem mit farbigen Bändern und Blumen von Flittergold reich verzierten Kopfgeschirr thront ein mächtiger Strauß von gemachten Blumen, mit gleichen Bändern ist der Zügel umwunden und sogar der Schweif des Pferdes mit einer bunten Kokarde versehen. Schön angethan, in schwarzem Anzuge und Hut, welch' letzterer nicht selten das „Hochzeitsgebet", d. i. die gereimte Einladung, enthält, um dem schwachen Gedächtnis oder der angeborenen Befangenheit zu Hilfe zu kommen, sprengt der Reiter in raschem Trabe vom Hofe, nachdem er, gleichsam als Probe, seine erste Einladung an die Hausgenossen gethan hat. Oft sind 40—50 Familien (Häuser) in mehreren Kirchspielen zu absolvieren; es gilt also, den Tag zu nutzen und das weite Gebiet zweckmäßig einzuteilen. Bald verkündet das Anschlagen der immer bellenden Hunde seine Ankunft im nächsten Dorfe. Das große Ereignis ruft die Bewohner an die Fenster oder an eine Hinterthür des Hauses. Aber der stattliche Reiter eilt ohne Gruß an denen auf der Landstraße oder hinter den Zäunen vorüber; von ferne erblickt er ein hochbegnadigtes Haus; im scharfen Trab geht's auf den Hofplatz hinein; vor der Hausthür hält er still, nimmt den Hut ab und wartet schweigend, bis sich die Hausgenossen, so viel ihrer zur Stelle sind, vor ihm versammelt haben. Um die Andacht, mit welcher die Zuhörer seinem „Gebet" (die weltlich gesinnte Gegenwart würde das „Einladung" nennen) lauschen, könnte ihn mancher Prediger beneiden, wolle denn auch der freundliche Leser seinen poetischen Erguß (aus der Landschaft Angeln) milde beurteilen:

„Freude und freundlichen Gruß zuvor!
Merkt wohl auf und seid ganz Ohr!
Zur Hochzeit lad' ich Euch Alle ein,
Welche heut' über acht Tage wird sein.
Also wünscht es der Bräutigam;
Peter Thomsen in Husbye ist sein Nam',
Und seine liebe, werte Braut,
Die ihm alsdann wird angetraut,
Metta Christine Petersen genannt,
Aus Gremmerup — Euch wohl bekannt.
So kommt denn Alle, Groß und Klein;
Zur Brautfahrt stellt Euch zeitig ein.
Der Trauung in der Kirch' wohn't bei,
Sich jeder ihres Glückes freu',
Kehrt dann mit heim in's Hochzeitshaus
Und nehmet Teil am frohen Schmaus,
Bringt mit zum Fest ein frohes Herz,
Offen für Lust und munteren Scherz.
Das Brautpaar wird stets dankbar sein,
Stellt Ihr Euch Alle recht zahlreich ein,

Laßt Euch gefallen meine Bitt':
Für diesmal schließe ich hiermit."

Nachdem der Deklamator geendigt, wird ihm ein Trunk „Schenk" gereicht, woran er klüglicherweise nur nippt, denn was würde das Ende vom Liede sein, wollte er ehrlichen Bescheid thun? Mit einem gleichfalls in entsprechenden Reim gekleideten Dank:

„Nun sag' ich noch Dank geziemendermaßen
„Und reite dann weiter meiner Straßen",

sprengt er von dannen, rasch, wie er gekommen, um noch vor dem Abendsterne sein mühevolles Tagewerk zu vollenden.

Bei einer holsteinischen Bauernhochzeit geht etwa vierzehn Tage vor der Hochzeit der „Köstenbidder", „Kösten-Fölster" oder „Kösten-Wrage" (oder wie er gerade heißt) auf die umliegenden Dörfer und „nödigt to de Hochtid" Haus bei Haus etwa in folgender Weise:

„Gu'n Dag ock! Nu heff ick velmal to gröten von Brud und Brüdigam Anna Kathrina X. un Hans Heinreich Y., se sünd willens, Hochtid to gewen. De Köst find't statt in de Brud ehr Hus in Dingsdörp. Se möggen ock so god wäsen un henkamen un helpen mit verteern. Dar gifft dat Ossen-, Kalwer- und Swinsbraden, Kantüffeln, Stipp un allerhand annern Kram, un Kaffee un Koken. Aeten ward Klock säben. De to Tid nich dor is, kann sick vermoden wäsen, dat he naher nicks afkriegen deiht. Gabeln, Meß und Läbel mutt 'n jeder sölben mitbringen."

Im Festhause werden nun in umfassendster Weise die Vorbereitungen getroffen zu einer würdigen Feier des Tages und zu einem würdigen Empfang der Gäste. Das Haus wird von einem Ende bis zum andern gereinigt; die Stuben werden gefegt und gescheuert und die Küche und die Küchengeräte blank geputzt. Die Hauptsache aber ist die „grot Däl". Die Wände der großen Diele werden mit bunten Papierstreifen, kleinen Fahnen und Tannenreisern oder Laubholzästen ausgeschmückt. Denn hier findet ja der Glanzpunkt des Festes, das „Äten", statt, und wenn der Raum nicht gar zu klein ist, auch das Tanzen. In den meisten Fällen aber wird vor der „großen Thür" auf dem Hofplatze ein großes Zelt errichtet, mitunter gar deren zwei, in deren eines natürlich ein Saal zum Tanzen gelegt ist. An der dem Eingang gegenüberliegenden Seite des Zeltes ist ein erhöhter Sitz für die Musikanten, „dat Orchester", angebracht; an einer andern befindet sich „de Schänk". Eine wichtige Vorbereitung ist das Schlachten des „lieben Viehes". Außer einigen fetten Ochsen, „Beest" (bestia) genannt, müssen mehrere Schweine, Kälber, Hammel und Lämmer daran glauben. Die „Sysselfrauen" einer Angler Hochzeit, nachdem sie den ansehnlichen Bedarf an Schüsseln, Tellern, Terrinen, Schalen, Löffeln, Messern und Gabeln zur Stelle geschafft haben, machen sich dann daran, so einigen 100 Hühnern den Kragen umzudrehen, welche von den nicht zu entfernt wohnenden Familien in Kompagnien mit Eiern und Butter unter dem Namen „Schick" geliefert worden sind. Wie die alten Helden nach ruhmvoller Schlacht in Odin's Freudensaal einzogen, so beschließen sämtliche Syssellente den Tag mit einer festlichen Abendmahlzeit, mit Musik nnd Tanz. Die „Schlachter" haben den Ehrenplatz obenan.

Am Nachmittag vor der „Köst" geht oder fährt (im Holsteinischen) das Brautpaar nach dem Standesamt. Am Abend dieses Tages findet der Polterabend statt. Dazu findet sich aus dem Dorfe gewöhnlich eine Menge junger Leute ein, Jünglinge und Jungfrauen, um „büchtig to poltern". Der eine und die andern deklamieren in eintöniger Weise, sich um Interpunktion und Betonung nicht kümmernd, ein eingelerntes Gedicht aus „dat schöne Polterabend-Book", und überreichen schließlich dem Brautpaar ein kleineres oder größeres Geschenk. Darauf setzt man sich an den Kaffeetisch, und, nachdem man sich an dem edlen Trank gelabt und gestärkt hat, wird noch fix das Tanzbein geschwungen bis über die Mitternacht hinaus. Eine nur kurze Ruhe gönnt man sich für die Strapazen des folgenden Tages.

In der schleswig'schen Landschaft Angeln ist dieser „zweite Hochzeitstag", der Donnerstag, erheblich mehr in Anspruch genommen. Es führt den Namen „Brutbettabend". An diesem Tage wird die Aussteuer — „Brautzeug" — aus der Wohnung der Braut in das Hochzeitshaus geschafft und gegen Abend werden die mitgebrachten Betten — „Brautbetten" — aufgemacht. Eine Reihe Wagen ist zum Transport erforderlich und das Aufladen dauert mehrere Stunden. Nachdem die „Kutscher", eine einfache Mahlzeit genossen haben, setzt sich der Zug in Bewegung. Voraus kommen die Kisten, gewöhnlich zwei, gefüllt mit Bettzeug, und eine Lade, gefüllt mit Leinenzeug und Bettwäsche. Dieser Teil des Brautzuges hat von den übrigen Stücken: Kleiderschrank, Chatouille, Tischen, Stühlen, Spiegeln (in neuerer Zeit kommen noch die modernen Möbel: Cylinder, Sekretäre, Eckschränke, Kommoden ꝛc. hinzu) den Vorzug in der Wertschätzung der damaligen Landbevölkerung. Freilich erhalten letztere gewöhnlich einen Platz in den besten Zimmern des Hauses, und die Kisten müssen in die dunkle Nebenkammer wandern; doch vergleiche Sprichw. Sal. Kapitel 31 Vers 21 und 22. Der Wert der ganzen Aussteuer kann bis auf 1000 Thlr. geschätzt werden. Neben dem Kutscher des ersten Wagens, welcher die beste Kiste geladen hat, sitzt das eine Brautmädchen mit dem Spinnrade; auf dem zweiten Wagen mit der nächstbesten Kiste das andere Brautmädchen mit der Haspel. Der ganze

aus 10—14 Wagen bestehende Zug geht ab unter der Führung mehrerer Männer.

Währenddessen haben im Hochzeitshause die „Syfselleute" ihre Zurüstungen fortgesetzt, die Tafel hergerichtet und die aufzusetzenden Speisen vorbereitet. Außer den Begleitern und Fahrern der Aussteuer sind noch viele andere Gäste geladen. Mit Weinflaschen versehen wandern jetzt die Syfselleute dem signalisierten Brautzeugszuge entgegen, und es wird eine Art Komödie gespielt. Dem ersten Wagen tritt der vorausgeschickte Doppelposten der Syfselleute entgegen:

„Goden Dag! Na, wonem kamt i denn her, un wo schall de Reis hengahn?" „Na Kappeln!" lautet die entschieden gegebene Antwort. „Hm! dat sünd noch volle dre Mil, uns is richtig bang, dat i dor gornich vör morrn fröh hen kamt. Nu, dat mot sin Willen hem! Wet i wat, wie wölln ju en gode Vörslag maken: i stigt in Huesbye af, bi de dore Peter Thomsen geit et hüt Abend hoch her, i schödt herrlich beweertet warn, en schön Nachquarteer hem und könt da naher, wenn i dörchut nich länger bliven wöllt, wedder de Reis fortsetten. Aver er's drinkt man een." Die Führer thun nach einigem Zureden Bescheid, erklären dann aber kategorisch: „Nä, dat geit nich, sons ok velen Dank!"

Einige Schritte weiter begegnet man der zweiten Vedette; derselbe Auftritt wiederholt sich, nur daß statt des anfänglichen entschiedenen Nein! Symptome einer bedenklichen Schwankung bemerkbar werden. Da, bei der Einfahrt zum Hochzeitshause stößt der malträtierte Zug auf das Gros der Syfselleute. Nachdem schließlich einer der Anwesenden sich für die Zusage verbürgt hat, daß sie am folgenden Morgen, wenn es ihnen im Quartier nicht gefallen hat, freien Abzug mit allen ihren Gütern erhalten sollen, hat das künstlich gespielte: „halb zog sie ihn, halb sank er hin!" ein Ende und der Zug fährt auf den Hofplatz hinein. Die Sachen werden dann abgeladen und vorläufig in eine Nebenkammer, Brautkammer genannt, transportiert. Gegen Abend versammeln sich die Frauen der Nachbarschaft, um die Betten aufzumachen. Die engen Wandbettstellen, mit einer gewaltigen Strohunterlage versehen, sind fast bis zur niedrigen Decke mit dem soliden Bettzeug angefüllt, so daß man eine Fußleiter ansetzen müßte, um hineinzusteigen. Die mit Spitzen besetzten schneeweißen Kissenbüren, zwischen denen die roten und blauen Kissenkappen malerisch hervorgucken, müssen Jeden zur Bewunderung hinreißen, aber dennoch erklärt der herbeigerufene Bräutigam den ihr mühsames Werk herausstreichenden Frauen: er vermisse etwas, nämlich „Eine Feder", die nicht fehlen dürfe. Über die fehlende Feder entspinnt sich dann zwischen dem Bräutigam, seinen Assistenten und den mundfertigen Frauen ein lebhafter Streit, der zarte Ohren vielleicht verletzen würde. Schließlich wird Vertrag getrunken und Trompeten, Klarinetten und Posaunen schallen lustig darein.

Mittlerweile ist der Abend vollständig hereingebrochen und man geht zu Tische. Das Sitzen „in bunter Reihe" ist eine Erfindung neueren Ursprungs. Die Tafel bildet gemäß der Gestalt des „Pesels" (Saales) ein längliches Viereck, dessen eine kürzere Seite offen gelassen ist, um die Speisen bequem aufsetzen und wieder wegnehmen zu können. Obenan sitzen auf der einen Seite die Geleitsmänner des Brautzuges, die Kutscher u. s. w.; auf der anderen Seite kommen zuerst die Braut- und Bräutigamsmädchen, dann die nächstfolgenden auswärtigen Syfselfrauen u. s. w.; die beiden Geschlechter berühren sich also nur an einer Stelle, was gleichfalls maßgebend ist für den folgenden Haupttag, wo Braut und Bräutigam die Zusammengehörigkeit repräsentieren. Die Mahlzeit besteht aus Suppe, Fleisch und Schinken; ich erinnere auch Grützwürste mit Rosinen darin und ein in Essig gekochtes Gemengsel, „Plockefink" genannt. Nachdem eine Strophe aus einem Tischliede gesungen und ein stilles Gebet gesprochen ist, wird die Tafel aufgehoben und es geht zum Tanz, der indes rechzeitig abgebrochen werden muß, um Kräfte für den folgenden Haupttag zu behalten.

Mit diesem beginnt dann die eigentliche Hochzeitsfeier. Gegen 10 Uhr treffen die geladenen Gäste zu Wagen und im höchsten Staate ein. Auf dem Hofplatz des Hochzeitshauses angelangt, empfängt uns zunächst eine Hornmusik, welche vielleicht manches an Wohlklang, aber nichts an Kraft und Geräusch zu wünschen übrig läßt, so daß selbst die eingesperrten Hunde die widerfahrene rücksichtslose Behandlung vergessen und ihren Beifall durch ein unterdrücktes Geheul zu erkennen geben. Dann stürzt zunächst, die Honneurs zu machen, unser alter Bekannter, der Hochzeitsbitter, hervor. Ein unbeschreibliches Etwas, eine milde Freundlichkeit, gepaart mit hoher Würde, welche die Vertraulichkeit entfernt, ohne abzustoßen, thront auf seinem Antlitze, ist ausgeprägt in seiner ganzen Haltung und jeglicher Bewegung. Im Hause sitzen früher angelangte Gäste schon am Tische, eifrig mit der Vertilgung eines aus kalter Küche bestehenden Frühstücks beschäftigt. Dem Bräutigam die Hand zu drücken, haben wir vielleicht Gelegenheit, aber wo bleibt die Braut? Sie sitzt schon seit dem frühen Morgen in ihrer stillen Kammer unter den Händen der Brautschmückerin und den Brautmädchen, um sich für ihren heutigen „Ehrentag" ankleiden und schmücken zu lassen. Myrtenkranz und Brautschleier sind viel späteren Gebrauchs, genügen in ihrer Einfachheit und Zartheit nicht dem soliden Sinne des Landmannes; er verlangt statt des zarten grünen Zweiges die bunte künstliche Blume, und statt des einfachen, umschließenden Kranzes die hohe, den ganzen Kopf bedeckende Krone, welche im Verein mit dem langen und breiten hellroten, um die Taille geschlungenen Seidenbande besser gegen das dunkle Brautkleid absticht. Nachdem so das Werk gethan, die letzte Nadel eingesteckt ist, sitzt die Braut da in stillem Harren, um, wenn der Augenblick gekommen ist, hervorzugehen, wie das Morgenrot aus trüben Wolken, wie der Mond in mildem Scheine neben den Sternen durch die Wolken leuchtet. Bewundernde Blicke, denn die Sprache ist stumm geworden ob solcher Herrlichkeit, begleiten sie hinaus auf den ersten Wagen. Während sie aufsteigt, die Brautschmückerin hinter sich, geht die bisherige wilde Begrüßungsmusik über in eine sanfte Melodie, so daß die Augen feucht und die Herzen weit worden. Auf dem zweiten Wagen nimmt der Bräutigam mit seinen zwei Beisitzern Platz; das übrige Gefolge ordnet sich nach dem Grade der Verwandtschaft und sonstigen Vorrangs. Je größer die „Brautschaar", oft an 30 Wagen, desto größere Ehre und Auszeichnung erwächst daraus dem jungen Paare. Wenngleich es im raschen Trabe vorwärts geht und der große Zug schon immerhin das Distanzehalten erschwert, so passirt doch selten ein Unfall, da in dem civilisierten Angeln schon seit vielen Jahren das unsinnige Schießen mit Feuergewehren abgekommen ist, welche schlechte Sitte dagegen in manchen anderen Gegenden, besonders im Holsteinischen, noch bis auf den heutigen Tag herrscht. Ist der Zug bei der Kirche angelangt, so ordnet sich alles zum Eingang: voraus 4—6 kleine Mädchen, die „vor der Braut gehen", dann die Braut zwischen zwei größeren, jedoch unkonfirmierten Mädchen, die „neben der Braut gehen", darauf die Brautschmückerin; nun erst der Bräutigam mit seinen Beisitzern und sodann das übrige Gefolge nach dem oben angegebenen Range. Auch in der Kirche sind Braut und Bräutigam getrennt, indem besondere abgeschlossene Stühle, die in angemessener Entfernung von einander sich befinden, beide mit ihrer resp. Begleitung aufnehmen. Eine „Brautpredigt", welche ganz allgemein von der Bedeutung der Ehe, von den Pflichten und Rechten der Eheleute handelt und nicht gar zu kurz sein darf, eröffnet die kirchliche Feier. Dannn folgt das „Opfer" für Prediger und Küster. Die ganze Versammlung wandert in einem, der Heiligkeit des Orts und der Würde der Feier angemessenen Gänsemarsch um den Altar herum, um seine Gabe darzubringen. Der Küster begleitet diesen Akt mit einer passenden Orgelphantasie, oder, wenn keine Orgel vorhanden ist, mit einem Gesang, und der Prediger steht während dessen, in stille Andacht versunken, vor der

Altar. Bei einer großen Hochzeit ist die Ausbeute für beide Benefizianten oft recht bedeutend, besonders wenn ein edler Wetteifer zwischen den ländlichen und städtischen Gefolgsmännern entbrennt. Die offiziellen Personen: die Brautleute, die Beisitzer und nächsten Anverwandten haben vorsorglich ihr Opfer in Papier gewickelt, enthaltend mit dem obligaten Spezialthaler zugleich den Namen des Spenders. Nun erst ist Raum gegeben für die Copulation. Der Bräutigam verläßt seinen Stuhl, geht nach dem Brautstuhl, öffnet denselben und fordert mit einer stummen Verbeugung die Braut auf, mit ihm vor den Altar zu treten. Galanter Weise läßt er für jetzt der Braut den Vorgang, um nach der Copulation als Mann und Herr die Führung zu übernehmen. In der Traurede werden den Brautleuten noch einmal ihre Pflichten und Aussichten vorgehalten und pflegt dabei die Vorlesung der entsprechenden Stellen aus dem 1. Buch Mosis nicht zu fehlen. Von „Schaneerlichkeit" wußten unsere biederen Vorfahren nichts, ohne darum ein geringeres Gefühl für Sitte und Anstand zu haben.

Auf der Rückfahrt herrscht ungefähr dieselbe Ordnung; nur daß der Wagen des Bräutigams jetzt voraus ist und sich der Prediger dem Zuge angeschlossen hat.*) Nun endlich geht's zu Tische, wahrlich kein leichter und einfacher Aktus. Jetzt tritt der ehrsame Organist, Küster und Schullehrer zugleich in den Vordergrund. Als „Schaffner" hat er zunächst die schwierige Aufgabe, Ordnung in das Chaos zu bringen, und jeder einzelnen Person einen ihrem Range und ihrer Würde entsprechenden Platz anzuweisen. Der „Pesel", die Wohnstube, die „Lohdiele" (Tenne „Grotdäl") des Wohnhauses und die ausgeräumten Lokalitäten der anliegenden Scheunen bezeichnen ebenso viele Rangstufen von den höchsten Würdenträgern an bis herunter zu dem geringsten Dienstjungen und Proletarier. Mit der Besetzung des „Pesels" und etwa noch der nebenanliegenden Wohnstube ist das Schwierigste gethan, und der Schaffner beginnt die von den Sysselfrauen herbeigetragenen vollen Suppenterrinen aufzusetzen. Sobald er damit fertig ist, klopft er mit der Gabel auf den Tisch als Zeichen des Gebets, welches von dem Prediger gesprochen wird, der seinen Platz gegenüber dem Brautpaar angewiesen erhalten hat. Jetzt erst können wir als gute Christen die Hände aufheben zum lecker bereiteten Mahle. Zuerst Suppe mit Reis, Fleisch- und Mehlklößen. Im Reis dürfen die größten Rosinen nicht fehlen, und die kräftige Suppe ist leider durch den übermäßig hineingethanen Saffran gelb wie eine Citrone. Dann kommen in rascher Aufeinanderfolge Hühner mit Sauce, Schinken, Rindfleisch mit Meerrettig und zuletzt Braten. Ehe aber dieser erscheint, pflegt gewöhnlich eine längere Pause gemacht zu werden, teils um sich von den gehabten Anstrengungen etwas zu erholen, teils auch um den übrigen Gästen in den niederen Regionen einen Besuch abzustatten. Sind diese im ganzen auch etwas stiefmütterlicher behandelt: (statt des Weins: Bier, Branntwein und Rum;) so können sie dagegen zwischen den einzelnen Gängen rauchen, und stehen zu dem Ende die durchschnittenen Hälften eines „Petum optimum subter solem" auf

*) In einigen Gegenden Holsteins spielte sich dann die folgende Scene ab. Vor der „großen Thür" hält der Wagen. Das Brautpaar steigt aus und wird von einem Schwarm alter Frauen in Empfang genommen. Von einer dieser alten Tanten, welche einen „Kämbuddel" und ein Glas in der Hand hat, wird zuerst der Bräutigam und dann die Braut gefragt: „Wonem büst Du hen west?" Nah Kirch." „Wat hest dor makt?" „Ick hess mi en junge Fru (resp. en jungen Mann) holt" „Na, denn mußt woll ock en lütten Köm hebben!" Nun wird ihnen je ein Schnaps eingeschenkt, und nachdem sie denselben ausgetrunken haben, wirft die Braut das geleerte Glas in weitem Bogen über ihren Kopf nach hinten. Wird das Glas an einem Stein oder einem anderen harten Gegenstande zerschmettert, so ist das für die neu begründete Ehe von guter Vorbedeutung. Als ein böses Omen wird's angesehen, wenn das Glas bei dieser Gelegenheit unbeschädigt bleibt. Nun tritt das Brautpaar in's Haus ein, und die Mittagsmahlzeit wird eingenommen.

dem Tische, mit einem Nagel oder hölzernen Pflock darin und einem brennenden Talglicht auf einem hölzernen Klotz, als Leuchter dienend, daneben. Daß die dampfenden „Brösel" gerade keine Wohlgerüche entsenden, wird niemanden befremden. Wieder ins Freie gelangt, kommen wir noch zeitig genug, um uns an einem originellen Festzug zu beteiligen. Die Musik voraus ziehen die Gäste nach dem nahegelegenen Backhaus. Hier haben in der Abgeschiedenheit vom Geräusch der Welt einige erfahrene Männer dem hochwichtigen Geschäft des Braten obgelegen. Auf großen eisernen Platten ruhen, künstlerisch geordnet, die mächtigen Stücke, lieblich gebräunt und einen süßen Geruch aussendend. Dienstfertige Hände fassen an, und so wandert die herrliche Gottesgabe unter den Klängen eines raschen Marsches nach dem Hochzeitshause, voraus und hinterher die elektrisierte Schaar, Taschentücher als improvisierte Fahnen schwingend und laute Freudenschreie ausstoßend. Wir aber begeben uns flugs hinaus zu den Insassen der „Lohdiele" und des Stalls. „Das Volk ist frei, seht an, wie wohl's ihm geht." Jetzt ist nämlich auch für diese die Ära des Weines angebrochen, nachdem der nichtswürdig preisgegebene Branntwein die Leistungsfähigkeit der Zecher bedeutend heruntergestimmt hat. Der edle Rebensaft (nur ganz verwöhnte Kehlen oder böswillige Verläumder munkeln von Bickbeerenwein) fließt in Strömen.

Hier hat man Gelegenheit Charakterstudien zu machen. Während einige mit der Gefräßigkeit des Wolfes in „Reinecke Fuchs" über den Braten herfallen und unglaubliche Fleischmassen in den verderblichen Magen hineinsenden, nur selten den abgestumpften Appetit mit einem gelegentlichen Trunk auffrischend, halten es die höher angelegten Naturen mit dem herzerfreuenden Weine. Selten steigert sich die gehobene Stimmung zu einem allgemeinen kräftigen Rundgesang; dafür leisten einige liederkundige Seelen Bewunderungswürdiges, wenn man nicht so sehr auf den Wohlklang und die Reinheit der Töne, als auf deren Höhe und Koloratur sieht.

In den civilisierten Kreisen des „Pesels" und der Wohnstube hat man mittlerweile auch mit dem Braten abgerechnet, und der Schaffner darf für den letzten, idealen Teil seines Amtes auf empfängliche Gemüter rechnen. Nachdem er die vorgebundene weiße Serviette von sich gethan und hinter dem Stuhl des Predigers, dem Brautpaar gegenüber, Posto gefaßt hat, läßt er zwei Strophen aus „Nun danket alle Gott" singen, in welche namentlich die Frauen begeistert und herzhaft mit einstimmen, und hält dann unter andächtiger Stille der Gäste seine kurze Ansprache an die Brautleute. Versteht er seine Sache einigermaßen, so darf er mit Sicherheit auf reichlichen Thränenerguß rechnen, jedenfalls erheben sich die Gäste in einer weniger übermütigen Stimmung und verlassen rascher und ordentlicher den Pesel, welcher darauf für den Tanz ausgeräumt und gereinigt werden muß.*)

*) Hier und da im Lande war es Sitte, nach aufgehobener Tafel und vor Beginn des Tanzes die Hochzeitsgaben zu überreichen. Auf dem Tische, hinter welchem Braut und Bräutigam mit ihren nächsten Verwandten saßen, standen zwei große mit einem Teller bedeckte Schüsseln. Dann trat in Gegenwart der ganzen Hochzeitsgesellschaft ein Gast nach dem andern hervor und warf mit einem gewissen avec die Gabe, meistens einen blanken Speziesthaler (M. 4.50), in den Teller, sei es der Braut oder des Bräutigams, worauf der beschenkte Teil aufstand, dem Geber kräftig die Hand schüttelte, dann das gefüllte Glas zuerst zum Munde führte, ein wenig davon nippte und dem Anderen zum Bescheidthun anbot. Sowie dieser getrunken, trat er mit einer Verbeugung ab und ein Folgender an seine Stelle. Die Beisitzer des Brautpaares hatten die Aufgabe, sowohl die Gläser wieder zu füllen, als auch den oben auf der Schüssel liegenden Teller dann und wann umzukehren und dessen Inhalt in den Fiskus zu dirigieren. Was diesem Modus an Zartheit abging, wurde durch den Vorteil einer bequemeren Expedierung wieder ausgeglichen.

Dieser dauert die ganze Nacht hindurch bis zum hellen lichten Morgen und wird eröffnet mit dem „Ehrentanze" der Brautleute. Der Hochzeitsbitter ist es, welcher die geschmückte Braut, seine Schwester, in den hell erleuchteten (mehrere Syfselmädchen stehen mit brennenden Lichtern in dessen Umkreis) Kreis führt, einige Male mit ihr herumwalzt und sie dann dem Erwählten ihres Herzens zuführt. Sowie der ehrsame Walzer zu Ende ist, werden durch einen raschen Ruck alle Lichter ausgelöscht und bald kann man mit Göthe sagen:

Doch hurtig in dem Kreise ging's,
Sie tanzten rechts, sie tanzten links
Und alle Röcke flogen,
Sie wurden rot, sie wurden warm
Und ruhten atmend Arm in Arm
Juchhe! Juchhe!
Juchheisa! Heisa! Ha
So ging der Fidelbogen.

Während die junge Welt auf diese Weise divertiert (manche Paare verfallen bei dieser Gelegenheit auf die löbliche Idee, späterhin „auch ihren Kram zusammen zu schmeißen"), sucht das bedächtige Alter sinnigere Unterhaltung. Den Kaffeetisch seiner würdigen Ehehälfte*) überlassend, sucht der Mann die Nähe eines guten Erzählers und tüchtigen Schwadroneurs auf. Sind zufällig mehrere von dieser Sorte vorhanden, und gelingt es, diese aufeinander zu hetzen und eine sogenannte scharfe Ecke zu bilden, so steigt der Himmel nieder, aus dem man am andern Tage mit einem argen Katzenjammer wieder erwacht. Zur Ehre der braven Angeliter muß es bezeugt werden, daß Prügeleien fast nie von ihnen in Scene gesetzt wurden, während solche in anderen Gegenden den Glanzpunkt des Festes bildeten. Die Angeliter fanden größeres Gefallen an den geschickten Wendungen und Finten eines geistigen Tourniers, selbst das landläufige „Dreikart" oder „Neunkart" wurde bei Hochzeiten wenig goutiert.**)

---

*) In einigen Gegenden ist es gebräuchlich, nach dem Hochzeitsmahle behufs Kaffeetrinkens einen Rundgang durch das ganze Dorf zu machen. Zwei Tassen muß man ohne Widerrede trinken, man würde sonst die Leute beleidigen; mit der dritten geht's Nötigen an, welches so lange fortgesetzt wird, bis man schließlich kurzen Prozeß macht, der gar zu wohlwollenden Aufwärterin die Tasse mit einem geschickten Griff aus der Hand windet und sich schleunigst erhebt. Ist nun das Dorf groß, so kann man bequem seine Rechnung mit einigen 20 Tassen abschließen. Glücklicherweise sind dieselben sehr klein und das Gebräu nicht so stark, daß ein Nervenschlag zu befürchten stände. Die Etiquette schreibt vor, daß man die leere Obertasse mit Geräusch auf die Untertasse stülpt und den Theelöffel quer obenauf legt.

**) Hier und da in Holstein kommt bei der Hochzeit um 12 Uhr nachts der zweite Haupttanz. Wieder tanzen Braut und Bräutigam und die „Achterandanzers". Die Brautleute entfliehen aus dem Tanzsaal. Die Braut wird von älteren Frauen in ein Zimmer geführt, wo ihr Schleier und Kranz abgenommen und ihr dafür als Zeichen ihrer neuen Ehefrau-Würde eine Haube aufgesetzt wird. Jetzt ist sie „unter die Haube gekommen". Darauf wird das Licht ausgeblasen und dem herbeigerufenen Bräutigam fällt nun die Aufgabe zu, im dunklen Zimmer unter den Anwesenden seine Auserwählte herauszusuchen; meistens erkennen sie sich an einem vorher verabredeten Zeichen. Hat es jedoch das Unglück gewollt, daß der junge Mann eine Falsche erwischt hat, dann erhebt sich natürlich ein großes Halloh, und er wird mit Spott überhäuft. Der junge Ehemann führt nun seine junge Frau (denn als solche werden sie jetzt erst tituliert) wieder auf den Saal, wo jetzt wieder der erste Tanz dem jungen Ehepaar zukommt. Von den „Achterandanzers" wird hinter den Eheleuten ein Höllenlärm gemacht. Der eine rasselt mit Ketten, der andere trommelt auf einer Ofenthür, ein dritter klappert mit einer Feuerzange u. s. w. Ist dieser Tanz beendet, so tritt wieder freier Tanz ein, der gewöhnlich bis an den hellen Morgen dauert.

Über die am Sonntage stattfindende Nachfeier können wir kurz berichten. Die Brautleute, jetzt „die jungen Leute", halten an dem Tage vormittags ihren Kirchgang und warten nachmittags bei der Mahlzeit in höchst eigener Person auf. Die Gäste bestehen aus den sämtlichen Syfselleuten, sowie den nächsten Verwandten und Nachbarn. Weder Musik noch Tanz findet statt; es gilt, mit dem Reste der nicht haltbaren Speisen aufzuräumen, zu welchem Ende schon am Tage vorher die das Haus hütenden Dorfbewohner und etwaige Kranke und Arme mit Speisen von der Hochzeitstafel bedacht worden sind. Selbst die umherstreichenden Bettler und Vagabonden pflegen bei dieser Gelegenheit niemals leer auszugehen. (Nach A. Hansen-Kiel u. A.)

304. Die Kolonisten in Holstein.

Der Druck, den die Nachfolger Herrmann Billungs (besonders der Sachsenherzog Bernhard) auf die Wenden ausübten, und die Strenge, womit die Geistlichkeit den Zehnten eintrieb, reizte die Wenden zum Abfall vom Christentum und zu fortwährenden Raubzügen in Holstein und Stormara. (Erzbischof Adelbert von Bremen wurde besiegt.) Alles Christentum wurde ausgerottet, die Priester zu Tode gemartert, wenn sie nicht flüchteten, die Einwohner erschlagen, gefangen, ihre Habe geraubt oder verbrannt und zerstört, so daß 600 Familien aus Holstein auswanderten. Helmold, Priester zu Bosau und Schüler Vicelins, schreibt von der Zeit: „Man findet noch Spuren jenes frühern Wesens, zumeist in dem großen Wald, der von Lütjenburg bis Schleswig sich erstreckt: so wüst und einsam und fast undurchdringlich der Wald, man findet doch hin und wieder noch Gräben, durch welche das Ackerland abgeteilt war; da sind noch Trümmer alten Gemäuers und Erdwälle, welche erraten lassen, daß hier ein menschlicher Wohnplatz gewesen, und an den Bächen erkennt man noch die Dämme, durch welche das Wasser für die Mühlen einst gestauet war." Kein Wunder: ein Verheerungskrieg von 1066—1138 war es von beiden Seiten gewesen. Gestanden doch die Deutschen selbst, ihr Zweck sei, die Wenden zu vertreiben oder wenigstens zu Christen zu machen. Der Zweck war erreicht; aber jede wendische Kultur war dabei zu Grunde gegangen und erstand nicht wieder.

Als nun Graf Adolf II. von Holstein durch seine Klugheit (1143) das alte Wendenland Wagrien erworben hatte, suchte er das wüste Land wieder anzubauen und deutsche Kultur an die Stelle der untergegangenen wendischen zu setzen. „Deshalb sandte er," wie Helmold erzählt, „Boten aus in alle Gegenden nach Flandern und Holland, Utrecht, nach Westphalen und Friesland, daß die, welche Mangel an Land hätten, mit ihren Familien kommen möchten; sie sollten ein sehr schönes Land erhalten, geräumig, reich an Früchten, das Überfluß an Fischen und Fleisch habe und herrliche Viehweiden. Zu den Holsaten und Stormarn sagte er: Habt ihr nicht das Slavenland unterwürfig gemacht? Habt ihr es nicht durch den Tod eurer Söhne und Verwandten erkauft? Warum kommt ihr denn zuletzt, es zu besitzen? Seid die Ersten und wandert in das erwünschte Land, bewohnt

es und werdet teilhaftig seiner Freuden. Euch gebührt das Beste desselben, weil ihr es den Händen der Feinde genommen habt. Auf dieses Wort hin machte sich auf eine unzählige Menge aus allerlei Volk, nahm mit sich Familie und Habe und kamen in das Wagerland zu dem Grafen Adolf, um das Land zu besitzen, welches er ihnen verheißen hatte. Und zuerst empfingen die Holsaten ihre Sitze in den sichersten Ortern der westlichen Gegend von Segeberg um den Fluß Trave und das Land Zwentifeld (Bornhöved) und was von dem Bach Schwale bis Agrimesau (Tensfelder-Au) und an den Plönersee sich erstreckt. Die Westphälinger erhielten den Distrikt Dargau (Amt Traventhal und Stadt Segeberg), die Friesen bekamen Süsel, die Holländer Eutin. Die Plöner Gegend blieb noch wüste. Oldenburg aber und Lütjenburg und die übrigen am Meer belegenen Lande gab er den Slaven (Wenden) zu bewohnen und sie wurden ihm unterthan. Und so begannen die Wüsten Wagriens bebauet zu werden und die Zahl der Bewohner vervielfältigte sich."

Bevor Adolf noch daran denken konnte, Wagrien durch Anbauen zu bevölkern, hatte er schon holländische Kolonisten ins Land gerufen und ihnen Wohnsitze an der Elbe angewiesen, wo des wüsten Sumpfes viel war. Dabei hatte er erfahren, daß die Eingewanderten nicht allein seinen Holsten in der Landwirtschaft weit voraus waren, sondern sich auch besonders gut auf die Bedeichung der Marsch wie auf die Austrocknung und Urbarmachung der Sümpfe und Möre verstanden. Wie nun Wagrien besetzt war, wandte sich seine Sorge wieder den Elbgegenden zu; zuerst der Kremper und Wilster Marsch. Waren die höher liegenden Plätze daselbst auch schon von Sachsen bewohnt, so gab es doch Bruch- und Sumpfland daselbst genug und dieses wies er den Holländern zum Wohnsitz an. Sein Beispiel fand bald Nachahmung. Das Kloster Neumünster ließ seine Besitzungen in der Wilstermarsch von holländischen Kolonisten anbauen; ebenso die Gegend zwischen der Pinnau und der Krükan und die Vogtei Kronsmoor in der jetzigen Herrschaft Breitenburg. Das Kloster Preetz rief Ansiedler nach der jetzigen Probstei, die bis 1216 nur von Wenden bewohnt war. — Holländer bauten die Herrschaft Herzhorn und die Bülow'sche Wildnis an. — In das Kirchspiel Brunsbüttel wanderten Friesen ein und gründeten das Kirchspiel Neuenkirchen.

Das Land gewann aber durch diese Kolonien einen ganz andern Anblick. Dörfer entstanden in der verödeten Gegend, und Alles wandte sich der friedlichen Beschäftigung des Ackerbaues und der Viehzucht zu. Denn die Wenden waren von der Sachsen Grenze zurückgedrängt, und wohl jedem Dorfe war zum Schutz eine Militärperson, ein Adliger, beigegeben, der seinen Besitz durch Wall und Graben befestigte, und so Schutz gegen die Räubereien der Sachsen wie der Wenden gewährte. Selbst die Wenden mußten sich zum Ackerbau bequemen, da sie zum Teil zwischen den Deutschen wohnten, neben dem deutschen Dorfe ein wendisches bestand, und sie an die Holsten-

Fürsten Abgaben bezahlen mußten, die wahrscheinlich in Korn und Vieh bestanden. In den Marschen aber wurden Deiche erbaut, weit hinaus an dem Ufer des Stroms, und dieser in ein bestimmtes Bett gewiesen. Die alten Sommerdeiche wurden verstärkt, daß sie auch den Winterfluten Trotz bieten konnten, und die vielen durch das Land laufenden Flußarme wurden abgedämmt, da sie doch schon mehr oder weniger zugeschlammt waren; Sümpfe, Brüche, Moore, die nicht den Fuß des Wanderers tragen konnten, wurden ausgetrocknet und in fruchtbares Weide- und Wiesenland verwandelt. Freilich gehörte die Arbeit von vielen Jahren dazu. Die Einwanderer standen aber auch auf einer viel höheren Stufe der Landwirtschaft als die Eingeborenen, und sind daher ihre Lehrer geworden. Als die Früchte ihrer Arbeit sich zeigten, nahmen die Einwohner die Weise der Fremden an. So wurden die Probsteier Lehrer im Ackerbau, wie die Holländer im Deichbau und der Urbarmachung der Flußmarschen und Moore. Von diesen lernte man den Schleusenbau, die Schöpfmühlen, die Entwässerung des Landes, selbst des Ackers, durch Gräben; die Kunst, Klinkersteine zu den Schleusen zu brennen, brachten die Holländer mit. Noch nach 1520 mußte man von ihnen lernen, Butter und Käse zu machen. Neben neuem Ackergerät mochten sie auch andere Kornarten einführen, namentlich Weizen und Gerste. Wenigstens lesen wir, daß das Kloster Lübeck vom Acker der deutschen Kolonisten 6 Scheffel Gerste, hingegen vom Acker der Wenden in demselben Dorfe 2 Scheffel Roggen an Zehnten erhielt. Umgekehrt mögen die Sachsen den Flachsbau von den Wenden gelernt haben, da diese denselben sehr gut verstanden.

Nicht minder standen die Kolonisten auf einer viel höhern Stufe der politischen Bildung, als die Eingeborenen und ließen sich erst im Lande nieder, als ihnen große Freiheiten verbrieft waren. So ließen die Holländer *ihr heimisches Recht* sich zusichern und ihre heimischen Gewohnheiten, und es galt das holländische Recht 250 Jahre in der Kremper- und Wilstermarsch. *Erblich* wollten sie ihren Besitz; unter keiner andern Bedingung wollten sie die wüsten Ländereien anbauen, als wenn sie Sicherheit hätten, daß ihre Kinder die Früchte ihrer Arbeit genießen könnten. *Frei* endlich wollten sie selbst sein, denn sie verabscheuten die Leibeigenschaft, und *frei* sollte auch ihr Besitz sein. Nur eine Abgabe an den Landesherrn übernahmen sie, zum Zeichen, daß sie ihn als ihren Oberherrn anerkannten. So ist durch sie die Zahl der *freien Bauern* unseres Landes vermehrt; selbst der Sachse mochte von ihnen lernen, den Wert der Freiheit höher schätzen und fester halten. Wirklich hat weder das Schleswigsche Festeverhältnis noch das Lauenburgsche Meierwesen in Holstein je festen Fuß gefaßt.

(*Petersen's* Lesebuch, Schleswig 1866.)

305. Die Aufhebung der Leibeigenschaft im Königreich Hannover.*)

In den hannoverschen Landen gab erst das ereignisreiche Jahr 1830 den Anstoß zur endlichen zeitgemäßen Reform der bäuerlichen Verhältnisse, obwohl sie doch kaum irgendwo nötiger war, weil dies Land ein vorzugsweise ackerbautreibendes ist. Fast gebieterischer noch als diese Umstände heischte diese Reform das wunderliche Bunterlei, welches wie in den Rechtsverhältnissen, so auch in der Belastung der ländlichen Bevölkerung der einzelnen Provinzen des jungen Königreiches waltete. So zeigte z. B. selbst in den alten Bestandteilen desselben das Meierwesen, welches dort, wie im nördlichen Deutschland überhaupt, schon seit einer Reihe von Jahrhunderten vorherrschte, noch immer sehr bedeutende, rechtliche Ungleichheiten. Denn während es in mehreren Gegenden des Landes, wie in früheren Tagen, so auch noch jetzt als ein mildes Hörigkeits-Verhältnis mit Erbpacht unter feststehenden Bedingungen sich darstellte, hatte es in anderen nur zu große Ähnlichkeit mit bloßer Zeitpacht, indem es den Bauern nur auf eine gewisse, und oft sehr kurze, Zeit den Besitz ihrer Höfe sicherte und die Steigerung des Pachtzinses gestattete. Und wieder in anderen Gegenden, wie z. B. in der Grafschaft Hoya, wo ein Bauernhof nicht selten mehrere Gutsherren hatte, war mit dem meierrechtlichen Verhältnis oft genug förmliche Leibeigenschaft verbunden, die anderwärts, wie namentlich im Osnabrückschen, die Regel bildete, hier auch, wie in der genannten Grafschaft und im Bentheimschen am drückendsten erschien. In diesen Teilen des hannoverschen Staates mußten die Bauern noch zur Zeit der Juli-Revolution bei Verheiratung ihrer Töchter vom Gutsherrn einen Freibrief, d. h. eigentlich die altherkömmliche Verzichtleistung auf das Jus primae noctis lösen, welche freilich allmählich mehr die Natur eines Ehekonsenses angenommen hatte, deren Kosten indessen auf fünf bis dreißig, ja! bei harten Seigneurs auf vierzig bis fünfzig Thaler sich beliefen. Ferner fiel hier beim Tode des einen Ehegatten dem Gutsherrn die Hälfte aller beweglichen Habe zu, wenn noch ein überlebender Ehegatte oder wenn Kinder vorhanden waren, ohne daß er auch die Hälfte der Schulden zu übernehmen hatte; im andern Falle erhielt er das Ganze. Hatte die Sitte auch eine nachsichtige Handhabung dieses gutsherrlichen Miterbrechtes bewirkt, so beruhte die darin liegende Erleichterung doch auf keinem sichern, gesetzlichen Zustande, nicht einmal auf einem rechtlichen Herkommen, und war deshalb allen Wechselfällen der Ansichten unterworfen. Dazu kam nun noch, neben vielfachen privatrechtlichen Beschränkungen, der verhaßte Zwangsdienst des Nachwuchses der Leibeigenen, indem jedes abgehende Kind derselben verpflichtet war, dem Gutsherrn ein halbes oder ganzes Jahr lang als Knecht oder Magd ohne Lohn zu dienen, und auf dessen Verlangen im Dienste bleiben mußte.

Aber auch in den Provinzen Hannover, wo der Landmann nicht mehr leibeigen, sondern persönlich frei, oder nur noch von den Fesseln milder Hörigkeit umschlungen war, drückten ihn die Wucht der Frohnden, der sonstigen Naturalwie Geld-Präsentationen, welche die Gutsherren und der Staat ihm aufgebürdet,

*) Auf dem Kongreß zu Wien 1814 zum Königreich erklärt und durch die von Preußen übernommenen Provinzen Ostfriesland, Hildesheim, Lingen, Meppen und mehrere kleinere Distrikte gegen die Abtretung Lauenburgs vergrößert, erhielt Hannover 1831 in dem Herzog von Cambridge einen Vize-König und löste nach dem Tode König Wilhelms IV. (1837) die (seit mehr als 100 Jahren bestandene) Personal-Union mit Großbrittanien, indem es in Ernst August (fünfter Sohn König Georgs III.) seinen eigenen König, der in Hannover residierte, empfing, während in Großbrittanien die weibliche Linie des Hauses Braunschweig-Lüneburg (die 18jährige Prinzessin Viktoria, einzige Tochter des Herzogs von Kent) auf den Thron kam. (J.)

schier zu Boden. So mußten z. B. im Lüneburgschen den Ersteren ungemessene Jagdfrohnden, Spanndienste bis zu drei, und Handdienste bis zu sechs Tagen in der Wochen geleistet werden, daneben aber auch noch eine ganz erkleckliche Anzahl der Domänenkammer (dem Staate), und in manchen Gegenden sogar dieser und dem Gutsherrn gleichzeitig. Nicht weniger schlimm war die arge Ungleichheit, die nicht nur in der Größe der Pachtzinse*), sondern in der Belastung des Grund und Bodens überhaupt herrschte, die oft genug gerade dort am rücksichtlosesten gehandhabt wurde, wo die Bodenverhältnisse zur Schonung des Landmannes am gebieterischsten aufforderten, und ebenso umgekehrt. Das galt namentlich von der in den bei weitem meisten Provinzen des Königreichs allgemeinen Bürde des Zehnten, der gerade da den Bauern den geringsten Teil der Früchte ihres Schweißes entzog, wo die Bodengüte den Landbau ohnehin am meisten lohnte, wie in Bremen, Verden und Ostfriesland, einen überaus bedeutenden aber gerade in den Gegenden, wo dieser ohnehin mit den größten natürlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, wie z. B. in Lüneburgs mageren Ebenen. Hier konnte, nach der Versicherung anerkannter Sachverständigen, das Zehntrecht oft mit dem dritten Teile, selbst mit der Hälfte der Zehntflur nicht vergütet werden, ja! in einzelnen Fällen hatte es allein einen größeren Wert, als die ganze Feldmark selbst. Daher konnte es denn auch kommen, daß z. B. in Ostfriesland die bäuerlichen Lasten von 666,684 Morgen wirtschaftlich benutzter Bodenfläche sich auf ungefähr 75,000 Thaler jährlich beliefen, im Fürstentum Hildesheim aber von nur 422,170 Morgen derselben auf das Sechsfache! Sehr natürlich mithin, daß der Landmann nur in wenigen Gegenden imstande war, vom Ertrage des Ackerbaues zu leben, darum noch immer, wie im vorigen Jahrhundert, zu Nebengewerben, namentlich zur Garnspinnerei, zu Frachtfuhren, zum Holz- und Torfhandel seine Zuflucht nehmen mußte, daß Hannovers Agrikultur-Bevölkerung so bedenklich verarmte, daß unter ihr noch im Jahre 1830 die Ansicht vorherrschte, der einzige Vorteil, den der meierpflichtige Bauer von seinem Hofe habe, bestehe in der ihm dadurch gegebenen Möglichkeit, seine eigenen Körperkräfte zu leidlichem Tagelohne verwerten zu können. Sehr natürlich aber auch, daß dort die Landwirtschaft damals im allgemeinen noch auf einer niederen Stufe der Ausbildung stand, und nur auf dem verhältnismäßig sehr kleinen Teile völlig freier Güter eine höhere Stufe erklommen hatte**).

Wer weiß, wie lange diese Lage der Dinge sich noch fortgeschleppt haben würde, wenn nicht die Juli-Revolution und die sehr schlechte Ernte des Jahres 1830 jenem System einen gewaltig erschütternden Stoß versetzt hätten, welches man ebenso irrig für ein väterliches, wie für ein wohlthätiges hielt. Die in den Regierungskreisen bislang vorherrschende Ansicht, daß der Bauer in dem persönlichen und materiellen Abhängigkeits-Verhältnisse von seinem Gutsherrn sich am besten befinde, die es selbst ganz unbedenklich gefunden, daß zwei Dritteile aller Staatsangehörigen durch diese patrimoniale Mittelmacht fortwährend außer aller direkter Verbindung mit der Staatsgewalt erhalten wurden, erlitt doch einen gar zu kläglichen Schiffbruch angesichts der jetzt unbestreitbaren Thatsache, daß eine einzige schlechte Ernte ausreichte, die größten Gefahren über das Königreich

*) Während diese in den Gegenden von Göttingen z. B. zwei bis drei Himten (denn sie waren am häufigsten in Getreide zu errichten) vom Morgen betrugen, stiegen sie in manchen Teilen des Hildesheim'schen bis auf sechs Himten vom Morgen! Lüntzel, die bäuerlichen Lasten im Fürstentum Hildesheim S. 211 (Hildesheim 1830).

**) Wie noch im Jahre 1833 ein sehr sachkundiger Beurteiler (Drost Müller in Arzen) mit dem Bemerken rügte, daß selbst manche der gerühmten Fortschritte „in ihrer verkehrten Anwendung bei unfreien Gütern, auf die überwiegende Maße unserer bäuerlichen Besitzungen und deren Produktion sehr oft nachteilig eingewirkt haben." Hannoversches Magazin, Jahrgang 1833 S. 180.

zu bringen. Da man seiner ländlichen Bevölkerung allgemein das Zeugnis großen Fleißes und umsichtiger Benutzung aller neuen Entdeckungen und Erfahrungen geben mußte, so konnte man nicht, wie z. B. im Mecklenburgischen, ihre Indolenz zum scheinbaren Sündenbock machen, diese als Ursache der unerbaulichen, jetzt nicht mehr abzuleugnenden Erscheinung abschildern, daß der Wohlstand des platten Landes in den langen Friedensjahren sich nicht nur nicht gehoben, sondern dergestalt vermindert hatte, daß der Bauer durch das erste größere nachteilige Ereignis an den Rand des Verderbens gebracht wurde.

Unter allen deutschen Volksstämmen ist wohl kein anderer weniger zu gewaltsamen Umwälzungen geneigt, als der niedersächsische, und zumal der hannoversche Ast desselben. Die Juli-Ereignisse in Frankreich und die Aufstände in Kurhessen und anderen Bundesstaaten würden darum schwerlich auch in Hannover eine Revolution hervorgerufen haben, wenn nicht die größere Hälfte derselben, die Auflösung aller moralischen Bande zwischen Regierung und Volk, längst vollendet gewesen. Denn auch die Lage der Städte war kaum weniger schlimm, als die der ländlichen Bevölkerung, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil, wenn in einem hauptsächlich Ackerbau treibenden Staate der Bauer Not leidet, der Bürger unausbleiblich nur zu bald sein Leidensgefährte wird. Wie fest die Regierung in den geistigen Fußeisen ihres Systems, ihres angedeuteten verhängnisvollen Wahnes lag, war allgemein bekannt, da nur zu viel Thatsachen zeigten, daß sie ebensowenig wie die Aristokratie geneigt sei, freiwillig auch nur die unerläßlichsten Reformen zu gewähren. So hatte z. B. die zweite Kammer der allgemeinen Ständeversammlung die unabweisliche Notwendigkeit der endlichen Befreiung des Landmannes wie des Grund und Bodens von ihren alten Fesseln wiederholt angeregt, aber die erste, die Adelskammer, hatte sich derselben beharrlich widersetzt und das Gouvernement ihr beigepflichtet. Ferner hatten Osnabrücks Provinzialstände bereits im Jahre 1822 auf die Abschaffung der Leibeigenschaft gedrungen und, um den Machthabern das Geschäft zu erleichtern, ihnen eine völlig ausgearbeitete Ablösungsordnung vorgelegt, die aber so wenig wie jenes Ansinnen selbst beachtet wurde. Wie hätte es da selbst bei einem so wenig neuerungssüchtigen Volke, wie das hannoversche ist, ausbleiben können, daß die Überzeugung, nur auf dem Wege der Gewalt stehe Befreiung von solch' unerträglichen Zuständen zu hoffen, sich längst in das allgemeine Bewußtsein eingenistet?

Der Herzog von Cambridge, der nach dem Sturze des Grafen Münster, (Februar 1831) des bisherigen verhaßten Premier-Ministers, als Vizekönig an die Spitze des hannoverschen Staates trat, war einsichtig genug, der weiteren Ausbreitung der revolutionären Bewegung durch das wirksamste Mittel, die Zusicherung rascher durchgreifender Reformen auf gesetzlichem Wege, vorzubeugen. Daß zu den dringendsten die sofortige Erleichterung der Lage des Landmannes gehörte, hatte der Bruder und Stellvertreter König Wilhelm IV. in der Thronrede, mit welcher er (7. März 1831) die schleunig berufene Ständeversammlung eröffnete, ausdrücklich anerkannt, und zugleich die Bereitwilligkeit der Regierung erklären lassen, auch dem noch unfreien, und bislang in dieser gar nicht vertretenden Bauernstande, seinem vielfach ausgesprochenen Wunsche gemäß, die Wahl einer angemessenen Anzahl von Abgeordneten zu gestatten, um bei der beabsichtigten Umgestaltung seiner Verhältnisse die Interessen desselben zu wahren. Und wirklich gewährte eine im nächsten Jahre (22. Februar 1832), lange vor dem Zustandekommen des neuen Staatsgrundgesetzes (26. September 1833), publizierte königliche Verordnung der Agrikultur-Bevölkerung sechszehn Vertreter in der Deputierten-Kammer.

Die persönliche Leibeigenschaft, Hörigkeit und alle damit zusammenhängenden Verhältnisse, wie namentlich die oben erwähnten Zwangsdienste des bäuerlichen

Nachwuchses, waren kurz vorher mittelst des die Ablösung der grund- und gutsherrlichen Rechte verfügenden Gesetzes vom 10. November 1831 für immer und ohne Entschädigung aufgehoben, dagegen den Berechtigten für die abzulösenden Reallasten eine um so ausgiebigere durch dasselbe zuerkannt worden. Die Ablösung sollte nämlich nach dem Reinertrage der Grundlasten und durch den fünfundzwanzigfachen Betrag desselben geschehen; alle Anstrengungen der Abgeordnetenkammer, den Kapitalisations-Maßstab auf den zwanzigfachen Betrag herabzusetzen, waren an dem unbeugsamen Widerstande der Adelskammer gescheitert, und jene hatte das Gesetz nur deshalb angenommen, weil sie glaubte, daß bei der Dringlichkeit der Umstände auch ein mangelhaftes Gesetz besser sei, als gar keins. Seine rechte Anwendbarkeit und weitere Ausführung erhielt dasselbe indessen erst durch die Ablösungs-Ordnung vom 23. Juli 1833.

(S. Sugenheim, Geschichte d. Aufh. d. Leibeigenschaft, St. Petersburg 1861.)

306. Die Agrargesetzgebung in Preußen und den übrigen deutschen Staaten.

Die preußische Agrargesetzgebung begann zu einer Zeit, in der Preußens Macht für lange Zeit zertrümmert schien, unmittelbar nach dem Frieden von Tilsit, mit dem Edikt vom 9. Oktober 1807, und schloß ab nach dem Jahre 1848 mit den Gesetzen vom 2. März 1850. Als Motiv lag der Gesetzgebung zu Grunde: die Erhöhung des Wertes des Grundeigentums und des Kredits der Grundbesitzer durch Aufhebung veralteter Beschränkungen und Lasten, welche die freie Bewegung des Eigentümers und folgeweise die Entfaltung dessen individueller wirtschaftlicher Kraft bisher gehemmt hatten.

1. Zum Verständnis jener Gesetzgebung ist es notwendig, den bei ihrem Beginn vorhandenen Rechtszustand, in welchem sich der ländliche Grundbesitz befand, kurz zu schildern. Es ist bekannt, daß der Besitz und Genuß freien Eigentums an ländlichen Grundstücken in Preußen gleichwie im übrigen Deutschland ursprünglich nur einer geringen Anzahl von Staatsbürgern vergönnt war. Entsprechend der stolzen Pflicht des grundbesitzenden Ritterstandes zur Leistung von Ritterdiensten und zur Beschützung der Wehrlosen (Vogtei) hatten sich deren „herrschaftliche Rechte" über die sämtlichen Bewohner ihres Bezirks ausgebildet (Gutsunterthänigkeit), deren wichtigstes in der Gerichtsherrschaft (Patrimonialgerichtsbarkeit) bestand. Daneben hatte sich das Recht einer Grundherrschaft über die Grundbesitzer ihres Bezirks entwickelt, hervorgegangen aus der Ausschließbarkeit freien Eigentumbesitzes an ländlichem Grund und Boden und der daraus resultierenden Macht, die Art und Weise der Vergebung einzelner Grundstücke an die für die Bewirtschaftung des Guts heranzuziehenden Arbeitskräfte nach eigner Willkür zu bestimmen. Die allgemeine Pflicht des Gutsunterthanes ist im Preuß. Landrecht bezeichnet als die Pflicht zur „Treue, Ehrfurcht und Gehorsam". Im Betreff der speziellen Pflichten der grundbesitzenden Bauern waren in erster Linie deren, mit der Gutsherrschaft abgeschlossenen Verträge, in zweiter die Erb- und Dienstregister maßgebend. Je nach dem Inhalt jener, sehr selten schriftlich abgefaßten, Übereinkommen war der Grad der Grundherrschaft ein verschiedenartiger, oft starker, oft weniger starker. Die älteste Form der Vergebung des Grund und Bodens an die Bauern scheint die des Heuer- (Pacht-) Vertrags gewesen zu sein, mit dem besonderem Kriterium jedoch der Leistung des Pachtzinses in Gestalt persönlicher Dienste (Frohnden), deren der Gutsbesitzer zur Bewirtschaftung seines Gutes bedurfte. Ein Vertrag dieses Inhalts entzog dem Gutseigentümer lediglich die Nutzung des in

Heuer gegebenen Grundstückes für bestimmte Zeit und änderte an dem Begriff des Eigentums, das ihm vollinhaltlich verblieb, nichts. Dagegen konnte nicht ausbleiben, daß dieses, in der Regel noch dazu mit dem Zustand der allgemeinen Gutsunterthänigkeit verbundene Vertragsverhältnis ein persönliches Abhängigkeitsverhältnis schuf, das mit der Dauer jenes an Stärke zunahm. Es war nicht allein die Gewöhnung an die persönlichen Dienste, welche die Wirkung übte, sondern hauptsächlich die Liebe zur Scholle, welche den Bauer und seine Familie fesselte und ihn regelmäßig zur Erneuerung des Vertrages nach abgelaufener Heuerzeit und daneben noch häufig zur Leistung eines Einheuerungspreises — bald in Geld, bald in Diensten bestehend — antrieb. Die Umgestaltung der öffentlich-rechtlichen Verhältnisse, insbesondere die allmähliche Beseitigung der Privilegien des Adels (Aufhören der Ritterdienste) mußte zur Folge haben, daß die Beziehungen des Bauern zum Grundbesitzer sich lockerten, seine Beziehungen zu dem ihm zur Nutzung überwiesenen Grundbesitz sich befestigten. Aus der Zeitpacht entwickelte sich die Erbpacht und mit dieser war die Brücke gebaut zur Schaffung eines dem römischen Recht unbekannten Eigentums zweiten Ranges, dem Eigentum des Erbzinsmannes mit seiner an den Konsens des Gutsbesitzers, als Obereigentümers, gebundenen Veräußerungsfreiheit, mit seinen beständigen, nicht ablösbaren Zinsabgaben und dem laudemium (Lehngeld) in Veräußerungsfällen.

Diese historische Entwickelung der verschiedenen Grade der Grundherrschaft war übrigens keine gleichmäßige. Nicht immer ist aus dem beschränkteren Verhältnis des Bauern das weniger beschränkte herausgewachsen. Und so finden wir denn noch am Ende des vorigen Jahrhunders zur Zeit der Bekanntmachung des Landrechtes sämtliche Formen der gutsherrlichen Grundherrschaft und ihnen entsprechend die verschiedensten Arten bäuerlicher Rechte ein Grundbesitz vertreten:

> Das Erbzinsgut, das im preußischen Landrecht, wie auch die Erbpacht, die gleichfalls dort behandelt wird, sowie diejenigen Rechtsverhältnisse, meist persönlicher, nicht dinglicher Art, welche im Landrecht nicht separat behandelt, je nach dem speziellen Vertrage der rechtlichen Beurteilung unterliegen und deren Objekt als der lassitische Besitz bezeichnet zu werden pflegt. („Lassen" oder „Liten" nannte man im Mittelalter die hörigen, zins- und dienstpflichtigen Leute.) Es umfaßt übrigens der Ausdruck „lassitischer Besitz" auch diejenigen bäuerlichen Stellen, bei denen sich — unbeschadet des persönlichen Charakters des Rechtsverhältnisses — ein Erbrecht in dem Besitz des lassitischen Grundstücks allmählich herausgebildet hatte.

Alle die diesen verschiedenen Klassen der Grundbesitzer angehörigen Personen pflegte daneben die gemeinsame Fessel der Gutsunterthänigkeit zu umschlingen.

Schon vor dem preußischen Edikt vom 9. Oktober 1807 hatte die Gesetzgebung wiederholt den Versuch gemacht, die aus diesem Rechtszustand für den Einzelnen sowohl wie für den Staat hervorgehenden Gefahren durch Einschränkung der Rechte des Gutsherrn zu beseitigen und zwar war es namentlich das berüchtigte „Legen der Bauernhöfe" oder „Bauernlegen", das die Gesetzgebung durch wiederholte Erlasse zu verhindern bestrebt war, wie u. a. ein Edikt Friedrich des Großen vom 12. August 1749, „daß keiner von Adel noch andere Vasallen ..... bei Einhundert Dukaten Strafe zur Invalidenkasse sich unterstehen sollten in und bei ihren Güthern Bauern- und Cossäthen-Höfe eingehen zu lassen, und die Äcker und Wiesen davon an sich zu ziehen, oder zu Vorwerckern zu schlagen, noch weniger davon neue Vorwercke anzulegen."

2. Der Anfang einer Reform von Grund aus trat erst ein mit dem Edikt vom 9. Oktober 1807, den erleichterten Besitz und den freien

Gebrauch des Grundeigentumes, sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner betreffend. Dies Edikt war die erste gesetzgeberische Arbeit des Freiherrn von Stein. Es bildet den Eckstein der Stein-Hardenbergschen Reformgesetzgebung. Mit ihm wurde der erste Schritt gethan zur Erreichung des gesteckten Zieles: der Schaffung eines allgemeinen freien Staatsbürgertums. Das Edikt führte den freien Güterverkehr in Bezug auf den Grundbesitz ein, ließ die freie Wahl des Gewerbes zu, und was hier besonders interessiert, hob die Gutsunterthänigkeit auf. („Mit dem Martinitage 1810 hört alle Gutsunterthänigkeit in Unseren sämmtlichen Staaten auf. Nach dem Martinitage 1810 giebt es nur freie Leute" .....)

Der Aufhebung der Gutsunterthänigkeit folgte die gesetzgeberische Fürsorge für diejenigen bäuerlichen Grundbesitzer, deren wirtschaftliche Position die unfreieste und unsicherste war; es waren besonders diejenigen, die im lassitischen Verhältnis zur Grundherrschaft standen. Die zunächst erlassenen Verordnungen vom 27. Juli 1808 und 16. März 1811 bezogen sich lediglich auf die Domanialbauerngüter; sie gewährten den Immediatinsassen in den Domänen von Ostpreußen, Litthauen und Westpreußen das freie Eigentum, führten die Ablösungsbefugnis bezüglich der Domanial-Abgaben ein und stellten die Ausgleichungsgrundsätze fest.

Ihnen schlossen sich rücksichtlich des übrigen lassitischen Besitzes zwei Edikte vom 11. September 1811 an, deren praktische Ausführung binnen kurzer Zeit den gesamten lassitischen Bauernstand von der Fessel der Gutsherrschaft hätte befreien können. Das eine ist das Edikt, die Regulierung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse betreffend, das andere das Edikt zur Beförderung der Landkultur.

Das erste verordnete, daß sämtliche in lassitischem Besitz befindlichen bäuerlichen Besitzungen in Eigentum zu verwandeln und daß die auf ihnen ruhenden Dienstbarkeiten und Berechtigungen gegen Entschädigung abzulösen seien.

Das zweite Edikt setzte zunächst fest: daß jeder Grundbesitzer ohne Ausnahme befugt sein solle, über seine Grundstücke insofern frei zu verfügen, als nicht Rechte, welche Dritten darauf zustehen und aus Fideikommissen, Majoraten, Lehnsverband, Schuldverpflichtungen, Servituten herrühren, dadurch verletzt werden. Es enthält ferner neben verschiedenen, die Landkultur zu fördern geeigneten Spezialbestimmungen zwei wichtige Vorschriften. Es gestattet erstens die Ablösung des Kanons, des in Veränderungsfällen anfälligen laudemium und anderer unbestimmter Abgaben und erlaubt zweitens dem Grundbesitzer soviel Arbeitsfamilien, wie er zu bedürfen glaube, auf seinem Eigentum anzusetzen, und solche ganz oder teilweise durch Landnutzung abzulohnen, verbietet aber, „damit sich hierdurch nicht neue kulturschädliche Verhältnisse bilden," eine längere Mietszeit als 12 Jahre, sowie die erbliche Überlassung von Grund und Boden unter Verpflichtung zu fortwährenden Diensten.

Von der Gesetzgebung des Jahres 1811 wurden also diejenigen mit Diensten, Natural- oder Geldabgaben belasteten Bauerngüter, an welchen den Besitzern das Eigentum, ein Erbzinsrecht, ein Erbpachtsrecht zustand, — abgesehen von der für sie eingeführten Ablösbarkeit des Kanons, des laudemium und anderer unbestimmter Gefälle, — nicht betroffen.

Die Ausführung des Regulierungsedikts vom 11. September 1811 erfolgte nicht in dem Maße und nicht mit der Eile, welche der Gesetzgeber bei Erlaß für wünschenswert erachtet hatte. Zwar war an eine Beseitigung der Stein'schen Reformen, wie mancher sie wünschen mochte, nicht zu denken. Es war vielmehr die preußische Regierung bemüht, auf der Grundlage jener Reforen weiter zu bauen, indem sie für die verschiedenen Landesteile die Ablösungsordnungen vom 7. Juni 1821, 13. März 1829, 18. Juni 1840 und 4. Juli 1840 schuf und eine Gemeinheitsteilungs-Ordnung (vom 7. Juni 1821) erließ, welche die Befreiung ländlicher Grundstücke von kulturschädlichen Dienstbarkeiten ermöglichte. Soweit aber konnte der Zug der damaligen Zeit doch dringen, daß in dieser

neuen Ordnungen ein Hauptprinzip der Gesetzgebung von 1811 außer Acht gelassen wurde, das Prinzip: die bäuerlichen Besitzungen in prästationsfähigem Stand zu erhalten. Denn es wurde im Gegensatz zur früheren Gesetzgebung zum Grundsatz erhoben, daß für die Ablösung einzig und allein der volle Wert der bäuerlichen Verpflichtungen maßgebend sein solle. Und was den Umfang der Ablösungen betrifft, so ging die Ablösungsordnung vom 7. Juni 1821 sogar soweit: von der Ablösung der Dienste die sämtlichen kleinen Grundbesitzer auszunehmen, eine Bestimmung, die erst durch spätere Gesetze (vom 18. Juli 1845 und 31. Oktober 1845) wenigstens für die Provinzen Sachsen und Schlesien wieder beseitigt wurde. — Noch weitere Rückschritte traten in denjenigen Verordnungen hervor, welche schon bald nach 1811 an das Regulierungsedikt direkt anknüpften und es „deklarierten" d. h. abänderten.

Also: Ausschließung des kleinen Grundbesitzes von der Wohlthat des Erwerbes freien Eigentums, Verbesserung der Position der Gutsbesitzer im Regulierungsverfahren auf Kosten der Prästationsfähigkeit des kleinen Grundbesitzers, — das waren die hervorstehenden Kriterien dieser späteren preußischen Agrargesetzgebung. Alle diese Abweichungen wurden aber schließlich übertroffen durch ein Gesetz vom 31. Januar 1845, betreffend die Zulässigkeit von Verträgen über unablösliche Geld- und Getreideabgaben. Es bestimmte: daß die nach den bisherigen Vorschriften den Besitzern von Erbpachts-, Zins- oder Erbzinsgrundstücken zustehende Befugnis, die auf diesen Grundstücken ruhenden festen Geld- oder Getreideabgaben durch Kapital abzulösen, in Zukunft durch Vertrag ausgeschlossen oder beschränkt werden könne, und ließ diese Befugnis sowohl für bestehende als auch für künftig vertragsmäßig neu zu bedingende Abgaben zu. Dieses, so kurze wie einschneidende, Gesetz würde es demnach ermöglicht haben, das aus dem Motiv der Landeskulturschädlichkeit der gutsherrlichen Abgaben hervorgegangene, gesetzlich eingeführte Ablösungsrecht auf dem Wege des Vertrages wieder zu beseitigen und stellt sich damit vollständig in Widerspruch zu dem Prinzip der Gesetzgebung von 1811.

Doch an dem Jahre 1848 zerschellte auch die Reaktion auf dem Gebiete der Agrarpolitik. Und es war die höchste Zeit! Denn der damalige Rechtszustand war ein durchaus verworrener und litt an Inkonsequenzen höchst bedenklicher Art. Die ursprünglich allgemein eingeführte Regulierungs- und Ablösungsfähigkeit des kleinen Grundbesitzes war beschränkt, die Ablösung der Dienste von kleineren Stellen war erst vor kurzem (1845) und nur in einem Teil der Monarchie (Sachsen, Schlesien) gesetzlich gestattet worden. Das ursprüngliche Prinzip der Erhaltung der Bauern im leistungsfähigen Zustande war verlassen worden. Die Ablösungsmittel waren für alle Provinzen nicht die gleichen. Die Ablösung selbst schritt nur langsam vorwärts, weil bei andauerndem niedrigen Zinsfuß und beim Mangel der erforderlichen Kapitalien der Bauer nicht in der Lage sich befand, unbeschadet seiner Existenzfähigkeit, den fünfundzwanzigfachen Betrag der Jahresleistung durch Kapitalteilzahlungen, die mindestens 100 Thaler betragen mußten, zu erlegen. Neben den für ablöslich erklärten waren Abgaben und Leistungen als unablöslich bestehen geblieben, welche den freien Verkehr mit dem Grundbesitz beschränkten und den Verpflichteten in einem lästigen Abhängigkeitsverhältnis erhielten, dagegen dem Berechtigten gar keine materiellen Vorteile gewährten.

3. Die Agrargesetzgebung des Jahres 1850 bilden zwei Gesetze vom 2. März; das eine betrifft „die Ablösung der Reallasten und die Regulierung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse", das andere „die Errichtung von Rentenbanken".

Der erste Abschnitt des Gesetzes über die Ablösung der Reallasten enthielt eine Spezialisierung derjenigen Berechtigungen, welche ohne Entschädigung aufgehoben werden.

Es fallen darunter beispielsweise: das Obereigentum des Lehnsherrn (Thronlehne ausgenommen), des Guts- oder Grundherrn, des Erbzinsherrn, des Erbverpächters, das gesetzliche Verkaufs-, Näher- und Retraktrecht an Immobilien, sowie eine große Anzahl derjenigen Berechtigungen, welche dem Gutsherrn keine materiellen Vorteile gewährten.

Der zweite Abschnitt betrifft die Ablösung der Reallasten und stellt das Prinzip fest: daß alle beständigen Abgaben und Leistungen, welche auf eigentümlich oder erbpachts- oder erbzinsweise besessenen Grundstücken oder Gerechtigkeiten haften, mit Ausnahme der Steuern und ähnlicher öffentlicher Abgaben und Lasten, ablösbar seien.

Zur Fixierung der dem Berechtigten gebührenden Abfindungen soll zunächst der jährliche Geldwert der abzulösenden Reallasten ermittelt werden. — Die Ablösung erfolgt seitens der, für jede Provinz zu errichtenden Rentenbanken dadurch, daß die Bank den Berechtigten gegen Überlassung der Geldrente an sie das zu deren Ablösung erforderliche Kapital durch zinstragende, den zwanzigfachen Betrag der vollen Rente repräsentierende, vierprozentige, allmählich zu amortisierende Schuldverschreibungen (Rentenbriefe) abfindet, die Rente aber alsdann von dem Verpflichteten fortbezieht und zwar zu einem um $^1/_{10}$ verminderten Betrage. Durch Zahlung von $^9/_{10}$ der fixierten Geldrente während eines Zeitraums von $56^1/_{12}$ Jahren seitens des Verpflichteten an die Rentenbank tritt Tilgung der Rente ein. — Dem Besitzer eines ohne Begründung eines gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisses zu Erbpacht, Erbzins oder Eigentum überlassenen Grundstücks ist das Recht der Ablösung gegen Zahlung des zwanzigfachen Betrages der fixierten Rente als Ablösungssumme gewährt. Auf den Antrag des Berechtigten erfolgt die Ablösung nur durch Vermittlung der Rentenbanken.

Die behufs Ermittelung der Ablösungssumme vorgeschriebene Verwandlung der Abgaben in feste Geldrenten gilt auch für diejenigen Reallasten, welche Kirchen, Pfarren, Küstereien und Schulen zustehen. Die künftige definitive Ablösung derselben ist aber einem besonderen Gesetze vorbehalten.

Der dritte Abschnitt des Gesetzes ist dazu bestimmt, an die Stelle des Regulierungsedikts vom 14. September 1811 zu treten; es stellt für die Verpflichteten ungleich vorteilhaftere Bedingungen als das Edikt auf, indem es die Verwandlung des gesamten lassitischen Grundbesitzes in freies Eigentum gegen Zahlung von ablösbaren Renten zuläßt, deren Betrag durch Schätzung der gegenseitigen Rechte und Pflichten der Beteiligten zu ermitteln ist.

Aus dem vierten Abschnitt nimmt das größte Interesse des § 91 in Anspruch. Er lautet:

§ 91. „Bei erblicher Überlassung des Grundstücks ist fortan nur die Übertragung des vollen Eigentums zulässig.

Mit Ausnahme fester Geldrenten dürfen Lasten, welche nach dem gegenwärtigen Gesetz ablösbar sind, einem Grundstücke von jetzt ab nicht auferlegt werden.

Neu auferlegte feste Geldrenten ist der Verpflichtete, nach vorgängiger sechsmonatlicher Kündigung, mit dem zwanzigfachen Betrag abzulösen berechtigt, sofern nicht vertragsmäßig etwas anderes bestimmt wird. Es kann jedoch auch vertragsmäßig die Kündigung nur während eines bestimmten Zeitraums, welche dreißig Jahre nicht übersteigen darf, ausgeschlossen, und ein höherer Ablösungsbetrag als der fünfundzwanzigfache der Rente nicht stipuliert werden . . . . . .

Vertragsmäßige, den Vorschriften dieses Paragraphen zuwiderlaufende Bestimmungen sind wirkungslos, unbeschadet der Rechtsverbindlichkeit des sonstigen Inhalts eines solchen Vertrages."

Der Inhalt des Ablösungsgesetzes vom 2. März 1850 stellt sich demnach dar als eine konsequente Durchführung der Gesetzgebung von 1811 unter Beseitigung aller derjenigen dem Besitzer bäuerlicher Güter lästigen Einschränkungen, welche die rückläufige gesetzgeberische Bewegung der Zwischenzeit hervorgebracht hatte. War hiermit jedem Grundbesitzer die Gelegenheit gegeben, seine wirtschaftliche Kraft uneingeengt durch die Fessel der Gutsherrschaft und in voller Gleichberechtigung mit dieser zu entfalten, so hatte das zweite Gesetz vom 2. März 1850 über die Errichtung von Rentenbanken den nicht minder segensreichen Zweck, die Ausführungen der Ablösungen zu beschleunigen, und dieser Zweck ist, wie die Folgezeit zeigt, erreicht worden.

Nachdem mit dem Jahre 1850 der Abschluß der neuen preußischen Agrargesetzgebung erfolgt war, ist auf diesem gesetzgeberischen Gebiet ein vollständiger Stillstand eingetreten. Alle, den Grundbesitz und die bäuerlichen Verhältnisse betreffenden Gesetze und Erlasse noch jener Zeit dienten lediglich zur Ergänzung und Vervollkommnung jener Gesetzgebung und enthalten keine neuen Grundsätze. Es trat die Zeit der praktischen Ausführung des Gesetzgebungswerks ein, und diese hat — worüber jetzt wohl Niemand mehr Zweifel hegt — im vollsten Maße den gehegten Erwartungen entsprochen. Erhebliche Steigerung des Werts des Grundbesitzes, freie und gleichberechtigte Entfaltung der individuellen wirtschaftlichen Kraft und dadurch hervorgerufene größere Anpassungsfähigkeit in Bezug auf den staatlichen Wirtschaftsbetrieb: das waren die unverkennbaren Folgen der liberalen Gesetzgebung Preußens.

4. Auch für das **übrige Deutschland,** Mecklenburg allein ausgenommen,*) sind größtenteils aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, wichtige Fortschritte in der Agrargesetzgebung zu verzeichnen. Am nächsten der preußischen steht hier die Gesetzgebung des Großherzogtums **Oldenburg.** Der Rechtszustand, wie er durch das Staatsgrundgesetz vom 18. Februar 1849, das Ablösungsgesetz vom 11. Februar 1851 und mehrere diesen folgende Gesetze in Oldenburg geschaffen wurde, entspricht im Ganzen dem preußischen.

Im Königreich **Bayern** ist für die bäuerlichen Verhältnisse das Gesetz vom 4. bis 6. Juni 1848, die Aufhebung, Fixierung und Ablösung von Grundlasten betreffend, maßgebend.

Im **Königreich Sachsen** begann die Reformgesetzgebung mit dem Gesetz vom 17. März 1832, dem sich eine Reihe von Spezialgesetzen anschloß. Die Grundlasten sind teils aufgehoben, teils für ablösbar erklärt. Eine Neukonstituierung von Reallasten ist nach § 505 des sächsischen bürgerlichen Gesetzbuches im Prinzip nicht ausgeschlossen, indessen praktisch außerordentlich eingeschränkt durch den Rechtssatz, daß die auf einseitigen Antrag ablösbaren Lasten auch in Zukunft durch Vertrag nicht eingeführt werden dürfen. (Errichtung einer Landeskulturrentenbank durch Gesetz vom 26. November 1861.)

Das Königreich **Württemberg** hat keine allgemeinen Gesetze über die Ablösung der Reallasten. Die mit dem Edikt vom 18. November 1817 beginnende und im Wesentlichen im Jahre 1849 abschließende Einzelgesetzgebung schaffte nach und nach die einzelnen Klassen von Reallasten teils durch Aufhebung derselben, teils durch die Einführung der Ablösungsberechtigung aus der Welt. Die Auferlegung neuer Grundlasten ist nicht gestattet.

Die Rechtslage im Großherzogtum **Baden** ist der in Württemberg ähnlich.

Das Nämliche gilt vom Großherzogtum **Hessen,** mit der Modifikation jedoch, daß dort gesetzliche Vorschriften die Neukonstituierung von Reallasten nicht verbieten.

Recht spät ist mit der Ablösungsgesetzgebung im Großherzogtum **Sachsen-Weimar** vorgegangen. Erst durch das Gesetz vom 28. April 1869 wurde die Ablösbarkeit eingeführt. Für unablösbar erklärt wurden aber die aus den Erbpachtsverhältnissen, welche urkundlich begründet sind, entspringenden Abgaben und Leistungen. Die Neubestellung der für ablösbar erklärten Lasten ist unstatthaft. Unter „Erbpacht" wird in Sachsen-Weimar gleich wie in mehreren anderen Teilen Deutschlands nicht das reine persönliche (obligatorische) Verhältnis, sondern ein dem preußischen Erbzinsverhältnis ähnliches (Untereigentum) verstanden.

Im Herzogtum **Braunschweig** ist durch die Ablösungsordnung vom 20. Dezember 1834 die Ablösbarkeit der Reallasten als Regel eingeführt. Ausgenommen von ihr sind, neben den öffentlich-rechtlichen Lasten, Abgaben von Mühlen, Ziegeleien, Thon- und Mergelgruben, von Steinbrüchen und solche, welche bergrechtlichen Ursprungs sind. Dienste und Zehnten dürfen nicht wieder eingeführt werden. Dagegen ist die Begründung aller anderen Reallasten im Vertragswege nicht ausgeschlossen, sie können aber abgelöst werden.

*) In Mecklenburg beschränkte man sich im Wesentlichen auf die Umwandlung der Zeitpacht in Erbpacht.

Auch im Herzogtum **Sachsen-Meiningen** sind von der im übrigen allgemein eingeführten Ablösungsbefugnis einzelne Klassen von Reallasten (die Zehnten aus der Regalität und neben den öffentlich-rechtlichen auch die auf dem Kirchen- und Schulverbande beruhenden) ausgenommen. Eine Neukonstituierung der für ablösbar erklärten Reallasten ist verboten.

Im Herzogtum **Sachsen-Altenburg** wurde die Ablösung durch mehrere die einzelnen Arten von Reallasten betreffende Gesetze geregelt, deren Folge die Beseitigung der Erbzinsgüter war. Ein lassitisches Verhältnis besteht noch in Ansehung einzelner (Domanial- und städtischen) Grundstücke. Die Neubelastung von Grundstücken mit Reallasten ist gesetzlich nicht untersagt; nur bezüglich neuer Frohnden darf die Ablösbarkeit auf einen längeren Zeitraum als zwölf Jahre nicht ausgeschlossen werden.

Ähnlich ist der Rechtszustand im Fürstentum **Reuß j. L.**

Im Herzogtum **Sachsen-Koburg-Gotha** unterliegen die privatrechtlichen Abgaben und Leistungen der Ablösung. Die Neubelastung ist untersagt; doch sind Ausnahmen zugelassen.

Auch im Herzogtum **Anhalt** bildet die Ablösbarkeit die Regel. Gesetzliche Bestimmungen, welche die Neubegründung von Reallasten untersagen, bestehen nicht.

Von der Ablösung ausgenommen sind im Fürstentum **Schwarzburg-Rudolstadt** (wie in Sachsen-Weimar) die urkundlich begründeten Erbpachtsverhältnisse, sowie die Lastgüterverhältnisse, welche nur ein widerrufliches Besitzrecht an Grundstücken gewährten. Auch fehlen hier gesetzliche Vorschriften über die Neubestellung von Lasten.

Auch im Fürstentum **Schwarzburg-Sondershausen** herrscht, mit wenigen Ausnahmen, das Prinzip der Ablösbarkeit. Die Neubegründung von Reallasten ist gestattet, doch darf die Dauer der Last auf nicht länger als zehn Jahre festgesetzt und dem Verpflichteten für das Aufhören der Last die Leistung einer Entschädigung nicht auferlegt werden.

Allgemeine Ablösbarkeit der Reallasten gilt im Herzogtum **Reuß ä. L.** In Zukunft darf dort kein Grundstück mit einer unablösbaren Reallast belegt werden.

Im Fürstentum **Waldeck-Pyrmont,** in beiden Fürstentümern **Lippe** ist die Ablösungsbefugnis ebenfalls ziemlich allgemein eingeführt. In Waldeck dürfen Grundstücke nur mit festen Geldrenten und Alimentionsverpflichtungen belastet werden. Nach der Gesetzgebung von Lippe-**Detmold** dürfen in Erbpachtsverträgen keine Vereinbarungen vorkommen, welche die Ablösung der Erbpachtsabgabe und die Verwandlung des Erbpachts-Verhältnisses in volles Eigentum ausschließen; auch ist es unzulässig, ein den gesetzlichen (fünfundzwanzigfachen) Betrag übersteigendes Ablösungskapital festzusetzen. In **Schaumburg-Lippe** fehlt eine gesetzliche Bestimmung wegen Neubegründung von Reallasten.

Für **Bremen** ist die Ablösungsordnung vom 5. Juli 1850, für **Hamburg** das Ablösungsgesetz vom 29. Juni 1849 erlassen. Ein Meierrecht (erbliche Leihe) kann in Bremen seit dem 31. Dezember 1876 nicht mehr neu geschaffen werden (Gesetz vom 14. Januar 1876). In Hamburg dürfen nach dem Ablösungsgesetz unlösbare Renten oder immerwährende Grundmiete nicht vereinbart werden.

Eigentümlich ist die Rechtslage in **Lübeck.** Eine Ablösungsgesetzgebung giebt es dort nicht; die Ablösung der Reallasten ist Sache freier Vereinbarung. Die (städtischen) Renten sowohl, sowie die (bäuerlichen) Reallasten sind den „Pfandposten" ähnlich geworden. Eine Neubegründung von Reallasten ist zwar gesetzlich nicht verboten, aber thatsächlich nicht in Übung.

Für **Elsaß-Lothringen** wurde bereits Ende des vorigen Jahrhunderts die Ablösbarkeit eingeführt. Eine Vereinbarung der Unablösbarkeit ist nach Art. 530 des code nur auf dreißig Jahre gestattet.

(Rechtsanwalt Fritz Hacke, M. d. R., 1891).

307. Die adeligen Güter und die Leibeigenschaft in den Herzogtümern Schleswig und Holstein.

(Zum Teil nach Veröffentlichungen im Jahre 1874 in den „Itzehoer Nachrichten".)

„Wohl niemals hat die Geschichte eine großartigere tiefer in die Geschicke der Völker eingreifende Begebenheit zu verzeichnen gehabt, als die der Herstellung der Freiheit des Bauernstandes. Denn von nun an sollte derselbe wieder selbstverantwortlich schaffen in seinem Berufe, dadurch aber die Befriedigung über den Erfolg eigener zielbewußter Thätigkeit und die Freudigkeit des Bewußtseins gewinnen, in der pflichttreuen Erfüllung seiner Aufgabe ein selbständig dienendes Glied der staatlichen Gemeinschaft und ein eifriger Teilnehmer an der Entwicklung des Wohlstandes derselben zu sein." (Professor Dr. A. Krämer-Zürich.)

* Westfalen 1882.

Die Verhältnisse in den Schleswig-Holsteinischen adeligen Gütern, insbesondere in den mit eigentumslosen Hufnern und Kätnern, sind von so eigenartigem Charakter, daß es wohl angebracht ist, sie im allgemeinen, sowie in ihren speziellen Erscheinungen und Einwirkungen auf das öffentliche Leben, Erwerb, Haus und Familie darzustellen.

1. Entstehung der adeligen Güter. Selbige sind in verschiedenen Zeitperioden gegründet, die meisten und größeren adeligen Besitzungen (denn viele kleinere Güter sind erst vor 100 Jahren und später von Stammgütern abgelegt) entstanden um das 13. und 14. Jahrhundert, namentlich auch im östlichen Holstein durch die Eroberung Wagriens und die Unterjochung der diesen Landstrich innehabenden Wenden seitens des Adels und der Geistlichkeit. Viele von ihnen waren ursprünglich Lehnsgüter; alle adeligen Güter (ob Lehn oder Allod) waren aber in der Person des Lehnträgers oder Eigentümers mit der Verpflichtung zum Roßdienst in der Weise belastet, daß der Edelmann mit einer gewissen Anzahl berittener Knappen oder Mannen im Heerbann dienen mußte, d. h. dem Landesherrn bei einem Kriegsaufgebot als Reiterei zu folgen hatte. Dieser militärische Dienst, der nach Einführung stehender Armeen vor 200 bis 250 Jahren bereits völlig bedeutungslos geworden, begründete als Gegenleistung den Besitz des Gutes und die Nutzung desselben, bezw. die Herrschaft des Edelmanns über die Ackerbau treibende Bevölkerung seines Bezirks und die ihm rechtlich oder thatsächlich zugestandenen Privilegien der mannichfachsten Art bezüglich seiner Person und seines Eigentums. Alle diese Herrlichkeit ist freilich, wenngleich erst nach und nach in diesem Jahrhundert, bezw. in der Neuzeit — also lange nach thatsächlicher Aufhebung der dem Gut anhaftenden Verpflichtung zur Kriegsdienstleistung — bedeutend in die Brüche gegangen (so z. B. ist ihnen die Stempelfreiheit entzogen). Dennoch ist aus der exceptionellen Stellung, Verfassung und Verwaltung der adeligen Güter noch immer ein Etwas verblieben, wodurch sie von andern Distrikten des Landes sich wesentlich unterscheiden.

2. Die Leibeigenschaft, deren Entstehung und Fortbildung. Der Anfang der Leibeigenschaft auf den adeligen Gütern in Schleswig-Holstein läßt sich im allgemeinen mit historischer Sicherheit nicht nachweisen, scheint indes jüngeren Ursprungs, als man früher gewöhnlich annehmen zu dürfen glaubte; soviel dürfte feststehen, daß nach Einführung des Christentums hier zu Lande und bis in das Mittelalter hinein der deutsche und nordische Bauer frei war. Erst im späteren Mittelalter (in Wagrien schon früher bei Eroberung dieses Landstrichs) hat selbige sich in Schleswig-Holstein nach und nach ausgebildet und befestigt in der Art, daß der dem jeweiligen Landesherrn

nur bedingt und nach Umständen gehorchende adelige Gutsherr seine Macht und Gewalt in der Weise ausnutzte, daß er die bis dahin freien Bauern behufs Bewirtschaftung seines erweiterten Guts zu Frohndiensten heranzog, und selbige somit in ein persönliches Hörigkeitsverhältnis brachte. Es ist als zweifellos geschichtlich erwiesen, daß vor Entstehung der adeligen Güter die meisten Dörfer mit freien und grundbesitzenden Bauern bereits vorhanden waren, und nur ausnahmsweise auf Ödflächen vom Gutsherrn neue Dörfer (Kolonien) später angelegt worden sind.

Wir wenden uns der Frage zu: Wie zeigte sich die Leibeigenschaft und der Zustand der Leibeigenen in den adeligen Gütern der Herzogtümer (abgesehen von den sog. adeligen Marschgütern in Holstein, wo sie nie bestanden hat) im 18. Jahrhundert? Unter dem Bemerken, daß die Leibeigenschaft in Schleswig-Holstein niemals einen so starken Charakter an sich trug, wie in manchen andern deutschen Staaten, wollen wir versuchen, in thunlichster Kürze hierauf Antwort zu geben.

Einleitend müssen wir hervorheben, daß das Institut der Leibeigenschaft in hiesigen Landen auf ein allgemeines Gesetz sich nicht zurückführen läßt, sondern, daß nur Bestimmungen über einzelne Punkte vorhanden sind, welche auf Grund der thatsächlich bestehenden Verhältnisse in dringenden Fällen mit den Landständen (d. h. vorwiegend mit der Ritterschaft) spezielle Verordnungen veranlaßten, die nicht immer das Prädikat beanspruchen konnten, auf dem Boden einer folgerechten Konsequenz zu stehen. Das Ganze beruhte mehr oder weniger auf altem Herkommen, und war die Praxis, den persönlichen Ansichten und Gefühlen des zeitweiligen Gutsherrn entsprechend, eine schärfere oder mildere; welches Letztere namentlich allgemeinhin von den nördlich der Schlei belegenen adeligen Gütern gesagt werden muß, da in diesen die „Hörigkeit" später entstanden war, als in den südlicheren Gegenden des Landes.

Ein eigentlicher Begriff der Leibeigenschaft findet sich nirgends aufgestellt; selbst die Osnabrückische Eigentums-Ordnung vom 25. April 1722 thut dies nicht. Im ganzen waren wie Grefe in seinem „Hannovers Recht" Teil I. S. 337 des näheren ausführt, die Rechte des Leibherrn gegen den Leibeigenen als solchen einzeln bedingt durch Herkommen oder Gesetz, und war in allen hannoverschen Provinzen der Leibeigene, auch in Hinsicht auf seinen Herrn, Person, und begabt mit allgemeinen staatsbürgerlichen Rechten, namentlich mit der Fähigkeit zu den Familienrechten, sich zu verpflichten uud unter Lebenden zu erwerben, von Todes wegen zu erwerben, vor Gericht aufzutreten und Mitglied einer Gemeinde zu sein; die Fähigkeit, ein Lehn zu erwerben, dagegen fehlte ihm. — An eine Unterscheidung der eigenttichen Leibeigenschaft und Hörigkeit und Feststellung der Folgen des Unterschiedes beider dachte man in den hannoverschen Landesteilen nirgends. — Es waren aber die Leibeigenen entweder zugleich Besitzer eines eigenbehörigen Hofes oder nicht, und im Osnabrückischen entweder Mitglieder einer Hausgenossenschaft (eigenbehörige Hausgenossen, Hofhörige) oder nicht (Rittereigne); in einigen Rücksichten waren die eigenbehörigen Hausgenossen besser gestellt als die Rittereignen.

Die Leibeigenschaft entstand durch Geburt, wenn die Mutter, welcher das Kind immer folgte, eigenbehörig war, durch Verheiratung freier Frauenzimmer mit einem leibeigenen Manne, hier und dort auch durch Verjährung und allgemein durch freiwillige Ergebung — Eigengebung — (in den Schutz und die Unterhaltung durch den Gutsherrn), wobei z. B. im Osnabrück'schen das erbgeborene, in der Grafschaft Diepholz aber ein beliebiges Kind zum voraus frei gebungen werden konnte; zuweilen hatte sie auch in denjenigen Territorien, „wo die Luft eigen macht", ihren Grund in der Bestrafung von Landstreichern durch Festhaltung mittels der Unfreiheit. — Unter den Deutschen, sowie auch unter

anderen Nationen entstanden die Leibeigenen ursprünglich aus den Gefangenen, die man im Kriege machte, und aus käuflich erworbenen fremden Sklaven, denen man meistens Land unter der Bedingung zuteilte, daß sie Frohnen und Zinsen leisteten.

Die Leibeigenschaft hörte auf im Osnabrück'schen durch Freikauf oder Freilassung (Freibrief, welcher mit einer Geldsumme zu lösen war), durch Verjährung und durch gerichtliche Vertreibung des Wehrfesters vom Kolonate (Abäußerung), auf welche der Eigentumsherr jedoch nur aus gewissen Ursachen ein Recht hatte; in den übrigen hannoverschen Provinzen aus denselben Gründen und auch wohl durch Eintritt des Leibeigenen in den öffentlichen Dienst (z. B. geistliches Amt, Militärdienst), durch Verheiratung eines leibeigenen Frauenzimmers mit einem freien Manne, und durch längere Ansässigkeit in einer der in dieser Hinsicht durch ihre Statute privilegierten Städte.

„Es ist die Leibeigenschaft der Herzogtümer Schleswig und Holstein auf dem Wege der gewaltsamen Unterdrückung des Bauernstandes entstanden, durch das Herkommen allmählich weiter ausgebildet und verbreitet und auf Grund anerkannten Herkommens durch landesherrliche Verfügungen und landgerichtliche Entscheidungen sanktioniert worden. Die Leibeigenschaft ist dort jedenfalls nicht älter, als es die adeligen Güter mit ihren Großwirtschaften sind, zu deren gesichertem und geordnetem Betriebe diese Beschränkung der persönlichen Freiheit des Bauernstandes für notwendig erachtet wurde. Bereits im Laufe des 16. Jahrhunderts hatte die Leibeigenschaft auf den adeligen Gütern Fuß gefaßt. Auch auf manchen Domänen und den Besitzungen mehrerer Klöster wurden die Untergehörigen leibeigen. Die Leibeigenschaft hat sich in Holstein früher, allgemeiner und schärfer (mit Ausnahme der Marschen an der Nordseeküste und Elbe) entwickelt, als in Schleswig. Von den Domänen in Schleswig hatte nur eine leibeigene Untergehörige und in der schleswigschen Landschaft Angeln an der Schlei war die Einführung der Leibeigenschaft nur auf 9 der 26 adeligen Güter gelungen. In Holstein dagegen ward es höheren Ortes schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts fast als selbstverständlich angesehen, daß die Untergehörigen der adeligen (Ritter-) Güter auch leibeigen sein müßten." *)

Wir fügen hier noch eine anschauliche Schilderung der Entstehung und Ausbildung der Leibeigenschaft an, wie sie sich in der Beschreibung des schleswig'schen Landschaft Angeln von Pastor Jensen findet **)

„Durch das ganze Mittelalter ging die Ansicht hindurch, daß jeder, der nicht selbst Herr sei, einen Herrn haben müsse. In alten Zeiten fühlte sich jeder mehr als Glied eines größeren Ganzen, der Familie, des Standes, der Genossenschaft, welcher er angehörte, und wer kein selbständiges Mitglied war, mußte ein untergeordnetes sein. Wie auf der einen Seite vielfache Verbrüderung daraus hervorging (z. B. Ritterschaft, Zünfte in den Städten, Gilde-Brüderschaften, Bauerschaften, auch das weite Ausdehnen der Verwandtschaft), so auf der anderen Seite Unterwerfung. Denn wer konnte in jenen Zeiten, wo die persönliche Sicherheit so gering war, allein stehen? Man mußte wenigstens einen Verbitter haben, zum Schutze für Person und Eigentum. Wer nicht auf eignem Grunde wohnte, hielt sich natürlich an seinen Gutsherrn. In der schleswigschen Landschaft Angeln z. B. finden wir gerade da, wo zuerst des Königs Bauern (seine „Festebauern") gewohnt hatten, nachher die größeren, die geschlossenen Güter entstanden waren, die mächtigsten Edelleute ihre Burgen hatten, wo sie auch die volle Gerichtsbarkeit erhielten. Von jeher war auf den alten Königsgütern die Abhängigkeit größer gewesen. Aber das war noch lange keine Leibeigenschaft. Indessen gewöhnte man sich daran, sich zu betrachten, als gehöre man eigentlich doch zu dem Herrn. Den Herren aber war auch

*) Prof. Dr. G. Hanssen-Göttingen, Die Aufhebung der Leibeigenschaft in den Herzogtümern Schleswig und Holstein; St. Petersburg 1861.

**) Pastor H. N. A. Jensen, Angeln, zunächst für die Angler historisch beschrieben. Flensburg 1844.

daran gelegen, in jenen Zeiten, wo Mangel an Menschen war, ihre Leute zu behalten; sie erschwerten das Fortgehen, wie sie nur konnten. Im 16. Jahrhundert trat nun ein Umstand ein, der von großen Folgen war. Bis dahin hatten die Gutsherren im Schleswig'schen sich wenig mit der Landwirtschaft befaßt, nun aber richteten sie große Hofwirtschaften ein. Gegen das Jahr 1550, 1560 fängt das Niederlegen der Hufen, die Einrichtung großer Hoffelder und die Anlegung von Meiereiwirtschaften an. Holländer (der Name ist geblieben für diejenigen, welche sich mit der Molkerei befassen) richteten letztere ein. Man bedurfte nun für den größeren Landbetrieb eine Menge Menschen und Pferde. Jetzt kamen die Hofdienste auf, vielleicht anfangs durch Übereinkunft mit den ehemaligen Festebauern, indem nun die bisherigen sonstigen Leistungen an Korn u. s. w. wegfielen; aber benutzt wurde auch die Not und Verlegenheit der Bauern, daß sie sich darein ergaben, und der letzte Schritt zur völligen Leibeigenschaft war nicht mehr weit. Dazu kehrten die Pest und andere Seuchen oft wieder und brachten schwere Zeiten; das Land wurde entvölkert, so daß nicht allein Hufen, sondern ganze Dörfer eingehen mußten, weil nicht Menschen genug vorhanden waren, sie zu besetzen. Pestjahre waren dort 1547 bis 1549, 1564 und 1565; in den Jahren 1574—1577 hörten die Seuchen fast nicht auf; 1581 kam die schreckliche sog. Spanische Sigge und grassierte bis 1584; 1602—1607 waren wieder Pestjahre. Von Teuerung und Mißwachs lesen wir oft aus jenen Zeiten. Dazu kam jetzt die traurige Zeit des dreißigjährigen Krieges, so besonders für dort die Jahre 1627, 1628 und 1629. Das Land ward verheert, Teuerung und Pest waren im Gefolge des Krieges. Die Drangsale dieses Krieges und des folgenden Schwedischen Krieges in den Jahren 1643 und 1644 waren es besonders, die den Bauernstand tief herunterbrachten, und die Not wurde von den Gewaltigen benutzt zu ihrem Vorteil. Man wehrte sich zwar der Verschärfung und weiteren Ausbreitung der Leibeigenschaft so gut man konnte; was aber sollte der wehr- und rechtlose Bauer anfangen gegen die gewaltige Übermacht! Auf den Gütern, wo keine Leibeigenschaft war, wurden dennoch Hofdienste zur Bewirtschaftung der Ländereien geleistet. So wird bei einem derzeit zum Verkauf gestellten Angeler Rittergut als eine große Herrlichkeit gerühmt, daß man auf dem Hofe keine Pferde und keine Dienstboten zu halten brauche außer einem Bauknechte, indem die Hufner und Kätner alle Arbeit verrichteten. — Viel besser als die Guts-Untergehörigen hatten es die Eingesessenen der landesherrlichen Ämter, die größtenteils als „Bonden" freie Grundeigner, oder wenn sie auch Festehufen hatten, doch nicht über die Gebühr belastet waren. Es gab indessen Zeiten (besonders in den vielfachen Kriegsläuften), wo der Zustand selbst der Amtsbauern mäßig genug war."

Die wesentlichsten Merkmale der Leibeigenschaft waren:

a. Die Schollgebundenheit, will sagen, die Bauern und sonstigen Eingesessenen (Arbeiter) der adeligen Güter waren für sich und ihre Familie durch die Geburt im Gute in der Art persönlich an dem Grundstück, gewissermaßen als Pertinenz desselben, fest, daß sie sich nicht ohne besondere Erlaubnis, resp. Erteilung eines s. g. Freibriefes aus dem Bezirk entfernen durften. Sie mußten dem Gutsherrn einen Erb- oder Unterthaneneid leisten, nach welchem gegen Entwichene die Strafe des Meineides auf gerichtlichem Wege erkannt werden konnte. Entwich ein Leibeigener dennoch, so konnte ihn nur die Verjährung, nämlich bei Verheirateten eine Abwesenheit von 10 Jahren und bei Unverheirateten eine solche während der s. g. Sächsischen Frist von 31 Jahren 6 Wochen und 3 Tagen, gegen Strafe schützen. Daß aber eine solche Verjährung nicht oft Schutz gewährte, dafür war sattsam gesorgt, denn die inländischen Behörden mußten auf Anzeige entwichene Leibeigene dem Gutsherrn sofort wieder ausliefern, und selbst mit den angränzenden ausländischen Staaten hatte man entsprechende wechselseitige Auslieferungskonventionen abgeschlossen.

Der Stand der Kinder wurde durch den Stand der Mutter bestimmt; auch kam es ausnahmsweise vor, daß Jemand sich freiwillig in die Leibeigenschaft begab, was namentlich geschah, wenn ein Freier eine Leibeigene heiratete.

Die Lösung des Bandes der Leibeigenschaft geschah auf zweierlei Art: 1., dadurch, daß der Gutsherr aus freien Stücken den Einen oder Andern, resp. seine sämtlichen Untergehörigen von der Leibeigenschaft befreite (was freilich nur

selten vorkommt); 2., durch Zahlung eines Lösegeldes an den Gutsherrn, worauf dieser einen s. g. Freibrief erteilte. Die Höhe des Lösegeldes beruhte auf freier Vereinbarung und war daher sehr verschieden bemessen. In einem Freibriefe aus dem Jahre 1788 ist z. B. das Lösegeld für Mann und Frau auf 100 Thaler Schl.-Holst. Speziesmünze festgesetzt.

Diesem Verhältnis entsprechend hat der Gutsbesitzer als s. g. Erb- und Gerichtsherr über seine leibeigenen Unterthanen die Gerichtsbarkeit sowohl in Civil-, als Kriminalsachen, die er bis zum Jahre 1805 in Person auszuüben berechtigt war. Was die peinliche Gerichtsbarkeit anbelangte, so konnte der Gutsbesitzer in erster Instanz Todesstrafen erkennen und im Falle der Rechtskraft exekutieren lassen. Die zweite Instanz bildete das meist aus adeligen Landräten bestehende Schleswigsche oder Holsteinische Landgericht, bezw. für Holstein die dritte Instanz das Kaiserl. Reichskammergericht in Wetzlar; Gerichtshöfe zu finden, bei denen von Seiten eines Leibeigenen im Wege der Appellation Recht zu finden gewesen wäre, zeigte sich als nahezu unmöglich. Die Polizeigewalt wurde auf manchen Gütern in der bekannten diskretionairen, patriarchalischen Weise der Mecklenburgischen Ritter exerziert; wogegen allerdings auch ehrenvolle Ausnahmen vorkamen. So z. B. ist uns von alten, früher leibeigen gewesenen Leuten das humane Benehmen des Herrn v. Th., vor 90 Jahren Erbherr auf M., gerühmt, wogegen d. Z. in dem benachbarten Gute S. ein Herr v. A. förmlich den Tyrannen gespielt, indem er seine Leute durch die Vögte wie Negersklaven habe behandeln lassen.

b. Die Dienstleistung. Die Hufner (Bauern, Hauswirte) der verschiedensten Abstufungen, bezw. diejenigen sonstigen Landbesitzer, welche spannfähig waren, hatten die von ihnen bewirtschafteten Grundstücke in Nutznießung, wogegen sie zur Leistung der Hofdienste nebst einigen, meistens unbedeutenden Naturallieferungen und Geldabgaben verpflichtet waren. Sie hatten kein Eigentumsrecht an den Hufen, ja, sie waren nicht einmal Zeitpächter, sondern nur „Wirte bis weiter, nach gehöriger Anzeige und nicht zur Unzeit." Ein gesetzliches Maximum für die Dienstpflicht der Hufner existierte nicht; in der Regel hatte der Vollhufner täglich (Sonn- und Festtage ausgenommen) im Sommer 8 Pferde und 5 Leute, und im Winter 4 Leute der Gutswirtschaft zur Disposition zu stellen. Die Arbeitszeit war im Sommer 10 bis 12 Stunden (in der Ernte länger) im Winter 7 bis 8 Stunden mit zweistündiger Mittagsruhe. Manche Dorfschaften lagen übrigens von den Höfen, resp. den zu beackernden Hofkoppeln so weit entfernt, daß die Dienstpflichtigen morgens und abends je ca. 2 Stunden zur Hin- und Rückfahrt nötig hatten.

Die Insten, d. h. die landlosen Leibeigenen mit Familie, waren in den gutsherrlichen Hofkaten untergebracht und ergänzten sich aus Knechten und Mägden, die aber oft erst im vorgerückten Lebensalter gutsherrliche Erlaubnis zur Verheiratung erhielten. Die Insten waren Tagelöhner, die gegen ein festbestimmtes, niedriges Tagelohn auf den Gutshöfen arbeiten mußten, eventuell bei den Gutsbauern sich Arbeit suchen konnten. Für den Genuß der Wohnung mit „Kohlhof" war die Frau des Insten verpflichtet, alljährlich 60 bis 70 Garten- oder Feldarbeitstage zu leisten und einige Pfunde Flachs oder Heede zu spinnen. Außerdem hatten diese Insten in der Regel auf der Dorfsgemeinheit freie Weide für eine Kuh, bezw. etwas Winterfutter für dieselbe, sowie ein geringes Quantum Brennholz zu genießen.

Daß es mit der Ausbildung der Leibeigenen sehr schlecht bestellt war, versteht sich von selbst. Einen Schulzwang gab es damals noch nicht; es lag nicht im Interesse des Gutsherrn, Wissen und Aufklärung zu fördern. Er ernannte daher gewöhnlich ein invaliden Soldaten, abgenutzten Diener oder alten Handwerker zum Schulhalter, der den Kindern die allernotdürftigsten Kenntnisse in

der Religion beizubringen und Unterricht im Lesen zu erteilen die Aufgabe hatte, welcher Aufgabe derselbe indeß nicht immer gewachsen war. Das Rechnen und Schreiben wurde so zu sagen als ein reiner Luxus angesehen, wodurch es sich erklärt, daß man noch heut' zu Tage viele 70jährige Hofarbeiter findet, die ihren Namen nicht schreiben können.

3. Die Aufhebung der Leibeigenschaft. — Es muß hier besonders behandelt werden die freiwillige, bezw. vertragsmäßige und die gezwungene, d. h. durch Gesetz herbeigeführte Aufhebung der Leibeigenschaft. Zunächst also die freiwillige Aufhebung. Das erste Beispiel der Freilassung von Leibeigenen in Schleswig-Holstein fällt in das Jahr 1688, in welchem Jahr der Graf Christoph zu Rantzau den Untergehörigen seiner adeligen Güter Schmoel, Hohenfelde und Ovelgönne einen bedingten Freibrief erteilte, nach welchem nicht allein die Hofdienste ermäßigt, sondern auch den Bauern rc. freigestellt wurde, nach vorgängiger Kündigung das betreffende Gut zu verlassen, wenn sie an ihrer Stelle freie Wirtschafter oder Arbeiter heranzuziehen vermöchten.

Dieser Graf Rantzau soll früher seine Leibeigenen sehr hart behandelt haben, und war derselbe, welcher in der Landes- und Kulturgeschichte der Herzogtümer durch die von ihm auf seinen Gütern Ovelgönne und Schmoel eingeleiteten und mit der Verbrennung mehrerer Frauenspersonen endenden Hexenprozesse bekannt geworden ist. Er geriet deshalb in Kriminaluntersuchung und wurde endlich in letzter Instanz von dem kaiserl. Reichskammergericht (damals in Speier) mit dem Verlust der Kriminaljurisdiktion und einer sehr bedeutenden Geldbuße von 23 000 Rthlr. (nach jetzigen Verhältnissen etwa das Vier- bis Fünffache dieser Summe) bestraft. Man darf annehmen, daß Gewissensbisse ihn zur Ausstellung des obenerwähnten „Freibriefes" veranlaßt haben. Als aber diese Güter nach 6 bis 7 Jahren an einen anderen Besitzer übergingen und die Untergehörigen mit Rücksicht auf die Umregulierung der Dienste und Gefälle keine Lust bezeigten, aus ihrem alten Verhältnis herauszutreten, blieb die Sache beim alten und der gedachte Freibrief ohne praktische Folgen.

Im adeligen Gute Caden erfolgte durch den Kammerherrn von Ahlefeldt im Jahre 1704 die Aufhebung der Leibeigenschaft, worüber indes die Einzelheiten nicht weiter bekannt sind. Es ist dies das älteste Beispiel freiwilliger dauernder Aufhebung der Leibeigenschaft.

Der erste Fall der Freilassung in großem Maßstabe und zugleich die Parzellierung von Hoffeldern und die Einrichtung neuer Bauernstellen (Erbpachtstellen) geschah im adeligen Gute Aschenberg durch den Grafen Hans von Rantzau. Derselbe begann hiermit im Jahre 1739, setzte dies Verfahren successive fort, so daß etwa 20 Jahre später die Sache zum größten Teil vollendet erschien und seine Besitznachfolger die Regulierung im Laufe des 18. Jahrhunderts systematisch vollenden konnten und wirklich vollendeten.

Der Graf Hans von Rantzau hat seine Operation selbst, nach 27jähriger Erfahrung beschrieben in einem Büchlein, das 1766 zu Plön unter dem Titel erschien: „Antwort eines alten Patrioten auf die Anfrage eines jungen Patrioten, wie der Bauernstand und die Wirtschaft der adeligen Güter im Holsteinischen zu verbessern sei." Er schildert darin zunächst den entsetzlichen Druck, der auf Aschebergs Insassen gelagert; er habe nach längerem Nachdenken gefunden, daß es zur Beseitigung eines für Grundherr und Bauer so verderblichen Zustandes der Dinge kein wirksameres Mittel gebe, als die in seinen Leibeigenen erstorbenen Regung des Eigennutzes, „diese starke und fast allgemeine Triebfeder der menschlichen Handlungen", dadurch neu zu beleben, daß sie künftig nicht mehr blos zum Vorteile des Herrn, sondern auch zum eigenen arbeiten sollten. Zu dem Behuf habe er ein (1739) mit einem ganz schlechten Stück Land den Versuch gemacht, es gegen mäßigen Zins einem freigesprochenen, von allen Frohndiensten und sonstigen Leistungen entbundenen Bauern in Erbpacht gegeben, welcher schon nach 5 Jahren so ungemein erfreuliche Er-

gebnisse erzielte, daß die Aufforderung zu immer weiterer Ausdehnung dieses Systems sich von selbst ergab. Jetzt, nach 27jähriger Erfahrung, habe für ihn, den Gutsherrn, diese Reform das Ergebnis gehabt, daß er, trotz seiner sehr bedeutenden Auslagen für neue Häuser, Zugvieh u. s. w. jetzt erheblich mehr als früher einnehme, und von den Pächtern sowohl mit dem Grund und Boden wie mit den Gebäulichkeiten bereits Verbesserungen vorgenommen und ausgeführt worden, die er bei dem früheren Systeme nicht in einem halben Jahrhundert zu bewerkstelligen vermocht haben würde. — Interessant ist es zu lesen, wie der Graf in seiner erwähnten Schrift das Porträt eines holsteinischen leibeigenen Bauern zeichnet. Nachdem er den schlechten Nutzen aus den Frohndiensten seiner Bauern geschildert hat, fährt er fort: „Mit eben solcher Gemüths-Verfassung sah man sie ihre eigenen wenigen Felder beackern. Sie hatten die Lust verloren, sie gehörig zu bauen, weil der geringe Vorteil, den sie daraus ziehen konnten, nicht stark genug war, sie aus ihrer Schläfrigkeit zu wecken, und zum Fleiß anzutreiben. Ihre schlechten Umstände hatten sie schon zur Niederträchtigkeit gewöhnet; ja, sie hatten sogar den Muth nicht mehr, jemahls eine Verbesserung ihrer Glücks-Umstände zu hoffen. Sie lebten also in den Tag hinein, verzehrten alles, sobald sie nur etwas weniges erübriget hatten und wurden nachher ohne Bedenken ihrem Guts-Herren zur Last, der sich genöthigt sah, sie aus der Hand zu füttern, in Ermangelung dessen sie aus dem Lande gingen, um anderswo ihr Glück, Brod und bessere Umstände zu suchen; und an der Anzahl derjenigen, die zurückgeblieben waren, verspürte ein patriotischer und genauer Beobachter mit Betrübniß und Erstaunen zwey Umstände, davon der eine dem Vaterlande so schädlich war als der andere, die Menschlichkeit selbst verunehrenden Folgen haben mußte. 1. Diejenigen Bauern, die nicht entweichen konnten, verloren den Muth ihre Felder zu verbessern, ihre Wohnungen zu unterhalten, neue Wohnplätze auszulegen, sich zu verheurathen; und wenn sie es thaten, oder des benöthigenden häuslichen Beistandes wegen thun mußten, verloren sie die sonst natürliche Begierde, Nachkommen zu hinterlassen, um nicht, statt der Erbschaft, dasjenige Elend an sie zu übertragen, welches sie selbst von ihren Vorältern geerbt hatten. 2. Dieses mußte natürlicher Weise alles moralische Gute bei ihnen ersticken. Man spürte eine fast viehische Kaltsinnigkeit gegen Gott und die Religion; eine öfters bis zum Haß getriebene Gleichgültigkeit gegen ihre Oberen und eine stupide Unempfindlichkeit über ihre eigenen Umstände. Sie führten ihre Hausgeschäfte ohne Ueberlegung; sie arbeiteten ungern, und daher faul und untreu, weil sie aus der Erfahrung überführt zu seyn glaubten, daß sie niemahls zu ihrem, sondern zu anderer Nutzen arbeiten würden. Die zwey sich am meisten widersprechenden Dinge, Armuth und Verschwendung, sahe man bei ihnen vereinigt. Denn weil sie, sich aus der ersteren zu reißen, alle Hoffnung verloren hatten, so verschwendeten sie das wenige, was sie besaßen, und trösteten sich mit diesem verzweifelten Gedanken: wenn unsere Herren nicht selbst verderben wollen, müssen sie uns wohl füttern; und da der Mensch ohne Beschäftigung, ohne Zeitvertreib und ohne Vergnügen nicht leben kann, so mußten natürlicher Weise diese mit Lastern und Ausschweifungen ersetzt werden. Lügen, Betriegereyen und Diebstahl gegen die Oberen, und unter sich, beschäftigten ihre Seele. Nichts, oder Böses thun, war ihr Zeitvertreib. Saufen, Fressen, Spielen nnd Schlägereyen waren ihre Vergnügungen . . . .“

Der Vorgang des Grafen Rantzau, sowie die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf den Königlichen Domanialgütern der Herzogtümer nach und nach vorgenommene Parzellierung der Hoffelder und Umwandlung derselben in kanonpflichtige Landstellen in Verbindung mit Abschaffung der Dienste, war offenbar für die spätere Entwickelung der Dinge in den adeligen Gütern von der größten Bedeutung. (In den Jahren 1765—1787 wurden 52 königliche und mehrere vormals großfürstliche Güter parzelliert, wodurch gegen 800 neue Familiensitze gegründet und die königl. Einnahmen sehr erheblich gesteigert wurden.) Die Resultate dieser Operationen reizten zur Nachfolge, und so sehen wir denn auch in den letzten 30 Jahren des vorigen Jahrhunderts auf vielen größeren und mittleren Gütern der Herzogtümer dies Schauspiel sich wiederholen, d. h. die freiwillige Aufhebung der Leibeigenschaft und die Umwandlung der vorhandenen Hufen und Katen in Erbpachtstellen, bezw. die Errichtung neuer (kanonpflichtiger) Parzellengrundstücke in's Leben treten. Besonders in der Landschaft Angeln (wo übrigens auf vielen Gütern Leibeigenschaft nie existiert hat) wurde diese Methode mit Konsequenz und bis zum

Jahre 1805 vollständig durchgeführt. Das erste parzellierte Gut in Angeln war Norgaard im Kirchspiele Steinberg. Schon 1631 hatte der damalige Herzog von Glücksburg dieses an den Hardesvogt der Nieharde, den Prediger in Steinberg und einige Bauern, welche die Hoffelder unter sich teilten, verkauft. Darauf folgten die Güter Schwensby, Unewatt und Nübel, ersteres 1749. Auch diese wurden vom glücksburgischen Hofe verkauft. Von den königlichen Domänegütern war das Gut Satrupholm das erste, was parzelliert ward, nämlich 1771; Mohrkirch 1778, Düttebüll 1783 und 1785, Ohe 1786 und 1790, Geltingen 1789. Die Gutsbesitzer ahmten diesem Beispiele nach. So Lundsgaarde 1788. Bei diesen Parzellierungen wurde von der Beibehaltung der Leibeigenschaft abgesehen, indem die Untergehörigen entweder durch eine Kaufsumme in den sichern eigentümlichen Besitz ihrer Stellen gesetzt wurden oder sich verpflichteten, einen aufgelegten jährlichen Kanon, oder Erbpacht, oder festgestellte Naturalien und Dienste, zu leisten.

Von den adeligen Gütern, auf denen in dieser Weise die Hörigkeit aufgehoben und ein freier, besitzender Bauern- bezw. Arbeiterstand geschaffen wurde, nennen wir unter andern noch weiter: Rundhof, Ohrfeld, Roest, Carlsburg (damals Gerebye), Olpenitz, Maasleben, Saxdorf, Eckhof, Seekamp und Nütschkau, sämtlich, bis auf das letztgenannte, in Schleswig gelegen. — In Holstein sträubte man sich im allgemeinen gegen diese Maßnahmen, indem man fürchtete, ohne Frohnden und beim vermeintlich alsdann entstehenden Mangel an freien Arbeitern die großen Hofwirtschaften nicht rentabel betreiben zu können. Auf einigen dortigen Gütern griff man — wenngleich in der wohlwollendsten Absicht — zu halben Maßregeln, indem das Zeitpachtverhältsnis bestehen blieb, die Naturalhofdienste dagegen in eine Geldabgabe verwandelt werden, ohne indes die Leibeigenschaft rite aufzuheben, da sie auf diese Weise gewissermaßen zeitweilig suspendiert blieb, und unter Umständen d. h. nach Ablauf der Kontrakte, zur persönlichen Dienstbarkeit wieder zurückgegriffen werden konnte. —

Die gesetzliche Aufhebung der Leibeigenschaft. Es ist bekannt, daß zu Ende des vorigen Jahrhunderts viele Schriftsteller der damaligen Zeit philanthropische Ideen verbreiteten, die nicht ohne Eindruck blieben, insbesondere aber wurde durch die Prinzipien der ersten französischen Revolution, die mittelst der Presse, wenn auch nur beschränkte Zerbreitung fanden, auf die öffentliche Meinung ein solcher Druck geübt, daß es geradezu unmöglich erscheinen mußte, diejenigen Grundbesitzer, welche für die Beibehaltung der Leibeigenschaft kämpften, würden diese Position noch länger behaupten können. Ein anderer, schwer ins Gewicht fallender Umstand war der, daß im eigentlichen Königreich Dänemark die Leibeigenschaft schon einige Decennien früher gesetzlich aufgehoben war, und daher die oberste Regierungsgewalt bestrebt sein mußte, in den Herzogthümern die Befreiung des Bauernstandes allgemeinhin durchzusetzen. Der damalige Leiter des dänischen Gesamtstaatswesens, der Premierminister Graf Andreas Peter Bernstorff (geb. 28. August 1735 auf Gartow im Hannoverschen; gest. den 21. Juni 1797) suchte im Wege der Güte und durch Überredung sich diesem Ziele zu nähern, und da er unter dem grundbesitzenden Landadel viele Verbindungen hatte, so blieb seine persönliche Einwirkung nicht ohne Erfolg. Dennoch ließ das Ergebnis recht lange auf sich warten, denn die regierungsseitig eingeleiteten regelmäßigen Verhandlungen begannen bereits im Jahre 1796, während das Gesetz, welches die Aufhebung der Leibeigenschaft vom 1. Januar 1805 an verfügte, erst Ende des Jahres 1804 erscheinen konnte. Alle Stadien der weitläufigen Verhandlungen über diesen Gegenstand zwischen der Staatsregierung einerseits und Prälaten und Ritterschaft, sowie den nicht zum Korps des Landadels gehörigen bürgerlichen und sonstigen Besitzern adeliger Güter andererseits im einzelnen zu verfolgen, ist hier nicht der Ort. Wir müssen uns darauf be-

schränken, die Hauptmomente der neuen Gesetzgebung auf dem in Rede stehenden Gebiete skizziert festzustellen.

Die Ergebnisse der Verordnung vom 19. Dezember 1804 sind die folgenden:

1. Vom 1. Januar 1805 ist die Leibeigenschaft in den Herzogtümern völlig abgeschafft.

2. Wenn die bisher leibeigenen Hufner und Kätner nicht auf den zur guten Zeit von ihnen als Zeitpächtern bewohnten Stellen verbleiben wollen, so ist der Grundbesitzer verpflichtet, ihnen den üblichen Altenteil (Abnahme) oder wo ein solcher nicht herkömmlich, eine nach der Klasse bemessene Abfindung als Leibzucht zu gewähren.

3. Wenn Freigegebene die von ihnen gepachteten Hufen oder kleineren Landstellen rechtmäßig verlieren oder aufgeben, so ist der Gutsbesitzer verpflichtet, ihnen für sich und ihre etwaigen Wittwen zeitlebens freie Wohnung auf dem Gute einzuräumen; auch die freigelassenen landlosen Insten haben Anspruch auf freie Wohnung. Wenn sie aber ihren gewöhnlichen Unterhalt als Tagelöhner außerhalb des Gutes suchen, müssen sie die ortsübliche Wohnungshäuer zahlen.

4. Im Verarmungsfalle haben die früheren Leibeigenen keine weiteren Ansprüche an den Gutsherrn, als die, welche aus den allgemeinen Landesgesetzen herzuleiten sind.

5. Der Gutsherr hat nur die Rechte jeder andern Obrigkeit, kann mithin Niemandem den Aufenthalt in seinem Gutsbezirke versagen.

6. Die Zahl der am 1. Jannar 1805 im Gute vorhandenen, mit Land versehenen Familienstellen darf nicht vermindert werden. Insbesondere sollen alle z. B. vorhandenen Hufenstellen (ganze, halbe oder viertel) in dieser Eigenschaft erhalten bleiben. Austausch von Ländereien zwischen einzelnen Hufenstellen ist dem Gutsherrn gestattet, wenn er dadurch die kontraktlichen Rechte der Inhaber nicht verletzt. Hinlegung von Bauernfeld unter das Hoffeld kann nur mit Genehmigung der höchsten Regierungsbehörde geschehen. Das Niederlegen der Hufen seitens des Gutsherrn wird in jedem Falle mit einer Geldbuße von 500 Rthlr. S.-H.-C. bestraft, und sind sie verpflichtet, die niedergelegte Hufe wieder herzustellen.

7. Alle Hof- (Spann- oder Hand-) Dienste sind durch schriftliche, im Gericht zu verlesende und zu solennisierende Kontrakte genau zu bestimmen. Dasselbe gilt von den Häuer- und Dienstkontrakten der Tagelöhner und Insten.

Erwähnungswert bleibt noch, daß auf einigen Gütern die früheren Leibeigenen die ihnen gegebene Freiheit nur mit Widerstreben annahmen, weil sie fürchteten, in ihren alten Tagen diejenige Unterstützung vom Gutsbesitzer nicht zu genießen, welche Leute ihrer Klasse früher erhalten hatten. Dagegen kam auch der umgekehrte Fall vor, daß nämlich eine große Zahl der Freigelassenen das Gut verließ und der Gutsbesitzer sich genötigt sah Fremde zum Teil Ausländer heranzuziehen.

Mit der Aufhebung der Leibeigenschaft durch diese Verordnung wurde in materieller Hinsicht durch Beförderung des Wohlstandes unendlich viel gewonnen, aber in moralischer Hinsicht noch mehr, da 20000 Familien, die unter dem Drucke der Leibeigenschaft in den Herzogtümern geseufzt hatten, als selbständige Menschen über ihre Person und ihr Eigentum frei verfügen konnten und ihrer freien Ausbildung nichts mehr im Wege stand. Der edle Minister Bernstorff, der leider schon gestorben war († 1797), sowie der damalige Kronprinz Friedrich (Regent seit 1784), haben sich durch ihre zwanzigjährigen Bemühungen für diese Angelegenheit und deren endliche Ausführung ein unvergeßliches Denkmal echter Humanität gesetzt! (J).

308. Die soziale Stellung des Bauernstandes im Mittelalter.*)

Wenn es möglich wäre, abzuwägen, was aus dem Altertum und was aus ureigener Erfindung der Germanen unser Leben umgiebt, so würde noch jetzt nach fünfzehnhundert Jahren sich so viel Römisches in unsern Feldern, Gärten, Häusern, an unserem Leibe, ja auch in unserer Seele finden, daß man wohl ein Recht hätte, zu fragen, ob unsere Urahnen mehr unter dem Schutze des Vaters Jovis oder des wilden Wotan gestanden haben.

(Gustav Freitag.)

Als ein charakteristischer Beweis für die Stellung der Bauernschaft in der menschlichen Gesellschaft muß die allgemeine Verachtung, mit welcher alle Stände auf ihn herabsahen, besonders hervorgehoben werden. Die Litteratur der einschlägigen Zeit, der zweiten Hälfte des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts, bietet hierfür überreichliche Belege. Daß man die Bedeutung dieses arbeitenden Standes für die Gesellschaft zu würdigen verstanden oder zu verstehen sich nur bemüht hätte, davon sucht man vergebens eine Spur. Hingegen fließt der Strom des Spottes, des Tadels und der Verachtung, der sich über den Bauernstand ergoß, breit einher. Der Bauer erscheint z. B. in den Schwänken und Fastnachtsspielen jener Zeit immer in einer der beiden Rollen, entweder eines albernen Tölpels oder eines dummdreisten Gesellen. Sein unbeholfenes Benehmen, seine rauhen, oft rohen Sitten dienten zur Zielscheibe des Spottes. Das schöne urdeutsche Wort „Bauer" mußte sich zu einem Schimpfwort stempeln lassen, mit dem man alles, was niedrig und verächtlich schien, bezeichnete. Wenn der Adel die Städter ärgern wollte, nannte er sie Bauern, ummauerte Bauern.

Besaß der Bauer etwas, so ärgerte man sich darüber; ließ er von Selbstbewußtsein etwas spüren und daß er keine Lust habe, sich ohne weiteres drücken und schinden zu lassen, so nannte man das Anmaßung und höhnte über sie als „grobe", „unnütze", „üppige" Bauern, als „Flegel" und „Ackertrappen" mit ihren „groben Filzhüten". Sebastian Brand wirft dem Bauernstand in seinem „Narrenschiff" vor, daß er seine Einfalt, Ehrlichkeit und Bescheidenheit verloren habe, seit er reich geworden sei. Durch Wucher und Fürkauf hätte er sich sein Geld verdient — freilich ein Vorwurf, der auf seine Stichhaltigkeit nicht geprüft werden darf, denn die Wucherer und Fürkäufer der Lebensmittel saßen in den Städten. „Die Bauern stecken ganz voll Geld," klagt der nämliche Prediger. Ein Dichter erzählt, wie sie sich ausländisch kleiden und einander mit feierlichen Verbeugungen grüßen:

„Als wären's Landherrn und Herzogen,
Mit Handschuhen und mit langen Spießen,
Sein (das) möcht' den Teufel verdrießen."

Zieht der reiche Bauer in die Stadt, so kauft er sich in den Rat ein, trägt kostbares Pelzwerk und will sich nicht mehr Bauer nennen lassen.

Wenn diese Vorwüfe und Spötteleien zum Teil wohl im Einklang mit der Wahrheit standen, so darf nicht vergessen werden, daß die übrigen Stände um

*) Das Mittelalter beginnt bekanntlich mit dem Untergang des weströmischen Reiches (476) und dem Anbruch des Weltalters der Germanen; es endigte mit dem Beginn der Reformation (1517), umfaßt also einen Zeitraum von reichlich 1000 Jahren, in denen sich 4 Hauptperioden unterscheiden lassen: von Odoaker bis auf Karl dem Großen (814=338 Jahre), von Ludwig dem Frommen bis zu dem Beginn der Kreuzzüge (1095=281 Jahre), von da bis auf Rudolf von Habsburg (1273=178 Jahre) und endlich von da ab bis auf die Anfänge der Reformation (Martin Luther, 1517=244 Jahre).

kein Haar besser waren, daß Lebsucht und Freude am Genuß und Vergnügen, Übermut und Überhebung, wenn man es so nennen will, ein Übel war, an dem die gesamte damalige Gesellschaft krankte, und daß die Sitten der oberen Stände, weit davon entfernt mustergiltig genannt zu werden, viel eher dazu beigetragen hatten dem Bauern als das schlechteste Beispiel zu dienen und ihn zu gleicher Sitten- und Schrankenlosigkeit zu verleiten. Ein Gelehrter von Ruf und Bedeutung, der Tübinger Bebel, beklagt mit Sebastian Brand das unziemliche Weintrinken der Bauern, in der guten alten Zeit hätten sie bloß Wasser getrunken. Gerade daß der Bauer die andern nachahmte, verargte man ihm mit Unrecht so sehr. Es ist ein sehr schlimmes Zeichen der Zeit, daß man auf den Bauern mit solchem Neid und Haß herabsah, daß man ihm nichts gönnte und von ihm das an Einfachheit des Lebens, Sparsamkeit und Bescheidenheit verlangte, was man selbst nicht besaß. Der Bauer, so scheint es, galt in den Augen solcher nicht mehr als ein Mensch. Ein Wort, das umging, lautete:

„Der Bauer ist an Ochsen Statt,
Nur daß er keine Hörner hat."

Gegen ihn hielt man Gewaltthat und unmenschlichen Druck für völlig berechtigt. Schonung und Milde wären thörichte Schwäche. Einen wahrhaft empörenden Ausdruck dieser gemeinen Gesinnung und Denkweise zeigt ein Lied aus dem 15. Jahrhundert, das Uhland unter dem Titel Edelmannslehre mitteilt; darin wird der Bauer als wie ein Wild hingestellt, das der Adelige nach Belieben hetzen, würgen und erlegen darf.

Der Wald hat sich belaubet,
Des freuet sich meine Muot (Mut, Sinn)
Nun hüet sich mancher Bure (Bauer)
Der wähnt, er si behuot (sei behütet)!
Das schafft des argen Winter Zorn,
Der hat mich beraubet: [morgen]).
Das klag ich hüt und morn (heute und

Willtu dich ernehren.
Du junger Edelmann,
Folg du miner Lehren,
Sitz uf, trab zum Bann!
Halt dich zuo dem grünen Wald:
Wenn der Bur ins Holz fert (fährt)
So renn ihn freislich (gewaltig) an!

Derwisch ihn bi dem Kragen,
Erfreu das Herze din,
Nim ihm, was er habe,
Spann aus die Pferdelin sin!
Bis (Sei) frisch und darzu unverzagt! [hat],
Wann er nummen Pfennig (keinen Pfg. mehr
So riß ihm d'Gurgel ab!

Heb dich bald von dannen
Bewahr din Lib (Leib), din Gout,
Daß du nit werdest zu Schanden,
Halt dich in stäter Huot!
Der Buren Haß ist also groß,
Wan der Bur zum Tanze gat,
So dunkt er sich Fürsten Genoß.

Ich weiß ein richen Buren,
Uf den han ichs gericht,
Ich will ein Wile luren (lauern),
Wie mir darumb geschicht,
Er hilft mir wohl us aller Not.
Gott grüeß dich, schöns Jungfreuwelin,
Gott grüeß din Mündlin rot.

Solche verwerfliche Grundsätze auf seiten des Adels, die gar manchmal zu unerhörten Gewaltthaten führten, mußten in den Herzen der Bauern dieselben Gefühle, Zorn und Haß, hervorrufen oder aber jenes stolze Bewußtsein erzeugen, daß ihre Beschäftigung einen Wert, diejenige ihrer Gegner aber keinen habe. Und beides findet sich, was nicht überraschen kann, ebenfalls in Stimmen jener Zeit ausgesprochen: so der blutige Haß und die Hoffnung auf einen bevorstehenden Tag der Rache:

„Das wird Gott nit vertragen
Die Bösen schwärlich Plagen,
Sie werden noch erschlagen
Von dem gemein Bauersmann,
Es facht jetzt darzu an."

Wurden in Westfalen, wie Werner Rolewinck um das Jahr 1478 in seinem „Lob auf Sachsen" schreibt, junge Adelige des Landes zur Freibeuterei mit den Worten erzogen:

„Ruten, roven, det en is gheyn Schande,
Dat doynt die besten van dem Lande,"

so begreift man auch die Antwort, welche die Bauern darauf geben:

„Hangen, raben, koppen, stecken en, is gheyn Sunde (keine Sünde)."

Verglich der Bauer seine ehrliche, harte Arbeit mit dem Thun und Treiben der Herren, dann empfand er nicht ohne Gebühr einen Stolz, wie ihn ein Volkslied: „der Ritter und Bauer" zum Ausdruck bringt.

Das gegenseitige Herunterſetzen, in welchem der Bauer dem Adeligen nichts nachgab, beweist deutlicher als alles, wie ungesund die gesellschaftlichen Verhältnisse beim Ausgang des Mittelalters in Deutschland waren. Die einzelnen Gesellschaftsschichten standen sich mit der feindseligsten Gesinnung gegenüber. Keine Brücke führte über die weite Kluft, welche die Stände von einander trennte. Von Eigennutz, Eigensucht und beschränkter Eigenliebe war die ganze Gesellschaft durchseucht. Die Fürsten waren wider den Kaiser, der Adel gegen die Fürsten, die Bauern und Bürger wider den Adel, den hohen und niedern. Eine seltsam anmutende allgemeine Zwietracht und Feindschaft loderte wie eine Flamme im Innern der Gesellschaft. Alles befand sich in Gährung, nicht blos die Geister, sondern auch die Leidenschaften. Die innere Zerrissenheit und haßerfüllte Spaltung hätte gar nicht größer sein können: jedes Gefühl der Zusammengehörigkeit, soweit es über die Schranken des eigenen Standes hinausging, war geschwunden. Hielten doch selbst diejenigen nicht zusammen, welche durch die Gesellschaftsordnung einander sehr nahe gerückt waren: der Bürger und der Bauer, der Städter und der Landbewohner. Bezeichnend ist die Thatsache, daß im 15. Jahrhundert nur sehr wenige selbst der bürgerlichen Dichter Mitgefühl für den Bauernstand an den Tag legen.

Bis zu welcher Höhe aber die feindselige Gesinnung gegen den Bauern schon gediehen war, dafür liefert den besten Beweis ein adelsfreundliches Buch, welches der Züricher Chorherr Felix Hemmerlin unter dem Titel: „Der Adel" (de nobilitate) verfaßte. Darin wird es geradezu als das Beste hingestellt, wenn der Bauernstand sich so befinde, daß er seine Lage zu beweinen habe: es wäre gut, wenn etwa alle fünfzig Jahre den Bauern Haus und Hof zerstört würden, damit die üppigen Zweige ihres Hochmuts beschnitten würden. Nicht wie ein Mensch, sondern „wie ein scheußliches, halb lächerliches, halb furchtbares Gespenst" tritt der Bauer dem Adeligen entgegen. „Ein Mensch mit bergartig gekrümmten und gebuckelten Rücken, mit schmutzigem verzogenem Antlitz, tölpisch dreinschauend, wie ein Esel, die Stirn von Runzeln durchfurcht mit struppigem Bart, graubuschigem verfilztem Haar, Triefaugen unter den borstigen Brauen, mit einem mächtigen Kropf; sein unförmlicher, rauher, grindiger, dicht behaarter Leib ruht auf ungefügen Gliedern; die spärliche und unreinliche Kleidung ließ seine mißfarbige und tierisch zottige Brust unbedeckt." Dies Bild stimmt freilich nicht im mindesten mit der Wahrheit; allein gerade aus dieser Karikatur erkennt man den innern Abscheu, mit welchem der Adel auf den Bauern herabsah. Der nämliche Hemmerlin bezeugt aber auch die Gesinnung des Bauern, indem er denselben mit zornigen Worten die Raubwirtschaft des Adels und die Rechtsverdreherei der Juristen geißeln läßt. Es wäre gut, sagt der Bauer, wenn es keine Pferde und Maultiere auf der Erde gäbe, sondern nur Acker- und Lastvieh, dann würden die Kriege und Fehden aufhören. Wenn der adelsfreundliche Verfasser mit solchen und besonders auch biblischen Argumenten seinen Bauern hervortreten läßt, so wird dadurch bewiesen, daß diese Argumente volkstümlich d. h.

in aller Munde waren, denn Hemmerlin konnte sich nicht bewogen fühlen für die Sache seiner Gegner, der Bauern, neue und zugkräftige Waffen zu schmieden. Er läßt z. B. den Rustikus mit Selbstgefühl sich darauf berufen, daß Adam schon ein Bauer war, also Gott diesen ersten und edelsten Stand selbst geschaffen habe, während die übrigen Stände dies nicht von sich rühmen könnten. Deshalb ruft der Bauer, dem seine Freiheit genommen, mit den Worten des Psalmisten die Rache Gottes auf sie herab, „denn ich weiß, daß der Herr wird des Elenden Sache und des Armen Recht ausführen."

Diese Erbitterung war im höchsten Grade schädlich und verderbenbringend. Indem sie jedes gerechte Urteil von vornherein ausschloß und eine verständnisvolle Teilnahme an den Bedürfnissen und Bedrängnissen der einzelnen abschnitt und unmöglich machte, mußte sie Unheil gebären. In dieser gegenseitigen Ungerechtigkeit Aller gegen Alle lag eine ungeheure Gefahr für das ganze Volk: an eine Beseitigung der unleugbaren Schäden war nun nicht mehr zu denken. Der schnödeste und beschränkteste Egoismus verdunkelte den freien Blick: ein schlimmerer Kastengeist hat niemals in Deutschland geherrscht. Das Unglück des anderen Standes betrachtete man als sein eigenes Glück.

Man müßte es als ein Wunder ansehen, wenn die Bauern diese gehässige Gesinnung nicht erwidert hätten. Denn abgesehen davon, daß man von ihrem Bildungsstand eine solche Bekämpfung der Leidenschaft, eine solche Seelenstärke am wenigsten zu erwarten berechtigt wäre, mußten die wirkliche Not, der sie ausgesetzt waren, die Verachtung und die täglichen Plackereien seitens ihrer Herren, ihre Hilfslosigkeit in streitigen Sachen, die harte Arbeit ihres Berufes gegenüber dem leichteren Leben der Oberen sie zu dem Glauben führen, daß sie ein sittliches Recht zu ihrem Neid und Haß und Trotz hätten.

Diesen Widerstreit der Stände zu beseitigen, die Mißstände der Zeit zu mildern, diese Gegensätze auszusöhnen, dem Reichen seinen Hochmut, dem Armen seine Bitterkeit zu verweisen, wäre Beruf und Aufgabe der Kirche und der Geistlichkeit gewesen. Aber es geschah nichts von Bedeutung und Wirkung. Ein großer Teil des Klerus, besonders der höhere, welcher vorwiegend aus Adeligen bestand, hatte kein Herz für das niedere Volk, ja erwies sich häufig als schlimmster Feind der Bauern und als unbarmherziger Bedrücker der Unterthanen. Schon sein durch und durch weltliches Thun und Treiben war eine grobe Sünde. Das Beispiel dieses gottentfremdeten Lebens mußte bei ernsten Gemütern Anstoß erregen, bei den Armen und Verachteten im Lande aber den letzten Halt, allen Glauben erschüttern. Klagt doch selbst ein Wimpfeling: „Auch im geistlichen Stand ist die Üppigkeit weit verbreitet, besonders bei den Geistlichen von Adel, die keine Seelsorge haben und es im Prassen den reichen Kaufleuten gleichthun wollen." Und die Sünden der Üppigkeit waren keineswegs die einzigen. Es war weit davon entfernt, daß überall unter dem Krummstab gut zu wohnen gewesen wäre. Aber auch die niedere Geistlichkeit stand nicht durchweg auf Seiten des Volkes, die wie sein Leben so auch seine Leiden und Schmerzen geteilt und gekannt hätte. Die meisten dagegen nährten gar oft die Unzufriedenheit des gemeinen Mannes durch Reden in seinem Sinne, sie schlugen sich auf seine Seite, gaben ihm Recht und haßten mit ihm die oberen Stände als Urheber dieser ihrer gemeinsamen Not. Aus den Reihen dieses Teils der Geistlichkeit erhielt der Bauernstand viele Bundesgenossen in seinem Streite mit seinen Herren: vom ersten Anfang der Bewegung an bis zum Bauernkrieg in der Reformationszeit.

Die Kirche aber als solche und die von ihr völlig abhängige Wissenschaft that nichts zur Lösung dieser bedeutsamen Frage. Man hatte sich mit anderm zu beschäftigen; vor allem galt es die kühnen Forderungen der freieren Geister und der großen Konzilien des Jahrhunderts zu beseitigen und zum Schweigen

zu bringen. Die Wissenschaft aber, zu unfrei und gebunden, als daß sie selbständig ihre Wege gegangen wäre, huldigte mit der Kirche eher dem Rückschritt als dem Fortschritt. Es ist bezeichnend, daß das gesamte Mittelalter nicht imstande war, eine wissenschaftliche Wirtschaftslehre zuwege zu bringen, erst der reformatorischen und nachreformatorischen Zeit blieb es vorbehalten, die Wissenschaft der Nationalökonomie zu begründen und auszubilden.

(Dr. Wilhelm Vogt, „Die Vorgeschichte des Bauernkrieges", Halle 1887.)

309. Die Lasten und Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges in den Landen Braunschweig und Lüneburg.

Der auf dem niedersächsischen Tage zu Lüneburg zum Obersten erkorene König Christian IV. von Dänemark hatte den Auftrag erhalten, zur Sicherung des niedersächsischen Kreises ein Heer aufzustellen. Anfang Juni 1625 setzte er mit einem Heere von 250000 Mann bei Stade über die Elbe, zog über Verden nach Hoya und Stolzenau, vereinigten sich mit 7000 Söldnern des niedersächsischen Kreises und eilte am 14. Juli mit seiner adeligen Hoffahne in Hameln ein, wo er von Friedrich Ulrich*) und dem Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel besucht wurde. Auf seinen Ruf kehrte auch Bischof Christian von Halberstadt aus den Niederlanden nach der Heimat zurück.

Das Erscheinen des dänischen Heeres bot der katholischen Partei die erwünschte Gelegenheit, den früher von ihr erteilten Zusagen zuwider, den niedersächsischen Kreis zu überziehen. Eine starke Heeresabteilung setzte am 19. Juni 1625 bei Höxter über die Weser, drang in den Solling ein, plünderten Uslar und Moringen und übte, keines Alters, keines Geschlechtes, keines Heiligtums schonend, die empfindlichsten Schandthaten. Auf die Bitte Friedrich Ulrichs, daß die Ligisten sein Land mit unerschwinglichen Schätzungen verschonen möchten, erwiderte der Feldherr Maximilians barsch, daß seine Soldaten keine Vögel seien, die über ein Land hinwegfliegen könnten. In Hameln, Wolfenbüttel, Nienburg und Stolzenau legte das dänische Heer Besatzungen. Hameln fiel im August in Tilly's Hände; ebenso Stolzenau in die Hände der Ligisten, welche sich vor Nienburg lagerten. Da rotteten sich die Bauern in Solling und im Calenbergischen zusammen, erschlugen die feindlichen Streitschaaren und die in Dassel und Bodenwerder zurückgelassenen Besatzungen. In Elze und Poppenburg wurden die Ligisten von den Aufgestandenen zur Übergabe gezwungen.

Wie groß schon damals die Not war, welche den Landmann zur Selbsthilfe trieb, ergiebt der Landtagsabschied von Salzdalum (2. August 1625):

Der unvermuthete und ganz unverschuldete Einfall Tilly's, heißt es hier, ist mit jämmerlicher Ermordung vieler unschuldiger Unterthanen erfolgt. Frauen sind geschändet und entführt, was nicht fortgeschleppt werden konnte, ist vernichtet. „Solchem unsächlichen Landverderben, Mord und Blutvergießen zu wahren, möchte wohl Mann bei Mann unserer Unterthanen aufgeboten werden. Solches ist zwar so uneben und undienlich nicht, aber aus vielen wichtigen Ursachen zur Zeit nicht für ratsam erachtet." — Im Kreistag zu Braunschweig (25. August 1625) erfolgte folgende Hauptresolution der Stände: Tilly habe keine erhebliche Ursache gehabt, als Feind in den Krieg zu rücken und das ganze Fürstentum Calenberg, die Grafschaft Hoya und zum Teil auch die Landschaften Göttingen und Wolfenbüttel in „erbärmliche Desolation" zu setzen. Dessen ungeachtet seien die Stände zur Abdankung ihrer Mannschaft bereit, wenn Tilly den Kreis verlasse und alle streitigen Punkte dem Ausspruche einer allgemeinen Reichsversammlung unterstelle.

*) Herzog Friedrich Ulrich von „Braunschweig-Wolfenbüttel und Calenberg Göttingen" regierte (zu Wolfenbüttel) von 1613 bis 1634 wo er im Alter von 43 Jahren kinderlos starb. Seine Mutter Elisabeth war die Schwester König Christian IV. von Dänemark.

Doch das Schwert wurde nicht beigesteckt und Tilly verfuhr herrischer und ungestümer denn vorher, erbittert, daß sich die Bauern im Solling, durch die Habgier und Mordsucht der Soldateska zur Verzweiflung getrieben, in große Scharen zusammenrotteten und die vereinzelten Abteilungen der Katholischen erschlugen.

„Es sind durch Tilly", klagte Friedrich Ulrich (5. September 1625) dem Kaiser, „die wehrlosen Leute in ihren Häusern, auf Wegen, im Walde und im Felde überfallen und mit Weib und Kind erbärmlich niedergehauen; weder Kindbetterinnen noch Säuglinge haben Schonung gefunden; man hat die Pfarrer erschlagen, Bewohner der Siechenhäuser gemordet, Frauen die Zunge ausgerissen oder aufgespalten, Männern härene Stricke um die Köpfe gewunden und mächtig zugezogen, um durch solche Martern das Geständnis des Versteckes von Schätzen zu erzwingen. Ämter und Klöster, Städte, Schlösser, Flecken und Dörfer sind ausgeplündert, die Kirchen geschändet, Kelche und Monstranzen gestohlen, Taufsteine und Altarbibeln mit Unflat beschmutzt, Bibliotheken verbrannt, Frauen und Jungfrauen auf offener Straße geschändet, und selbst mit Leichen oft Unzucht getrieben. Ein Teil meines Fürstentums, zwölf Meilen in der Länge, sieben Meilen in der Breite, liegt gänzlich verheert."

Es war der Anfang des großen Trauerspiels, das noch durch viele Jahre in den welfischen Landen fortgespielt werden sollte. — Im September 1625 ging Wallenstein bei Allendorf über die Werra, zog plündernd und sengend durch das Amt Friedland, dann fort an Göttingen vorüber nach Einbeck, lagerte sich in dem Leinethale von Alfeld, Gronau und Elze und brach von hier nach Halberstadt auf. — Seit geraumer Zeit war die Feste Calenberg bei Hannover, wohin der umwohnende Adel und Landmann seine bewegliche Habe geflüchtet hatte, von den Ligisten eingeschlossen. Am 8. Oktober fordert Tilly zur Ergebung auf, aber vergebens; diese Aufforderung wiederholte sich am 21. Oktober und am folgenden Tage, da nur 140 schlagfertige Soldaten vorhanden, welche den Gehorsam aufsagten, der Landmann jede Teilnahme am Kampfe verweigerte, die Lebensmittel verzehrt waren, erfolgte die Kapitulation. Die Besatzung zog mit Sack und Pack nach Hannover. Nach dieser Eroberung warf sich Tilly sofort (24. Oktober und 3. November 1625) auf die dänischen Reiter bei Seelze unweit Hannover mit 10000 Mann und zerschlug das kleine feindliche Heer elendiglich. Jetzt ging Tilly auf Linden zu und sandte einen Trompeter in die Stadt Hannover, wegen der einzunehmenden Besatzung mit dem Bürgermeister Rücksprache zu nehmen ....

Nach vielen Wechselfällen des Raubkrieges und unsäglicher Bedrückung von Bürger und Bauer kam es am Sonntage, den 17. August 1626 bei Lutter am Barenberge zur Entscheidungsschlacht. Hier erfolgte die völlige Niederlage des letzten großen protestantischen Heeres in Deutschland. Kaum, daß es König Christian IV. gelang, sich in Begleitung von nur 2 Dienern durch eine Schar feindlicher Reiter durchzuschlagen. Danach schien seine Gefangenschaft unvermeidlich, als ein kaiserlicher Wachtmeister dem Rosse des Fliehenden in die Zügel fiel. Der glückliche Schuß seines Gefährten rettete den König, der mit Sonnenuntergang todmüde in das Thor von Wolfenbüttel sprengte. Nicht weniger als 22 Geschütze und fast alle Fahnen fielen in die Hände des Siegers; 4000 Dänen, mit ihnen mehrere Generale, Prinzen und Grafen fanden den Tod; 3000 Mann, welche in Gefangenschaft gerieten, wurden größtenteils gezwungen, dem ligistischen Banner zu schwören. In Wolfenbüttel, dem Sammelplatz seines zersprengten Heeres, gestattete sich der König nur eine kurze Erholung; er hoffte, daß die überaus starke, mit einer hinlänglichen Besatzung versehene Feste die Thätigkeit des Feindes lange genug in Anspruch nehmen werde, um währenddessen sein Heer an der Niederelbe zu ergänzen.

Friedrich Ulrich hatte begriffen, daß nur ein unbedingtes Eingehen in die Forderungen des Kaisers ihm sein Fürstentum retten könne und war wenige Tage vor Christians Niederlage vom dänischen Bündnis zurückgetreten. Tilly hatte während der Jahre 1628 bis 1631 mehr als 2 Millionen Thaler in dem Lande zwischen Deister und Leine aufgebracht; ja Herzog Christian von Celle schlug seinen durch die fremden Heere ihm zugefügten Schaden bereits am Schlusse des Jahres 1628 auf mehr als 7 Millionen Thaler, Friedrich Ulrich den seinigen im Jahre zuvor auf das zehnfache dieser Summe an. Im Jahre 1634 mußte das Fürstentum Calenberg, abgesehen von dem nicht zu berechnenden Verluste, welcher aus sonstigen Forderungen und den Verheerungen des Feindes erwuchs, monatlich 18000 Thaler Kriegssteuer zahlen, wozu die Städte Göttingen, Hannover, Hameln und Northeim zusammen den sechsten Teil beisteuerten. Im Jahre 1647 erpreßten die Schweden aus den Dörfern des Amtes Winsen 18000 Thaler; die Stadt Lüneburg mußte innerhalb der Zeit von 1638 bis zum zweiten Jahre nach Abschluß des Friedens die Summe von 500000 Thalern an Königskontributionen entrichten; das Stift Bardowick berechnete die von den durchziehenden Dänen und Kaiserlichen (1626 bis 1628) durch Raub und Verheerung erlittene Einbuße auf fast 12000 Thaler, ohne die wiederholten Geldgeschenke in Anschlag zu bringen, durch welche der Schutz der Obersten gewonnen sein wollte. Während der ganzen Dauer der Besetzung Hameln's durch ligistische Regimenter mußte die dortige Kämmerei wöchentlich tausend gute Gulden aufbringen, um die Söldner zufrieden zu stellen. Das einzige Amt Burgdorf gab den im Jahre 1627 ihm zugefügten Schaden auf mehr als 100000 Thaler an und die Stadt Burgdorf mußte (1632) 12000 Thaler an Pappenheim auszahlen, ohne deshalb vor der Brandfackel geschützt zu sein. Ülzen mußte den Versuch zum Widerstande mit 21000 Thaler Strafe an die Schweden büßen.

Nach dem Übertritt von Herzog Georg zu den Schweden mußte das Fürstentum Grubenhagen wöchentlich 2000, Osterode eine Abfindungssumme von 10000 Thalern an Pappenheim entrichten. Schon 1629 berechnete die Stadt Göttingen ihren aus dem Kriege entstandenen Schaden auf mehr als 523000 Thaler. Aus dem Fürstentum Göttingen zogen Bürger und Bauern, weil ihre Häuser eingeäschert, ihre Pflüge zerbrochen, ihre Saaten zerstampft waren, in Scharen nach dem Eichsfelde, um durch Handarbeit ihr Leben zu fristen. Goslar berechnete seine Kriegsunkosten für die Zeit vom 23. Januar bis 7. August 1632 auf 219532 Thaler und vom 7. August 1632 bis zum 22. Januar 1634 auf 324139 Thaler.

Noch im Jahre 1647 konnte der westfälische Gesandte auf dem Kongreß zu Osnabrück die Erklärung abgeben, daß in den braunschweig-lüneburgischen Fürstentümern über 200 Städte, Flecken und Dörfer abgebrannt seien, an deren Wiederaufbau man zur Zeit noch nicht habe denken können. 1651 zählte man in dem einzigen Amte Westerhof nicht weniger als 227 wüste Ackerhöfe. Im nämlichen Jahre fanden sich nach den Angaben der fürstlichen Amtsregister in den Ämtern Harste noch 202, in Neustadt am Rübenberge 191, in Brunstein 105, in Calenberg 63, in Moringen 49, in Lauenstein 31 Stellen, welche seit dem Kriege wüst lagen. Es hatte sich vielfach ereignet, daß ein Amt, wenn es nicht imstande gewesen war, die vom Feinde ihm auferlegte Schatzung zu entrichten, einzelne Dörfer zum Ausplündern anwies. Wer seine Habe zu retten suchte, wurde erschlagen, das ausgeraubte Haus den Flammen übergeben. Die Hälfte aller Hauswirte im Amte Burgdorf war den Hungertod gestorben oder vor dem Feind gefallen.

Unter diesen Umständen begreift man freilich, wie schwer es den Fürstentümern (Wolfenbüttel, Lüneburg und Celle, Grubenhagen, Calenberg) werden

mochte, den ihnen zufallenden Anfall jener Summe von 5 Millionen Thaler zusammenzubringen, welche im westfälischen Frieden (1648) für die Abfindung des schwedischen Heeres festgesetzt war. Bei alledem kehrten die schwedischen Scharen arm in die Heimat zurück und nur den Obersten und Räten gelang es vorübergehend ungewöhnliche Reichtümer zu häufen.

Die fruchtreichen Landschaften von Calenberg und Göttingen glichen einer Einöde; es fehlte an Pflügen zum Umreißen des Ackers, an Korn zur Aussaat, in manchen Gegenden an Menschen zur Bestellung; selbst an Holz zum Wiederaufbau der eingeäscherten Häuser zeigte sich Mangel, da die Schweden die Waldungen des Solling abgetrieben, das Holz die Weser hinabgeflößt, und in Bremen an holländische Händler verkauft hatten. Als der Landmann so seine Saat vernichtet, sein Vieh geraubt sah, Fremde des Hauses Ehre schändeten, der Hunger sein täglicher Gast wurde, die Kirche, in welcher er gebetet, verwüstet, der Pfarrer vertrieben oder erschlagen war, und keine Rettung, kein Ende dieses unsäglichen Jammers sich zeigte, da faßte ihn Verzweiflung. Alles irdische Hoffen war ihm erstorben; so wollte er nicht ungerochen an denen aus dem Leben gehen, die ihm dieses Hoffens beraubt hatten. In den Sümpfen des Drömlings sammelten sich die Bewohner der Umgegend von Fallersleben, überfielen die Streifscharen der Feinde und jagten ihnen die Beute ab; in den Wäldern auf beiden Seiten des Harzgebirges rotteten sich bewaffnete Bauern und Bürger der Bergstädte in großen Banden zusammen und schonten keines ligistischen Söldners, der in ihre Hände fiel. Der Aufstand der Harzleute in der Grafschaft Hohnstein und Reinstein, schrieb Friedrich Ulrich an Herzog Christian von Celle (17. März 1627), sei eine Folge der „übermeßigen trankſahlen, unter welchen die biß aufs bluet abgemergelten und erschepften underthanen eine geraume Zeit niedergelegen.“ Die Verzweiflung nehme überhand, „wie dan schon etzliche auß zweifelmuth und Hungerßnoht ihre eigenen Feinden erbarmlicher Weise umbgebracht.“

Im Solling warf sich 1627 Winckel Stoffel vom Lipsberge zum Anführer über 600 Bauern und verlaufenen Knechten auf, mit denen er bis vor die Thore von Einbeck streifte; zersprengte Scharen des dänisch-deutschen Heeres behaupteten sich gleichzeitig im Solling und Grubenhagenschen.

Wachsende Not und die Profosse der stehenden Heere setzten diesem Bandewesen ein Ziel; aber zur Arbeit nach alter Weise zurückzukehren, auch wenn sie Lohn verheißen hätte, fehlte den Männern der Mut, der unter den Gräueln des Krieges herangewachsenen Jugend die Gewöhnung. Vielen behagte ein wegelagerndes Leben, oder sie trugen als Bettler ihren Spruch in die Fremde, schlossen sich dem Troß der Regimenter an, oder nahmen das Handgeld eines Obersten. Es möchte die Landschaft kaum verwildeter sein, als die Herzen derer, die in ihr die Heimat erkannten. Die staatliche Ordnung lag zertrümmert, Gewalt galt für Recht, fremde Machthaber spotteten des Landesherrn, und die Zahl derer, die sich an den Tröstungen der Kirche aufrichten konnten, war gering, weil, wo die Ligisten geboten, dem protestantischen Pfarrer die Amtsverrichtung untersagt war. — Darf es befremden, wenn unter diesen Umständen der Glaube sich verbreitete, daß die Stunde genaht sei, in welcher der Herr in seinem Zorn die Welt vernichten werde?!

(Nach Dr. W. Havemann, Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg, Göttingen 1855.)

— — —

310. Gedenk-Tafel.

Achard, Franz Karl, * 28. April 1754 in Berlin, † 20. April 1821; Direktor der physikalischen Klasse der Akademie der Wissenschaften zu Berlin; der praktische Begründer der Rübenzuckerindustrie. (Vgl. Nr. 244 S. 570.)

Alban, Dr. Ernst, * 7. Februar 1791 zu Neubrandenburg in Mecklenburg, † 13. Juli 1856 zu Plau in Mecklenburg; zuerst Theolog, dann Arzt, zuletzt Landwirt; erster Erbauer landwirtschaftlicher Maschinen in Deutschland; Erfinder der Alban'schen Säemaschine u. s. w.

Albrecht, Wilhelm, * 1785, † 20. Dezbr. 1869, Geh. Regierungsrat, früher Professor der Landwirtschaft in Hofwyl, dann Gründer und Direktor der landwirtschaftlichen Lehranstalt zu Idstein und Wiesbaden; einer der bedeutendsten Förderer des landwirtschaftlichen Bildungswesens.

Babo, Lambert Freiherr von, * 26. Oktober 1791 zu Mannheim, † 20. Juni 1862 als Gutsbesitzer zu Weinheim in Baden; verdient um die Verbreitung von Kenntnis und Wissenschaft unter der ländlichen Bevölkerung, gediegener Volksschriftsteller; Autorität im Obst- und Weinbau.

Bakewell, Robert, † 1. Oktober 1795 zu Dishley in England, der große Tierzüchter, Rassenschöpfer (besonders der Shorthorns) und Begründer der englischen Hoch-Edelzucht.

Baumstark, Prof. Dr. Eduard, * 28. März 1807 zu Singheim in Baden, vormals Direktor der landwirtschaftlichen Akademie Eldena und nach Aufhebung derselben (1876) Professor für Staats- und Volkswirtschaft an der Universität Greifswald.

Beckmann, Dr. Johann, * 4. Juni 1739 zu Hoya, † 3. Februar 1811 zu Göttingen; Hofrat und Professor zu Göttingen; einer der ersten wissenschaftlichen Schriftsteller über die deutsche Landwirtschaft und Begründer der Technologie; Hauptwerke: Beiträge zur Ökonomie, Technologie, Polizei- und Kriminalwissenschaft, 12 Theile, Göttingen 1779 bis 1791; physikalisch-ökonomische Bibliothek, 23 Bde., Göttingen 1770 bis 1807; Grundsätze der deutschen Landwirtschaft, Göttingen 1806.

Berlepsch, August Freiherr von, * 28. Juni 1818 auf Seebach bei Langensalza, übernahm 1837 das väterliche Gut und widmete sich hier speziell der Bienenzucht. Seine reichen Erfahrungen legte er in dem Buch: „Die Biene und ihre Zucht in honigarmen Gegenden" (Mannheim 1873) nieder. 1858 siedelte er nach Gotha über und starb am 17. September 1877 in München. Einer der hervorragendsten Bienenzüchter Deutschlands.

Block, Albrecht, * den 5. März 1774 zu Sagan in Schlesien, † 22. Novbr. 1847 zu Schierau, Amtsrat und Intendant der schlesischen Stammschäferei zu Carolath in Schlesien, einer der Führer der rationellen Schule der Landwirtschaft, eminenter Praktiker, Verfasser der „Mitteilungen landwirtschaftlicher Erfahrungen, Ansichten und Grundsätze", wie anderer geschätzter Schriften. Auf seinem Gut Schierau unterhielt er bis 1838 ein kleines landwirtschaftliches Institut.

Blomeyer, Professor Dr. jur. et phil., Adolph, * 24. Februar 1830 zu Frankenhausen bei Kassel, † 18. Dezember 1890 in Leipzig. Geheimer Hofrat und Direktor des landw. Instituts der Universität Leipzig seit 1869, vordem Pächter in Schlesien und Hessen, vorher Referendar in Fulda, (1865 Lehrer der Landwirtschaft an der Akademie Proskau). Hauptwerke: Pachtrecht und Pachtverträge, Berlin 1873; die mechanische Bearbeitung des Bodens, Berlin 1881; die Kultur der landw. Nutzpflanzen, 2 Bde., Leipzig 1889—91.

Boltze, Joh. Gottfr., † 31. Mai 1868, Geh. Kommerzienrat zu Salzmünde bei Halle a. S. Er hatte sich aus den untergeordnetsten Verhältnissen zu einem der bedeutendsten Grund- und Fabrikbesitzer der Provinz emporgeschwungen und in Salzmünde eine weit und breit bekannte sog. „chemische" Musterwirtschaft geschaffen.

Brockes, Berthold Heinrich, † 16. Januar 1747 zu Hamburg; Arzt, Landwirt u. Dichter, der alle Vorrichtungen in Feld, Stall und Garten mit seltener Kenntnis des Betriebes besungen hat.

Burckhardi, Dr. Heinrich, * 26. Februar 1811 zu Adelebsen bei Göttingen, † 14. Dezember 1879 zu Hannover, Forstdirektor und General-Sekretär in Forstsachen an der Königlichen Finanzdirektion zu Hannover. Hauptwerk: Säen und Pflanzen nach forstlicher Praxis, 5. Aufl., Hannover 1890.

Burger, Dr. Johann, * 5. August 1773 in Kärnten, † 28. Januar 1842 in Wien; einer der bedeutendsten landwirtschaftlichen Schriftsteller des Jahrhunderts, der „Schwerz" Österreichs; war zuerst Arzt, dann Professor der Landwirtschaft in Klagenfurt. Hauptwerk: Lehrbuch der Landwirtschaft, 2 Bde., Wien 1819.

Colerus, Johannes (Johann Coler), geboren gegen Ende des 16. Jahrhunderts zu Goldberg in Schlesien, † 23. Oktober 1639 zu Parchim in Mecklenburg; Superintendent zu Rostock und landw. Schriftsteller. Hauptwerke: Oeconomia ruralis et domestica, 6 Teile, Wittenberg 1591—1601; und Callendarium perpetuum et sex libri oeconomicis, 1592, beide Werke zusammen herausgegeben als „Haushaltungsbuch", Leipzig 1711, das erste umfassende ökonomische Werk, welches in Deutschland erschienen ist; Coler drang s. Zt. mit seinen Schriften in die Massen und übte hier einen außerordentl. Einfluß aus.

Cotta, Heinrich von, * 30. Oktober 1763 zu Klein-Zillbach bei Wasungen, Sachsen-Meiningen, † 25. Oktober 1844 in Tharandt als Direktor der dortigen Forstakademie. Er führte die Baumfeldwirtschaft ein, war hervorragender Forstmann und Begründer der Forstwissenschaft. Als Lehrer genoß er eines europäischen Rufes; seine zahlreichen Schriften wirkten bahnbrechend für sein Fach.

Davy, Sir Humphrey, * 17. Dezember 1778 zu Cornwall in England als Sohn eines Farmers, † 29. Mai 1829 in Genf. Zuerst Wundarzt, dann Apotheker, dann Professor der Chemie in London, der bedeutendste Chemiker zu Anfang unseres Jahrhunderts, berühmter Naturforscher, der „Vater der Agrikulturchemie": „Elements of agricultural chemistry" 1813.

Drechsler, Professor Dr. Gustav, * am 18. Juni 1833 in Clausthal als Sohn eines Forstrats, † 14. Oktober 1890 als Geheimer Regierungsrat und Kurator der Universität Greifswald. Studierte Landwirtschaft 2c. in Jena und Münster, trat in die Praxis, übernahm 1860 das väterliche Gut Krimderode bei Nordhausen, ging 1865 zur Universität Halle und promovierte dort 1866, verpachtete sein Gut und ging 1867 als Privatdocent der Landwirtschaft nach Göttingen, wurde 1871 ordentlicher Professor und übernahm 1872 die Direktion des landw. Instituts daselbst. Lange Jahre war Dr. Mitglied des Centralausschusses der Königl. Landwirtschafts-Gesellschaft Hannover. Mit Professor Henneberg gab er das „Journal für Landwirtschaft" heraus. Im Jahre 1889 wurde er zum Kurator der Universität Greifswald ernannt.

Dünkelberg, Dr. Wilh. Friedrich, * 4. Mai 1819 auf Schloß Schaumburg a. d. Lahn; Direktor der landw. Akademie zu Poppelsdorf b. Bonn, der „Vater der Kulturtechnik". Hauptwerk: Die wirtschaftliche Betriebslehre, 2 Teile, Braunschweig 1889—90.

Fellenberg, Ph. Emanuel von, * 27. Juni 1771 in Bern, † 21. November 1844 zu Hofwyl in Berns Nähe. Er war Mitstreber von Thaer und Pestalozzi, groß als Landwirt und Erzieher, „der pädagogische Landwirt"; erfand auch wertvolle Ackergeräte u. s. w. Im Jahre 1799 kaufte er mit seinem Vater das Gut Hofwyl, trieb hier fortgeschrittene Landwirtschaft, gab Schriften heraus und begründete nach und nach eine Anzahl Lehr- und Erziehungsanstalten. Zweimal wurde versucht, diese Anstalten mit denen Pestalozzi's zu verschmelzen, jedoch ohne Erfolg.

Fraas, Prof. Dr. Karl Nic., * 3. September 1810 in Oberfranken, wurde Prof. der Botanik in Athen, 1842 Lehrer der Landwirtschaft in Freising, dann (1845) an der Anstalt in Schleißheim, 1847 Professor der Landwirtschaft an der Universität München, 1853 Direktor der Central-Tierarzneischule daselbst. Arbeitete mit Liebig zusammen und war langjähriger

Generalsekretär des Generalkomitees des baierischen landw. Vereins. Seit 1864 lebte er auf seinem Gute Neufreimann bei München, wo er am 9. November 1875 starb. Er war ein sehr fruchtbarer landw. Schriftsteller (u. a. „Schule des Landbaues" und „Dorfgeschichten", München 1870, 2 Theile) und hat auf die landwirtschaftlichen Verhältnisse Baierns einen wesentlichen Einfluß ausgeübt.

Friedenthal, Dr. Rudolf, * 15. Septbr. 1827 zu Breslau, † 6. März 1890; wurde 1874 landw. Minister in Preußen, entwickelte hier eine rastlose schöpferische Thätigkeit, besonders auch auf dem Gebiete des landwirtschaftl. Vereinswesens; 1879 wurden seinem Ministerium auch die Verwaltung der Domänen und Forsten zugewiesen. Am 14. Juli 1879 nahm er seine Entlassung und zog sich auf sein Gut Gießmannsdorf in Oberschlesien zurück, wo er sich der Verwaltung seiner vielen und großen Güter widmete.

Fühling, Prof. Dr. Johann Joseph, * 1. August 1825 zu Köln, † 1. Nov. 1884 zu Heidelberg als Geh. Hofrat, Begründer und Herausgeber von „Fühling, landw. Zeitung", vormals Direktor des landw. Lehrstuhles der Universität Heidelberg.

Gumprecht, Amtsrat, * 1791, † 10. Januar 1867, Domänenpächter, früher auch Redakteur der „Neuen landwirtsch. Zeitung", (später: „Fühlings landw. Zeitung"); literarisch und im landw. Vereinswesen mit Erfolg thätig.

Hamm, Ritter, Wilh. von, * 5. Juli 1820 zu Darmstadt, † 8. November 1880 in Wien; studierte Landwirtschaft in Hohenheim, praktizierte, machte viele Reisen (u. a. nach England); studierte in Gießen, ging 1843 als Professor nach Hofwyl zu Fellenberg, wurde bald Direktor der Ackerbauschule zu Rüti bei Bern, übernahm 1847 die Redaktion der „Agronomischen Zeitung" in Leipzig, gründete daselbst 1851 eine Fabrik landw. Maschinen und Geräte, schrieb 1867: „Wesen und Ziele der Landwirtschaft" (Jena 1872) und wurde auf Grund dessen in das Ackerbauministerium nach Wien berufen und 1870 in den erblichen Ritterstand erhoben. Seit 1868 redigierte er die Landwirtschaftszeitung der „Neuen freien Presse."

Hartstein, Prof. Dr. Eduard, * 1822, † 14. Dezember 1869. Direktor der landw. Akademie Poppelsdorf bei Bonn; bedeutend als Lehrer und Schriftsteller.

Haubner. Prof. Dr. Karl Gottlieb, * 18. September 1806 zu Hettstädt in der Grafschaft Mansfeld, † 17. April 1882 zu Dresden. Geheimer Medizinalrat, Landestierarzt und Direktor der Tierarzneischule zu Dresden. Hauptwerke: Die Gesundheitspflege der landw. Haussäugetiere, Dresden 1872; landw. Tierheilkunde, 10. Aufl. 1890.

Heinrich, Dr. C., Geh. Regierungsrat, erster Direktor der landw. Akademie Proskau (1847) bis zu seinem Tode 1863; geschätzter Nationalökonom und Schriftsteller, Verfasser einer landw. Betriebslehre.

Henneberg, Prof. Dr. Wilh., * 10. September 1827 zu Wasserleben in der Grafschaft Stollberg-Wernigerode, † 22. November 1890 zu Greene bei Kreiensen als Geh. Regierungsrat, Professor an der Universität Göttingen und Direktor der landwirtschaftlichen Versuchsstation daselbst. 1851 wurde H. als Chemiker und Sekretär des landw. Vereins in Braunschweig angestellt, 1852 trat er als solcher nach Celle in den Dienst der Königl. Landwirtschafts-Gesellschaft über, richtete 1857 die landwirtsch. Versuchsstation Weende bei Göttingen ein und wurde deren Dirigent, verlegte die Station 1874 nach Göttingen. 1865 außerordentlicher, 1873 ordentlicher Professor in Göttingen. Begründete in Celle 1853 das „Journal für Landwirtschaft", war wissenschaftlich thätig besonders auf dem Gebiet der Tierernährungslehre. H. wurde u. a. auch durch die große goldene Medaille der Liebigstiftung ausgezeichnet.

Hermbstädt, Siegm. Friedr., Chemiker, * 14. April 1760 zu Erfurt, † 22. Okt. 1833 in Berlin. War in Langensalza, Hamburg und Berlin Apotheker, wurde 1791 Professor der Chemie und Pharmacie in Berlin und Administrator der Hofapotheke. 1819 Professor der Chemie und Technologie an der Universität. H. hat sich um die Ausbildung der landw. Nebengewerbe besonders verdient gemacht. („Chemische Grundsätze der Kunst, Branntwein zu brennen;" „Grundsätze der Technologie.")

Hirschfeld, Chr. Cajus Lorenz, der Apostel d. Gartenkunst für Deutschland, * 16. Februar 1742 zu Nüchel bei Eutin, † 20. Febr. 1792 in Kiel; studierte in Halle, wurde 1773 außerordentlicher Professor in Kiel und leitete seit 1784 die Obstbauschule zu Düsternbrook bei Kiel. Hauptwerk: Theorie der Gartenkunst, 1777—82, 5 Bde.

Horsky, Franz, Ritter von Horskyfeld, * 29. September 1801 zu Bilin in Böhmen, † 6. April 1877 auf seinem Schlosse Horskyfeld bei Kolin. War zuerst Verwalter und Inspektor in fürstlich Schwarzburgischen Diensten (stellte 1834 schon eine Drillmaschine aus); von 1846 an administrierte er 23 fremde Domänen als Wirtschaftsrat, 1860 pachtete er Schloß und Meierei Mühlhausen, 1862 kaufte er die Herrschaft Kolin (Musterwirtschaft), 1868 und 1871 kaufte er zwei weitere Güter zu. H. hat besonders die bäuerlichen Wirtschaften Böhmens reorganisiert (Anfang der 60er Jahre dafür Feldpredigten gehalten); schrieb verschiedene landw. Broschüren u. s. w. und hat besonders durch Konstruktion guter landw. Maschinen und Geräte und Einführung eigentümlicher Kulturen (z. B. auf Erddämmen) Verdienste sich erworben. Sein Hauptwerk: „Mein Streben, Wirken, meine Resultate" u. s. w., Prag 1873.

Jäger, Herm. Friedr., * 9. Oktober 1815 zu Münchenbernsdorf i. Weimarischen, † Januar 1890 zu Eisenach. Großh. sächs. Hofgarten-Inspektor u. s. w., Schriftsteller; Lehrer für Gartenbau an der Forstlehranstalt zu Eisenach.

Karsten, Hofrat Prof. Dr. Franz Chr. Lorenz, * 3. April 1751 zu Pohrsdorf in Mecklenburg, † 28. Februar 1829 zu Rostock. Karsten wurde 1780 Professor der Cameralwissenschaften zu Bützow, später zu Rostock; errichtete die (erste deutsche?) landw. Lehranstalt zu Neuenwerder bei Rostock; gründete 1798 die patriotisch-ökonomische Gesellschaft in Mecklenburg und war deren langjähriger Sekretär; daneben Professor der Landwirtschaft an der Universität Rostock.

Kette, Geh. Ober-Regierungsrat in Berlin, * 1784, † 28. Mai 1864, langjähriger Referent für Landeskultur im landw. Ministerium und Vorsitzender des Landesökonomiekollegiums; reger Förderer vieler Verbesserungen in der preußischen Landwirtschaft.

Knop, Prof. Dr. Wilh., * 28. Juli 1817 zu Altenau im Harz, † 28. Januar 1891; studierte Chemie in Göttingen, Heidelberg und Leipzig; 1863 außerordentlicher, 1880 ordentl. Professor der Agrikulturchemie in Leipzig; 1856—1866 Dirigent der landw. Versuchsstation zu Möckern; 1879 Direktor d. neuen agrikulturchemischen Laboratoriums zu Leipzig. Hauptwerk: Lehrbuch der Agrikulturchemie, Leipzig 1868.

Komers, Ant. Em. von, * 13. Juni 1814 zu Humpoletz in Böhmen, lernte die Landwirtschaft, stud. in Hohenheim, wurde 1840 Güterdirektor, später (bis 1824) Generalbevollmächtigter des Grafen Thun; leitete 1855—66 die nach seinen Plänen errichtete erste Ackerbauschule zu Tetschen-Liebwerd, seit 1856 auch die landw. Mittelschule daselbst, wurde später Ober-Direktor der als höhere Anstalt umgewandelten Schule. 1879 wurde Komers der erbliche Ritterstand verliehen. Lebt seit 1872 als Privatmann in Eglau. „Jahrbuch für österreichische Landwirte", 1861—1882; „Die landw. Betriebsorganisation", 1876, u. a. bedeutungsvolle Schriften, welche der Landwirtschaft Österreichs, besonders Böhmens, sehr gedient haben.

Koppe, Joh. Gottl., * 21. Januar 1782 als Sohn eines Kötners zu Beesdau bei Luckau, Niederlausitz, gest. daselbst 1. Januar 1863; erlernte die Landwirtschaft, war Verwalter bei Jüterbog, ging 1811 als Lehrer an die Akademie und Verwalter der Wirtschaft zu Thaer nach Möglin, wo er seinen „Unterricht im Ackerbau und in der Viehzucht" schrieb (11. Aufl. von Wolff, Berlin 1885), bewirtschaftete seit 1827 zwei Staatsdomänen, wo er 1837 (Krienitz) eine Rübenzuckerfabrik anlegte. 1842 Mitglied des Landesökonomiekollegiums, 1854 Staatsrat. Koppe gehörte der Thaer'schen Schule an, war schriftstellerisch sehr thätig (auch in der Merinozucht). Die deutschen Landwirte haben ihm, einem ihrer hervorragendsten Genossen, zu Ehren eine „Koppe-Stiftung" in Berlin errichtet.

Körte, Franz, * 17. März 1782, † 30. Jan. 1846, Schwiegersohn Albr. Thaer's,

Professor in Möglin; Verfasser geschätzter landw. Schriften, u. a. der Möglin'schen Annalen 1823—1828.

Kühn, Prof. Dr. Julius, Geh. Regierungsrat, * 23. Oktober 1825 zu Pulsnitz, Oberlausitz; erlernte die Landwirtschaft, wurde Verwalter, Amtmann; studierte dann in Bonn und Poppelsdorf, las ein Semester in Proskau, ging dann als Wirtschaftsinspektor nach Schwusen bei Glogau; nach 5jähriger Thätigkeit ging Kühn (1863) als Professor nach Halle, wo er das landwirtschaftliche Institut (zunächst als Privatunternehmen) begründete, was er z. Zt. noch im vollen Segen leitet. Hauptwerke: Die Krankheiten der Kulturgewächse, Berlin 1858; Die zweckmäßigste Ernährung des Rindviehes, Dresden 1864.

Liebig, Justus Frhr. von, * 8. Mai 1803 zu Darmstadt, † 18 April 1873 in München. Zuerst Apothekerlehrling, studierte dann Chemie, ging 1822 nach Paris und wurde 1824 Professor der Chemie in Gießen, seit 1839 sich hauptsächlich dem Studium des Pflanzen- und Tierkörpers zuwendend; 1845 in den Freiherrnstand erhoben; 1852 nach München, wo er starb. — Hauptwerk: Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie, Gießen 1840. Am 8. Mai 1870 wurde die Liebig-Stiftung begründet: goldne Medaille für verdienstvolle Landwirte, deren erste an Liebig selbst überreicht wurde.

Lucas, Carl Fr. Eduard, * 19. Juli 1816 zu Erfurt, † den 24. Juli 1882 zu Reutlingen, Württemberg, als Direktor des daselbst von ihm 1860 begründeten pomologischen Institutes, der ersten derartigen Anstalt in Deutschland; 1860—1877 Geschäftsführer des deutschen Pomologenvereins. Hervorragender Pomolog.

Lüders, Philipp Ernst, Probst zu Glücksburg in Schleswig, * 6. Oktbr. 1702, † 20. Dezbr. 1786 in Glücksburg; war für die Hebung der Landwirtschaft, besonders des Ackerbaues, im Schleswig'schen thätig durch Wort und Schrift.

Marcard, Dr. Eduard von, Wirklich Geheimer Rat, * 14. Dezbr. 1826 in Hannover, studierte Rechtswissenschaften, 1859 in das hannover'sche Ministerium des Innern, 1867 in das landw. Ministerium zu Berlin berufen, 1874 dessen Direktor, 1879 Unterstaatssekretär. In der Agrargesetzgebung Preußens hervorragend thätig; desgleichen Organisator des landw. Vereinswesens; eifriger Förderer der Moorkultur.

Märcker, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Max, * 25. Oktober 1842 zu Calbe a. S.; studierte 1861—1864 Chemie, wurde 1867 Assistent bei Professor Henneberg in Göttingen, 1871 Dirigent der Versuchsstation des sächs. landw. Centralvereins zu Halle a. S., wo er 1872 zum Professor der Agrikulturchemie an der Universität ernannt wurde. Hervorragender Agrikulturchemiker, besonders auch für die Anwendung der Wissenschaft in der Praxis thätig. Hauptwerk: Handbuch der Spiritusfabrikation, 5. Aufl. 1891.

Meyn, Dr. Ludwig, * 1. Oktober 1820 in Pinneberg, Holstein, † 4. Novbr. 1878 in Ütersen. Privatdozent in Kiel; später Besitzer einer Düngerfabrik bei Ütersen, besonders fördernd für schleswig-holsteinische Land- und Hauswirtschaft als „Wirtschaftsfreund" der „Itzehoer Nachrichten" thätig.

Mathusius, Herm. Engelh. von, * 1809 zu Magdeburg, † 29. Juni 1879 in Berlin. Er studierte Naturwissenschaften, übernahm das Gut Hundisburg, Provinz Sachsen, und wandte sich nun ausschließlich der Landwirtschaft, besonders der Thierzucht, zu, worin er Großes leistete. Auf diesem Gebiet war er auch schriftstellerisch vielfach thätig.

Nobbe, Geh. Hofrat Prof. Dr. Friedrich, * 1830 in Bremen; studierte Chemie und Pflanzenphysiologie, 1861 bis 1868 Prof. an der landw. Abteilung der Gewerbschule zu Chemnitz und Redakteur der „Landw. Versuchsstationen". Seit 1868 Professor an der Akademie Tharandt; begründete dort 1869 die erste Samenkontrolstation. Hauptwerk: Handbuch der Samenkunde, Berlin 1876.

Oberdieck, Joh. Georg Konr., * 30 Aug. 1794 zu Wilkenburg bei Hannover, studierte Theologie, 1819 Prediger zu Bardowiek im Lüneburgischen, 1831 in Sulingen, 1839 in Nienburg a. W. und 1853 in Jeinsen. Seit 1820 für die Hebung des Obstbaues thätig und mit großem Erfolg. Er starb 24. Februar 1880 in Herzberg a. Harz. Gab mit Lucas seit 1855 die „Pomologischen Monats-

hefte" heraus. Hauptwerk: Illustriertes Handbuch der Obstkunde, Stuttgart 1858—1875, 8 Bde.

Pabst, Prof. Dr. Heinr. Wilh., * 26. Sept. 1798 zu Maar bei Lauterbach in Oberhessen, erlernte die Landwirtschaft, 1823 Lehrer auf Hohenheim, 1831 Sekretär des landw. Verein des Großh. Hessen. Hier stiftete er eine landw. Lehranstalt zu Darmstadt; 1839 Direktor der landw. Akademie Eldena, 1843 Geh. Finanzrat in Berlin und Mitglied des Landesökonomiekollegiums; 1845 Direktor der Akademie Hohenheim; 1856 österreichischer Ministerialrat für Landeskultur und Direktor der Reichslehranstalt zu Ungarisch-Altenburg; starb 10. Juli 1868 bei Wien. Hauptwerke: Lehrbuch der Landwirtschaft, Darmstadt 1832—1834, 2 Bde.; 7. Aufl. 1885; landw. Taxationslehre, Berlin 1853.

Petersen, Asmus, * 1818 zu Wittkiel bei Kappeln in Angeln, Schleswig, als Sohn eines Hufners; † am 8. Dezember 1882 auf einer Reise zu Breslau. Hervorragender Landwirt, insonderheit Erfinder der nach ihm benannten Wiesenbau-Methode.

Rau, Geh. Hofrat Prof. Dr. Karl Heinrich, * 23. November 1792 in Erlangen, † 18. März 1870 in Heidelberg, wo er als Professor der Cameral-Wissenschaften seit 1822 wirkte. Hervorragender Nationalökonom, Verfasser einer „Geschichte des Pfluges", „über die Größe der Landgüter", „die Landwirtschaft in der Rheinpfalz", „die landw. Maschinen auf der Londoner Weltausstellung 1851" u. a. m.

Roscher, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Wilhelm, * 21. Oktober 1817 zu Hannover; 1843 Prof. in Göttingen, seit 1848 in Leipzig (für Staats- und Cameral-Wissenschaften); als Nationalökonom hervorragend wegen seines tiefen Verständnisses für die Landwirtschaft, Hauptwerk: System der Volkswirtschaft, Stuttgart 1854 bis 1886, 4 Bde.

Schnee, H. G., Prediger zu Schartau, Herausgeber der ersten „landwirtsch. Zeitung" in Deutschland und der „Encyklopädie der Landwirtschaft", Verfasser des „Pachter" u. a. Schriften. Er starb 12 Januar 1830.

Schubart, Joh. Christian, * 24. Februar 1734 als Sohn eines armen Leinwebers zu Zeitz in Thüringen, zuerst Leinweber, dann Landwirt, der „Apostel des Kleebaues", wegen Einführung des Kleebaues in Deutschland von Kaiser Joseph II. zum Edlen von Kleefeld ernannt. Wurde herzogl. sächs. Geheimrat u. s. w. auf Würchwitz im Stifte Zeitz, seiner eigenen Besitzung; 1774 kaufte er noch zwei Güter zu. Er brachte Kopfklee, (roten Klee), Runkeln und Kartoffeln in das Brachfeld; führte 1773 den Tabak, 1780 den Krapp ein. Er starb 23. April 1787.

Schulze, Geh. Hofrat Prof. Dr. Friedr. Gottlob, * 28. Januar 1795 zu Gävernitz bei Meißen, erlernte die Landwirtschaft und studierte; wurde 1821 Professor in Jena und gründete daselbst 1826 eine Anstalt zur Ausbildung von Landwirten und Cameralisten; 1832 nach Greifswald, 1834 gründete er die Akademie Eldena, kehrte aber 1839 nach Jena zurück, wo er das landw. Institut wieder eröffnete und daselbst 3. Juli 1860 starb.

Schweitzer, Prof. Dr. Aug. Gottfried, * 4. Nov. 1788 zu Naumburg a. S., Professor und Direktor der Akademie Tharandt, dann (1847) Begründer der Akademie Poppelsdorf. Er starb 17. Juli 1852 zu Bonn.

Schwerz, Joh. Nepomuk v., * 11. Juni 1759 zu Koblenz, studierte Theologie, wurde Erzieher und wandte sich der Landwirtschaft zu, verwaltete gräfliche Güter, machte viele Reisen (1812 bei Fellenberg in Hofwyl), 1816 preuß. Regierungsrat für Landwirtschaft, errichtete 1818 das landw. Institut zu Hohenheim, kehrte 1829 nach Koblenz zurück und starb daselbst 11. Dezember 1844. Sch. war für die sichere Begründung der Landwirtschaft durch die Erfahrung in der Praxis von großer Bedeutung und ist für diese maßgebend geblieben wie Thaer für die theoretische rationelle Methode. Hauptwerk: Anleitung zum praktischen Ackerbau, 4. Aufl. 1857, 2 Bde. Neue Ausgabe bearb. v. Funk 1882.

Settegast, Geh. Regierungsrat Professor Dr. Hermann, * 30. April 1819 zu Königsberg, erlernte die Landwirtschaft, studierte nach 9 jähriger Praxis, ging 1847 als Administrator und Lehrer der Landwirtschaft nach Proskau in Oberschlesien; 1858

Direktor der landw. Akademie Waldau; 1863 Direktor der landw. Akademie Proskau, 1881 Professor an der landw. Hochschule zu Berlin; 1889 in den Ruhestand getreten; lebt in Berlin. Hauptwerke: Die Tierzucht, 5. Aufl. 1888, 4 Bde.; die Landwirtschaft und ihr Betrieb, 3. Aufl. in 1 Bde. 1885.

Sprengel, Dr. Karl, * 1787 zu Schillerslage im Lüneburgischen, studierte 1821—1824 in Göttingen (vorher Thaer's Schüler in Celle und Möglin), 1830 Privatdozent der Ökonomie und Chemie in Göttingen, 1831 Prof. der Landwirtschaft am Carolinum in Braunschweig; 1839 Generalsekretär der Pommerschen ökon. Gesellschaft zu Regenwalde, gründete dort eine höhere Lehranstalt und eine Fabrik für Ackergeräte und starb daselbst 19. April 1859. Er gab seit 1840 die „Allgem. landw. Monatsschrift" heraus. Sp. gehört zu den Vorläufern Liebigs, insofern er die Naturforschung in die Landwirtschaft einführte und namentlich die Chemie auf Bodenkunde und Düngerlehre anwandte. Er hat verschiedene belehrende und anregende Schriften herausgegeben.

Stöckhardt, Geh. Hofrat Prof. Dr. Julius Adolf, * 4. Januar 1809 zu Röhrsdorf bei Meißen; Prof. der Agrikultur-Chemie in Tharandt, der „chemische Feldprediger"; seit 1855 Herausgeber des „Chemischen Ackermanns". Starb 1. Juni 1886 zu Tharandt.

Thaer, Dr. Albrecht, * 14. Mai 1752 zu Celle, studierte Medizin und wurde Arzt in seiner Vaterstadt, bebaute daneben einen kleinen Grundbesitz und widmete sich bald ausschließlich der Landwirtschaft; errichtete 1802 in Celle eine landw. Lehranstalt, nachdem er 1780 Mitglied des Centralausschusses der Königl. Landwirtschafts-Gesellschaft zu Celle geworden. 1806 errichtete Th. die (erste) höhere landw. Lehranstalt zu Möglin, vom König von Preußen hierfür berufen; 1810 Professor der Landwirtschaft an der Universität Berlin und vortragender Rat im Ministerium; legte 1818 die Professur nieder und widmete sich wieder seinem Institut in Möglin, das 1824 zu einer Königl. Akademie des Landbaues erhoben wurde. Am 14. Mai 1824 feierte Thaer seinen 73. Geburtstag und am 16. Mai sein 50jähriges Doktor-Jubiläum, wozu Goethe ein Gedicht sandte: „Nicht ruhen soll der Erdenkloß, am wenigsten der Mann!" Th. starb 26. Oktober 1828 zu Möglin, 76½ Jahr alt. Thaer ist der „Vater der rationellen Landwirtschaft". Hauptwerk: Grundsätze der rationellen Landwirtschaft (1809); neue Ausgabe, Berlin 1880. Am 28. September 1850 wurde sein Denkmal in Leipzig enthüllt: „Ihrem Lehrer Albrecht Thaer die Deutschen Landwirte;" am 5. November 1860 Enthüllung seines Denkmals in Berlin; außerdem sein Denkmal in seiner Vaterstadt.

Thiel, Geh. Ob.-Regierungsrat Dr. Hugo, * 2. Juni 1839 in Bonn; erlernte die Landwirtschaft, war Verwalter, studierte Landwirtschaft in Poppelsdorf, habilitierte sich dort, wurde 1869 Professor der Landwirtschaft an dem Polytechnikum zu Darmstadt, 1872 in gleicher Eigenschaft nach München; 1873 Generalsekretär des Landesökonomie-Kollegiums, vortragender Rat im landw. Ministerium, redigiert die „Landwirtschaftl. Jahrbücher" und den landw. Kalender von Mentzel und von Lengerke.

Thünen, Joh. Heinr. von, * 24. Juli 1783 auf dem väterlichen Gute Kanarienhausen bei Jever, Oldenburg, studierte Landwirtschaft und kaufte 1810 das Gut Tellow in Mecklenburg, welches er bis zu seinem am 22. September 1850 erfolgten Tode bewirtschaftete. Hauptwerk: Der isolierte Staat in Beziehung auf Landwirtschaft und Nationalökonomie, 3. Aufl. 1875.

Walz, Gustav von, * 30. Dezember 1804 zu Stuttgart, † 30. Oktober 1876. Direktor der Akademie Hohenheim; Herausgeber einer landw. Betriebslehre.

Weckherlin, Geheimrat August von, * 8. März 1794 zu Stuttgart, † 18 Dezbr 1868 daselbst; erlernte die Landwirtschaft in Hofwyl, wurde Administrator, 1837 Direktor der Akademie Hohenheim; von 1844 an Vorstand der Domänendirektion zu Sigmaringen. Hervorragender Landwirt, besonders Viehzüchter. Hauptwerke: Die landw. Tierproduktion; 4. Aufl., Stuttgart 1865, 3 Bde.; über englische Landwirtschaft, 3. Aufl., Stuttgart 1852.

Wolff, Prof. Dr. Emil von, * 31. Aug. 1818 zu Flensburg in Schleswig, studierte Medizin, dann Naturwissenschaften, Assistent in Halle, 1851 Vorstand der landw. Versuchsstation zu Möckern bei Leipzig, 1854 Prof. in Hohenheim, wo er auch Vorstand der 1866 gegründeten Versuchsstation wurde. Hauptwerke: Praktische Düngerlehre; die Ernährung der landw. Nutztiere.

Wulffen, Carl von, * 1. Dezbr. 1785 zu Wuttike bei Kyritz in der Priegnitz; † 23. April 1853 zu Pietzpuhl bei Magdeburg. Hervorragender prakt. Landwirt.

Wanderversammlungen deutscher Land- und Forstwirte.

I. 1837, 1.—7. Oktober: Dresden. Erste Wanderversammlung, nach dem Beispiele der von Oken in's Leben gerufenen Naturforscher-Versammlgn. begründet v. Pabst, Schmidt und Teichmann. (145 Mitglieder.)

II. 1838, 10.—16. Septbr.: Karlsruhe, 289 Mitgl.

III. 1839, 23.—28. Septbr.: Potsdam, 824 Mitgl.

IV. 1840, 20.—28. Septbr.: Brünn in Mähren, 383 Mitgl.

V. 1841, 2.—8. Septbr.: Doberan in Mecklenburg, 909 Mitgl.

VI. 1842, 21.—28. Septbr.: Stuttgart, 528 Mitgl.

VII. 1843, 4.—10. Septbr.: Altenburg in Sachsen, 921 Mitglieder.

VIII. 1844, 30. Septbr. bis 7. Oktober: München, 535 Mitgl.

IX. 1845, 8.—15. Septbr.: Breslau, 951 Mitgl.

X. 1846, 14.—19. Septbr.: Graz in Steyermark, 1505 Mitgl.

XI. 1847, 6.—11. September.: Kiel, 2498 Mitgl.

XII. 1849, 1.—6. Septbr.: Mainz, 515 Mitgl.

XIII. 1850, 23.—28. Septbr.: Magdeburg, 535 Mitgl.

XIV. 1851, 1.—6. Septbr.: Salzburg in Österreich, 312 Mitgl.

XV. 1852, 5.—11. Sptb.; Hannover, 1153 Mitgl.

XVI. 1853, 29. August bis 3. Septbr. Nürnberg, 681 Mitgl.

XVII. 1855, 26. August bis 1. Septbr.: Cleve in d. Rheinprovinz, 207 Mitgl.

XVIII. 1856, 7.—13. Septbr.: Prag in Böhmen, 1865 Mitgl.

XIX. 1857, 30. August bis 5. Septbr.: Coburg, 643 Mitgl.

XX. 1858, 29. August bis 4. Septbr.: Braunschweig, 1168 Mitglieder.

XXI. 1860, 16.—22. Septbr.: Heidelberg, 685 Mitgl.

XXII. 1861. 11.—17. Sptb.; Schwerin in Mecklenburg, 2575 Mitgl.

XXIII. 1862, 13.—19. Septbr.: Würzburg, 177 Mitgl.

XXIV. 1863, 23.—29. Aug.: Königsberg, 3307 Mitgl.

XXV. 1866, 25. Juni bis 1. Juli: Dresden (Jubelfeier), 1242 Mitgl.

XXVI. 1868, 31. August bis 5. Septbr.: Wien, 490 Mitgl.

XXVII. 1869, 10.—16. Mai: Breslau, 2547 Mitgl.

XXVIII. 1872, 22.—28. Sptb.: München, (letzte Versammlung).

1810, Oktober 17. Stiftung des bayrischen Landwirtschaftsfestes mit Ausstellung (des sogen. Oktoberfestes) zu München,

1851, Mai 3. Eröffnung der ersten Weltausstellung zu London: Ausgangspunkt für die Entwicklung des landw. Maschienenwesens.

1860, Juni 17. Internationale landw. Ausstellung in Paris.

1862, Mai 1. Beginn der II. Londoner Weltausstellung mit dem landw. Teil in Battersea.

1863, Juli 14.—20. Internationale landw. Ausstellung zu Hamburg.

1867, April 1. Eröffnung der IV. Weltausstellung zu Paris (der zweiten daselbst) mit dem landw. Teil zu Villancourt.

1873, Mai 1. Eröffnung der Weltausstellung zu Wien.

1874, Juni 13. Internationale landw. Ausstellung zu Bremen.

1881, Juli 16.—24. Allgemeine land- und forstw. Ausstellung zu Hannover.

1883, Juli 14.—20. Internationale landw. Tierausstellung zu Hamburg.

Deutsche Molkerei-Ausstellungen.

1875, Dezember 4. zu Frankfurt a. M.

1877, März in Hamburg.

1879, März in Berlin.

1884, Oktober in München.

Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft, Berlin.
1886, Juni 29. Erste Wanderversammlung ohne Ausstellung in Dresden.
1887, Juni 11. Zweite Wanderversammlung mit landw. Ausstellung zu Frankfurt a. M.
1888, Juni 9. Dritte Wanderversammlung mit Ausstellung zu Breslau.
1889, Juni 22. Vierte Wanderversammlung mit Ausstellung zu Magdeburg.
1890, Juni 7. Fünfte Wanderversammlung mit Ausstellung zu Straßburg i. E.
1891, Februar 19. Winter-Versammlung in Berlin.
1891, Juni 4. Sechste Wanderversammlung mit Ausstellung zu Bremen.
(J.)

311. Die Landwirtschaft zu Anfang unseres Jahrhunderts und in ihrem jetzigen Zustande.

Vergleichen wir den Betrieb der Landwirtschaft vom Anfang dieses Jahrhunderts mit dem der Gegenwart, so erscheint uns Vieles fast wunderbar, und staunend müssen wir uns fragen: Wie ist es nur möglich gewesen, daß die einfachsten Dinge nicht schon längst bekannt waren und die handgreiflichsten Thatsachen nicht früher zur Geltung kamen? Hat es doch stets kluge und verständige Leute gegeben, welche ihre gesunden fünf Sinne zu gebrauchten wußten!

Und doch ist es nicht so sehr zu verwundern und es ging Alles ganz natürlich zu. Denn wenn zwar viele unserer Vorfahren, gleich hellleuchtenden Sternen, die Übelstände zu durchdringen und zu verscheuchen suchten, welche auf unserm Ackerbau lasteten, so konnten und durften sie doch nicht ungestraft den Bann der Leibeigenschaft durchbrechen und die Fesseln zerreißen, in die das Gemeindewesen des vorigen Jahrhunderts noch geschmiedet war.

Der in der Gemeinde herrschende Despotismus der Gewohnheit hielt die aus grauer Vorzeit geheiligte Dreifelder-Wirtschaft unerschütterlich fest, und Alles mußte unverrückt so bleiben, wie es war. Da hieß es: Was Sumpf ist, muß Sumpf bleiben, und was eine Wüste ist, muß eine Wüste bleiben. Wehe dem, dessen Hand sich daran vergreift! — Ein neues Gewächs, eine andere Fruchtfolge oder sonst eine landwirtschaftliche Operation, welche dieser geheiligten Ordnung in irgend einer Weise in den Weg zu treten wagte, wurde schonungslos aus der Feldmark verbannt. Wir gedenken hier als Beispiele für das Gesagte nur des unglücklichen Pastors Block in Nuthe bei Zerbst (Anhalt), der bei Nacht und Nebel seine Pfarre verlassen mußte, um seinen Feinden zu entrinnen, weil er den Kleebau einführen wolle; ferner des talentvollen Schmohl zu Putzig, welcher Landesverweisung erhielt, nachdem seine staatswirtschaftlichen Schriften öffentlich auf dem Marktplatze zu Zerbst durch Henkershand verbrannt worden waren.*)

Aber nicht der Norden Deutschlands allein hatte solcherlei Vorkommnisse aufzuweisen, sondern auch im Süden finden sich davon Beispiele. Wurde nicht der Pastor Meier in Kupferzell wegen seiner Neuerungen in der Landwirtschaft seiner Stelle entsetzt? und mußte nicht Schubart in Österreich wegen seiner Versuche mit dem Kleebau die gehässigsten Verfolgungen erleiden, bis Kaiser Joseph II. ihn 1782 als „Edler von Kleefeld" in den Adelstand erhob?

Ein sehr erfreuliches Gegenstück zu dem obigen bildete allerdings schon damals das kleine Herzogtum Braunschweig unter der Regierung des Herzogs

*) Nach mündlicher Mitteilung von einem glaubhaften Zeitgenossen aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, Herrn Finanzrat W. Albers in Rosla a. d. Elbe bei Dessau. — Gleichzeitig wurde (was als bemerkenswert hervorgehoben werden mag) auf der Alverloher Haide bei Münster i. W. die letzte Hexe verbrannt, wovon Augenzeugen dem Verfasser noch erzählt haben, „daß der Hexe beim Verbrennen die roten Mäuse zum Munde herausgelaufen seien."

Karl Wilhelm Ferdinand († 1806). Er war es, der mit fester, sicherer Hand das Werk der Reorganisation auf allen Gebieten des Staates in Angriff nahm und so auch auf dem der Landwirtschaft den großen Umschwung hervorbrachte, dessen Früchte wir jetzt noch dankbar genießen. Er berief befähigte Männer in sein Land, ließ die Zehnten und Herrendienste ablösen oder vermindern und die Teilung der Gemeindeweiden (Separation) in Angriff nehmen.

In der Mark Brandenburg war es v. Buggenhagen, Ritterschafts-Deputierter auf Buggenhagen in Pommern, der sich besonders hohe Verdienste durch Einführung der Koppelwirtschaft und des Futterbaues erwarb.

Zur Beleuchtung der früheren Dreifelder-Wirtschaft möge die Mitteilung dienen, daß nach den Grundsätzen derselben der Ertrag und der Wert der Ackergüter etwa in folgender Weise berechnet wurde. Da hieß es: ein Korn zur Saat, ein Korn zur Wirtschaft und ein Korn — unter sehr günstigen Umständen zwei Körner — zum Verkauf." Was man da sehr oft auf den Feldern erblickte, waren nur einzelne Kornhalme, deren Samen die Vögel verloren zu haben schienen. Der Landwirt lebte so zu sagen „aus der Hand in den Mund"; bei schwerer Arbeit und harten Entbehrungen fristete er nur kümmerlich sein Dasein.

Wir sind im Stande, eine alte Provinzial-Taxations-Probe aus dem Jahre 1792 hier mitzuteilen. Zur Erläuterung sei noch vermerkt, daß nach der Dreifelder-Wirtschaft der Acker im Durchschnitt zum vierten Korn geschätzt, und dabei angenommen wurde, daß jedes Jahr nicht mehr als ein Dritteil der Bodenfläche brach liege. In Wirklichkeit aber blieb bei vielen Wirtschaften mehr als ein Dritteil brach liegen, da der Dünger nicht hinreichte und man deshalb entfernte Ländereien unbenutzt liegen ließ. Und selbst die zum vierten Korn geschätzten Acker brachten in vielen Fällen diesen Durchschnittsertrag nicht.

Die Abschätzung eines Ackergutes von 120 Morgen (nach dem Grundsatz: $^1/_3$ Brache und das 4. Korn) war wie folgt (1 Wispel = 24 Scheffel = 13,2 Hektoliter):

40 Scheffel Roggen-Aussaat geben (nach Abzug der Aussaat) 5 Wispel Ertrag; davon $2^1/_2$ Wispel zur Wirtschaft, $2^1/_2$ Wispel zum Verkauf à 18 Thlr. = ...	45 Thlr.
8 Scheffel Gersten-Aussaat geben 1 Wispel Ertrag; $^1/_2$ Wispel zur Wirtschaft, $^1/_2$ Wispel zum Verkauf à 12 Thlr. = ...	6 „
32 Scheffel Hafer und Kartoffeln geben 4 Wispel Ertrag; 2 Wispel zur Wirtschaft, 2 Wispel zum Verkauf à 9 Thlr. = ...	18 „
Das Land für 40 Scheffel Aussaat (40 Morgen) liegt brach	—
Von der Schafzucht Reinertrag	10 „
Summa =	79 Thlr.

Die 4 oder auch 6 Kühe, die sich von der Brache und der magern Stoppel nähren und im Winter nur Stroh, allenfalls auch etwas Kaff bekommen, bringen kaum die Notdurft zur Wirtschaft.

Ein anderes der Wirklichkeit entnommenes Beispiel der Abschätzung eines Gutes von 480 Morgen auf besserem Boden ist nachstehendes:

1 Wispel Weizen-Aussaat geben nach Abzug der Aussaat (zum 5. Korn) 4 Wispel Ertrag; davon die Hälfte zur Wirtschaft, zum Verkauf 2 Wispel à 22 Thlr. = ...	44 Thlr.
$5^1/_2$ Wispel Roggen (4. Korn) geben $8^1/_2$ Wispel zum Verkauf à 18 Thlr. =	153 „
$2^2/_3$ Wispel Gerste (5. Korn) geben $5^1/_3$ Wispel zum Verkauf à 12 Thlr. =	64 „
4 Wispel Hafer (4. Korn) geben 6 Wispel zum Verkauf à 9 Thlr. = .	54 „
Ein Dritteil oder 160 Morgen Brache	—
Nutzung vom Vieh gerechnet zu	50 „
Summa =	365 Thlr.

(Die Taxatoren hielten dieses für eine höchst gewissenhaft ausgeführte, sehr schwierige Arbeit, für welche sie sich Bemühung und Reisekosten teuer bezahlen ließen, dünkten sich wichtige und gelehrte Männer und wurden auch von Bekannten und Nachbarn sehr bewundert.) —

Vier Epochen lassen sich unterscheiden, in welche die Entwickelungsgeschichte des Landbaues innerhalb des jetzigen Jahrhunderts zerfällt:

1. Epoche: Einführung des Kleebaues und Erweiterung des Kartoffelbaues im Felde;
2. Epoche: Teilung der Gemeindegrundstücke (Separation) und Einführung des Fruchtwechsels;
3. Epoche: Einführung des Rübenbaues und des Kunstdüngers (freie Wirtschaft);
4. Epoche: Einführung der Drainierung, der Tiefkultur und des Dampfpfluges.

Die beiden ersten Zeitabschnitte sind jetzt schon ein überwundener Standpunkt und haben ihre Geschichte längst hinter sich; sie waren notwendige Übergänge, um zu dem Standpunkte der Gegenwart zu gelangen.

Man erkannte sehr richtig, daß eine allgemeine Bewirtschaftungsart nach Rezepten von Fruchtfolgen u. s. w. nicht ausreiche, um die höchsten Ernteerträge zu erzielen und ging, durch den Kunstdünger unterstützt, zur freien Bewirtschaftung der Felder über, welche noch heute auf der Tagesordnung steht und vielfach Anerkennung findet. Bei dieser ausschlaggebenden Bedeutung des Kunstdüngers ist es notwendig, einige Augenblicke bei ihm zu verweilen. In vorderster Reihe der verschiedenen Arten von Kunstdünger, und zugleich als ältester, steht das Knochenmehl. Die ersten Nachrichten über die Verwendung des Knochenmehls zur Düngung der Felder sollen aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts datieren, wo zu Hunton in England Versuche damit gemacht sein sollen; doch steht dies nicht geschichtlich fest. Dagegen steht fest, daß im Jahre 1812 der Obersteiger Gropp in Sulingen auf dem Pochwerke des dortigen Bleibergwerks Knochen feinstampfen und dieses Pulver auf einer Wiese ausstreuen ließ. Er erzielte damit einen ungemein üppigen Graswuchs, welcher die ganze Umgegend in Erstaunen setzte und zur Nachahmung reizte. Man sammelte alle Knochen und ließ sie auf dem Pochwerke zerstampfen, und da der Erfolg ein stetig günstiger war, so entstanden bald einige Stampfmühlen, z. B. bei Lübinghausen, Kronenberg und Jagenberg in Westfalen. — Diese neue Entdeckung verwerteten gar bald die Engländer, und welch' ausgedehnten Gebrauch sie davon machten, ist bekannt. Knochenmühlen entstanden in kurzer Zeit zu Dutzenden und lieferten täglich 20—30 Tonnen à 2000 Pfd. Knochenmehl. Im Jahre 1822 wurden allein von den Schlachtfeldern der letzten Kriege 35 000 Tonnen Knochen aus Deutschland nach England eingeführt.

Während der Zeit, daß ganze Schiffsladungen an Knochen von den Engländern aus Deutschland ausgeführt wurden, unterhielten die Deutschen einen sehr heftigen Streit über die Frage: welche Knochen die besten seien? ob die von jungen oder von alten Tieren? ob die von den Fußknochen der Elenntiere, der Hirsche, Rehe oder Hasen? Große Abhandlungen wurden geschrieben; auf das gründlichste festgestellt, daß Ochsenknochen 55 %, Pferdeknochen 4 %, Schweineknochen 50 % Gallerte enthielten; weitläufig beschrieb man die zweckmäßigste Anlage einer Knochenmühle oder -Stampfe; mittlerweile ließ man die wenigen gleich zu Anfang angelegten kleinen Mühlen wegen Mangels an Absatz zu Grunde gehen (die letzte in Beckum-Westfalen 1865).

Die Männer der Wissenschaft, besonders die Chemiker, eiferten gegen diese Gleichgültigkeit und es entwickelte sich ein harter Kampf zwischen diesen und den Praktikern.*) Letztere griffen die ersteren auf das schonungsloseste an

*) Im Jahre 1840 ließ Justus von Liebig in Gießen sein bahnbrechendes Werk: „Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie" zuerst ausgehen, und damit war das Signal zum Kampfe gegeben. (J.)

und wollten nicht dulden, daß sie ihnen in Sachen der praktischen Landwirtschaft mit dareinredeten. So sagt (1843) u. a. der Ökonomie-Kommissär Forke in Braunschweig: „Wo hat jemals ein Chemiker den Landwirten einen praktischen Nutzen gestiftet? Die uns als rationelle Praktiker und Schriftsteller vorleuchtenden Männer: Thaer, Meyer, Schwerz, Block, v. Thünen, v. Wulffen, Koppe, Kreyßig, Bürger, Schmalz, Pabst und so viele andere tüchtige Landwirte unseres eigenen Vaterlandes, haben sie ihr Wissen etwa von den Chemikern entlehnt? — Keineswegs! Sie waren praktische Landwirte, betrieben ihr Fach mit Nachdenken, machten komparative Versuche, lasen die Schriften anderer rationeller Praktiker, überzeugten sich durch den Augenschein von dem landwirtschaftlichen Betriebe des In- und Auslandes und wurden dadurch das, was sie sind. Nicht eine Stelle (?) findet sich in den Schriften dieser Männer, welche darauf hindeutet, daß sie ihre großen Erfolge der Chemie verdanken." *)

Mit diesem Vortrage des Herrn Forke in der Plenarversammlung des landwirtschaftlichen Vereins zu Braunschweig, (1843) war das Signal zum allgemeinen Aufstande gegen den Kunstdünger gegeben, und in den verschiedensten Zeitungen entbrannte ein heftiger Kampf. Die Chemiker traten sehr selbstbewußt auf und wiesen die Landwirte auf ihren von den Großvätern ererbten Schlendrian hin; die Praktiker zahlten es ihnen mit derbem Spotte heim. So hieß es: Ihr tragt den Dünger in der einen Westentasche und die Ernte davon in der andern; und in einem „Glossen" überschriebenen Spottgedichte heißt es u. a.:

„Backt Kuchen, kochet eine Chokolade
„Für's Arbeitsvieh, für eine trächt'ge Kuh!
„Nur schließt mit Eurem „Dünger-Surrogate"
„Stillschweigend die bemalte Bude zu!" —

In dieser und ähnlicher Tonart ging die Kontraverse ein gutes Dezennium öffentlich fort, bis im Jahre 1855 Professor Dr. Adolph Stöckhardt zu Tharandt mit seiner Abhandlung: „Über die verschiedenen Bedenken gegen die sogenannten künstlichen Düngemittel" „in Mentzel und von Lergerke's landwirtschaftlichem Kalender 1855" hervortrat und durch dieselbe viele Ungläubige bekehrte und mit der Chemie aussöhnte.

Im Anschluß an diese erläuterten und widerlegten Bedenken der Praktiker wurden in dem von Stöckhardt's im Jahre 1855 begründeten „Chemischen Ackersmann" die interessantesten und belehrendsten Berichte über die Anwendung künstlicher Düngemittel und ihre glänzenden Erfolge während einer Reihe von Jahren veröffentlicht.

Wohl dürfte nach all diesem die Zeit gekommen sein, wo die Frage: „Welchen Nutzen gewährt die Chemie der praktischen Landwirtschaft?" als eine völlig gelöste anzusehen ist. Mit Fug und Recht können wir der Chemie den glänzenden Triumph zusprechen, daß sie nicht nur der praktischen Landwirtschaft genützt, sondern daß sie, was noch höher zu stellen ist, die Landwirtschaft zur Wissenschaft erhebt; denn nur mit ihrer Hilfe kann es erreicht werden, bei einigermaßen normalen Verhältnissen die Erfolge nach Maß, Zahl und Gewicht, wenn auch nur annähernd, zu bestimmen.

*) Wie sehr Forke hier irrte, wird schon bei dem Namen Thaer ersichtlich, den er zugleich zu Anfang nennt. Thaer hat den Nahrungswert der Futtermittel, wo nur immer möglich, auf eine chemische Grundlage zu bringen gesucht, und er kann daher gleich als ein guter Zeuge gegen Forke auftreten. Man lese, was Thaer in seiner „Rationellen Landwirtschaft" Band IV, S. 229 über den Nahrungswert der Kartoffel sagt: „Wenn wir sie unter den Körnern mit dem Roggen vergleichen, so enthalten gute Kartoffeln dem Gewicht nach 24% nahrhafte Teile, der Roggen 70%. Wenn also 1 Scheffel Roggen 82 Pfund, und 1 Scheffel Kartoffeln 100 Pfund wiegt, so sind dem Maße nach 64 Scheffel Kartoffeln gleich 24 Scheffel Roggen.

Welch' unermeßliche Schätze hat uns die Chemie allein zur Ausbeute als Kunstdünger erschlossen. Nehmen wir hinzu die Errungenschaften für die Fütterungslehre; für die Zuckerindustrie und verschiedene andere mehr. —

Wo bleibt gegenüber solchen Errungenschaften das Gespenst der Übervölkerung, welches uns mit dem Gedanken schrecken möchte, als sei in Deutschland die oberste Grenze der natürlichen Ernährungsverhältnisse schon erreicht, und die Auswanderung sei ein Beweis, daß Deutschland seine Kinder nicht mehr alle ernähren könne? — Ein unbefangener Blick wird zu einem völlig entgegengesetzten Resultate führen. Und wenn sich auch nach einem Jahrhundert die Bevölkerung Deutschlands verdoppelt haben sollte, so wird es schon weniger zu fürchten sein, daß bei Fleiß und Arbeit unsere liebe Mutter Erde das tägliche Brot uns nicht mehr geben sollte.

Diese Hoffnung stützen wir, neben dem oben erwähnten Reichtum an lagernden mineralischen Düngstoffen, auf die Thatsache, daß noch große unbebaute Flächen, weite öde Strecken der Kultur harren. Je mehr Arbeitskraft diesen zugewandt wird, desto mehr wächst bei richtiger Verwendung der Naturkräfte auch der Wohlstand und Lebensgenuß, und mit ihm wahre Gesittung und Gesundheit des Volks. Die Geschichte lehrt uns, daß in allen Ackerbaustaaten mit der sich steigernden Bevölkerung auch der Wohlstand sich gehoben hat. Nicht war der Grund und Boden an sich die Ursache dieser Hebung, sondern die darauf verwandte Arbeit bewirkte dieselbe.

Nicht Freihandel, nicht genügende Schutzzölle sind es, welche den Strom der Auswanderung, wie er sich namentlich in den weniger bevölkerten Gegenden zeigt, zu hemmen oder einzudämmen vermögen. Dies kann nur geschehen, indem die Fesseln beseitigt werden, welche dem Aufschwung der nationalen Arbeit entgegenstehen. Die mit dem großen Grundbesitz zusammenhängende Erschwerung des Landerwerbs für den Arbeiter, die langjährige Militärdienstzeit, die ihn auf Schritt und Tritt nachfolgende Hemmung, Gebundenheit und Bevormundung durch dieselbe — sie sind die Faktoren, welche es dem ehrlichen, strebsamen jungen Manne erschweren, sich im eigenem Vaterlande ein dauerndes Heim zu gründen, und die ihn bei der dem Deutschen angeborenen Wanderlust über den Ozean treiben; sie sind die Fesseln, welche so entmutigend und lähmend auf freie Arbeitskraft einwirken, daß er lieber das Weite sucht, als hier zu verkümmern.

Beseitigt also jene das Dasein einschnürenden Fesseln! Erweitert die nutzbare Bodenfläche durch Hereinziehung jedes wüsten Fleckchens! Entfernt wo Grundwasser zu Tage tritt dasselbe durch Drainieren! Wendet Tiefkultur an in Verbindung mit künstlichen Düngmitteln nach den von der Wissenschaft und der Praxis bewährten Grnndsätzen! Erhebt jedes kleinste Fleckchen Landes zur Gartenkultur! Sorget durch gute Schulen für die tüchtige Ausbildung der arbeitenden Klasse! Erzeuget Lust und Liebe zur Arbeit durch zweckmäßige Fortbildungsanstalten, durch Verbreitung von guten und billigen Schriften, durch persönliche Anleitung, durch Aufmunterung und eigenes Vorbild! — Dann sind wir gefeiet gegen das Schreckgespenst der „Übervölkerung", der Massenverarmung und der Massenauswanderung. Diese Mittel — nnd nur diese, nicht aber die (unmögliche) „Rückkehr zu den alten, einfacheren Verhältnissen" — verbürgen uns zugleich die Erhebung des Volkes auf eine höhere Stufe der Sittlichkeit und auf die Bahn eines sich stetig mehrenden Volkswohles!

(Oberamtmann H. Gropp, „Gedenkblätter landwirtschaftl. Kulturen", Hannover 1883.)

Druck von Fr. Stollberg in Merseburg.

Verlag von PAUL PAREY in Berlin SW., 10 Hedemannstrasse.

Acker, Wischen un Veih.

Ein Bok von Landwirtschaft för Jeremann.

In de leiwe plattdütsche Sprak

anfarigt von **A. Loeper,** Oberentspekter.

Gebunden, Preis 3 M.

Zur Stütze der Hausfrau.

Lehrbuch

für

angehende und Nachschlagebuch für erfahrene Landwirtinnen in allen Fragen des Anteils der Frau an der ländlichen Wirtschaft.

Von

Hedwig Dorn,

Verfasserin der „Wirtschaftsplaudereien" in der „Deutschen Landwirtschaftlichen Presse".

Zweite, umgearbeitete Auflage.

Mit 261 Textabbildungen. In rot Leinen gebunden, Preis 6 M.

Schmidlin's Gartenbuch.

Praktische Anleitung

zur Anlage und Bestellung von Haus- und Wirtschafts-Gärten

nebst

Beschreibung und Kulturanweisung der hierzu tauglichsten Bäume, Sträucher, Blumen und Nutzpflanzen.

Vierte Auflage,

vollständig neu bearbeitet von

Th. Nietner, Königlicher Hofgärtner in Potsdam, und **Th. Rümpler,** Gen.-Sekr. d. Gartenbauvereins in Erfurt.

Mit 751 in den Text gedruckten Holzschnitten und 9 farbigen Gartenplänen.

Neuer Abdruck. Gebunden, Preis 10 M.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von PAUL PAREY in Berlin SW., 10 Hedemannstrasse.

SCHLIPF's

populäres Handbuch der Landwirtschaft.

Gekrönte Preisschrift.

Elfte, vollständig neu bearbeitete Auflage.

Mit 440 in den Text gedruckten Holzschnitten.

Gebunden, Preis 6 M. 50 Pf.

Rohlwes'

Gesundheitspflege und Heilkunde

der landwirtschaftlichen Haussäugetiere.

Des

Viehar zneibuch

zweiundzwanzigste Auflage,

vollständig neu bearbeitet von **Dr. G. Felisch,** Kgl. Kreistierarzt in Inowrazlaw.

Mit Textabbildungen.

Gebunden, Preis 6 M.

J. G. KOPPE's

Unterricht im Ackerbau und in der Viehzucht.

Anleitung zum vorteilhaften Betriebe der Landwirtschaft.

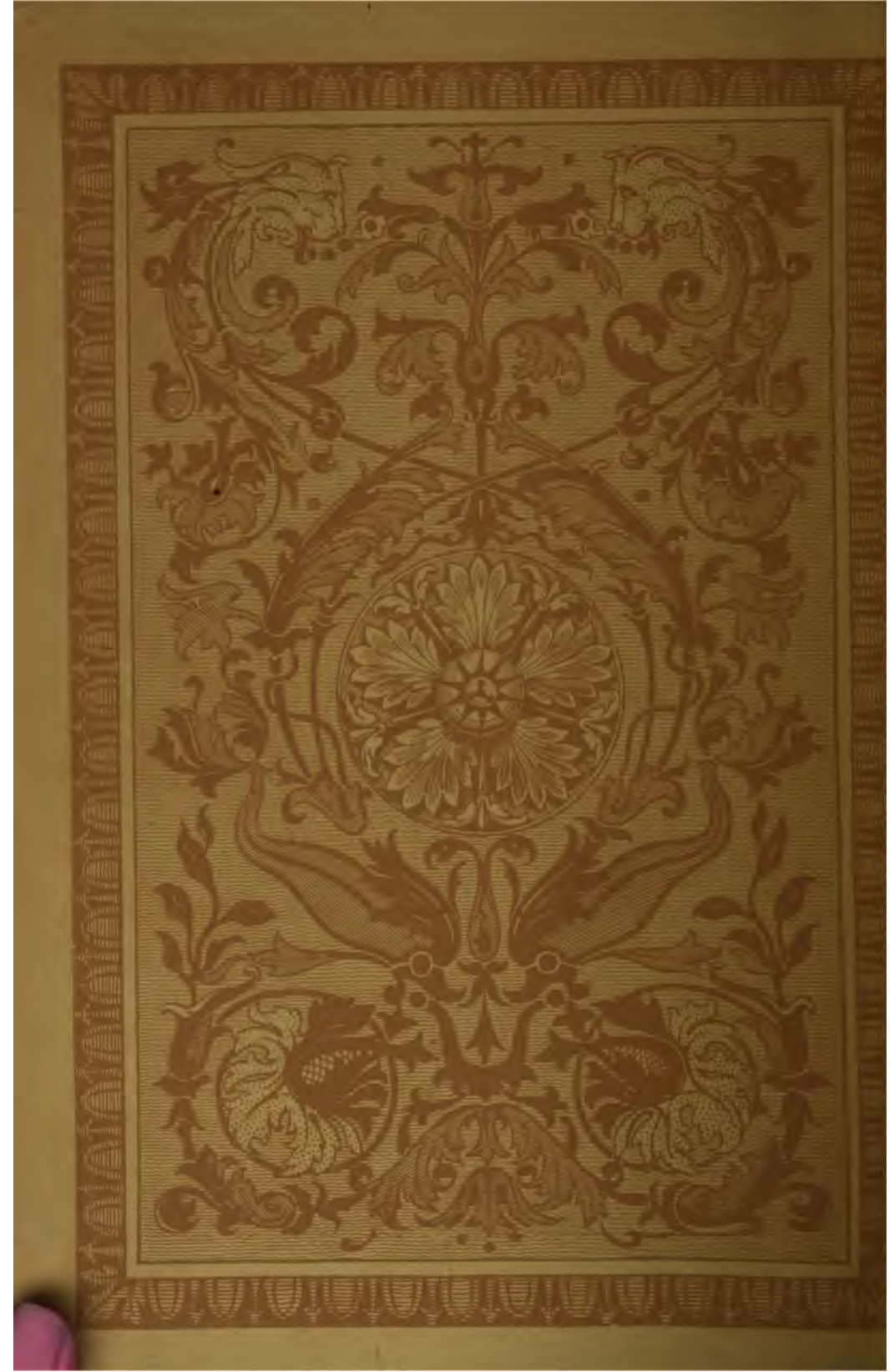
Elfte Auflage,

herausgeben von **Dr. E. von Wolff,** Prof. in Hohenheim.

Mit Koppe's Porträt und Biographie.

Gebunden, Preis 10 M.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.



YC 107036